5 A 2459 C

Der Donauschwabe

BUNDESORGAN DER HEIMATVERTRIEBENEN AUS JUGOSLAWIEN, RUMANIEN UND UNGARN

11. Jahrgang / Nr. 11

12. März 1961

Wir und der Kongo

Der Kongo ist überall dort, wo Grundsätze des allgemeinen Menschenrechts mit Füßen getreten werden

Im Kongo, im Herzen des dunklen Erdteils, wird heute um das Gleichgewicht der Welt gerungen. Bis Juni vorigen Jahres gehörte der Kongo mit seinen 14 Millionen Einwohnern als Kolonie zu dem NATO-Staat Belgien. Es ist sicher, daß das Kolonialsystem vielfach dazu diente, die Eingeborenen in menschenunwürdiger Weise zu behandeln und auszubeuten, es ist aber ebenso sicher, daß wenigstens der Zustand im letzten Jahrzehnt geradezu paradiesisch war gegenüber der Tyrannei einheimischer Häuptlinge vor der Annektierung durch die Belgier, gegenüber dem Kannibalismus, den wechselseitigen Sklavenjagden, der Herrschaft eines finsteren Aberglaubens und so weiter. Es ist nicht minder sicher, daß der größte Teil der Kongobevölkerung überhaupt noch keine Voraussetzungen mitbringt, um als Bürgerschaft eines zivilisierten demokratischen Staates sich selbst zu regieren.

Es wäre für den weisesten und unvoreingenommensten Schiedsrichter schwer gewesen, im Jahre 1960 zu entscheiden, ob der Kongo die Unabhängigkeit erhalten solle oder nicht. Was tatsächlich dazu führte, daß der Kongo von Belgien freigegeben wurde, war das Schlagwort, daß der Kolonialismus überlebt sei und verschwinden müsse. Man spricht auch von der Emanzipation der farbigen Völker, von ihrem Erwachen, ihrem Mündigwerden, davon, daß sie ihre Ketten abschütteln.

Man möge nun die folgenden Worte nicht mißverstehen. Aber von einer „Selbstbefreiung" der farbigen Völker kann wahrlich nicht gesprochen werden. Ein gemeinsames Vorgehen der weißen Völker könnte noch heute innerhalb weniger Wochen alle anderen in jeden beliebigen Zustand der kolonialen Abhängigkeit zurückwerfen. Es wäre ein Verbrechen an der Menschheit, aber rein technisch (wenn man blutigen Massenmord so nennen will) ohne weiteres durchführbar. Man wird kaum bestreiten können, daß die weißen Völker es waren, die den farbigen das geistige und technische Rüstzeug zur Erringung ihrer Freiheit gaben. Man kann mit der Lehre des Christentums beginnen, das zwischen Mensch und Mensch keinen grundsätzlichen Unterschied kennt, mit seiner Religion der Nächstenliebe, oder mit dem von der französischen Revolution geprägten Schlagwort „Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit", man mag sich auf den Sozialismus berufen oder was immer. Der gewaltige Beitrag, den Chinesen, Inder, Araber und andere zur Entwicklung der menschlichen Kultur erbracht haben, hätte nicht ausgereicht, sie vor der kolonialen Beherrschung durch die Weißen zu schützen, wären diese einig und zur Unterdrükkung der übrigen Welt entschlossen gewesen.

Wenn heute die Ermordung des Kongolesen Lumumba eine Weltkrise auslöste, so beruht dies einzig und allein auf der Stellungnahme eines weißen Staates, der Sowjetunion. Wenn aber andererseits Engländer und Franzosen schon früher genötigt waren, ihre koloniale Machtstellung abzubauen, so war neben eigener Einsicht auch der ausgesprochene Antikolonialismus der anderen Weltmacht, der USA, dafür maßgebend.

Man könnte nun dartun, daß sowohl die Haltung der Sowjetunion wie diejenige der USA durch machtpolitische Interessen bedingt sei. Im letzten Stadium der Dinge erweist sich jedenfalls die Frage als ausschlaggebend, wer sich im Herzen Afrikas als eigentlicher Machthaber durchsetzt. Es geht um die Herrschaft über 14 Millionen Menschen, die Verfügung über wertvollste Rohstoffe, strategische Positionen, die Einflußnahme auf andere afrikanische Staaten. Sehr richtig — aber am Anfang stand die Idee!

Hier ist nun der Kernpunkt der Dinge

Ideen waren es, die die große französische Revolution zum Siege führten und damit das Antlitz Europas umgestalteten, die nach Amerika übersprangen und die Verfassung der jungen Republik unter dem Sternenbanner formten. Aus Ideen, den Lehren von Engels, Marx und Lassalle, entstand die moderne Arbeiterbewegung, aus den Ideen eines Lenin der Sowjetstaat. Und wenn immer wieder auf dem Wege zur Verwirklichung Mängel oder Unvolkommenheiten, Entartungen oder Verkrampfungen, Übersteigerungen oder Ermüdungserscheinungen sichtbar wurden, so traten auch immer wieder andere Ideen — alte oder neue — auf den Plan, die dem Weg der Menschheit neuen Auftrieb gaben.

Hier ist nun der Kernpunkt der Dinge. Den weißen Völkern, die nach den fürchterlichen Opfern zweier Weltkriege, dem Zusammenbruch so vieler von ihnen aufgebauter Imperien einerseits, dem Aufstieg in ein neues „Wirtschaftswunder" andererseits ihre Haltung zu verlieren drohen, tut wahrlich nichts so sehr not, als ruhiges Selbstbesinnen. Natürlich ist nicht jeder Weiße ein Edelmensch der mithilft, Ideale des Menschentums zu prägen und zu verwirklichen, natürlich wollen manche von uns aus dem Elend farbiger Völker oder überhaupt ihrer Mitmenschen Reichtum schöpfen, natürlich ergeben sich aus der Verschiedenheit der Einsicht und der Interessen üble Reibungen und Verzerrungen. Wer aber Kraft und Einsicht paart, der wird auch heute noch den Weg erkennen, der es ermöglicht, die Entwicklung zu meistern.

Was den Kongo betrifft, so werden alle Sympathien für das belgische Volk die Feststellung nicht verhindern können, daß seine Regierung Winkelzüge versucht hat, die nur Unheil brachten. Wenn ihrer Meinung nach der Kongo für die Freiheit noch nicht reif war, hätte sie wohl die Möglichkeit gehabt, noch einige Jahre lang die Zügel in der Hand zu behalten. Es wäre aber ihre Pflicht gewesen, einheimische Kräfte für die Selbstverwaltung vorzubereiten und ihnen schließlich das Land wirklich zu überlassen, statt zu versuchen, im Wege einer Marionettenregierung die reichste Provinz neuerlich in ihre Gewalt zu bringen.

Daß andererseits auch Lumumba alles andere als ein Vorbild war, dürfte für den unvoreingenommenen Betrachter feststehen. Die unerfreulichste Folge der begangenen Fehler (sofern man überhaupt einen politischen Mord noch als „Fehler" beschönigen darf) besteht darin, daß nun wieder einmal die Sowjetunion sich ganz groß als Anwalt der Unterdrückten und Verfolgten aufspielen kann.

Es soll ihr kein Vorwurf daraus gemacht werden. Sie hat ihr Spiel außerordentlich geschickt gespielt. Was zu sagen ist, geht an unsere eigene Adresse und die der gesamten freien Welt. Nicht um einen neuen Rassedünkel zu züchten, wurde hier gesagt, daß gewisse Ideen sind, die den farbigen Völkern den Weg zur Freiheit gebahnt haben, sondern weil uns die Tatsachen vor die Wahl stellen, entweder diese unsere Ideen auch zu verwirklichen oder als Lügner und Betrüger dazustehen und als solche in des Teufels Küche zu kommen.

Soweit es sich nun unmittelbar um den Kongo handelt, hat jedenfalls das Donauschwabentum glücklicherweise keine Entscheidungen zu fällen. Aber es geht hier noch um etwas anderes. Der Kongo ist überall dort, wo Grundsätze des allgemeinen Menschenrechts mit Füßen getreten werden. Wir haben in einer vorangegangenen Betrachtung aufgezeigt, daß die Engländer auf Zypern, die Franzosen in Algerien nur Unheil säten und ernteten, insoweit sie versuchten, den Menschen dieser Länder das Selbstbestimmungsrecht vorzuenthalten. Wir haben gezeigt, daß auch die italienische Unterdrückungspolitik in Südtirol den Keim des Verderbens in sich trägt. Es ist aber kennzeichnend dafür, wo wir vorerst wirklich stehen, daß der österreichische Außenminister Dr. Kreisky ausdrücklich erklärte, Österreich habe das volle Selbstbestimmungsrecht für Südtirol nur deshalb nicht verlangt, weil seine besten Freunde dies nicht verstanden hätten!

Abgrundtiefe Schande für freie Welt

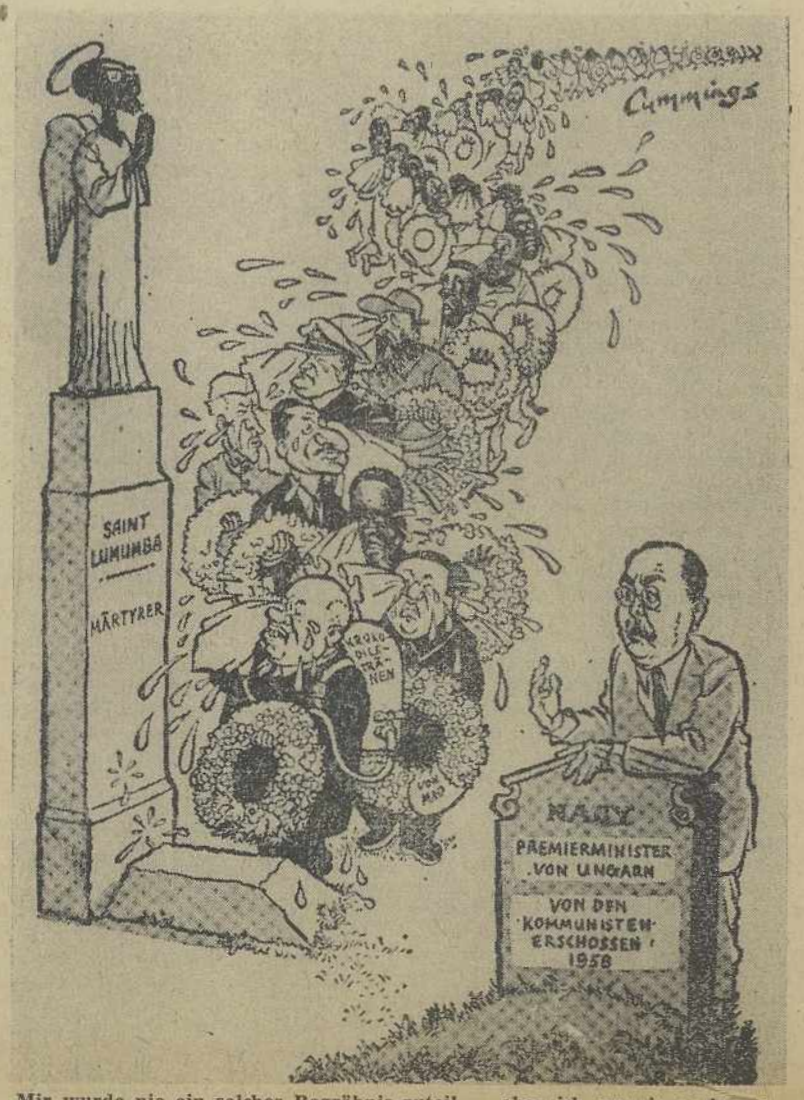
Es ist eine abgrundtiefe Schande für die freie Welt, daß ihre maßgebenden Vertreter es nicht verstehen, wenn Menschen in dieser freien Welt den Grundsatz der Freiheit auch auf sich angewendet sehen wollen. Hier waltet der alte Geist, der in Divisionen und strategischen Positionen rechnet, der wegen 230 000 Südtirolern nicht die NATO-Macht Italien mit 50 Millionen Einwohnern vergrämen will. Rechnungsmäßig liegt die Sache hier auf den ersten Blick ganz eindeutig. Wenn wir aber überlegt und erkannt haben, daß es die Ideen sind, auf denen die Macht beruht, dann wissen wir, daß derjenige, der um der Macht willen die Idee opfert, den Ast abschneidet, auf dem er sitzt. Ein Italien, das nur dann für die freie Welt einsteht, wenn es in Südtirol die Freiheit verhöhnen darf, bringt der guten Sache wahrlich keinen Nutzen. Das läßt sich auch ausrechnen. Es gibt schließlich 7 Millionen Österreicher, die unter Freiheit Europas auch Freiheit für Südtirol verstehen, und es gibt 50 Millionen Westdeutsche, die auch immer weniger Verständnis dafür haben, daß Italien nicht das tun kann, was Frankreich in bezug auf das Saargebiet getan hat. Und es gibt schließlich auch einige Millionen Bürger deutscher Abstammung in den USA, die auf die Dauer keine Moral mit doppeltem Boden hinnehmen werden. Wenn die USA ihre grundsätzliche Abneigung gegen jeden Kolonialismus auch dort zum Ausdruck gebracht haben, wo die Rücksichtnahme auf so alte und erprobte Bundesgenossen wie England und Frankreich etwas anderes geboten hätte, wird man in Washington wohl auch noch den nötigen Mut aufbringen müssen, den Erben Mussolinis den Standpunkt klar zu machen.

Die Sache hat aber auch noch eine andere Seite. So, wie die Dinge jetzt stehen, findet Moskau immer wieder Ansatzpunkte, dem Westen

(Fortsetzung auf Seite 2)

Lesen Sie auf Seite 4

„Johannes Weidenheim und die Bergpredigt"



Mir wurde nie ein solches Begräbnis zuteil — aber ich war ja auch ein Weißer . . .

Besinnung

Wer es ernst mit sich und seinen Mitmenschen meint, muß immer wieder eine Stunde der Besinnung halten. Das heißt: er muß den Weg überschauen, den er gegangen ist und die Richtung der Straße überprüfen, auf der er seinem Ziele zustrebt. Auch eine Zeitung ist gehalten, immer wieder ihren geistigen Standort zu fixieren.

Es ändert sich die Welt, und wir selbst verändern uns in ihr. In unserer technisch hochentwickelten Zeit vollzieht sich der Wechsel der Verhältnisse schneller als früher. Wer geistig an der Gestaltung unserer Welt mitbauen will, muß deshalb kritisch in dieser Zeit stehen: er muß die Entwicklung der Dinge objektiv und sachlich betrachten, aber ebenso sein eigenes Verhalten messen. Wer sich von seinem eigenen Wunschdenken leiten läßt und dabei die Realitäten übersieht, handelt falsch.

Dieser allgemeine Grundsatz gilt für jeden Menschen. Er gilt auch für eine Zeitung; natürlich auch und besonders für eine Zeitung wie den „Donauschwaben", der sich die schwere Aufgabe gesetzt hat, dem über die halbe Erde zerstreuten, aus seiner Heimat vertriebenen jüngsten deutschen Volksstamm ein Stück geistiger Heimat zu bieten, ein Band des Zusammenhaltes sowie ein Zeugnis der gemeinsamen Geschichte und Kultur zu sein.

So hält also auch „Der Donauschwabe" Besinnung über seinen Standort. Zuvor hat er mit seiner Rundfrage an die führenden Männer des donauschwäbischen Volkes den Horizont abgeleuchtet, um selbst ein klares Bild zu gewinnen. Die Antworten, die wir erhielten, haben wir ernsthaft geprüft. Sie waren ein Spiegel für die Situation des donauschwäbischen Volkes diesseits des Eisernen Vorhanges. Auch „Der Donauschwabe" hat in diesen Spiegel geschaut und — wir sind ehrlich genug, es zu sagen — sein „mea culpa" sprechen müssen.

Aber das gehört zur Gewissenserforschung, wenn man sich selbst vor dem Angesicht Gottes prüft, ebenso wie der gute Vorsatz, es künftig besser machen zu wollen.

Zu einer Besinnung gehört die Rückschau. So dürfen auch wir einige Jahre zurückblenden:

Es sind mehr als drei Jahre her, da fanden sich um den Redaktionstisch des „Donauschwaben" in vielen Gesprächen Männer zusammen, die mit ihrer Arbeit verantwortlich in den landsmannschaftlichen Organisationen standen. Sie alle beklagten die organisatorische Zersplitterung. Sie alle bekannten, wie sehr das Gewicht des donauschwäbischen Stammes in Deutschland gewinnen würde, wenn es einheitlich und geschlossen in die Waagschale geworfen werden könnte. Alle waren in gleicher Weise darüber einig, daß der Sache der Donauschwaben, der Pflege ihrer Geschichte und ihres geistigen Erbes vielfach bessere Möglichkeiten sich bieten würden, wenn die vorhandenen geistigen Kräfte in einem Rahmen zusammengefaßt werden könnten. Schließlich bestand Übereinstimmung, daß auch die materiellen Interessen des bei den Behörden der Bundesrepublik vielfach unbekannten oder verkannten donauschwäbischen Volkes durch eine einheitliche Landsmannschaft wirkungsvoller vertreten und durchgesetzt werden könnten.

Es war das Bild eines Verbandes aller Donauschwaben, — wie es alle im Herzen tragen, die ihr Volk lieben. Und weil dem „Donauschwaben" dieses Ziel eine Herzenssache war — und auch heute noch ist —, so hat er sich vor drei Jahren dieser Bewegung zur Verfügung gestellt, in der Hoffnung, dieses große Anliegen des Donauschwabentums in einer Anspannung aller Kräfte zu erreichen. „Der Donauschwabe" schloß mit diesen Männern einen Bund und stellte ihnen sein Organ und seine Stimme zur Verfügung, — aber er half auch mit seinen Geldmitteln Monat für Monat. Es ist eine große Summe, die er der gemeinsamen Sache in diesen drei Jahren zugeführt hat.

Mehr konnte „Der Donauschwabe" nicht tun, als seine Stimme zu leihen und mit Geld zu helfen. Das übrige mußten jene Männer tun, welche in den Organisationen tätig waren.

Das betrübliche Ergebnis ist bekannt. Die so notwendige Einheit der Donauschwaben ist nicht erreicht worden. Es ist müßig und überflüssig, darüber jetzt Betrachtungen anzustellen, warum das so gekommen ist. Für den „Donau-

schwaben" begann die Enttäuschung damit, daß wichtige Männer sich der gemeinsamen Organisation verschlossen, die sie eben noch bei unseren Besprechungen bejaht hatten. So blieb die Gründung des „Verbandes der Donauschwaben" in Ulm 1958 Stückwerk. Drei Jahre haben wir gehofft, daß die Einheit auf der landsmannschaftlichen Ebene noch nachträglich geschmiedet werden könnte. Es war vergebens. Die Fronten schienen sich immer mehr zu verhärten.

In diesen drei Jahren hat auch „Der Donauschwabe" Front bezogen. Denn „Der Donauschwabe" hat eine klare Linie und eine klare Sprache. Unermüdlich hat er die Sache der Einheit des Donauschwabentums — auch in der Organisation — vertreten. Aber er wurde damit selbst hineingezogen in den Tagesstreit der Landsmannschaften und der verantwortlichen Männer. Manchen harten Artikel hat „Der Donauschwabe" veröffentlich und veröffentlichen müssen, weil er vertraglich sich dazu verpflichtet hatte.

Mit Trauer und Wehmut sah „Der Donauschwabe", der als größte Zeitung der Donauschwaben den gemeinsamen Anliegen des donauschwäbischen Volkes und seinem Ansehen dienen wollte, wie er — durch die Verhältnisse gezwungen — Träger des unfruchtbaren landsmannschaftlichen Streites wurde.

So kamen wir zu der Rundfrage an 68 führende Landsleute. Und als wir immer wieder lasen: „Wir sind des Streites müde", da empfanden wir — die Männer der Zeitung — dies wie aus dem eigenen Herzen gesprochen.

So haben die verantwortlichen Männer des „Donauschwaben" Besinnung und Gewissenserforschung gehalten. Und sie kamen zu dem Ergebnis: Das große Ziel der Einheit und Einigung des donauschwäbischen Volkes besteht nach wie vor. „Der Donauschwabe" wird mit allen Fasern weiter bemüht sein, die geistigen Voraussetzungen dafür zu schaffen. Er wird das kulturelle und historische Erbe des donauschwäbischen Volksstammes hüten und wahren, sich um die Pflege eines einheitlichen donauschwäbischen Geschichtsbildes bemühen, die Sache der Donauschwaben vor der Öffentlichkeit vertreten, die menschliche Begegnung unter den Donauschwaben fördern, indem er von ihrer alten und neuen Heimat, von ihren Erfolgen und Leiden, ihrem Leben und Sterben berichtet; so will er eine Brücke schlagen von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, über Grenzen und Ozeane hinweg. Eine besondere Aufgabe sieht „Der Donauschwabe" darin, alle geistigen Kräfte zu sammeln, die mit ihm an solchem Ziel und solcher Aufgabe arbeiten wollen.

Aber eines haben wir erkannt: Diese Aufgabe kann „Der Donauschwabe" als die führende und größte Zeitung der Donauschwaben nicht erfüllen, wenn er verstrickt bleibt in die landsmannschaftlichen Auseinandersetzungen. Verlag und Redaktion des „Donauschwaben" sind sich im Klaren, daß die Zeitung von den einseitigen Bindungen an landsmannschaftliche Organisationen wieder unabhängig werden muß, da sie die Aufgabe hat, — allen Donauschwaben und allen im Donauschwabentum vorhandenen geistigen Kräften zu dienen. Selbstverständlich wird „Der Donauschwabe" auch künftig über die Arbeit der Landsmannschaften und über deren Veranstaltungen berichten. Aber das wird unter deren eigener Verantwortung geschehen; „Der Donauschwabe" wird den Verbänden in jeder Ausgabe den angemessenen Platz reservieren.

So haben wir ordnungsmäßig — unter Einhaltung der Kündigungsfristen — unsere Bindungen zum „Verband der Donauschwaben" gelöst, dessen Grundanliegen — die Einheit und Einigung aller Donauschwaben — nach wir vor auch unser Ziel bleibt. Gerade um dieses großen Zieles willen aber muß „Der Donauschwabe" als die führende Zeitung des donauschwäbischen Volkes unabhängig sein und allen vorhandenen Kräften und Gruppen offen stehen, damit in der gegenseitigen menschlichen Begegnung, in dem gemeinsamen Bekenntnis zur großen Geschichte des donauschwäbischen Stammes, in der würdigen Pflege des geistigen Erbes der Ahnen und in der berechtigten Wahrnehmung der donauschwäbischen Interessen in der Tagespolitik, das, was mit stürmender Hand im organisatorischen Bereich nicht geschafft werden konnte, zum Segen des donauschwäbischen Volkes allmählich wachse:

das menschliche Verständnis,
die Einigkeit der Herzen,
die Einheit der Bünde und Verbände!

Dr. Konrad Theiss
(Veranwortlicher Verleger und Herausgeber des „Donauschwaben")

Hauptentschädigung zur Rückzahlung von Darlehen nach dem Bundesvertriebenengesetz

Darlehen nach dem Bundesvertriebenengesetz (BVFG) gibt es nur für landwirtschaftliche Vorhaben. Der häufigste Fall ist der Einsatz dieser Darlehen bei Nebenerwerbssiedlungen, und zwar sowohl für sich alleine als auch gekoppelt mit Aufbaudarlehen nach dem Lastenausgleichsgesetz (Wohnungsbaudarlehen oder landw. Darlehen). Gerade wegen dieser gekoppelten Finanzierung zinsfreier Darlehen war und bleibt die Nebenerwerbssiedlung die günstigste Form des Eigenheimes für ehemalige Bauern oder deren Nachkommen. BVFG-Darlehen wurden und werden aber nicht allein für Neuerrichtungen, sondern auch zum Ankauf von Anwesen mit dem Charakter einer Nebenerwerbssiedlung gewährt.

Wegen einschränkender Bestimmungen hinsichtlich des Eigenlandes bei LAG-Aufbaudarlehen (im Regelfall 12,5 Ar und nur in den Ausnahmegebieten 8 Ar) sind eine Zeitlang Bauvorhaben mit geringerer Eigentumsfläche von 4—8 Ar grundsätzlich nur mit BVFG-Darlehen gefördert worden, dies vor allem in Baden-Württemberg. Sehr zahlreich sind auch die Fälle, daß ohne Befragung der Antragsteller einfach Mittel aus diesem Topf genommen hat. Je nach dem Einzelfall hat dies Nachteile oder auch Vorteile für den Siedler gehabt. Einerseits blieb ihm dadurch seine Hauptentschädigung für andere Zwecke erhalten, anderseits muß er das BVFG-Darlehen tilgen, ohne in den Genuß einer automatischen Verrechnungsmöglichkeit mit der Hauptentschädigung zu kommen. Schließlich sei noch erwähnt, daß auch Vollbauernstellen mit BVFG-Darlehen gefördert werden. Dazu gibt es im Regelfall auch noch Darlehen aus Landesmitteln. Für eine Neusiedlerstelle mit etwa 15—20 ha ist heute ein Kostenaufwand von etwa 200 000 DM erforderlich. Erst durch Ausschöpfung aller vorhandenen Quellen kann dieser Betrag erreicht werden.

Im übrigen sind Landesmittel auch für Nebenerwerbssiedlungen im Siedlungsverfahren, also bei Einschaltung der Württ. oder Bad. Landsiedlung oder eines anderen Siedlungsträgers eingesetzt worden. Diese Ausführungen beziehen sich neben BVFG-Darlehen im vollen Umfang auch auf Darlehen aus Landesmitteln.
so wäre die Frage nach der Nützlichkeit sehr leicht zu beantworten.

Was ist die Auszahlungszusage?

Hinsichtlich der Hauptentschädigung ergeben sich folgende Unterschiede: die Aufbaudarlehen werden mit der Hauptentschädigung verrechnet — für andere Darlehensarten ist hingegen eine solche Verrechnung nicht möglich. Nun ist aber mit der Auszahlungszusage ein anderer Weg geschaffen worden, die Hauptentschädigung für die Rückführung dieser Darlehen nutzbar zu machen. Weil nur wenig bekannt, wird von dieser Möglichkeit recht selten Gebrauch gemacht. Außerdem bestanden bislang auch noch einige einschränkende Bestimmungen, so mußte beispielsweise das BVFG-Darlehen gekündigt sein, um überhaupt die Hauptentschädigung einsetzen zu können. Diese Einschränkungen sind jetzt gefallen.

Mit der Auszahlungszusage verpflichtet sich der Ausgleichsfonds, die Hauptentschädigung oder einen bestimmten Betrag davon in einer Frist von längstens 3—6 Jahren unmittebar dem Kreditgeber auszuzahlen. Voraussetzung ist allerdings dabei, daß es sich um Kredite aus öffentlichen Mitteln oder um von der öffentlichen Hand verbürgte Kredite handelt. Die BVFG-Darlehen oder die Darlehen aus Landesmitteln sind nun solche Kredite, für die die Auszahlungszusage anwendbar ist. Beträgt das Darlehen nur bis 5000 DM, so wird die Hauptentschädigung bereits im 3. Jahr ausgezahlt — sonst nur Teilauszahlung von 5000 DM und Rest in drei Jahresraten.

Es ist selbstverständlich, daß der Geschädigte diesen vom Fonds bereits dem Kreditgeber zugesagten Betrag nicht anderweitig in Anspruch nehmen kann. Damit ist auch der Bezug von Unterhaltshilfe ausgeschlossen.

Die Zuerkennung der Hauptentschädigung ist immer Voraussetzung für eine Zusage. Erst im Anschluß daran kann beim Ausgleichsamt Antrag auf Erteilung einer Auszahlungszusage beantragt werden. Ist diese erteilt, so räumt der Kreditgeber entsprechende Erleichterungen ein. Diese bestehen in folgendem: Freigabe von Sicherheiten sowie Stundung laufender Tilgungszahlungen. Ist das BVFG-Darlehen beispielsweise in voller Höhe durch die Zusage gedeckt, so ist der Siedler von seinen weiteren Rückzahlungsverpflichtungen entbunden. Nach Ablauf der 3 bzw. 6 Jahren erhält er eine Abrechnung über die Verwendung seiner Hauptentschädigung für die Rückführung des Darlehens. Über den Rest seiner Hauptentschädigung kann er dann frei verfügen.

Lohnt sich die Zusage in allen Fällen?

Weitere Ausführungen werden zeigen, daß diese Frage sehr berechtigt ist. Bestünde eine Möglichkeit, die Hauptentschädigung auf diesem Wege für die Ablösung der teuren I. Hypotheken einzusetzen, Bei BVFG-Darlehen handelt es sich jedoch um zinsfreie und nur mit 4% jährlich zu tilgende Darlehen. Für die Darlehen in der üblichen Höhe von 10 000 DM sind also jährlich lediglich 400 DM aufzubringen. Genau so viel Zinsen bringt eine Hauptentschädigung von ebenfalls 10 000 DM. Damit wird es schon etwas fraglich, ob sich der Einsatz lohnt. Soll man ein zinsfreies Darlehen mit einer verzinsbaren Forderung ablösen?

Nun wird es vielleicht Landsleute geben, denen es lieber ist, schon jetzt von der Rückzahlung auf ihr BVFG-Darlehen befreit zu werden, als noch eine unbestimmte Zeit auf die Auszahlung der Hauptentschädigung zu warten. Denen könnte allerdings auch entgegengehalten werden, daß die Auszahlung der laufenden HE-Zinsen bald beginnen wird. Sie könnten also diese Zinsen für ihre Tilgung der Darlehensschuld verwenden.

Der Vollständigkeit halber muß noch erwähnt werden, daß die Erteilung einer Auszahlungszusage keinen Einfluß auf die Verzinsung der Hauptentschädigung hat. Wenn also etwa nach 3 Jahren mit der Auszahlung begonnen wird, so werden vorneweg wie auch sonst zuerst die aufgelaufenen Zinsen ausgezahlt. Ein Zinsverlust tritt somit bis zur Auszahlung nicht ein.

Ziehen wir noch die Kriegsschadenrente in unsere Betrachtungen ein, so kommen wir zu eindeutigen Schlußfolgerungen. Wer jetzt oder später in den Genuß der Unterhaltshilfe kommen kann, würde gegen seine Interessen handeln, wenn er über eine Auszahlungszusage seine Hauptentschädigung verbrauchen würde. So viel Vorteile kann ihm die Schuldbefreiung nie bringen, was er anderseits über die Kriegsschadenrente erhält. Wer als früher selbständiger Bauer Darlehen für eine Nebenerwerbssiedlung erhalten hat, gehört also zu den ehemals Selbständigen. Mit Sicherheit kann wohl niemand sagen, ob er bis zum 65. Lebensjahr wird arbeiten können, oder ob er früher erwerbsunfähig werden wird. Daher sollte jeder zunächst noch die Hauptentschädigung als Reserve zur Sicherung seines Lebensabends unangetastet lassen.

Sind hingegen die Kinder mit Darlehen gefördert worden und stehen ihnen ererbte Ansprüche auf Hauptentschädigung zu, so kann man in diesen Fällen ohne Bedenken zuraten, von der Auszahlungszusage Gebrauch zu machen, denn eine günstigere und vor allem raschere Auszahlung der Hauptentschädigung wird ohnehin nicht zu erwarten sein. Ganz nebenbei sei noch erwähnt, daß, vom Alter abgesehen, Unterhaltshilfe niemals auf Grund einer ererbten Hauptentschädigung gewährt werden kann. — Be.

Wir und der Kongo

(Fortsetzung von Seite 1)

aus der Verletzung seiner eigenen Prinzipien Fallstricke zu drehen und aus Situationen wie im Kongo politisches Kapital zu schlagen. Und während der Westen an solchen Verlegenheiten herumwürgt, sieht er gar nicht, welche Eiertänze auch Moskau in der Frage Südtirol aufführt. Den Österreichern ist es ja an sich außerordentlich sympathisch, nicht ausgerechnet in Moskau Protektion zu finden, aber man fragt sich doch, aus welchem Grund eigentlich die Sowjetunion bisher trotz einiger rhetorischer Seitenhiebe gegen Rom offenbar auch dafür ist, Südtirol bei Italien zu lassen. Der Versuch, den ehemaligen Heimwehrführer und typischen Österreicher Raab und den ehemaligen Austromarxisten und Emigranten Kreisky des nazistischen Revanchismus und Imperialismus zu beschuldigen, wäre zu grotesk. Eine sehr gut fundierte Überlegung basiert jedoch darauf, daß die Kommunisten in Österreich überhaupt keine Aussicht haben, auch nur in die Nähe des Steuerruders zu kommen, während die 23 Prozent Kommunisten und 15 Prozent Linkssozialisten in Italien nach volksdemokratischen Begriffen geradezu die Machtergreifung als Selbstverständlichkeit erscheinen lassen. Damit hätte man eigentlich die Groteske, daß die USA Südtirol bei Italien lassen wollen, um die Raketenbasen dort in der Hand zu behalten, die Sowjetunion aber läßt sie bei Italien, um eher Aussicht zu haben, sie in die Hände zu bekommen. Schließlich wäre die Fahne eines volksdemokratischen Italien am Brenner der vernichtendste Schlag gegen die NATO-Front in Europa, den man sich vorstellen kann.

Es gibt allerdings noch eine zweite Erklärungsmöglichkeit für den Moskauer Eiertanz in der Südtirolfrage. Zu oft nämlich wurde schon das Ostburgenland als das zweite Südtirol bezeichnet. Gerade diese beiden Gebiete am Rande Österreichs hat Hitler nicht in sein Reich „heimgeholt". Er wollte Bozen nicht seinem Freund Mussolini und Ödenburg nicht dem befreundeten Ungarn wegnehmen. Diese Parallele macht nun offenkundig Moskau so geneigt, die von Hitler und Mussolini für ewige Zeiten beschlossene Brennergrenze zu respektieren. Wackelt nämlich die Brennergrenze, dann ist die Grenze bei Ödenburg auch nicht lange zu halten. Moskau muß also entweder für oder gegen die faschistischen und imperialistischen Grenzen sein. Ist man dagegen, so muß auch Ungarn den österreichischen Volksboden herausgeben, der ihm durch einen faschistischen Gewaltstreich zugekommen ist. Offenbar fürchtet der Osten den Gedanken einer Grenzkorrektur derart, weil damit grundsätzliche Fragen aufgeworfen werden würden. So ist man also lieber dafür, Südtirol bei Italien zu lassen. Die unglückliche Entwicklung der italienischen Innenpolitik läßt ja wirklich immer mehr die Frage offen, ob entweder die „Öffnung nach links" zur Volksfront und später zur Volksdemokratie führt oder ob nach der befürchteten Spaltung der Democristiani sich aus der vereinigten Rechten wieder ein neuer Faschismus entwickelt. So oder so ist die Demokratie der Verlierer und demnach auf weite Sicht Moskau der Gewinner.

Wer nun alle diese Entwicklungslinien verfolgt, sieht mit Bestürzung, wie der Westen dem Osten auch dort in die Hände arbeitet, wo der Osten selbst eine Gangart einschlägt, daß er eigentlich über die eigenen Füße stolpern müßte. Im Kongo hat sich der Westen in Schwierigkeiten bringen lassen, in Algerien ist nur durch die Klugheit de Gaulles vermieden worden, daß östliche „Freiwillige" in den Reihen der Aufständischen auftauchten und begannen, Nordafrika zu einer Position Moskaus zu machen. Wenn man unter solchen Umständen nun in der Südtirolfrage Washington und Moskau Seite an Seite sieht, muß man sich fragen, ob die westlichen Staatsmänner wirklich nicht sehen, daß sie als Handlanger für des Teufels Küche arbeiten, wo sie selbst als Sonntagsbraten vorgemerkt sind.

Zur Vollendung der Ironie fehlt nur noch, daß Moskau und Washington vereint den Südtirolern und den Österreichern vorhalten, daß die Geltendmachung des Selbstbestimmungsrechtes für Südtirol und somit die sträfliche Mißachtung des Willens der Herren Hitler und Mussolini der Beweis für faschistisches und nazistisches Denken sei. Und selbst wenn dann noch der Geist von Teheran in Gestalt des guten alten Onkel Joe, anders genannt Josef Stalin, beschworen wird, werden die Südtiroler Bauern mit ihren dicken Bauernschädeln nicht aufhören, Freiheit und Selbstbestimungsrecht zu fordern und zu beweisen, daß das Naturrecht immer noch stärker ist als alle klugen Überlegungen der Staatsmänner. Ob Zypern oder Algerien, für das de Gaulle nun eine Lösung nach dem Muster Zyperns anstrebt, ob Südtirol oder das Ostburgenland, das man das andere Südtirol genannt hat, ob Indochina oder der Kongo: Wo Staatsmänner oder Abenteurer, gewissenlose Geldmacher oder berechnende Dogmatiker sich anmaßen, die Grundsätze des natürlichen Menschen- und Völkerrechtes und des echten Christentums zu verbiegen und zu vergewaltigen, wird immer wieder Mord und Krieg, Gewalt und Blutvergießen die Folge sein. An uns allen, einfachen Menschen, die in Ruhe und Frieden leben wollen, liegt es, unbeirrt durch die Hysterie oder Berechnung, Superklugheit oder Verworfenheit anderer ausnahmslos für uns wie für andere die Verwirklichung des Menschenrechtes, des Selbstbestimmungsrechtes und des Heimatrechtes zu verlangen. Eugen Printz

Kurz und bündig

Seit 1945 haben die Westmächte der Bundesrepublik insgesamt 75 Milliarden DM als Besatzungskosten abgenommen. Während derselben Zeit erhielt die Bundesrepublik als ERP-Hilfe nur rund 7,5 Milliarden Mark. Dieses Geld muß größtenteils ohnehin zurückgezahlt werden.

*

Der Komplize des elenden Verräters Frenzel, Franz Altmann, der in Wirklichkeit ein tschechischer Offizier ist, hat sich, wie der Vorsitzende des Kölner SPD-Kreisverbandes bekannt gab, 1958 mit falschen Personalangaben die Mitgliedschaft der SPD erschlichen.

*

In einem schußsicheren gläsernen Käfig wird der Massenmörder Eichmann seinem Prozeß, der im April in Israel beginnt, „beiwohnen". Sein Rechtsanwalt, Dr. Servatius, wird lediglich per Telefon mit seinem Mandanten sprechen können. Für den Prozeß wurde eigens ein Gebäude errichtet.

*

34 000 Mann stehen gegenwärtig in Österreich unter Waffen. Im Falle einer Mobilmachung würde Österreich eine Kriegsstärke von 70.000 Mann haben. Die Infanterie ist modern ausgerüstet, die Panzertruppe verfügt über 400 Panzer, von denen allerdings nur zwei moderner Art sind.

*

In Österreich zählt die Katholische Kirche (mit ihren drei Riten: römisch, griechisch, armenisch) 6,1 Millionen Gläubige, die Evangelische Kirche 430 000, die Altkatholische Kirche 33 000, die Griechisch-Orientalische Kirche 15 000, die Israelitische Religionsgemeinschaft 11 200, die Methodistenkirche 2000 und die Mormonen 800.

*

Die Herren Lothar R. Braun und Otto Hensel forderten in der „Braunschweiger Zeitung", daß auf den Gefallenendenkmälern nebst den Gefallenen der beiden Weltkriege auch die wegen Fahnenflucht Erschossenen verewigt werden. Na, höher geht's aber wirklich nimmer!

*

Etwa jeder 10. Bundesbürger ist vorbestraft, berichtete unlängst der Hamburger Staatsrechtslehrer Prof. Dr. Rudolf Sieverts. Fünf Millionen wurden bisher abgeurteilt und an die 50 000 sitzen gegenwärtig hinter „schwedischen Gardinen".

Arbeitstagung der CDU

Stuttgart. — Die Union der Vertriebenen in der CDU-Nord-Württemberg hält am Samstag, dem 11. März d. J., im Großen Landtagssaal zu Stuttgart, Heusteigstr. 45, eine Arbeitstagung über „Sicherheit und Freiheit — auch für Vertriebene und Flüchtlinge" ab. Beginn: 10 Uhr, Ende: gegen 18 Uhr.

Auf dem Programm stehen: 10 Uhr: Begrüßung; 10.30 Uhr: „Selbstbestimmungs- und Heimatrecht als Grundlage der Freiheit und Sicherheit" — Staatssekretär Franz Thedieck, Bonn; 15 Uhr: „Stabile wirtschaftliche Lebensgrundlage und Eigentum als natürl. Widerstand gegen den Bolschewismus" — Innenminister Dr. Hans Filbinger; Verbesserung im Lastenausgleich durch 13. und 14. Novelle — Bundestagsabgeordneter Dr. Herbert Czaja; anschließend Aussprache; 13 bis 15 Uhr gemeinsames Mittagessen.

Wer an dieser Tagung teilnehmen möchte, soll sich sofort mit der CDU, Landesverband Nord-Württemberg — Union der Vertriebenen — Stuttgart-O, Archivstr. 16/III in Verbindung setzen.

Miteinander - nicht gegeneinander!

Keine donauschwäbische Dachorganisation in Los Angeles

Los Angeles. — Die Versuche, die donauschwäbischen Vereine in Los Angeles in einer Dachorganisation zu vereinigen, scheinen gescheitert zu sein. Obwohl der langjährige Vorsitzende des St. Emmerich-Vereins, der aus Hatzfeld stammende Theo Schweininger, geneigt gewesen wäre, einen engeren Zusammenschluß zu fördern, scheinen sich besonders in dem zur Kirche gehörenden Sportverein St. Stevens doch Kräfte geregt zu haben, die gegen einen Zusammenschluß in einem einzigen Dachverband waren. Auch der Nachfolger Father Lanis, der aus Lieterstein stammende Pfarrer A. Biedermann, war grundsätzlich gegen eine Verschmelzung. Der Vorsitzende der Donauschwäbischen Vereinigung in Los Angeles, Karl Herz, schrieb in der „California Staatszeitung" einen Artikel unter dem Titel: „Einigkeit macht stark", in dem er für die Vereinigung aller Donauschwaben in Los Angeles und Umgebung unter einem Hut eintrat. Darauf reagierte Pfarrer Biedermann wie folgt:

„Antwort auf den Artikel ‚Einigkeit macht stark': Der Schreiber dieses Artikels, der in der vergangenen Nummer dieser Zeitung berichtete, daß der St. Emmerich Verein geschlossen als Mitglied der Donauschwäbischen Vereinigung beigetreten sei und die noch abseitsstehenden Vereine das Gleiche tun werden, um sie unter der ‚Dachorganisation' zu vereinigen, ist wohl falsch informiert oder macht Trugschlüsse, die dem Sachverhalt gar nicht entsprechen. Alle Vereine, die innerhalb der St. Stephanskirche existieren, sind kirchliche Vereine und darum von der Kirche allein und unabhängig geführt und geleitet. Das zuständige und leitende Oberhaupt dieser Vereine ist der Pfarrer der St.-Stephans-Kirche und keine außenstehende Dachorganisation. Einem Mitglied der Pfarrgemeinde oder einem Mitglied eines innerhalb der Pfarrei existierenden Vereines steht es natürlich absolut frei, jedem anderen Verein, Loge, Klub, Organisation usw. beizutreten und darin sich aktiv zu betätigen, nicht aber ein Verein als solcher, da zwei Autoritäten absurd sind. ‚Einigkeit macht stark' — insofern jeder innerhalb seiner Jurisdiktion arbeitet, nicht aber in der Anmaßung von Rechten, die anderen zustehen."

Eine friedliche Zusammenarbeit aller Organisationen dürfte mehr im Interesse der Gesamtheit liegen, als eine allzu straffe Vereinheitlichung: wichtig is es, daß die Vereine miteinander und nicht gegeneinander arbeiten.

„Ibusz" in Schwierigkeiten

Wien. — Im amtlichen Teil der „Wiener Zeitung" vom 19. Februar ist die „Bekanntmachung" veröffentlicht, daß die „Ibusz offizielles Reisebüro der ung. Staatsbahnen Gesellschaft m.b.H." in Wien, Kärntnerstraße 25, beabsichtige, ihr Stammkapital von derzeit 560 000 Schilling um 460 000 auf 100 000 Schilling herabzusetzen. Hiervon werden die Gläubiger der Gesellschaft mit dem Beifügen verständigt, daß die Gesellschaft bereit sei, allen Gläubigern, deren Forderungen am Tage der Veröffentlichung dieser Bekanntmachung bestehen, auf Verlangen Befriedigung oder Sicherstellung zu leisten. (feg)

Schwarzschlachten und Schwarzhandel

Salzburg. — In einer Reportage der Budapester Zeitung „Nepszava" wird bittere Klage über den zunehmenden Schnapskonsum der Arbeiterschaft geführt. Der Konsum beginnt bereits in den Zügen, in denen die Werktätigen zur Arbeit fahren. „Mit einer Aktenmappe unter dem Arm" — schreibt die Zeitung — „erscheint eine Gestalt in den Abteils; bald kommt eine Flasche und ein Glas zum Vorschein und wird Schnaps angetragen. Ein Arbeiter trinkt das Glas aus und bezahlt". Die Frauen beklagen sich über den Schwarzhandel mit Schnaps in den Eisenbahnen und den Bahnhöfen. „Täglich werden mehrere Hektoliter Alkohol schwarz an die Arbeiter verkauft und die Hauptkonsumenten rekrutieren sich aus den Reihen der Fabrik- und Bauarbeiter".

Es wird sehr viel „schwarz gebrannt", nicht nur auf den Dörfern, sondern auch in der Hauptstadt. Im vergangenen Jahr wurden nicht weniger als 3723 Schwarzbrennereien aufgedeckt, die 30 000 Liter Schnaps in Verkehr brachten. Die zahlreichen Betriebsunfälle werden auf den Konsum des in die Fabriken geschmuggelten Alkohols zurückgeführt. „Es ist überflüssig zu betonen" — schreibt die Zeitung — „welche Gefahren der in die Fabriken und Betriebe geschmuggelte Alkohol bedeutet, nicht selten führt dies zu schweren Unfällen, oft mit tödlichem Ausgang". Die Zeitung fordert härtere Strafen für die Schwarzhändler.

Im Parlament nahm der Oberste Staatsanwalt gegen das um sich greifende Schwarzschlachten Stellung und drohte mit schweren Strafen.

Der Diözesanbischof von Fünfkirchen gestorben

Wien. — Am 20. Februar verschied der Diözesanbischof von Fünfkirchen Franz Rogács im 81. Lebensjahr. Bischof Rogács wurde vor 13 Jahren zum Bischof geweiht. Der verstorbene Bischof wurde im Jahre 1880 in Csendlak, Kirchendistrikt Steinamanger, geboren und war bereits im Jahre 1917 bischöflicher Kanzleidirektor in Steinamanger. Rogács wurde am 2. März 1958 Nachfolger des verstorbenen Bischofs Franz Virág von Fünfkirchen.

„Die Ponziechter"

Das Budapester Blatt „Népszava" schreibt:

„In Ödenburg wurden früher die deutschsprechenden Bauern Ponziechter genannt. Ihre alten Gebräuche und ihre charakteristische Tracht ist bereits im Aussterben. Die deutschsprechende Jugend kennt diese Trachten nur mehr von den Fotographien und ihre alten Lieder, Sitten und Gebräuche aus den Erzählungen der Alten. Das Fremdenverkehrsamt in Ödenburg richtet jetzt ein „Ponziechter-Zimmer" in einem Haus aus dem XVIII. Jahrhundert ein.

Können Sie russisch . . .?

Ein in der Donau Ertrinkender ruft verzweifelt um Hilfe. Ein am Donauufer spazierender Arbeiter, der die Hilferufe hört, fragt den Ertrinkenden: „Können Sie russisch?", „Ja", antwortet dieser. „Na sehen Sie, warum haben Sie nicht lieber schwimmen gelernt?", und geht weiter.

Schwere Strafen gegen banaterdeutsche Intellektuelle

Wien. — Wie ein österreichischer Kaufmann, der von einer Geschäftsreise aus Rumänien nach Wien zurückkehrte, berichtet, soll in der ersten Februarwoche in dem Prozeß gegen die in der Angelegenheit des Tagebuches des nach einer zweijährigen Gefängnishaft in Temeschburg verstorbenen früheren österreichischen Generalkonsuls, **Dr. Josef Gabriel,** vor einem halben Jahr verhafteten deutschen Intellektuellen das Urteil gefällt worden sein. Angeklagt waren: die Rechtsanwälte **Dr. Hans Reb, Dr. Hans Mayer** und **Dr. Ferdinand Gabriel,** Apotheker **Mathias Götz,** der gewesene Verlagsdirektor **Dr. Peter Geiss,** der früheren Direktor der katholisch-deutschen Lehrerbildungsanstalt **Dr. Hans Weresch** und andere.

Das drakonische Urteil soll überall Bestürzung hervorgerufen haben. Dr. Reb und Dr. Weresch sollen auf **18 Jahre Zwangsarbeit** verurteilt worden sein. Die übrigen Strafen bewegen sich zwischen 10 und 16 Jahren. Lehrer Schmidt soll mit 4 Jahren Gefängnis die geringste Strafe erhalten haben.

*

Wir sind natürlich nicht in der Lage, von hier aus die Nachricht zu kontrollieren, da weder über die seinerzeit erfolgte Verhaftung, noch über den Prozeß selbst etwas in der Presse erschien. Sollte aber das Gericht — von dem man in Wien annimmt, daß es leider wahr sein dürfte — über diese **unerhört harte Strafen** den Tatsachen entsprechen, so ist das Urteil ein Beweis dessen, daß die kommunistische Klassenjustiz ohne Rücksicht auf die Grundsätze der Menschlichkeit ihre Urteile fällt, die mit Recht nichts mehr zu tun haben. Abgesondert vom obigen Fall wurde der Temeschburger Arzt **Dr. Zappe** zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Unsere Schlußfolgerungen

In den drei letzten Ausgaben unserer Heimatzeitung brachten wir auf Seite 4 die Antworten namhafter donauschwäbischer Persönlichkeiten des In- und Auslandes auf unsere Umfrage vom 28. September 1960 zum Abdruck. Diese Umfrage, deren Inhalt unseren Lesern schon zweimal zur Kenntnis gebracht wurde, betraf hauptsächlich das Verhältnis zwischen dem Verband der Donauschwaben, der die donauschwäbische Einheit auf zentralistischem Wege erreichen will, und den übrigen, nach Herkunftsländern (Jugoslawien, Rumänien und Ungarn) organisierten Landsmannschaften, die die donauschwäbische Einheit auf föderalistischen Bahnen verwirklichen wollen.

Mit der Umfrage wollte „Der Donauschwabe", der die Bestrebungen der sogenannten „Ulmer Gruppe" von allem Anfang an in erheblichem Maße unterstützte, weil er der ehrlichen Auffassung war, daß die so dringend notwendige Einheit unseres so schwer geprüften Stammes auf dem zentralistischen Wege am ehesten zustande gebracht werden könne, feststellen, ob die beiden Parteien zu einem ehrenhaften Zusammenschluß bereit sind, nachdem durch unwürdigen Streit nur böses Blut entstanden, nicht aber die große Einheit realisiert wurde. Daß zu diesem unsinnigen Zank, der vorwiegend von außerhalb stehenden Feinden unserer Volksgruppe eifrigst geschürt wurde, beide Seiten ihren Teil beisteuerten, ist gewiß.

„Der Donauschwabe" sah sich zu dieser Umfrage aus tiefer Verantwortung unseren Menschen gegenüber, deren Organ er ist, verpflichtet. Der Hader zwischen den einen und den anderen hat während der drei letzten Jahre nicht nur große konstruktive Vorhaben gelähmt, er hat auch anstatt der Einigkeit die Uneinigkeit bis hinunter in die Orts- und Kreisverbände hineingetragen! „Das muß, weil sträflich, aufhören!", so hieß es in unzähligen Briefen, die besonders im letzten Halbjahr 1960 auf dem Redaktionstisch in Aalen landeten. Hätte sich „Der Donauschwabe" diesen beschwörenden Bitten verschlossen, er wäre des großen Vertrauens, das man ihm aus allen Teilen der westlichen Welt entgegenbringt, nicht würdig.

Das Ergebnis der Umfrage ist nunmehr veröffentlicht. Dieses Ergebnis ist sowohl entmutigend als auch ermutigend. Fest steht, daß man die ewigen Streitereien um rein organisatorische Fragen restlos satt hat, auch in den höchsten Spitzen, nicht nur auf der Orts- und Kreisebene. Fest steht ferner, daß die donauschwäbische Einheit auf zentralistischem Wege unerreichbar ist, zumindest in der gegenwärtigen Zeit.

Wenn dem so ist, und dem ist so, muß man Schlußfolgerungen ziehen. Schließlich geht es hierbei um nichts anderes, als um die große Gemeinschaft des noch freien Donauschwabentums. Die darf man nicht aufs Spiel setzen, wenn man wirklich ein bewußter Donauschwabe ist und auf dem Standpunkt steht, daß die Gemeinschaft, nebst der Einheit, des Volkes Höchstes ist. Man würde diese Gemeinschaft aber aufs Spiel setzen, wenn man die Realitäten außer Betracht ließe und den eingeschlagenen Weg, der — das geht aus den Antworten auf die Umfrage in aller Deutlichkeit hervor — zu keinem Ende führt, einfach fortsetzt. „Der Donauschwabe" zieht daher für sich die unumgängliche Konsequenz: Er wird hinfort

für ein gemeinsames, für alle Donauschwaben verbindliches Geschichtsbild eintreten und somit Bannerträger der geistigen donauschwäbischen Einheit sein;

keinerlei Angriffe mehr, mögen sie von wem immer ausgehen, bringen, wenn sich diese gegen irgend eine Landsmannschaft oder deren Vertreter richten;

all das veröffentlichen, was der Befriedung innerhalb und zwischen den einzelnen Landsmannschaften dienlich ist und zur Beruhigung der Gemüter führt;

als Sprachrohr all jener Landsmannschaften, Verbände und Bünde gelten, die unsere aus dem Südosten Europas stammenden Menschen betreuen, und die mit der Grundrichtung des „Donauschwaben" übereinstimmen;

unerschütterlich für die Rechte unserer Menschen eintreten, auf die Knechtung unserer Brüder und Schwestern im kommunistischen Machtbereich aufmerksam machen und die Unterdrückung der Kirche durch die Gottlosen anprangern;

unbeugsam im Kampf gegen jene Elemente sein, die aus Absicht oder Dummheit im Dienste Moskaus stehen und an der Zerstörung unserer geschichtlichen Werte arbeiten.

In diesem Sinne will „Der Donauschwabe" zum Segen unseres weitverstreuten Volkes weiterwirken.

Die Redaktion

(3. Fortsetzung und Schluß)

Keine Vergewaltigung der Gegenwart

Man redet nicht über das Generationenproblem, das soviel dazu beigetragen hat, Hitler Zulauf aus den Reihen der Jungwähler zu sichern; man unterläßt jede Analyse der **geistigen Situation** der zwanziger Jahre, man begnügt sich, wie es der betreffende Band des Handbuchs der deutschen Geschichte tut, mit einer ermüdenden Aufzählung von Fakten des parlamentarischen und diplomatischen Lebens. Würde man tiefer loten und nach der geistigen Substanz der bürgerlich-sozialistischen Gesellschaft von 1930 fragen, dann würde sich der Aufstand der Jugend und weiter Kreise der Arbeiterschaft gegen den „Kulturbolschewismus" und die „Asphaltliteratur" als nicht ganz unbegründet herausstellen. Wer konservative Quellen ablehnt, findet bei George Grosz oder Ernst von Salomon immerhin einiges Material über das Thema — aber wie gesagt, man vergesse es, denn es stimmt nicht zum Bild der glücklichen, tugendhaften und tapferen Republik und nicht zu dem Schema, daß der Nationalsozialismus Reaktion und ein Ableger der Junker gewesen sei. Daß er eine Revolution war, daß er soweit rechts stand, daß man ihn bereits als links bezeichnen konnte (Hans Zehrers berühmtes Schema der einander auf dem Zifferblatt der Parteien berührenden Extreme KP — NSDAP), **das** will man nicht wahrhaben.

Will man der Vergangenheit Herr werden, sie mit der Gegenwart wieder ursächlich verknüpfen, dann darf man den deutschen Widerstand gegen Hitler wie die deutsche Gefolgschaft des Nationalsozialismus nicht aus dem Blickpunkt der Emigranten sehen. Es käme darauf an, die Stimmung der dreißiger Jahre zu rekonstruieren, die zunehmende Enttäuschung und die zunehmende Korrumpierung, die Genugtuung der Mitläufer über die wirtschaftlichen Erfolge des Regimes, der Jugend über den nationalen Aufschwung, der Reichswehr über die Aufrüstung; man müßte den Terror schildern, der weniger Aktion, denn ein Zustand war, die „innere Emigration", den Attentismus und die Camouflage, die Gleichschaltung der „Auchdabeis" (die auch heute wieder „dabei" und überhaupt seit dem 9. Mai 1945 leidenschaftliche Antinazi sind). Der Kampf um die Führung der Wehrmacht, die Fritsch-Krise und die Beck-Krise, aber auch der Kampf der Cliquen und Clans innerhalb der NSDAP, endlich aber die europäische Lage, das schlechte Gewissen der Mächte von Versailles, die Auflösung des französischen Hegemonialsystems und die wachsende kommunistisch-sowjetische Gefahr wären darzustellen. Erst dann käme man langsam zu einer Vorstellung davon, „wie es denn eigentlich gewesen ist".

Schablonen und Tatsachen

Auch für die Fragen, die mit dem Krieg zusammenhängen, stimmt die Schablone nicht mehr, die man uns nach 1945 zu benützen befahl. Daß Hitler den Polenkrieg geradezu erzwungen hat, ist freilich eine noch immer unerschütterte Ansicht. Eine Revision in der Danziger und in der Korridor-Frage hätte er mit britischer Hilfe wahrscheinlich ohne Krieg durchsetzen können. Daß er aber — mindestens 1939 — keinen Krieg geführt hätte, **wenn Stalin ihn nicht dazu ermuntert hätte, ist eine heute mit guten Argumenten zu vertretende These.** Neue Gesichtspunkte haben aber vor allem amerikanische Veröffentlichungen über Roosevelt ergeben (insbesondere Wedemeyer „Der verwaltete Krieg" und Crocker „Schrittmacher der Sowjets").

Daß auch Churchill den Krieg bis zur Vernichtung Deutschlands wollte, daß die Alliierten nicht nur gegen Hitler kämpften, sondern gegen das deutsche Volk, daß sie dem **deutschen Widerstand keine Chance gaben, sondern ihn nach Kräften lähmten,** daß Roosevelt Japan in den Krieg hineingezwungen und daß er den Sowjets nicht nur aus Dummheit, sondern aus einer vermutlich gefühlsmäßig bedingten Sympathie in die Hände gearbeitet hat, dürfen zwar amerikanische Autoren behaupten, nicht aber deutsche. Denen wird es in Deutschland selbst als Neonazismus angekreidet, was dann wieder antideutsche Stimmungen in England und Amerika verstärkt und damit den Interessen Moskaus dient, denen es — nach den Wünschen der heimatlosen Linken — ja auch dienen soll.

Es ist dann endlich auch ein Wort über die **Entnazifizierung** zu sagen. Die Art, wie sie, von Remigranten, Kommunisten, Ultralinken gesteuert und vielerorts auch durchgeführt wurde, hat die Aussichten auf eine wirkliche Bereinigung des großen historischen Prozesses auf lange hinaus verschüttet. Große Lumpen ließ man laufen, kleine Pgs wurden schikaniert, Gegner des Nationalsozialismus bestraft oder in Verruf gebracht, Nutznießer gelangten zu hohen Stellungen. Entlastet wurde nicht, wer kein Nazi war, sondern, wer entlastet werden mußte, war eben **kein Nazi. Die Gesinnung und die Partei, zu der sich einer nach 1945 bekannte, und nicht jene, für die er vor 1945 eintrat, waren entscheidend.** Das ganze Schema war falsch. Die — vielfach wirklich seit langem bekehrten — alten Nazi wurden strenger behandelt als die Konjunkturnazi, die Leute, die etwas gewagt hatten, wurden abgetan, die Attentisten, die nicht dabei waren, weil sie nichts riskieren wollten, erschienen als Kämpfer. Zum zweitenmal wurde die **potentielle Führungsschicht eines deutschen Rechtsstaates geköpft, nicht wörtlich, wie unter Hitler, aber durch Rufmord.** Das Elend unserer Demokratie hängt nicht zuletzt mit dieser verkehrten Auslese zusammen.

Solange die Bewältigung der Vergangenheit dazu mißbraucht wird, **die Gegenwart zu vergewaltigen,** ist sie ein hoffnungsloses Unternehmen. Solange Forschung und Lehre unter dem Auftrag stehen, den Automaten so zu bedienen, daß aus **jedem Fach das politisch Gewünschte herausfällt,** so lange wird es keine innere Reinigung, keine Katharsis der Nation und daher auch keine Metanoia, keine Umkehr und Erneuerung geben. Der Nationalsozialismus, Hitler, das Dritte Reich können nicht aus unserer Geschichte herausgelöst und als ein aparter Sonderfall behandelt werden. Will man die aus den Fugen gegangene Welt heilen, dann muß man **das Leiden in seinen tiefsten Ursachen erkennen.** Die Doktor-Eisenbart-Methode sind Narretei und Verbrechen. Geschichte und Justiz sind zweierlei.

Nicht umsonst hat Friedrich Meinecke, der doch ein alter Liberaler und Rationalist war, als er am Ende seines langen Lebens und nach dem Zusammenbruch von 1945 Bilanz machte, davor gewarnt, es als die Aufgabe der Geschichte anzusehen, daß sie Fortschritte und Rückschritte feststelle. Vielmehr müsse sie **„Schicksal ergründen".**

ENDE

Johannes Weidenheim und die Bergpredigt

Ein Beitrag zu unserer „unausgeglichenen Schuld" / Adam Müller-Guttenbrunn als Wegbereiter des Nationalsozialismus / Weidenheim Mitarbeiter einer kommunistischen Tarnzeitung / Von R. Ott

Unter dem Titel „Das unausgeglichene Konto" veröffentlichte das „Neuland" ein „Gespräch" mit dem linksstehenden Batschkaer Schriftsteller Johannes Weidenheim (mit seinem bürgerlichen Namen Schmidt Lacika), in dem dieser in einer Weise über die geschichtliche Entwicklung unseres Volkes spricht, die an Arroganz selbst die seines Lehrers, des Herrn Gauß, übertrifft. Seine Angriffe gegen die Vertreter der donauschwäbischen Landsmannschaften, die Verhöhnung Adam Müller-Guttenbrunns, dem er das „tödliche Narkotikum des Nationalsozialismus" in die Schuhe schiebt, sowie die merkwürdige Rechtfertigung seiner politischen Haltung veranlassen uns, einen kleinen Beitrag zu dem „unausgeglichenen Konto" zu liefern, auf dessen Aktivseite die zweihundertjährige Geschichte und die unleugbaren Leistungen eines arbeitsamen, friedliebenden Volkes und auf der Passivseite dieses Kontos die Umtriebe einer kleiner Gruppe von entwurzelten Intellektuellen stehen, die seltsamerweise aus demselben engbegrenzten geographischen Raum stammen; wie von Wühlmäusen werden die ethischen Wurzeln unserer Geschichte zernagt, durch die das in der ganzen Welt zerstreute Donauschwabentum nach der fast tödlichen Katastrophe die Kraft zur materiellen und geistigen Integration schöpfte. In keiner anderen donauschwäbischen oder Vertriebenengruppe sind derartige nihilistische Zerstörungsversuche zu beobachten.

Herr Weidenheim, der den Mut hat, die langjährigen Vertreter der Landsmannschaften zu verhöhnen, gehört schon seit Jahren dem Klub 1954 an und ist Mitarbeiter der von dieser Organisation gesteuerten „Blätter für deutsche und internationale Politik", die vom Innenminister der Bundesrepublik als kommunistische Tarnzeitung bezeichnet wurden. Daß er auch als Star-Literat zum geistigen „Neuland-Stab" gehört, erhöht die Pikanterie dieses „Blattes der Donauschwaben", in dessen Direktion neben Priestern auch Kapitalisten aus Österreich und Amerika sitzen. Stillschweigend dulden sie eine politische Tendenz, die Herr Gauß und Weidenheim immer offener vertreten.

Nach längerer Zeit heilsamen Schweigens meldete sich der aus Werbass stammende Schriftsteller und „überzeugte" Atombombengegner Johannes Weidenheim wieder zu Wort. Seine im „Neuland" (Nr. 8) auf fast zwei Seiten erschienenen großtuerischen Sprüche über Geschichte und Gegenwartsproblematik der Donauschwaben sind einer näheren Betrachtung wert. Sie wurden bewußt in die politische Konzeption des Salzburger Zirkels eingefügt, um ihr mehr Gewicht zu verleihen. Neben Ing. Reimann der sich bekanntlich mit der Gaußschen Schaukelpolitik identifizierte, sollte nun Herr Weidenheim als die große Attraktion in dem linkskatholischen Erneuerzirkus auftreten. Trotzdem er matrikelbuchmäßig evangelisch ist.

Johannes betreibt Selbstreklame

Wenn Literaten, die es verstehen, sich jeder politischen Konjunktur und „modernen" literarischen Richtung anzupassen, über ihre Werke und ihre persönliche Bedeutung sprechen, so ist das noch zu verstehen. Wir leben im Zeitalter der Reklame und wenn Manager mit den raffiniertesten Mitteln ihre Waren anpreisen, warum sollten das nicht auch Autoren tun. Ungewöhnlich ist es nur, wenn sich ihre Enttäuschung über die unterbliebene Tiefenwirkung ihrer Werke am Lesepublikum zu rächen versucht. Aber im Westen haben die Menschen noch das Recht, jene Bücher lesen zu können, die sie wollen, ohne Scherereien von Seiten der Parteifunktionäre befürchten zu müssen.

In einem primitiven Frage- und Antwortspiel, in dem die Fragen, die fettgedruckt sind, wichtiger als die Antworten waren, wurde Herr Weidenheim von seinem ehemaligen Lehrer und jetzigen geistigen Zwillingsbruder wie eine Zitrone ausgepreßt und das Ergebnis dieser politischen „Spätlese" den geduldigen „Neuland"-Lesern kredenzt. Mitten im Buchstabenmeer schwimmt das bebrillte Antlitz unseres Johannes, mit einem deutlichen, nach links schielenden Blick und den Arm mit halboffener Faust so vorsichtig emporgehoben, daß es schwer ist zu unterscheiden, ob es noch der alte oder schon der neue Gruß des „modernen" Menschen ist. Der Hintergrund des Bildes wirkt wie eine Blitzlicht-Aufnahme beim Sputnik-Abschuß. Die Fragen waren bewußt polemisch gezielt und die Antworten sollten jene treffen, die mit der hintergründigen Bewegung dieses Werbasser Duetts nicht einverstanden sind.

Der Führerkomplex

Auf die Frage, warum die „sogenannten donauschwäbischen Führer" dem Werke Weidenheims ablehnend gegenüberstehen, antwortete Johannes: „Donauschwäbische Führer? Gibt es das überhaupt?" „Möglicherweise halten sich verschiedene Leute dafür oder träumen davon, es zu werden ..." Schon die erste Frage ist ein Angriff gegen die Vertreter der Landsmannschaften, die seit zehn Jahren in uneigennütziger Weise für ihre Landsleute tätig sind. Beide Akteure wissen, daß es noch keinem Landsmannschaftsvertreter eingefallen ist, sich als „Führer" zu bezeichnen. Abgesehen von den paar Jahren, als man uns den „Volksgruppenführer" aufzwang, gab es bei uns immer nur „Obmänner", „Vorsitzende", „Präsesse" — aber keine Führer. Mit der bewußt falschen Behauptung sollte die Struktur der Landsmannschaftsorganisationen verzerrt und ihre Vertreter diffamiert werden: es ist dieselbe Taktik der Diffamierung, die im Osten seit langem geübt wird. Unklar ist es nur, welche Führer die Herren Gauß und Weidenheim gemeint haben: Ing. Reimann, Dr. Fraß, Oberstudienrat Anton Valentin, Landtagsabgeordneter Dr. Leber, Jakob Wolf, Dr. Trischler, Dr. Wanger, Anton Bertl, H. Reitinger oder vielleicht Frau Bundestagsabgeordnete Ackermann? Alle diese Menschen stehen schon seit Jahren selbstlos im Dienste ihrer Gemeinschaft und haben viel dazu beigetragen, daß unsere Landsleute nach der fast tödlichen Katastrophe wieder ein Zuhause gefunden haben. Warum also ihre Verhöhnung und Zerstörung ihres Ansehens? Die quälenden Sorgen des Johannes Weidenheim, daß es im donauschwäbischen Sektor Führeransprüche gebe, dürften völlig unbegründet sein. Die neuen Führer entspringen einem anderen System, das auf dem „Führerprinzip" aufgebaut ist, wenn auch die „Führer" Generalsekretäre heißen. Herr Weidenheim meint, daß seine Werke deshalb so wenig Anklang finden, weil er etwas „aufdecken", „den Glorienschein unseres ostdeutschen Sendungsbewußtseins zerstören" oder manches „Versäumtes" sichtbar werden lassen will. Niemand, Herr Weidenheim, ist von der Wahrheit schockiert — unser in der Mehrheit auch nach dem sozialen Strukturwandel in seinem Wesen bäuerlich gebliebenes Volk hat nichts zu verbergen: sein Leben war erfüllt von friedlicher Arbeit und die Werte, die unsere Gemeinschaft erfüllten, konnten nicht einmal durch den gewaltigen Völkersturm zerstört werden, der das Bild der Welt so revolutionär umgestaltete, denn sonst hätten sich unsere Menschen nicht überall in der Welt so rasch durchsetzen können. Die vielschichtigen sozialen Probleme, die wie bei allen Völkern unseres Siedlungsraumes seit der Jahrhundertwende stärker in Erscheinung traten, sind viel zu kompliziert, als daß sie ausschließlich mit dem lädierten ethischen Maßstab einer aus Nützlichkeitsgründen aus der Gemeinschaft desertierten Dorfintelligenz zu messen wären. Um so mehr schockiert aber das Bestreben dieser Wurzellosen, die Wahrheit zu zerstören. Der wahre Grund der Zurückhaltung den Weidenheimschen Werken gegenüber dürfte vielmehr darin liegen, daß die Menschen, die aus der Heimat fortmußten, wissen, daß nicht die Gestalten, die der „realistische Romantiker" oder „romantische Realist" jenen Teil der deutschen Öffentlichkeit, deren literarische Geschmacksrichtung in das entgegengesetzte Extrem von früher überschlug, präsentiert, das Profil unserer Dörfer und unseres Siedlungsraumes formten: Zigeuner, Taugenichtse, Tag- und Bizykeldiebe und andere „Randgestalten" leben nicht so verklärt in ihrer Erinnerung, wie sie ihnen Herr Weidenheim vorführt. Diese „Randgestalten" waren die ersten, die, als unsere Menschen wehr- und schutzlos waren, ein grausames Morden begangen. Vielleicht gäbe es erbaulichere Stoffe in dem wechselvollen und vielgestaltigen Leben des Donauschwabentums — nur würden diese nicht in den Trend jener „donauschwäbischen" Schriftsteller passen, die infolge ihrer zwiespältigen Erziehung mit staunenswerter Schnelligkeit in der östlichen, vielleicht nützlichen, aber jedenfalls verlogenen „Realistik" eine geistige Heimat gefunden haben.



Johannes Weidenheim alias Ladislaus Schmidt

„Die christliche Mitte"

Die Weidenheimsche Begründung des Standortes der „christlichen Mitte" — ist recht amüsant. Nur weil „Jesus Christus exemplarisch links stand" — in der Belgrader Zeit Weidenheims stand er offenbar extrem rechts — geziemt es sich, auch links zu stehen. Wie weit dieses Links von der geometrischen Mitte entfernt liegt, wird nur ab und zu sichtbar. So viel ich weiß, war in der Bergpredigt, auf die sich Herr Weidenheim zur Rechtfertigung seines Linksdralls beruft, keine Rede vom Parteibuch, ohne das man in den Ländern, in denen die „Unteren" diktatorisch herrschen, nur ein Mensch minderen Rechtes ist. Es geht aber nicht um rabulistische Spiegelfechtereien, sondern darum, offen zu bekennen, ob man für ein System ist, das an Stelle von Christus — Marx und Lenin setzte und statt auf das „Manifest der Bergpredigt" auf das kommunistische Manifest schwört.

„Jeder Kommunist", dem man mich als seinesgleichen vorstellen wollte, würde wahrscheinlich nur lachen" — erklärte Weidenheim. Gewiß, als Kommunist wäre Herr Weidenheim den Kommunisten völlig uninteressant. Dazu brauchen sie andere Kerle: Für Kommunisten sind die „bürgerlichen Linken" — mit oder ohne der falschen Etikette „christlich", die mitten in der nichtkommunistischen Welt bewußt oder unbewußt, aus Dummheit oder um entsprechende „Gegenleistung" die Widerstandsfront der Demokratie unterhöhlen und somit die Geschäfte der Kommunisten besorgen — wesentlich wertvoller. Es ist doch allgemein bekannt, daß in allen Ostblockländern korrupte Journalisten, geschäftstüchtige Literaten und politische Randgestalten den Boden für die Machtübernahme der Kommunisten, die nicht mehr als 0,5—2 Prozent der Bevölkerung ausmachten, geistig vorbereiten halfen.

Kein Donauschwabe, ganz einerlei, wo er lebt, ist von einem Atomkrieg oder von einem Krieg überhaupt begeistert. Denn mit wenigen glücklichen Ausnahmen, die noch zu Zeiten ihr Vermögen nach dem Westen retten konnten, haben wir durch den Krieg alles verloren. Aber auch kein Donauschwabe ist so albern zu glauben, daß das Verbot der Atomwaffe in der Bundesrepublik die Gefahr eines Atomkrieges aus der Welt schafft, solange jener bis über die Zähne gerüstete Staat, der offen nach Weltherrschaft strebt, nämlich die Sowjetunion, über eine unglaubliche Menge von Raketen verfügt, mit denen man in jeden Winkel der Welt Atombomben schicken kann. Müßte nicht dieser Staat endlich mit dem Raketengerassel aufhören? Gespannt wäre die donauschwäbische Öffentlichkeit, zu erfahren, was Herr Weidenheim anläßlich seiner Moskauer Reisen gesagt hat, als er, wie er selbst erklärte, seinen „Mund nicht gehalten hat"?

Heute weiß es auch der naivste Durchschnittsbürger, daß die von den Kommunisten aufgezogene und von Opportunisten, Rückversicherern oder politischen Einfaltspinseln propagierte Anti-Atomkrieg- und Friedensbewegung nichts anderes als eine recht gemischte Gesellschaft ist, die vor den Karren des Weltkommunismus gespannt, den geistigen Sprengstoff zur Zerstörung der demokratischen Freiheiten und der christlichen Weltanschauung in unsere Reihen schmuggelt.

(Schluß folgt)

„Allmählich werden wir doch so weit kommen, daß es keine Getauften und keine Sünder mehr geben wird, wenn sich die ‚Heiden' weiter so vermehren wie in der letzten Zeit. Dann werden wir vielleicht in den Zeitungen eine kleine Anzeige lesen, in der es heißt: ‚Gebrauchter, aber gut erhaltener Beichtstuhl wegen Arbeitslosigkeit seines Besitzers billig zu verkaufen ...'"

„Békés Megyei Népujság"

*

„Die meisten religiösen Bauern glauben, das irdische Leben sei nur eine Art Vorbereitung auf irgendein überirdisches Leben ...

Die Religion ist ein Tuch, das den Menschen vor die Augen gebunden wird ... Es ist unsere Aufgabe, dieses Tuch zu entfernen und die Massen der Arbeiter und Bauern dahin zu führen, daß sie die Wahrheit erkennen und verstehen .."

„Népujság" (Heves Megye)

*

So schreiben die Gesinnungsgenossen der „Linkskatholiken" in der „christlichen Mitte" in Ungarn.

Wer stützt wen?

„Neuland"- (A. K. Gauß-)Interview mit Johannes Weidenheim („Neuland", Folge 8, 14. Jahrgang, vom 25. Februar 1961)

Johannes Weidenheim: „... Daß ich ein Kommunist sein soll, ist ein bösartiger Blödsinn. Jeder Kommunist, dem man mich als seinesgleichen vorstellen wollte, würde wahrscheinlich nur lachen."

Der Bundesminister des Innern, Dr. Gerhard Schröder, hat in der Fragestunde des Deutschen Bundestags am 10. 2. 1960 im Einvernehmen mit dem Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen auf Grund der neuesten Ermittlungen eine Übersicht über die kommunistischen Tarn- und Hilfsorganisationen und ihre Publikationen gegeben und darunter an führender Stelle die vom „Deutschen Club 54" gesteuerten „Blätter für deutsche und internationale Politik" genannt. Die Zeitschrift (Verlag: M. Pabl-Rugenstein, Köln), für die Karl Graf von Westphalen verantwortlich zeichnet, führt unter ihren ständigen Mitarbeitern u.a. neben Prof. Franz Paul Schneider („Fränkischer Kreis"), Prof. Walter Hagemann auch Johannes Weidenheim. Die Zeitschrift liegt auf der Linie der von Moskau und Pankow propagierten Deutschlandpolitik.

Der Hauptschriftleiter A. K. Gauß (Salzburg) setzte sich im „Neuland" (Salzburg) wiederholt für Johannes Weidenheim ein, Weidenheim wieder für A. K. Gauß.

Bedeutung der „Intellektuellen" für die Bolschewisten

Die zentralisierte und hierarchisierte Organisation der Berufsrevolutionäre braucht als notwendige Bedingung für das Gelingen ihrer Aktionen die Sympathie der Massen; in dem Milieu, in dem sie arbeitet, ist sie auf Hilfe angewiesen und muß Verbindung zwischen den Komplizen herstellen. Sympathien, Mithilfe und Verschwörung. Lenin schrieb: „Wir müssen überall unsere Männer haben".

Der Elan dieses neuen „Islam" würde den Erfolg auf das Spiel setzen, wenn er nicht innerhalb der Zitadelle Überläufer fände, die die Tore öffneten. Daraus wird die Bedeutung der „Intellektuellen" für die Bolschewisten verständlich. Alles geschieht, als ob die Bolschewisten niemals daran gezweifelt hätten, daß bei der Zerstörung der Bourgeoisie diese selbst mithelfen müßte, bzw. das „schlechte Gewissen des Bürgertums" jenes „sozialistische Bewußtsein", das die „Intelligentsia" den „ausländischen" Arbeitern brachte, stark begünstigen werde.

Mit anderen Worten: man hat in der Geschichte und der Machiavellismus (man meint damit das „Gangstertum") nennt, trotz des Anscheins. Verschwörung und Beihilfen aus allen Schichten sind viel gefährlicher. Die Stärke des Kommunismus besteht nicht in den Rowdies, in den geheimen Kadern, die wissen, wie man einen Streik organisiert und verstärkt, wie man eine Maschine zerstört und einen Handstreich gut durchführt; sie besteht vielmehr in den „Unschuldslämmern" und vor allem in den „Sympathisierenden", die jenen „Sicherheitsring" bilden, in dessen Innern die Gesamtheit der aktiven und spezialisierten Mitglieder der Weltverschwörung arbeiten kann.

Der zweite Weltkrieg gestattete dem Kommunismus innerhalb Europas, sich von den Antikommunisten, die Hitler unterstützt hatten, zu befreien. Er erlaubte ihm auch, alle diejenigen auszunutzen, die Grund hatten, ihre Vergangenheit zu verschweigen. So erschienen vor allem nach der deutschen Niederlage allenthalben Satelliten, die zwar den Aktionen der Kommunisten, nicht aber ihren Theorien verpflichtet waren. Man verlangte von ihnen keinen Beitritt, nur Mithilfe. Man zieht vor, daß die Bourgeois bleiben, was sie sind; auf diese Weise dienen sie am besten; das Interesse bürgt für ihre Gefügigkeit. So flößen sie übrigens denen mehr Vertrauen ein, die sie in dem Maße, als sie ihnen ähneln, verraten können.

Es gibt noch andere Arten von Satelliten. Wir brauchen uns nur an jene „nützlichen Unschuldigen" zu erinnern, die zu nützlich sind, um ganz und gar unschuldig zu sein. Während sie andernorts von ihrem kritischen Geist Zeugnis ablegen, sind sie hier von einer Naivität und Leichtgläubigkeit, die allzu spezialisiert, allzu lokalisiert und allzukonsequent ist, um allgemein als echt verstanden zu werden. Es scheint durchaus, daß sie nur das sehen, was sie sehen wollen. Sie lassen sich bestimmen durch das, was sie sehen wollen und das, was sie nicht erkennen wollen.

*

Jules Monnerot: „Soziologie des Kommunismus", 429 Seiten, Leinen, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin.

Kommunistische Definition

Die Diktatur bedeutet — nehmt das ein für allemal zur Kenntnis — die uneingeschränkte, sich auf die Gewalt und nicht auf das Gesetz stützende Macht.

Lenin

*

Die Friedenspolitik des proletarischen Staates bedeutet keineswegs eine Aussöhnung der Sowjetmacht mit dem Kapitalismus. Sie ist nur eine andere Form des Kampfes gegen den Kapitalismus.

Aus dem Protokoll des VII. Weltkongresses der Komintern in Moskau.

Beschreibung des Kommunismus den Sympathisierenden nicht den Rang zuerkannt, der ihnen zukommt. Ohne die Gläubigen auf der einen und die Sympathisierenden auf der anderen Seite wäre das politische Problem des Kommunismus bloß ein Problem der Polizei.

Am gefährlichsten ist nicht das, was man zu Unrecht den

Graff schreibt den Steckbrief der Schmarotzer

Das Zoon Zoologikon der Donauschwaben – Freund aller Tiere aus Pantschowa

Am 2. Jänner sind es 110 Jahre gewesen, daß im Banat einer der berühmtesten Donauschwaben das Licht der Welt erblickte: Ludwig Bartholomäus Graff de Pancsova. Er hat allen Anspruch darauf, daß man ihn und seine Taten eingehend betrachtet.

Ludwig Graff war ein Zoon Zoologikon kat'exochän, auf gut deutsch: ein ganz und gar tierverständiges Gelebe, das der Große Pan mit ewigjungem Atem aus pelzgewandeter, schuppiger und gefiederter Kreatur nährte. Sein Leben verlief geradezu abenteuerlich und doch sehr konsequent. Seine Herkunft ist der Wurzelgrund auch der inneren Ausrichtung; in einer Stadt-Umwelt hätte sich diese naturhafte Persönlichkeit nicht entfalten können. Sein Vater, Wilhelm Graff, war Apotheker in Pantschowa, zugleich ein hochgebildeter Naturkenner, Forscher und Sammler.

Der Sohn Ludwig, der zuerst in Pantschowa die Oberrealschule und dann in Temeschburg das Gymnasium durchlief, sollte in Wien Medizin studieren; aber er hatte schon in seiner Bubenzeit so viel von der Naturverbundenheit des Vaters eingeimpft bekommen, daß er mit 20 Jahren von der Wiener an die Grazer Universität übersiedelte, wo er sich ganz dem Studium der Tierwelt in ihrer bunten Vielseitigkeit verschrieb.

Graff war ein ruheloser Geist. Es litt ihn nicht lange an einem Ort. Aus diesem Grunde folgte er einem Ruf an die Universität Straßburg im Elsaß, wo er Assistent des Professors Oskar Schmidt wurde und den Doktorhut erwarb. Aber bald verließ er Straßburg wieder und ging als Assistent zu Professor Siebold nach München, wo er sich mit der Schrift „Zur Kenntnis der Turbellarien", einer bis dahin fast unbeachteten parasitischen Wurmart, habilitierte. Mit 25 Jahren übernahm er die Lehrkanzel für Zoologie an der Kgl. Bayrischen Forstakademie zu Aschaffenburg. 1884 wurde Graff Vorstand des Zoologischen Instituts der Universität Graz, die ihn 1888 zum Dekan der Philosophischen Fakultät und 1896 zum Rektor wählte. Genauer: Graff war es, der das Grazer Zoologische Institut eigentlich erst geschaffen hat. Mehr als die Hälfte aller Bücher der Institutsbibliothek entstammt seinem Nachlaß.

In Graz empfing Graff die Idee zu seinem achtbändigen Werk „Arbeiten aus dem Zoologischen Institute zu Graz". Von hier aus befuhr er die Küsten Istriens, Venetiens und Siziliens, Ceylons und Javas, bereiste Bergen in Norwegen und Alexandrowska am Nördlichen Eismeer, Sewastopol und Nordamerika, durchwanderte Urwälder, Wüsten und Steppen, sah das große und kleine Getier, litt unter Entbehrungen und Krankheiten, kehrte aber mit großer Ausbeute nach Graz zurück, wo er eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten schrieb, die ihm nicht nur zwei österreichische Orden, sondern auch das Ehrendoktorat juris utrisque der schottischen Universität St. Andrews eintrugen. Zudem war Graff Mitglied der Akademien der Wissenschaften und naturwissenschaftlichen Gesellschaften in Philadelphia, Berlin, Prag, Wien, Moskau, Aschaffenburg, Frankfurt am Main und Triest. Der VIII. Internationale Zoologenkongreß 1910 in Graz wählte ihn zum Ehrenpräsidenten. Allgemein bekannt ist sein wissenschaftlich einwandfreies, dabei volkstümliches Werk „Schmarotzertum im Tierreich und seine Bedeutung für die Artbildung".

Weise Einsilbigkeit und launiger Humor machten Graff zur einprägsamen Charakterfigur. Der vertraute Umgang mit dem Tier, der auf andere Dinge lauschen lehrt als auf das Gerede des Tages, besonders aber die vielen Forschungsreisen machten Graffs Augen zum Schauen bereit. Er griff zu Pinsel und Palette und malte. Am 7. Februar 1924 schied er, 73 Jahre alt, von unserer Welt, um in die Unsterblichkeit einzugehen.

Wagen wir es nur ruhig zu sagen: Leute wie Graff, der Donauschwabe aus Pantschowa, müssen weiter unser Vorbild sein, wollen wir der deutschen Zoologie treu bleiben.

Helfried Patz

Die „Fünf Aphorismen"

Der erste Abend in der Reihe „Steirische Komponisten" war dem Donauschwaben Franz Koringer gewidmet, dem Leiter der Volksmusikschule Leibnitz bei Graz, 1921 im jugoslawischen Banat geboren. Koringer vollendet also demnächst das 40. Lebensjahr. Er hat schon öfters von sich reden gemacht; etliche Aufführungen seiner Werke sind sogar schon nach Wien und in die Deutsche Bundesrepublik gedrungen, so seine 1951 komponierte sinfonische Dichtung „Donauschwäbische Passion". „Der Donauschwabe" hat darüber bereits berichtet und in seiner Ausgabe vom 15. Jänner 1961 Koringers musikalisches Schaffen ausführlich gewürdigt.

Auch bei seinem letzten Kompositionsabend im „Forum" der steirischen Landeshauptstadt gab es eine Uraufführung. Man hörte zum erstenmal die „Fünf Aphorismen" für Flöte, Oboe, Klarinette, Horn und Fagott, die sich (um eine frühere Grazer Zeitung zu zitieren) „auch beim ersten Hören als durchaus launig-serenadenhaft anbieten, trotz starker dissonanter Spannungen, die aus einer vom Sekundenakkord ausgehenden Kompositionstechnik resultieren". p.

Aufruf an alle Heimatortsgemeinschaften!

Beim Bundestreffen 1961 zu Pfingsten in Karlsruhe wird den Heimatortsgemeinschaften günstige Möglichkeit zur Durchführung von Heimatortstreffen gegeben. Über zwanzig Ortsgemeinschaften haben ihre Teilnahme bereits zugesagt. Die Vorbereitungen zu guten und erinnerungsreichen Treffen sind bereits im Gange.

Diejenigen Heimatgemeinden, die bisher ihr Heimatortstreffen zu einem anderen Zeitpunkt an einem anderen Ort abgehalten haben, werden aufgerufen, sich diesmal zur großen Gemeinschaft zu bekennen und ihr diesjähriges Heimatortstreffen im Rahmen des Bundestreffens 1961 zu Pfingsten in Karlsruhe abzuhalten.

Ebenso sind alle jene Ortsgemeinschaften, die bisher nur gelegentlich bei den Bundestreffen zusammenkamen, aufgerufen, ihr Ortsgemeinschaftstreffen zu einem regelmäßigen jährlichen Ortstreffen auszubauen und diesmal in Karlsruhe mit dabei zu sein.

Besonders aber jenen Gemeinden, die bisher aus irgendwelchen Gründen noch nicht die Möglichkeit hatten, ein Ortsgemeinschaftstreffen durchzuführen, soll diesmal die Möglichkeit zum Anfang gegeben werden.

Die Ortsvertrauensleute werden daher gebeten, die erforderlichen Schritte zu ihrem Ortsgemeinschaftstreffen einzuleiten. Diese bestehen darin, daß sie sich zunächst einmal mit der Festkanzlei in Karlsruhe, Kaiserstr. 109/II, in Verbindung setzen und angeben, wieviel Teilnehmer beim Ortstreffen zu erwarten sind, damit auch ein entsprechender Raum zur Verfügung gestellt werden kann. Sofern bereits ein Ortsausschuß besteht, sollten sich die Ortsvertrauensleute zweckmäßigerweise mit diesem vorher in Verbindung setzen. Besteht kein Ortsausschuß, so ist dies eine günstige Gelegenheit, denselben beim Treffen in Karlsruhe zu gründen. Auf alle Fälle bietet das Bundestreffen in Karlsruhe in diesem Jahr erstmalig günstige Ansatzpunkte zur weiteren Pflege der Heimatortsgemeinschaften.

Lest und verbreitet den volksbewußten »Donauschwaben«!

Das Bestehen von Heimatortsausschüssen hat sich in vielen Fällen als sehr zweckmäßig und nützlich erwiesen, es sei dabei nur an die Frage der Bewertung unseres verlorenen Vermögens erinnert. Viele andere Fragen sind noch ungelöst. Tragen Sie zur Lösung dieser Fragen bei und helfen Sie mit, daß Ihr diesjähriges Ortsgemeinschaftstreffen in Karlsruhe stattfindet. Mit den Vorbereitungen zum Treffen werden Ihnen keine Kosten entstehen, da diese von der Festkanzlei des Bundestreffens übernommen werden.

Helfen Sie also mit, unsere Gemeinschaft zu stärken und melden Sie Ihr Heimatortstreffen baldigst an, damit die erforderlichen Vorbereitungen zu einem erfolgreichen Treffen eingeleitet werden können.

Während des Treffens werden sich die Leiter der Heimatortsausschüsse zu einer Besprechung über die Aufgaben und praktische Arbeit der Heimatortsgemeinschaften zusammenfinden. Zeit und Treffpunkt wird noch rechtzeitig bekanntgegeben.

Liebe Landsleute! Sie haben durch Ihre bisherige Mitarbeit zur Pflege Ihrer Ortsgemeinschaft sehr viel beigetragen und wir setzen daher die Hoffnung in Sie, daß Sie weiterhin helfen werden, das Bewußtsein an die Heimat wach zu halten und diesem Bekenntnis auch nach außen hin durch Ihr Ortstreffen in Karlsruhe sichtbaren Ausdruck zu verleihen.

In diesem Sinne grüßen wir
mit landsmannschaftlichem Gruß
gez. Ludwig Schumacher

An alle ehemaligen Mühlenbesitzer aus dem Südosten

Am 18. Februar 1961 wurde an alle ehemaligen Mühlenbesitzer, deren Anschriften dem Rat der Südostdeutschen — Interessengemeinschaft ehemaliger Mühlenbesitzer — bekannt sind, ein Rundschreiben versandt. Sofern auch andere Mühlenbesitzer aus dem Südosten Interesse an der Zusendung dieses Rundschreibens und weiterer Informationen haben, mögen sich diese an Herrn Gottfried Stelter, Dortmund-Wickede, Wickeder Hellweg 35, wenden.

Sollen wir Donauschwaben zurückstehen?

Es muß schon etwas daran sein, wenn überall in der Welt die Donauschwaben mit Hochachtung betrachtet werden. Und in der Tat, Fleiß, Tüchtigkeit und Zähigkeit bei der Verfolgung eines Zieles sind Eigenschaften, die unsere Volksgruppe besonders auszeichnen. Je größer die Schwierigkeit, desto beharrlicher ihr Wille, diese zu meistern. Viele konnten sich so nach dem Verlust all ihrer Habe wieder eine gesicherte Existenz aufbauen, und die Zahl jener, die sich ein eigenes Haus errichtet haben, ist größer als bei allen anderen Volksgruppen, die ihre Heimat verlassen mußten.

Weniger erfreulich ist jedoch die Tatsache, daß viele Donauschwaben zwar viel für materielle, kaum etwas jedoch für kulturelle Dinge übrig haben. Betrachtet man da die Anstrengungen der anderen Volksgruppen, so muß man beschämt feststellen, daß die Donauschwaben so gut wie an letzter Stelle stehen. Nicht etwa, daß sich unter ihnen keine Künstler und Schriftsteller von Rang befänden, — aber die mangelnde Unterstützung durch ihre Landsleute macht sie mutlos und entfremdet sie ihnen zwangsläufig, so daß sie sich dorthin wenden, wo man sie eher schätzt. So schrieb kürzlich einer unserer bekanntesten Dichter: „Unsere Donauschwaben sind leider auf ihrem inneren Ohr taub. Die Lehre daraus für mich persönlich ist die, daß ich kein Buch mehr für die Donauschwaben, sondern nur für den deutschen Leser schlechthin schreiben werde." Das ist eine bittere Feststellung, denn das bedeutet nichts anderes, als daß unsere Schriftsteller sich von unserem Volkstum abwenden. Eine Volksgruppe aber, die ihr eigenes kulturelles Erbe so gering schätzt, verliert ihr Eigenleben und geht in der Masse der anderen unter. Unsere Kinder werden bald nichts mehr von der alten Heimat wissen.

Dabei gibt es so viele Möglichkeiten, ohne besondere Opfer das donauschwäbische Kulturgut zu fördern und zu erhalten. Wie oft benötigt man etwas zum Verschenken, etwa zu Geburts- oder Namenstagen, für Hochzeitspaare, zur Kommunion und Konfirmation, — was wäre geeigneter, als ein gutes Buch von einem donauschwäbischen Dichter? Auch sollte es keine Familie geben, die neben materiellen Gütern nicht auch wenigstens ein paar Bücher aus dem heimatlichen Schrifttum besitzt. Das ist das Mindeste, was man für die Erhaltung eigenstämmiger donauschwäbischer Kultur tun könnte. Bücher sind im Vergleich zu anderen Dingen immer noch preiswert und halten fürs ganze Leben, und an einer Auswahl guter donauschwäbischer Literatur ist gewiß kein Mangel. Ein jeder sollte daran denken, daß er durch den Kauf dieser Bücher entscheidend dabei mithilft, das große kulturelle Erbe unseres Volksstammes zu bewahren und zu fördern. Das ist fürwahr eine Aufgabe, von der sich niemand ausschließen dürfte.

Priesternachwuchs

Der welterlösende Plan des Herrn erhielt seine aktuelle Kraft dadurch, daß er den Seinigen die Versicherung gab: „Ich werde bei Euch bleiben, bis ans Ende der Welt." Verwirklicht hat er ihn dadurch, daß er seine Sakramente als Gnadenquellen einsetzte und damit der Menschheit das göttliche Leben garantierte. Unmittelbar bewirkte er die ständig strömende Quelle des Gnadenlebens durch die Eucharistie, des Sakramentes seines eigenen persönlichen Lebens und der weiteren vier Sakramente, die auf die Heiligung des individuellen Lebens seiner Gläubigen abzielen.

Für das Heraufholen des Gemeinschaftlebens in die göttliche Lebensebene hat er zwei besondere Sakramente gestiftet: die Ehe und die Priesterweihe. Mit der christlichen Ehe ist die Familie geheiligt und zur Keimzelle der menschlichen Gesellschaftsordnung bestimmt worden. Mit der Priesterweihe drückte er der christlichen Gemeinschaftsordnung den göttlichen Stempel auf, ohne den sie in ihrer erlösenden Auswirkung nicht bestehen kann.

Diese beiden sozialen Sakramente sind die Garanten für die Eingefügtheit der Menschheit in jenes Leben, von dem der Herr gesagt hat: „Ich bin gekommen, euch mein Leben zu geben, damit ihr es in Überfluß habet." Ein auf Frieden, Ordnung, Gerechtigkeit und Menschenwürde ausgerichtetes Menschendasein ohne die beiden Stützen der Gesellschaft ist nicht möglich. Da braucht man nur einen scharfen Blick in das Leben der Völker (um die ganze Erde) werfen, die Vergewaltigungen von Milliarden von Menschen, die politischen Morde und die unheimlich anwachsende Unruhe auf der Erdkugel sich vergegenwärtigen und man hat Belege dafür ohne Ende.

Was kann uns in dieser Weltgefahr wohl helfen?

Nur die Rettung und Stärkung der Familie und ein berufstüchtiges Priestertum, das den Familien in der angestammten christlichen Geisteshaltung die Grundlage bietet. Beide bedingen einander, beide sind gleich unentbehrlich.

Hier stoßen wir aber auf eine gewaltige Gefahr. In der Familie zeigt sich die Auflockerung des christlichen Grundgefüges einerseits und ein erschreckender Priestermangel andererseits. Eine Erscheinung, die sowohl bezüglich der Familie, wie hinsichtlich des Priesternachwuchses dieselbe Ursache hat, namentlich die Zerstörung der christlichen Wertordnung. Wohin die Menschheit aber ohne diese lebenssichernde Wertordnung steuert, sehen wir, gerade wir Vertriebenen, nur zu deutlich, wir brauchen nur an unsere alte Heimat zurückdenken, wo die Familie in Auflösung begriffen ist und die Kirche mit dem Priestertum unter Verfolgung steht.

Gewiß, es gibt auch noch andere Gründe dafür, warum ein so großer Priestermangel zu beklagen ist. Die Diesseitigkeit in der Lebenshaltung, die Zeitlichkeit in der Zielsetzung, der praktische Materialismus, der unheimlich um sich greifende Komfortismus und die in den sittlichen Verfall treibende Genußsucht. Genau besehen sind diese Symptome Katastrophen für unser christliches Leben, die mit aller Sorgfalt und Kraft behoben werden müssen. Dazu noch die auseinandertreibenden Kulturströmungen, die bis in die Grundfesten des Geisteslebens hinunterwirken. Ja, wohin soll das führen?

Als Joseph II. unsere alte Heimat abschließend besiedelte, sorgte er umsichtigst dafür, daß die neuen Dörfer gute Priester bekamen. Er sagte: „Ein guter Pfarrer ist mir mehr wert, als ein Haufen Panduren." Damit hat er das Priestertum wohl nicht gerecht eingeschätzt, aber auf seine auch auf den Alltag abzielende ordnende Kraft hingewiesen.

Mit dem Priesternachwuchs geht es um die Vertiefung des religiösen Lebens, die größere Sauberkeit des Gesellschaftslebens, die Reinerhaltung der christlichen Familie, die gottbezogene Lebensdeutung und die Ewigkeitswerte.

Die deutschen Bischöfe klagen über einen empfindlichen Priestermangel. Wir vertriebenen Priester im Mutterland klagen, mit Recht, noch mehr. Deshalb bitten wir euch, ihr Vertriebenen alle, sendet uns Priesterkandidaten! Empfehlt uns Jungen aus Vertriebenenfamilien, wir Priester des „Südostdeutschen Priesterwerkes" helfen ihnen zum Studium in den höheren Schulen, auf daß sie dem Priesterberuf nachkommen können. Wenn wir uns selbst die zulängliche Zahl der kommenden Priester sichern, andere tun es nicht für uns! Empfehlt uns auch ärmere Jungen oder Spätberufene, wir fördern sie tatkräftigst.

Ärmere Jungen, deren Eltern die Kosten eines höheren Studiums, das zum theologischen Hochschulstudium notwendig ist, nicht bestreiten können, sollen dadurch vom Priesterberuf wirklich nicht abgedrängt werden. Wir, die Gemeinschaft der südostdeutschen Vertriebenenpriester, werden hierfür aufkommen. Die Jungen sollen nur die Eignung, den guten Willen und die Begeisterung für den Beruf aufbringen, der in seiner priesterlichen Ausrichtung nur das Seelenheil, die sittliche Vervollkommnung, die geistige Werterhaltung, das geläuterte Familienleben und eine christliche Lebensführung verfolgt und betreibt.

Sehr gute Erfahrungen hat man in dieser Beziehung mit Spätberufenen gemacht, weil sie sich schon eine bestimmte Lebensreife erworben bzw. erlitten haben und so viel Begabung immer in sich tragen, daß sie das Vorstudium zur Priesterausbildung in der Regel gut bestehen. Findet sich also ein Werktätiger, der innere Neigung und Berufung zum katholischen Priestertum in sich trägt; so zeigt ihm den Weg zu uns, wir helfen ihm zu seinem Beruf, da wir gerade in unserem Vertriebenenschicksal ohne gute Priester die ererbte und erworbene Lebenslinie nicht bewahren können.

Wenn man in den süddeutschen Diözesen Passau, Regensburg, München, Eichstätt, Augsburg, Rottenburg und Freiburg, in denen wir donauschwäbische Flüchtlinge in größeren Kontingenten wohnen, die Statistik über den Priesternachwuchs studiert und feststellen muß, daß auf je 1000 Gläubige 1 Seelsorger zu fallen hätte, diese Ziffer aber in keiner der genannten Diözesen erreicht wird, so ist es bei einem näheren Besehen noch auffallender, daß wir Donauschwaben, insgesamt etwa 500 000 Seelen, keine 5 Priesterkandidaten aufzuzeigen haben.

Dieser Umstand und der starke Wandel in der geistigen Grundhaltung unserer Gläubigen muß uns dazu bewegen, uns um reichlicheren Priesternachwuchs umzusehen. Deshalb wenden wir uns an unsere Flüchtlingsgläubigen mit dem Ersuchen, uns zu helfen, Priesterberufe zu wecken und geeignete Jungen uns zu empfehlen, damit wir ihnen beistehen können.

Anmeldungen hierfür nimmt entgegen in Freiburg/Breisgau, Günterstal, St. Lioba

Prälat Josef Nischbach.

Ostburgenländer den Burgenländern gleichgestellt

Als erfreuliche Kundgebung der Verbundenheit darf man es bezeichnen, daß bei einem literarischen Preisausschreiben, das anläßlich des 40jährigen Jubiläums vom Volksbildungswerk für das Burgenland ausgeschrieben wurde, neben den im Burgenland geborenen oder dauernd ansässig gewordenen Literaten auch alle Dichter und Schriftsteller teilnahmeberechtigt erscheinen, die in Westungarn geboren wurden. Im übrigen geographischen Sinn ist unter Westungarn ganz Transdanubien zu verstehen, also auch die Buchenwaldgegend und die Schwäbische Türkei, somit der weitaus größte Teil der ungarndeutschen Siedlungsgebiete inbegriffen.

Ob von Seiten des Volksbildungswerkes für das Burgenland an eine so weite Abgrenzung gedacht ist oder ob man nur das angrenzende Ostburgenland um Oedenburg, Wieselburg, Raab, Steinamanger, Güns und St. Gotthard im Auge hatte, ist unsicher. Jedenfalls darf man sich darüber erfreuen, daß die bekannte landsmannschaftliche Verbundenheit der Tiroler mit den Südtirolern nunmehr auch im Burgenland ein immer klarer zum Ausdruck kommendes Gegenstück findet.

Zugelassen zum Wettbewerb sind Romane, Novellen und Erzählungen im Umfang von mindestens 10 Maschinenschreibseiten, Bühnendichtungen und dramatische Werke für Rundfunk oder Fernsehen im gleichen Mindestumfang, schließlich Gedichtsammlungen, die mindestens 10 Gedichte umfassen. Einsendungen sind bis spätestens 1. September an das Volksbildungswerk für das Burgenland, Eisenstadt, Haydngasse 11, zu richten.

mit KAMERA und NOTIZBUCH UNTERWEGS

VON LANDSMANN ZU LANDSMANN



Goldene Hochzeit

Brühl. — Das Ehepaar Franz Kloss und Maria geb. Mohl aus Glogon, Bez. Pantschowa, beging im Kreise der Kinder, Enkel und zwei Urenkelkinder das seltene Fest der goldenen Hochzeit. Der Jubilar ist 74, seine Frau 67 Jahre alt. Das Fest begann mit einem Hochamt in der St.-Heinrichs-Kirche in Brühl. Pfarrer Güttler gratulierte und überbrachte einen Geschenkkorb samt Begleitschreiben vom Kardinal Frings, dem Erzbischof von



Ehepaar Franz und Maria Kloss aus Glogon.

Köln. Unter den zahlreichen Glückwünschen, Blumen- und anderen Geschenken war auch ein großer Geschenkkorb, eine Urkunde und ein Geldbetrag in Höhe von 150 DM, die vom Bürgermeister der Stadt Brühl persönlich überreicht wurden. Das Jubelpaar dankt auf diesem Wege allen recht herzlich.

Franz und Maria Kloss fanden nach langem Umherwandern in Brühl, Roddergrube, Lupinenweg 32, wieder eine zweite Heimat. Sie haben zwei Töchter, nämlich Elisabeth und Katharina. Die ältere lebt mit ihrem Mann, den Kindern und einem Enkel im eigenen Haus in Graz/Österreich, während die zweite Tochter mit ihrem Mann, Kindern und einem Enkel in Brühl-Vochem wohnt, also in der Nähe der Eltern.

Vater Kloss grüßt samt seiner Familie alle Verwandten, Bekannten und die übrigen Landsleute aus Glogon.

Ich rufe auf!

Gesucht werden von der Tochter Josefine die Mutter **Elisabeth Wagner,** geb. **Walther,** die Schwester **Maria Wagner** aus **Beschka,** Jugoslawien, der Pfarrer **Bubenheimer** und Frau **Paula** geb. **Nonnenmacher.** Zweckdienliche Angaben sind zu richten an Josefine Schuld, Mainz - Weisenau, Heilig - Kreuz - Weg 65.

Wer war **1943** in **Rovanjemi, Finnland,** und kann sich an meine Verwundung erinnern? Ich benötige eine diesbezügliche Zeugenaussage für das Versorgungsamt. Von 1942—1945 war ich bei der **Waffen-SS, Geb. Division Nord, 1. Abt. 3. Batterie.** Eventuelle Unkosten werden von mir rückerstattet. — **Josef Haberbusch,** Petze 73, Krs. Alfeld/Leine.

„Banater" Waldrandsiedlung in Kirchanschöring

Donauschwaben siedeln im bayerischen Salzachgau

Die kleine Gemeinschaft der Neusiedler — die von den Einheimischen kurzweg als „Banater" bezeichnet werden — stammt mit einigen Ausnahmen aus S e l c i in Slawonien (Kroatien). Von den etwa 1700 Einwohnern waren rund 75 Prozent Deutsche, der Rest setzte sich aus Ungarn und Kroaten zusammen. — Mit dem 25. Oktober 1944 war auch für die Deutschen aus Selci der Tag gekommen, an dem sie den angestammten Heimatort verlassen mußten. Etwa acht deutsche Familien waren zurückgeblieben. Die Dorfgemeinschaft kam als Landtreck nach Österreich. Nach der Aufteilung ging ein kleiner Teil über Salzburg nach dem bayerischen Auffanglager Piding. — Am 23. Februar 1946 hatte deren Nomadendasein dann endlich in Kirchanschöring, Kreis Laufen, Oberbayern, sein Ende gefunden. — In aller Stille, aber deshalb nicht mit weniger Stolz, feierten nun diese Neukolonisten am 23. Februar d. J. als bescheidenes Jubiläum die 15. Wiederkehr ihrer Seßhaftmachung in Dankbarkeit und stillem Gedenken an die unvergeßliche Heimat im Südosten und an die dort ruhenden toten Ahnen.

Am Dorfrand von Kirchanschöring konnte von einem Einheimischen eine abgeholzte Waldparzelle gekauft werden. In mühsamer Arbeit mußten die gewaltigen Wurzelstöcke mit primitivem Werkzeug entfernt werden. Als erster begann dann der ehemalige Bauer Josef Kaiser aus Selci mit seiner Ehefrau Katharina geb. Hoffmann aus Forkusevci und seinen zwei Kindern wie einst d'haam die Kolonistenahnen ein Haus zu bauen aus Holz und — Lehm. Der Lehmbrei wurde in einer Erdvertiefung angemacht. Dann stapfte die Familie Kaiser Tage hindurch unentwegt bis über die Knie in diesem Brei; er mußte ja als „Qualitätserzeugnis" gründlich geknetet und „getreten" werden... Die meisten Einheimischen haben zu Anfang der Bauausführung am Verstand des Bauherren gezweifelt. Und es fehlte nicht an Stimmen, die immer wieder den Bankrott der „Baufirma" prophezeiten... Aber das Werk ist gelungen! — Damals entstand ein Häuschen mit drei Zimmern, drei Küchen und zwei Abstellräumen sowie Stallungen für Klein- und Borstenvieh.

Es war ein ergreifender Augenblick, als unter den schaffenden Menschen eines Tages unerwartet der Pfarrherr von Kirchanschöring bei den Neusiedlern erschien, um die Weihe des Häuschens vorzunehmen. Und als er Glück und Frieden wünschte, da klangen seine Worte mit folgender Anerkennung aus: „Das, was ihr hier geschaffen habt, ist im wahrsten Sinne eine Kolonistenleistung, die sich jeder Einheimische zum Vorbild nehmen kann." — Der Tränen, die diesen bisher heimatlosen Menschen, die nun hier wieder eine neue Heimat gefunden hatten, über ihre Gesichter rannen, schämten sie sich nicht...

Auf der Waldparzelle haben sich dann später noch folgende Landsleute ihr Heim erbaut: Michael Nebenführ mit Ehefrau Katharina geb. Pfeiffer (3 Wohnräume, 1 Abstellraum); Paul Schübl mit Ehefrau Theresia geb. Pfeiffer (4 Wohnräume, 1 Abstellraum); Jakob Maschner (geb. in Morawitz, rum. Banat) mit Ehefrau Elisabetha geb. Klemm aus Selci (3 Wohnräume, 1 Abstellraum); Josef Schwager (geb. in Tschatschinze bei Djakovo) mit Ehefrau Elisabetha aus Klein-Selci, zuletzt wohnhaft in Esseg (Zweifamilienhaus); Jakob Hütter mit Ehefrau Elisabetha aus Kischker (4 Wohnräume, 1 Abstellraum); das Häuschen von Katharina Klemm ist inzwischen zu einem Zweifamilienhaus umgebaut (Eigentümer ist heute deren Sohn Franz Klemm).

Im Jahre 1952 ist Michael Nebenführ mit seiner Familie nach Kanada ausgewandert. Sein Haus wurde von dem ungarndeutschen Lm. Josef Rossmer gekauft. Dessen Ehefrau Grete geb. Weiß und deren Eltern Josef und Therese Weiß geb. Lehmann (die ebenfalls mit im Hause wohnen) stammen aus Karawukowa in der Batschka.

Lm. Josef Kaiser hatte inzwischen sein Häuschen an Peter Ambros aus Tschanad/rum. Banat verkauft. Er war damals zunächst nur mit Sohn und Tochter nach Vaihingen in Württemberg umgesiedelt; seine Ehefrau blieb einstweilen nicht nur zur Einbringung der noch stehenden Gartenfrüchte zurück, sondern sie hatte auch — wie konnte es wohl bei echten (Donau-)Schoweleit anders sein — noch zwei schwere Schweine zu schlachten und drei andere zu verkaufen...

Wohlig an einen sonnigen Abhang geschmiegt, im Hintergrund von alten mächtigen Fichten beschirmt, liegt inmitten fruchtgesegneter Obstbäume — im Sommer von einem Blumenflor gleich einer riesigen Malerpalette farbenfroh durchwirkt — die kleine Siedlung. Wahrlich ein Schmuckkästchen in dieser oberbayerischen Landschaft. Und wenn von den Einheimischen, vor allem von maßgebenden Herren der Kreisbehörde, immer wieder von i h r e r „Banater Siedlung" gesprochen wird, so ist das zweifellos auch eine besondere Anerkennung für die Neusiedler.



An eine sanfte Anhöhe geschmiegt liegen die freundlichen Häuschen der „Banater" Waldrandsiedlung bei Kirchanschöring in Oberbayern.
(Aufnahme: P. O. Habermann)

Daß die Beliebtheit der Neusiedler seit Bestehen der Siedlung bei den Einheimischen stetig zunahm, beweist folgende kleine Begebenheit: Als im Juni 1953 der Abschiedstag für die Kanada-Auswandererfamilie Nebenführ herankam, hatten sich zur Abschiedsfeier im Gasthaus Stadler am Bahnhof außer den Landsleuten auch eine größere Anzahl Einheimische eingefunden. Und alte und neue Landsleute sangen nach den Klängen einer Musikkapelle in schönster Eintracht die unvergeßlichen Melodien vieler der alten ergreifenden Heimatlieder.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß auch das Brauchtum bei den Neusiedlern von Kirchanschöring noch immer eine Pflegestätte hat. Da wird besonders das Gedenken an Kerweih und Metzelsupp mit Musik und Heimatliedern, mit Frohsinn und „Brotwerscht-Proben" wie einst daheim gefeiert. Und dann hatten die Einheimischen von Kirchanschöring einmal ein besonderes Erlebnis, das sie als „Banater Wunder" bezeichneten: eine echte donauschwäbische Hochzeit mit über 100 „g'ladene Gäscht". Da gab es mehrere Suppen, allerlei Fleischgerichte, original Paprikasch und beinahe 30 verschiedene Arten Kuchen und Torten... Über einhundert geladene, d. h. n i c h t z a h l e n d e Gäste! Von einer solchen Tatsache hatten die Einheimischen bisher nicht nur niemals etwas gehört, viel weniger gar es einmal selbst erleben dürfen. Nur eines entsprach nicht dem Brauchtum der alten Heimat: Es mußte das Geld für die Getränke von den Gästen selbst aufgebracht werden. Denn das, was auf der sonnendurchglühten Erde Südosteuropas einst der Stolz der deutschen Bauern war, mußte hier entbehrt werden: der edle Rebensaft, der köstliche Wein...

Ein seltenes Ereignis der Siedlung verdient noch erwähnt zu werden: Katharina Klemm geb. Kaiser aus Selci (ihr erster Ehemann Jakob Pfeiffer ist infolge von Erfrierungen während des ersten Weltkrieges kurz nach Kriegsende gestorben, der zweite Ehemann Franz Klemm ist im letzten Weltkrieg gefallen, und ein Sohn aus erster Ehe, Anton Pfeiffer, vermißt) ist im Juni 1953 als 56jährige erstmals Urgroßmutter geworden. Sie wurde am 26. November 1897 geboren und hat im Sommer 1912 (als 15jährige) Jakob Pfeiffer geheiratet. Ihre Tochter Theresia, verehelichte Schübl, ist am 16. Oktober 1914, ihre Enkelin Rosina Schübl (verehelicht mit Stefan Vollmer aus Kolut in der Batschka) am 20. September 1934, und ihre Urenkelin Maria Angela Vollmer am 29. Juni 1953 geboren... Und einige Jahre später wurde Katharina Klemm



ihren 80. Geburtstag feierte am 5. März Frau Magdalena Tittjung geb. Wolf aus Tordintzi, Krs. Wukowar, Jugoslawien, jetzt wohnhaft in Eningen u. Achalm, Schillerstraße 69. Die Jubilarin grüßt ihren Bruder Johann Wolf sowie alle Verwandten und die übrigen Bekannten aus der alten Heimat. Dieses Bild entstand vor zwei Jahren anläßlich eines Besuches ihrer Enkelin Maria Herz (links) nach der Rückkehr von der Siedlung Guarapuava in Brasilien.

zum zweiten Male mit der Würde einer Urgroßmutter bedacht, als die Tochter der Kanada-Auswandererfamilie Michael Nebenführ, Katharina, verehelichte Bokesch, Mutter wurde... Die Familie Nebenführ hat inzwischen in Kanada einen Besitz erworben, dessen Grundfläche etwa 120 Joch altem Heimatmaß entspricht und beschäftigt sich mit Geflügelzucht, Tabak-, Kukuruz- und Erdbeerenanbau... Daß sie ihre erste Zwischenstation als Neusiedler in Kirchanschöring noch nicht vergessen haben, beweist ihre Ankündigung, daß sie im kommenden Jahre in der dortigen kleinen Waldrandsiedlung, wo sie zum ersten Male nach ihrer Vertreibung wieder ein Stückchen eigene Erde gefunden und besessen hatten, mit den Landsleuten ein frohes Wiedersehen feiern wollen.

Donauschwäbische Bauernfamilien ...auch heute noch fruchtbar und gesund. Der donauschwäbische Stamm wird in seinen Nachkommen trotz seiner heutigen weltweiten Zerstreuung weiterleben, solange seine Menschen das Ahnenerbe bewußt im Herzen tragen und Kind und Kindeskindern weitervererben.

Paul Otto Habermann

N o c h m a l s :

Wer hat Umhangtücher?

Die Donauschwäbische Jugendtrachtengruppe von Nürnberg (Bodelschwinghstraße 3) teilt noch ergänzend mit, daß sie K a s c h m i r-Umhangtücher mit Blumenkranz und Fransen aus Seide oder Wolle benötigt, nicht aber einfache Umhangtücher. Die Farbe spielt keine Rolle.



Zur Feier des 43. Geburtstages der Kathineni kamen die Steins, Trägers, Kolbs und Daxers in Friedberg zusammen. Bei Kaffee, Kuchen usw. unterhielten sie sich und dachten viel an Mami und Tante Susi, die in Hoppstätten a. d. Nahe weilte und folglich am Wiegenfest nicht teilnehmen konnte. Sie war dort bei ihrem Sohn Jakob Kolb, beim Thewaldbatschi und bei der Kathi-Goht. Herzliche Grüße an alle Landsleute und Bekannte. — Anschrift: Katharina Daxer, Friedberg/Hessen, Wilhelm-Leuschner-Straße 16.



Diese Aufnahme entstand anläßlich des Weihnachtsfestes. Es zeigt uns Frau Susanna Kolb zwischen Johann und Karl Daxer. Sie grüßen alle Donauschwaben, besonders die Verwandten, den Onkel Johann, Stefan und Karl Swaton sowie den Bruder Jakob Daxer in Altbuschheim und Goht Susi Kolb. — Anschrift: Johann und Karl Daxer, Dorheim, Wilhelm-Leuschner-Straße 16, Kreis Friedberg/Hessen.

Von Jahr zu Jahr wächst Zustrom

Familienfest des Michaelswerkes in Wien

Wien. — Am Sonntag, dem 12. Februar d. J., veranstaltete das Michaelswerk das traditionelle Familienfest in Wien, welches bereits fünfmal stattfand. Ort der Veranstaltung war der „Simmeringer Hof". Der große Saal war von Gästen überfüllt und später Ankommende hatten Mühe, noch irgendwo ein leeres Plätzchen zu finden. Von Jahr zu Jahr wächst der Zustrom zum Familienfest des Michaelswerkes. Die Landsleute waren nicht nur aus Wien, sondern auch aus der Umgebung und selbst aus der Steiermark herbeigeeilt. Unter den Ehrengästen sah man die Herren Nationalrat Machunze, Nationalrat Kummer, Obmann des Schwabenvereins Wien, Kreiner, Dr. M. Lehmann, Dr. Riedlinger, Dr. Wüst, Direktor Helfrich, Knöbel, Lenz, Tebest, Hochw. Volkner, Harnacker, Müller, Bohn, Schneider usw.

Das donauschwäbische Familientreffen wurde erstmalig von einem Jungdamen- und Jungherrenkomitee eröffnet, wobei die schmucken donauschwäbischen Mädchen und Burschen paarweise in den Saal kamen und sich dann, getrennt, auf beiden Seiten aufstellten; jeder Tänzer seiner Jungdame gegenüber, so wie das einst „daheim" üblich war. Im freien Mittelteil des Saales nahm die Kindergruppe in donauschwäbischer Tracht (Batschka, Banat und Siebenbürgen), die unter Führung der Schwester Hilga dem donauschwäbischen Fest ein würdiges Gepräge gab, Aufstellung. Die lieben kleinen Leute waren die reizendsten Tänzer und Tänzerinnen. Sie kreisten allzu drollig und sangen nach dem Takt der Musik. Bald bekam man den Tänzer in seiner kleinen Latzhose mit dem durchgezogenen Taschentuch zu sehen, bald die Tänzerin mit der Gretlfrisur und dem gefältelten, geblumten Kaschmirrock.

Gleichzeitig bot das Familienfest Gelegenheit zum Treffen der Landsleute aus den Heimatgemeinden Windhorst und Rudolfstal, die das Fest mit einem gemeinsamen Gottesdienst in der Neu-Simmeringer Kirche einleiteten. Dieser wurde von ihrem Landsmann Kaplan Volkner, ein ehemaliger Gymnasiast aus Essegg, jetzt Innsbruck, gehalten.

Die beliebte Musikkapelle Müller spielte zum Tanze auf und brachte gute Stimmung unter die Gäste, besonders unter die Jugend. Als aber ein Csardas ansetzte, kamen die Alten auf ihre Rechnung, was hie und da ein entschlüpfter Juchzer bekundete.

In einer Tanzpause gab Dr. Wüst Auskunft über die Vermögensangelegenheiten und erwähnte den Herbst als Termin für das Einreichen der Anträge. Die Tanzpause wurde desgleichen zur Begrüßung der Landsleute aus Rudolfstal und Windhorst benützt.

Man kann nicht umhin, dem Ausschuß des Michaelswerkes und den übrigen Veranstaltern dieses so schönen Familienfestes zu danken und den Wunsch zu äußern, sie mögen solche Feste, die der gegenseitigen Verständigung dienen, öfter veranstalten. Dem Michaelswerk selbst wünschen wir weiterhin Gedeihen und Blühen zum Nutzen unserer Landsleute.

Herrn Dr. Michael Lehmann aber, der Seele des Michaelswerkes, gratulieren wir recht herzlich zur Ernennung zum „Geistlichen Rat" und wünschen ihm ein noch langes Schaffen im Michaelswerk, das unter seiner Führung heuer schon auf eine 10jährige segensreiche Tätigkeit zurückblicken kann.

Maria Klauser
Schulleiterin in Pension

Heimattag der Banater Schwaben

Zu Pfingsten in Schwäbisch Gmünd

Für den zu Pfingsten in der alten Reichsstadt Schwäbisch Gmünd stattfindenden Heimattag der Banater Schwaben zeigt sich bereits in den breitesten landsmännischen Kreisen ein großes Interesse. Im Rahmen des Heimattages finden folgende Veranstaltungen statt:

Samstag, den 20. Mai, 15.30 Uhr: Feierstunde zum Anlaß der Eröffnung der Banatia vor 35 Jahren, verbunden mit einem Gedenken zum Anlaß der Gründung des Deutschen Staatl. Realgymnasiums („Lenau-Schule"), des deutschen kath. Knabenlyzeums („Prinz-Eugen-Schule") und der anderen Oberschulen der Banater Schwaben. Abends 20 Uhr: Volkstumsabend. Heimatortstreffen mit Tanz.

Pfingstsonntag, 21. Mai: 9.30 Uhr: katholischer und evangelischer Gottesdienst. Die Festmesse und die Festpredigt für die Katholiken hält Prälat Josef Nischbach, der ehemalige Direktor der Temeschburger Banatia und Religionsprofessor an deutschen Oberschulen von Temeschburg. — Festlicher Trachtenumzug; 11 Uhr: Festkundgebung zum Anlaß der Gründung der Volksorganisation der Banater Schwaben, der Deutsch-schwäbischen Volksgemeinschaft, vor 40 Jahren; anschließend Heimatortstreffen.

Pfingstmontag, 22. Mai, vormittags 9 Uhr: Delegiertentagung der Landsmannschaft der Banater Schwaben.

Wechsel des Vorstandes

Unterhausen/Württ. — Der Ortsverband Unterhausen des Verbandes der Donauschwaben hielt am 18. Februar seine diesjährige Jahreshauptversammlung ab, an der zahlreiche Landsleute teilnahmen.

Der 1. Vorstand, Lm. Adalbert Huber, begrüßte die Erschienenen und dankte seinen Mitarbeitern im Namen aller Landsleute für die im vergangenen Geschäftsjahr geleistete Arbeit. Der kurze Tätigkeitsbericht des Geschäftsführers wurde mit Beifall quittiert. Anschließend gaben die Vorstandsmitglieder bekannt, was in ihrem Arbeitsbereich im verstrichenen Jahr geleistet wurde.

Dann schritt man zur Neuwahl der Vorstandschaft. Hier das Ergebnis: Als neuer 1. Vorsitzender wurde Lm. Anton Kremm gewählt. 2. Vorsitzender: Karl Strecker; Schriftführer: Hans Zobaj; Kassier: Andreas Biermann; Ausschußmitglieder: R. Riedel, J. Scholler, J. Petri, Chr. Walter, A. Fuchs und J. Bader.

Nachdem sich der neugewählte 1. Vorsitzende für das ihm entgegengebrachte Vertrauen bedankt hatte, wurde Landsmann Johann Lahm für seine 10jährige Mitarbeit in der Vorstandschaft der Ortsgruppe mit einem Buch geehrt. Gleichzeitig wurde er mit Frau Elisa Schiller zum Ehrenmitglied des Ortsverbandes ernannt. Mit einem gemütlichen Beisammensein endete die Hauptversammlung.

K. Weber

Einladung an alle Putintzer

Wiedersehen am 21. Mai 1961 in Mosbach

Mosbach. — Hiermit ergeht an alle Putintzer in nah und fern die Einladung zur Teilnahme am Putintzer-Treffen, welches zu Pfingsten 1961, also am 21. Mai, im Festsaal der Markthalle zu Mosbach/Baden stattfinden wird. Das Ortstreffen wird zugleich als Putintzer Kirchweihfest begangen. Auf dem Programm stehen:

9.00 Uhr: Totenehrung in der Markthalle; 10.30 Uhr gemeinsamer Gottesdienst in der St. Josefskirche unter Mitwirkung der Kapelle (Schubert-Messe); 13.00 gemeinsames Mittagessen im Festsaal, danach Festansprache, anschließend gemütliches Beisammensein mit Tanz. Abends gemischtes Programm, von Landsleuten gestaltet — es kann jeder zu Wort kommen — und Tanz bis um 4 Uhr morgens. Es wird die Trachtenkapelle „Böhmerwald" unter Leitung des Herrn Hellebrandt spielen.

Wir bitten unsere Landsleute, die an diesem Treffen teilnehmen wollen, sich bis spätestens 15. April d. J. bei Landsmann Hans Keilhauer, Mosbach/Baden, Bauernbrunnen 8, zu melden, damit alle Vorbereitungen zum Gelingen des Treffens getroffen werden können.

Da nur wenige Landsleute aus Putintzi in Mosbach wohnen und die Unterbringung in Privatquartieren nicht möglich ist, appellieren wir an die Vernunft aller Putintzer Landsleute, sich ein Zimmer vorzubestellen, falls sie hier übernachten wollen, damit auch den Mosbacher Landsleuten die Teilnahme am Feste ermöglicht wird.

Parkplätze für Kraftfahrzeuge und Omnibusse sind an der Markthalle zahlreich vorhanden.

Da uns nicht alle Anschriften von Putintzer Landsleuten bekannt sind, bitten wir jeden, der eine Einladung erhält, er möge diese dann an Bekannte und Verwandte weiterschicken. Auch diejenigen, die durch Heirat Putintzer geworden, sowie alle, die an diesem Treffen interessiert sind, sind herzlich eingeladen.

In der Hoffnung, daß ihr euch recht zahlreich am Treffen beteiligt, heißen wir euch schon heute herzlich willkommen zum Putintzer Treffen in Mosbach/Baden am 21. Mai 1961.

Der Festausschuß

Nachwahlen im Kreis Waiblingen

Stuttgart. — Gelegentlich der letzten Landtagswahlen in Baden-Württemberg kam es im Kreise Waiblingen zu einem Wahlabkommen zwischen der CDU und der FDP. Diese Wahlen wurden wegen Beeinflussung der Wähler angefochten. Auf Grund des gerichtlichen Urteiles muß nun die Wahl am 12. März wiederholt werden.

Auf der Liste des GB/BHE kandidiert unser Landsmann Jakob Wolf, Stuttgart. Wenngleich geringe Aussicht besteht, daß er durchkommt, so dürfte die Stimmenzahl für eine Kandidatur bei den kommenden Bundestagswahlen doch mitentscheidend sein. Im ersten Wahlgang kam der SPD-Kandidat in direkter Wahl durch.

Am 25. Februar fand in Waiblingen die erste gutbesuchte Wählerversammlung des GB/BHE statt. Außer Lm Wolf sprach auch der Staatssekretär für das Flüchtlingswesen in Baden-Württemberg, Herr Sepp Schwarz.

o. v.

Vom Hilfskomitee für die evang. Landeskirche aus Jugoslawien

Das Hilfskomitee der Evang. Heimatkirche wird in der Zeit vom 4. bis 6. April 1961 in Freilassing/Bay. eine Rüstzeit abhalten. Die Tagesordnung steht noch nicht fest. An der Tagung werden auch Dr. d. Theol. Georg Wild (Budisava) als Vertreter der Evang. Ostkirche, Prof. Friedrich Lotz, Prof. Balduin Saria (München-Belgrad) teilnehmen.

Für die Einladung zeichnet Kirchenpräsident Franz Hamm und Bischof Franz Hein.

Jahresversammlung und Neuwahl

Berlin. — Anläßlich der Jahreshauptversammlung der Vereinigung der Deutschen aus Jugoslawien, Berlin-Charlottenburg 9, Kaiserdamm 83, die am 18. Februar d. J. stattfand, wurde der neue Vorstand wie folgt gewählt:

1. Vorsitzender: Hans Jakob Kolling; 2. Vorsitzender: Josef Vayken; Geschäftsführer: Ludwig Binder; Kassierer: Friedrich Schenk; Kassenprüfer: Josef Schübel und Ludwig Herz.

Schoweer Heimattreffen am 28. Oktober 1961

Am 5. Februar d. J. tagte in Waiblingen bei Stuttgart der Schoweer Heimatausschuß. Zu Beginn der Sitzung gedachte Landsmann Brücker der großen Verdienste des kürzlich verstorbenen 1. Vorsitzenden des Ausschusses, Altbürgermeister Georg Teschner. Anschließend wurde eine Neuwahl durchgeführt, die folgendes Ergebnis brachte: 1. Vorsitzender Peter Brücker, Stellvertreter bzw. 2. Vorsitzender Jakob Hillrich. In den Ausschuß wurden neu gewählt: Adam Seil, Peter Haller und Peter Werth sowie Jakob Haller als Vertreter der Schoweer in Amerika. Neue Anschrift des Heimatausschusses: Peter Brücker, (14a) Endersbach bei Waiblingen, Am Pflaster 1.

Im Herbst 1961 sind 175 Jahre seit der Gründung der Batschkaer Gemeinde Neu-Schowe verflossen. Der Heimatausschuß hat beschlossen, im Rahmen eines großen Heimattreffens dieses Tages in würdiger Weise zu gedenken. Das Treffen findet am Samstag/Sonntag, dem 28./29. Oktober 1961, in der großen Festhalle der Stadt Winnenden bei Stuttgart statt. Bei dieser Gelegenheit wird auch die Schoweer „Kerwein" gefeiert. In den Festausschuß wurden gewählt: Oberlehrer Philipp Geiß, Karl Frey, Georg Ilg, Adam Mayer und Peter Heinz. Alle Schoweer sowie deren Freunde werden jetzt schon herzlich eingeladen, am großen Heimattreffen in Winnenden teilzunehmen.

Licum-Lacum ...

„Geld, Geld regiert die Welt!", des hän schun drhaam unsre Großvattre allweil gsagt, un die hän doch damals beschtimmt nit gwißt, wie eigentlich die Menschheit mit dem notwendiche Iwl (Geld) aaglaada kann sei. Damals hot es ka Begriff gewe vun ama Wirtschaftswundr, un wer in dere Zeit damals Geld ghat hot, der war allweil a gmachtr Mann.

Des soll sich jo in dere heintiche Zeit woht aa nit geändrt hawe, awr mir kummts vor, daß sich der Geldwert in dr ganze Welt a bißl vrmindrt hot. Es isch nämlich so, mr brauch do drvun a Haufe, daß mr doch aa a bißl was hot, un in dr Halt mitredte kann. Zugewe muß mr schun, sowie die Leit damals vrzählt hän, war des guti Geld um Klaanichkeite schwerer zu vrdiene. Un es hot so manchi Kalorie misse geopfert werre, bis so a Schroppe odr Gulde vrdient war.

In dr heintiche Zeit redte die Leit viel leichtr, als wie wenn es taal wirklich schpielend (die Schauschpieler) vrdiene täte. Do driwe, die Fawis-Großmottr, sagt vielleicht grad deswege allweil wegrm Geld zu dr junge Leit: es kummt leichtr rein, awr es fliegt aa leichtr naus. Die junge Leit wisse nit, daß allweil 's Schpare schun mitm Reibhelzl aafangt. Mit aama Wort, wie des die Großmottr maant: wie gewonnen, so zerronnen.

Eigentlich kann mr vun dem „Gewonnen" aa nit redte, solang mr sei Markle un Schilling, sowie Dollar un Pfund mit dr zehn Fingre vrdiene muß. Es haaßt mituntr aapacke, daß die Schwarte krache, weil wer vun dr Arweit ka Angscht hot, der brauch sich aa nit drvor vrschteckle. Do gibts allweil genung in rauhen Mengen. Solche awr, die wirklich leicht zu ihrem Geld kumme, misse sich aa taalmols noch Gedanke mache, wie, un uff welche Art, sie genung losbringe kenne. Des sin dann awr aa schun die Schwervrdienr in dr hechre Regione. Die suche sich die Schpielbänke aus, un finde dort Kurzweil.

Mir hän jo aa etliche solchi Kasinos do im Westen, wu mr leicht kann zu ama Vrmege kumme, awr aa alles vrliere iwr Nacht un dann hemmelunkrich dr Welt „Guti Morge" sage. Grad wie die Wirfl falle.

Laut einem Bericht vun dort, isch aa die Damenwelt eifrich in dr Schpielkasinos vrtrette. Beim Vrbeigehn hot jemand a ziemlich schwere Dame schpiele gsehne, nämlich schwer in Gewicht. Sie macht daher allweil ihre Einsätz bei dr Bank in dr englische Währung, un denke eich warum: weil sie druff aus isch, a paar Pfund zu vrliere.

Des geht awr nit so einfach, weil es Gwicht isch nit allweil mit Geld zu bezahle. Uff die Art bleibt mr dann (fett)-reich, ob mr will oder nit.

Gib. Owacht

Beglaubigte Übersetzungen
aller Urkunden
billig und sofort
aus der jugosl., rumän., ungar., tschech., slowak., poln., russ. und aus allen anderen Sprachen für ganz Ost- und Westdeutschland und für das Ausland, durch gerichtlich beeidigte u. geprüfte Dolmetscher. — Ratenzahlung.
Donauschwäbisches Übersetzungs- und Auskunftsbüro
A. Kreutzer
Karlsruhe/Bd., Adlerstr. 31/2

Paprika
sowie Tortenblätter, Franzbranntwein, Kakao, Mohn und sämtliche Gewürze liefert billigst Karl Putterer, Würzburg, Frankfurter Str. 76/1. Bei Paprika und Gewürzen ab 25.— DM portofrei.

Weiß und die „schwarze Kunst"

Nach mehr als 41jähriger Tätigkeit in der Druckerei „Leykam" zu Graz trat nach Vollendung seines 67. Lebensjahres der stellvertretende Chefmetteur Josef Weiß in den wohlverdienten Ruhestand. Der gebürtige Banater Schwabe hatte im Jahre 1910 als Buchdrucker seine Wanderschaft angetreten, auf der er im Jahre 1919, nach Unterbrechung durch den ersten Weltkrieg, in Graz, der steirischen Hauptstadt, „landete". Sein Scheiden nahm die Kollegenschaft dieser Tage zum Anlaß, um Josef Weiß für seine stets bewiesene gute Kameradschaft herzlich zu danken. Ein Abend vereinte die Mitglieder der Redaktion der „Neuen Zeit" mit Josef Weiß, seiner Frau und seinen engsten Mitarbeitern zu einem gemeinsamen Abendessen, bei dem der sympathische Donauschwabe Mittelpunkt zahlreicher Ehrungen war.

hp.

„Wie's daheim war"

Heimatabend der Donauschwäbischen Landsmannschaft in Mosbach

Am 28. Jänner fand im „Goldenen Hirsch" in Mosbach ein Heimatabend der Donauschwäbischen Landsmannnschaft statt. Er stand unter dem Motto „Wie's daheim war". Zur Aufführung gelangte das Kinder-Singspiel „Mutter, erzähl von daheim!" zusammengestellt von Emilie Niedermayer mit Gedichten von Annie Schmidt-Endres, Josef Werneth, Jakob Wolf, Johann Szimits, Christine Kindl und Lina Sommer. Die musikalische Bearbeitung besorgte Prof. Rudolf Niedermayer.

In teils heiteren, teils besinnlichen Gedichten, in humoristischen Gesangsstücken, Volkstänzen und Akkordeonspiel brachten die in Trachten gekleidete Kinder, die nie die Heimat ihrer Eltern gesehen hatten, ein lebensechtes Bild der alten Heimat, wie sie den Erwachsenen allen lieb und vertraut ist. Der Abend wurde mit dem Lied „Wie's daheim war", von Peter Cornelius, gesungen von Frau Veit, eingeleitet. Es folgten die Gedichte und Melodramen „Mutter, erzähl von daheim!", „Mein Elternhaus", „Heimweh", „Jahreszeiten", „Ein Schwabenmädel bin ich", „Ich bin a Schwob", „Banater Landsleut", „Kerweihgäscht", „Schlachtalied", „Pälzer Deitsch" und noch viele andere Volks- und Kinderlieder und Volkstänze.

Die Leitung und Einstudierung des Programmes lag in den Händen von Frau Emilie Niedermayer und Prof. Rudolf Niedermayer. Sie gaben der Hoffnung Ausdruck, am Muttertag mit der Kindergruppe ein ähnliches Programm zum Vortrag zu bringen. Das Singspiel wurde von Kaufmann Kipphahn auf Tonband und Schmalfilm aufgenommen. Der Abend war sehr gut besucht und der Saal bis auf den letzten Platz besetzt. Das Publikum spendete stürmischen Beifall.

Kreisvorsitzender Valentin Beck rief zu einer Spendenaktion für das „Adam Müller-Guttenbrunn-Denkmal" auf.

Auf allgemeines Verlangen wurde das Singspiel am 11. Februar in der Gaststätte Mosbach-Masseldorn wiederholt und errang dort gleichfalls durchschlagenden Erfolg.

Versammlung in Weetzen

Hannover. — Die Kreisleitung Hannover Stadt und Land der Landsmannschaft der Donauschwaben veranstaltete am 5. Februar d. J. im Gasthof „Lührs-Weetzen" eine Vortragsversammlung. Referiert wurde über das Fremdrenten- und Auslandsrenten-Neuregelungsgesetz, über den Lastenausgleich, die Einbürgerung sowie über das Mietgesetz. Als Referenten traten auf: Kreisvorsitzender Andreas Ludwig, der gew. Kreisvorsitzende Adam Jakob und der 2. Landesschriftführer Heinz Nölting.

Der Ortsvorsitzende von Weetzen, Lm. Moor, begrüßte alle Teilnehmer, besonders die Referenten aus Hannover, und eröffnete alsdann die Vortragsversammlung. Kreisleiter Ludwig dankte für dessen Worte und sprach dann von der Notwendigkeit des Zusammenhaltens unserer Landsleute. Die Versammlung würde dem Zwecke dienen, so meinte er, die neue Gesetzgebung dem einfachen Landsmann verständlich zu machen.

In einer anschließenden lebhaften Diskussion wurden alle Unklarheiten zufriedenstellend behoben.

Bundesorgan der Heimatvertriebenen aus Jugoslawien, Rumänien und Ungarn
Herausgeber: Donauschwäbischer Heimatverlag Aalen/Württ., Hauptstraße 5
Chefredakteur und für den Inhalt verantwortlich: Franz Schuttack
„Der Donauschwabe" erscheint wöchentlich
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben. — Für Inserate z. Z. Preisliste Nr. 4a gültig. — Der IVW angeschlossen.
Bezugsgebühr
In Westdeutschland wird die Bezugsgebühr durch die Postverwaltung eingezogen. Im Ausland kann die Bezugsgebühr per Post überwiesen werden. Aus Ländern, wo diese Übersendungsart noch nicht zulässig ist, können pro Monat vier internationale Rückantwortscheine (reply coupons) im Brief eingeschickt werden.
Westdeutschland: monatlich 1,50 DM
Österreich: monatlich 7 Schilling
USA: vierteljährlich 1,25 Dollar
Übriges Ausland: vierteljährlich 5,- DM

„Haus der Donauschwaben"

Beim Verband der Donauschwaben, Bundesverband e. V., Ulm/Donau, Unter der Metzig 8, sind weitere Spenden für das „Haus der Donauschwaben" eingelaufen. Folgende Landsleute haben Bausteine gezeichnet:

Baustein Nr. 3200: Lorenz Guth, Solingen, 5 DM;
Baustein Nr. 3201: Adam Holzmüller, Solingen, 5 DM;
Baustein Nr. 3202: Josef Pfeifenroth, Solingen, 5 DM;
Baustein Nr. 3203: Adam Brendle, Solingen, 5 DM;
Baustein Nr. 3204: Vinzenz Sorwath, Solingen, 5 DM;
Baustein Nr. 3205: Johann Schmidt, Solingen, 5 DM;
Baustein Nr. 3206: Ignaz Arner, Solingen, 5 DM;
Baustein Nr. 3207: Kristoff Liebgott, Solingen, 6 DM;
Baustein Nr. 3208: Johann Wahl, Welland Ave, Irvington, 20 DM;
Baustein Nr. 3209: Karl Fempel, Honau, 5 DM;
Baustein Nr. 3210: Theresia Hoff, Honau, 10 DM;
Baustein Nr. 3211: Anton Heck, Molzhain, 10 DM;
Baustein Nr. 3212: Adam Eisele, Holzkirch, 10 DM;
Baustein Nr. 3213: Josef Merkl, Dutenhofen, 10 DM;
Baustein Nr. 3214: Hans Ludwig, Karls.-Rüppur; Margarete Häusler, Brennet; A. März, Herrsching; Heck, Herrsching; Josef Graf, Herrsching; Theresia Jerger, Herrsching; Josef Marton, Franz Pohl, Agathe Melchior, Maria Mahler, Peter Marx, Stefan Marschall, Josef Stadtfeld, Johann Stadtfeld, Ferdinand Rusovan, Gustav Janitschek, Michael Ruckstädter, Agnes Prill, Wenzel Plak, Eva Iglodan, Simon Juhass, Franz Schmal, Anna Bauer, Franz Behr, Josef Weber, Andreas Reppert, Peter Schurr, Adam Müller, August Miletitsch, Josef Weiß, Johann Novak, Heinrich Cicka, Lorenz Eberhardt, Eva Eberhardt, Leo Stadtfeld, Paul Wann, Barbara Scherer, Josef Kurth, Franziska Hotowetz, Maria Unger, Hans Waltner, Anna Waltner, Franz Progli, Josef Kampf, Peter Tirjung, Jakob Krifka, August Miletitsch, David Göttel, Anton Heidenfelder, Franziska Jambor, Josef Schaffhauser, Johann Wette, Johann Jörger, Johann Jörger sen., Lorenz Jörger, David Göttel, alle aus Solingen, 103,10 DM.

Unserer heutigen Ausgabe liegt ein Prospekt „X - O - T" der Firma Herbert F. Bartels, Hamburg 11, bei.

Ein ausgezeichneter Tanzabend

Traunreut. — Am Samstag, dem 11. Februar d. J., fand im Gasthaus „Zum Laterndl" erstmalig ein von der Südostdeutschen Landsmannschaft veranstalteter Tanzabend statt, der dank der Initiative und der guten Organisation des 2. Vorsitzenden Heinrich Mendler, Oberlehrer a. D., einen ausgezeichneten Verlauf nahm. Die Räume des Gasthofes konnten die Besucher (Jugoslawien-, Rumänien-, Ungarn- und Bulgariendeutsche sowie Siebenbürger Sachsen) mit ihren Familien kaum fassen. Unter den Klängen der Musik von Landsmann Hans Heberling drehten jung und alt bis 3 Uhr morgens das Tanzbein. Ein Ehrentanz galt dem Ehepaar Ferdinand und Petra Heyer (Bulgarien), das vor kurzem die silberne Hochzeit feierte. Eine amerikanische Versteigerung brachte eine zusätzliche Einnahme für die Kasse. Der 1. Vorsitzende, Apotheker Anton Fritz, gab den Gästen bekannt, daß am 13. August ein Ausflug der Landsmannschaft nach Wels/Oberösterreich geplant sei, wozu schon jetzt die Anmeldungen erwünscht seien, damit die Omnibusse für diese Fahrt sichergestellt werden können.

Liebe Leser!

Aus technischen Gründen konnten wir den Roman diesmal nicht einschalten. Wir bitten um Verständnis.

Die Redaktion

Schmerzerfüllt geben wir die traurige Nachricht vom Ableben meiner innigstgeliebten Gattin, unserer Oma, Schwester, Schwägerin und Tante,

Maria Quintus, geb. Engelmann

aus Franztal bei Semlin - Jugoslawien

welche am Montag, dem 20. Februar 1961, um 9.30 Uhr vormittags, nach längerem, schwerem Leiden, versehen mit den hl. Sterbesakramenten, im 66. Lebensjahre selig im Herrn entschlafen ist.

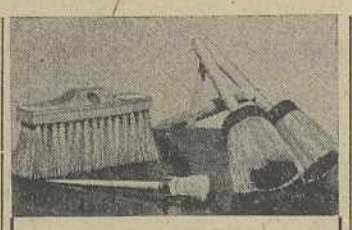
Die Beerdigung unserer lieben Verstorbenen fand am Donnerstag, dem 23. d. M., um 15.30 Uhr, auf dem Kommunalfriedhof statt.

Das hl. Requiem wurde am Beerdigungstage um 8 Uhr in der Stadtpfarrkirche zu Leopoldskron-Moos abgehalten.

Salzburg, am 20. Februar 1961
Constanze-Weber-Gasse 39

In tiefem Leid:

Stefan Quintus, Gatte
Maria Quintus, Ziehtochter
Matthias Quintus
Hedwig, Stefan und Magdalena, Enkel
im Namen aller Verwandten



Achtung!

Weißpinsel wie zu Hause
das Paar DM 6,50
Bürstenpinsel DM 6,50
Eckpinsel DM 1,—

Josef Stutz
(13b) Garching/Alz, Steinstr. 9

1960er Pfälzer
Weiß- und Rotwein
per Liter 1,15 DM
in 10-Ltr.-Ds. 11,50 DM
verpackungsfrei.
Slivovica
1 Ltr. 50 Vol. % 22 grädig 11,50 DM
Lieferung ab Mutterstadt gegen Nachnahme.
Fritz Richter, Brennerei Mutterstadt/Pfalz

„Bevorzugte Auszahlung der Vertreibungsschäden"
bearbeitet bei Heimbau, und Rentenversicherung das
Schreib- und Übersetzungsbüro
Adam Heumann,
staatlich geprüfter Helfer im Lastenausgleich - gerichtlich beeidigter Dolmetscher u. Übersetzer von ungarischen u. serbokroatischen Urkunden,
Karlsruhe, Blumenstr. 5

Sauer-Paprika
10-Ltr.-Ds. 8,—, 2-Ltr.-Ds. 2,50
Paprikasalat
10-Ltr.-Ds. 10,50, 5-Ltr.-Ds. 6,-, 2-Ltr.-Ds. 2,80
Marinierte Ölpaprika
10-Ltr.-Ds. 9,50, 1/1-Glas 1,50
Rote Tomatenpaprika
10-Ltr.-Ds. 11,—, 1/1-Glas 1,80, 1/2-Glas 1,20
Paprikaschoten
f. Füllpaprika 10-Ltr.-Ds. 8,—
„Rachenputzer Pfefferoni"
1/1-Glas 3,20, 1/2-Glas 1,50, 100-g-Beutel —,50.
Lieferung gegen Nachnahme ab Mutterstadt, Gläser in Kartons zu 12 Gl. Dosen auch einzeln.
Fritz Richter, Konservenfabrik Mutterstadt/Pfalz

Kleinanzeigen haben Erfolg!

Beglaubigte Übersetzungen
aus den ungarischen u. serbokroatischen Sprachen fertigt schnell und billig
Adam Heumann,
staatl. gepr. Helfer im Lastenausgleich und gerichtlich beeid Dolmetscher
Karlsruhe, Blumenstraße 5

Kasan-Tücher
Winterqualität
reine Wolle, kariert, in schwarz, dunkelblau, grau und drapp
Stückpreis 12,20 DM
Kammgarn-Tücher
kariert, reine Schafwolle,
in schwarz, drapp und grau
Stückpreis 12,50 DM
Delin-Tücher
reine Schafwolle
in schwarz, dunkelblau, dunkelgrau, drapp und weiß, mit kl. Pünktchen bedruckt
Stückpreis 9,30 DM
Kammgarn-Tücher
mit Seidenkranz
in schwarz, dunkelblau, grün, grau, drapp
Stückpreis 11,50 DM
Terno-Tücher
in reiner Schafwolle
mit gepreßtem Kranz, in tiefschwarz
Stückpreis 12,— DM
Karó-Tücher
schön tragbar u. gut waschbar in tiefschwarz, dunkelblau und grau.
Stückpreis 4,70 DM
Bettdecken
„Kaperdecken" — heimatgetreue Ausführung
schwere Qualität, 26,— DM
Bestellen Sie noch heute von meinen schönen Kopftüchern — b. Nichtgefallen Rückgaberecht — oder verlangen Sie erst eine kostenlose Bemusterung durch
Textilvertrieb
Robert Milling
(14a) Leinfelden bei Stuttgart
Forchenweg 8

SCHWÄBISCHER REISEDIENST
HANS MAIRHÖFER KG • Stuttgart-O • Schillerstr. 4A
Telefon 29 48 51
17tägige Besuchsreisen mit der Bahn nach
RUMÄNIEN
Reisetermine im Mai, Juni, September, Oktober, November und Dezember
Von Frankfurt über Stuttgart—München—Salzburg durchlaufende Sonderwagen. Wir besorgen Visum u. Aufenthaltsgenehmigung für die Heimatgemeinde.
Verlangen Sie sofort genaue Prospekte!

Günstiger Einkauf — Ihr Vorteil
Jugoslawischer Import
Pfefferoni in Essig
in Original-Kartons zu 24 Glas, das Glas 1,60
in Kart. zu 12 Glas, d. Glas 1,70
in Kart. zu 6 Glas, d. Glas 1,75
in Kart. zu 3 Glas, d. Glas 1,80
sowie viele andere Sorten von eingemachtem Paprika in allen Geschmacksrichtungen.
Bulgarischer Schafkäse, kg 6,00
Ungarischer Cascaval, kg 9,00
Platzkukuruz, kg 1,50
Blaumohn, kg 2,40
Grumbierenzucker, kg 1,40
Ung. Tomatenmark, 10 Dos. 1,80
Paprika aus der Slowakei, volles Aroma:
Delikateß . . . . . kg 5,80
Edelsüß . . . . . kg 5,40
Halbsüß . . . . . kg 5,00
Scharf . . . . . kg 4,80
Extra scharf . . . . . kg 5,60
Für Halva und Rahat, Gewürze, Bohnen sowie Wurstwaren und viele andere Spezialitäten aus der Heimat bitte Preisliste anfordern. Lieferung unfrei per Nachnahme, bei Gewürzen ab DM 25.— portofrei.
Josef Boritsch
STUTTGART 13
Pflasteräckerstr 68. Tel. 45390

Bratwurst jetzt billiger
jederzeit lieferbar
1 kg Bratwurst DM 5,60
„ Blutwurst 3,20
„ Leberwurst 4,80
„ Schwartenmagen 3,80
„ Schinken 6,60
„ fetter Speck 4,40
„ Bauchspeck 5,40
„ Fettgrieven 4,40
„ Salami Ia 6,60
„ Knack-Karmanad 6,40
„ Debreciner 6,—
„ Rollschinken 7,80
Karl Beiwinkler
Fleisch- u. Wurstwarenfabrik
Kaufering (Siedlung)
bei Landsberg a. Lech
ab 5 kg portofrei

Buwa!
Wer will das Metzgerhandwerk erlernen?
Interessenten können sich sofort bei Metzgermeister Michael Becker, Nendingen, Tuttlinger Straße 49, schriftlich melden oder auch gleich vorstellen, wenn es in der Umgebung von Tuttlingen ist. Zimmer wird zur Verfügung gestellt.

Stellenangebote

Küchenmädchen
gesucht. Sonn- und feiertags frei. Wohnung im Hause. Angenehme Arbeitszeit.
Gaststätte „Neuer Stern"
München 15, Waltherstr. 14

Zimmer- und Hausmädchen
für erstkl. Pension Anfang März gesucht.
Pension Reitzenstein
Stuttgart
Richard-Wagner-Straße 12
Tel. 24 00 01

BETTFEDERN


(füllfertig)
1/2 kg handgeschlissen
DM 9.30, 11.20, 12.60 15.50 und 17.—
1/1 kg ungeschlissen
DM 3.25, 5.25, 10.25 13.85 und 16.25
fertige Betten
Stepp-, Daunen-, Tagesdecken Bettwäsche u. Inlett von der Fachfirma
BLAHUT, Furth i. Wald oder BLAHUT, Krumbach/Schwb.
Verlangen Sie unbedingt Angebot bevor Sie Ihren Bedarf anderweitig decken

Kaufen Sie von ihrem Landsmann!
Paprika edels. Seg. Horgosch 1 kg 5,70
Paprika halbsüß 1 kg 5,20
Paprika scharf 1 kg 5,—
Paprika extrascharf 1 kg 7,—
Traubenzucker (Krumbierenzucker) 1 kg 1,60
Blau-Mohn 1 kg 2,30
Pfeffer 100 g 1,25
Platz-Kukuruz (Popcorn) 1 kg 1,60
Steckzwiebel (Stuttg. Riesen) 1 kg 2,40
Pfefferoni i. Gl. neue Ernte,
Oblaten 270—380 mm, Ia
Bratwurst wie daheim 1 kg 7,—
Stefan Kreiner
Schwenningen a. N.,
Enzstraße 20

Platzkukuruz
1 kg gelbe Sorte Ia 1,60
1 Platzapparat 6,50
1 kg Kukuruzgrieß —,85
1 kg Kukuruzmehl —,95
Bratwurst
1 kg leicht geräuchert 6,40
1 kg fest geräuchert Ia 7,60
1 kg Leberwurst Ia 5,—
1 kg Schwartenmagen Ia 5,—
Bienenhonig
2,5 kg feinster Schleuderhonig vom Balkan 11,50
2,5 kg reiner Schleuderhonig von Übersee 7,50
Bohnen
1 kg kleine, weiße v. Balk. 1,30
1 kg große, ungarische 1,50
1 kg Blaumohn Ia 2,40
Pfefferoni
1/2-Gl. DM 1,80 1/1-Gl. 3,20
und vieles andere liefere ich zu niedrigen Preisen unfrei per Nachnahme. Nur für Gewürze ab DM 25,— Porto frei.
Willst auch Du heimatliche Spezialitäten kaufen dann und wann, so schreibe nur eine Karte an den Landsmann
Martin Tittl
München 12, Anglerstr. 10

„Awe" Qualitäts-Oblaten
mittel- u. großkaro sortiert
Karton mit 50 70 100 Stck.
27×38 cm 7,50 10,25 14,40 DM
250 mm ϕ 6,40 12,40 DM
Szegediner Paprika
frischeste Vermahlung
Delikateß Ia 500 g 3,15 DM
Edelsüß Ia 500 g 2,90 DM
Halbsüß Ia 500 g 2,50 DM
Rosen-scharf 500 g 2,40 DM
Rumän. Bienenhonig
Eimer, netto 2 Pfd. 5 Pfd. 9 Pfd.
Akazienblüten 4,90 11,75 20,70
Lindenblüten 4,80 11,15 19,65
Ab 25,- DM 4% Mengenrabatt (auch für Mohn, Platzmais u. a.)
Adam Weiß 14a Gerabronn

Zu jeder Gelegenheit:
Geschenke von bleibendem Wert
Heimatbuch der Donauschwaben
Gestaltet von **Hans Wolfram Hockl** unter Mitwirkung von **Josef Schmidt, Josef Senz** und **Anton Tafferner** mit einem Vorwort von **Dr. Peter Paul Nahm,** Staatssekretär im Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte. — Ganzleinen mit farbigem Schutzumschlag DM 10,80; ö. S. 73,50; US-Dollar 3,24.
Dieses neue Buch berichtet in drei Abschnitten „Die Heimat im Spiegel der Geschichte", „Die Heimat in Brauchtum und Sitte" und „Die Heimat im Abglanz der Dichtung" aus zwei Jahrhunderten deutschen Lebens an der mittleren und unteren Donau, in einer Fülle von Aufsätzen, Betrachtungen, Schilderungen, Erzählungen und Gedichten, die sich insgesamt zu einem einprägsamen, bleibenden Bilde verdichten.
Hans Diplich, Heimat in alter und neuer Bedeutung. Broschiert DM 1,-; ö. S. 6,-; US-Dollar -,30.
Dieser vom donauschwäbischen Kulturpreisträger 1960 beim „Tag der Donauschwaben" in Ulm, Pfingsten 1960, gehaltene Festvortrag gehört in die Hand eines jeden Landsmannes.
Adam Müller-Guttenbrunn, Der große Schwabenzug. - Ganzleinen mit mehrfarb. Schutzumschlag DM 10,80; ö. S. 73,50; US-Dollar 3,24.
Der berühmte Roman vom Leben und Wirken unserer Ahnen
Adam Müller-Guttenbrunn, Der kleine Schwab. - Kartoniert, mit drei Holzschnitten, DM 1,90; ö. S. 12,-; US-Dollar -,50.
Abenteuer eines donauschwäbischen Knaben, der es schließlich zu etwas gebracht hat.
Hans Wolfram Hockl, Regina Lefort. - Taschenbuchausgabe, bunt kartoniert, DM 3,-; ö. S. 20,-; US-Dollar -,90.
Der mit großem Erfolg im „Donauschwaben" abgedruckte Heimatroman des bekannten Dichters.
Wendel Faltum, Die Batschkaprinzessin. - Ganzleinen mit mehrfarbigem Schutzumschlag, DM 9,80; ö. S. 65,-; US-Dollar 3,-.
Der zu Herzen gehende, lebenswahre Roman von Glück und Leid zweier Liebenden zwischen Theiss und Donau. Auch für Jugendliche geeignet.
Donauschwäbischer Heimatverlag
Versandabteilung AALEN/WÜRTT. — Bahnhofstraße 65


Tel. 5 04 82

Möbelhaus E. Stahl Nachf. Valentin Thurn
Stuttgart-Bad Cannstatt / Wilhelmsplatz, Messeturm
DONAUSCHWABEN
kauft Eure Möbel im Donauschwäbischen Möbelhaus bei Eurem **Landsmann „Valdin".**
Der weiteste Weg lohnt sich zur großen Möbelschau in acht Stockwerken.

Johannes Weidenheim und die Bergpredigt

Ein Beitrag zu unserer „unausgeglichenen Schuld" / Adam Müller-Guttenbrunn als Wegbereiter des Nationalsozialismus / Weidenheim Mitarbeiter einer kommunistischen Tarnzeitung / Von R. Ott

Unter dem Titel „Das unausgeglichene Konto" veröffentlichte das „Neuland" ein „Gespräch" mit dem linksstehenden Batschkaer Schriftsteller Johannes Weidenheim (mit seinem bürgerlichen Namen Schmidt Lacika), in dem dieser in einer Weise über die geschichtliche Entwicklung unseres Volkes spricht, die an Arroganz selbst die seines Lehrers, des Herrn Gauß, übertrifft. Seine Angriffe gegen die Vertreter der donauschwäbischen Landsmannschaften, die Verhöhnung Adam Müller-Guttenbrunns, dem er das „tödliche Narkotikum des Nationalsozialismus" in die Schuhe schiebt, sowie die merkwürdige Rechtfertigung seiner politischen Haltung veranlassen uns, einen kleinen Beitrag zu dem „unausgeglichenen Konto" zu liefern, auf dessen Aktivseite die zweihundertjährige Geschichte und die unleugbaren Leistungen eines arbeitsamen, friedliebenden Volkes und auf der Passivseite dieses Kontos die Umtriebe einer kleiner Gruppe von entwurzelten Intellektuellen stehen, die seltsamerweise aus demselben engbegrenzten geographischen Raum stammen; wie von Wühlmäusen werden die ethischen Wurzeln unserer Geschichte zernagt, durch die das in der ganzen Welt zerstreute Donauschwabentum nach der fast tödlichen Katastrophe die Kraft zur materiellen und geistigen Integration schöpfte. In keiner anderen donauschwäbischen oder Vertriebenengruppe sind derartige nihilistische Zerstörungsversuche zu beobachten.

Herr Weidenheim, der den Mut hat, die langjährigen Vertreter der Landsmannschaften zu verhöhnen, gehört schon seit Jahren dem Klub 1954 an und ist Mitarbeiter der von dieser Organisation gesteuerten „Blätter für deutsche und internationale Politik", die vom Innenminister der Bundesrepublik als kommunistische Tarnzeitung bezeichnet wurden. Daß er auch als Star-Literat zum geistigen „Neuland-Stab" gehört, erhöht die Pikanterie dieses „Blattes der Donauschwaben", in dessen Direktion neben Priestern auch Kapitalisten aus Österreich und Amerika sitzen. Stillschweigend dulden sie eine politische Tendenz, die Herr Gauß und Weidenheim immer offener vertreten.

Nach längerer Zeit heilsamen Schweigens meldete sich der aus Werbass stammende Schriftsteller und „überzeugte" Atombombengegner Johannes Weidenheim wieder zu Wort. Seine im „Neuland" (Nr. 8) auf fast zwei Seiten erschienenen großtuerischen Sprüche über Geschichte und Gegenwartsproblematik der Donauschwaben sind einer näheren Betrachtung wert. Sie wurden bewußt in die politische Konzeption des Salzburger Zirkels eingefügt, um ihr mehr Gewicht zu verleihen. Neben Ing. Reimann der sich bekanntlich mit der Gaußschen Schaukelpolitik identifizierte, sollte nun Herr Weidenheim als die große Attraktion in dem linkskatholischen Erneurerzirkus auftreten. Trotzdem er matrikelbuchmäßig evangelisch ist.

Johannes betreibt Selbstreklame

Wenn Literaten, die es verstehen, sich jeder politischen Konjunktur und „modernen" literarischen Richtung anzupassen, über ihre Werke und ihre persönliche Bedeutung sprechen, so ist das noch zu verstehen. Wir leben im Zeitalter der Reklame und wenn Manager mit den raffiniertesten Mitteln ihre Waren anpreisen, warum sollten das nicht auch Autoren tun. Ungewöhnlich ist es nur, wenn sich ihre Enttäuschung über die unterbliebene Tiefenwirkung ihrer Werke am Lesepublikum zu rächen versucht. Aber im Westen haben die Menschen noch das Recht, jene Bücher lesen zu können, die sie wollen, ohne Scherereien von Seiten der Parteifunktionäre befürchten zu müssen.

In einem primitiven Frage- und Antwortspiel, in dem die Fragen, die fettgedruckt sind, wichtiger als die Antworten waren, wurde Herr Weidenheim von seinem ehemaligen Lehrer und jetzigen geistigen Zwillingsbruder wie eine Zitrone ausgepreßt und das Ergebnis dieser politischen „Spätlese" den geduldigen „Neuland"-Lesern kredenzt. Mitten im Buchstabenmeer schwimmt das bebrillte Antlitz unseres Johannes, mit einem deutlichen, nach links schielenden Blick und den Arm mit halboffener Faust so vorsichtig emporgehoben, daß es schwer ist zu unterscheiden, ob es noch der alte oder schon der neue Gruß des „modernen" Menschen ist. Der Hintergrund des Bildes wirkt wie eine Blitzlicht-Aufnahme beim Sputnik-Abschuß. Die Fragen waren bewußt polemisch gezielt und die Antworten sollten jene treffen, die mit der hintergründigen Bewegung dieses Werbasser Duetts nicht einverstanden sind.

Der Führerkomplex

Auf die Frage, warum die „sogenannten donauschwäbischen Führer" dem Werke Weidenheims ablehnend gegenüberstehen, antwortete Johannes: „Donauschwäbische Führer? Gibt es das überhaupt?" „Möglicherweise halten sich verschiedene Leute dafür oder träumen davon, es zu werden ..." Schon die erste Frage ist ein Angriff gegen die Vertreter der Landsmannschaften, die seit zehn Jahren in uneigennütziger Weise für ihre Landsleute tätig sind. Beide Akteure wissen, daß es noch keinem Landsmannschaftsvertreter eingefallen ist, sich als „Führer" zu bezeichnen. Abgesehen von den paar Jahren, als man uns den „Volksgruppenführer" aufzwang, gab es bei uns immer nur „Obmänner", „Vorsitzende", „Präsesse" — aber keine Führer. Mit der bewußt falschen Behauptung sollte die Struktur der Landsmannschaftsorganisationen verzerrt und ihre Vertreter diffamiert werden: es ist dieselbe Taktik der Diffamierung, die im Osten seit langem geübt wird. Unklar ist es nur, welche Führer die Herren Gauß und Weidenheim gemeint haben: Ing. Reimann, Dr. Fraß, Oberstudienrat Anton Valentin, Landtagsabgeordneter Dr. Leber, Jakob Wolf, Dr. Trischler, Dr. Wanger, Anton Bertl, H. Reitinger oder vielleicht Frau Bundestagsabgeordnete Ackermann? Alle diese Menschen stehen schon seit Jahren selbstlos im Dienste ihrer Gemeinschaft und haben viel dazu beigetragen, daß unsere Landsleute nach der fast tödlichen Katastrophe wieder ein Zuhause gefunden haben. Warum also ihre Verhöhnung und Zerstörung ihres Ansehens? Die quälenden Sorgen des Johannes Weidenheim, daß es im donauschwäbischen Sektor Führeransprüche gebe, dürften völlig unbegründet sein. Die neuen Führer entspringen einem anderen System, das auf dem „Führerprinzip" aufgebaut ist, wenn auch die „Führer" Generalsekretäre heißen. Herr Weidenheim meint, daß seine Werke deshalb so wenig Anklang finden, weil er etwas „aufdecken", „den Glorienschein unseres ostdeutschen Sendungsbewußtseins zerstören" oder manches „Versäumtes" sichtbar werden lassen will. Niemand, Herr Weidenheim, ist von der Wahrheit schockiert — unser in der Mehrheit auch nach dem sozialen Strukturwandel in seinem Wesen bäuerlich gebliebenes Volk hat nichts zu verbergen: sein Leben war erfüllt von friedlicher Arbeit und die Werte, die unsere Gemeinschaft erfüllten, konnten nicht einmal durch den gewaltigen Völkersturm zerstört werden, der das Bild der Welt so revolutionär umgestaltete, denn sonst hätten sich unsere Menschen nicht überall in der Welt so rasch durchsetzen können. Die vielschichtigen sozialen Probleme, die wie bei allen Völkern unseres Siedlungsraumes seit der Jahrhundertwende stärker in Erscheinung traten, sind viel zu kompliziert, als daß sie ausschließlich mit dem lädierten ethischen Maßstab einer aus Nützlichkeitsgründen aus der Gemeinschaft desertierten Dorfintelligenz zu messen wären. Um so mehr schockiert aber das Bestreben dieser Wurzellosen, die Wahrheit zu zerstören. Der wahre Grund der Zurückhaltung den Weidenheimschen Werken gegenüber dürfte vielmehr darin liegen, daß die Menschen, die aus der Heimat fortmußten, wissen, daß nicht die Gestalten, die der „realistische Romantiker" oder „romantische Realist" jenen Teil der deutschen Öffentlichkeit, deren literarische Geschmacksrichtung in das entgegengesetzte Extrem von früher überschlug, präsentiert, das Profil unserer Dörfer und unseres Siedlungsraumes formten: Zigeuner, Taugenichtse, Tag- und Bizykeldiebe und andere „Randgestalten" leben nicht so verklärt in ihrer Erinnerung, wie sie ihnen Herr Weidenheim vorführt. Diese „Randgestalten" waren die ersten die, als unsere Menschen arm- und schutzlos waren, ein grausames Morden begangen. Vielleicht gäbe es erbaulichere Stoffe in dem wechselvollen und vielgestaltigen Leben des Donauschwabentums — nur würden diese nicht in den Trend jener „donauschwäbischen" Schriftsteller passen, die infolge ihrer zwiespältigen Erziehung mit staunenswerter Schnelligkeit in der östlichen, vielleicht nützlichen, aber jedenfalls verlogenen „Realistik" eine geistige Heimat gefunden haben.



Johannes Weidenheim alias Ladislaus Schmidt

„Die christliche Mitte"

Die Weidenheimsche Begründung des Standortes der „christlichen Mitte" — ist recht amüsant. Nur weil „Jesus Christus exemplarisch links stand" — in der Belgrader Zeit Weidenheims stand er offenbar extrem rechts — geziemt es sich, auch links zu stehen. Wie weit dieses Links von der geometrischen Mitte entfernt liegt, wird nur ab und zu sichtbar. So viel ich weiß, war in der Bergpredigt, auf die sich Herr Weidenheim zur Rechtfertigung seines Linksdralls beruft, keine Rede vom Parteibuch, ohne das man in den Ländern, in denen die „Unteren" diktatorisch herrschen, nur ein Mensch minderen Rechtes ist. Es geht aber nicht um rabulistische Spiegelfechtereien, sondern darum, offen zu bekennen, ob man für ein System ist, das an Stelle von Christus — Marx und Lenin setzte und statt auf das „Manifest der Bergpredigt" auf das kommunistische Manifest schwört.

„Jeder Kommunist", dem man mich als seinesgleichen vorstellen wollte, würde wahrscheinlich nur lachen" — erklärte Weidenheim. Gewiß, als Kommunist wäre Herr Weidenheim den Kommunisten völlig uninteressant. Dazu brauchen sie andere Kerle: Für Kommunisten sind die „bürgerlichen Linken" — mit oder ohne der falschen Etikette „christlich", die mitten in der nichtkommunistischen Welt bewußt oder unbewußt, aus Dummheit oder um entsprechende „Gegenleistung" die Widerstandsfront der Demokratie unterhöhlen und somit die Geschäfte der Kommunisten besorgen — wesentlich wertvoller. Es ist doch allgemein bekannt, daß in allen Ostblockländern korrupte Journalisten, geschäftstüchtige Literaten und politische Randgestalten den Boden für die Machtübernahme der Kommunisten, die nicht mehr als 0,5—2 Prozent der Bevölkerung ausmachten, geistig vorbereiten halfen.

Kein Donauschwabe, ganz einerlei, wo er lebt, ist von einem Atomkrieg oder von einem Krieg überhaupt begeistert. Denn mit wenigen glücklichen Ausnahmen, die noch zu Zeiten ihr Vermögen nach dem Westen retten konnten, haben wir durch den Krieg alles verloren. Aber auch kein Donauschwabe ist so albern zu glauben, daß das Verbot der Atomwaffe in der Bundesrepublik die Gefahr eines Atomkrieges aus der Welt schafft, solange jener bis über die Zähne gerüstete Staat, der offen nach Weltherrschaft strebt, nämlich die Sowjetunion, über eine unglaubliche Menge von Raketen verfügt, mit denen man in jeden Winkel der Welt Atombomben schicken kann. Müßte nicht dieser Staat endlich mit dem Raketengerassel aufhören? Gespannt wäre die donauschwäbische Öffentlichkeit, zu erfahren, was Herr Weidenheim anläßlich seiner Moskauer Reisen gesagt hat, als er, wie er selbst erklärte, seinen „Mund nicht gehalten hat"?

Heute weiß es auch der naivste Durchschnittsbürger, daß die von den Kommunisten aufgezogene und von Opportunisten, Rückversicherern oder politischen Einfaltspinseln propagierte Anti-Atomkrieg- und Friedensbewegung nichts anderes als eine recht gemischte Gesellschaft ist, die vor den Karren des Weltkommunismus gespannt, den geistigen Sprengstoff zur Zerstörung der demokratischen Freiheiten und der christlichen Weltanschauung in unsere Reihen schmuggelt.

(Schluß folgt)

„Allmählich werden wir doch so weit kommen, daß es keine Getauften und keine Sünder mehr geben wird, wenn sich die ‚Heiden' weiter so vermehren wie in der letzten Zeit. Dann werden wir vielleicht in den Zeitungen eine kleine Anzeige lesen, in der es heißt: ‚Gebrauchter, aber gut erhaltener Beichtstuhl wegen Arbeitslosigkeit seines Besitzers billig zu verkaufen ...'"

„Békés Megyei Népujság"

*

„Die meisten religiösen Bauern glauben, das irdische Leben sei nur eine Art Vorbereitung auf irgendein überirdisches Leben ...

Die Religion ist ein Tuch, das den Menschen vor die Augen gebunden wird ... Es ist unsere Aufgabe, dieses Tuch zu entfernen und die Massen der Arbeiter und Bauern dahin zu führen, daß sie die Wahrheit erkennen und verstehen .."

„Népujság" (Heves Megye)

*

So schreiben die Gesinnungsgenossen der „Linkskatholiken" in der „christlichen Mitte" in Ungarn.

Wer stützt wen?

„Neuland"- (A. K. Gauß-)Interview mit Johannes Weidenheim („Neuland", Folge 8, 14. Jahrgang, vom 25. Februar 1961)

Johannes Weidenheim: „... Daß ich ein Kommunist sein soll, ist ein bösartiger Blödsinn. Jeder Kommunist, dem man mich als seinesgleichen vorstellen wollte, würde wahrscheinlich nur lachen."

Der Bundesminister des Innern, Dr. Gerhard Schröder, hat in der Fragestunde des Deutschen Bundestags am 10. 2. 1960 im Einvernehmen mit dem Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen auf Grund der neuesten Ermittlungen eine Übersicht über die kommunistischen Tarn- und Hilfsorganisationen und ihre Publikationen gegeben und darunter an führender Stelle die vom „Deutschen Club 54" gesteuerten „Blätter für deutsche und internationale Politik" genannt. Die Zeitschrift (Verlag: M. Pabl-Rugenstein, Köln), für die Karl Graf von Westphalen verantwortlich zeichnet, führt unter ihren ständigen Mitarbeitern u.a. neben Prof. Franz Paul Schneider („Fränkischer Kreis"), Prof. Walter Hagemann auch Johannes Weidenheim. Die Zeitschrift liegt auf der Linie der von Moskau und Pankow propagierten Deutschlandpolitik.

Der Hauptschriftleiter A. K. Gauß (Salzburg) setzte sich im „Neuland" (Salzburg) wiederholt für Johannes Weidenheim ein, Weidenheim wieder für A. K. Gauß.

Bedeutung der „Intellektuellen" für die Bolschewisten

Die zentralisierte und hierarchisierte Organisation der Berufsrevolutionäre braucht als notwendige Bedingung für das Gelingen ihrer Aktionen die Sympathie der Massen; in dem Milieu, in dem sie arbeitet, ist sie auf Hilfe angewiesen und muß Verbindung zwischen den Komplizen herstellen. Sympathien, Mithilfe und Verschwörung. Lenin schrieb: „Wir müssen überall unsere Männer haben".

Der Elan dieses neuen „Islam" würde den Erfolg auf das Spiel setzen, wenn er nicht innerhalb der Zitadelle Überläufer fände, die die Tore öffneten. Daraus wird die Bedeutung der „Intellektuellen" für die Bolschewisten verständlich. Alles geschieht, als ob die Bolschewisten niemals daran gezweifelt hätten, daß bei der Zerstörung der Bourgeoisie diese selbst mithelfen müßte, bzw. das „schlechte Gewissen des Bürgertums" jenes „sozialistische Bewußtsein", das die „Intelligentsia" den „ausländischen" Arbeitern brachte, stark begünstigen werde.

Mit anderen Worten: man hat in der Geschichte und der Machiavellismus (man meint damit das „Gangstertum") nennt, trotz des Anscheins. Verschwörung und Beihilfen aus allen Schichten sind viel gefährlicher. Die Stärke des Kommunismus besteht nicht in den Rowdies, in den geheimen Kadern, die wissen, wie man einen Streik organisiert und verstärkt, wie man eine Maschine zerstört und einen Handstreich gut durchführt; sie besteht vielmehr in den „Unschuldslämmern" und vor allem in den „Sympathisierenden", die jenen „Sicherheitsring" bilden, in dessen Innern die Gesamtheit der aktiven und spezialisierten Mitglieder der Weltverschwörung arbeiten kann.

Der zweite Weltkrieg gestattete dem Kommunismus innerhalb Europas, sich von den Antikommunisten, die Hitler unterstützt hatten, zu befreien. Er erlaubte ihm auch, alle diejenigen auszunutzen, die Grund hatten, ihre Vergangenheit zu verschweigen. So erschienen vor allem nach der deutschen Niederlage allenthalben Satelliten, die zwar den Aktionen der Kommunisten, nicht aber ihren Theorien verpflichtet waren. Man verlangte von ihnen keinen Beitritt, nur Mithilfe. Man zieht vor, daß die Bourgeois bleiben, was sie sind; auf diese Weise dienen sie am besten; das Interesse bürgt für ihre Gefügigkeit. So flößen sie übrigens denen mehr Vertrauen ein, die sie in dem Maße, als sie ihnen ähneln, verraten können.

Es gibt noch andere Arten von Satelliten. Wir brauchen uns nur an jene „nützlichen Unschuldigen" zu erinnern, die zu nützlich sind, um ganz und gar unschuldig zu sein. Während sie andernorts von ihrem kritischen Geist Zeugnis ablegen, sind sie hier von einer Naivität und Leichtgläubigkeit, die allzu spezialisiert, allzu lokalisiert und allzukonsequent ist, um allgemein als echt verstanden zu werden. Es scheint durchaus, daß sie nur das sehen, was sie sehen wollen. Sie lassen sich bestimmen durch das, was sie sehen wollen und das, was sie nicht erkennen wollen.

*

Jules Monnerot: „Soziologie des Kommunismus", 429 Seiten, Leinen, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin.

Kommunistische Definition

Die Diktatur bedeutet — nehmt das ein für allemal zur Kenntnis — die uneingeschränkte, sich auf die Gewalt und nicht auf das Gesetz stützende Macht.

Lenin

*

Die Friedenspolitik des proletarischen Staates bedeutet keineswegs eine Aussöhnung der Sowjetmacht mit dem Kapitalismus. Sie ist nur eine andere Form des Kampfes gegen den Kapitalismus.

Aus dem Protokoll des VII. Weltkongresses der Komintern in Moskau.

Beschreibung des Kommunismus den Sympathisierenden nicht den Rang zuerkannt, der ihnen zukommt. Ohne die Gläubigen auf der einen und die Sympathisierenden auf der anderen Seite wäre das politische Problem des Kommunismus bloß ein Problem der Polizei.

Am gefährlichsten ist nicht das, was man zu Unrecht den

Miteinander - nicht gegeneinander!

Keine donauschwäbische Dachorganisation in Los Angeles

Los Angeles. — Die Versuche, die donauschwäbischen Vereine in Los Angeles in einer Dachorganisation zu vereinigen, scheinen gescheitert zu sein. Obwohl der langjährige Vorsitzende des St. Emmerich-Vereins, der aus Hatzfeld stammende Theo Schweininger, geneigt gewesen wäre, einen engeren Zusammenschluß zu fördern, scheinen sich besonders in dem zur Kirche gehörenden Sportverein St. Stevens doch Kräfte geregt zu haben, die gegen einen Zusammenschluß in einem einzigen Dachverband waren. Auch der Nachfolger Father Lanis, der aus Lieterstein stammende Pfarrer A. Biedermann, war grundsätzlich gegen eine Verschmelzung. Der Vorsitzende der Donauschwäbischen Vereinigung in Los Angeles, Karl Herz, schrieb in der „California Staatszeitung" einen Artikel unter dem Titel: „Einigkeit macht stark", in dem er für die Vereinigung aller Donauschwaben in Los Angeles und Umgebung unter einem Hut eintrat. Darauf reagierte Pfarrer Biedermann wie folgt:

„Antwort auf den Artikel ‚Einigkeit macht stark': Der Schreiber dieses Artikels, der in der vergangenen Nummer dieser Zeitung berichtete, daß der St. Emmerich Verein geschlossen als Mitglied der Donauschwäbischen Vereinigung beigetreten sei und die noch abseitsstehenden Vereine das Gleiche tun werden, um sie unter der ‚Dachorganisation' zu vereinigen, ist wohl falsch informiert oder macht Trugschlüsse, die dem Sachverhalt gar nicht entsprechen. Alle Vereine, die innerhalb der St. Stephanskirche existieren, sind kirchliche Vereine und darum von der Kirche allein und unabhängig geführt und geleitet. Das zuständige und leitende Oberhaupt dieser Vereine ist der Pfarrer der St.-Stephans-Kirche und keine außenstehende Dachorganisation. Einem Mitglied der Pfarrgemeinde oder einem Mitglied eines innerhalb der Pfarrei existierenden Vereines steht es natürlich absolut frei, jedem anderen Verein, Loge, Klub, Organisation usw. beizutreten und darin sich aktiv zu betätigen, nicht aber ein Verein als solcher, da zwei Autoritäten absurd sind. ‚Einigkeit macht stark' — insofern jeder innerhalb seiner Jurisdiktion arbeitet, nicht aber in der Anmaßung von Rechten, die anderen zustehen."

Eine friedliche Zusammenarbeit aller Organisationen dürfte mehr im Interesse der Gesamtheit liegen, als eine allzu straffe Vereinheitlichung: wichtig is es, daß die Vereine miteinander und nicht gegeneinander arbeiten.

„Ibusz" in Schwierigkeiten

Wien. — Im amtlichen Teil der „Wiener Zeitung" vom 19. Februar ist die „Bekanntmachung" veröffentlicht, daß die „Ibusz offizielles Reisebüro der ung. Staatsbahnen Gesellschaft m.b.H." in Wien, Kärntnerstraße 25, beabsichtige, ihr Stammkapital von derzeit 560 000 Schilling um 460 000 auf 100 000 Schilling herabzusetzen. Hiervon werden die Gläubiger der Gesellschaft mit dem Beifügen verständigt, daß die Gesellschaft bereit sei, allen Gläubigern, deren Forderungen am Tage der Veröffentlichung dieser Bekanntmachung bestehen, auf Verlangen Befriedigung oder Sicherstellung zu leisten. (feg)

Schwarzschlachten und Schwarzhandel

Salzburg. — In einer Reportage der Budapester Zeitung „Nepszava" wird bittere Klage über den zunehmenden Schnapskonsum der Arbeiterschaft geführt. Der Konsum beginnt bereits in den Zügen, in denen die Werktätigen zur Arbeit fahren. „Mit einer Aktenmappe unter dem Arm" — schreibt die Zeitung — „erscheint eine Gestalt in den Abteils; bald kommt eine Flasche und ein Glas zum Vorschein und wird Schnaps angetragen. Ein Arbeiter trinkt das Glas aus und bezahlt". Die Frauen beklagen sich über den Schwarzhandel mit Schnaps in den Eisenbahnen und den Bahnhöfen. „Täglich werden mehrere Hektoliter Alkohol schwarz an die Arbeiter verkauft und die Hauptkonsumenten rekrutieren sich aus den Reihen der Fabrik- und Bauarbeiter".

Es wird sehr viel „schwarz gebrannt", nicht nur auf den Dörfern, sondern auch in der Hauptstadt. Im vergangenen Jahr wurden nicht weniger als 3723 Schwarzbrennereien aufgedeckt, die 30 000 Liter Schnaps in Verkehr brachten. Die zahlreichen Betriebsunfälle werden auf den Konsum des in die Fabriken geschmuggelten Alkohols zurückgeführt. „Es ist überflüssig zu betonen" — schreibt die Zeitung — „welche Gefahren der in die Fabriken und Betriebe geschmuggelte Alkohol bedeutet, nicht selten führt dies zu schweren Unfällen, oft mit tödlichem Ausgang". Die Zeitung fordert härtere Strafen für die Schwarzhändler.

Im Parlament nahm der Oberste Staatsanwalt gegen das um sich greifende Schwarzschlachten Stellung und drohte mit schweren Strafen.

Der Diözesanbischof von Fünfkirchen gestorben

Wien. — Am 20. Februar verschied der Diözesanbischof von Fünfkirchen Franz Rogács im 81. Lebensjahr. Bischof Rogács wurde vor 13 Jahren zum Bischof geweiht. Der verstorbene Bischof wurde im Jahre 1880 in Csendlak, Kirchendistrikt Steinamanger, geboren und war bereits im Jahre 1917 bischöflicher Kanzleidirektor in Steinamanger. Rogács wurde am 2. März 1958 Nachfolger des verstorbenen Bischofs Franz Virág von Fünfkirchen.

„Die Ponziechter"

Das Budapester Blatt „Népszava" schreibt:

„In Ödenburg wurden früher die deutschsprechenden Bauern Ponziechter genannt. Ihre alten Gebräuche und ihre charakteristische Tracht ist bereits im Aussterben. Die deutschsprechende Jugend kennt diese Trachten nur mehr von den Fotographien und ihre alten Lieder, Sitten und Gebräuche aus den Erzählungen der Alten. Das Fremdenverkehrsamt in Ödenburg richtet jetzt ein „Ponziechter-Zimmer" in einem Haus aus dem XVIII. Jahrhundert ein.

Können Sie russisch . . .?

Ein in der Donau Ertrinkender ruft verzweifelt um Hilfe. Ein am Donauufer spazierender Arbeiter, der die Hilferufe hört, fragt den Ertrinkenden: „Können Sie russisch?", „Ja", antwortet dieser. „Na sehen Sie, warum haben Sie nicht lieber schwimmen gelernt?", und geht weiter.

Schwere Strafen gegen banaterdeutsche Intellektuelle

Wien. — Wie ein österreichischer Kaufmann, der von einer Geschäftsreise aus Rumänien nach Wien zurückkehrte, berichtet, soll in der ersten Februarwoche in dem Prozeß gegen die in der Angelegenheit des Tagebuches des nach einer zweijährigen Gefängnishaft in Temeschburg verstorbenen früheren österreichischen Generalkonsuls, **Dr. Josef Gabriel,** vor einem halben Jahr verhafteten deutschen Intellektuellen das Urteil gefällt worden sein. Angeklagt waren: die Rechtsanwälte **Dr. Hans Reb, Dr. Hans Mayer** und **Dr. Ferdinand Gabriel,** Apotheker **Mathias Götz,** der gewesene Verlagsdirektor **Dr. Peter Geiss,** der früheren Direktor der katholisch-deutschen Lehrerbildungsanstalt **Dr. Hans Weresch** und andere.

Das drakonische Urteil soll überall Bestürzung hervorgerufen haben. Dr. Reb und Dr. Weresch sollen auf **18 Jahre Zwangsarbeit** verurteilt worden sein. Die übrigen Strafen bewegen sich zwischen 10 und 16 Jahren. Lehrer Schmidt soll mit 4 Jahren Gefängnis die geringste Strafe erhalten haben.

*

Wir sind natürlich nicht in der Lage, von hier aus die Nachricht zu kontrollieren, da weder über die seinerzeit erfolgte Verhaftung, noch über den Prozeß selbst etwas in der Presse erschien. Sollte aber das Gericht — von dem man in Wien annimmt, daß es leider wahr sein dürfte — über diese **unerhört harte Strafen** den Tatsachen entsprechen, so ist das Urteil ein Beweis dessen, daß die kommunistische Klassenjustiz ohne Rücksicht auf die Grundsätze der Menschlichkeit ihre Urteile fällt, die mit Recht nichts mehr zu tun haben. Abgesondert vom obigen Fall wurde der Temeschburger Arzt **Dr. Zappe** zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Unsere Schlußfolgerungen

In den drei letzten Ausgaben unserer Heimatzeitung brachten wir auf Seite 4 die Antworten namhafter donauschwäbischer Persönlichkeiten des In- und Auslandes auf unsere Umfrage vom 28. September 1960 zum Abdruck. Diese Umfrage, deren Inhalt unseren Lesern schon zweimal zur Kenntnis gebracht wurde, betraf hauptsächlich das Verhältnis zwischen dem Verband der Donauschwaben, der die donauschwäbische Einheit auf zentralistischem Wege erreichen will, und den übrigen, nach Herkunftsländern (Jugoslawien, Rumänien und Ungarn) organisierten Landsmannschaften, die die donauschwäbische Einheit auf föderalistischen Bahnen verwirklichen wollen.

Mit der Umfrage wollte „Der Donauschwabe", der die Bestrebungen der sogenannten „Ulmer Gruppe" von allem Anfang an in erheblichem Maße unterstützte, weil er der ehrlichen Auffassung war, daß die so dringend notwendige Einheit unseres so schwer geprüften Stammes auf dem zentralistischen Wege am ehesten zustande gebracht werden könne, feststellen, ob die beiden Parteien zu einem ehrenhaften Zusammenschluß bereit sind, nachdem durch unwürdigen Streit nur böses Blut entstanden, nicht aber die große Einheit realisiert wurde. Daß zu diesem unsinnigen Zank, der vorwiegend von außerhalb stehenden Feinden unserer Volksgruppe eifrigst geschürt wurde, beide Seiten ihren Teil beisteuerten, ist gewiß.

„Der Donauschwabe" sah sich zu dieser Umfrage aus tiefer Verantwortung unseren Menschen gegenüber, deren Organ er ist, verpflichtet. Der Hader zwischen den einen und den anderen hat während der drei letzten Jahre nicht nur große konstruktive Vorhaben gelähmt, er hat auch anstatt der Einigkeit die Uneinigkeit bis hinunter in die Orts- und Kreisverbände hineingetragen! „Das muß, weil sträflich, aufhören!", so hieß es in unzähligen Briefen, die besonders im letzten Halbjahr 1960 auf dem Redaktionstisch in Aalen landeten. Hätte sich „Der Donauschwabe" diesen beschwörenden Bitten verschlossen, er wäre des großen Vertrauens, das man ihm aus allen Teilen der westlichen Welt entgegenbringt, nicht würdig.

Das Ergebnis der Umfrage ist nunmehr veröffentlicht. Dieses Ergebnis ist sowohl entmutigend als auch ermutigend. Fest steht, daß man die ewigen Streitereien um rein organisatorische Fragen restlos satt hat, auch in den höchsten Spitzen, nicht nur auf der Orts- und Kreisebene. Fest steht ferner, daß die donauschwäbische Einheit auf zentralistischem Wege unerreichbar ist, zumindest in der gegenwärtigen Zeit.

Wenn dem so ist, und dem ist so, muß man Schlußfolgerungen ziehen. Schließlich geht es hierbei um nichts anderes, als um die große Gemeinschaft des noch freien Donauschwabentums. Die darf man nicht aufs Spiel setzen, wenn man wirklich ein bewußter Donauschwabe ist und auf dem Standpunkt steht, daß die Gemeinschaft, nebst der Einheit, des Volkes Höchstes ist. Man würde diese Gemeinschaft aber aufs Spiel setzen, wenn man die Realitäten außer Betracht ließe und den eingeschlagenen Weg, der — das geht aus den Antworten auf die Umfrage in aller Deutlichkeit hervor — zu keinem Ende führt, einfach fortsetzt. „Der Donauschwabe" zieht daher für sich die unumgängliche Konsequenz: Er wird hinfort

für ein gemeinsames, für alle Donauschwaben verbindliches Geschichtsbild eintreten und somit Bannerträger der geistigen donauschwäbischen Einheit sein;

keinerlei Angriffe mehr, mögen sie von wem immer ausgehen, bringen, wenn sich diese gegen irgend eine Landsmannschaft oder deren Vertreter richten;

all das veröffentlichen, was der Befriedung innerhalb und zwischen den einzelnen Landsmannschaften dienlich ist und zur Beruhigung der Gemüter führt;

als Sprachrohr all jener Landsmannschaften, Verbände und Bünde gelten, die unsere aus dem Südosten Europas stammenden Menschen betreuen, und die mit der Grundrichtung des „Donauschwaben" übereinstimmen;

unerschütterlich für die Rechte unserer Menschen eintreten, auf die Knechtung unserer Brüder und Schwestern im kommunistischen Machtbereich aufmerksam machen und die Unterdrückung der Kirche durch die Gottlosen anprangern;

unbeugsam im Kampf gegen jene Elemente sein, die aus Absicht oder Dummheit im Dienste Moskaus stehen und an der Zerstörung unserer geschichtlichen Werte arbeiten.

In diesem Sinne will „Der Donauschwabe" zum Segen unseres weitverstreuten Volkes weiterwirken.

Die Redaktion

(3. Fortsetzung und Schluß)

Keine Vergewaltigung der Gegenwart

Man redet nicht über das Generationenproblem, das soviel dazu beigetragen hat, Hitler Zulauf aus den Reihen der Jungwähler zu sichern; man unterläßt jede Analyse der **geistigen Situation** der zwanziger Jahre, man begnügt sich, wie es der betreffende Band des Handbuchs der deutschen Geschichte tut, mit einer ermüdenden Aufzählung von Fakten des parlamentarischen und diplomatischen Lebens. Würde man tiefer loten und nach der geistigen Substanz der bürgerlich-sozialistischen Gesellschaft von 1930 fragen, dann würde sich der Aufstand der Jugend und weiter Kreise der Arbeiterschaft gegen den „Kulturbolschewismus" und die „Asphaltliteratur" als nicht ganz unbegründet herausstellen. Wer konservative Quellen ablehnt, findet bei George Grosz oder Ernst von Salomon immerhin einiges Material über das Thema — aber wie gesagt, man vergesse es, denn es stimmt nicht zum Bild der glücklichen, tugendhaften und tapferen Republik und nicht zu dem Schema, daß der Nationalsozialismus Reaktion und ein Ableger der Junker gewesen sei. Daß er eine Revolution war, daß er soweit rechts stand, daß man ihn bereits als links bezeichnen konnte (Hans Zehrers berühmtes Schema der einander auf dem Zifferblatt der Parteien berührenden Extreme KP — NSDAP), **das** will man nicht wahrhaben.

Will man der Vergangenheit Herr werden, sie mit der Gegenwart wieder ursächlich verknüpfen, dann darf man den deutschen Widerstand gegen Hitler wie die deutsche Gefolgschaft des Nationalsozialismus nicht aus dem Blickpunkt der Emigranten sehen. Es käme darauf an, die Stimmung der dreißiger Jahre zu rekonstruieren, die zunehmende Enttäuschung und die zunehmende Korrumpierung, die Genugtuung der Mitläufer über die wirtschaftlichen Erfolge des Regimes, der Jugend über den nationalen Aufschwung, der Reichswehr über die Aufrüstung; man müßte den Terror schildern, der weniger Aktion, denn ein Zustand war, die „innere Emigration", den Attentismus und die Camouflage, die Gleichschaltung der „Auchdabeis" (die auch heute wieder „dabei" und überhaupt seit dem 9. Mai 1945 leidenschaftliche Antinazi sind). Der Kampf um die Führung der Wehrmacht, die Fritsch-Krise und die Beck-Krise, aber auch der Kampf der Cliquen und Clans innerhalb der NSDAP, endlich aber die europäische Lage, das schlechte Gewissen der Mächte von Versailles, die Auflösung des französischen Hegemonialsystems und die wachsende kommunistisch-sowjetische Gefahr wären darzustellen. Erst dann käme man langsam zu einer Vorstellung davon, „wie es denn eigentlich gewesen ist".

Schablonen und Tatsachen

Auch für die Fragen, die mit dem Krieg zusammenhängen, stimmt die Schablone nicht mehr, die man uns nach 1945 zu benützen befahl. Daß Hitler den Polenkrieg geradezu erzwungen hat, ist freilich eine noch immer unerschütterte Ansicht. Eine Revision in der Danziger und in der Korridor-Frage hätte er mit britischer Hilfe wahrscheinlich ohne Krieg durchsetzen können. Daß er aber — mindestens 1939 — keinen Krieg geführt hätte, **wenn Stalin ihn nicht dazu ermuntert hätte, ist eine heute mit guten Argumenten zu vertretende These.** Neue Gesichtspunkte haben aber vor allem amerikanische Veröffentlichungen über Roosevelt ergeben (insbesondere Wedemeyer „Der verwaltete Krieg" und Crocker „Schrittmacher der Sowjets").

Daß auch Churchill den Krieg bis zur Vernichtung Deutschlands wollte, daß die Alliierten nicht nur gegen Hitler kämpften, sondern gegen das deutsche Volk, daß sie dem **deutschen Widerstand keine Chance gaben, sondern ihn nach Kräften lähmten,** daß Roosevelt Japan in den Krieg hineingezwungen und daß er den Sowjets nicht nur aus Dummheit, sondern aus einer vermutlich gefühlsmäßig bedingten Sympathie in die Hände gearbeitet hat, dürfen zwar amerikanische Autoren behaupten, nicht aber deutsche. Denen wird es in Deutschland selbst als Neonazismus angekreidet, was dann wieder antideutsche Stimmungen in England und Amerika verstärkt und damit den Interessen Moskaus dient, denen es — nach den Wünschen der heimatlosen Linken — ja auch dienen soll.

Es ist dann endlich auch ein Wort über die **Entnazifizierung** zu sagen. Die Art, wie sie, von Remigranten, Kommunisten, Ultralinken gesteuert und vielerorts auch durchgeführt wurde, hat die Aussichten auf eine wirkliche Bereinigung des großen historischen Prozesses auf lange hinaus verschüttet. Große Lumpen ließ man laufen, kleine Pgs wurden schikaniert, Gegner des Nationalsozialismus bestraft oder in Verruf gebracht, Nutznießer gelangten zu hohen Stellungen. Entlastet wurde nicht, wer kein Nazi war, sondern, wer entlastet werden mußte, war eben **kein Nazi. Die Gesinnung und die Partei, zu der sich einer nach 1945 bekannte, und nicht jene, für die er vor 1945 eintrat, waren entscheidend.** Das ganze Schema war falsch. Die — vielfach wirklich seit langem bekehrten — alten Nazi wurden strenger behandelt als die Konjunkturnazi, die Leute, die etwas gewagt hatten, wurden abgetan, die Attentisten, die nicht dabei waren, weil sie nichts riskieren wollten, erschienen als Kämpfer. Zum zweitenmal wurde die **potentielle Führungsschicht eines deutschen Rechtsstaates geköpft, nicht wörtlich, wie unter Hitler, aber durch Rufmord.** Das Elend unserer Demokratie hängt nicht zuletzt mit dieser verkehrten Auslese zusammen.

Solange die Bewältigung der Vergangenheit dazu mißbraucht wird, **die Gegenwart zu vergewaltigen,** ist sie ein hoffnungsloses Unternehmen. Solange Forschung und Lehre unter dem Auftrag stehen, den Automaten so zu bedienen, daß aus **jedem Fach das politisch Gewünschte herausfällt,** so lange wird es keine innere Reinigung, keine Katharsis der Nation und daher auch keine Metanoia, keine Umkehr und Erneuerung geben. Der Nationalsozialismus, Hitler, das Dritte Reich können nicht aus unserer Geschichte herausgelöst und als ein aparter Sonderfall behandelt werden. Will man die aus den Fugen gegangene Welt heilen, dann muß man **das Leiden in seinen tiefsten Ursachen erkennen.** Die Doktor-Eisenbart-Methode sind Narretei und Verbrechen. Geschichte und Justiz sind zweierlei.

Nicht umsonst hat Friedrich Meinecke, der doch ein alter Liberaler und Rationalist war, als er am Ende seines langen Lebens und nach dem Zusammenbruch von 1945 Bilanz machte, davor gewarnt, es als die Aufgabe der Geschichte anzusehen, daß sie Fortschritte und Rückschritte feststelle. Vielmehr müsse sie **„Schicksal ergründen".**

ENDE

Franz Hieronymus Riedl:

Deutsch-ungarische kulturelle Verbindungen

Sonderdruck aus Südosteuropa-Jahrbuch. Hg. von Rudolf Vogel. 4. Band, München 1960. 139—168.

Der Verfasser, ein alter Kenner des Deutschtums im Südosten, betrachtet in diesem Aufsatz den heutigen Stand der Verbreitung deutscher Sprache und Kultur in Ungarn und die zwischen deutscher und ungarischer Kultur bestehenden Verbindungen, wie sie sich seit 1945 entwickelt haben und zur Zeit sind. Sein Rückblick auf die Zeit zwischen den zwei Weltkriegen geht nicht über die bekannten deutschen Darstellungen hinaus, die diesbezügliche Literatur ist ihm nicht vollständig bekannt, auch entsprechen einige seiner Feststellungen nicht den Tatsachen, wie z. B. daß die deutsche Volksgruppe Trägerin der Germanistik an den ungarischen Hochschulen und daß Deutsch die erste Fremdsprache an den ungarischen Schulen gewesen sei. Um so gründlicher wird seine Darstellung der Lage seit 1945, insofern diese auf Grund der Veröffentlichungen überhaupt feststellbar ist. Im Vordergrund seiner Untersuchungen steht selbstverständlich das Schulwesen der in Ungarn verbliebenen Volksdeutschen. An Hand von Äußerungen zuständiger Stellen weist er nach, daß nicht die Erhaltung volklicher Substanz und der Kultur des ungarländischen Deutschtums Ziel der volksdemokratischen Nationalitätenpolitik ist, sondern Hinführung der deutschsprachigen Bevölkerung durch die Kulturarbeit und Schule zum marxistisch-leninistischen Bewußtsein. Das Ergebnis der seit 1953 eingeleiteten Schulpolitik ist nicht sehr weittragend, und es scheint sich nunmehr durch den Abbau des deutschsprachigen Unterrichts und den Übergang zum doppelsprachigen eine Verschlechterung des deutschsprachigen Schulunterrichts anzubahnen. Warum das daheimgebliebene deutsche Volk sich von jeder deutschen Regung zurückhält, drückte der Ödenburger Bürgermeister in einem Gespräch mit österreichischen Journalisten 1959 mit folgenden Worten aus: „Unsere Leute sind geschreckt . . . Wir haben zu viel mitgemacht und sind nun vorsichtig geworden. Wer weiß, wie morgen der Wind weht." Bemerkenswert ist übrigens, daß man im volksdemokratischen Ungarn mit derselben Argumentation die Madjarisierung vorantreibt, wie in den Jahrzehnten vor 1945: „Die bessere Beherrschung der madjarischen Sprache ist ein entscheidendes Plus für die Nationalitätenschüler, denn dadurch können sie die Kulturgüter der Menschheit besser in Besitz nehmen."

Der Verfasser erwähnt auch die Tatsache, daß in den deutschsprachigen Ländern Europas Bücher ungarischer Autoren ins Deutsche übersetzt erscheinen, u. a. Werke Adys, Babits' und Dezsö Szabos. Über die wahre „europäische" Gesinnung dieser Schriftsteller dürfte mein soeben erschienenes Buch über den madjarischen Rassennationalismus auch den deutschen Verlegern die nötige Aufklärung geben.

Johann Weidlein

Dokumentation der deutsch-polnischen Beziehungen 1945 - 1959, zusammengestellt und übersetzt von Dr. Johannes Maas, 264 Seiten, erschienen im Verlag für Zeitarchiv Siegler & Co. K. G., Bonn, Wien, Zürich.

Dieses Werk ist von Wichtigkeit nicht nur für Politiker und Journalisten, sondern für alle Ostdeutschen und darüberhinaus für jeden Menschen, der sich mit der Zerreißung Deutschlands nicht abfinden kann.

Und wieder einer weniger

Stuttgart. — Völlig unerwartet verschied am 24. Februar in Bruchsal Lm. **Otto Ring** nach einem arbeitsreichen Leben und kurz vor Vollendung seines 79. Lebensjahres. Er folgte seiner Frau Luise Ring, die ihm am 29. Juni 1960 vorausging.

Otto Ring lebte früher in Pantschowa, wo er ein geachteter Bürger und vor allem ein guter Deutscher war. Er war Mitbegründer des Schwäb.-Deutschen Kulturbundes in Jugoslawien und der erste Obmann der Ortsgruppe Pantschowa. Im Kampfe um das deutsche Volkstum stand er stets in vorderster Reihe. Im Mutterlande war er Mitbegründer der Landsmannschaft der Donauschwaben in Baden-Württemberg.

Die Beerdigung fand am 28. Februar 1961, um 14 Uhr, auf dem Friedhof in Bruchsal statt. Zahlreiche Verwandte, Freunde und vor allem engere Landsleute gaben ihm das letzte Geleit. Am Grabe verabschiedeten sich von dem Dahingeschiedenen Lm. Ludwig Schumacher im Namen der Landsmannschaft der Donauschwaben in Baden-Württemberg und Lm. Mathias Merkle, letzter Bürgermeister von Pantschowa und legten Kränze nieder. Die Belegschaft der Firma Otto Ring u. Sohn legte ebenfalls einen Kranz aufs Grab.

Otto Ring wird von seinen Kindern Karl Ring und Maria Popovic geb. Ring und deren Familien betrauert. Wir wollen unseren Lm. Otto Ring, dessen Gedanken stets der alten Heimat galten, in guter Erinnerung behalten. o. v.

Südostdeutsche Semesterblätter

Die im Auftrage des Südostdeutschen Studentenringes herausgegebenen „Südostdeutschen Semesterblätter" (Verlag des Südostdeutschen Kulturwerkes in München) sind eine wesentliche Bereicherung unseres Heimatvertriebenen-Schrifttums. Das uns vorliegende Heft 9 (Wintersemester 1960/61) enthält einen Gedenkaufsatz in memoriam Fritz Valjavec' (von Josef Matthias Hahn), dem wir mit Freuden entnehmen, daß eine umfassende Geschichte der abendländischen Aufklärung aus dem Nachlaß des verstorbenen Gelehrten in Kürze erscheint. Der vierte Band der „Geschichte der deutschen Kulturbeziehungen zu Südosteuropa" liege Hahn zufolge im Konzept vor.

Ungemein aufschlußreich ist die Untersuchung Wilfried Schlaus über die „Wandlungen im Sozialgefüge der Rußlanddeutschen", die die Tragödie dieser Volksgruppe in der Sowjetunion sachlich schildert. Wieviel an deutscher Substanz in diesem Teile Europas verloren ging, erkennt man aus dem dankenswerten Hinweis des Verfassers, daß der Landbesitz der Wolga- und Schwarzmeerdeutschen 1914 43 v. H. der landwirtschaftlichen Nutzfläche des Deutschen Reiches in den Grenzen von 1937 entsprochen habe.

Johann Adam Stupp (Erlangen) schildert die Beziehungen der sowjetzonalen Einheitspartei zum „Bund der Kommunisten in Jugoslawien", dem die Wortführer der sowjetischen Besatzungszone den Vorwurf des Trotzkismus machen, weil die jugoslawischen Kommunisten „sträfliche Beziehungen zum kapitalistischen Westen unterhielten".

Eine schematische Übersicht über das ungarische Schulwesen seit 1950 und zwei packende Kurzgeschichten des in Innsbruck lebenden donauschwäbischen Dichters Klaus Günther beschließen das gehaltvolle Heft, das Südostforschern mit gutem Grund als Bereicherung ihres Wissens empfohlen werden kann.

F. E. Gruber

Das unausgeglichene Konto des Herrn Weidenheim:

„Dieser Krieg ist mein Krieg" – „Ich wäre ein Lump . . ."

Herr Weidenheim richtete im Zusammenhange mit unserer Erwiderung auf sein in der Folge 8 im „Neuland" erschienenen Interview, in dem er einen massiven Angriff gegen einige Landsmannschaftsvertreter startete und unsere Vergangenheit im Sinne der pro-kommunistischen Sprachregelung in verlogener Weise deutete, einen Brief folgenden Inhalts an unsere Redaktion:

„Sehr geehrte Herren, soeben werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß Sie in Nummer 11 Ihres Blattes über mich geschrieben haben und auch in Nummer 12 über mich zu schreiben gedenken. Ihnen hierfür dankend, spreche ich die Bitte aus, durch freundliche Zusendung der betreffenden Nummer auch mir die Gelegenheit zur Lektüre Ihrer Worte zu geben."

Wir kommen Ihrer Bitte natürlich nach, Herr Weidenheim, und hoffen, daß auch dieser wie die nachfolgenden Beiträge über unsere „unbewältigte Vergangenheit", Ihnen, wie auch Herrn Gauß, dessen Verteidigungsschrift an die DAG aus dem Jahre 1959 vorliegt, **recht viel Vergnügen** bereiten werden.

Sie behaupteten in Ihrem Interview, Herr Weidenheim, daß man Sie auf „magere Kost" gesetzt habe; aber vielleicht haben Sie selbst auch etwas zu dieser „Kost" beigetragen, die in Form des „tödlichen Narkotikums" des Nationalsozialismus an unsere einfachen donauschwäbischen Menschen verabreicht wurde, die schwer dafür bezahlen mußten! Wir werden Ihr Gedächtnis ein wenig auffrischen!

Sie haben sich offenbar zuviel mit der **„Blut- und Boden-Literatur" beschäftigt,** aus der Sie die Begeisterung zum Endsieg schöpften — die Begeisterung, mit der Sie als junger, **UK-gestellter Mann die anderen „zum Schutze der Heimat" ermunterten: Sie blieben diesseits des „Treffpunktes" — während Tausende getroffen ins Jenseits mußten . . .**

Und damals, als unsere Jugend auf den Schlachtfeldern verblutete und Tausende schwäbischer Mütter um ihre Söhne trauerten, richteten Sie folgende Worte an die Landsleute:

„Ich weiß, daß jede Mutter ein Anrecht auf ihr Kind hat. Aber ich weiß es heute erst so recht, daß es noch ein **viel höheres Recht auf uns gibt, das Recht des Vaterlandes . . .**"

„Ich weiß, daß nicht jeder an die Front gehen kann und mancher **zu Hause wichtiger ist als im Felde.** Aber ich bin **jung** und die Äcker werden auch ohne mich abgeerntet werden (Weidenheim war Lehrer und diese pflegen nicht zu ernten. — Anmerkung der Redaktion). Aber dieser Krieg ist **mein Krieg** und wie hätte ich zusehen können, daß andere mein Haus, meinen Hof und Felder freikämpfen? **Ich wäre ein Lump, ein elender Bauer, der fremde Saat erntet.**" (Aus dem Buch: „Volksdeutsche Stunde", 1943, von Johannes Schmidt — alias Weidenheim, herausgegeben vom Volksgruppenführer Sepp Janko.)

„Die Führung wird durch die Methode der Überzeugung der Massen gesichert, die die Hauptmethode der Einwirkung der Partei auf die Massen ist. Das schließt aber die Anwendung von Zwang nicht aus, sondern setzt sie voraus." Stalin

•

Weidenheim **ging aber nicht ins Feld** und überließ es den **„elenden Bauern" die Heimat freizukämpfen und den Heldentod fürs Vaterland zu sterben.** Für seinen Krieg!

Und Herr Gauß bezeichnete Weidenheim als **einen, „aus einer humanitären Wurzel gewachsenen bedingungslosen Pazifisten"!** Ist dieses Zeugnis bewußte Irreführung oder politische Falschmünzerei?

Totenliste der Weißkirchner

Landsleute, die im Lager Rudolfsgnad ihr Leben lassen mußten

76. Landsmann Blasi Jakob, 69 Jahre alt, gest. 3. 2. 1946; 77. Hepke Hermine, geb. Becker, 69 Jahre alt, gest. 4. 2. 1946; 78. Beifuss Franz, 70 Jahre alt, 4. 2. 1946; 79. Teister Karolina, geb. Müller, 78 Jahre alt, gest. 6. 2. 1946; 80. Kuhn Adelheid, 81 Jahre alt, gest. 6. 2. 1946; 81. Buljung Anton, 54 Jahre alt, gest. 8. 2. 1946; 82. Amon Anna geb. Albert, 55 Jahre alt, gest. 8. 2. 1946; 83. Baumkratz Karl, 69 Jahre alt, gest. 9. 2. 1946; 84. Jeanplong Maria geb. Wagner, 78 Jahre alt, gest. 10. 2. 1946; 85. Kuhn Emilie geb. Schümichen, 72 Jahre alt, gest. 10. 2. 1946; 86. Grill Katharina geb. Freistätter, 68 Jahre alt, gest. 12. 2. 1946; 87. Neukamm Elisabeth geschiedene Winkler, 64 Jahre alt, gest. 12. 2. 1946; 88. Tax Andreas, 71 Jahre alt, gest. 13. 2. 1946; 89. Dedeo Theresia geb. Schmidt, 67 Jahre alt, gest. 14. 2. 1946; 90. Maxan Anna, 50 Jahre alt, gest. 14. 2. 1946; 91. Kleitsch Juliana geb. Fileki, 54 Jahre alt, gest. 15. 2. 1946; 92. Haller Katharina geb. Feil, 65 Jahre alt, gest. 16. 2. 1946; 93. Derwaritsch Regina, 66 J. alt, gest. 17. 2. 1946; 94. Kottola August, 70 Jahre alt, gest. 19. 2. 1946; 95. Olhauser Katharina, 70 J. alt, gest. 19. 2. 1946; 96. Pfniess Ida, 63 Jahre alt, gest. 19. 2. 1946; 97. Trautmann Barbara geb. Lina, 64 Jahre alt, gest. 21. 2. 1946; 98. Eichlener Wilhelmine, 74 Jahre alt, gest. 21. 2. 1946; 99. Bonitz Aloisia geb. Wagner, 61 Jahre alt, gest. 22. 2. 1946; 100. Dietrich Konstantia geb. Pfniess, 65 Jahre alt, gest. 22. 2. 1946. (Fortsetzung folgt)

Von Jugoslawien in die Bundesrepublik gekommen

Abt Katharina (20. 11. 1919) Neusatz; Adaci Margarete (29. 8. 1878), Plandiste; Ajlenhaupt Magdalena (15. 6. 1901), Mitrovica; Artitsch Franz (2. 4. 1922), Dobovec; Auth Johann (12. 3. 1922), Petlovac; Balger Franziska (25. 4. 1901), Tscheb; Baumstark Nikolaus (26. 8. 1933), Stefansfeld; Becker Valentin (3. 9. 1882), Djakovo; Becker Franz (26. 10. 1891), Weißkirchen; Beretovac Johann (6. 9. 1918), Radikovci; Bischof Josef (18. 12. 1928), Krusevlje; Bischof Barbara (27. 7. 1902), Krusevlje; Brandt Katharina (6. 2. 1896) Bajmok; Bratuscha Alois (25. 5. 1923), Marburg; Burg Edith (10. 7. 1910), Apatin; Darmuth Johann (18. 1. 1879), Werschetz; Dvorzak Johann (3. 2. 1903), Apatin; Eckhardt Josef (12. 11. 1915), Essegg; Eich Anna (18. 2. 1882), Backa Palanka; Erhardt Jakob (24. 8. 1900), Bavaniste; Ermann Franz (13. 2. 1925), Georgental; Ernst Veronika (22. 6. 1900), Tscheb; Feldi Theresia (26. 12. 1912), Apatin; Florschütz Franz (11. 5. 1927), Essegg; Franz Paul (2. 7. 1932), Malo Nabrdje; Franz Stefan (27. 7. 1907), Malo Nabrdje; Glaser Peter (12. 4. 1888), Becej; Gluvakov Anna (25. 6. 1894), Dt. Elemir; Gluvakov Josef (25. 2. 1934), Dt. Elemir; Gradic Johann (23. 8. 1915), Lazise/Cilli; Hager Johann (8. 6. 1933), Titel; Haister Josef (2. 7. 1938), Cerna; Hahn Dora (14. 7. 1919), Varazdin; Heidenfelder Johann (22. 10. 1933), Nakovo; Heidenfelder Josef (17. 9. 1930), Nakodorf; Heidenfelder Margarete (13. 5. 1909), Nakodorf; Hett Herta (30. 6. 1942), Werschetz; Honzak Alois (28. 7. 1894), Apatin; Horvat Karoline (8. 12. 1879), Werschetz; Jegel Franz (28. 1. 1892), Bukin; Jerger Eleonore (12. 2. 1931), Pantschowa; Jung Theresia (19. 3. 1927), Kula; Kabok Andreas (19. 11. 1924), Coka; Kastel Elisabeth (23. 8. 1899), Neusatz; Kedves Josef (19. 3. 1916), Siroko; Kettenbach Walter (9. 6. 1928), Vinkovci; Kleiber Johann (28. 5. 1923), Vukovar; Knaus Hans (19. 6. 1928), Agram; König Viktor (23. 1. 1924), Essegg; Koszo Josef (23. 2. 1924), Modosch; Kovacevic Ljubica (3. 5. 1943), Sarajevo; Kramberger Felix (24. 11. 1924), Marburg; Kraus Stefan (1. 11. 1913), Petrijevci; Kruk Adam (18. 10. 1918), Essegg; Kurz Agnes (18. 1. 1923), Djakovo; Lang Johann (1. 9. 1904), Kozarac; Lepsi Katharina (15. 11. 1896), Weißkirchen; Linder Georg (26. 4. 1932), Neusatz; Linder Robert (29. 9. 1928), Neusatz; Link Rudolf (12. 2. 1912), Miokovicevo; Ludewig Siegfried (26. 1. 1913), Agram; Majovski Katharina (19. 1. 1921), Bac. Novo Selo; Maj Anton (20. 4. 1929), Bilje; Martin Magdalena (24. 1. 1883), Stanischitz; Mayer Heinrich (8. 7. 1928), Betschkerek; Merki Stefan (5. 8. 1926), Kapan; Mesaros Andreas (12. 4. 1920), Srbobran; Mesaros Matthias (1. 10. 1896), Stanischitz; Momirov Piros (8. 12. 1925), St. Georgen; Moslavac Johann (18. 8. 1922), Essegg; Movrin Johann (20. 6. 1922), Essegg; Nedic Rosalia (1. 3. 1894), Werschetz; Oberkirsch Katharina (25. 9. 1917), Neusatz; Pfeiffer Matthias (11. 7. 1933), Jermenovci; Pilgermajer Augustin (16. 7. 1909), Petrijevci; Reuschle Jakob (28. 4. 1903), Prijedor; Rohrbacher Peter (28. 4. 1908), Modosch; Selesi Michael (12. 11. 1930), Sokolovac; Skocir Stanislaus (11. 9. 1921), Marburg; Sladky Katharina (27. 4. 1891), Weißkirchen; Stern Johann (8. 9. 1927), Race; Strumberger Eva (22. 12. 1900), Semelci; Schavilje Nikolaus (18. 1. 1935), Setschanfeld; Schäfer Ladislaus (2. 7. 1933), Neusatz; Schäfer Theresia (26. 10. 1910), Neusatz; Schira Katharina (26. 10. 1886), Krusevlje; Schmidt Johann (30. 8. 1914), Kudritz; Schmol Karl (25. 10. 1935), Lovcenac; Schnur Matthias (10. 5. 1909), Ceric; Schnur Martin (13. 2. 1933), Ceric; Schumichrast Maria (2. 10. 1921), Betschkerek; Schurnhauser Jakob (21. 7. 1887), Bac. Novo Selo; Tomas Franz (15. 7. 1906), Blagrodovac; Tot Karl, (27. 2. 1930), Kudritz; Untereiner Katharina (27. 4. 1883), Djakovo; Vrbnjak Josef (12. 2. 1922), Marburg; Willing Peter (19. 9. 1919), Tschesterek; Wittmann Katharina (26. 11. 1879), Rudolfsgnad; Wittner Rudolf (30. 10. 1933), Agram; Wurster Berta (10. 4. 1934), Peterwardein; Wurster Rosa (8. 3. 1898), Peterwardein; Dr. Seemayer Norbert (20. 10. 1931), Werschetz.

Gratulanten ehrten den Jubilar

Stuttgart. — Unser Indiaer Lm., Peter Tscherna, Maurermeister und Gastwirt, jetzt wohnhaft in Stuttgart - Zuffenhausen - Rot, Roßwagerstraße 6, feierte dieser Tage bei bester Gesundheit und Wohlergehen seinen 70. Geburtstag im Kreise seiner Familie. sowie von Freunden und Bekannten. Zahlreiche Gratulanten ehrten den Jubilar, der sich allgemeiner Beliebtheit erfreut, und wünschten ihm ein noch langes Leben bei Glück und Gesundheit. Herr Tscherna erlernte das Maurerhandwerk in India, übersiedelte später nach Belgrad und war dort Pächter verschiedener Gastwirtschaften. Während der Flucht landete er, wie so viele, im Flüchtlingslager Schlotwiese bei Stuttgart-Zuffenhausen. Tscherna war einer von den Gründungsmitgliedern der bekannten Bau- und Siedlungsgenossenschaften „NEUES HEIM", deren Aufsichtsrat er auch heute noch ist. Vorstandsmitglied und Geschäftsführer Jost und Vorstandsmitglied Pfeiffer überbrachten dem Jubilar Glückwünsche und ein Geschenk. Zahlreiche schriftliche Gratulationen und Blumengrüße bewiesen, wie populär der Tscherna-Petervetter vom „Rotwegstüble" ist.

Dr. Josef Schütz gestorben

Stuttgart. — Ende Dezember ist in Temeschburg (Josefstadt, Sterngasse) der ehemalige Professor am Deutschen Staatlichen Lyzeum und der langjährige Direktor des Deutschen kath. Knabenlyzeums, Dr. phil. Josef Schütz, 74jährig an einem Krebsleiden gestorben. Er wurde am 30. Dezember zu Grabe getragen. Er war der Bruder des ehemaligen Rektors der Budapester Universität, Prof. Dr. theol. Anton Schütz, und des Chefarztes am Budapester Franz-Josef-Krankenhaus, Prof. Dr. N. Schütz. In der Gemeinde Heufeld im nördlichen Banat 1884 als Sohn einer schwäbischen Kolonistenfamilie geboren, betrieb er nach der Reifeprüfung an der Budapester Universität ein sprachwissenschaftliches Studium und promovierte summa cum laude zum Doktor der Philosophie.

Nach verschiedenen Dienstverwendungen im ungarischen Schuldienst wurde er 1919 Professor für die Lehrfächer Philosophie, Deutsch und Italienisch am neugegründeten Deutschen Staatlichen Lyzeum. Die Diözesanschulbehörde betraute ihn 1926 mit dem Aufbau des Deutschen kath. Knabenlyzeums zu Temeschburg, das im neu eröffneten Schulhaus „Banatia" untergebracht wurde. Dr. Schütz unterzog sich dieser ehrenamtlichen Aufgabe (er blieb weiterhin Professor des Staatlichen Lyzeums) mit der ihm eigenen Zähigkeit und Umsicht. Er leitete die Schule, die dank des erzieherischen Einsatzes des jungen Lehrkörpers, der seine fachliche Ausbildung von deutschen und rumänischen Universitäten mitbrachte, bald zur führenden deutschen Oberschule des Banates wurde, bis 1942. Obwohl er das Pensionsalter erreicht hatte, blieb er weiter im Schuldienst, unterrichtete noch bis vor wenigen Jahren an der deutschsprachigen Oberschule von Temeschburg. Sein gründliches, umfassendes, vor allem auf die Geisteswissenschaften ausgerichtetes Wissen, sein kluges, stets heiteres Wesen gewann ihm Achtung auch bei der nichtdeutschen Erzieherschaft der Stadt. Als Vorsitzender des Deutschen katholischen Lehrerverbandes des Banates und als führendes Mitglied von kirchlichen Organisationen stand er im Brennpunkt des kulturellen Lebens dieser Volksgruppe zwischen den beiden Weltkriegen. Seine Kollegen im deutschen Schuldienst des Banates, seine ehemaligen Schüler und das gesamte Banater Schwabentum werden ihm ein ehrendes Gedenken bewahren. („Banater Post")

Sekitsch ... 13. März 1786 – 13. März 1961

Dem unvergessenen Batschkadorf zum Gedenken an die 175. Wiederkehr seiner Gründung

Von Paul Otto Habermann

Der Chronist Johann Eimann aus Neusiwatz berichtet im Jahre 1820; „Szeghegy, eine neue im Jahre 1786 mit evangel. Deutschen patentmäßigen Reichseinwanderern auf 230 Häusern angesiedelte Kam.-Ortschaft in den Teletschkaer nach Sz. Tamas ziehenden Thal und 1 Meile von Kula gelegen. Der Seelenstand beläuft sich dermalen auf 51 röm.-katholische, 1624 evangelische, 71 reformirte Deutsche und 5 Juden, in Summe 1751 Seelen. 1818 ward eine schöne evangelische Kirche allda gebauet. Übrigens werden alle Zweige der Landwirtschaft auf das fleißigste betrieben."

Die Ortsgeschichte „Szeghegy im ersten Jahrhundert seines Bestandes" schrieb Johann Jauss im Jahre 1886. Es raunt und rauscht in seinen Blättern ein uraltes Lied von Väterart und Väterglaube, von Arbeit und Treue. Und dann erzählten mir die vergilbten Blätter der Kirchenbücher im evangelischen Pfarramt von Sekitsch des öfteren ihre Geschichte. Der erste eigene Pfarrherr, Gottlieb Johann Weinrich, hatte schon im Jahre der Ortsgründung, 1786, mit seinen Eintragungen begonnen. Nach diesen Eintragungen stammte Pfarrer Weinrich aus Voigtsdorf in Schlesien, soll aber von St. Johann bei Saarbrücken mit den ersten Ansiedlern in die neue Heimat Sekitsch eingewandert sein.

Es liegen vor mir meine Aufzeichnungen, die ich durch das freundliche Entgegenkommen des damaligen Ortsrichters Heinrich Schübler im Ortsarchiv von Sekitsch machen durfte; sie erzählen von der Zeit vor nunmehr 175 Jahren, wo das heiße Sehnen der ersten Sekitscher seine Erfüllung fand.

*

Am 13. März 1786 setzte Kaiser Josef II. seinen Namen unter eine Verordnung; damit hatte die eigentliche Geburtsstunde von Sekitsch geschlagen. Durch diese Verordnung mußte eine in der Gemarkung von B.-Topola gelegene und als Weideland verpachtete staatseigene Pußta von den Pächtern geräumt werden, um neuen deutschen Einwandereren für eine Ansiedlung zur Verfügung zu stehen. Diese Pußta hieß — „Szekity".

Durch staatliche Organe wurden die Hottergrenzen abgesteckt und nach dem damaligen Prinzip der Dreifelderwirtschaft (drei Fluren) als Ackerland bestimmt. Das Grasland wurde in große und kleine Parzellen aufgeteilt. Planmäßig nach Lang- und Seitengassen wurde die Dorfanlage festgelegt. Dann folgte die Vermessung der einzelnen Haus- und Tretplätze, der Hutweide und des Friedhofs. Es wurden damals Siedlungsmöglichkeiten geschaffen für über 200 Bauern (samt Familien). Je Siedlerstelle erhielt 18 Joch Acker- und 10½ Joch Grasland zugeteilt.

Bauern aus den Orten der Umgebung der Pußta Szekity hatten auf Anordnung der Kameralbehörden in Sombor in Gemeinschaftsarbeit die für die neue Siedlung als Ackerland bestimmte Grasnarbe umzubrechen. Für die Häuser mußten sie Bauholz herbeischaffen und den Dorfbrunnen graben. In den einzelnen deutschen Landen waren inzwischen auch die Werber erfolgreich tätig. Folgende Länder stellten den größten Teil der ersten Sekitscher Ansiedlerahnen: Elsaß, Württemberg, Rheinland, Pfalz, Hessen, Nassau.

Der erste Sekitscher Ansiedler —so berichtet die Chronik — ist der Maurermeister Johann Georg Haug aus Gingen in Württemberg gewesen, der im Sommer 1785 die Genehmigung zur Auswanderung erhalten habe. Damals mag es den ersten Sekitscher Ansiedlerahnen nicht immer leicht gefallen sein, die Auswanderungsgenehmigung zu bekommen. Auch hierzu weiß die Chronik von einer sog. Manumissionssteuer zu berichten, die vor der Auswanderung in Höhe von drei Gulden je Kopf für die Befreiuung aus der Leibeigenschaft an die staatliche Behörde gezahlt werden mußte.

Daß den Auswanderern Sekitsch als neue Heimat zugewiesen sei, erfuhren diese erstmals nach Beendigung ihrer Reise auf der Donau bei der Ankunft in der königl. ungar. Freistadt Sombor von der staatlichen Abwicklungsbehörde.

Die Strahlen einer heißen Sonne brüteten über den weiten Ebenen der Batschka . . . An einem lieblichen Maientag des Jahres 1786 war ein Blühen und Duften ringsumher. Und da hielten die ersten Kolonisten mit ihren Familien, die bisher in einzelnen Gemeinden der Umgebung untergebracht waren und schon mutlos gewesen sind, endlich ihren Einzug in die nunmehr fertigen Häuser in Sekitsch. Eine eigene Scholle hatten sie nun, und Feld und Wiesen und Vieh; sie hatten in fremdem Land eine neue Heimat gefunden.

Ein besonderer Schatz, der im Sekitscher Ortsarchiv aufbewahrt wurde, war eine sog. „Spezifikation". Darin war eine Reihe namentlich angeführter „Szekityer Gemeins-Männer" verzeichnet, die im Jahre 1788 Hafer in das „K.-K.-Verpflegungsmagazin in Fuotok" (Futok) abgeliefert hatten. Aus diesen Eintragungen ging hervor, daß die ersten Sekitscher Kolonisten, die doch nach königl. Dekret für zehn Jahre steuerfrei sein sollten, schon nach zweijährigem Bestehen ihrer Siedlung anläßlich des Türkenkrieges zur Abgabe von Hafer als Kriegssteuer herangezogen wurden . . .

Aus einer Wüste ward ein blühend Eden,
aus Sümpfen hob sich eine neue Welt,
von diesem Land laßt deutsch und treu uns reden,
verachtet den, der 's nicht in Ehren hält.

Adam Müller-Guttenbrunn

Die Fluren waren fruchtgesegnet, aber immer wieder durch Kriege zerstört. Durch Mühe und Not und harte Arbeit dennoch immer wieder reiche Ernte. Aus dem Ansiedlerdörfchen der Pußta Szekity war in diesem Wechsel nach hartem Gesetz das blühende Gemeinwesen Sekitsch geworden.

*

Wer jene Festtage im Sommer 1936 in Sekitsch miterleben durfte, wird sich wohl Zeit seines Lebens daran mit stiller Wehmut erinnern. Mit einigen anderen Gemeinden feierte auch Sekitsch damals das Jubelfest des 150jährigen Bestehens. Es waren Feiertage des Gedenkens an all das, was von seinen Menschen während dieser Zeitspanne gedacht, gefühlt und gearbeitet wurde. Und wo in Sekitsch konnte man wohl besser mit der Vergangenheit Zwiesprache halten, als in dem noch im Original aus der Ansiedlungszeit erhaltenen Häuschen des alten Janzen-Vetter. Es war zwar nur ein stummer, für den Verfasser dieser Zeilen — der oft darin zu Gaste war — jedoch dennoch ein beredter Zeuge, der viel erzählen konnte aus Sekitschs Vergangenheit . . . Der Ur-Ur-Großvater des Janzen-Vetters war 1786 der erste Besitzer des Häuschens und aus Tronecken, Kreis Bernkastel im Rheinland, nach Sekitsch eingewandert . . .

Generationen kamen und gingen. Reiche Frucht trug all diese Zeit die Sekitscher Bauernerde. Und Gewerbe, Handwerk und Industrie waren in steter Aufwärtsentwicklung begriffen. Geheiligter Brauch war die Gastfreundschaft, selbst den fremdesten Menschen gegenüber. Dem Kulturerbe der Ahnen wurde stets die gebührende Ehrfurcht gezollt. Und ein Leben der Arbeit und der Treue war das Leben aller in diesem — auch für mich unvergessenen — Batschkadorf . . .

13. März 1961! — Gedenken an Sekitsch (das mir beinahe zur Wahlheimat geworden wäre) . . . Wer kennt all die vielen Heimstätten seiner Menschen, in denen einst der Verfasser dieser Zeilen ein und aus gegangen ist. Und wenn er an dieser Stelle sagt, daß er einst in Sekitsch in Theodor Walter einen Freund fürs Leben gefunden hat, so sollen mit diesen Worten all die vielen Sekitscher deutschen Menschen angesprochen sein, mit denen er damals ebenfalls in Freundschaft verbunden war. Und wenn zur 175. Wiederkehr des Gründungstages von Sekitsch seine Menschen, die dem dortigen Grauen entrinnen konnten, im Geiste in ihr unvergessenes Batschkaer Heimatdorf wandern, werden sie all das ebenso unvergessene Vergangene in der Erinnerung erstehen lassen. Sie werden dann aber nicht nur das Wahrzeichen ihres Ortes, seine Kirche vermissen, die durch Frevlerhand zerstört wurde, sondern ganz besonders auch all das, was einst ihr persönlicher Stolz und Reichtum war: die unübersehbaren Ähren- und Maisfelder und den seltenen Rebenbestand in ihren stets gepflegten Weingärten. Und wenn sie an die vielen, sehr vielen Toten denken, die auch einst in ihrer blühenden deutschen Gemeinde mit Fleiß und Treue (auch dem Staate gegenüber) ihrem Tagewerke nachgingen und die die Opfer eines unvorstellbaren Grauens wurden, da verwirrt dieses Denken die Sinne . . . denn dann steigen im Nebel dieses Grauens zwei Namen auf: Kruschevlje und Gakovo und künden von Elend und Not, von unsagbarer Tragik und vom Massensterben eines Großteils Sekitscher deutscher Menschen . . . Und diese Toten haben Heimstatt gefordert in den Herzen der überlebenden Sekitscher — und haben diese Heimstatt erhalten für alle Zeiten. — —

Der Wunsch des Gedenkens an das Leben, die Arbeit und die Treue sowie dann das Sterben jener unzähligen Toten in der einst freien und dann geraubten und geschändeten deutschen Heimaterde dort unten ist — als Erbe dieser Toten — deren Vermächtnis an die Überlebenden. Und nur wenn es den Überlebenden gelingt, daß ihre gesamte Jugend Ehrfurcht vor dem Erbe jener Toten empfinden lernt, sie bewahrt und einst weitergibt an ihre Kinder, sind diese Toten nicht umsonst gestorben. Das dürfte dann wohl auch die „Medizin" sein, um den donauschwäbischen Stamm vor dem Untergang zu bewahren. — —



Sektischer Heimatkirche

Unserer heutigen Ausgabe liegt ein Prospekt des Schwäbischen Reisedienstes Hans Mairhöfer K.G., Stuttgart, Schillerstraße 4 A bei.

Banater Jubiläum der Einigkeit

Vierzig Jahre Deutsch-Schwäbische Volksgemeinschaft – Sieg der Vernunft

Vor vierzig Jahren, an einem wolkenverhangenen Vorfrühlingstag, strömten aus allen schwäbischen Dörfern des Banates, selbst aus den entlegensten Teilen des Karasch-Severiner Berglandes, schwäbische Bauern, Arbeiter und Intellektuelle nach Temeschburg, um dem Ruf des Vorbereitungsausschusses zur Gründung einer über allen Parteien stehenden Einheitsorganisation zu folgen. Zwanzigtausend Menschen traten in der Hauptstadt des Banates am **13. März 1921** zusammen, um in unglaublicher Begeisterung eine Organisation zu schaffen, die den politischen und kulturellen Weg des Banater Deutschtums bestimmen sollte.

Das Bestreben nach politischer Eigenständigkeit fand in den Sturmjahren der ungarischen Revolution ihren **ersten** politischen Niederschlag, als im Jahre 1849 Banater Bauern die sogenannte „Bogaroscher Petition" dem Kaiser unterbreiteten, in der sie nach dem Muster der Sachsengrafschaft eine autonome Verwaltung des Banats forderten. Zum **zweiten** Mal trat der Wille zur Selbstbestimmung ihres Schicksals in den stürmischen Zeiten nach dem Zusammenbruch der Österreichisch-Ungarischen Monarchie in Erscheinung: am 4. November 1918 wurde der **„Schwäbische Nationalrat"** gegründet, dessen erste Ansätze bereits in dem schon früher gegründeten Soldatenrat vorhanden waren.

Am **8. Dezember 1918** rief der „Schwäbische Nationalrat" eine Nationalversammlung nach Temeschburg ein, an der Vertreter aller Banater Gemeinden — umringt von serbischen Bajonetten — teilnahmen: Die „Nationalversammlung" nahm das **„Schwäbische Manifest"** an, in dem folgende, auch für unsere heutigen Verhältnisse recht **kühn anmutenden Forderungen** erhoben wurden:

Unteilbarkeit des Banates und der Batschka, volle Autonomie, Volksabstimmung über die künftige staatliche Zugehörigkeit dieses Gebietes, Agrarreform, Presse- und Versammlungsfreiheit, eigene Volksmiliz und eine schwäbische Kirchenautonomie.

Das Schicksal dieses Gebietes wurde in Trianon entschieden: es wurde in **drei Teile** geteilt und jede Gruppe war nun gezwungen, sich ihr **eigenes Leben** in den neuen Staaten einzurichten.

Und so trat am **13. März 1921** das Banater Schwabentum zum **dritten Mal** zu einer Willenskundgebung zusammen, die seine politische Reife unter Beweis stellte: Die **Einheitsorganisation** wurde gegründet. Den Anstoß dazu gab der in Lugosch am 28. November 1920 abgehaltene „Deutsche Volkstag", dessen treibende Kraft der Druckereibesitzer und spätere Abgeordnete Heinrich Awender war, der nach der kommunistischen Machtübernahme bei einem Grenzübertritt erschossen wurde.

Über die Ziele der zu gründenden Organisation gibt folgender Aufruf Aufschluß:

„An alle Brüder deutscher Zunge!

Seit langer Zeit empfinden wir die Notwendigkeit, uns alle in einer **einheitlichen, mächtigen** Volksorganisation zusammenzufinden, um die Interessen und Rechte unseres deutsch-schwäbischen Volkes gemeinsam, ohne Parteiunterschied, zu fördern und zu schützen.

Diese deutsch-schwäbische Volksorganisation soll das ganze schwäbische Volk umfassen, alt und jung, **arm und reich.** Sie soll **über allen Parteien** und sonstigen wirtschaftlichen und kulturellen Vereinen stehen. Sie soll uns alle vertreten, allen Schutz gewähren, Einigkeit in alle unsere Bestrebungen bringen.

Deutsche Brüder! Kommt am 13. März aus allen deutschen Gemeinden nach Temeswar. Kommet zahlreich! Bringt Eure Musikkapelle und Euren Gesangverein mit! Denn unser deutscher Volkstag muß imposant werden. Die Volksorganisation soll **eine feste Burg werden für das ganze schwäbische Volk.**"

Das war der **zweite Schwabentag** und 20 000 Menschen legten ein Bekenntnis zur Einheit ab. Die neugegründete Organisation bestimmte ein Jahrzehnt die Politik der Banater Schwaben. Während dieser Zeit wurden deutsche Volksschulen und Kindergärten in allen deutschen Gemeinden errichtet, eine deutsche Lehrerbildungs-Anstalt wurde gegründet, ein „Deutsches Haus" gebaut, Zeitungen gegründet und die Bauern und Handwerkerorganisationen ausgebaut. Der Sängerbund umfaßte über 100 Vereine, Sportvereine wurden in fast allen Gemeinden errichtet, das katholisch-deutsche Gymnasium entstand, die stolze „Banatia" wurde gebaut, in der 250 Schüler Platz hatten, das Schülerheim für die Studenten aus der Provinz errichet, eine Ackerbauschule eröffnet, der Lehrerbund gegründet und vieles andere. **Unsere Volkwerdung vollzog sich in verblüffender Schnelligkeit.**

Als im Jahre 1923 in Temeschburg anläßlich der Zweijahrhundertfeier 40 000 Schwaben, Männer und Frauen, jung und alt, in den altehrwürdigen Trachten durch die Stadt zogen, war nichts von Überheblichkeit oder Herausforderung bemerkbar: **schlicht wie diese arbeitsamen Menschen sind, war auch ihre Feier.**

Zwanzig Jahre später, kaum daß eine neue Generation herangewachsen war, wurden wir schicksalhaft in den Sog der Katastrophe gerissen, die eine Epoche beendete, die von einem starken kulturellen und wirtschaftlichen Aufstieg gekennzeichnet war.

Wir erinnern uns in diesen Tagen jener erhebenden Epochen unserer Geschichte, in denen ein kleiner Volksstamm, völlig auf sich gestellt, mitten unter fremden Völkern — bestrebt war, seine Freiheit zu sichern, **ohne jedoch die sittlichen und rechtlichen Grundlagen zu zerstören, die ihn mit den mitwohnenden Völkern zu einer Gemeinschaft verband.**

Wenn jene, die sich berufen fühlen, das Schicksal unserer donauschwäbischen Gruppen zu lenken, aus den Ereignissen der Vergangenheit die richtigen Lehren zögen und die Kräfte, die im Streit sinlos verbraucht werden, für eine schöpferische Arbeit einsetzen würden, könnte die Einigkeit bald hergestellt und jene negativen Kräfte ausgeschaltet werden, die in unserer Vergangenheit nur einen unnützen Ballast sehen, der über Bord geworfen werden muß. Ein geschichtsloses Volk ist zum Untergang verurteilt.

Wir aber glauben, auch der jüngeren Generation, die unter neuen revolutionären Verhältnissen aufwächst, mit dem Banater Schriftsteller Karl von Möller sagen zu dürfen:

„Das Knie beugen heißt es vor unseren Vorvätern und Vätern, das Knie beugen heißt es vor ihrem stillen Heldentum und jeder von uns möge für sich im Herzen den Schwur tun, **der Ahnen würdig zu sein — in Glück und Unglück . . .**"

J. M.

5 A 2459 C

Der Donauschwabe

BUNDESORGAN DER HEIMATVERTRIEBENEN AUS JUGOSLAWIEN, RUMANIEN UND UNGARN

11. Jahrgang / Nr. 13 — 26. März 1961

Die ‚Vier im Jeep' fahren nicht mehr durch Wien

... aber Sowjetspionage blieb / Dunkle Machenschaften der Tarnfirmen / Auch weiterhin Menschenraub

Wien (tp) — Die Praterstraße, eine der berühmtesten im Wiener Vergnügungsviertel, ist schon seit einiger Zeit in ihrem alten Glanz wiedererstanden. Sie strotzt von bekannten Theatern, modernen Cafés, eleganten Geschäften und auch von wunderschönen gotischen und barocken Bauten, die vom alten Glanz des kaiserlichen Wiens zeugen. Der Baedeker gibt jedem ausländischen Touristen den Rat, das Haus Nummer 54 zu besuchen, wo Johann Strauß seinen Walzer „An der schönen blauen Donau" komponierte. Aber auch ohne Baedeker läßt sich kein Ausländer dieses malerische Viertel Wiens entgehen, wo seinerzeit auch der berühmte Film „Der dritte Mann" gedreht wurde. — Die Praterstraße erstrahlt heute in hellstem Licht und erinnert irgendwie an das farbige Schauspiel eines südamerikanischen Karnevals. Aber noch vor wenigen Jahren war diese heutige Prachtstraße in Finsternis gehüllt und wurde abends von allen gemieden. Ihre Bewohner verschlossen bald nach Sonnenuntergang hermetisch die Haustüren und wagten kaum die Fenster zu öffnen. Aus Angst vor Vergewaltigung zeigte sich nach Einbruch der Dunkelheit auf der Straße keine Frau. Es war die Zeit, als der Prater noch zum sowjetischen Sektor von Wien gehörte.

Die Sowjets versäumten es zwar nicht, nach der Eroberung der Stadt einen Kranz am Grabe Johann Strauß' niederzulegen, aber mit dieser Geste allein konnte die Besatzungsmacht nicht das Wohlwollen der Wiener erringen. Wie überall, wo die Kommunisten herrschen, versuchten sie auch in Wien Vergangenheit und Gegenwart umzumünzen. Die alten Namen der Straßen und Plätze wurden durch neue, aus der kommunistischen Mythologie entlehnte Namen ersetzt; der Wohnungsbau stagnierte, dafür wurden zahlreiche Denkmäler zum größeren Ruhm der Roten Armee errichtet. Heute noch, etliche Jahre nach dem Abzug der Besatzungstruppen, sind im ehemaligen Sowjetsektor Wiens Obelisken, Standbilder und am „Stalinplatz" sogar ein echter sowjetischer Panzer auf einem billigen Podest zu sehen. Die Sowjets haben es sich im Staatsvertrag sozusagen mit Brief und Siegel versprechen lassen, daß solche Denkmäler nicht entfernt werden dürfen.

Aber etwas anderes ist nach dem Abzug der sowjetischen Truppen aus Österreich auch noch geblieben: das sind zahlreiche kommunistische Spionageringe, die von den Sowjets und ihren Satelliten mit unendlicher Geduld aufgebaut wurden. Geschützt, sozusagen legalisiert durch die österreichische Neutralität, blühen und gedeihen diese Geheimdienste des Kremls weiter. Um ihre anrüchige Tätigkeit zu tarnen, wurden zahlreiche Scheinfirmen gegründet, die wenige Monate vor dem kommunistischen Weltjugendtreffen auffällig zugenommen haben. Die ausschließliche Aufgabe einiger dieser Firmen war es, den kommunistischen Jugendkongreß mit genügenden Geldsummen zu versorgen. Eine dieser kommunistischen Tarnfirmen war die „Estate GmbH", die bereits 1954 gegründet wurde und die sich als Filiale zweier Firmen, die sich in Vaduz (Liechtenstein) befinden, ausgab. Eine andere ist das Reisebüro „Josefstadt", das im Jahre 1949 von den Kommunisten Herbert Heller und Gustav Eisenstädtle gegründet wurde. (Anmerkung der Redaktion: Dieses Reisebüro „Josefstadt" inseriert fast jede Woche ganz groß in der Salzburger Zeitung „Neuland"!) Eine weitere Handelsgesellschaft, „Metros", erst 1959 gegründet, wird bzw. wurde aus der gleichen Quelle wie die „Estate GmbH" mit Geld versorgt. Eines der Mitglieder des „Aufsichtsrates" von „Metros", Jean Garcia, ist ein bekannter französischer Kommunist.

Die Donauschiffahrtsgesellschaften des Ostblocks, deren Filialen in Wien tätig sind, bereiten den österreichischen Behörden ebenfalls viel Kopfzerbrechen. Das Personal der sowjetischen, tschechoslowakischen, rumänischen, aber auch das der jugoslawischen Schiffahrtsgesellschaft ist viel zahlreicher als es die Bedürfnisse der Schiffahrt verlangen, und viele Angestellte stehen in Verdacht, ihre offizielle Tätigkeit nur als Tarnung zu benutzen, um sich erfolgreicher der Spionage zu widmen. Besonders berüchtigt war der Sowjetbürger Sergej Schmid, der während des zweiten Weltkrieges ein sowjetisches Spionagenetz in Belgrad leitete und nach dem Bruch Titos mit Moskau nach Wien gekommen war, wo er sein altes Metier unter dem Mäntelchen eines Schiffahrtsangestellten sofort wieder aufgriff. Eingeweihte wollen wissen, daß sogar der Direktor der sowjetischen Schiffahrt in Wien diesem Agenten unterstellt war. Schmids Wiener Residenz war ständig abgeriegelt; Besucher wurden erst eingelassen, wenn sie einige russische Erkennungsworte durch das Haustelefon zu nennen wußten. Diese Erkennungsworte wurden nach gewissen Zeitabständen immer wieder geändert; eines der letzten, die in Gebrauch waren, bevor Schmid aus Wien zurückgezogen wurde, lautete: „SJE LJEF, A NJE SABAKA!" („Das ist ein Löwe und kein Hund!").

Informierte Österreicher behaupten, daß einige Büros der kommunistischen Schiffahrtsgesellschaften bei mehreren Fällen von Menschenraub, die bis heute ungeklärt geblieben sind, nicht unbeteiligt waren. Man denkt dabei insbesondere an das Verschwinden des rumänischen Exilpolitikers Traian Puiu, der in einem Bukarester Gefängnis landete. Die Jugoslawen verschleppten den ehem. Außenminister Aleksan-

(Fortsetzung auf Seite 4)



Trachtenträger anläßlich des donauschwäbischen Trachtenfestes 1960 in Philadelphia, USA. Von links nach rechts: Regina Marx, Franz Marx, Frau Noell, Peter Noell, Magdalena Teubl, Anton Teubl, Frau Birgl und Stephan Birgl.



„Vom diesjährigen Donauschwabenball in Montreal entbieten wir hier versammelten canadischen Donauschwaben allen unseren schicksalsverbundenen Landsleuten in aller Welt — sowie auch unserer altehrwürdigen schönen donauschwäbischen Patenstadt Ulm an der Donau, von der aus unsere Ahnen vor 200 Jahren auf ihren „Ulmer Schachteln" stromabwärts wanderten nach dem vom Türkenjoch befreiten Südosteuropa — unsere herzlichsten Grüße, mit dem Rufe übers große Wasser: Donauschwaben in aller Herren Länder, reicht Euch alle im Geiste brüderlich die Hände und bleibt, in Freundschaft zu den anderen Völkern, Eurem eigenen Volkstum treu und verbunden!" — Diese Botschaft, die zahlreiche Unterschriften trägt, wird hiermit über den „Donauschwaben" allen unseren Menschen weit und breit kundgetan. Obiges Bild entstand während des Montrealer Donauschwabenballes.

Um die Einigkeit in der LM

Deutsche aus Jugoslawien sind in ihrer organisatorischen Zerfahrenheit aktionsunfähig geworden

Straubing. — Der Kreisverband der LM der Donauschwaben in Straubing hat auf seiner Monatsversammlung im März, nach einem umfassenden Lagebericht, auch die Einigungsbestrebungen im landsmannschaftlichen Bereich der Donauschwaben erörtert. Kreisvorsitzender Josef Senz hat dazu u. a. folgendes ausgeführt:

Die streitenden und entzweiten Donauschwaben, besser gesagt Deutschen aus Jugoslawien, sind in ihrer organisatorischen Zerfahrenheit aktionsunfähig geworden: große Aufgaben der Gemeinschaft können überhaupt nicht mehr oder nur unzulänglich verfolgt werden. In einer solchen Verfassung mehren sich die destruktiven Kräfte, die gemeinschaftswilligen werden in ihrem Wollen und Handeln dauernd gestört und zum Verzweifeln gebracht. Ihre Gemeinschaft, die in der Landsmannschaft ihren Ausdruck findet, wird nicht mehr ernst genommen, selbst von ihren eigenen Stammesbrüdern, den Banater Schwaben und den Ungarndeutschen. Man kann es diesen auch nicht verargen: wer sich mit einem streitenden oder entzweiten Haufen verbindet, kann nur verlieren, aber nichts gewinnen; verlieren an Ansehen und verlieren an Leistungsfähigkeit. Die Deutschen aus Jugoslawien sollten sich dieser Tatsache bewußt werden, auf ihre Ausgangsposition zurückgehen, diese mit vereinten Kräften ausbauen, dabei das größere donauschwäbische Ziel nicht aus dem Auge verlieren, um vielleicht doch eines Tages das Vertrauen und die Bereitschaft der anderen donauschwäbischen Gruppen gewinnen zu können. Als erstes müßte wieder eine einige, starke und aktionsfähige Landsmannschaft der Donauschwaben aus Jugoslawien geschaffen werden. Wenn die Donauschwaben aus Jugoslawien sich über die organisatorischen Grundfragen nicht einigen können, beweist das nur, daß man die Meinungsverschiedenheiten und Schwierigkeiten geistig noch nicht bewältigt, daß man im Personellen noch nicht das erforderliche Vertrauen und Verständnis für die notwendigen Bedürfnisse der Gemeinschaft gewonnen hat.

In gemeinsamen Einrichtungen und Vertretungen muß sich die Einigkeit unserer Gemeinschaft verkörpern. Auch die landsmannschaftlichen Presseorgane sollten sich dessen bewußt werden. Im Rahmen dieser gemeinsamen Einrichtungen und Vertretungen dürfen ruhig auch Meinungsverschiedenheiten auftreten, es müßte aber Klarheit herrschen darüber, was von diesen Errungenschaften zu unserem gemeinsamen Nest gehört und was deshalb unter keinen Umständen von einem anständigen Angehörigen unserer Gemeinschaft beschmutzt, bekämpft oder gar abgelehnt werden darf.

Wenn wir aber nicht in der Lage sein sollten, die grundlegenden Erfordernisse unserer Gemeinschaft zu erkennen, aufzubauen und als Sicherung unserer Existenz und Zukunft, mit allen unseren Kräften

(Fortsetzung auf Seite 3)

Fackelzug gegen Atombomben

Und Johannes ist auch dabei

Zu einer Großkundgebung in Stuttgart „Für eine Politik ohne Atomwaffen" rief ein Flugblatt auf, das neben verschiedenen Verbänden von Kriegsdienstverweigerern und „Friedensbewegungsorganisationen" auch von **Johannes Weidenheim** unterzeichnet ist. Zu Ostern sollen auch „Märsche" mit Fackelzug der Atomwaffengegner veranstaltet werden, um auf diese Weise gegen die Bewaffnung der Bundeswehr mit Atomwaffen zu protestieren. Auch in den Ostblockländern werden derartige Friedenskundgebungen am laufenden Band veranstaltet, in denen aber **kein Wort gegen die Atombewaffnung der Sowjetunion laut wird.** Auch dort heißt es, daß der „kriegslüsterne Westen" abrüsten müsse und auch im Westen fordern die Hilfstruppen der kommunistischen Friedensbewegung **dasselbe:** keine Atombomben für den Westen! **Also hier wie drüben die gleichen Parolen, wie ja die ganze Bewegung aus einer einzigen Zentrale gelenkt wird.** Aber wozu auch Atombomben, wenn es auch anders geht? So schrieb einst Johannes, der Pazifist: „So gut, wie ich früher den Pflug führte oder die Pferde lenkte, so **gut schieße ich jetzt,** und ich habe immer noch **eher geschossen als der Feind und darauf kommt es an.**" Auch bei der Atombombe, die die anderen haben — aber sie brauchen gar nicht zu schießen, wenn der Westen, dank der Arbeit von Propagandisten vom Schlage des Herrn Weidenheim, auf die kommunistischen Parolen hereinfällt ...

H. W.

Und dennoch das gleiche Schicksal der Juden und Volksdeutschen!

Von Dr. habil. Johann Weidlein

Nichts verschlug den Vertreibern in Ost und West sowie ihren nihilistischen Handlangern in unseren eigenen Reihen so sehr die Sprache, als meine Feststellung, daß das Schicksal der Juden und der Volksdeutschen identisch gewesen ist (Vgl. „Der Donauschwabe" vom 10. Juli 1960) Zweifellos waren es dieselben Kräfte, die vor 1944 ihre madjarische „Rasse" vor den Juden „schützten", welche nach dem Zusammenbruch die Ungarndeutschen vertrieben. Es ist nur zu bedauern, daß sich die beiden Verfolgten, die Juden und die Volksdeutschen, gegeneinander ausspielen ließen und den gemeinsamen Feind, den Rassismus, nicht rechtzeitig erkannten.

Wenn ich in dem erwähnten Artikel zur Untermauerung meiner Feststellung hauptsächlich nur geistesgeschichtliche Argumente angeführt habe, — namentlich die Agitation der „volksnahen" madjarischen Schriftsteller mit ihrem Führer Dezsö Szabo an der Spitze, — so will ich diesmal mit exakten Daten nachweisen, wie die Hetze gegen Juden und Volksdeutsche in Ungarn nicht nur bei den faschistischen Schriftstellern, sondern auch in der breiten Öffentlichkeit parallel verlief. Der Unterschied war, daß 1938—1944 die Judenhetze hauptsächlich im Parlament, die Deutschenhetze mehr im Untergrund betrieben wurde, während es nach 1945 umgekehrt geschah.

Dezsö Szabo, der wahnwitzige Führer des madjarischen Geistes zwischen den beiden Weltkriegen, schrieb am 17. April 1938, daß nur jener ungarische Staatsbürger Brot, Stellung und Lebensmöglichkeiten in Ungarn haben darf, der an der Einheit der ungarischen Sprache und Kultur teilhaben will, ansonsten stelle er sich unter die Führung eines fremden Staates und müsse aus dem Lande vertrieben werden. Das heißt mit anderen Worten: Wer nicht assimiliert ist oder wer nicht bereit ist, sein angestammtes nichtmadjarisches Volkstum aufzugeben, wer an seiner nichtmadjarischen Sprache und Kultur, also auch an seiner jüdischen Religion, festgehalten hat oder festhält, der gehört zu den „Fremden", der muß vertrieben oder vernichtet werden.

Tatsächlich wurden die ersten Judengesetze 1938 und 1939 mit der Begründung erbracht, daß die Juden nicht assimiliert seien und deshalb aus einzelnen intellektuellen und wirtschaftlichen Berufen verdrängt bzw. zurückgedrängt werden müßten. Nur 20 Prozent Juden sollten in diesen Berufen tätig sein dürfen. Es ist offensichtlich, daß diese Verfügungen nicht zugunsten der Volksdeutschen erlassen worden sind, da der Anteil der Juden in den Berufen der Volksdeutschen (Bauern, Handwerker, Tagelöhner, Dienstboten usw.) nur 0,3 bis 1,4 Prozent ausmachte. Das Regierungsdeutsche „Neues Sonntagsblatt" schrieb am 17. April 1938 über das Judengesetz sehr richtig, die nationalen (madjarischen) Kreise hätten es mit stürmischer Freude begrüßt, denn sie erhofften von ihm eine wesentliche Verbesserung der Lage der christlichen Intelligenzschicht.

Die Maßnahmen gegen die Juden wurden also mit der Begründung unternommen, daß die Juden als

Nichtassimilierte „Fremde" seien, die nicht zur ungarischen Nation gehörten. Nun waren aber auch die Volksdeutschen nicht assimiliert und konnten somit zu jeder Zeit ebenso auch amtlich zu den „Fremden" gezählt werden, wie sie von Dezsö Szabo und seinen rassistischen Schülern seit eh und je als Fremde betrachtet worden sind. Es war Karl Peyer, der Führer der Sozialdemokraten, der auf diesen Umstand, daß die Volksdeutschen der Budapester Umgebung, seine eigenen Wähler, auch nicht assimiliert sind, das Budapester Parlament aufmerksam machte. Freilich war es damals, als man von Hitler die Beseitigung des Trianoner Friedensdiktats erwartet hatte, nicht opportun, einschneidende Maßnahmen gegen die Ungarndeutschen zu treffen; aber die Agitation gegen die Ungarndeutschen wurde sowohl in der Presse als auch in der Öffentlichkeit sofort verschärft. Nach dem Blatt „Pester Lloyd" vom 10. Mai 1938, also in einer Zeit, als es noch keinen Volksbund und keine „Deutsche Zeitung" in Ungarn gegeben hatte, erklärte der parteilose Landtagsabgeordnete Hugo Payr im ungarischen Parlament: „Schon jetzt hört man überall, daß nach den Juden die Schwaben drankommen sollen, zumal der größte Teil der ungarländischen Deutschen, namentlich die in der Umgebung der Hauptstadt wohnenden, sich viel weniger assimiliert haben als die Juden. Es wird durch solche Agitation die Antipathie gegen die Deutschen ebenso geschürt, wie der Haß gegen die Juden künstlich geschürt worden ist."

In derselben Sitzung der beiden Häuser des Landtages erklärte auch das Oberhausmitglied Vásáry: „Die verschiedenen Auslegungen des wahren Ungartums führen schon dahin, daß nach dem Aufrollen der Judenfrage bereits die Reihe an die Schwaben kommt, wie es am letzten Sonntag in einer Versammlung der Turul-Jugend in Debrezin verlautbart wurde". (Der Turul-Verband war der größte Verband der Universitätsjugend in Ungarn.) Die ungarische Studentenschaft, die auch während der Blütezeit der Bethlenschen „Konsolidation" den Judenhaß hochhielt und fast alljährlich mit Stühlen und Bleiknüppeln auf die wenigen jüdischen Studenten einschlug und antisemitische Straßenkrawalle verursachte, wurde seit 1933 auch hauptsächlichster Träger des Schwabenhasses in Ungarn, wie es nicht zuletzt die Demonstrationen gegen Jakob Bleyer 1933 und Richard Huß 1937 bewiesen haben.

Auch in ihrem Bodenbesitz wurden die Juden allmählich bedroht und enteignet, 1942 wurde ihnen sogar der gesamte Bodenbesitz weggenommen. Dieses Gesetz, als dessen einziger Schöpfer sich Ministerpräsident Miklos Kállay bezeichnete, galt jedoch ausdrücklich als Rassenschutzgesetz, das einzig und allein die Stärkung des Madjarentums zum Ziele hatte. Deutsche oder sonstige Elemente konnten von den 1,2 Millionen Joch Judenbesitz nichts erhalten. Die Debattenredner betonten den rassenschützlerischen Charakter des Gesetzes immer wieder, wobei sie auch ihre tiefe Sorge darüber zum Ausdruck brachten, daß an den Grenzen des Landes „Fremde", d. h. Deutsche wohnten. Die madjarische Besiedlung der Umgegend von Budapest, Transdanubiens, der Grenzen und anderer gefährdeter Gebiete sei ein elementares Lebensrecht des Madjarentums: Dies war die stets wiederkehrende und unzählige Male wiederholte Lehre Dezsö Szabos, dieses wahnsinnigen Führers des madjarischen Geistes, und auf dieses elementare „Lebensrecht" der Madjaren wurde auch im Parlament immer wieder hingewiesen. Auch Regierungsmitglieder zeigten diesen Forderungen gegenüber großes Verständnis. Ackerbauminister Baron Daniel Bánffy erklärte nach „Uj Magyarság" vom 10. Juli 1942 im Landtag, „er halte jenen Standpunkt für richtig, welcher im Hinblick auf die Grenzlandsiedlungen geäußert wurde". Die Vorlage zum neuen Judengesetz sei eine den nationalen Interessen dienende rassenschützlerische Vorlage, die aus dem Interesse der madjarischen Rasse geboren worden sei. Denn „jede Nation, die leben will, hat die Verpflichtung, den Boden für den Nationserhalter zu sichern, und darauf kann auch das Madjarentum nicht verzichten."

Zur „neuen, endgültigen Landnahme" forderte Dezsö Szabo seine „Rasse der ewigen Ausbeutung" seit 1919 immer wieder auf. Im August 1941 erschien dann im Verlag der MEP, der Regierungspartei, eine 64 Seiten starke Broschüre mit dem Titel „Uj honfoglalás" (Neue Landname) mit dem Vorwort des Ackerbauministers Baron Daniel Bánffy, worin stolz mitgeteilt wurde, daß bereits 600 000 Joch Judenbesitz dem Madjarentum zurückgegeben worden seien. Nicht minder stolz war Ministerpräsident Kállay auf seine Tat: Es sei einzig und allein sein Verdienst, daß 1,2 Millionen Joch Judenbesitz dem Madjarentum zurückgegeben worden sind. Und bereits im April 1945 erschien die Artikelserie von Gyula Illyés, einem Schüler Dezsö Szabos und dem größten Lyriker Ungarns, mit dem Titel „Unter den neuen Landnehmern" in „Szabad Szo", dem Blatt der ultrafaschistischen Schriftsteller, die heute in Ungarn als „volksnah" bezeichnet werden.

Es würde sich lohnen, die Argumente, die vor 1944 gegen die Juden ins Treffen geführt wurden, zu vergleichen mit jenen, mit welchen man nach dem Zusammenbruch gegen die Volksdeutschen loszog. Die Herren Vertreiber ließen sich kaum etwas Neues einfallen! Selbst die glorreiche These vom „Staat im Staate", — das soll der Volksbund der Deutschen in Ungarn gewesen sein —, wurde bereits 1934 von Dezsö Szabo erfunden, nur daß er damit die Tätigkeit der Juden und Assimilanten in Ungarn bezeichnet hatte. Und wenn der Obergespan des Bácser Komitats 1948 Maßnahmen gegen die Schwaben forderte, die sich noch in seinem Komitat aufhielten, so war es im Jahre 1942 Graf Béla Teleki, der als Abgeordneter der Siebenbürgischen Partei die Säuberung Nordsiebenbürgens von den „Galizianern" forderte (vgl. „Uj Magyarság" vom 26. Nov. 1942).

Abschließend betonen wir wieder, wie schade es ist, daß jüdische Zeitungen in den Jahren 1920—1938, zur Zeit der bösen Verfolgung der Ungarndeutschen, sich als Vortrupp des madjarischen Nationalismus im Kampfe gegen die gerechten Forderungen unserer Volksgruppe betätigten, und daß sich später einige volksdeutsche Dummköpfe zur Agitation gegen die Juden einspannen ließen. Immerhin können sich beide Parteien darauf berufen, daß sie im Geiste der jeweiligen ungarischen Regierung gehandelt haben.

Lastenbeihilfe für Eigenheime

Unter noch näher zu bezeichnenden Voraussetzungen kann der Eigentümer eines Eigenheimes, einer Eigentumswohnung, Nebenerwerbs- oder Kleinsiedlung eine Lastenbeihilfe beantragen. Auch vor Übereignung des Hauses oder der Wohnung kann eine Beihilfe schon gewährt werden, es muß aber schon ein Kaufanwartsschaftsvertrag für das Haus abgeschlossen sein, und der Anwärter muß darinnen wohnen und die Belastung dafür tragen.

Im Antrag sind insbesondere Angaben zu machen über:

1. die wesentliche Verringerung des Familieneinkommens durch Arbeitsunfähigkeit oder Tod des bisherigen Eigentümers oder eines Familienangehörigen, der zur Aufbringung der Belastung beigetragen hat.
2. die Anzahl der Familienangehörigen und sonstigen Personen, die zum Haushalt rechnen,
3. Zahl der Räume und Fläche der eigengenutzten Wohnung
4. die Belastung für diese Wohnung.

Bei Tod oder Arbeitsunfähigkeit eines zum Haushalt gehörenden Familienmitglieds ist nachzuweisen, daß dieses nicht nur vorübergehend Beiträge für die Belastung aus der Rückzahlungsverpflichtung von Krediten oder aus der Bewirtschaftung geleistet hat. Wer nicht bloß vorübergehend zum Haushalt gehörte oder gehört, von dem wird angenommen, daß er aus seinem Einkommen an der Abzahlung mitgeholfen hat.

Die wichtigste Voraussetzung ist, daß die Verringerung des Familieneinkommens wesentlich ist. Dies ist immer dann der Fall, wenn sie mehr als ein Drittel beträgt. Es ist dabei das Familieneinkommen vor dem Tode oder der Arbeitsunfähigkeit mit dem Einkommen nachher zu vergleichen. Eine Verringerung des Einkommens aus einem anderen Grunde z. B. Arbeitsplatzwechsel usw. kann nicht geltend gemacht werden. Das Jahreseinkommen wird dabei in gleicher Weise wie bei der Mietbeihilfe berechnet. Hinzugerechnet werden dabei auch Beiträge, die ein nicht zum Haushalt gehörender Familienangehöriger zur Verringerung der Belastung aufgebracht hat. Beispielsweise ein nach Amerika ausgewanderter Sohn half bisher seinen Eltern bei der Abtragung der Schulden aus einem Hausbau. Infolge seines Todes oder seiner Arbeitsunfähigkeit falle die Mithilfe des Sohnes aus. Beträgt dieser Ausfall mehr als ein Drittel des Familieneinkommens der Eltern, so ist insoweit die Antragsberechtigung für eine Beihilfe gegeben.

Belastung für die Wohnung

Für die Bewilligung der Lastenbeihilfe ist die Belastung für die eigengenutzte Wohnung zugrunde zu legen. Es ist dabei vom Betrag auszugehen, der sich auf Grund der Lastenberechnung für den Quadratmeter der Wohn- und Nutzfläche des Gebäudes durchschnittlich ergibt. Auf der Grundlage dieser Durchschnittsbelastung ist dann die Belastung für die eigengenutzte Wohnung zu berechnen. Ist dabei die Wohnung größer als die zulässige Wohnfläche, so ist von der letzteren Fläche auszugehen. Es werden Belastungen ermittelt:

1. aus dem Kapitaldienst (Zinsen und Tilgung),
2. aus der Bewirtschaftung (Instandsetzung usw.)

Zum Kapitaldienst gehören auch Erbbauzinsen. Es ist selbstverständlich, daß nur die aufgrund der Verträge zu leistenden Zahlungen hier gemeint sind. Wer seine I. Hypothek schneller tilgt, kann diese freiwilligen Mehrleistungen nicht als Belastung geltend machen. Gemeint ist also immer nur der im Darlehensvertrag festgesetzte Zins- und Tilgungssatz. Auf die Quelle der Mittel kommt es nicht an. Es können also aufgenommene Bankgelder, Bauspardarlehen, BVFg-Darlehen, Wohnbaudarlehen aller Art, Verwandtendarlehen usw. sein.

Als Belastung für die Bewirtschaftung können angesetzt werden:

1. die Ausgaben für die Verwaltung (vor Übereignung),
2. die Ausgaben für Betriebskosten und
3. die Ausgaben für die Instandhaltung.

Aus der Lastenberechnung für das ganze Haus oder die Siedlerstelle wird dann der auf die eigengenutzte Wohnung entfallende Teilbetrag berechnet. Diese auf den Eigentümer entfallende Belastung wird mit der sogenannten tragbaren Belastung (im Beitrag über Mietbeihilfe dargestellt) verglichen. Liegt das durch den wesentlichen Ausfall von einem Drittel verringerte Familieneinkommen unter der errechneten Belastung, so kann der Unterschied in Form einer Lastenbeihilfe gewährt werden.

Höhe der Lastenbeihilfe

Über die Höhe der Beihilfe lassen sich nur schwer ungefähre Angaben machen, denn jedes Haus oder jede Siedlerstelle ist nicht nur anders gebaut, sondern vor allem auch anders finanziert worden. Die Höhe der Belastung aus Fremdmitteln ist so verschieden, daß man sich wirklich jeden Fall einzeln ansehen muß. Wir müssen uns daher auf einige allgemeine Anhaltspunkte beschränken und wollen nur den Leitgedanken dieser Beihilfen unseren Lesern verständlich machen.

Für alle Eigentümer von Eigenheimen ist es immerhin sehr beruhigend zu wissen, daß ein wesentlicher Einnahmeausfall nicht zum Verlust des sicher in der Regel mit großer Mühe geschaffenen Heimes führt. Selbst wer kurz noch vor Erreichung des Rentneralters ein Eigenheim erbaut, weiß jetzt, daß er nach Übergang auf seine Rente, Lastenbeihilfe zur Abdekkung seiner aufgenommenen Darlehen beanspruchen kann.

In der Regel wird die Beihilfe in der Höhe gewährt, in der ein Unterschied zwischen der auf die benötigte Wohnfläche berechneten Belastung und der jetzt nach Minderung der Einnahmen wie für eine Mietwohnung zu berechnende zumutbare Belastung entsteht. Ist jedoch die tatsächliche Belastung höher als die Miete für eine vergleichbare Mietwohnung, so wird eine zur gleichen Zeit im gleichen oder benachbarten Ort mit vergleichbarer Finanzierung gebaute Mietwohnung als Grundlage für die Berechnung der Belastung genommen.

Zum besseren Verstehen sei ein Beispiel herangezogen. Für ein Eigenheim oder Nebenerwerbssiedlung mit zwei völlig gleichwerten Wohnungen soll eine jährliche Belastung von 2 400 DM angenommen werden, wie es jetzt häufig infolge der allgemeinen Verteuerung der Fall ist. Auf die eigengenutzte Wohnung entfällt also ein Betrag von DM 100 monatlich. Für eine vergleichbare Mietwohnung im Ort wird eine Monatsmiete von 80 DM angenommen. Es ist daher vom letzteren Betrag auszugehen. Der Eigentümer tritt in den Rentenstand, während ein im Haushalt noch lebender Sohn arbeitet und bei der Abzahlung mithilft. Insgesamt gesehen soll das Familieneinkommen von 750 DM auf knapp unterhalb 500 DM gefallen sein. Eine wesentliche Minderung von einem Drittel liegt also vor.

Ohne auf nähere Einzelheiten einzugehen, soll sich die zumutbare Belastung von 40 DM errechnen. In dem Fall kann also eine Lastenbeihilfe von ebenfalls 40 DM zur Bestreitung der auf die eigengenutzte Wohnung entfallenden 80 DM bezogen werden. Wäre die Gesamtbelastung nicht 2400 sondern nur rd. 2000, so würde sich trotzdem nichts an der Höhe der Beihilfe ändern, weil ja ohnehin nicht der volle Betrag im ersten Falle angesetzt werden konnte.

Von diesem Musterbeispiel ausgehend kann man ganz allgemein sagen, daß grundsätzlich jeder Hauseigentümer mit Belastungen von etwa 40 DM je Wohnung nach Invalidierung überprüfen soll, ob für ihn eine Beihilfe noch in Betracht kommt. Hat er seine Schulden bis zur Inruhesetzung im wesentlichen abgetragen, so hat er sich eben unserer Eigenart entsprechend selber geholfen. Be.

DAS BAUERNHAUS

bei der Bewertung des landwirtschaftlichen Vermögens

Das Bauernhaus, als Bestandteil der wirtschaftlichen Einheit eines landwirtschaftlichen Vermögens spielt bei der Bewertung eine recht komplizierte Rolle. So einfach gewissermaßen der Lehrsatz lautet, daß das Wohn- und Wirtschaftsgebäude eines landwirtschaftlichen Betriebes mit dem Hektarsatz, zusammen mit dem toten und lebenden Inventar und dem Grund und Boden (Feld), bewertet wird, so vielfältig können die Ausnahmen, Sonderregelungen und Grenzfälle sein, bei denen die entsprechenden gesetzlichen Bestimmungen für solche Sonderfälle anzuwenden sind. Wir können uns im Rahmen dieses einen Aufsatzes nicht mit allen diesen Sonderfällen befassen und werden daher in einer Reihe von Hinweisen die einzelnen Fälle behandeln. Heute werden wir das Bauernhaus in jenen Fällen behandeln, wo

ein Ehegatte Alleineigentümer des Hauses

war. Solche Fälle gibt es sehr viele und aus den Rückfragen bei den landsmannschaftlichen Verbänden wissen wir, daß sich die Geschädigten weitgehend darüber im Unklaren sind, wie dabei verfahren wird. Vor allem besteht bei den Betroffenen die Befürchtung, daß nur jener Teil der Eheleute den vollen Hektarsatz mit dem Anteil für Wohn- und Wirtschaftsgebäude erhält, dem das Haus tatsächlich gehört hat, während dem anderen Eheteil ein entsprechender Abzug gemacht wird, was praktisch soviel bedeuten würde, daß dieser Hektarsatz-Anteil unter den Tisch fällt.

Bei der Behandlung dieser Frage muß man zunächst wissen, daß bewertungsrechtlich gesehen von der Annahme ausgegangen wird, das Bauernhaus, ohne Rücksicht darauf, ob es einem oder beiden Ehegatten bzw. mehreren Personen gehörte, entspricht mit seinem Wohnteil und seinem Wirtschaftsteil (Zimmer, Küche, Nebenräume, Stallungen, Scheunen usw. usw.) der Größe des landwirtschaftlichen Betriebes. Wer 10 Joch Feld bearbeitet, kommt mit weniger Baulichkeiten aus als jener mit 100 Joch; wer 2 Pferde und 2 Kühe hat, braucht nicht einen so großen Stall wie jener mit 8 Pferden und 20 Kühen. So ist es auch mit den Wohnräumen für den Bauern und sein Gesinde.

Wenn nun der bei uns sehr häufige Fall vorliegt, daß das Bauernhaus dem Ehemann gehörte und die Ehefrau nur Feld auf ihrem Namen hatte, dann wird der Schaden wie folgt festgestellt:

Die Aufteilung auf die beiden Ehegatten

Auch wenn die beiden Ehegatten mit verschiedenen Teilen des Vermögens im Grundbuch standen, ist der ganze landwirtschaftliche Betrieb eine wirtschaftliche Einheit, für die nur ein Betriebshektarsatz festgesetzt wird, also nicht ein Betriebshektarsatz für den Teil der Ehefrau. Da aber beide Ehegatten Eigentümer des Vermögens waren, sind beide als unmittelbar Geschädigte zu behandeln und für jeden Ehegatten ist die entfallende Schadenshöhe festzustellen und die Hauptentschädigung zu errechnen. Die wirtschaftliche Einheit des landwirtschaftlichen Betriebes muß also aufgeteilt werden.

Zu diesem Zwecke muß schon die Heimatauskunftstelle feststellen, was dem Ehemann und was der Ehefrau gehört hat. Soweit diese Feststellung möglich ist, wird sie schon im Bewertungsblatt von der Heimatauskunftstelle festgehalten. Soweit dies nicht möglich ist, erfolgt die endgültige Klärung des Miteigentums durch das Ausgleichsamt. Um nun die Auseinanderrechnung auf den Ehemann und die Ehefrau durchführen zu können, muß gefragt werden, wieviel Feld gehörte der Ehefrau und wieviel dem Ehemann und schließlich ob das lebende und tote Inventar gemeinsames Eigentum war, was ja fast immer zutrifft, sowie ob das Haus dem einen oder anderen Ehegatten gehörte bzw. gemeinsames Eigentum beider Ehegatten war.

Wir wollten heute in diesem Aufsatz aufzeigen, wie verfahren wird, wenn das Haus nur einem Ehegatten gehörte, wem dabei etwas abgezogen oder zugeschlagen wird und wieviel. Die Regel ist, daß jedem Eheteil, dem das Haus nicht gehörte, jener Teil des Hektarsatzes abgezogen wird, der sich auf das Wohn- und Wirtschaftsgebäude bezieht. Diese abgezogene Summe geht aber nicht verloren, sie wird der Schadenssumme jenes Ehegatten zugeschlagen, dem das Haus gehörte. Diese Regelung ist gerechterweise aus dem Grunde so getroffen worden, weil, wie schon oben angeführt, die Wohn- und Wirtschaftsräumlichkeiten ja so groß waren, daß sie zur Bearbeitung der ganzen landwirtschaftlichen Fläche, also auch jener, die dem anderen Ehegatten gehörten, ausreichten.

Ein Beispiel:

Der Ehemann hat 10 Hektar Feld, die Ehefrau hat auch zehn Hektar Feld und das Haus gehört dem Ehemann allein, während das lebende und tote Inventar beiden Ehegatten anteilig zu ihrer Eigentumsfläche gehörte. Der Hektarsatz ist 1500 RM. Die Bestandteile dieses Hektarsatzes sind: 773 RM für Grund und Boden (Feld); 377 RM für Wohn- und Wirtschaftsgebäude und 350 RM für lebendes und totes Inventar, zusammen also 1500 RM.

Die Aufteilung des Schadens geschieht nun folgendermaßen: Für den Ehemann 10 Hektar mal 1500 ist 15 000 RM zuzüglich 10 mal 377 RM für den Anteil auf Wohn- und Wirtschaftsgebäude der Ehefrau, die keinen Anteil am Hause hatte: 3770 RM; Schadenshöhe für den Ehemann 18770 RM.

Für die Ehefrau 10 Hektar mal 1500 ist 15 000 RM, abzüglich der Anteile für Wohn- und Wirtschaftsgebäude (10 mal 377 RM) 3770 RM; Schadenshöhe für die Ehefrau: 11230 RM.

Aus diesem Beispiel ist klar ersichtlich, daß der Anteil des Bauernhauses, der sich auf das Feld der Ehefrau bezieht, nicht verlorengeht. Gerade aus dem Grunde, weil in den Kreisen unserer Landsleute diese Meinung weit verbreitet ist, haben wir es für dringend notwendig erachtet, das Problem im einzelnen zu behandeln und anhand eines Beispiels die Rechnungsart aufzuzeigen.

Wo ein Ausgleichsamt den Abzug bei dem Ehegatten ohne Anteil am Haus abzieht, dem anderen Ehegatten aber nicht zuschlägt, wird dringend empfohlen, gegen eine solche Berechnung Einspruch zu erheben. dr.

Urteil des Bundessozialgerichts

(AZ.: 5 RKN 60/59)

Das Bundessozialgericht hat entschieden, daß unterhaltsberechtigte Familienangehörige, die im Krankheitsfall einen Anspruch auf Leistungen aus der eigenen Krankenversicherung haben, keine Leistungen aus der Krankenversicherung des unterhaltspflichtigen Ehemannes oder Vaters erhalten können. Das gilt auch dann, wenn die Leistungen aus der eigenen Krankenversicherung niedriger sind als die aus der Krankenversicherung des Unterhaltspflichtigen. Erhalten die Familienangehörigen aus ihrer Krankenkasse für bestimmte Zwecke überhaupt keine Leistungen, so kann dafür die zur Familienkrankenhilfe verpflichtete Kasse des Unterhaltspflichtigen beansprucht werden.

Verschlungene Pfade eines „Pazifisten"

Weidenheim wünscht Rücktritt der Regierung Adenauer / Wer bezahlt die „Ostland-Reisen"? Blitzlicht in den donauschwäbischen Gesinnungsdschungel / Von R. Ott

In der redaktionellen Einleitung zu dem im „Neuland" (Nr. 8) erschienenen Interview Johannes Weidenheims heißt es, daß dieser „in den letzten Jahren wiederholt zu verschiedenen Fragen unserer Gruppe in einer Weise Stellung genommen hat, die sehr wesentlich zum Nachdenken und zur Auseinandersetzung anregte". — Da also eine Auseinandersetzung gewünscht wird, glauben wir den Initiatoren dieses „Gespräches" einen Gefallen zu tun, wenn wir uns an diesen Auseinandersetzungen beteiligen; um so mehr, als Herr Weidenheim als „Sozialkritiker innerhalb unserer Gruppe selbst Aspekte aufzeigt, die uns die Probleme von einst und jetzt in einer vertieften Schau aufrollen". Wir wollen uns bemühen, so tief als möglich in das „Einst" hineinzugreifen, damit das „Jetzt" endlich aus der Verstrickung der Unwahrheit und der Überdrehungen befreit werde und die geistigen und politischen Maße unserer Gruppe, die von einem kleinen Haufen Unruhiger bewußt verschoben wurden, wieder dorthin gerückt werden, wo sie hingehören.

Wir beteiligen uns an dem „Aufrollen" auch deshalb, weil Herr Weidenheim behauptet, man war bisher nicht gewohnt, daß unsere Presse „etwas aufdeckt", „Mißstände sichtbar macht" — wie er plus „Neuland". Und, daß „die älteren Landsleute darüber schokkiert" waren und Angst bekamen, das „Bild, das ich von daheim zeichnete, uns hier im Westen irgendwie schaden und einen Nimbus zerstören" könnte; der „Glorienschein des ostdeutschen Sendungsbewußtseins könnte dadurch getrübt werden". — Da aber nun niemand mehr Angst zu haben braucht, daß ihm das bißchen „Aufrollen" der Vergangenheit schaden könnte und wir der Ansicht sind, daß endlich die künstlich geschaffenen Hindernisse einer wirklichen Verständigung unter uns aus dem Wege geschafft werden sollten, greifen wir ein wenig weiter zurück: in der **Rückblende** erhalten auch die Gegenwartsprobleme schärfere Konturen, so daß vielleicht auch jene **sehend** werden, die aus Lokalpatriotismus, oder Opportunität bisher blind waren — oder sich blind stellten. Wir sind nun dabei, die von Herrn Gauss so heiß ersehnte „sorgfältige Überprüfung der **echten** Aussagen" durchzuführen und hoffen, daß, **wenn die falschen Götzen zertrümmert sind, die Möglichkeit einer fruchtbaren Zusammenarbeit gegeben sein werde.**

Die humane Potenz Herrn Weidenheims

Wenn in der kommunistischen Tarnzeitung „Blätter für deutsche und internationale Politik" von Herrn Weidenheim, diesem „prominentesten Donauschwaben", Angriffe gegen die Bundesregierung und die demokratische Gesellschaftsordnung erscheinen, so kann uns das nicht gleichgültig sein. Denn Herr Gauss hat ihn nicht nur zum größten „donauschwäbischen" Schriftsteller befördert, sondern ihn auch zu einem „politischen Star" und „Soziologen" „entwikkelt"; dadurch fühlt er sich legitimiert, **indirekt in unserem Namen** zu sprechen. Obwohl man beim „Neuland" wußte, welche **persönliche Schuld** Herr Weidenheim an unserem Schicksal hatte und das **Ausmaß der Destruktion** seiner jetzigen politischen Tätigkeit kennt, hat man ihm weitgehende Publizität gewährt und ihn zum Angriff auf alle konstruktiven Kräfte unserer Gruppe angesetzt. Aber mit soviel Butter am Kopfe stellt man sich nicht in die pralle Sonne.

Herr Weidenheim schrieb in den „Blättern für deutsche und internationale Politik" folgendes: „Es ist für uns in der Bundesrepublik, zumal im Wahljahr, keine schöngeistige, sondern eine innenpolitische Angelegenheit. Wenn wir von hier aus Bilanz ziehen, müssen wir unserer gegenwärtigen Regierung zugeben, daß sie für die Hebung des Lebensstandards allerlei getan hat; wir müssen ihr aber auch **immer wieder** vorhalten, daß unter ihrer Ägide die **Verrohung der menschlichen Beziehungen** — das schlimmste **Erbe der Hitlerzeit — weiter fortgeschritten ist.** Schon deshalb soll sie im Herbst **das Heft aus der Hand geben.**

Die Zukunft eines Volkes hängt heute nicht nur von seiner militärischen(!), sondern überhaupt von **keiner** materiellen Stärke ab; entscheidend wird die **humane Potenz** sein. Wir brauchen eine Regierung, die **das weiß** und die ein Klima schafft oder fördert, unter dem die **Humanität** besser gedeihen kann als unter dem Eishauch eines hochglanzpolierten Wirtschaftswunders."

Die Demokratien sollen also auf jede militärische Stärke verzichten und geduldig darauf warten, bis die neuen Welteroberer ihnen samt ihrer „moralischen Potenz" die Hälse abschneiden. Dieses Rezept stammt aus der Küche der Ostländer, die ihre staatliche Souveränität bereits der „Humanität der Panzer" geopfert haben. Und weil Herr Weidenheim so tief besorgt ist wegen des „schlimmsten Erbes der Hitlerzeit — der **Verrohung** der menschlichen Beziehungen", so dürfen wir ihn doch als **Kronzeugen** dafür anführen, wie es eigentlich zu dieser „Hitlerzeit" gekommen ist und wie weit er selbst daran beteiligt war. Er schreibt im Jahre 1943:

„Ein Engel in letzter Stunde"

„Und so erfüllte sich das stolze Schicksal der deutschen Jugend von heute auf Jahrhunderte hinaus: aus dem Chaos der Vernichtung wurde, wie ein Engel in letzter Stunde der Not, die große Persönlichkeit geboren, die im Laufe der nächsten Zeiten Freiheit und Willen des Deutschtums verkörpern wird. Der Mann, der aus dem wehrhaften Geist von Langemarck stammt, steht nicht da als politischer Ordner allein: er kommt aus den tiefen Gründen einer in graue Vorzeiten zurückreichenden deutschen Kultur, er besinnt sich der hohen Zeiten eines Arminius und Karl, er übt die Zucht eines Friedrich und liebt den deutschen Mythos(!) in den Verklärungen eines Richard Wagner. So offenbart er sich uns als die Vermenschlichung des feinen Gewebes, das jeder Deutsche von Jugend auf in der Brust trägt und ihn mit allen anderen gleichen Blutes verbindet."

Diese Sätze stehen schwarz auf weiß in dem Buch des Herrn Weidenheim. Keine Spur von „humaner Potenz", aber wir glauben, daß die Wärme des „gleichen Blutes" den „Eishauch" eines hochglanzpolierten Wirtschaftswunders, in dem es sich übrigens recht **fein leben** läßt, zum schmelzen bringen und das inzwischen etwas gröber gewordene Gewebe der Lüge nun endlich zerreisen werde, ohne daß unsere gegenwärtige Regierung das Heft aus der Hand geben müßte. Aber vielleicht wird Herr Weidenheim die **Konzequenzen ziehen** und sich **bescheidener** benehmen: seine **Angriffsbasis** ist ihm unter den Füßen hinweggeglitten und seine „Aussagen" dürften in der Zukunft selbst bei den geduldigen Lesern des „Neuland" nur mehr Ärgernis erregen.

Zu Weidenheims Ostlandfahrten

„Nach Ostdeutschland bin ich nicht einmal, sondern schon **wiederholt gereist** und warum hätte ich nicht in die Sowjetunion reisen sollen? Das ist für uns ein so **wichtiges** Land geworden, daß jeder Mensch jede Gelegenheit, es kennenzulernen, wahrnehmen sollte." Aber nicht jeder kann es. Auch die **Synodalmitglieder** des Evangelischen Kirchentages **konnten es nicht,** nicht einmal zur Verrichtung eines Gebetes in einer Ostberliner Kirche. Und das Resultat der „menschlichen Gespräche", die Herr Weidenheim und Konsorten ab und zu in der Ostzone führen, hat erst unlängst der erste Sekretär der kommunistischen „Freien Deutschen Jugend" in der Sowjetzone, Genosse Horst **Schumann,** bekanntgegeben: „Die Jugend der DDR muß **noch mehr als bisher zum Haß gegen die Bundesrepublik erzogen werden** und die **älteren Genossen** sollten sie mit ihren Erfahrungen (im Hassen) unterstützen!"

„Wir stoßen in neue Länder vor..."

„Wir brechen Grenzen auf und stoßen in neue Länder vor, wir tragen **deutsche Gebote in neue Welten** und singen **Lieder unter fremden Sternen;** wir führen dir, deren Leben sich innerhalb der Dorfschranken erschöpft, die Enge dieser großen Erde vor und **überbrükken Entfernungen,** die dir märchenhaft erscheinen, mit der **Wucht einer Jugendlichkeit,** die **nur unserem Blute zu eigen ist."**

So schrieb Johannes in seinem Buch „Volksdeutsche Stunde", 1943, in dem Kapitel: **„Nach dem Krieg, Mutter . . ."**

(Von diesem Werk hat scheinbar der Haus- und Hofrezensent Weidenheimscher Schriften, passionierte Guttenbrunn-Zerreißer und donauschwäbische Picasso-Spezialist, Herr . . ., nichts gewußt, sonst hätter er, der aus der **gleichen „humanitären Wurzel"** entsprungen ist, es mit derselben rührenden Begeisterung empfohlen, wie er heute bemüht ist, uns die **edelpannonischen Zigeunergeschichten Weidenheims aufzudrängen.**)

Und bei diesem „Grennzaufbrechen", bei dem Herr Weidenheim es vorsichtshalber vorzog, aus **sicherer Deckung** lediglich die **„Grenzen des Äthers" zu durchbrechen,** um unsere Menschen für den Krieg, **„auf den wir alle so gewartet haben"** — sagte er mit unerhörtem Zynismus — zu begeistern, wurde unsere Jugend dahingemäht, wie der „goldene Weizen" unserer Felder während der Ernte. Aber Weidenheim **spendete den Helden Trost,** die in dem von **ihm erwarteten** Krieg ihr Leben hinopferten und redete den anderen, die noch nicht gestorben waren, Mut zu: **„Denn wer im Leben kein Held war, wird es durch den Tod schon gar nicht!"** — rief er den Soldaten zu, die in den Bergen Bosniens, der Herzegowina und in der Fruska Gora einen verzweifelten hoffnungslosen Kampf führten. Und bei der „Heldenehrung" war Herr Weidenheim natürlich auch dabei und feuerte die anderen, die — müde gewordenen — Verzweifelten an, **den Degen ja nicht in die Scheide zu stecken.** „Wenn wir heute unserer Helden gedenken, so feiern wir über sie hinaus den **sieghaften Geist unseres Volkes,** und unsere Trauer wandelt sich zum **innigsten Gefühl von Stolz und Begeisterung.** Unsere Erschütterung an diesem Tage aber soll den **höheren Willen** in uns auslösen, **in ewiger Neugeburt eine Nation zu werden, die Helden zu gebären und zu opfern weiß, ohne zu fragen. Und alle anderen Völker werden sich in Ehrfurcht vor uns neigen, solange wir selbst vor Gräbern den Degen nicht in die Scheide stecken und den Helm nur noch fester schnallen".** sagte „der bedingungslose Pazifist" Weidenheim.

Sie fuhren in Viehwaggons

Und als das „große Grenzaufbrechen" zu Ende ging und **Fremde ihre Lieder** unter **unseren Sternen** sangen, verstaute Herr Weidenheim das letzte Mikrophon des Belgrader Lili-Marlen-Senders, durch den er mit der ganzen Begeisterung seiner „Blut-und-Boden-Gesinnung" die abgekämpften Landsleute von der „Prinz-Eugen-Division" zum letzten Widerstand angefeuert hatte, und — haute ab.

Sechs bis sieben Monate später fuhren bereits **Tausende und Abertausende** donauschwäbischer Menschen aller Stände und Berufe, Männer und Frauen, Jungen und Mädel, die Blüte unseres Volkes, in Viehwaggons zusammengepfercht, und nicht in bequemen Schlafwagen oder Düsenmaschinen wie Herr Weidenheim, in die Sowjetunion, das für ihn „so wichtige" Land. Als Arbeitssklaven lernten sie die Schächte der Kohlengruben im Donezbecken kennen und schleppten mit blutig zerschundenen Händen Steine zum Bau gigantischer Industrieanlagen: Die ganze „bunte Welt Pannoniens" war 3 bis 5 Jahre lang in dem vom Stacheldraht umzäumten **Barackenghetto** beisammen. Über dieses „Ghetto" hörten wir von Herrn Weidenheim kein Wort des Bedauerns. Aber um so mehr erzählen die Protokolle der Heimkehrerlager über die Erlebnisse in dem für uns so „wichtigen Land", und von jenen, die nicht mehr zurückkehrten: es waren ihrer viele Tausende. Sie schweigen in der Erde Rußlands, **während Herr Weidenheim bei feierlichen Empfängen in Moskau und Leningrad mit Kaviar und Wodka** vielleicht über die „humane Potenz" parlierte, mit der man dem dummen Westen die Verteidigungswaffe aus der Hand schlagen kann. Wie sagten Sie, Herr Weidenheim, in Ihrem Buch? „Deine **persönliche Ehre"** wird zu einem großen Teil von deiner **nationalen** bestimmt, und wenn du **diese** nicht besitzest, hast du **auch die andere** verloren . . ." Gilt das noch immer, Herr Weidenheim?

Gotteslohn? - Oder . . .?

Weil Sie aber, trotzdem Sie, wie Ihr Salzburger Manager behauptet, mit dem Volk so **„substantiell tief verbunden"** sind, nicht einmal für Ihre Landsleute **etwas „nur um Gotteslohn"** tun, weil Sie, wie Sie selbst sagen, **„immer stark handwerksverbunden gedacht"** haben und nie auf die Idee gekommen sind, „eine **Leistung ohne Gegenleistung** zu verlangen", so dürfte die Frage wohl berechtigt sein:

Was sind die „Gegenleistungen" Ihrer kostspieligen Rußland- und Zonenreisen? — „Gotteslohn"? — Oder . . .? Und worauf ist es zurückzuführen, daß das „Neuland" Ihre Politik so weitgehend unterstützt? Könnte die donauschwäbische Öffentlichkeit aus einem gegenseitigen Interview zwischen Ihnen und dem „Neuland"-Chef nichts Näheres darüber erfahren?

Prof. Hagemann verschwunden!

Der jetzige Mitkämpfer des Herrn Johannes Weidenheim, Prof. Walter Hagemann, ehem. Leiter des Publizistischen Instituts der Universität Münster, und schon seit Jahren bedeutender Mitarbeiter der „Blätter für deutsche und internationale Politik", ist dieser Tage verschwunden. Er sollte verhaftet und am 6. April d. J. vor die Schranken des Gerichts kommen. Man wirft ihm ehebrecherische Beziehungen zu abhängigen Schülerinnen vor und bezichtigt ihn des Meineids. Hagemann bekämpfte die atomare Aufrüstung der Bundeswehr, setzte sich für den Vorschlag Chruschtschows für eine sogenannte freie Stadt West-Berlin ein und kritisierte ständig die Außenpolitik der Bundesregierung. Jetzt ist er verschwunden. Wohin wohl?

In unserer nächsten Ausgabe lesen Sie:

Volkstumskampf und donauschwäbisches Ghetto — Konkrete und metaphysische Schuld — Adam Müller-Guttenbrunn und das „Narkotikum des Nationalsozialismus."

Herrschaft - der Dritte im Bunde

Daß Herr Hans Herrschaft, dessen unrühmliche Tätigkeit im Banat noch allen in unangenehmer Erinnerung steht, für seinen ehemaligen und jetzigen Gesinnungsgenossen Johannes Weidenheim und gegen seine eigenen Landsleute im „Neuland" Stellung nimmt, ist begreiflich; gehört er doch auch zu den „Ostlandfahrern", auf dessen Tätigkeit man nicht nur in Bonn — wie er selbst behauptet — sondern auch in Stuttgart zu einer Zeit aufmerksam wurde.

Es würde für die Banater recht peinlich sein, wenn er sich für sie einsetzen würde. Sein Buch „Banat" steht auf dem gleichen Gesinnungsniveau wie die „Volksdeutsche Stunde" Weidenheims. Es würde sich lohnen, es näher unter die Lupe zu nehmen. Er zählte zu jener Gruppe „Berliner Donauschwaben", die von Himmler weitgehend gefördert wurden. Statt an die Front zu gehen, war er wie Weidenheim eifrig bemüht, an der „Heimatfront" seine Landsleute propagandistisch für den „Endsieg" vorzubereiten und als Angehöriger einer gewissen Organisation seine „Pflicht" im Auftrage des Reichsicherheitshauptamtes weitgehend zu erfüllen. Gewisse Verbindungen zu Kreisen, die nun durch den Prozeß in Israel besondere Aktualität gewonnen haben, würden genügend Stoff zu einem recht interessanten „Neuland"-Interview bieten, um so mehr, als er das Honorar als Vorschuß in Form der vom „Neuland" beglichenen Rechnung für seine Zechgelage bei „Winkler" in Salzburg bereits einkassiert hat; diese „Sonderausgaben" von ein paar Tausend Schilling wurden vermutlich auf das „allgemeine Spesenkonto" des „Neuland" verbucht, was den Rechnungsprüfern und dem Aufsichtsrat, an dessen Spitze der von Herrn Gauss gleichfalls in die „linkskatholische Gruppe" eingereihte Pfarrer Zollitsch steht, vermutlich entgangen ist.

Herrschaft hätte angesichts seiner „vielseitigen" Tätigkeit während des Nazi-Regimes genügend Grund Zurückhaltung zu üben. Seine Anbiederungsversuche an die neuen Ostmachthaber bestätigen das, was man schon früher von ihm hielt. Daß Herr Gauss ihn trotz seiner Ostkontakte unterstützte, ist geradeso bemerkenswert wie seine Großzügigkeit, mit der er im Zuge seiner bereits krankhaft gewordenen Schnüffelei nach Schuldigen ausgerechnet den Herren Weidenheim und Herrschaft die Absolution erteilt und sie als Kronzeugen seiner Aktion zur Diffamierung unserer Vergangenheit und als „Wegweiser" in die Zukunft herausstellt. Weidenheim — Herrschaft — Gauss: eine nette Gesinnungsgemeinschaft! Peter Schäffer



Johannes Weidenheim alias Ladislaus Schmidt

Um die Einigkeit in der LM

(Fortsetzung von Seite 1)

und Mitteln gemeinsam zu verteidigen, dann werden wir wahrscheinlich bald wieder in ein namenloses Dasein versinken, wie es schon einmal vor unserem nationalen Erwachen der Fall war, als wir noch nichts ahnten und wußten von der Freiheit und Mündigkeit einer Volkspersönlichkeit. Wir werden aber nicht zwangsläufig, sondern nur selbstverschuldet vorzeitig untergehen: aus Gleichgültigkeit, Uneinigkeit, aus mangelnder Zielbewußtheit, Einsatzbereitschaft und Tatkraft für unsere Gemeinschaft. Wenn wir aber dort versagen, wo sich kleinere Gruppen erhalten, entwickeln und bewähren können, bleibt das für unsere Menschen und ihre Zukunft eine Schwäche und Last, ein Mangel und Makel.

Die Ausführungen des Kreisvorsitzenden wurden von den Landsleuten zustimmend zur Kenntnis genommen. Es wurde der Hoffnung Ausdruck verliehen, es werde der dem Schicksal der Gemeinschaft dienenden Einsicht und Kraft gelingen, die Hindernisse zu beseitigen und die Voraussetzungen für eine gedeihliche, so notwendige Weiterarbeit unserer Landsmannschaft zu schaffen, um uns und unseren Menschen die Behauptung gegen die Gefahren der Auflösung und Zersetzung im Ringen um Freiheit und Gleichberechtigung zu erleichtern.

Der Wille zur Wiedervereinigung

Unteilbares Deutschland, ein Rechenschaftsbericht 1954 bis 1960, zusammengestellt von Dr. Herbert Hupka, 48 Seiten, reich bebildert, herausgegeben vom Kuratorium „Unteilbares Deutschland", Berlin - Bonn

Diese Broschüre zeigt in knapper Form die einzelnen Gebiete, in denen sich der Wiedervereinigungswille der deutschen Bevölkerung ohne Ansehen der Partei, des Alters und der Herkunft bekundet. Der Wille zur Wiedervereinigung und zur freien Selbstbestimmung hat in den vergangenen Jahren unverkennbar zugenommen. Das „Unteilbare Deutschland" kann heute mit einer wirklichen Bereitschaft weiter Bevölkerungskreise rechnen, sich für Einheit und Freiheit unseres zerrissenen Vaterlandes einzusetzen. Auf die Dauer wird dem deutschen Volk das Recht auf Selbstbestimmung nicht vorenthalten werden können, wenn es selbst entschieden und maßvoll zugleich dafür eintritt.

Für die Exilmadjaren besteht die Schwierigkeit darin, daß sie nicht Bausch und Bogen über die Deutschen schimpfen können, weil ein beträchtlicher Teil von ihnen bei den Deutschen Unterschlupf gefunden hat und Pensionen bezieht oder sonstiger wohlwollender Behandlung bedürftig ist. Aber auch die Volksdemokraten können nicht über das deutsche Volk im allgemeinen losziehen, weil schließlich die Untertanen des Genossen Ulbricht zum selben Konzern gehören wie sie selbst, aber auch auf das Volk der Bundesrepublik darf man nicht mit Steinen werfen, weil dadurch die Behauptung widerlegt würde, daß die breiten Massen mit der verbotenen KP sympathisieren. Und auf die Kapitalisten kann man schon gar nicht schimpfen, denn diese sind es ja, die als „westdeutsche Waidmänner", „Jagdgäste aus der Bundesrepublik" und sonstige willkommene Freunde nach Ungarn kommen, um in den „berühmten ungarischen Forsten" Böcke zu schießen und die Löcher in der ungarischen Zahlungsbilanz mit guten D-Mark zu schließen.

Was bleibt also übrig? Von Budapest bis zur „Magyar Egység" in Buenos Aires ist man sich einig, daß die ungarischen Volksdeutschen an allem schuld sind. Das waren, bitte, die größten Übeltäter, die man sich nur vorstellen kann. Da die wackeren Germanen am Neckar und am Rheine bekanntlich über die Volkstrachten der Kongoneger, die Gehörkrankheiten der Gletscherflöhe in Grönland und die Verkehrsprobleme auf der Milchstraße besser Bescheid wissen als über die Verhältnisse der deutschen Volksgruppe in Ungarn, hat man mit beträchtlichem Erfolg sogar in Bonn und Umgebung die Meinung erweckt, daß die Ungarndeutschen wirklich eine außergewöhnlich üble Gesellschaft gewesen seien.

Diese Stimmungsmache funktionierte ganz ausgezeichnet, solange die Ungarndeutschen niemanden hatten, der in der richtigen Weise für sie eintrat. Deutschland ist das Land der Wissenschaftler. Die wissenschaftliche Literatur über das Ungarndeutschtum war seit jeher mager, außerdem waren den Ungarndeutschen selbst durch die politischen Gegebenheiten die Hände gebunden. Eine kritische Behandlung aktueller Angelegenheiten war bis 1945 unmöglich. Nach der Vertreibung regierten die Existenzprobleme. Als endlich doch die allgemeinen Voraussetzungen gegeben waren, standen in der Behandlung der Vertriebenen- u. Vertreibungsprobleme die zahlenmäßig stärkeren Gruppen derart massiv im Vordergrund, daß die Südostdeutschen gar keine Beachtung fanden. Am unwichtigsten erschienen die Ungarndeutschen. Über diese gab es auch nahezu kein Quellenmaterial. Während z. B. die 3½ Millionen Sudetendeutschen ein ausgedehntes Presse- und Verlagswesen gehabt hatten, besaßen die Ungarndeutschen die längste Zeit nur ein Wochenblättchen. Was darüber hinaus von Bedeutung gewesen wäre, nämlich die ungarische Presse und Literatur, hatte man gar nicht zur Hand und überdies verstand man die Sprache nicht. Aus verschiedenen Gründen gab es jedoch für die deutschen Historiker nur ein Hilfsmittel: Die Publikationen ungarischer Wissenschaftler und sonstiger Persönlichkeiten, die in deutscher Sprache schrieben. Da hatte man natürlich die „Fachleute". Sollten denn die Ungarn nicht gewußt haben, was in ihrem Land los war? Auf den Einfall, daß alle diese Herrschaften vielleicht ein Interesse daran hatten, den Dingen eine besondere Färbung zu geben, kam man nicht. So etablierte sich in Deutschland sogar eine Garnitur von deutschen Fachleuten, die haargenau wußten, was los war, weil sie es bei den in Deutschland lebenden Ungarn gelesen oder von ihnen gehört hatten.

Vom ungarischen Standpunkt aus war somit alles in bester Ordnung. Da tauchte plötzlich ein gewisser Dr. Johann Weidlein auf, der historische Darstellungen zu schreiben begann: Über die ungarische Politik, den Verrat an den freiwillig gewählten Verbündeten, die Madjarisierungsmethoden und anderes. Zuerst fanden diese Schriften, die teils im Selbstverlag erschienen, nicht allzuviel Beachtung. Als man sie aber nicht mehr übersehen konnte, sprach man ihnen die wissenschaftliche Qualifikation ab. Besonders taten dies die deutschen Fachleute, die ihre erstklassigen Informationen nämlich von den madjarischen Bearbeitern der öffentlichen Meinung bezogen. Diese selbst wie überhaupt die Exilmadjaren lehnten Weidlein natürlich ebenfalls ab und daß die Volksdemokraten ihn nicht lobten, versteht sich von selbst. Ganz vernichtend für Weidlein wurden die Dinge dadurch, daß sogar gewisse Vertreter der Ungarndeutschen ihn in Grund und Boden verdonnerten.

„Der Teufel soll den Weidlein holen!"

Rote und andere Madjaren hassen ihn, weil er eine Geschichtslüge nach der anderen zerstört

„Der Teufel soll den Weidlein holen!" — Daß dies weder der Wunsch der Redaktion noch des Verfassers ist, bedarf hoffentlich keiner ausdrücklichen Erklärung. Aber man darf sicher sein, daß er gegenwärtig wieder einmal an zahlreichen Orten des volksdemokratischen Ungarn ebenso wie in zahlreichen Kaffeehäusern der westlichen Welt, wo sich die exfaschistischen und neodemokratischen Exilmadjaren treffen, mit überzeugender Inbrunst ausgesprochen wird. Man muß als einsichtsvoller Mensch den armen Ungarn doch zubilligen, daß sie zur Rechtfertigung der verschiedenen Flecke, die die Weste ihrer jüngeren und jüngsten Geschichte aufweist, einen Sündenbock brauchen. Und den zu finden, ist nicht ganz leicht.

Bis vor gar nicht langer Zeit hat man es in Bonn für unmöglich gehalten, daß irgendwelche Vertreter der Heimatvertriebenen im Solde der Vertreiber stehen oder — was fast noch schlimmer ist — ihre unbezahlten Handlanger und Lakaien sein könnten. Der Fall Frenzel hat in heilsamer Weise manche Illusionen zerstört.

Als vor vier Jahren die amtliche Dokumentation über die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn herauskam, erwies sich dieses Werk als ein Schlag gegen Weidlein. Da las man nämlich schwarz auf weiß, daß die Vertreibung keine Vertreibung, sondern eine Vorwegnahme des Schicksals der Ungarn selbst gewesen sei. Also ein Bösewicht, wer so wie Weidlein den armen madjarischen Schicksalvorwegnehmern etwas am Zeuge flicken wollte!

Man war in Bonn sehr verschnupft, als man unverzüglich aus einer Gegend, wo der eine oder andere doch noch besser informiert ist, nämlich aus Österreich, eine Kritik erhielt, die diese „Dokumentation" unter exaktem Hinweis auf einwandfreie Tatsachen als Mohrenwäsche bezeichnete. Man wollte dagegen remonstrieren, hatte aber herzlich wenig Glück.

Inzwischen sind Jahre vergangen und es stellt sich heraus, daß die Kritik nicht wirkungslos war. Es gereicht den deutschen Sachbearbeitern und den zuständigen Dienststellen nur zur Ehre, wenn sie nicht halsstarrig an ihrer Einstellung festhalten. Es hat jeder von uns schon Fehler gemacht und auch Napoleon hat Schlachten verloren, ohne daß man ihn deshalb einen Stümper nennen dürfte. Man wird den deutschen Herausgebern der amtlichen Dokumentation jedenfalls nicht vorwerfen können, daß sie nur getrachtet hätten, die Vertreiber anzuprangern. Aber wenn man vor lauter gutem Willen, den düsteren Horizont ein wenig aufzuhellen, sich selber widerspricht, kann die Sache nicht gut ausgehen.

Durch Weidleins Dokumentationswerk wurde neuerlich Interesse für dieses Kapitel der jüngsten Geschichte erweckt und heute ist z. B. seine Arbeit „Vertreibung der Deutschenvertreiber aus Ungarn" bereits vergriffen. Man wird gut daran tun, sich die noch vorhandenen Publikationen zu sichern. Eine Folge des außergewöhnlichen Interesses war, daß Weidlein im August vorigen Jahres zum internationalen Historikerkongreß in Upsala eingeladen wurde, um dort einen Vortrag über „Der madjarische Rassennationalismus und die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn" zu halten. Wie im „Donauschwaben" bereits berichtet wurde, hat man dort neuerdings versucht, Weidlein mundtot zu machen. Als es nicht gelang, die Streichung des Vortrages durch die Kongreßleitung zu erwirken, inszenierten die Oststaatler unter Führung des offiziellen ungarischen Delegierten Dozent Dr. Arato auf akademischem Boden einen höchst unakademischen Radau, der Dr. Weidlein zwang, seinen Vortrag vorzeitig abzubrechen.

Dieser „Sieg" erregte aber erst recht Aufsehen und scheint bei maßgebenderen Stellen des östlichen Lagers das Gefühl hervorgerufen zu haben, daß Leute wie Dr. Arato den ganzen Verein blamieren. Wahrscheinlich hat man sich — und zwar mit gutem Recht — gefragt, ob man das notwendig hat. Denn selbst wenn durch Vorträge nach dem Beispiel Weidleins auf neutralem Boden das Gesamtthema der Vertreibungen aufgerollt wird, muß kein anderer Staat sich damit rechtfertigen, daß er durch eine Minderheit von 5% der Bevölkerung gezwungen worden sei, mit Hitlerdeutschland über die Sowjetunion herzufallen und daß er deshalb die schuldtragende Minderheit ausgesiedelt habe. Hatte Ungarn offenbar nur die Möglichkeit, sich entweder durch Dr. Weidlein in derart jämmerlicher Weise bloßstellen zu lassen oder mit Radau die Tatsachenfeststellung zu verhindern, so bringt eine Unterstützung dieser Methoden vor allem Polen und die Tschechoslowakei in den Verdacht, letzten Endes auch keine besseren Argumente zu haben. Als Ungarn sich die Südslowakei einverleibte, machte es durchaus nicht den Eindruck, dies nur



Der Historiker der Ungarndeutschen

unter dem Druck Hitlers getan zu haben. Dann müßte man nämlich annehmen, daß nur unter dem deutschen Terror Ungarn sich genötigt sah, unter dem Rufe „Nem, nem, soha!" seine Revisionspolitik zu machen und zwar dies schon zu einer Zeit, als die Weimarer Republik den Putschisten Adolf Hitler in der Festung Landsberg eingesperrt hatte.

Man kann die Dinge betrachten, wie man will, aber für sämtliche Oststaaten ergeben sich nur die größten Schwierigkeiten für die Vertretung ihres eigenen Standpunktes, wenn sie sich mit Ungarn in einen Topf setzen und die 5%ige deutsche Volksgruppe in Ungarn zu den eigentlichen Kriegsverbrechern stempeln. Irgendwie aus dieser Richtung ist es offenbar zu erklären, daß Dr. Arato beauftragt wurde, die Sache schleunigst in Ordnung zu bringen. Aber wenn jemand einen Bock geschossen hat und sich bemüht, ihn wieder auf die Beine zu stellen, bietet dies nur Anlaß zur Heiterkeit. Tatsächlich ist der wackere Dr. Arato im Augenblick dabei angelangt, sogar den ungarischen Rassennationalismus als löbliche Geisteshaltung zu rechtfertigen, da er wenigstens antideutsch war. Zu diesen madjarischen Rassisten gehörte auch jener Herr Kasszonyi oder wie er hieß, der die Rassenverwandtschaft der Donauraumvölker entdeckte und die Slowaken als slawisierte Turanier einkassieren oder einkaszonyieren wollte. Wenn demnächst also Herr Kasszonyi unter dem Schutze Dr. Aratos wieder zu Ehren kommt, wird das in Prag und Preßburg bestimmt große Freude erwecken! Dafür kann man ruhig etwas tun und mit Arato zusammen Dr. Weidlein niederbrüllen. Überdies hatten ja seinerzeit die Awaren für entsprechende turanische Blutzufuhr bei den Tschechen gesorgt. Also war die Vertreibung der Sudetendeutschen logischerweise auch nur eine Säuberung von den Nichtturanieren. Demnächst also: Turnanier aller Länder, vereinigt euch unter der Fahne Dr. Aratos!

Während die bloße Notwendigkeit, sich gegen Weidlein zu rechtfertigen, den guten Dr. Arato und die ungarische Volksdemokratie völlig auf den Rassennationalismus brachte, saß der böse Weidlein schon wieder am Schreibtisch und verfaßte ein neues Dokumentationswerk: „Der madjarische Rassennationalismus — Dokumente zur ungarischen Geistesgeschichte im 20. Jahrhundert." Da hat man nun schwarz auf weiß die Auszüge aus den Werken jener ungarischen Schriftsteller, die die geistigen Grundlagen für die politische Haltung Ungarns besonders in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen schufen. Weidlein zeigt in der Einleitung die bis auf Ladislaus den Kumanen (1272—90) zurückgehenden Wurzeln des ungarischen nach Asien orientierten Rassennationalismus auf und beginnt dann mit Stellen aus den Schriften Endre Adys seit dem Jahre 1902. Ein eigenes Kapitel befaßt sich mit Dezsö Szabo, dem eigentlichen Apostel des Rassismus. In weiterer Folge beobachtet man die Verzweigung dieser Gedanken in alle Kanäle des ungarischen Geisteslebens.

Zum Schluß sieht man, wie die seit Jahrzehnten von den Schriftstellern gestreute Saat in den Worten und Werken der Politiker aufgeht. Nahezu ganz Ungarn war entschlossen, die nächste sich bietende Gelegenheit auszunützen und die „neue, endgültige Landnahme" zu vollziehen, die Deutschen hinauszuwerfen. Diesen Beweis erbringt das neue Dokumentationswerk von Weidlein. Wenn sich jetzt noch jemand einreden läßt, die Vertreibung der Ungarndeutschen sei erfolgt, weil sie ach so böse nichtturanische Faschisten waren, nicht aber deshalb, weil die Vertreibung fast ein halbes Jahrhundert lang geplant und vorbereitet war; wer sich also in Hinkunft noch weiter diesen Unsinn einreden läßt, dem ist nicht zu helfen. Er wird sich auch einreden lassen, daß nur das schlechte Benehmen der Ungarndeutschen schuld daran ist, wenn eine Wölfin Wölfe gebärt statt sanfte Lämmlein.

Dr. Johannes Weidlein, der große Historiker der Ungarndeutschen, hat mit seinen Arbeiten schon bisher eine Geschichtslüge nach der anderen zerstört, den madjarischen Vertreibern eine Ausrede nach der anderen genommen. Mit seinem neuesten Werk stampft er das Märchen von der „gerechten Strafe für die Untaten des Volksbundes" in Grund und Boden. Die „Strafe" wurde vorbereitet, bevor noch jemand ahnte, daß es einmal einen „Volksbund" in Ungarn und in Berlin einen „Führer" geben würde, und wenn solchermaßen nun die größte und fetteste Lüge geplatzt ist wie ein Luftballon, wenn dieses entscheidende Lügengeschoß zum Rohrkrepierer geworden ist — und alles nur durch diesen Dr. Johann Weidlein, dann wird man als mitfühlender Mensch wohl verstehen müssen, daß die madjarischen Geschichtsfälscher und Urheber der Heimatvertreibung jetzt einheitlich mit roten Köpfen dasitzen (auch wenn sie ansonsten der anderen politischen Färbung zugehören) und daß sie, von allen guten Geistern verlassen, nur mehr an die Hölle appellieren können: „Den Weidlein soll der Teufel holen!"

Jeder heimat- und volksbewußte Donauschwabe aber und jeder, der sich als Wissenschafter oder Politiker mit der Frage der Heimatvertreibungen befaßt, liest: Dr. Johann Weidlein, „Der madjarische Rassennationalismus — Dokumente zur ungarischen Geistesgeschichte im 20. Jahrhundert". (Im Selbstverlag des Verfassers, Schorndorf/Württemberg, Mönchsbrückenweg 16, 132 Druckseiten.) FEZ

Veröffentlichungen Dr. Johann Weidleins

1. **Hintergründe der Vertreibung der Deutschen aus Ungarn.** Schorndorf, 1953. Preis 1,50 DM.
2. **Madjarisierung der Deutschen in Ungarn und in Deutschland.** Schorndorf, 1955. Preis 4,80 DM.
3. **Vertreibung der Deutschenvertreiber aus Ungarn.** Vergriffen.
4. **Der Prozeß gegen Dr. Franz Basch.** Schorndorf, 1956. Preis 1,— DM.
5. **Der Aufstand in Ungarn und das ungarländische Judentum.** Schorndorf, 1947. Preis 1,50 DM.
6. **Geschichte der Ungarndeutschen in Dokumenten 1930-1950.** Schorndorf, 1957. Preis 1,50 DM.

Diese Schriften sind zu beziehen von
Dr. Johann Weidlein, Schorndorf/Württ., Mönchsbrückenweg 16

---

7. **Deutsche Leistungen im Karpatenraum und der madjar. Nationalismus.** Darmstadt, C. W. Leske-Verlag, 1954. Preis 4,80 DM.
8. **Die Deutschen in der Schwäbischen Türkei.** Schriftenreihe des Göttinger Arbeitskreises. Würzburg, 1956. Preis 1,50 DM. Holzner-Verlag.
9. **Schicksalsjahre der Ungarndeutschen — Die ungarische Wendung.** Band II der „Ostdeutschen Beiträge aus dem Göttinger Arbeitskreis". Würzburg, 1957. Preis 6,80 DM. Holzner-Verlag.
10. **Pári (Schwäbische Türkei).** Lautbibliothek der deutschen Mundarten. Herausgegeben vom Deutschen Spracharchiv, Göttingen. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, 1958.
11. **Die verlorenen Söhne I.** Verlag Carl Ueberreiter, Wien IX, Alserstr. 24. 1960. Preis 8,— DM, gebunden 10,— DM.

Die „Vier im Jeep" ...

(Fortsetzung von Seite 1)

dar Cincar-Markovic, der im März 1941 den Beitritt Jugoslawiens zum Dreimächtepakt unterschrieb, und den steinreichen Exportkaufmann Mita Markovic. Der Minister wurde erschossen, der Kaufmann nach einigen Jahren Zuchthaus begnadigt. Er ist heute Stammgast des bekanntesten Belgrader Cafés, „Majestic", wo er sehr freimütig von seiner Verschleppung aus Wien erzählt.

Der österreichischen Regierung ist die Lage der Dinge natürlich nicht unbekannt. Sie zögert aber einzugreifen. Es scheint aber, daß der Zeitpunkt, wo die Duldung solcher Zustände mit lebenswichtigen Interessen des Landes selbst unvereinbar sein wird, immer näher rückt.

Franz Xaver Engelbert

Keinesfalls ermutigend

Stuttgart. — Die Landtagswahl im Kreis Waiblingen, die am 12. März 1961 nochmals stattfinden mußte, weil jene vom 15. 5. 1960 als ungültig erklärt wurde, hat nur eine geringe Wahlbeteiligung aufgewiesen. In Waiblingen I betrug die Beteiligung 52,8 % in Waiblingen II rund 60 %.

Die Stimmen haben sich wie folgt aufgeteilt:

Waiblingen I: CDU 11 686, SPD 15 466, FDP/DVP 6 381, GB/BHE 2 595 und BdD 487.

Waiblingen II: CDU 5 043, SPD 11 079, FDP/DVP 14 818, GB/BHE 2 281.

CDU, SPD und FDP traten mit denselben Kandidaten auf wie am 15. 5. 1960. Hingegen hat der GB/BHE im Wahlkreis Waiblingen I statt des seinerzeitigen Kandidaten Gottfried Griesmayer unseren Landsmann Jakob Wolf aufgestellt. Das Wahlergebnis zeigt, daß der GB/BHE ungefähr 2 000 Stimmen weniger als im Vorjahr erhielt. Dieser Rückgang ist für den GB/BHE im Hinblick auf die bevorstehenden Bundestagswahlen keinesfalls ermutigend. o. v.

Volkstümskampf und donauschwäbisches Ghetto

Konkrete und metaphysische Schuld / Adam Müller-Guttenbrunn und das „Narkotikum des Nationalsozialismus." / Von R. Ott

Das im „Neuland" erschienene Interview des Herrn Johannes Weidenheim hat alle die in den letzten Jahren künstlich geschaffenen Probleme zur Diskussion gestellt: läge der Veröffentlichung die Absicht zugrunde, die aufgeworfenen Fragen sachlich zu behandeln und zu konkreten Ergebnissen zu gelangen, hätte man auf die persönlichen Angriffe, die Herabsetzung unserer Vergangenheit und die nun bis zum Überdruß erörterte einseitige Schuldfrage gewiß verzichtet; statt dessen wurde gerade das Trennende in den Vordergrund gerückt und die persönlichen Angriffe zum zentralen Bestandteil dieses Interviews gemacht. Daraus ist zu folgern, daß der ganzen Aktion eine bestimmte Absicht zu Grunde lag. Weil es sich aber immer wieder um dieselben Personen handelt, die diese Unruhe bewußt hervorrufen, waren wir gezwungen, ihre Glaubwürdigkeit durch ihre eigenen Aussagen zu zerstören. Ihrer Propaganda für eine bestimmte politische Richtung mußte der Boden entzogen werden, was durch die Gegenüberstellung ihrer Aussagen von gestern und heute am wirksamsten erschien.

Die Liebe des Herrn Gauss zu der Landsmannschaft der Banater war nie sehr groß. Denn diese Landsmannschaft ließ sich nämlich von den Gauss'schen extravaganten Touren nicht beeindrucken. Und so ist es verständlich, daß ab und zu — nach balkanischer Heckenschützen-Manier — auf ihre Vertreter ein Feuerstoß eröffnet wird. So dürfte das Weidenheim-Interview auch diesem Zweck dienen: Die Banater Landsmannschaft durch Angriffe auf ihren Vorsitzenden zu diffamieren.

Weidenheim hat Adam Müller-Guttenbrunn als den „donauschwäbischen Don Quichotte" bezeichnet. „Diese etwas zugespitzte Formulierung hat gewisse donauschwäbische Kreise, nicht zuletzt auch den Banater **Kulturpapst**, Oberstudienrat Valentin, schockiert. Ist die Schockwirkung in diesen Kreisen nicht darauf zurückzuführen, daß man auch heute noch **kulturelle Maßstäbe** des einstigen **selbstgewählten Ghettos** anwendet in einer Welt, die eine umfassende Menschlichkeit mit einschließt?" — wird **heuchlerisch** von Gauss gefragt. Noch nie wurde mit so viel Ehrfurchtslosigkeit und Ignoranz in unsere Geschichte eingegriffen. Da sind die neuen kommunistischen Geschichtsdeuter in unseren alten Heimatländern doch viel ehrlicher: sie finden auch in dem Werk Adam Müller-Guttenbrunns, der mitten aus dem Volke und nicht aus einem „bürgerlichen Milieu" kam und sich zu einem führenden Geist der damaligen Zeit aus **eigener Kraft** emporarbeitete, **soziale Zusammenhänge**, die wert sind, auch für sie bloßgelegt zu werden. Herr Weidenheim aber stempelt ihn zu einem „Don Quichotte", einem Kämpfer gegen Windmühlen, dessen Werke uns nichts mehr sagen, und übertrumpft sein anmaßendes Urteil noch damit, daß er ihn zum Wegbereiter des Nationalsozialismus macht, da ohne dessen literarische Tätigkeit wir **„auf das tödlich wirkende Narkotikum des Nationalsozialismus anders reagiert hätten"**. Welche Verlogenheit!

„Blut und Rasse . . ."

Wer die Werke Adam Müller-Guttenbrunns auch noch so sorgfältig nach Spuren des „nazistischen Narkotikums" durchsucht, wird nichts finden, was die böswillige Feststellung Weidenheims rechtfertigen könnte. Demgegenüber schrieb er selbst Sätze, die ganz wie das Rosenbergsche „Mythos des XX. Jahrhunderts" klingen. Hier nur einige Beispiele:

„Du sollst wissen, daß deine **Rasse** die germanische ist, die vom ewigen Verwalter und Verteiler des Lebens zu Großem ausersehen wurde. Es gab einst Zeiten, da alle Völker die **Germanen fürchteten** und ihren **kriegerischen Mut zu achten wußten**, und dies soll dir **hohe Verpflichtung** sein. Die Feinde unseres Volkes wollen auch heute den **germanischen Urgeist**, der in den **Besten** von uns lebendig ist, vertilgen, weil sie die Stunde einer **geschichtlichen Wende** kommen sehen, über die hinaus die Welt wieder von unserem Volke in eine **andere** Zukunft getragen wird. Hier offenbart sich die **Wirklichkeit deines Blutes:** blättere zwei Jahrtausende in der Geschichte zurück und du wirst bis auf den heutigen Tag in diesem reichen Erdteil keine geschichtliche Wende vorfinden, die nicht von Angehörigen deines Blutes hervorgerufen worden wäre."

Und an anderer Stelle: „Wenn wir im Zuge von **Ehre, Blut und Boden** reden, so meinen wir beim letzten mehr als bei den beiden anderen Worten einen Teil unseres eigenen, **auslanddeutschen Lebens;** wir meinen dieses schöne Land zwischen der Donau und den Karpaten, das durch **uns** zu einem **deutschen** geworden ist. Und dies ist gut so, denn wir sollen **täglich** bekunden, daß dieses Land **unser** sei und wir zu ihm gehören."

Reichlich floß also das „Narkotikum des Nationalsozialismus" in unsere Mitte und Herr Weidenheim, der sich damals als Großexporteur nazistischen Gedankengutes — nicht ohne „Gegenleistung" — betätigte, versucht nun unter uns für ein **anderes diktatorisches** System Verständnis zu erwecken und die Demokratie **zum zweiten Male zu verraten.**



Johannes Weidenheim alias Ladislaus Schmidt

Das „donauschwäbische Ghetto"

Noch kein dümmeres Schlagwort wurde geprägt als das vom „donauschwäbischen Ghetto". Das Deutschtum in Ungarn war über das ganze Gebiet des früheren Ungarn zerstreut, überall stand es in enger Berührung mit den mitwohnenden Völkern. Aus ihm wurde ein Großteil der ungarischen führenden Schicht gespeist; auch die Anlehnung an die deutsch-österreichische Geistigkeit, besonders Temeschburgs und Preßburgs — von dem jahrhundertealten engen kulturellen Kontakt der Siebenbürger Sachsen mit dem deutschen Kerngebiet gar nicht zu sprechen — war sehr stark. Das kulturelle Leben in den Banater Städten: Temeschburg, Orawitza, Reschitza, Werschetz, Pantschowa und Weißkirchen stand himmelhoch über dem im Provinzialismus steckengebliebenen Teile anderer Sprachinseln. Eine Fülle schöpferischer Kräfte verströmte aus dem Banat in die ungarische Geistigkeit; es sei nur auf den größten ungarischen Komponisten Béla Bartok (Groß Skt. Nikolaus), den hervorragenden Musiker Eugen Hubay = Huber (Warjasch) und Ferenc Herczeg = Herzog (Werschetz) hingewiesen. Es ist deshalb völlig widersinnig, von einem donauschwäbischen Ghetto zu sprechen. „Das Schwabentum in Ungarn zeigte deshalb mehr Bereitschaft, in das Ungarntum sich einzuschmelzen, weil ein großer Teil von ihm in kleineren Schwärmen die alte Heimat verlassen hat und die Vorteile des Vaterlandstausches noch so lebendig in ihm war, daß es bei ihm zu keiner **abgekapselten Ideologie** gegenüber den anderen gemischt lebenden Völkerelementen kam." Das stellte einer der besten Kenner der Nationalitätenfrage im einstigen Ungarn, der Sozialist Jászi Oszkár schon im Jahre 1912 fest, der auch für Herrn Gauss ein **glaubwürdiger** Zeuge sein dürfte.

Die Werke **Adam Müller-Guttenbrunns** waren in Ungarn bis zum Jahre 1918 verboten. Seine politisch aufrüttelnde Wirkung wurde erst spürbar, als die Nationalitätenkämpfe in Ungarn immer stärker wurden. Sie wurden von allen Nationalitäten wesentlich **schärfer** geführt als von den Deutschen, die sich nur zögernd und schrittweise dieser allen Nationalitäten der ganzen Monarchie umfassenden Bewegung anschlossen. Der Kontakt Adam Müller-Guttenbrunns mit den übrigen Nationalitäten wurde so eng, daß man ihm den Vorsitz der zu gründenden Nationalitätenpartei: Rumänen (Brediceanu), Slowaken (Milan Hodzsa) und Serben (M. Polit) antrug.

Haben auch die anderen Völker durch ihre Anlehnung an ihr Mutterland gegen die „allumfassende Menschlichkeit" verstoßen? Die Siebenbürger Ungarn, deren Schriftsteller und Künstler sich in der „Herlikon" zusammengeschlossen hatten und in ständigem Kontakt mit Budapest standen, die Rumänen im früheren Ungarn mit ihrer Organisation „Astra" und die Serben in der Wojwodina durch ihre Matica srbska, die alle sehr intensive kulturelle Kontakte mit ihren Stammländern pflegten? Oder war das nur bei uns ein Verbrechen?

Das große Abenteuer

Gewiß, „die Geschichte blieb bei 1945 nicht stehen", aber gerade so gewiß ist es auch, daß sie nicht **erst begonnen** hat, als die Propagandareden von Belgrad aus durch den Äther hallten: sie begann mit **dem ersten Kolonisten** und ist eine Geschichte der Arbeit und des Friedens — wie sie kaum bei einem anderen Volksstamm zu finden ist. Herr Gauss hat sie zu einem **„großen Abenteuer"** umgebogen und Herr Weidenheim möchte aus ihr die ethischen Werte, die großen Persönlichkeiten, die sie gestaltet haben, und die Verdienste der Bauern, die sie zwei Jahrhunderte lang getragen haben, wegradieren, so wie er die Flecken seiner früheren Gesinnung verschwinden ließ und seinen Namen „verdeckt".

Solange der Einbruch der madjarisierten Intelligenz nicht die artfremden Begriffe eines „Herrentums" in unsere an sich auf soziale Gerechtigkeit achtenden Dörfer brachte, kam es nur selten zu Spannungen. Erst der Standesdünkel dieser Schicht konstruierte die Probleme, die nationalen und sozialen. „Sie vernichtete, da sie den Bauern und sein Wesen als **minder** und **niedrig** bezeichnete, die Freude am bäuerlichen Brauchtum und Volksgut. **Sie nahm dem schwäbischen Stamm die Ehrfurcht vor den Ahnen.** Der schwäbische Stamm verarmte in seiner Seele" — schrieb der in Rußland gestorbene Nikolaus Hans Hockl. Und setzen die Herren Gauss (siehe seinen Vortrag) und Weidenheim nicht auch alles daran, um uns **die Ehrfurcht vor unserem Wesen und unserer Geschichte zu nehmen?**

Hätten wir das Rezept der Herren Gauss, Weidenheim und Konsorten — die Einschmelzung unseres Volkes in die fremden Völker — befolgt, so wäre das nichts anderes gewesen, als **aus Angst vor dem Tode Selbstmord zu begehen!**

„Wir nahmen zurück . . ."

Aber Herr Weidenheim vertrat auch einmal einen anderen Standpunkt: „Allein die Tatsache", schrieb er, „daß der Staat uns gegenüber trat, wo er nur konnte, müßte uns beweisen, daß unsere Sache gerecht war. Wir schlossen uns zusammen und wurden stark, und mochte der Staat uns **Minderheit** genannt haben, in Wirklichkeit waren wir **längst ein Volk** geworden. Und alles geschah im Zeichen unseres Volkes und brachte uns **stündlich neue Ehren** ein: der Staat fühlte sich durch uns bedroht. Wir begingen keinen Hochverrat, wir nahmen **lediglich zurück,** was die anderen unseren Vorfahren durch Jahrzehnte enteignet hatten: **unsere Muttersprache** und die Führung unseres Lebens nach den Grundsätzen unseres **deutschen** Charakters." Hoffentlich bekommt der Weidenheim-Rezensent Kronfuß keinen Nervenschock, wenn er diese Zeilen seines literarischen und politischen Schützlings liest.

Pannonisch-kosmopolitisch

Wie einst die Gesinnung der Mehrheit unseres Volkes verzerrt wurde, so wird nun unsere Geschichte verdreht. So seien die Vertreter der Landsmannschaften geistig antiquierte Gestalten, „für die am 8. Mai 1945 die Weltgeschichte aufgehört hat" und „die innerlich ein Museum mitbrachten, in dem natürlich auch die olympisch verklärte Büste des Erzschwaben Adam Müller - Guttenbrunn nicht fehlen darf" — schäumt Herr Weidenheim. Unsere Bauern waren Kulaken, brutale Ausbeuter der anderen Völker und das gesamte Deutschtum von einer wütenden Raffgier besessen. Die Madjaronen, die es vorgezogen haben, im Interesse ihres materiellen Fortkommens aus ihrem Volkstum zu desertieren, sind nach der Auffassung dieser Herren, die einzige Schicht gewesen, die politischen Instinkt hatte. Sie haben uns den Weg zur herrlichen Völkersymbiose gezeigt, und waren die ersten, die sich freudetrunken an den Busen der „umfassenden Menschlichkeit" geworfen haben und darum von jeglicher Schuld freizusprechen seien. Der Batschkaer Lyriker Augsburger-Rónai war der **einzige** politische Kopf in der zweihundertjährigen Geschichte der Donauschwaben, der uns vor dem Untergang bewahren hätte können. Und Johannes schreit begeistert auf: „Ja, wenn wir Augsburgers **pannonisch-kosmopolitische** (was ist das eigentlich?) sozial wache Schau zur Grundlage genommen hätten — nicht auszudenken!" Aber so: Augsburger ist bereits im Jahre 1893 gestorben, zu einer Zeit also, als das Erwachen des Donauschwabentums aus seiner tödlichen Lethargie und sozialen Stumpfheit mit elementarer Kraft über die Prediger der Entnationalisierung flutete. Wie schade, daß der pannonische Traum nicht ausgeträumt werden konnte: mit fiedelnden Zigeunern, mit ausgelassenen Dorfgentrys, mit Müßiggang und Faulheit, Liederlichkeit und Betyarenromantik; wer hätte da nicht gerne mitgemacht? Allerdings: eine **halbfeudale Agrarpolitik** drückte den Lebensstandard selbst unseres so fleißigen Volkes auf das äußerste Minimum herab und **zwang es zur Auswanderung;** das ständische Wahlrecht der Feudal- und Komitatsherren **beraubte** unsere Menschen ihrer **elementarsten Bürgerrechte.** Die deutsche Dorfbevölkerung war von dem entnationalisierten deutschen Bürgertum verlassen und auf sich selbst gestellt; sie **mußte** hart arbeiten und sparen, fleißig und unternehmungsfreudig sein, um aus dem Holzpflugstadium zur modernen Agrarwirtschaft übergehen zu können. Diese Tugenden werden uns nun von unseren frischgebackenen Pubertätssoziologen als Schuld angekreidet. Wir hätten scheinbar das Kulturgefälle — das übrigens laut Gauss in der Batschka gar **nicht** vorhanden war — dadurch überwinden können, daß wir **Analphabeten** geblieben oder geworden wären: bei würzigem Maisbrot und Schafkäse hätten wir dann ein erfülltes menschen- und gottgefälliges Leben führen können; die Mauern des „Ghettos" wären geborsten und die „umfassende Menschlichkeit" hätte ihren Siegeszug durch die Ebene Pannoniens angetreten. Kein Partisan hätte uns etwas zu Leide getan, da ja auch die Zigeuner ungeschoren blieben, als im Jahre 1945 die Weidenheimsche Geschichte überall im Südosten mit dem Dröhnen der russischen Panzer eingeleitet wurde . . .

„Errungenschaften einer Scheinkultur"

Aber Herr Weidenheim, der nun Augsburger-Rónai als unseren „Erlöser" entdeckt, versetzte auch diesem einst vernichtende Schläge. Er schrieb einmal: „Bismarck schmiedete Deutschland zum mächtigen Zweiten Reich zusammen, aber was unsere Vorfahren bislang ahnungslos getragen hatten, wurde nun vor aller Welt zum politischen und völkischen Verhängnis: es wurden Grenzen gezogen und alles, was außerhalb lebte, gehörte zu einer anderen Welt und war nicht mehr deutsch. Der große Augenblick für die **Gegner unseres Volkes** war gekommen: sie begannen uns einzuflüstern, wir seien **keine Deutschen** mehr, wir sollten doch unsere **simple Lebensart** ablegen und uns den Errungenschaften einer **Scheinkultur** anschließen."

Damals war also der „großdeutsche Gedanke" Trumpf — und heute spricht Herr Weidenheim von „deutschsprechenden Jugoslawen" oder „Jugoslawen deutscher Muttersprache"! Genauso wie der Generalsekretär des Deutschen Verbandes der Werktätigen in Ungarn — Dr. Wild — nur mehr von „Ungarn deutscher Muttersprache" redet, und Herr Gauss den „Typus des Madjaronen" als „Produkt eines soziologischen Vorganges" (und nicht von Gewalt und Entrechtung verursachten) und als „Drang, in die umfassende Menschheit hineinzuwachsen" bezeichnet; aber ein unduldsamer Nationalismus schickte sich an, dieses „organische Wachstum zu vergewaltigen". Und Herr Wilhelm Kronfuss, dessen merkwürdige soziologischen Luftsprünge ebenfalls in dieser Richtung liegen, spricht von einer „Reduzierung unseres Horizonts auf ein den **Türkensumpf bekämpfendes Kolonistenvolk, unter dem wir auch heute** noch leiden". Aber vielleicht ist diese seine „Kenntnis" nur darauf zurückzuführen, daß er das „Donauschwabentum" lediglich in Budapest „erlebte".

Wir leiden nicht darunter, daß wir an unseren schlichten, volkhaften Werten, die nach Abfall mancher Schlacken nach unserer Vertreibung geblieben sind, festhalten, sondern an einer **quälenden Geschichtsdeutung** weltfremder Professoren, Pseudosoziologen, unvollendeter Autodidakten und politisierender literarischer Snobs! Diese überschütten uns förmlich mit Hypothesen, Halbwahrheiten und zweckbestimmten propagandistischen Behauptungen; und alle diese „Erneuerer" unserer Vergangenheit haben **eines** gemeinsam: **die Respektlosigkeit vor den Leistungen unseres Volkes, die Unterschätzung all unserer wirklichen Gelehrten, die unsere Geschichte geschrieben haben, und die maßlose Überbewertung ihrer eigenen Persönlichkeit.** Wie verhängnisvoll sich doch ein spät eingetretener Berufswechsel auswirken kann! Viele geistige Verdauungsstörungen könnten vermieden werden, wenn das Wissen um die Dinge mit dem emsigen Fleiß dieser „Forscher" in geradem Verhältnis stünde!

Der trockengelegte Türkensumpf

Aber auch die „Türkensumpf-Theorie" dementierte Herr Weidenheim mit wuchtigen Hieben. Er schrieb: „Wir müssen uns von der Überzeugung unserer Armut **frei** machen, wir müssen lernen, offen jedem Bruder aus dem **großen Reich** gegenüberzutreten, gleichberechtigt mit ihm zu reden, nötigenfalls mit allem **Nachdruck auf unsere Leistung** zu verweisen, denn sie ist wahrhaft **volkhafte** Leistung, **Bewährung der Rasse, Kraft des Blutes — mehr als ähnliche Leistungen im binnendeutschen Raum".**

„Wo aber sind die anderen Kolonisten hin verschwunden, die im achtzehnten Jahrhundert das große Werk mit uns wagten? Wo sind die Franzosen und die anderen Mitteländer hingekommen! Sie sind verschwunden, die meisten spurlos, nur der **deutsche Bauer** hat sich behauptet: Wahrlich, wenn wir sonst nichts aufzuweisen hätten als dies — es **genügte schon, uns als vollwertig in die Reihen der Brüder aufzunehmen."**

Na also: Das mit dem „Türkensumpf" war doch keine so kleine Bagatelle wie sie Herr Kronfuss hinzustellen beliebt! Es wäre eine lohnende Aufgabe für begabte Studenten, all die Widersprüche unserer neuen Geschichts- und sonstiger Deuter zu sammeln: vielleicht würden sie selbst überrascht sein, was

(Fortsetzung auf Seite 10)

Empört über „Neuland"-Angriff

Zum Angriff der Salzburger Zeitung „Neuland" (Nummer vom 11. 2. 1961) auf den Bundesvorsitzenden der Landsmannschaft der Banater Schwaben, Prof. Anton Valentin, hat der erweiterte Bundesvorstand wie folgt Stellung genommen:

Der erweiterte Bundesvorstand der Landsmannschaft der Banater Schwaben hat mit Empörung von dem im „Neuland" (Folge 6/1961) veröffentlichten Artikel „Nur zu verneinen, ist zu wenig" Kenntnis genommen. Die darin gegen unsere Landsmannschaft und insbesondere gegen den Bundesvorsitzenden Prof. Anton Valentin enthaltenen Angriffe sind sachlich so unbegründet und in ihrer Formulierung so verwerflich, daß sie auf das entschiedenste zurückgewiesen werden müssen. Die Unterzeichneten, die sich seit Jahren völlig selbstlos der ehrenamtlichen Arbeit für ihre Landsleute widmen, haben das Vorgehen ihres Bundesvorsitzenden gegen die von unzuständigen Kreisen propagierte Sammlung von Material für ein Weißbuch gebilligt. Sie sprechen den nichtbanater Redakteuren des „Neuland" das Recht ab, zu so heiklen heimatpolitischen Fragen das Wort zu ergreifen; dies insbesondere, wenn es nur geschieht, um in verantwortungsloser Weise Dreck zu schleudern.

i. A. gez. Hans Huniar
Bundesgeschäftsführer

Volkstumskampf und donauschwäbisches Ghetto

(Fortsetzung von Seite 9)

da an pannonischem Geschichtsabfall zusammengetragen wurde.

Der Volkstumskampf ist zu Ende ...

Herr Weidenheim behauptet, daß es keinen „Volkstumskampf" mehr in unserer alten Heimat gibt; weder in Ungarn, noch in Rumänien und Jugoslawien. Mit dem Aufgang der roten Sonne begann das Paradies der „Völkerverständigung" — nur stimmt das alles nicht. Jeder Kenner der Verhältnisse weiß, daß in allen östlichen Staaten der Nationalismus und Chauvinismus, ja sogar der Antisemitismus unter der nach außen hin sorgfältig geschminkten Einheitsdecke weiter schwelt. Aber ein anderer Kampf tobt, wenn darüber auch im „Neuland", in den „Blättern für deutsche und internationale Politik" usw. nichts berichtet wird: der Klassenkampf, der **Kampf gegen die Kirche und ihre Priester und der Kampf gegen alle Nichtkommunisten, auch gegen die Deutschen.**

Alle Strafen, die seit den letzten 60 Jahren in Ungarn und den späteren Nachfolgestaaten gegen „Volkstumskämpfer" verhängt wurden, erreichen nicht einmal ein Viertel des Strafmaßes, das z. B. allein gegen den **Schwabenbischof Dr. Pacha**



Die Kommunisten hatten Bischof Dr. Pacha 1950 verhaftet und ein Jahr später in einem Schauprozeß zu 18 Jahren Gefängnis verurteilt. Mit zahlreichen anderen Geistlichen mußte er am Schwarzen Meer-Kanal Zwangsarbeit leisten. Nach seiner Entlassung im September 1954 lebte Bischof Dr. Pacha in Temeschburg, wo er am 4. November desselben Jahres starb. Er ruht in der Krypta des Temeschburger Doms. — Dies ist die letzte Aufnahme von dem Märtyrer des donauschwäbischen Volkes.

verhängt wurde. Aber es sind nicht nur einfache Gefängnisstrafen, denn bei Menschen, die über 50 Jahre alt sind, bedeuten die üblichen 15 bis 20 Jahre gewiß die **Todesstrafe!** Viele sind seit 1945 in den Gefängnissen und Zuchthäusern hinter dem Eisernen Vorhang gestorben, die zu lebenslänglich oder zu Strafen von 10 bis 20 Jahren verurteilt wurden. Und wieviele bevölkern noch die Zellen der Gefängnisse oder schleppen jeden Morgen ihren ausgemergelten Körper zur Zwangsarbeit? Domherren, Priester, Professoren, Ärzte, Bauern und Arbeiter. Und jene, die das **„Manifest der Bergpredigt"** bei uns im Westen zur Tarnung benützen, nehmen keine Kenntnis von den Tragödien der Menschen, die **zu uns gehören,** die kein Verbrechen begangen haben, und die sich nicht im Kongo, sondern im „christlichen Abendland" abspielen! Herr Weidenheim tröstet uns mit der Prophezeiung darüber hinweg, daß „vielleicht doch in der **dritten** Generation" über die **„kollektiven Verfolgungen"** gesprochen werden wird und wir deshalb schon heute **ja sagen** müßten. **Ja sagen zu** was? Zum Kommunismus?!

Konkrete und metaphysische Schuld

„Unsere Nation ist die erste und unermüdlichst arbeitende Gemeinschaft dieser Erde." Und dann: „Unser Sinn ist für die Stimme des Blutes besonders wach, denn wir haben hier zwischen Volk und Volk mehr unterscheiden gelernt, als einer, der sein Leben im Schoße seiner eigenen Nation verbringt. Und wir wissen auch, was die Völker sind, was sie taugen und wollen, wir **kennen ihre Geschichte** und ihre Gesinnung, denn wir **schlagen** uns mit ihnen seit Jahrhunderten herum. Unsere Begeisterung ist **jung** und unverdorben, unsere Leidenschaft aber **heiß und nicht zu belehren.** Und wir sind es, die wissen, daß es nur ein Volk geben kann, auf das die Bezeichnung **‚dieses Volk ist Musik'** zusteht — und das ist unser eigenes." Welch falsche Töne, Johannes!

„Wir mußten wahrhaft auf unserem Stückchen Erde sitzen, damit es die Fremden nicht nahmen", schrieb Weidenheim damals. „Und das größte Geheimnis der Natur ist die Wirklichkeit der Rasse" und „wir glauben an die Teilung der Menschheit nach Rassen und an den Sieg unseres Blutes ..."

Das sind nur einige Zitate aus dem „Mythos" Weidenheimscher Propaganda, die er über unsere Heimat ausstrahlte. Wer darf da von **„metaphysischer Schuld"** sprechen, wo die **konkrete persönliche Schuld so groß ist, daß sie auf uns alle ihren Schatten wirft?** Die ungesühnte Schuld des Herrn Weidenheim und seiner Gesinnungsgenossen! Statt zu schweigen, drängen sich diese Herrschaften wieder nach vorne, üben Kritik, greifen frech an und beschuldigen andere, um ihre eigene Schuld zu verdecken und uns eine neue aufzubürden! Deshalb mußten wir endlich in diesen Gesinnungsdschungel hineinleuchten. Und in diesem Lichte gesehen, wird alles, was in dem Buche Weidenheims **„Treffpunkt jenseits der Schuld"** geschrieben steht, zur Farce! So ist es auch zu verstehen, daß der Salzburger „Schwabentag", den Weidenheim und Gauss zu einem „Versöhnungstag" aufziehen wollten, politisch so kläglich scheiterte.

Das **„alte Konto"** ist noch nicht einmal ausgeglichen und schon soll wieder ein **neues** angelegt werden, das dann wieder das Volk begleichen müßte, wenn es zur großen „Abrechnung" käme, denn die **wirklich Schuldigen** werden sich wieder herauswinden und sich einer neuen Lehre verschreiben, die sie mit dem gleichen Schwung und um denselben guten Lohn verkünden, wie sie Herr Weidenheim über den Belgrader Sender verbreitet hat und die Hundertausenden unschuldigen Menschen unseres Stammes das Leben kostete.

Deshalb müssen wir wachsam sein und den neuen Propagandisten auf die Finger schauen: Sie haben Mittel in der Hand, und zwar die kommunistischen Tarn-„Blätter für deutsche und internationale Politik", das Organ des linksstehenden Studentenbundes „konkret" und das Blatt der Donauschwaben „Neuland". Ob „Neuland" auch als kommunistische Tarnzeitung betrachtet werden kann, steht noch nicht fest. Gewiß ist nur, daß der Leiter des Blattes, Herr Gauss, enge persönliche Beziehungen zu Herrn Weidenheim hat und ihm sowie seinen Gesinnungsgenossen weitgehende Publizität in seinem Blatt einräumt. R. Ott

„Griff neben die Geschichte"

Von Herrn Weidenheim erschien in der Nummer 5 der kommunistischen Tarnzeitschrift „konkret" unter dem Titel „Griff neben die Geschichte" ein Leitartikel. In unserer nächsten Nummer werden wir damit im Zusammenhang einen weiteren „Griff in WEIDENHEIMS Geschichte" tun und besonders seine Mahnungen an die donauschwäbische Jugend während des Naziregimes behandeln. Auch zu seiner „Richtigstellung", die wir in unserer heutigen Ausgabe zum Abdruck bringen, werden wir noch einiges zu sagen haben.

Weidenheim stellt richtig

„In Nr. 12 des „Donauschwaben" vom 19. 3. 61, Seite 6, wurden in bezug auf meine Person und auf meine Vergangenheit folgende Tatsachenbehauptungen aufgestellt:

1. Ich sein ein „UK-gestellter Mann" gewesen, und
2. „Weidenheim ging aber nicht ins Feld ..."

Beide Behauptungen sind falsch.

Richtig ist vielmehr, daß ich vom Tage des Aufbaues des in Werschetz stationierten Regiments der Division „Prinz Eugen" an bis zum letzten Kriegstage deutscher Soldat und als solcher sehr wohl auch „im Feld" gewesen bin.

Weiter wurde in Nr. 13 des „Donauschwaben" vom 26. 3. 61, Seite 3, folgende Tatsachenbehauptung aufgestellt:

„Und als das „große Grenzaufbrechen" zu Ende ging und Fremde ihre Lieder unter unseren Sternen sangen, verstaute Herr Weidenheim das letzte Mikrophon des Belgrader Lili-Marlen-Senders, durch den er mit der ganzen Begeisterung seiner „Blut-und-Boden-Gesinnung" die abgekämpften Landsleute von der „Prinz-Eugen-Division" zum letzten Widerstand angefeuert hatte, und — haute ab."

Diese Behauptung ist in dreifacher Hinsicht falsch:

1. Ich habe dem Trupp des Soldatensenders Belgrad nie angehört. Demnach kann ich auch nicht dessen „letztes Mikrophon verstaut" haben.
2. Zu dem Zeitpunkt, als der Soldatensender Belgrad evakuiert wurde (September oder Oktober 1944), befand ich mich längst nicht mehr in dieser Stadt. Somit wird auch die Behauptung haltlos, ich hätte durch ihn „die abgekämpften Landsleute zum letzten Widerstand angefeuert."
3. Von einem „Abhauen" kann aber auch schon deshalb keine Rede sein, weil ich als kleiner Unteroffizier über keinen meiner Schritte selbst zu bestimmen hatte."

(gez.) Johannes Weidenheim

Ein neues Schlagwort:

„Von der Volksgemeinschaft zur Arbeiterklasse"

Es ist ein betrübliches Zeichen verantwortungsloser Publizistik, wenn das „Neuland" immer wieder die Verhältnisse der deutschen Minderheit in Rumänien von einer Schau aus kommentiert, die mehr zur Rechtfertigung der Politik des Herrn Gauss und seiner Helfershelfer als den Interessen unseres Volkes dient.

Unbeschwert von Kenntnissen der politischen Entwicklung in diesem abseits der erfundenen „pannonischen Ebene" gelegenen Raumes wird mit einer sträflichen Leichtfertigkeit über Menschen und ihr Verhältnis zum Staat berichtet, was weder den in der Heimat befindlichen Landsleuten, noch den im Westen lebenden Menschen etwas nützt. Bisher ist es noch niemandem eingefallen, den **werktätigen Massen in unserer alten Heimat wegen ihrer Haltung zu dem neuen Staat Vorwürfe zu machen.** Wenn gewisse Erscheinungen, die mit Personen im Zusammenhange stehen, die früher eine konträre Haltung eingenommen haben, vermerkt wurden, so nur deshalb, weil das „Neuland seit Jahren bemüht ist, die Verhältnisse in den Heimatländern **schützend** vor seine zwiespältige und **bewußt diese schädlichen Auseinandersetzungen fördernde Haltung zu stellen.** Jeder, der Interesse hat, kann sich auf Grund sachlicher, glaubwürdiger Quellen über die Vorgänge in unseren Heimatländern informieren und ist nicht auf die Vermutungen und falschen Analysen des Herrn Gauss angewiesen. Daß in einem Gebiet, in dem noch immer nahezu 200 000 Deutsche leben, viele Menschen sich durchgerungen haben und im geistigen Leben des Banats eine Rolle spielen, ist höchstens ein Beweis der **besonderen Tüchtigkeit dieses Banater Menschenschlages,** aber gewiß nichts besonderes. Daß diese Menschen den neuen Staat und das herrschende Regierungssystem bejahen, ist gerade so verständlich wie es unbegreiflich ist, daß im Westen Herr Weidenheim und Konsorten eine **Gesellschaftsordnung ablehnen,** in der sie recht gut leben und sogar als **„Doppelverdiener"** ihr **„sozialkritisches Dasein" in vollen Zügen genießen,** während die Opfer ihrer früheren Politik, unsere einfachen Menschen, mit einer Rente von **kaum 100 Mark monatlich leben müssen.** Unverantwortlich ist es weiterhin, daß man Personen, die noch im Banat wirken, gegeneinander ausspielt, wie „Neuland" es in seinem Leitartikel „Von der Volksgemeinschaft zur Arbeiterklasse" in seiner letzten Nummer tut.

Wenn Herr Gauss von einer Volksgemeinschaft und einer Arbeiterklasse phantasiert, so ist dies nur ein Beweis dafür, daß er sich früher mit seinem **Werbasser-Kreis mehr mit der Weidenheim'schen „Blut- und Boden-Romantik"** beschäftigt hat, als mit den Verhältnissen im Banat. Da gab es schon seit 1921 eine Volksgemeinschaft, der Bauern, Handwerker und Kleinhäusler, Katholiken und Protestanten (Freie Deutsche Gemeinschaft und Jungschwaben) angehörten und **auch Arbeiter ihre Vertreter hatten.** Außerdem gab es noch eine traditionsreiche sozialdemokratische Partei, deren Führungsschicht aus Deutschen bestand (Senator Josef Gabriel, Redakteur Josef Mayer — um nur diese Namen zu nennen), die nicht nur einmal bei Landeswahlen mit der Volksgemeinschaft ein Wahlbündnis eingingen. Alle diese politischen Gruppierungen, die ihre eigene Presse: „Banater Deutsche Zeitung", „Arader Zeitung", „Lugoscher Zeitung" und „Arbeiterzeitung" — hatten, wählten ihre Vertreter in **freien Wahlen,** bei denen das **demokratische Prinzip** weitgehend respektiert wurde, zumal weder der Staat, noch sonstige Organe auf unsere Organisationen Einfluß hatten. Es gab also neben der **Volksgemeinschaft** schon damals eine **Arbeiterklasse,** so daß Herr Gauss seine „sensationelle Entdeckung" nicht ohne Blamage patentieren lassen kann.

Zwischen der neuen „Führungsschicht" im Banat und Herrn Weidenheim, Gauss und Konsorten besteht aber ein himmelhoher Unterschied: die ersteren bekennen sich offen zum Kommunismus, während die letzteren ihre wirkliche Gesinnung unter „christlicher Mitte", „Linkskatholizismus" und anderen Decknamen sorgfältig tarnen, um an der kapitalistischen Krippe bleiben zu können. Hans Werner

Von Rumänien in die Bundesrepublik gekommen

Piding. — Über das Durchgangslager Piding sind ab 17. Februar d. J. folgende Landsleute in der Bundesrepublik eingetroffen:

Balthes Sofia, 2. 4. 1925, Groß-Schenk; Bauer Josef, 1. 10. 1897, Grabatz; Artz Frieda, 24. 1. 1909, Bukarest; Binder Maria, 22. 6. 1897, Kirchberg; Botjen Julius, 15. 11. 1921, Covaci; Brandschert Georg, 16. 2. 1931, Petersdorf; Brandschert Georg, 1. 7. 1886, Petersdorf; Bittenbinder Maria, 12. 12. 1904, Vizejdia; Breitwieser Heinrich, 11. 7. 1895, Perjamosch; Brücker Maria Anna, 15. 4. 1893, Grabatz; Buding Hajnalka, 4. 4. 1897, Triebswetter; Burprich Maria, 18. 9. 1936, Kirchberg; Ditschinger Peter, 25. 8. 1941, Neu-Beschenowa; Buttner Rudolf, 13. 6. 1895, Agnetheln; Dick Katharina, 19. 6. 1911, Neustadt; Dronik Peter, 12. 2. 1891, Liboka; Drotleff Katharina, 2. 2. 1896, Holzmengen; Drotleff Maria, 27. 3. 1891, Hermannstadt; Engelmann Katharina, 14. 6. 1879, Gr. Sankt Peter; Engelmann Nikolaus, 4. 6. 1904, Gr. Sankt Peter; Fander Peter, 26. 12. 1926, Blumental; Federspiel Katharina, 18. 7. 1936, Gelu; Fischer Maria, 16. 5. 1892, Hermannstadt, Föckherer Emmerich, 28. 4. 1894, Arad; Fohs Filip, 27. 2. 1891, Lovrin; Fuchs Erwin, 29. 8. 1902, Bukarest; Geiger Johann, 2. 10. 1882, Liebling; Göttfert Georg, 12. 10. 1932, Dt. Zeppling; Göttfert Johann, 5. 4. 1933, Dt. Zeppling; Götz Franz, 26. 6. 1902, Gertjanosch; Götz Margarete, 8. 3. 1887, Sankt-Nikolaus; Göttfert Maria, 10. 8. 1913, Dt. Zeppling; Grabler Alexander, 28. 4. 1899, Bukarest; Graef Michael, 1. 8. 1881, Pretai; Groß Rosalia, 7. 11. 1899, Boldor b. Lugosch; Grum Katharina, 15. 9. 1893, Dt. Zeppling; Gueß Peter, 26. 6. 1930, Azuga; Guist Maria, 3. 7. 1896, Kirchberg; Hartmann Michael, 22. 9. 1894, Eibelsdorf; Heim Anna, 23. 3. 1897, Reschitza; Herter Rosa, 1. 1. 1899, Zeiden; Heyer Theresia, 22. 12. 1921, Temeschburg; Hientz Rosina, 5. 9. 1895, Busd; Hinterreiter Anna, 14. 4. 1894, Temeschburg; Hönig Robert, 20. 8. 1909, Gura-Humora; Hück Fritz, 10. 4. 1897, Bukarest; Huber Maria, 10. 1. 1915, Großau; Ilgner Mathilde, 28. 9. 1890, Hermannstadt; Jakob Martha, 6. 12. 1914, Petersberg; Jikeli Herta, 12. 5. 1894, Medisch; Jost Adolf, 16. 11. 1925, Temeschburg; Just Anna, 6. 6. 1889, Temeschburg; Kamilli Aurelia, 20. 7. 1909, Kronstadt; Klein Emma, 2. 11. 1875, Liebling; Klein Hildegard, 8. 11. 1913, Vatra Moldovita; Klöck Johann, 19. 12. 1928, Busteni; Kollmann Maria, 22. 3. 1892, Temeschburg; Kollmann Anna, 7. 6. 1914, Temeschburg; Korek Nikolaus, 22. 2. 1897, Lovrin; Kovacs Herta, 31. 5. 1905, Reschitza; Karl Elisabeth, 1. 7. 1890, Temeschburg; Kräuter Juliane, 8. 7. 1919, Biled; Krug Anna, 25. 2. 1896, Rauthal; Leposa Theresia, 15. 9. 1899, Temeschburg; Lutsch Katharina, 27. 2. 1938, Kaisd; Maser Johann, 11. 9. 1894, Johannesfeld, Maiterth Regina, 23. 6. 1905, Niemesch; Maiterth Rudolf, 28. 5. 1929, Niemesch; Moisko Sidonie, 21. 6. 1888, Reschitza; Mühlroth Margarethe, 12. 2. 1910, Lenauheim; Müller Magdalena, 25. 10. 1911, Kischoda; Müller Maria, 20. 2. 1923, Petersdorf; Münnich Sofia, 25. 3. 1912, Vatra Moldovita; Orth Rosina, 12. 8. 1934, St. Georgen; Pascal Ludwig, 3. 5. 1900, Vama; Prokopiuk Alexander, 1. 2. 1888, Berhometh; Rankel Ludwig, 21. 6. 1894, Lichtenberg; Reinlein Irene, 8. 8. 1911, Marienfeld; Renten Simon, 23. 2. 1933, Großau; Richlich Engelbert, 30. 11. 1921, Clit; Richlich Josefa, 3. 3. 1883, Clit; Richter Johann, 6. 9. 1912, Clit; Roemer Ella, 13. 10. 1895, Bukarest; Roman Otto, 25. 5. 1890, Bukarest; Salomon Cäcilie, 2. 3. 1888, Bukarest; Sifft Sara, 19. 1. 1913, Schönau; Schätz Franz, 13. 1. 1924, Clit; Schaude August, 10. 7. 1902, Bukarest; Scheer Nikolaus, 24. 2. 1894, Triebswetter; Schmidt Anton, 8. 11. 1900, Uivar; Schmidt Hermann, 25. 11. 1897, Marienburg; Schmidt Margarete, 2. 3. 1896, Temeschburg; Schneider Maria, 7. 8. 1914, Marpod; Schuld Elisabeth, 3. 2. 1895, Klein Jetscha; Schuller Andreas, 3. 5. 1917, Zukmantel; Schuster Johanna, 9. 10. 1891, Marienfeld; Straub Friedrich, 10. 1. 1930, Putna; Straub Josef, 6. 6. 1894, Putna; Tisch Nikolaus, 12. 5. 1934, Johannesfeld; Toteanu Karl, 21. 9. 1915, Bukarest; Türk Luise, 11. 7. 1897, Arad; Volk Johann, 28. 3. 1901, Gertjanosch; Waadt Johann, 5. 3. 1895, Streitfort; Wagner Elisabeth, 25. 10. 1916, Hermannstadt; Wagner Berta, 17. 10. 1898, Neuarad; Wahl Ferdinand, 7. 1. 1899, Hunedoara; Waldner Adam, 5. 9. 1881, Uivar; Walesch Katharina, 8. 3. 1939, Bodendorf; Wermescher Ida, 21. 3. 1904, Bukarest; Wiesner Nikolaus, 28. 11. 1881, Rauti; Winter Rosalia, 13. 1. 1881, Vama; Wolf Alexander, 15. 1. 1893, Tomesti; Wolf Maria, 2. 9. 1900, Klein-Bistritz, Unger Andreas, 20. 11. 1893, Gelu; Unger Johann, 9. 3. 1887, Magarai.

DONAUSCHWÄBISCHE JUGEND

lädt herzlich ein zu ihrer **Sommerfreizeit** vom 22. August bis 1. September 1961 auf Burg Gutenfels bei Kaub am Rhein als internationales Jugendtreffen mit flämischen, jugoslawischen und ungarischen Jugendlichen.

Interessenten mögen sich bitte jetzt schon bei **Edi Seidl, Pforzheim, Schulze-Delitzsch-Str. 40,** mit genauer Anschrift, Alter, Beruf, Herkunftsort und Sprachkenntnissen anmelden, da die Teilnehmer ausgewählt werden müssen.

Der Teilnehmerbeitrag wird sehr niedrig sein. Außerdem ist geplant, bei Gutenfels auch ein Zeltlager durchzuführen, sollte die Burg die Teilnehmer nicht fassen.



Magdalena Haumann geb. Hartusch feierte am 4. Februar d. J. mit ihrem Ehegatten Ignatz Haumann ihr 70. Wiegenfest. An diesem Ehrentag nahmen die Kinder und Enkelkinder teil. Familie Haumann grüßt auf diesem Wege alle Landsleute aus Karawukowa. Anschrift: Ignatz Haumann, Ehingen/Donau, Tuchergasse 8.

Gemästete Kälber für die „verlorenen Söhne"

Die Geschichte wird weiter vergewaltigt / Rechtfertigung Adam Müller-Guttenbrunns

Nun hat sich auch der Reklamechef Weidenheimscher Literatur, der letzte Sprößling des für den demokratischen Fortschritt konservierten „Patriziertums" aus der Budapester Baross-Gasse im „Neuland" zu Wort gemeldet: Herr Wilhelm Kronfuss. Was dieser red- und schreibselige Laiensoziologe in mehr als einer Druckseite zum besten gab, ist nicht neu: in verschiedenen Vorträgen und sonstigen Äußerungen hat er sich bereits als Verherrlicher der Madjarisierung unserer Öffentlichkeit präsentiert und die „verlorenen Söhne", die unter der materiellen Verlockung des Paragraphen 131 — und weil ihre frühere Welt zusammengebrochen ist —, in den Schoß „ihres" Volkes zurückgefunden haben, als wertvollen geistigen Zuwachs des deutschen Volkes gefeiert. Für die Zurückgekehrten werden — laut Herrn Kronfuss — wie in der Bibel, die gemästeten Kälber geschlachtet, in Form von Lastenausgleich, Stipendien und Renten — und nicht für die „eifersüchtigen Daheimgebliebenen", die ohnehin ihr „ausgezahltes Erbe bereits verpraßt haben". Das sind jene, die in Glück und Unglück zu ihrem Volke standen und die nun, wie einst zu Hause, von Manteldrehern verhöhnt werden. In Deutschland — und nicht in Budapest.

Mit einer souveränen Überlegenheit fegt er das Tatsachenmaterial über die ungarische Nationalitätenpolitik (das bereits eine große Bibliothek füllen würde), das Ergebnis sorgfältiger Forschungen profunder Wissenschaftler, vom Tische und operiert mit Behauptungen, die er dem propagandistischen Arsenal chauvinistischer Politiker des vergangenen Jahrhunderts entlehnte. Er behauptet, daß die Assimilierung eine **„geistige"** Angelegenheit gewesen sei, was aber falsch ist. Bei der bürgerlichen und intellektuellen Schicht war sie eine **materielle** und **gesellschaftliche,** den bäuerlichen Massen gegenüber aber war die Entvolkungspolitik eine **Frage der Gewalt.** Das ganze **ein moralisches Versagen des städtischen Bürgertums,** das sich in seinem klassenbedingten Standesdünkel bereitwillig mit dem chauvinistisch-nationalistischen madjarischen Bürgertum und der feudalen Herrenschicht verband und die **deutschbewußte Arbeiterschaft** und die durch eine primitive Schulpolitik **niedergehaltenen Bauern** im Stiche ließ. Laut Kronfuß ist es „unsere Katastrophe gewesen, daß sich durch Hitlers Auftreten nicht diese hochstehende, unter der dünnen ungarischen Fassade ein verschämtes, scheues, aber schöpferisches deutsches Wesen hegende Schicht angerufen fühlte, sondern jene Kreise, die die nationalsozialistischen Ideen aus den **madjarischen Tagesblättern** in sich gesogen haben und nun von einer großen politischen Macht aus ihrer kleinbürgerlichen Existenz emporgehoben zu werden". Herr Kronfuß vergaß zu erwähnen, welche ungarischen Kreise sich von der Politik Hitlers noch „angerufen" fühlten: Von Gömbös über Daranyi, von Imrédy zu Szalasi — bis zum höchsten, dem Reichsverweser. Waren das alles „kleinbürgerliche Existenzen"? Die Geschichte der deutschen Bewegung in Ungarn begann nicht mit der Machtergreifung Hitlers, sondern **viel früher.** Da Herr Kronfuß mit Vorliebe die Gestalt des großen Volkstumskämpfers des Ungarndeutschtums, Prof. Jakob **Bleyer,** vor seine Polemiken als Schutzschild hält, müßte man doch annehmen, daß er das tragische Schicksal dieses Mannes kennt, der den Kampf um die Rechte seines Stammes bis zu seiner physischen Vernichtung durchkämpfen mußte: aus einem **tiefen Sittlichkeitsgefühl** heraus. Er kam aus dem gesunden schwäbischen Dorf und kannte die hohen Werte unserer Menschen. Warum hat sich — fragen wir — diese „scheue, schöpferische", und ach so wertvolle Schicht des städtischen Bürgertums **nicht von Jakob Bleyer und seiner Bewegung angesprochen gefühlt?** Es war genügend Zeit dazu. Zu seinen ersten Getreuen zählten die Siebenbürger Sachsen: Dr. Peter Jeckel, Dr. Gündisch, Major Teutsch und die Banater: Hans Donawell, Dr. Schön und die junge Garde nationalbewußter schwäbischer Studenten aus den Dörfern Ungarns und dem Banat. Wo blieb das „Bürgertum"? Haben diese „großbürgerlichen Patrizier" (welche Übertreibung!) ihr deutsches Herz in der „Heldenzeit der deutschen Bewegung" noch nicht entdeckt gehabt? — oder erschöpfte sich ihr „deutsches" Bekenntnis wirklich nur in der Heldenmütigkeit, daß sie unter der „dünnen ungarischen Fassade" **unter sich heirateten** und dadurch **geistige** und **politische** Inzucht betrieben?

Später wurde offenbar auch Herr Kronfuß von dem Auftreten Hitlers recht kräftig „angerufen", sonst wäre er doch nicht zum Volksbund gegangen, in dem er — wie er selbst erklärt — über die Kultur in „Ofenpest" Vorträge hielt. Aber vielleicht dürften auch „brennendere" Probleme gelegentlich zur Sprache gekommen sein — sonst wäre doch die so begehrte schmucke



Wilhelm Kronfuß . . .
. . . „im Rachen des Löwen" gelebt.

„Kluft" der damaligen Moderichtung deplaciert gewesen.

Es geht nicht um die „Bewältigung der persönlichen Vergangenheit", die ja für die Öffentlichkeit recht uninteressant ist, sondern um die **geschichtliche Wahrheit:** der eine übertüncht seine Vergangenheit einfach mit roter Farbe, während der andere die Tünche abkratzte, wodurch die alten rotweiß-grünen Nationalfarben wieder zum Vorschein kamen, weil der Mensch sich eben „wandeln" muß. Immerzu verwandeln muß — **in Richtung Konjunktur natürlich . . .**

Es ist aber Geschmacksache, wie das Gewesene „bewältigt" wird. Die wirklichen Madjaren haben die Assimilanten verachtet und sie selbst ließen sich von anderen Völkern nicht aufsaugen. **Dazu waren sie zu stolz.** Die Mehrheit der radikal-nationalistischen Politiker Ungarns, von den „Erwachenden Ungarn" angefangen über die hohen Militärs bis zu den Pfeilkreuzlern waren zu 85 Prozent Assimilanten.

Herr Kronfuß würdigt mit seiner merkwürdigen Theorie nicht nur Adam Müller-Guttenbrunn zu einem Provinzpolitiker herab, sondern zerpflückt auch 28 Jahre nach seinem Tode die verdienten Lorbeeren Jakob Bleyers. Wir wollen nur ein paar Sätze aus einer Fülle von Briefen Jakob Bleyers zitieren, damit auch Herr Kronfuß Achtung vor der geschichtlichen Wahrheit bekommt. So schrieb Jakob Bleyer noch vor der Machtergreifung an Friedrich von Loesch: „Die Madjarisierung wird heute mit **einer Energie und Zielstrebigkeit betrieben wie nie zuvor.** Seit zweieinhalb Jahren komme ich mir wie **eine Kulisse** vor, die dazu verwendet wird, um nach außen den Schein zu wahren, hinter ihr aber das **unehrenhafte Spiel** zu spielen . . ." Und dann an Gustav Gratz: „Ich glaube klar zu sehen, daß es für das ungarländische Deutschtum nur **zwei Wege** gibt: **Entweder sich den ungarischen Assimilationsbestrebungen zu fügen oder aber an das große Deutschtum zu appellieren . . .**" An das hat jedenfalls Bleyer nicht gedacht, daß einmal die Zeit kommen werde, da es Landsleute geben wird, die Jahrzehnte später mitten in dem „großen Deutschtum" eine Politik zu **rechtfertigen** versuchen, für die er und die Besten unseres Volkes einen verzweifelten Kampf führten . . . Welch Verlust unserer moralischen und charakterlichen Substanz! Und zum Schluß: Während Johannes Weidenheim Adam Müller-Guttenbrunn zum Wegbereiter des Nationalsozialismus stempelt, behauptet Herr Kronfuß, daß ihm am besten jene Typen in seinen Romanen gelingen, die er selber in der **Wiener Gesellschaft erlebt** hat. Beide Behauptungen sind falsch oder böswillig. Herr Kronfuß hat bestimmt noch keinen lebendigen Banater Bauern gesehen; daß er aber auch die Werke Guttenbrunns nicht verstanden hat, das hat er mehrfach bewiesen. Er beurteilt ihn vom Standort des halb assimilierten bürgerlichen Städters, während Herr Weidenheim ihn noch immer aus seiner radikalen nationalistischen Belgrader Schau vor Augen hat.

So ist es nicht uninteressant, diesen zwei, sich zur „geistigen Elite" der im Westen lebenden Donauschwaben zählenden Herrschaften, das Urteil des Banater kommunistischen Schriftstellers Lillin entgegenzuhalten, der folgendes über Adam Müller-Guttenbrunn schrieb:

„Adam Müller-Guttenbrunn war den Massen der Werktätigen im Banat schon seit dem Millenismusjahr 1896 als **Vorkämpfer für die demokratischen Rechte der besten Volksschichten Österreich-Ungarns bekannt.** Er hat sich für das **allgemeine Wahlrecht** eingesetzt und die **kulturellen Interessen der breiten Massen** mit dem **gleichen Feuereifer** vertreten, wie er ihnen auch **den Weg zu einer über die engen Schranken des Nationalismus hinausführenden Politik der Verbrüderung aller für ihr Dasein kämpfenden Völkerschaften des Habsburgerreiches gewiesen hat . . .** Er hat endlich in seinem literarischen Werk, das von dieser Seite noch nicht untersucht wurde, ein **getreues** Abbild der **sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse des Banates** vom Anfang unseres Jahrhunderts geschaffen und in den Mittelpunkt seiner Romane und Erzählungen **Menschen** gestellt, die als **Träger großer, in die Zukunft weisender Gedanken ausnahmslos alle den Reihen der werktätigen ländlichen Bevölkerung entstammen.** Das sind alles Tatsachen, die nicht weiter übersehen werden dürfen, da man sie zum Schaden unserer Werktätigen, denen er infolge des **reinen und hohen sittlichen Gehaltes seiner Bücher** restlos gehört, verwenden würde."

Eine niederschmetternde Widerlegung des „großbürgerlichen Patriziers" Kronfuß und des aus dem „bürgerlichen Milieu" stammenden einstigen Propagandisten Weidenheim! Obwohl Herr Kronfuß nicht die politische, aber doch die **„geistige" Linie Weidenheims** vertritt, ist die Tatsache um so merkwürdiger, daß, während Weidenheim zu den Hauptmitarbeitern der kommunistischen Tarnzeitungen „Blätter für deutsche und internationale Politik" und „Konkret" gehört, Herr Kronfuß' Name auf der einzigen repräsentativen Zeitschrift der Südostdeutschen aufscheint . . . (H. W.)

Entrüstet über „Neuland"-Angriff

Unter dem Titel „Viele sind berufen und wenige auserwählt" leistete das Salzburger Blatt „Neuland" in seiner Nummer vom 4. Februar 1961 dem Budapester kommunistischen Dozenten Dr. Arató Schützenhilfe in seinem Kampf gegen den donauschwäbischen Historiker Dr. Johann Weidlein. Nach der Auffassung des „Neuland" sei Dr. Weidlein offenbar die „vielen Berufenen", Dr. Arató und seine zahlreichen Mitschreier hingegen die „wenigen Auserwählten". Gegen diese neue „donauschwäbische Geistigkeit" nahm am 19. Februar d. J. die Geretsrieder Ortsgruppe der Ungarndeutschen in Anwesenheit zahlreicher Landsleute und auswärtiger Gäste empört Stellung. Der „Ungarndeutsche" berichtet in seiner Nummer vom 5. März d. J. darüber wie folgt:

„Bei der Erörterung organisatorischer Probleme der donauschwäbischen Landsmannschaften wurde besonders energisch gegen das Vorgehen einer in Österreich erscheinenden donauschwäbischen Vertriebenenzeitung Stellung genommen. Mit Entrüstung verurteilte die Versammlung, daß eine donauschwäbische Zeitung kommunistischen Funktionären ohne sichtliche Gegenleistungen Propagandamöglichkeiten biete. Als bezeichnend für die geistige Haltung dieses Blattes müsse auf der anderen Seite die Tatsache angesehen werden, daß von ihr makellose, im Interesse der Volksgruppe aufopferungsvolle Aufklärungsarbeit leistende Menschen in demagogischer und unsachlicher Form angegriffen werden, ohne Rücksicht auf die hieraus resultierenden Folgen für die Gesamtheit der Südostdeutschen."

In Verehrung Prof. Valentins

Erklärung

Die unterzeichneten Donauschwaben, Landsleute und ehemalige Schüler von Herrn Prof. Anton Valentin, haben mit Entrüstung die gegen ihn gerichteten haßerfüllten Angriffe im „Neuland" gelesen.

Wir kennen Herrn Professor Valentin als aufrechten, charaktervollen Mann, der stets für die Belange seiner Landsleute eingetreten ist. Als er im vergangenen Jahr in unserer Versammlung in Los Angeles, USA, gesprochen hat, riefen seine Ausführungen stürmische Begeisterung hervor. Wir können es nicht begreifen, daß eine Zeitung, die sich „donauschwäbisch" nennt, keine andere Aufgaben zu haben scheint, als das Ansehen der verdienten Männer unseres Stammes zu zerstören.

Besonders empört sind wir über die unsachliche Kritik eines gewissen Weidenheim an unserem größten Schriftsteller Adam Müller-Guttenbrunn. Wir glauben, daß nur ein unsauberer Vogel sein eigenes Nest verunreinigt; und eine Zeitung, die dabei mithilft, verdient es nicht, unterstützt zu werden.

Hans Schaus	**Frank Mueller**	**Nikolaus Friedrich**
Josef Boehm	**Grete Boehm**	**Nikol. Friedrich jun.**
Frances Friedrich	**Leop. Baumstark jun.**	**Adalbert Baumstark**
Leop. Baumstark sen.	**Maria Schaus**	**Theo Schweininger**
Ferd. Schweininger	**Käthe Schweininger**	**Peter Schaefer**
Anton Schmidt	**Karl Herz**	

Alle wohnhaft in Los Angeles.

„Das unausgeglichene Konto"

Stimmen über unseren Lenau

Johannes Weidenheim
im „Neuland":

„Aber gerade in dieser Zeit usurpierten diejenigen die öffentliche Kulturarbeit und setzten die allgemein (?) gültigen Maßstäbe, die **nichts im Kopf hatten** als ihre kleine, **engherzige Deutschtümelei.** Denen paßte nicht nur ein Augsburger nicht ins Klischee, sondern auch **Lenau,** einem der größten deutschen Lyriker überhaupt, der mitten unter uns geboren war, ließen sie es nicht besser ergehen. Das waren in den **Augen unserer Bonzen** — von denen etliche **auch heute noch Ansprüche stellen** — zwar pittoreske Literaten, aber eben ‚volkstumspolitische Nieten', mit denen nicht viel Staat zu machen war. Es ist eine **Schande,** daß es kaum eine nennenswerte donauschwäbische Lenau-Forschung gegeben hat."

Der Banater Schriftsteller Hans Diplich

(Festvortrag zur Enthüllung des Lenaudenkmals in Spaichingen) sprach folgende Worte über Lenau:

„Über diesen geistesgeschichtlichen Vorgang ist mancherlei Lesenswertes geschrieben worden. Weit zuverlässiger scheinen uns die Stimmen des Volkes, denn es bildet jene Familie, die ihre Glieder in die strenge Ahnenreihe einordnet, aus der kein einziges herausfallen kann. Wenn wir also Lenau sagen, nennen wir vorweg den Namen eines großen Sohnes. Besonders tüchtige Sprossen einer Familie wecken den Stolz der Angehörigen; sie verbreiten einen Glanz, dessen man sich würdig erweisen möchte. Und wenn wir uns heute, als Heimatvertriebene, auf ihn berufen, so tun wir es mit derselben inneren Anteilnahme, wie dies bereits in der **alten Heimat geschah.** Lenau war dort für uns ein **gültiger, inhaltsschwerer Begriff,** der uns damals wie heute hohe kulturelle Verpflichtungen auferlegte, aber auch Ansehen und Anerkennung einbrachte.

(Siehe hierzu die Zeitungsnotizen zu den alljährlich stattfindenden Lenaufeiern; etwa „Banater Deutsche Zeitung", Temeschburg, 16. 8. 1931. Darin: Andreas Friedrich: Lenaus Persönlichkeit, Festrede zur Eröffnung des Lenaumuseums am 16. 8. 1931. Dr. Schwarzwälder: Das Lenau-Zentenarium im Jahre 1902. Dr. Fritz Klingler: Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Lenaumuseums. Nikolaus Hans Hockl: Drei Jahrzehnte Lenaukult in Lenauheim 1902—1931. Hans Diplich: Nikolaus Lenau, Vortrag im Bukarester Rundfunk zum 90. Todestag des Dichters. „Banater Blätter", 1940. Hans Wolfram Hockl: „Ungewisse Wanderung".)

Durch sein Werk fühlen wir uns dem geistigen Raum der Nation verbunden, er überbrückt die bestehenden Staatsgrenzen, er **durchlöchert die geistigen Vorhänge** und trägt ein Weniges dazu bei, unseren alten Erdteil nicht in zwei ungleiche Hälften auseinanderbrechen zu lassen. In unserem Bewußtsein halten die sprachlichen Bande die ganze Stammesgemeinschaft zusammen, denn der Dichter legt sie wie Ankerketten an das Schicksal des Inselvolkes im Ausland."

Vergleicht man diese zwei Stimmen, so ist unschwer der Trennungsstrich zwischen schöpferischem Verantwortungsbewußtsein und literarischem Snobismus zu erkennen. Herr Weidenheim schreckt nicht davor zurück, selbst die Größe eines Lenaus an seine **vergifteten**



Johannes Weidenheim alias Ladislaus Schmidt

Pfeile zu heften, mit denen er unverrückbar feststehende Werte zu durchlöchern versucht . . . Und das ist schäbig!

Aber ihm waren einst selbst die **damaligen „Bonzen"** und **„engstirnigen Volkstümler"** noch nicht **deutsch genug.** Denn er schrieb im Jahre 1943:

„Wie oft sind damals Männer aus unseren eigenen Reihen vor uns hingetreten, **uns zu führen,** wie **gerne sind wir ihnen gefolgt** und wie tief haben uns **ihre Worte ergriffen** — aber eines konnten auch sie uns nicht geben, weil sie ein Stück von uns waren: **den Glauben** an uns selbst, den **Stolz auf unsere Art,** das **absolute Selbstbewußtsein** eines Volkes, das fern der Heimat eine **Welt aufgebaut hat, die lebensfähig und schöpferisch war"** (1943). Welche Wandlung! Und welche Zerstörung der Gaußschen Thesen und seiner eigenen Glaubwürdigkeit!

Nun fragt es sich: Welche **Ansprüche** kann heute Herr Weidenheim als „einzig anerkannter Literaturbonze" des Neuland-Kreises noch an die donauschwäbische Geistigkeit stellen? **Wir glauben nur eine: zu schweigen!** (xz)

Machtkonzentration in Rumänien

(Fortsetzung von Seite 1

Gleichzeitig mit der Bildung des Staatsrats und durch sie bedingt, nahm Gheorghiu-Dej eine Umbildung der Regierung vor. Der bisherige Ministerpräsident Chivu Stoica wurde in das Sekretariat der Zentralkommission der Partei abgeschoben. An seine Stelle trat Georg Maurer, das bisherige Staatsoberhaupt. (Er war Vorsitzender des Präsidiums der Großen Nationalversammlung.) Die Garnitur der stellvertretenden Ministerpräsidenten blieb unverändert. Außenminister Bunaciu wechselte — wie schon erwähnt — in den Staatsrat über. An seine Stelle kam Corneliu Manescu.

Die dreizehn Mitglieder des Staatsrates gehören der dritten Garnitur an. Sie werden nicht viel zu reden haben Gheorghiu-Dej und das Dreigestirn der Stellvertreter sind die Machthaber Rumäniens. Von ihnen hängt es ab, wann die Nationalversammlung zu einer der zwei Jahrestagungen einberufen wird. In der Zwischenzeit regieren sie unumschränkt. F. E. Gruber

Wiedergutmachung, keine Rache

Dr. Josef Glaug sprach zu seinen donauschwäbischen Landsleuten

Montreal/Kanada. — Dr. Joseph Glaug, Rechtsberater der Donauschwaben in Kanada, sprach auf einer Versammlung zu seinen Landsleuten über die in Gang befindliche Wiedergutmachung und Entschädigung jener Menschen aus Südosteuropa, die Ende des zweiten Weltkrieges aus ihren Heimatländern vertrieben wurden oder flüchten mußten und heute in der Welt verstreut leben.

Über 300 Donauschwaben von Montreal besuchten den Vortrag des heutigen Torontoer Notars Dr. Glaug, der sich seit Jahren unermüdlich für die Rechte seiner vertriebenen und geflüchteten Landsleute einsetzt. Früher Rechtsanwalt im jugoslawischen Banat, hat sich Dr. Glaug schon in der alten Heimat mit dem internationalen Recht beschäftigt.

Hans Rack, Präsident des Deutschen Vereins Donau-Deukania und Vizepräsident des Donauschwäbischen Dachverbandes in Kanada, begrüßte die Erschienenen und hieß den Redner aus Toronto herzlich willkommen. Dr. Glaug legte die Anliegen der heute in Kanada lebenden Donauschwaben in klaren, aber auch mit Entschiedenheit vorgetragenen Formulierungen dar. Es gehe um eine moralische Wiedergutmachung und um eine materielle Entschädigung jener Menschen deutscher Abstammung, die schuldlos ihre Heimat, ihr Hab und Gut verloren haben, stellte Dr. Glaug fest. Bei der Wiedergutmachung handele es sich darum, die von den heutigen Machthabern in Ungarn, Rumänien und Jugoslawien den Deutschen zugeschobene Schuld, sie wären Landesverräter und Kriegsverbrecher gewesen, zu beseitigen. Die Donauschwaben wären nach der Besetzung dieser Länder durch die deutsche Armee von dieser zwangsweise eingezogen worden und waren damit einer höheren Gewalt unterworfen gewesen. Nur von einzelnen könne behauptet werden, sie hätten sich der Deutschen Wehrmacht u. den deutschen Machthabern freiwillig zur Verfügung gestellt. Dem gegenüber stehe die Tatsache, daß die Donauschwaben seit über 200 Jahren loyal den Staaten gedient haben, denen sie angehörten.

Es gehe jetzt darum, den Vereinten Nationen diese Sachlage klarzulegen und die moralische Wiedergutmachung zu erreichen, erklärte Dr. Glaug. Die Donauschwaben streben keine Rache an, sondern fordern eine rechtlich begründete Entschädigung des ihnen geraubten Eigentums. Bisher hätten sie diese Forderungen nicht erheben können, weil sie als Staatenlose in vielen Ländern verstreut lebten. Nun seien sie jedoch überall Staatsbürger geworden und der Kampf für eine Entschädigung könne geführt werden. Die canadische Regierung ist bereit, die Belange der Donauschwaben zu unterstützen.

Die überzeugenden Darlegungen von Dr. Glaug wurden häufig von Applaus unterbrochen. Nach Beendigung seines Vortrages beantwortete der Redner verschiedene von den Zuhörern gestellte Fragen. Fragebogen wurden verteilt, die von den für eine Entschädigung berechtigten Antragstellern ausgefüllt werden müssen.

Nochmals: Wahlen in Rumänien

Temeschburg hat keinen deutschen Abgeordneten — Der Banater Filip Gelz wurde in Hermannstadt gewählt

Berlin. — Die Wahlen für die Große Nationalversammlung der Rumänischen Volksrepublik haben insofern eine Überraschung gebracht, als in der Region Banat von 31 Abgeordneten nur **drei deutscher Abstammung** sind. Es sind dies: Josef **Bayerle** (Neupetscher Wahlkreis), Anton **Breitenhofer** (Jahrmarkter Wahlkreis) und Elisabeth **Müller** (Arad-Süd). In der Stadt Temeschburg, die früher 34 000 deutsche Einwohner zählte, kam kein einziger Deutscher in die Nationalversammlung. Die im Vingaer Wahlkreis gewählte Anna **Schlechter** hat nur einen deutschklingenden Namen. Für den aus Neuarad stammenden Filip **Gelz** war auf der Banater Liste kein Platz mehr und so wurde er in Hermannstadt-Nord gewählt. Im Banat wurden noch zwei Vertreter der Ungarn gewählt.

Die Zahl der Deutschen in der Nationalversammlung beträgt jetzt **sieben.** Der Großen Nationalversammlung gehören nunmehr 465 Abgeordnete an. In die verschiedenen Regions-, Rayons-, Stadt- und Gemeinderäte wurden insgesamt 140 925 Personen gewählt. Von 12 444 977 registrierten Wählern gaben 12 417 800, als 99,78 Prozent, ihre Stimme ab, die aber keine andere „Wahl" hatten, als für die Einheitsliste der Volksfront zu stimmen. Gegen die Einheitsliste stimmten 23 461, als nur 0,19 Prozent, ungültig waren 0,04 Prozent der stimmen. c. k.

Der Schnaps wird beschlagnahmt

An den psychologischen Schaden denkt niemand?

München. — Herbert Prochazka, Abgeordneter des Bayerischen Landtags, hat am 21. Februar d. J. eine Anfrage an das Bayerische Staatsministerium der Finanzen betreffend die Zollabfertigung von aus dem Ostblock kommenden und in die Bundesrepublik einreisenden Volksdeutschen gerichtet.

In der Anfrage wird darüber Beschwerde geführt, daß man diesen Menschen — es sind vorwiegend ältere, völlig mittellose Leute — an der deutschen Grenze die armseligen Geschenke, die sie für ihre Familienangehörigen oder nahen Verwandten mitbringen, rücksichtslos abnimmt, weil sie die Zollgebühren, z. B. 15 DM für eine Flasche Schnaps, nicht entrichten können. Man sollte doch eigentlich wissen, daß diese Menschen beim Betreten des deutschen Bodens weder über eine einzige DMark verfügen, noch die deutschen Zollvorsrchiften kennen.

Der daraus für die Bundesrepublik erwachsende psychologische Schaden stehe in keinem Verhältnis zu der finanziellen Mehreinnahme durch die Beschlagnahmung des Schnapses etc., heißt es in der Anfrage. Derartige Beschlagnahmungen würden sich fast täglich an der Salzburger Grenzübergangsstelle abspielen. „Eine Abhilfe wäre dringend erforderlich und läge nicht nur im Interesse der betreffenden Deutschen aus den Ostblockstaaten, sondern auch in jenem der Bundesrepublik." Diese Leute bringen ja den Schnaps nicht nach Deutschland, um damit Geschäfte zu machen, sondern um damit ihren Angehörigen, die sie in der Regel schon seit 15 bis 20 Jahren nicht mehr sahen, eine kleine Freude zu bereiten.

MdL Prohazka schildert in seiner Anfrage folgenden Fall, der sich am 7. 12. 1960 an der Grenzübergangsstelle Salzburg im Orient-Expreß zutrug. Josef Dorn, wohnhaft in Nagybudmer bei Pecs, Ungarn, reiste für drei Monate zu seinen in Gersthofen bei Augsburg lebenden Eltern, die er bereits seit 16 Jahren nicht mehr sah. Ein deutscher Zollbeamter beschlagnahmte ihm zwei Flaschen Schnaps (ca. 2 Liter), weil er, also Dorn, die Zollgebühr in Höhe von insgesamt 30 DM nicht bezahlen konnte. Dorn mußte eine Erklärung auf Eigentumsverzicht (Nr. 012664) unterschreiben.

Abschließend stellt MdL Prohazka in der Anfrage dem Bayerischen Staatsministerium der Finanzen die Frage, ob es bereit ist, beim Bundesfinanzministerium um eine Ausnahmebestimmung für derartige Fälle nachzusuchen.

Entwässerungsarbeiten im Banat

München. Im Banat werden große Entwässerungsarbeiten durchgeführt. Bisher sollen, wie der Bukarester „Neue Weg" berichtet, 105 000 Hektar der Überschwemmungsgefahr entrissen worden sein. Auf dem so gewonnenen Neuland soll der Hektarertrag an Weizen um 300—400 Kilogramm und der an Mais um 500 bis 100 Kilogramm höher gewesen sein. Es sollen noch weitere Kanalisierungsarbeiten durchgeführt werden. Es ist vorgesehen, bis Jahresende noch 26 410 Hektar Ackerland das Grundwasser zu entziehen, wozu 884 000 Kubikmeter Erde bewegt werden sollen. Diese Arbeiten sollen durch „patriotischen Einsatz", das heißt „freiwilligen Arbeitsdienst" bewältigt werden. 24 Baustellen zur Entwässerung werden eingerichtet, an vielen Stellen wird mit Hochdruck gearbeitet und die Kollektivbauern und Staatsgutarbeiter haben bereits 20 000 Kubikmeter Erde bewegt.

Was macht Tito in Afrika?

Graz. — Die albanische Zeitung „Bashkimi" vertritt die Auffassung, daß die Besuche des jugoslawischen Staatschefs **Marschall Tito** in afrikanischen Ländern von den **Vereinigten Staaten** angeordnet worden seien und zum Ziele hätten, die antikolonialistische Freiheitsbewegung in Afrika zu unterhöhlen. Die Zeitung bezeichnete Tito als „die kommunistische Trumpfkarte" Amerikas bei seinen Bemühungen, die „friedliebenden Kräfte" der Welt zu spalten. Aus diesem Grunde habe auch Präsident Kennedy den vielgerühmten Diplomaten **George Kennan** zum Botschafter in Jugoslawien ernannt. Der Kommentar der albanischen Zeitung wurde auch von der kommunistischen Nachrichtenagentur „Neues China" verbreitet.

„. . . kotzen aufs Pflaster"

In den „Anstalten öffentlichen Rechtes", wie man witzigerweise unsere Monopolsender nennt, wird das Geld, unser gutes Geld wohlgemerkt, unter staatlicher Patronanz für moderne, nihilistische Literatur, zwölftönige, atonale „Musik" und ähnliches verwendet. Einen Skandal besonderer Art hat sich der Hessische Rundfunk geleistet. Zusammen mit den internationalen Ferienkursen für neue Musik in Darmstadt hat er „Tage der neuen Musik im Rundfunk" veranstaltet und für diesen Zweck einen Komponisten namens Giselher Klebe (unverständlich der „teutonische" Giselher bei einem so perfekten Töne-Kleber) beauftragt, Gedichte des lyrischen Superstars Hans-Magnus Enzesberger zu „vertonen". Dazu hat man Gedichte ausgewählt, in denen u. a. folgende Zeilen vorkommen:

„der kanzler schussert mit
einem strolch um den geheimfonds . . ."
oder über eine Geburt:
„wenn dieses bündel auf die
welt geworfen wird
die windeln sind noch nicht
einmal gesäumt
der pfarrer nimmt das Trinkgeld eh er's tauft
doch seine träume sind längst
ausgeträumt
es ist verraten und verkauft."

Kleine Anfangsbuchstaben und fehlende Interpunktionen gehören zu den von vornherein erforderlichen Kunstmitteln solcher Epochemacher. Das schamloseste dieser Gedichte aber lautet unter dem Titel „prozession" wie folgt:

„schrott im maul
melden die herolde ihn
panegyrica kotzen die agitatoren
vor ihm aufs pflaster:
mit zähnen erschlagener,
mit tränensalz, mit verdorrten
rosen,
mit zertretenen fabeln bestreut,
darüber wird er gekarrt:
angebetet von rüsselnden
händlern,
onanierenden parlamenten,
engerlingen in Uniform:
zeitgeist, zeitgeist
kannibalischer orang,
caliban sabbernd und ausgefranst,
caliban nobiscum.
nur der kirschendieb sitzt wie
ein gott
in excelsis und spuckt vom geäst
dem apokalyptischen aas
in die welken rippen
lächelnde steine."

Dies also läßt „vertonen" und sendet der Hessische Rundfunk als Anstalt des öffentlichen Rechtes. Die Texte entsprechen allerdings mehr dem Jargon „öffentlicher Häuser". Aber die Unterschiede zwischen beiden haben sich ohnedies heute schon weitgehend verwischt. Wer finanziert also nun die Gotteslästerung, diese Glorifizierung von Hurerei und Schmutz? Oberster Schutzherr ist der Oberbürgermeister von Darmstadt, und er hat einen „Patenring" dafür geschaffen, dem Stipendien zuflossen von Behörden und Firmen. Aus den kostbaren, goldbedruckten Programmen, denen wir die vorstehenden gotteslästerlichen Proben entnehmen, sind die säuberlich als „Mäzenaten" gedruckt, u. a.:

das Auswärtige Amt, das Innenministerium, das Ministerium für Gesamtdeutsche Fragen, die Kultusministerien der Länder Hessen, Rheinland-Pfalz, Baden-Württemberg, Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen, die Hansestadt Hamburg, ferner Bochum, Dortmund, Düsseldorf, die Bischofsstadt Köln, usw. . . .

Genügt das? Muß es einem nicht schaudern, wenn man sieht, wie hier ahnungslos die Totengräber jeder Moral und Sittlichkeit finanziert werden? Schlafen eigentlich die von uns gewählten Bundestagsabgeordneten, wie heißt es so schön bei Enzesberger, „onanierenden parlamente" des Bundes und der Länder? Ist das keine strafbare Schmähung unseres Staates und Gotteslästerung? Nur einige kleine Pfarrgemeinden in Hessen haben gegen diesen Skandal öffentlich protestiert. Die „große" Presse hat das „musikalische" Fest der roten Hochburg Hessen begeistert gefeiert. Man möchte manchmal an Deutschland verzweifeln. E. K.

(Entnommen den „Deutschen Monatsheften für Politik und Kultur", Heft 3/1961, Redaktion: München 2, Neuhauser Straße 34/II.)

Wo der Osten schwach ist

(Fortsetzung von Seite 1)

chinesische Nachbar, die Sowjetunion, zugleich größte Kolonialmacht, sei dagegen in Sibirien ein „Raum ohne Volk". Es entspreche einem Naturgesetz, daß ein Leerraum stets den Sturm anziehe. Als weiteren Streitpunkt zwischen Moskau und Peking umriß der Redner die Frage der sowjetischen und chinesischen Interessensphären in den Afroasiatischen Entwicklungsländern und in Südamerika. China habe gerade in diesen Gebieten in den letzten Jahren einen eindeutigen Vorsprung vor der Sowjetunion erringen können.

Auf ost-mitteleuropäische Fragen eingehend, stellte Dr. von Habsburg fest, daß man das Problem der „DDR" nicht isoliert betrachten dürfe. Notwendig sei es vielmehr auf die schwierige Situation der Sowjets in Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei zu achten und er riet, daß der Westen den Osten endlich da treffen müsse, wo dieser schwach sei. Mit diesem Hinweis beantwortete Dr. von Habsburg speziell eine Diskussionsfrage nach dem deutsch-polnischen Verhältnis.

Möglichkeiten für eine „großeuropäische Lösung" auf föderativer Grundlage erwartet Dr. von Habsburg aus der Verlagerung des weltpolitischen Gleichgewichts, die ein offener Bruch zwischen der Sowjetunion und China veranlassen würde.

Die rote Jagd lockt — Ungarn ist ein begehrtes Jagdland für westdeutsche Kapitalisten. Sie jagen auf Hirsche, Wildschweine, Fasanen und unterstützen mit ihren harten Devisen ein System, das bestrebt ist, ihnen früher oder später den Garaus zu machen. Ihre Passion muß aber befriedigt werden, wo, das ist nebensächlich; Geld spielt keine Rolle und ein gutes Hirschgeweih gehört zum guten Ton dieser Gesellschaft. Zeichen der Zeit: die politische Borniertheit westlicher Kapitalisten feiert Orgien.

Unlängst erschien in Ungarn ein Jagdalbum, auch in deutscher Sprache; mit Fotos westdeutscher Wirtschaftswunder-Michels und ihrer Beute. Ohne eine Vorahnung zu haben, daß sie einmal selbst zur Beute werden könnten, wölbt sich ihre Brust vor Mannesstolz und auch von ihrer gefüllten Brieftasche, nach der bereits eine unsichtbare Hand greift . . .

In der Zeitung der ungarischen Freiheitskämpfer schreibt Andreas Rimay über dieses Album und die westdeutschen Schießer — und über eine andere Jagd, eine Jagd auf Menschen, die die Freiheit suchen . . .; der Artikel dürfte auch bei unseren Lesern Interesse finden.

*

Die Jagd

Irgendeinmal war alles einfacher. Natürlicher, ehrlicher, und wahrer. Wir waren näher zu Gott, mit Seinen Erscheinungen maßen wir Zeit und Weg. Die Menschen wurden im Zeichen Jupiters oder Saturns geboren, schlossen Ehen im Pfingst- oder Wassermannmonat und die Stange des Himmelswagens zeigte den Weg zur Frühmesse. Und dann änderte sich alles. Alles wurde zur Politik.

Der Kalender meines armen Lebens lautet auch schon anderswie; ich bin im Jahre der großen Wirtschaftskrise geboren, während des zweiten Weltkrieges ging ich zur Schule, im Jahre des Umschwungs wurde ich verhaftet, beim Tode Stalins wurde ich entlassen und die Raketen der sowjetischen Grenzwachen zeigten mir den Weg in den Westen.

Ich flüchtete nicht allein. Mit meinem ehemaligen Mitgefangenen. Bandi. einem jungen Studenten mit mädchenhaften Gesichtszügen, der zur Zeit des Berliner Aufstandes verhaftet wurde, weil er es für Verrat hielt, ostdeutsche „Erika"-Schreibmaschinen zu kaufen, wenn die Sowjets die ostdeutschen Arbeiter mit Panzerwagen niederrollen. Zu zweit legten wir den Weg per Bahn, zu Fuß, auf ungebahnten Wegen zurück. Es war schon der dritte Tag. In der Nähe von Rátot, am Rand der Wälder, übernahm er die Führung:

„Siehst du, wir sind hier. Diesen Wald kenne ich wie meine Hand — mein Vater war hier Förster. Von hier ist Szentgotthárd nur mehr einige Kilometer entfernt und dann sind wir drüben" — und er zeigte mit seinem dünnen Arm in Richtung Westen, wo die Berge sich schon aneinanderlehnten und die müden Bäume standen, als ob sie im Stehen schliefen.

Es war eine sonderbare Nacht. Die sich zwischen den Bäumen bewegenden Schatten wuchsen in die Länge. Die stehende, stumme Stille war bedrückend.

Aber Bandi begann flüsternd die Luft zu bewegen, wir waren hier im Wald seiner Erinnerungen, und die im Gefängnis oft gehörten Geschichten wurden hier plötzlich lebendig. Ich sah seinen grauhaarigen Vater, den Förster vor mir, dessen knochiges, tartarisches Gesicht nur einmal in Tränen gebadet war: als man ihn aus dem Wald vertrieb. Bandi sprach und plötzlich erwachte in der nächtlichen Stille alles zum Leben. Hier auf der Lichtung stand im Mondschein der Förster, den mit dem Maschinengewehr alles vernichtenden sowjetischen Soldaten gegenüber. Später, nach Wochen, schlich er sich dort in die Biegung herauf, in den geliebten Wald, um die Kitze aus der Hand zu füttern.

Ich lernte Bandi nach den Gefängnisjahren erst hier richtig kennen, seine kindliche Begeisterung. Jetzt verstand ich erst, daß er mit naivem und stolzem Bewußtsein dem Verkäufer des Staatlichen Unternehmens für Bürowaren die in Dresden hergestellte Schreibmaschine zurückgab. Der „Verkäufer" war Vertrauensmann der Parteigruppe. Und die kommunistischen Parteisatzungen fordern „Wachsamkeit" als Pflicht.

Er wurde zusammengeschlagen in die Zelle gestoßen, aber ihm taten nicht die Schläge weh, sondern er bedauerte die „Sache". Was geschieht dort, wenn die sowjetischen Tanks alles niederschlagen? Alles glühte in jener Zeit für Berlin und Bandi murmelte auch damals noch, nach dem letzten Stoß, als er zu uns hereinpurzelte, als ob er fluchen würde: „Ich werde noch mit dem Reisepaß des freien Ungarn nach Berlin reisen!..." Dann stöhnte er auf, weil ein brennender Schmerz seine verrenkte Schulter durchlief.

Die Politik irrte sich — sie sah tatenlos bei Berlin, Warschau und Budapest zu.

*

Vergeblich kannte Bandi den Wald von Rátot wie seine eigene Hand.

Damit hatte er sich schon abgefunden, daß er keinen Paß bekommt, weder nach Berlin, noch anderswohin. Bleibt das Risiko. Über Minen, aber über die westliche Grenze. Er irrte sich. Kannte er die verborgen sich dahinziehende Grenze doch nicht? Oder wurden seine Schritte vom Schicksal begleitet?

Es dauerte nur einige Sekunden. Mit seinem leichten Schritt lief er voraus, nur etwa vierzig bis fünfzig Schritte — er freute sich, daß wir schon dort waren. Aus unmittelbarer Nähe erwischte ihn eine MP-Salve. Als ob der Tod ihn zu einem Rendezvous erwartet hätte. Die Grenzwachen leuchteten ihm mit ihren Taschenlampen in die Augen: seine freundlichen, neugierigen Augen starrten verglast empor. Jetzt begannen die Signalraketen aus allen Richtungen aufzuleuchten, aber seine Augen blieben auch bei diesem flackernden Licht unbeweglich.

(Schluß folgt)

Das „ostdeutsche Sendungsbewußtsein"

„Das gab es überhaupt nicht dort, wo man sich noch der angeführten Lautstärke bediente. Wohl gab es aber eine **Verpflichtung dem eigenen deutschen Volkstume gegenüber,** eine Verpflichtung übrigens, in der wir, die wir nun schon älter als 45 sind, erzogen wurden. Das „ostdeutsche Sendungsbewußtsein" hat dabei gar nicht mitgespielt und war nicht einmal **dem Namen nach bekannt.** Wir tun unserer Geschichte zwischen den beiden Weltkriegen unrecht, sie unter diesem Gesichtswinkel zu betrachten. Wir Donauschwaben haben dieses „Sendungsbewußtsein" **nicht** gelebt. Auch die Tausende von SS-Männern nicht. Die es mit Trommeln und Fanfaren verkünden ließen, waren an den **Fingern abzuzählen,** aber auch jene, die es „gläubig" aufgenommen haben. Selbst über dem so garstigen Tagesstreit zwischen den Generationen lag kein **„Glorienschein des ostdeutschenSendungsbewußtseins".** Er war eine ‚menschlich gesehen, oft sehr niedrige Kampfesart, von der sich leider ein Teil in unseren heutigen Alltag **herübergeschmuggelt** hat. Führende Landsleute in der Landsmannschaft mit diesem „Glorienschein" zu verdächtigen, ist ein Teil davon. Auch dann, wenn man mit einer Ausnahme die Regel bestätigen sollte können.

Es ist übrigens nicht einzusehen, daß wir unserer Geschichte gegenüber jene Maßstäbe anlegen, mittels welcher wir jedes und alles in unseren Tagen messen, vor allem den pleitegegangenen Nationalsozialismus. (Nebenbei: leider nur den Nationalsozialismus; der Kommunismus z. B. ist für dieselben Maße tabu und steht an Schändlichkeiten bestimmt in nichts zurück.)

Die Beschmutzung des eigenen Nestes

Welchen Sinn hat es, sich über die bäuerlichen Lebensgrundlagen und die Bauern verächtlich zu ergehen? Die Frage nach dem „Bauernvolk par excellence" hat doch diesen Beigeschmack. Das kommt doch auch darin zum Ausdruck, daß man sich nicht auf bäuerliche oder bürgerliche Vorfahren zu berufen braucht. Die Handwerker scheinen besser im Kurs zu stehen. Wenn wir von den Donauschwaben als von einem Bauernvolke sprechen, ist doch auf keinen Fall nur Großbauerntum zu verstehen. Wenn wir von unseren Stadtdörfern absehen — dort gebärdete sich übrigens die **Intelligenz sehr gerne gentryhaft und im ungarischen Baronstil** — waren wir ein bäuerliches Volk. Die Grundformen unseres Lebens waren bäuerlich, und wir erinnern uns sehr gerne an Familien führender Intelligenzler, in welchen das bäuerliche Leben noch so heimisch war wie in den Stuben ihrer Vorfahren. In der modernen Industriegesellschaft selbstverständlich hat die bäuerliche Wesensart wenig Wert. Sie reibt sich ständig am Bauerntum, was uns aber nicht vergessen lassen sollte, daß **der Pflug trotzdem die erste und edelste aller Waffen ist. Es sträubt sich daher etwas in mir, die Beschmutzung des eigenen Nestes hinzunehmen,** wobei ich unter Nest nicht nur mein Elternhaus, sondern auch mein Dorf und meine verlorene Heimat verstehe.

Auch die Einstellung gegen die Atombombe verschiebt nicht den Standort in der „lebendigen, direkten Nachfolge Christi". Dadurch sind wir um keinen Deut mehr für unsere christlichen Grundaufgaben bereit. Wie wir **für den Nächsten einstehen, das entscheidet. Die Summe aller Verzichte auf Bequemlichkeit und Wohlleben zugunsten unserer leidenden Mitmenschen ist unvergleichbar höher in der Bewertung des Christlichen als der Protest gegen die Atombombe.**

Die metaphysische Schuld

Eine Lektion in Geschichte wird immer dann lustig, wenn der Vortragende den vorausgegangenen Generationen mit dem Finger weise auf die Schulter klopft, und sie zu belehren versucht, was sie zu tun gehabt hätten. Bei uns Donauschwaben wird diese Art Geschichte dazu noch bis zum Überdruß angewandt. Hauptthema ist dabei schlechthin **„die Schuld".** Man hat bereits den Eindruck, daß damit so eine Art **geistiges Gesellschaftsspiel getrieben** wird, zumal da Schuldbekenntnisse abverlangt werden, wo es sich bei einiger Kenntnis unserer Geschichte nicht schickt, solches zu tun. Wenn die Schuld gar in die **„metaphysische Schuld"** hinaufgeschraubt wird, kann man es sich nicht verkneifen, zu schmunzeln. Erst recht nicht, wenn man weiß, daß dies die große Mode der **Linksintellektuellen ist, denen jedoch ansonsten die Metaphysik keine Beschwerden verursacht.**

Man sollte in Sachen Geschichte nicht mit halben Portionen Beweise untermauern und solche führen. Eine halbe Portion ist es auch, wenn so leichthin konstruiert wird, daß ein „deutschsprechender Jugoslawe" oder ein „Jugoslawe mit deutscher Muttersprache" der Geschichte einen anderen Weg gegeben hätte. Wir hatten daheim serbische Nachbarn. Sie haben uns als „Svaba" bezeichnet und wir haben zu ihnen „Raaz" gesagt. Mein Vater saß fast jeden Abend mit seinen serbischen Nachbarn vor unserem Giebel und hatte immer serbisch mit ihnen gesprochen. Trotzdem haben ihm diese Nachbarn 1944 seinen kleinen Kaufladen **ausgeplündert. Zu diesem Punkt wäre auch die Lebensgeschichte Jakob Bleyers zu empfehlen. Er hatte sich gewiß nicht der „Deutschtümelei" schuldig gemacht.**

Der „Volkstumskampf"

In dem Interview stand der lapidare Satz: „Dort gibt es keinen Volkstumskampf mehr." Was soll das heißen? Ist man sich einig darin, daß eine solche Behauptung ohne genaue Kenntnis aller Vorgänge **unmöglich** ist? Hier wird der heiße Brei umgangen! Wenn die sich vollziehende Assimilation der Deutschen in Ungarn und Rumänien gemeint ist — wenn man glaubt, sie vollzöge sich **schmerzlos,** wünschte ich den Theoretikern **das Leid und die Tränen einer einzigen Nacht!** — geht die These in Ordnung. Bitte, das aber dann offen beim Namen zu nennen. Ist jedoch das der Maßstab, was den deutschen Menschen dort immer noch auf der Seele brennt: sich das Leben nach **anderen** Grundsätzen einrichten zu dürfen, als sie ihnen das Kollektiv vorschreibt; sich in den eigenen Schulen auf Grund des Herkommens und des geistigen Erbes bilden zu dürfen; sich mit **all seinen Gebräuchen und Sitten, einschließlich der religiösen bekennen zu können,** so ist hier doch mehr im Verzug als ein „Volkstumskampf". Oder ist **Erdulden** nicht auch ein Teil des Kampfes? Und so gesehen spielen die Deutschen in Rumänien und Ungarn wohl wieder eine Rolle. **Wollten wir sie dort spielen?!**

Leichenfledderei

Es ist nichts anderes, wenn Brandsch, Hans Otto Roth, Hans Beller, Jakob Bleyer, Dr. Graßl, Dr. Kraft u. a. den Genossen **Münnich** und **Maurer** nachgesetzt werden. Es erübrigen sich hier jede weiteren Worte. Ein Verdienst haben die letzteren sicherlich. **Sie haben mit dazu beigetragen, die wirtschaftliche Entmachtung unseres Volkes voranzutreiben.** In welcher Form, braucht hier nicht untersucht zu werden. Es genügt aber, die „Feststellung", daß die wirtschaftliche Entmachtung nicht mit völkischem Untergang verbunden zu sein braucht. Stimmt, braucht nicht, **aber sie ist es.**

Es ist uns allen doch hoffentlich klar, daß die wirtschaftliche Substanz unserer Menschen in der alten Heimat heute **weit unter dem liegt, was wir hier in unseren dicken Ledersesseln und komfortablen Wohnungen und bei allerlei Genüssen des Leibes und der Seele selbstverständlich finden. Wäre demgegenüber die intellektuelle Selbstverantwortung nicht doch am Platze? Wäre man hier nicht doch verpflichtet, dem freien und angenehmen Spiel der Gedanken Grenzen zu setzen?"**

*

Diese mannhaften und von tiefem Verantwortungsbewußtsein getragenen klugen Worte eines zu der wirklichen geistigen Führungsschicht der Donauschwaben gehörenden Menschen, werden umso nachhaltiger auf jenen Teil unseres Volkes wirken, der sich noch nicht von den verwirrenden Thesen neuer Propheten einnebeln ließ, als Nikolaus Engelmann schon in der alten Heimat zu jenen zählte, **die heute nichts zu „überwinden" haben.**

Nikolaus Engelmann nimmt Stellung gegen das Weidenheim-Interview

Mannhafte Worte in der großen Verwirrung

Zu dem Weidenheim-Interview (veröffentlicht im „Neuland" vom 25. Februar d. J.) nimmt der aus Warjasch, rum. Banat, stammende Lehrer Nikolaus Engelmann, führendes Mitglied der Donauschwäbischen Arbeitsgemeinschaft in Österreich, in einem Leserbrief an das Salzburger „Neuland" Stellung. Wir entnehmen ihm die nachfolgenden Teile, die sich mit der Wahrheit und also vollkommen mit jenen Ansichten decken, die wir im Laufe der letzten Zeit in unserer Heimatzeitung zum Abdruck brachten. Nikolaus Engelmann, dessen Haltung in Vergangenheit und Gegenwart aus einer wirklichen und nicht pseudo-christlichen Weltanschauung entspringt, sandte nach dem Weidenheim-Interview einen fast sieben Seiten langen Brief an „Neuland". Dieser wurde jetzt endlich veröffentlicht. Engelmann schreibt u. a.:

Das „unausgeglichene Konto":

Johannes Weidenheim und die Zeitung „konkret"

Der „Donauschwabe" hat in der Nummer 14 ohne pressegesetzlichen Zwang die Richtigstellung Herrn Weidenheims veröffentlicht. Dieser versucht die Angelegenheit, **die doch auf ausdrücklichen Wunsch des „Neuland" zu Auseinandersetzungen führen sollte,** auf ein Nebengeleis zu schieben. Aber es ist doch im Grunde belanglos, ob Herr Weidenheim als Soldat beim Belgrader Soldatensender oder im Rahmen der unter militärischer Aufsicht gestandenen „Volksdeutschen Stunde" seine Kriegspropaganda betrieb. Jedenfalls ist es nackte Tatsache, daß ein Teil seiner Radio-Sendungen auch in Buchform erschienen ist. Diese waren für unseren Raum und für die Soldaten der Prinz-Eugen-Division bestimmt und nicht für jene, die im Kurland oder an der Atlantik-Küste kämpften.

Herr Weidenheim hat **bewußt** die Auseinandersetzungen **provoziert,** sonst wären doch seine massiven Angriffe gegen Personen, Organisationen und unsere Geschichte unverständlich. Alle von ihm angeschnittenen Fragen wurden bereits nach dem Salzburger „Tag der Donauschwaben" in der Presse erörtert; daß sie nun nach drei Jahren wieder aus der Mottenkiste geholt wurden, kann doch nur mit einer **bestimmten Absicht** geschehen sein. Um diese zu erkennen, waren wir gezwungen, die Zusammenhänge klarzulegen. Daß die Diskussion sich ausweitete und empfindlichere, neuralgische Punkte in unserer Landsmannschaft berührte, ist nicht unsere Schuld. Aber vielleicht führen sie zu der von allen so sehnsüchtig **gewünschten Klärung der Lage.**

Vor drei Jahren wußte man noch nicht, daß Herr Weidenheim die Demokratie übersprang und zum Hauptmitarbeiter kommunistischer Tarnzeitungen wurde.

Erst unlängst hat er in der Studentenzeitung „konkret" — eine kommunistische Tarnpublikation — unter dem Titel „Griff neben die Geschichte" mit der Hamburger Zeitung „Die Welt" polemisiert. Das ist für uns weniger interessant. Aber in derselben Nummer der Zeitung „konkret" wird im Zusammenhange mit dem Haushaltsplan der Bundesrepublik über den Posten: „Erhaltung und Ausweitung des kulturellen Heimaterbes der Heimatvertriebenen und Förderung der kulturellen Bestrebungen der Flüchtlinge" behauptet, daß dies **Maßnahmen zur Verschärfung des Kalten Krieges"** seien. Aber Herr Weidenheim hat vor einigen Jahren aus demselben Posten **materielle Zuschüsse** erhalten, um seine literarischen Arbeiten zu fördern. Waren das auch damals „Maßnahmen zur Förderung des Kalten Krieges"? Aus Dankbarkeit nörgelt er nun an dem demokratischen Gesellschaftssystem, das ihm ein recht gutes Leben sichert, herum und geniert sich nicht, den „Lohn für seine Gegenleistungen" auch von der östlichen Seite einzukassieren. **Es ist einerlei in welchem Stall die Kuh steht — wichtig ist, daß sie Milch gibt!**

„konkret" verfolgt eine betont **atheistische** Linie. Als Mitarbeiter dieser „studentenzeitung", die doch die jüngere Generation „politisch" beeinflussen will, könnte er veranlassen, daß sie folgende Sätze aus seinem Buche vom Jahre 1943 abdruckt:

„Der unerschöpfliche Schatz deutscher Kultur und Geschichte stand zur Verfügung, es galt nur die Jugend zu ihm hinzuführen. Begeiste-



Johannes Weidenheim, alias Ladislaus Schmidt

rung und selbstverständlicher **Heroismus** fanden wieder ihre ursprüngliche Wertschätzung, die sich als Kern des menschlichen Wesens im Inneren bildet. Man suchte der deutschen Jugend ein Weltbild zu vermitteln, das als Mittelpunkt den Sinn des Lebens schlechthin in sich trägt und man lehrt die Jugend innerhalb dieses Weltbildes als **würdiger Vertreter ihrer germanischen Rasse zu bestehen."** „Man huldigte Göttern statt sich zu besinnen, dem **ewigen Feind beim nächsten Angriff wieder standhalten zu können."** Wer unter dem **„ewigen Feind"** gemeint ist, dürfte auch der „konkret"-Schriftleitung festzustellen nicht schwer fallen.

Aber Herr Weidenheim wird neben dem bereits im „Donauschwaben" erwähnten Münsteraner Professor Hagemann auch in einer die Politik der „Friedensunion" vertretenden Zeitung, die sich **gewaltig gehäutet** hat und angibt auf „Ostpolitik" spezialisiert zu sein, als Mitarbeiter vorgestellt. Diese nach östlicher Sprachregelung zusammengestellte Zeitung versucht die „östliche" Infiltration auch in die **Reihen der Vertriebenen** zu tragen; sie wird von einem gewissen Gerhard Bednarski geleitet, der das frühere Blatt der **verbotenen Deutschen Reichspartei (DRP), die als Nachfolgerin der Hitlerpartei galt,** redigierte und jetzt zur „Friedensunion" gehört, dessen Vorsitzender er in Niedersachsen wurde. Wie rasch sich doch die **einstigen** Gesinnungsbrüder unter der rosaroten Decke zusammenfinden!

Weidenheim ist überall dabei, wo es nicht um „Gotteslohn" geht. Er ist der donauschwäbische Träger dieser „konstruktiven deutschen Ostpolitik", die unsere Reihen zersetzen und uns wieder in den **Strudel autoritärer Ideologien** verwickeln soll. Die übrigen Vertriebenenverbände **wehren sich mit aller Kraft gegen derartige Infiltrationsbestrebungen,** während die **verantwortlichen Lenker** der Donauschwaben — von einigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen — **aus Angst, Kurzsichtigkeit oder gesättigtem Ruhebedürfnis ihre Köpfe in den Sand stecken und schweigen...** Auch die „Mitteilungsblätter" der donauschwäbischen Landsmannschaften schweigen: Man kann aber nicht nur von der Demokratie **leben,** man muß sie **auch verteidigen...**

R. Ott

Jahreshauptversammlung des Kulturwerkes

Franz Hamm zum 13. Mal wiedergewählt

München. — Am Freitag, dem 7. April d. J., fand in München die Jahresversammlung des Südostdeutschen Kulturwerks statt. Nach einem ausführlichen Rechenschaftsbericht wurde das weitere Arbeitsprogramm festgelegt und die Wahl der neuen Leitung durchgeführt. Franz Hamm wurde erneut, bereits zum 13. Mal, zum Vorsitzenden gewählt. Der bisherige geschäftsführende Direktor, der Banater Schriftsteller Hans Diplich, lehnte aus Gesundheitsgründen eine Wiederwahl ab. Der neue Leiter des Südostinstitutes, der bereits Anfang April sein Amt antrat, Dr. Matthias Bernath, wurde zum wissenschaftlichen Direktor des Kulturwerks gewählt, und übernahm somit die Stelle, die seinerzeit der verstorbene Prof. Fritz Valjavec inne hatte. Zum ersten Beisitzer wurde der Innsbrucker Universitätsprofessor Karl Kurt Klein wiedergewählt. In den Vorstand gelangten ferner Dr. Blass (an Stelle Dr. Bleyers), zu Rechnungsprüfern wurden gewählt: Dr. Wühr und Dr. Trischler. Zum Geschäftsführer wurde Anton Schwob bestimmt.

Dr. Karl Kurt Klein, einer der angesehensten Wissenschaftlern der Südostdeutschen, erlitt einen Herzanfall und konnte an der Jahresversammlung nicht teilnehmen. Er befindet sich in einer Innsbrucker Klinik. Sein Zustand hat sich inzwischen verbessert. J. M.

*

In der Planung für 1961 ist eine Feier zum Gedenken der Schulstiftung des Südostens vorgesehen. Ebenso soll ein übersichtliches Werk über die siedlerische Leistung der Südostdeutschen erarbeitet werden.

Eine Sommerfeld-Ausstellung in Wien

Wie uns unser Wiener Berichterstatter mitteilt, wird am Vormittag des 27. Mai im großen Saal des Wiener Palffy-Palais eine repräsentative Ausstellung des donauschwäbischen Malers Oskar Sommerfeld eröffnet werden, die die Forschungs- und Kulturstelle der Österreicher aus dem Donau-, Sudeten- und Karpatenraum veranstaltet. Die Ausstellung bleibt bis einschließlich 1. Juni geöffnet.

Diese Ausstellung, die Dr. Britz umsichtig vorbereitet, verspricht ein donauschwäbisches (und darüber hinaus ein österreichisches) Kunstereignis zu werden, da sich in dem Schaffen Sommerfelds das Schicksal seines Volkes in gültiger Form widerspiegelt, aber auch die Landschaft seiner oberösterreichischen Wahlheimat hat darin einen beglückenden Niederschlag gefunden. Oskar Sommerfeld hält sich, so sagte er einmal über sich selbst, bewußt von der Moderne fern, weil er überzeugt ist, daß er nur mit seiner eigenen Kunstform die Erinnerung an die Heimat und die historische Bedeutung des Schicksales der Donauschwaben auszudrücken vermag.

Die Wiener Ausstellung wird dieses Bekenntnis eines der maßgebensten schöpferischen Donauschwaben durch die Vermittlung eines Lebenswerkes konzentriertester Konzeption erläutern. F. E. G.

Mehr wert als tausend Parteimitglieder!

„Je stärker die Macht des Sowjetstaates zunimmt, um so größer wird überall die Abneigung gegen die kommunistischen Parteien werden.

So müssen wir Rückzugsmethoden anwenden. Niemals im Vordergrund erscheinen: Überlassen wir die Arbeit unseren Freunden.

Wir müssen uns immer vor Augen halten, daß jemand, der mit uns sympathisiert, im allgemeinen mehr wert ist als ein Dutzend militanter Kommunisten.

Ein Universitätsprofessor, der, ohne Parteimitglied zu sein, sich für die Interessen der Sowjetunion einsetzt, ist mehr wert als hundert Leute mit einem Parteibuch. Ein angesehener Schriftsteller oder General a. D. sind wichtiger als fünfhundert arme Teufel, die nichts weiter können, als sich von der Polizei zusammenschlagen zu lassen.

Jeder hat seinen Wert, seine Verdienste.

Der Schriftsteller, der, ohne Parteimitglied zu sein, die Sowjetunion verteidigt, der Gewerkschaftsführer, der außerhalb unserer Reihen steht, jedoch die internationale Politik der Sowjetunion verteidigt, ist mehr wert als tausend Parteimitglieder.

Wer nicht zu den Parteimitgliedern zählt und nicht als Kommunist bekannt ist, hat größere Handlungsfreiheit.

Diese verdeckte Tätigkeit, die keinen Widerstand erzeugt, ist viel wirksamer als ein Frontalangriff der Kommunisten.

Unsere Freunde müssen den Gegner für uns in Verwirrung bringen, unsere wichtigsten Richtlinien befolgen und solche Leute zugunsten unserer Aktion mobilisieren, die nicht so denken wie wir und die wir nie erreichen könnten.

Bei dieser Taktik müssen wir jeden benutzen, der mit uns in Berührung kommt."

Georgi Dimitroff,
ehem. Chef der bulgarischen Kommunisten

„Schwerverbrecher, Spione oder dergleichen"

Vor 20 Jahren – am 6. April 1941 – begann der Hexentanz (2. Teil und Schluß)

Von Georg Paul

In der Karwoche bedeckte sich der Himmel, als wollte er nicht sehen, was unter den Menschen auf der Erde geschieht. Stahlgrau blickte er drein und tauchte die Gegend in ein düsteres Licht. Winde erhoben sich, führten Regenwolken herbei, eine Abkühlung setzte ein und verwandelte Regentropfen zu Schneeflokken. Unter unserem heimatlichen Himmelsstrich war dies bei der vorgeschrittenen Jahreszeit ein ungewöhnliches Bild. Dem April konnte man aber so etwas zutrauen. Zum Glück blieb der Schnee nicht liegen. Die Wolkendecke zerriß gegen Ende der Woche. Wärmere Lüfte wehten. Wolkenfetzen jagten einander und suchten das Weite. Am Ostersonntag lächelte der Himmel wieder. Nur einzelne weiße Wölkchen, die es gar nicht mehr eilig hatten, segelten der Unwetterfront hinter dem Horizont nach.

In unserer neuen Unterkunft im zweiten Stock, im Sitzungssaal der Polizeidirektion, wurden wir rasch heimisch. Von der Fensterseite drang genügend Tageslicht herein, das wir nach unserer Bleibe im Keller erst so richtig schätzen lernten. Am Fenster sollten wir uns aber nicht zeigen, um niemanden auf uns aufmerksam zu machen. Licht durften wir am Abend auch keines einschalten, schon wegen der möglichen Luftangriffe. Der Saal war rechteckig, der außer einigen in einer Reihe aufgestellten Tischen in der Mitte, einer Seitenbank, Lampen an der Decke und Bildern an der Wand nichts aufzuweisen hatte. Ein Fußboden aus Brettern, Liegestättten mit Stroh bildeten jetzt unseren größten Reichtum. Durch Bekannte, die uns besuchen durften, wurde Lesestoff hereingeschleust, u. a. auch eine Bibel. Schlafen, Dahindösen, Diskutieren, Trübsalblasen erhielten nun eine angenehme, nützliche, fruchtbare Abwechslung. Bastler verfertigten Gesellschaftsspiele aus Papier und Karton, so daß bald mehrere Partien Mühle, Domino, Dame, Schach zusammengestellt waren, und wir im Spiel unsere betrübliche Lage manchmal auf Minuten vergessen konnten. Not lehrt nicht nur beten, sie macht auch erfinderisch! Von der Stadt konnten wir nur den schmalen Platz uns gegenüber einsehen, in den am oberen Ende zwei Gäßchen einmündeten.

Unser „Lagerleiter", der Toni, hatte schon in den ersten Stunden unseren Tageslauf festgelegt. Vom Morgen bis zum Abend mußte alles am Schnürchen klappen. Er wußte zu gut, daß nur Ordnung das Leben von fünfzig Gefangenen auf kleinem Raum erträglich gestalten konnte. Er kümmerte sich um unser Wohl in jeder Hinsicht. Brauchte man Einkaufstaschen, so waren sie da, benötigten wir Eimer, Zuber, Desinfektionsmittel und dgl. mehr, so wurden sie gebracht. Die Seuchengefahr in unserer Lage hat er als erster erkannt und bekämpft. Bis zum Mittag hatte er auch eine Frau aufgetrieben, die uns täglich einmal mit einem warmen Eintopf versorgte, was eine günstige Zugabe zu Wasser und Maisbrot, das wir faßten, bildete. Dieses trocknete in zwei bis drei Tagen derart aus, daß die Bißstellen blutig wurden und die Brocken im Mund erst aufweichen mußten, bevor wir sie kauen konnten.

Man sollte nicht glauben, wie anpassungsfähig der Mensch ist, wenn ihm nur eine Wahl bleibt. Sorgen haben wir jetzt leichter empfunden. Sogar körperliche Beschwerden, die den oder jenen noch in seiner bürgerlichen Freiheit gepeinigt haben mögen, schwanden jetzt im Elend dahin. Ja, Elend mildert, es gibt



Anton K. Rumpf, jetzt Cleveland

auch Kraft unter gewissen Umständen! Vor der größeren Not weichen eben kleine Nöte zurück wie der Schnee im Maiensonnenschein dahinschmilzt.

Mit freudiger Genugtuung beobachteten wir unseren Toni, wenn er morgens unter Polizeibegleitung das Haus mit leeren Taschen verließ und am Vormittag mit prall gefüllten zurückkehrte. Er hatte buchstäblich „alle Hände" voll zu tun. Wie es ihm unterwegs trotz strengster Bewachung gelang, unsere zahlreichen Postsendungen einzuwerfen und Nachrichten über den Verlauf des Krieges aufzuschnappen, ist mir heute noch ein Rätsel. Er kannte sich eben nicht nur in der Ortschaft, sondern auch im Umgang mit Menschen aus. Traf er bei uns ein, so lachte er immer herzlich, um die Gemüter „hochzuhalten", er kam sich selber als ein „Nikolaus" vor, er war unsere lebendige „Zeitung", unsere einzige Verbindung mit „Draußen".

Aber auch wir machten Beobachtungen — trotz unserer Isolierung! Schon die Wache, die anfangs im besten Fall korrekt war, wurde täglich freundlicher, zugänglicher und nachsichtiger. Wir schworen uns gegenseitig, ja keine Gelegenheit zur Flucht wahrzunehmen, um den Zurückbleibenden nicht zu schaden und der Wache keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. In den ersten Tagen fiel uns im Hof ein Aschenhaufen auf, der deutliche Spuren einer Feuerstelle zur Vernichtung von schriftlichen Akten zeigte. Was wird wohl ihr Inhalt gewesen sein? Öfter führte man uns auf Knall und Fall, ganz überstürzt, durch einen rückwärtigen Geheimausgang in unterirdische Gänge, „um uns zu schützen", wie es hieß. Vor wem, hat man nur gemunkelt. Angebilch wurden wir vor Überfällen ultranationaler Gruppen bewahrt. Der Leiter der Bürgerwache, der anfangs hoch amtlich mit uns verkehrte, konnte auf einmal gut Deutsch. Er befreundete sich mit mir und lud mich zu einem Spaziergang in der Stadt ein. Vor einer Apotheke entschuldigte er sich und ging hinein. Nach längerer Zeit kam er wieder. Überraschung glaubte ich in seinen Augen bei meinem Anblick zu lesen. Ich war da vor dem Schaufenster „kleben" geblieben, denn ich war nicht willens, mich „bei einem Fluchtversuch" erschießen zu lassen.

Einige Zeit nach Mitternacht, es wird der Gründonnerstag gewesen sein, schreckte uns eine starke Detonation auf, kurz darauf noch eine gewaltigere. Was mag wohl Fürchterliches geschehen sein? „Die Neusatzer Donaubrücken!" stieß einer entsetzt hervor. Leider sollte er recht behalten. Hätte die „Fruschka Gora", das Frankengebirge, nicht dämpfend auf den Luftdruck eingewirkt, wäre bei uns keine Scheibe ganz geblieben. Nun mehrten sich in der Nacht Schießereien, Kommandorufe und Aufschreie, oft ganz in unserer Nähe. Hat das mit dem Krieg zu tun, sind das Vorhutgefechte oder Abrechnungen in den eigenen Reihen? Niemals konnten wir das erfahren. Nachmittags hieß es plötzlich: „Schaut mal, was führen die denn da?" Zwei Bauernwagen fuhren den ansteigenden Platz hinauf, jeder war mit einer Leiche beladen. Beine in Stiefeln starrten an den Wagenenden hervor und gaben jede Erschütterung der mit Eisenreifen beschlagenen Wagenräder auf dem Kopfsteinpflaster vergrößert wieder. Vor Stunden haben die beiden noch gelebt und waren gesund, dachte ich bei mir. Weitere Folgerungen verdrängte ich. In harten Zeiten muß man eben hart werden.

Am Ostermorgen erreichte unsere Aufregung ihren Gipfelpunkt. „Die Deutschen sind schon da!" hieß es. Einer meinte sogar ein Militärfahrzeug gesichtet zu haben. Ein anderer gab uns bereits die uns unbekannte Uniform der Wehrmacht an. „Wie wäre es, wenn wir auch die letzten Gefahren schon hinter uns hätten, und wir unsere Befreiung doch noch erleben könnten?" bangte es in mir. „Dort geht einer eben in ein Haus, da hält ein Wagen, gerade vor uns!" Aller Vorsicht bar, öffneten einige die Fenster. O weh, wenn das nur gut geht! Mit weißen Taschentüchern winkend, riefen sie: „Hier sind Geiseln, deutsche Geiseln, befreit uns!" Etwas mißtrauisch blickten wettergebräunte Gestalten herauf zu uns. „Wir kommen!" erhielten wir zur Antwort. Die Wache flehte nun uns um Hilfe und Fürsprache an. Ihre Gewehre wurden im Stroh versteckt, die Männer galten jetzt als „unsere".

Nun durften wir hinaus! Unsere Liste mit allen Personalangaben, die Toni im Laufe der Woche von jedem erfragt hatte, wurde durchgesehen, unterzeichnet und abgestempelt. Wir ordneten uns in Reih und Glied, marschierten nun, wie Soldaten aus der Stadt hinaus auf die Straße. Am Wegrand lag ein Gendarm mit verbundenem Haupt, er war tot. Eine Weile blickte ich ihn an, dann eilte ich den anderen nach, die, Lob-, Dank- und Frühlingslieder singend, weitermarschierten. Wir kehrten der Stadt den Rücken, die uns eine Woche lang beherbergt hatte. Wie schön wäre es unter glücklicheren Umständen gewesen, einige Tage in dem idyllisch gelegenen Ort zu verbringen, der in Kultur und Geschichte von großer Bedeutung war. Unsere Gedanken flogen uns voraus zu unseren Angehörigen. Was wohl mit den Spitzen der Stadtverwaltung, die sich vor der Polizei zur Übergabe des Ortes eingefunden hat, und mit den Offizieren ,die da angetroffen wurden, geschah, kümmerte uns wenig. Auch die im Straßengraben liegenden aufgebrochenen Koffer konnten uns nicht aufhalten .So ist eben der Mensch! Das eigene Lebensschifflein zu steuern, es in der hochgehenden See zu erhalten, macht teilnahmslos. Durch Peterwardein führte uns der Weg an einem Autopark vorbei, der von erloschenem Glanz, von verlorener Herrlichkeit zeugte, zur Donau. Mit einer nach Jahrzehnten wieder eingesetzten Fähre gelangten wir schubweise hinüber nach Neusatz, in unsere Batschka, wo sich unsere Wege trennten.

Summe der Liebe

Was du mir bist?
Die Seite nocheinmal, die schon umgeblättert war.
Die reine Stelle an einer Wand, wo vordem ein Bild hing.
Das Gras in den Toreinfahrten meiner Kindheit.

Das Blau von Marées' römischer Palette,
an einem Sommerabend zwischen den Pappeln
der Leopoldstraße.
Die schönste Gebärde der Welt: wenn du dein Haar
hochsteckst vor meinem staubigen Spiegel.

Die zögernde Stunde, ehe ich Licht mache im Winter.
Der Schnee vor meinem Atelierfenster, (wenn ich
ihm sage, daß ein Brief von dir gekommen ist).
Ein Syrakosion mit dem Kopf der Arethusa:
Meer und Delphin um dein Profil in Bewegung!

Was du mir bist?
Die thrakische Wunde, ebergeritzt und tödlich
am Hals einer Flöte.
Welle, die einen Vogelzug spiegelt —
und seine Ordnung zerreißt.
Silberangel aus dem Lied einer Taube. Ganz plötzlich.
Ich brülle den riesigen Schatten ins Gläserne.

Noch die Rose meiner Grabinschrift
— sans paroles —
die lächelnde Mythe von Nausikaas Verzicht —
mein letztes Gefühl im Rachen der Ewigkeitsschlange.

Friedrich A. Müller

„Der Weg zur Schadenshöhe"

Landsmann Leopold Egger bringt eine zusammenfassende Ausarbeitung über die Feststellung und Bewertung unseres Vermögens heraus.

Es gibt wohl wenig Landsleute, zumal von denen, die eines der Blätter unserer Heimatpresse lesen oder den Landsmannschaften nicht fernstehen — vielfach ohne Unterschied ob sie aus Jugoslawien, Rumänien oder Ungarn stammen —, die Lm. Egger nicht kennen oder wenigstens von ihm gehört oder gelesen haben. Er hat sich seit den Anfängen des Lastenausgleichs mit gleichbleibender Konsequenz in diese schwierige Materie verbissen und seit 1952 in nahezu ununterbrochener Folge einen Aufklärungsfeldzug für unsere Landsleute durchgeführt. Es gibt seit 1952 fast keine Folge der maßgeblichen, unsere Landsleute ansprechenden Heimatblätter, in der Lm. Egger nicht einen Aufklärungsbeitrag veröffentlicht hätte. In unzähligen Versammlungen und landsmannschaftlichen Arbeitstagungen hat er zum Thema der Schadensfeststellung gesprochen, in vielen tausenden Briefen hat er im Laufe der Jahre Landsleute beraten. Man schätzt, daß die Verbesserungen in der Antragstellung, die durch seine Aufklärung erreicht wurden und durch seine Interventionen wegen Berücksichtigung besonderer Verhältnisse im Südosten in Gesetzen, Verordnungen und Durchführungsbestimmungen, unseren Landsleuten viele Millionen mehr an Hauptentschädigung eingebracht haben bzw. einbringen werden.

Die Endphase der Schadensfeststellung

In kurzer Zeit werden wir das letzte uns interessierende Verordnungswerk für die Schadensfeststellung in Händen haben: die Weinbauverordnung mit den Weinbauhektarsätzen. Dann, so führt Lm. Egger aus, müssen wir unseren Landsleuten einen Leitfaden, eine zusammenfassende Aufklärungsschrift in die Hand geben, die es jedem Geschädigten ermöglicht, selbst zu beurteilen, wie sein Schaden festgestellt und wie sein Vermögen bewertet wird.

Lm. Egger hat sich daher entschlossen, gleich nach der Veröffentlichung der Weinbauhektarsätze eine Schrift herauszugeben, in der er mit jedem Landsmann Schritt für Schritt den **Weg zur Schadenshöhe** gehen will. Die Schadenshöhe ist der Endpunkt der Feststellung und Bewertung, sie ist der Ausgangspunkt für die Hauptentschädigung. Dieser Weg ist für den Uneingeweihten gewunden und überaus kompliziert. Lm. Egger kennt ihn gut. Er will in einer allen Landsleuten verständlichen, uns gewohnten Sprache mit Beispielen und eingehenden Berechnungen, ohne Paragraphenbeiwerk jedem Geschädigten aufzeigen, wie sein Vermögen festgestellt und bewertet wird.

Ein Nachschlagewerk für jeden Geschädigten

Es soll jeder Geschädigte, ohne sich um Gesetze, Rechtsverordnungen, Durchführungsbestimmungen, Weisungen und Erlasse kümmern zu müssen, in die Lage versetzt werden, gewissermaßen für seinen eigenen Vermögensverlust selbst Feststellungssachbearbeiter zu sein. In der Schrift werden alle Hektarsätze für die Landwirtschaft und für den Weinbau aller Gemeinden und aller Siedlungsgebiete enthalten sein. Auch die Flächenwerte für die Bewertung des Grundvermögens (Hausbesitz) jeder Heimatgemeinde wird in dem Buch zu finden sein. Die Tabellen und Berechnungsgrundlagen werden mit allgemeinverständlichen Anleitungen ebenfalls enthalten sein. Alle Sonderfragen, Ausnahmen, Grenzfälle usw. werden ausführlich beschrieben und mit Beispielen erläutert. Was in dem Buch gesagt wird, gilt für alle Geschädigten aus dem Südosten (Jugoslawien, Rumänien und Ungarn).

Das Geheimnis des Verstehens

liegt in der Kunst, aus dem bisher größten Gesetzeswerk Deutschlands jene Teile herauszuschälen, auf die es ankommt. Und das kann Lm. Egger. Das hat er uns reichlich oft bewiesen.

Liebe Landsleute!

Jeder Geschädigte aus unseren Heimatgebieten sollte das Buch „Der Weg zur Schadenshöhe" kaufen. Es wird vielen ein Mehr an Hauptentschädigung bringen, es kann gar manchen von plagenden Zweifeln, ob sein Vermögen richtig bewertet ist, befreien und es wird jedem die Befriedigung geben, daß er nun endlich weiß, wie es gemacht wurde und ob es auch richtig gemacht wurde mit seinem Lastenausgleich.

Das Buch erscheint, sobald die Weinbauhektarsätze und die Weinbauverordnung mit den Durchführungsbestimmungen veröffentlicht sind und in die Ausarbeitung aufgenomenen werden können.

Wir treten schon heute an unsere Öffentlichkeit mit der Bitte um vorzeitige Bestellung des Buches. Es wird mit den Tabellen ungefähr 150 bis 160 Seiten umfassen und in sehr ansprechender Aufmachung erscheinen. Der Text wird auch für alte Leute gut leserlich sein. Zeichnungen heimatlicher Motive werden den Text angenehm beleben.

Der Preis des Buches beträgt 5,80 DM, bei Vorbestellung 5,— DM.

Und nun noch ein Wort an unsere Leser:

Lm. Egger hat sich nun so viele Jahre uneigennützig im Interesse aller Landsleute unermüdlich für die Aufklärung eingesetzt. Wir sollten ihm eigentlich doch auch mal dafür danken und das Buch „Der Weg zur Schadenshöhe" erwerben, jeder Geschädigte aus dem Südosten.

Aufruf!

Wir rufen alle unsere Leser auf, das Buch von Lm. Egger schon jetzt zum Vorzugspreis von 5,— DM zu bestellen. Es soll auf diese Weise auch ein Überblick über die Größe der Auflage gewonnen werden. Füllen Sie bitte den Bestellschein aus und schicken Sie ihn uns ein. Die Bestellung kann auch auf einer Postkarte aufgegeben werden. Bitte machen Sie auch ihre Bekannten, Verwandten und Landsleute aus Ihrem Heimatort auf diese wichtige Veröffentlichung aufmerksam. Sie können die Bestellung aber auch direkt an Lm. Leopold Egger, Stuttgart O, Neckarstraße 193, abgeben.

Es liegt im ureigensten Interesse jedes einzelnen Geschädigten, in den Besitz dieses Buches zu gelangen!

Landsleute, tappt nicht im Dunkeln mit Eurem Vertreibungsschaden, laßt Euch aufklären, bestellt das Buch von Lm. Egger!

Bestellschein

Ich bestelle hiermit zum Vorzugspreis von DM 5.–

____ Stück **„Der Weg zur Schadenshöhe"**

Besteller: _____
(Vorname und Familienname)

Wohnort: _____

Straße und Hausnummer: _____

Das „ostdeutsche Sendungsbewußtsein"

„Das gab es überhaupt nicht dort, wo man sich noch der angeführten Lautstärke bediente. Wohl gab es aber eine **Verpflichtung dem eigenen deutschen Volkstume gegenüber,** eine Verpflichtung übrigens, in der wir, die wir nun schon älter als 45 sind, erzogen wurden. Das „ostdeutsche Sendungsbewußtsein" hat dabei gar nicht mitgespielt und war nicht einmal **dem Namen nach bekannt.** Wir tun unserer Geschichte zwischen den beiden Weltkriegen unrecht, sie unter diesem Gesichtswinkel zu betrachten. Wir Donauschwaben haben dieses „Sendungsbewußtsein" **nicht** gelebt. Auch die Tausende von SS-Männern nicht. Die es mit Trommeln und Fanfaren verkünden ließen, waren an den **Fingern abzuzählen,** aber auch jene, die es „gläubig" aufgenommen haben. Selbst über dem so garstigen Tagesstreit zwischen den Generationen lag kein **„Glorienschein des ostdeutschenSendungsbewußtseins".** Er war eine ‚menschlich gesehen, oft sehr niedrige Kampfesart, von der sich leider ein Teil in unseren heutigen Alltag **herübergeschmuggelt** hat. Führende Landsleute in der Landsmannschaft mit diesem „Glorienschein" zu verdächtigen, ist ein Teil davon. Auch dann, wenn man mit einer Ausnahme die Regel bestätigen sollte können.

Es ist übrigens nicht einzusehen, daß wir unserer Geschichte gegenüber jene Maßstäbe anlegen, mittels welcher wir jedes und alles in unseren Tagen messen, vor allem den pleitegegangenen Nationalsozialismus. (Nebenbei: leider nur den Nationalsozialismus; der Kommunismus z. B. ist für dieselben Maße tabu und steht an Schändlichkeiten bestimmt in nichts zurück.)

Die Beschmutzung des eigenen Nestes

Welchen Sinn hat es, sich über die bäuerlichen Lebensgrundlagen und die Bauern verächtlich zu ergehen? Die Frage nach dem „Bauernvolk par excellence" hat doch diesen Beigeschmack. Das kommt doch auch darin zum Ausdruck, daß man sich nicht auf bäuerliche oder bürgerliche Vorfahren zu berufen braucht. Die Handwerker scheinen besser im Kurs zu stehen. Wenn wir von den Donauschwaben als von einem Bauernvolke sprechen, ist doch auf keinen Fall nur Großbauerntum zu verstehen. Wenn wir von unseren Stadtdörfern absehen — dort gebärdete sich übrigens die **Intelligenz sehr gerne gentryhaft und im ungarischen Baronstil** — waren wir ein bäuerliches Volk. Die Grundformen unseres Lebens waren bäuerlich, und wir erinnern uns sehr gerne an Familien führender Intelligenzler, in welchen das bäuerliche Leben noch so heimisch war wie in den Stuben ihrer Vorfahren. In der modernen Industriegesellschaft selbstverständlich hat die bäuerliche Wesensart wenig Wert. Sie reibt sich ständig am Bauerntum, was uns aber nicht vergessen lassen sollte, daß **der Pflug trotzdem die erste und edelste aller Waffen ist. Es sträubt sich daher etwas in mir, die Beschmutzung des eigenen Nestes hinzunehmen,** wobei ich unter Nest nicht nur mein Elternhaus, sondern auch mein Dorf und meine verlorene Heimat verstehe.

Auch die Einstellung gegen die Atombombe verschiebt nicht den Standort in der „lebendigen, direkten Nachfolge Christi". Dadurch sind wir um keinen Deut mehr für unsere christlichen Grundaufgaben bereit. Wie wir **für den Nächsten einstehen, das entscheidet. Die Summe aller Verzichte auf Bequemlichkeit und Wohlleben zugunsten unserer leidenden Mitmenschen ist unvergleichbar höher in der Bewertung des Christlichen als der Protest gegen die Atombombe.**

Die metaphysische Schuld

Eine Lektion in Geschichte wird immer dann lustig, wenn der Vortragende den vorausgegangenen Generationen mit dem Finger weise auf die Schulter klopft, und sie zu belehren versucht, was sie zu tun gehabt hätten. Bei uns Donauschwaben wird diese Art Geschichte dazu noch bis zum Überdruß angewandt. Hauptthema ist dabei schlechthin **„die Schuld".** Man hat bereits den Eindruck, daß damit so eine Art **geistiges Gesellschaftsspiel getrieben** wird, zumal da Schuldbekenntnisse abverlangt werden, wo es sich bei einiger Kenntnis unserer Geschichte nicht schickt, solches zu tun. Wenn die Schuld gar in die **„metaphysische Schuld"** hinaufgeschraubt wird, kann man es sich nicht verkneifen, zu schmunzeln. Erst recht nicht, wenn man weiß, daß dies die große Mode der **Linksintellektuellen ist, denen jedoch ansonsten die Metaphysik keine Beschwerden verursacht.**

Man sollte in Sachen Geschichte nicht mit halben Portionen Beweise untermauern und solche führen. Eine halbe Portion ist es auch, wenn so leichthin konstruiert wird, daß ein „deutschsprechender Jugoslawe" oder ein „Jugoslawe mit deutscher Muttersprache" der Geschichte einen anderen Weg gegeben hätte. Wir hatten daheim serbische Nachbarn. Sie haben uns als „Svaba" bezeichnet und wir haben zu ihnen „Raaz" gesagt. Mein Vater saß fast jeden Abend mit seinen serbischen Nachbarn vor unserem Giebel und hatte immer serbisch mit ihnen gesprochen. Trotzdem haben ihm diese Nachbarn 1944 seinen kleinen Kaufladen **ausgeplündert. Zu diesem Punkt wäre auch die Lebensgeschichte Jakob Bleyers zu empfehlen. Er hatte sich gewiß nicht der „Deutschtümelei" schuldig gemacht.**

Der „Volkstumskampf"

In dem Interview stand der lapidare Satz: „Dort gibt es keinen Volkstumskampf mehr." Was soll das heißen? Ist man sich einig darin, daß eine solche Behauptung ohne genaue Kenntnis aller Vorgänge **unmöglich** ist? Hier wird der heiße Brei umgangen! Wenn die sich vollziehende Assimilation der Deutschen in Ungarn und Rumänien gemeint ist — wenn man glaubt, sie vollzöge sich **schmerzlos,** wünschte ich den Theoretikern **das Leid und die Tränen einer einzigen Nacht!** — geht die These in Ordnung. Bitte, das aber dann offen beim Namen zu nennen. Ist jedoch das der Maßstab, was den deutschen Menschen dort immer noch auf der Seele brennt: sich das Leben nach **anderen** Grundsätzen einrichten zu dürfen, als sie ihnen das Kollektiv vorschreibt; sich in den eigenen Schulen auf Grund des Herkommens und des geistigen Erbes bilden zu dürfen; sich mit **all seinen Gebräuchen und Sitten, einschließlich der religiösen bekennen zu können,** so ist hier doch mehr im Verzug als ein „Volkstumskampf". Oder ist **Erdulden** nicht auch ein Teil des Kampfes? Und so gesehen spielen die Deutschen in Rumänien und Ungarn wohl wieder eine Rolle. **Wollten wir sie dort spielen?!**

Leichenfledderei

Es ist nichts anderes, wenn Brandsch, Hans Otto Roth, Hans Beller, Jakob Bleyer, Dr. Graßl, Dr. Kraft u. a. den Genossen **Münnich** und **Maurer** nachgesetzt werden. Es erübrigen sich hier jede weiteren Worte. Ein Verdienst haben die letzteren sicherlich. **Sie haben mit dazu beigetragen, die wirtschaftliche Entmachtung unseres Volkes voranzutreiben.** In welcher Form, braucht hier nicht untersucht zu werden. Es genügt aber, die „Feststellung", daß die wirtschaftliche Entmachtung nicht mit völkischem Untergang verbunden zu sein braucht. Stimmt, braucht nicht, **aber sie ist es.**

Es ist uns allen doch hoffentlich klar, daß die wirtschaftliche Substanz unserer Menschen in der alten Heimat heute **weit unter dem liegt, was wir hier in unseren dikken Ledersesseln und komfortablen Wohnungen und bei allerlei Genüssen des Leibes und der Seele selbstverständlich finden. Wäre demgegenüber die intellektuelle Selbstverantwortung nicht doch am Platze? Wäre man hier nicht doch verpflichtet, dem freien und angenehmen Spiel der Gedanken Grenzen zu setzen?"**

*

Diese mannhaften und von tiefem Verantwortungsbewußtsein getragenen klugen Worte eines zu der wirklichen geistigen Führungsschicht der Donauschwaben gehörenden Menschen, werden umso nachhaltiger auf jenen Teil unseres Volkes wirken, der sich noch nicht von den verwirrenden Thesen neuer Propheten einnebeln ließ, als Nikolaus Engelmann schon in der alten Heimat zu jenen zählte, **die heute nichts zu „überwinden" haben.**

Nikolaus Engelmann nimmt Stellung gegen das Weidenheim-Interview

Mannhafte Worte in der großen Verwirrung

Zu dem Weidenheim-Interview (veröffentlicht im „Neuland" vom 25. Februar d. J.) nimmt der aus Warjasch, rum. Banat, stammende Lehrer Nikolaus Engelmann, führendes Mitglied der Donauschwäbischen Arbeitsgemeinschaft in Österreich, in einem Leserbrief an das Salzburger „Neuland" Stellung. Wir entnehmen ihm die nachfolgenden Teile, die sich mit der Wahrheit und also vollkommen mit jenen Ansichten decken, die wir im Laufe der letzten Zeit in unserer Heimatzeitung zum Abdruck brachten. Nikolaus Engelmann, dessen Haltung in Vergangenheit und Gegenwart aus einer wirklichen und nicht pseudo-christlichen Weltanschauung entspringt, sandte nach dem Weidenheim-Interview einen fast sieben Seiten langen Brief an „Neuland". Dieser wurde jetzt endlich veröffentlicht. Engelmann schreibt u. a.:

Das „unausgeglichene Konto":

Johannes Weidenheim und die Zeitung „konkret"

Der „Donauschwabe" hat in der Nummer 14 ohne pressegesetzlichen Zwang die Richtigstellung Herrn Weidenheims veröffentlicht. Dieser versucht die Angelegenheit, **die doch auf ausdrücklichen Wunsch des „Neuland" zu Auseinandersetzungen führen sollte,** auf ein Nebengeleis zu schieben. Aber es ist doch im Grunde belanglos, ob Herr Weidenheim als Soldat beim Belgrader Soldatensender oder im Rahmen der unter militärischer Aufsicht gestandenen „Volksdeutschen Stunde" seine Kriegspropoganda betrieb. Jedenfalls ist es nackte Tatsache, daß ein Teil seiner Radio-Sendungen auch in Buchform erschienen ist. Diese waren für unseren Raum und für die Soldaten der Prinz-Eugen-Division bestimmt und nicht für jene, die im Kurland oder an der Atlantik-Küste kämpften.

Herr Weidenheim hat **bewußt** die Auseinandersetzungen **provoziert,** sonst wären doch seine massiven Angriffe gegen Personen, Organisationen und unsere Geschichte unverständlich. Alle von ihm angeschnittenen Fragen wurden bereits nach dem Salzburger „Tag der Donauschwaben" in der Presse erörtert; daß sie nun nach drei Jahren wieder aus der Mottenkiste geholt wurden, kann doch nur mit einer **bestimmten Absicht** geschehen sein. Um diese zu erkennen, waren wir gezwungen, die Zusammenhänge klarzulegen. Daß die Diskussion sich ausweitete und empfindlichere, neuralgische Punkte in unserer Landsmannschaft berührte, ist nicht unsere Schuld. Aber vielleicht führen sie zu der von allen so sehnsüchtig **gewünschten Klärung der Lage.**

Vor drei Jahren wußte man noch nicht, daß Herr Weidenheim die Demokratie übersprang und zum Hauptmitarbeiter kommunistischer Tarnzeitungen wurde.

Erst unlängst hat er in der Studentenzeitung „konkret" — eine kommunistische Tarnpublikation — unter dem Titel „Griff neben die Geschichte" mit der Hamburger Zeitung „Die Welt" polemisiert. Das ist für uns weniger interessant. Aber in derselben Nummer der Zeitung „konkret" wird im Zusammenhange mit dem Haushaltsplan der Bundesrepublik über den Posten: „Erhaltung und Ausweitung des kulturellen Heimaterbes der Heimatvertriebenen und Förderung der kulturellen Bestrebungen der Flüchtlinge" behauptet, daß dies **Maßnahmen zur Verschärfung des Kalten Krieges"** seien. Aber Herr Weidenheim hat vor einigen Jahren aus demselben Posten **materielle Zuschüsse** erhalten, um seine literarischen Arbeiten zu fördern. Waren das auch damals „Maßnahmen zur Förderung des Kalten Krieges"? Aus Dankbarkeit nörgelt er nun an dem demokratischen Gesellschaftssystem, das ihm ein recht gutes Leben sichert, herum und geniert sich nicht, den „Lohn für seine Gegenleistungen" auch von der östlichen Seite einzukassieren. **Es ist einerlei in welchem Stall die Kuh steht — wichtig ist, daß sie Milch gibt!**

„konkret" verfolgt eine betont **atheistische** Linie. Als Mitarbeiter dieser „studentenzeitung", die doch die jüngere Generation „politisch" beeinflussen will, könnte er veranlassen, daß sie folgende Sätze aus seinem Buche vom Jahre 1943 abdruckt:

„Der unerschöpfliche Schatz deutscher Kultur und Geschichte stand zur Verfügung, es galt nur die Jugend zu ihm hinzuführen. Begeiste-



Johannes Weidenheim, alias Ladislaus Schmidt

rung und selbstverständlicher **Heroismus** fanden wieder ihre ursprüngliche Wertschätzung, die sich als Kern des menschlichen Wesens im Inneren bildet. Man suchte der deutschen Jugend ein Weltbild zu vermitteln, das als Mittelpunkt den Sinn des Lebens schlechthin in sich trägt und man lehrt die Jugend innerhalb dieses Weltbildes als **würdiger Vertreter ihrer germanischen Rasse zu bestehen."** „Man huldigte Göttern statt sich zu besinnen, dem **ewigen Feind beim nächsten Angriff wieder standhalten zu können."** Wer unter dem **„ewigen Feind"** gemeint ist, dürfte auch der „konkret"-Schriftleitung festzustellen nicht schwer fallen.

Aber Herr Weidenheim wird neben dem bereits im „Donauschwaben" erwähnten Münsteraner Professor Hagemann auch in einer die Politik der „Friedensunion" vertretenden Zeitung, die sich **gewaltig gehäutet** hat und angibt auf „Ostpolitik" spezialisiert zu sein, als Mitarbeiter vorgestellt. Diese nach östlicher Sprachregelung zusammengestellte Zeitung versucht die „östliche" Infiltration auch in die **Reihen der Vertriebenen** zu tragen; sie wird von einem gewissen Gerhard Bednarski geleitet, der das frühere Blatt der **verbotenen Deutschen Reichspartei (DRP), die als Nachfolgerin der Hitlerpartei galt,** redigierte und jetzt zur „Friedensunion" gehört, dessen Vorsitzender er in Niedersachsen wurde. Wie rasch sich doch die **einstigen** Gesinnungsbrüder unter der rosaroten Decke zusammenfinden!

Weidenheim ist überall dabei, wo es nicht um „Gotteslohn" geht. Er ist der donauschwäbische Träger dieser „konstruktiven deutschen Ostpolitik", die unsere Reihen zersetzen und uns wieder in den **Strudel autoritärer Ideologien** verwickeln soll. Die übrigen Vertriebenenverbände **wehren sich mit aller Kraft gegen derartige Infiltrationsbestrebungen,** während die **verantwortlichen Lenker** der Donauschwaben — von einigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen — **aus Angst, Kurzsichtigkeit oder gesättigtem Ruhebedürfnis ihre Köpfe in den Sand stecken und schweigen ...** Auch die „Mitteilungsblätter" der donauschwäbischen Landsmannschaften schweigen: Man kann aber nicht nur von der Demokratie **leben,** man muß sie **auch verteidigen ...**

R. Ott

Jahreshauptversammlung des Kulturwerkes

Franz Hamm zum 13. Mal wiedergewählt

München. — Am Freitag, dem 7. April d. J., fand in München die Jahresversammlung des Südostdeutschen Kulturwerks statt. Nach einem ausführlichen Rechenschaftsbericht wurde das weitere Arbeitsprogramm festgelegt und die Wahl der neuen Leitung durchgeführt. Franz Hamm wurde erneut, bereits zum 13. Mal, zum Vorsitzenden gewählt. Der bisherige geschäftsführende Direktor, der Banater Schriftsteller Hans Diplich, lehnte aus Gesundheitsgründen eine Wiederwahl ab. Der neue Leiter des Südostinstitutes, der bereits Anfang April sein Amt antrat, Dr. Matthias Bernath, wurde zum wissenschaftlichen Direktor des Kulturwerks gewählt, und übernahm somit die Stelle, die seinerzeit der verstorbene Prof. Fritz Valjavec inne hatte. Zum ersten Beisitzer wurde der Innsbrucker Universitätsprofessor Karl Kurt Klein wiedergewählt. In den Vorstand gelangten ferner Dr. Blass (an Stelle Dr. Bleyers), zu Rechnungsprüfern wurden gewählt: Dr. Wühr und Dr. Trischler. Zum Geschäftsführer wurde Anton Schwob bestimmt.

Dr. Karl Kurt Klein, einer der angesehensten Wissenschaftlern der Südostdeutschen, erlitt einen Herzanfall und konnte an der Jahresversammlung nicht teilnehmen. Er befindet sich in einer Innsbrucker Klinik. Sein Zustand hat sich inzwischen verbessert. J. M.

*

In der Planung für 1961 ist eine Feier zum Gedenken der Schulstiftung des Südostens vorgesehen. Ebenso soll ein übersichtliches Werk über die siedlerische Leistung der Südostdeutschen erarbeitet werden.

Eine Sommerfeld-Ausstellung in Wien

Wie uns unser Wiener Berichterstatter mitteilt, wird am Vormittag des 27. Mai im großen Saal des Wiener Palffy-Palais eine repräsentative Ausstellung des donauschwäbischen Malers Oskar Sommerfeld eröffnet werden, die die Forschungs- und Kulturstelle der Österreicher aus dem Donau-, Sudeten- und Karpatenraum veranstaltet. Die Ausstellung bleibt bis einschließlich 1. Juni geöffnet.

Diese Ausstellung, die Dr. Britz umsichtig vorbereitet, verspricht ein donauschwäbisches (und darüber hinaus ein österreichisches) Kunstereignis zu werden, da sich in dem Schaffen Sommerfelds das Schicksal seines Volkes in gültiger Form widerspiegelt, aber auch die Landschaft seiner oberösterreichischen Wahlheimat hat darin einen beglückenden Niederschlag gefunden. Oskar Sommerfeld hält sich, so sagte er einmal über sich selbst, bewußt von der Moderne fern, weil er überzeugt ist, daß er nur mit seiner eigenen Kunstform die Erinnerung an die Heimat und die historische Bedeutung des Schicksales der Donauschwaben auszudrücken vermag.

Die Wiener Ausstellung wird dieses Bekenntnis eines der maßgebensten schöpferischen Donauschwaben durch die Vermittlung eines Lebenswerkes konzentriertester Konzeption erläutern. F. E. G.

Mehr wert als tausend Parteimitglieder!

„Je stärker die Macht des Sowjetstaates zunimmt, um so größer wird überall die Abneigung gegen die kommunistischen Parteien werden.

So müssen wir Rückzugsmethoden anwenden. Niemals im Vordergrund erscheinen: Überlassen wir die Arbeit unseren Freunden.

Wir müssen uns immer vor Augen halten, daß jemand, der mit uns sympathisiert, im allgemeinen mehr wert ist als ein Dutzend militanter Kommunisten.

Ein Universitätsprofessor, der, ohne Parteimitglied zu sein, sich für die Interessen der Sowjetunion einsetzt, ist mehr wert als hundert Leute mit einem Parteibuch. Ein angesehener Schriftsteller oder General a. D. sind wichtiger als fünfhundert arme Teufel, die nichts weiter können, als sich von der Polizei zusammenschlagen zu lassen.

Jeder hat seinen Wert, seine Verdienste.

Der Schriftsteller, der, ohne Parteimitglied zu sein, die Sowjetunion verteidigt, der Gewerkschaftsführer, der außerhalb unserer Reihen steht, jedoch die internationale Politik der Sowjetunion verteidigt, ist mehr wert als tausend Parteimitglieder.

Wer nicht zu den Parteimitgliedern zählt und nicht als Kommunist bekannt ist, hat größere Handlungsfreiheit.

Diese verdeckte Tätigkeit, die keinen Widerstand erzeugt, ist viel wirksamer als ein Frontalangriff der Kommunisten.

Unsere Freunde müssen den Gegner für uns in Verwirrung bringen, unsere wichtigsten Richtlinien befolgen und solche Leute zugunsten unserer Aktion mobilisieren, die nicht so denken wie wir und die wir nie erreichen könnten.

Bei dieser Taktik müssen wir jeden benutzen, der mit uns in Berührung kommt."

Georgi Dimitroff,
ehem. Chef der bulgarischen Kommunisten

„Schwerverbrecher, Spione oder dergleichen"

Vor 20 Jahren – am 6. April 1941 – begann der Hexentanz (2. Teil und Schluß)

Von Georg Paul

In der Karwoche bedeckte sich der Himmel, als wollte er nicht sehen, was unter den Menschen auf der Erde geschieht. Stahlgrau blickte er drein und tauchte die Gegend in ein düsteres Licht. Winde erhoben sich, führten Regenwolken herbei, eine Abkühlung setzte ein und verwandelte Regentropfen zu Schneeflokken. Unter unserem heimatlichen Himmelsstrich war dies bei der vorgeschrittenen Jahreszeit ein ungewöhnliches Bild. Dem April konnte man aber so etwas zutrauen. Zum Glück blieb der Schnee nicht liegen. Die Wolkendecke zerriß gegen Ende der Woche. Wärmere Lüfte wehten. Wolkenfetzen jagten einander und suchten das Weite. Am Ostersonntag lächelte der Himmel wieder. Nur einzelne weiße Wölkchen, die es gar nicht mehr eilig hatten, segelten der Unwetterfront hinter dem Horizont nach.

In unserer neuen Unterkunft im zweiten Stock, im Sitzungssaal der Polizeidirektion, wurden wir rasch heimisch. Von der Fensterseite drang genügend Tageslicht herein, das wir nach unserer Bleibe im Keller erst so richtig schätzen lernten. Am Fenster sollten wir uns aber nicht zeigen, um niemanden auf uns aufmerksam zu machen. Licht durften wir am Abend auch keines einschalten, schon wegen der möglichen Luftangriffe. Der Saal war rechteckig, der außer einigen in einer Reihe aufgestellten Tischen in der Mitte, einer Seitenbank, Lampen an der Decke und Bildern an der Wand nichts aufzuweisen hatte. Ein Fußboden aus Brettern, Liegestättten mit Stroh bildeten jetzt unseren größten Reichtum. Durch Bekannte, die uns besuchen durften, wurde Lesestoff hereingeschleust, u. a. auch eine Bibel. Schlafen, Dahindösen, Diskutieren, Trübsalblasen erhielten nun eine angenehme, nützliche, fruchtbare Abwechslung. Bastler verfertigten Gesellschaftsspiele aus Papier und Karton, so daß bald mehrere Partien Mühle, Domino, Dame, Schach zusammengestellt waren, und wir im Spiel unsere betrübliche Lage manchmal auf Minuten vergessen konnten. Not lehrt nicht nur beten, sie macht auch erfinderisch! Von der Stadt konnten wir nur den schmalen Platz uns gegenüber einsehen, in den am oberen Ende zwei Gäßchen einmündeten.

Unser „Lagerleiter", der Toni, hatte schon in den ersten Stunden unseren Tageslauf festgelegt. Vom Morgen bis zum Abend mußte alles am Schnürchen klappen. Er wußte zu gut, daß nur Ordnung das Leben von fünfzig Gefangenen auf kleinem Raum erträglich gestalten konnte. Er kümmerte sich um unser Wohl in jeder Hinsicht. Brauchte man Einkaufstaschen, so waren sie da, benötigten wir Eimer, Zuber, Desinfektionsmittel und dgl. mehr, so wurden sie gebracht. Die Seuchengefahr in unserer Lage hat er als erster erkannt und bekämpft. Bis zum Mittag hatte er auch eine Frau aufgetrieben, die uns täglich einmal mit einem warmen Eintopf versorgte, was eine günstige Zugabe zu Wasser und Maisbrot, das wir faßten, bildete. Dieses trocknete in zwei bis drei Tagen derart aus, daß die Bißstellen blutig wurden und die Brocken im Mund erst aufweichen mußten, bevor wir sie kauen konnten.

Man sollte nicht glauben, wie anpassungsfähig der Mensch ist, wenn ihm nur eine Wahl bleibt. Sorgen haben wir jetzt leichter empfunden. Sogar körperliche Beschwerden, die den oder jenen noch in seiner bürgerlichen Freiheit gepeinigt haben mögen, schwanden jetzt im Elend dahin. Ja, Elend mildert, es gibt



Anton K. Rumpf, jetzt Cleveland

auch Kraft unter gewissen Umständen! Vor der größeren Not weichen eben kleine Nöte zurück wie der Schnee im Maiensonnenschein dahinschmilzt.

Mit freudiger Genugtuung beobachteten wir unseren Toni, wenn er morgens unter Polizeibegleitung das Haus mit leeren Taschen verließ und am Vormittag mit prall gefüllten zurückkehrte. Er hatte buchstäblich „alle Hände" voll zu tun. Wie es ihm unterwegs trotz strengster Bewachung gelang, unsere zahlreichen Postsendungen einzuwerfen und Nachrichten über den Verlauf des Krieges aufzuschnappen, ist mir heute noch ein Rätsel. Er kannte sich eben nicht nur in der Ortschaft, sondern auch im Umgang mit Menschen aus. Traf er bei uns ein, so lachte er immer herzlich, um die Gemüter „hochzuhalten", er kam sich selber als ein „Nikolaus" vor, er war unsere lebendige „Zeitung", unsere einzige Verbindung mit „Draußen".

Aber auch wir machten Beobachtungen — trotz unserer Isolierung! Schon die Wache, die anfangs im besten Fall korrekt war, wurde täglich freundlicher, zugänglicher und nachsichtiger. Wir schworen uns gegenseitig, ja keine Gelegenheit zur Flucht wahrzunehmen, um den Zurückbleibenden nicht zu schaden und der Wache keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. In den ersten Tagen fiel uns im Hof ein Aschenhaufen auf, der deutliche Spuren einer Feuerstelle zur Vernichtung von schriftlichen Akten zeigte. Was wird wohl ihr Inhalt gewesen sein? Öfter führte man uns auf Knall und Fall, ganz überstürzt, durch einen rückwärtigen Geheimausgang in unterirdische Gänge, „um uns zu schützen", wie es hieß. Vor wem, hat man nur gemunkelt. Angeblich wurden wir vor Überfällen ultranationaler Gruppen bewahrt. Der Leiter der Bürgerwache, der anfangs hoch amtlich mit uns verkehrte, konnte auf einmal gut Deutsch. Er befreundete sich mit mir und lud mich zu einem Spaziergang in der Stadt ein. Vor einer Apotheke entschuldigte er sich und ging hinein. Nach längerer Zeit kam er wieder. Überraschung glaubte ich in seinen Augen bei meinem Anblick zu lesen. Ich war da vor dem Schaufenster „kleben" geblieben, denn ich war nicht willens, mich „bei einem Fluchtversuch" erschießen zu lassen.

Einige Zeit nach Mitternacht, es wird der Gründonnerstag gewesen sein, schreckte uns eine starke Detonation auf, kurz darauf noch eine gewaltigere. Was mag wohl Fürchterliches geschehen sein? „Die Neusatzer Donaubrücken!" stieß einer entsetzt hervor. Leider sollte er recht behalten. Hätte die „Fruschka Gora", das Frankengebirge, nicht dämpfend auf den Luftdruck eingewirkt, wäre bei uns keine Scheibe ganz geblieben. Nun mehrten sich in der Nacht Schießereien, Kommandorufe und Aufschreie, oft ganz in unserer Nähe. Hat das mit dem Krieg zu tun, sind das Vorhutgefechte oder Abrechnungen in den eigenen Reihen? Niemals konnten wir das erfahren. Nachmittags hieß es plötzlich: „Schaut mal, was führen die denn da?" Zwei Bauernwagen fuhren den ansteigenden Platz hinauf, jeder war mit einer Leiche beladen. Beine in Stiefeln starrten an den Wagenenden hervor und gaben jede Erschütterung der mit Eisenreifen beschlagenen Wagenräder auf dem Kopfsteinpflaster vergrößert wieder. Vor Stunden haben die beiden noch gelebt und waren gesund, dachte ich bei mir. Weitere Folgerungen verdrängte ich. In harten Zeiten muß man eben hart werden.

Am Ostermorgen erreichte unsere Aufregung ihren Gipfelpunkt. „Die Deutschen sind schon da!" hieß es. Einer meinte sogar ein Militärfahrzeug gesichtet zu haben. Ein anderer gab uns bereits die uns unbekannte Uniform der Wehrmacht an. „Wie wäre es, wenn wir auch die letzten Gefahren schon hinter uns hätten, und wir unsere Befreiung doch noch erleben könnten?" bangte es in mir. „Dort geht einer eben in ein Haus, da hält ein Wagen, gerade vor uns!" Aller Vorsicht bar, öffneten einige die Fenster. O weh, wenn das nur gut geht! Mit weißen Taschentüchern winkend, riefen sie: „Hier sind Geiseln, deutsche Geiseln, befreit uns!" Etwas mißtrauisch blickten wettergebräunte Gestalten herauf zu uns. „Wir kommen!" erhielten wir zur Antwort. Die Wache flehte nun uns um Hilfe und Fürsprache an. Ihre Gewehre wurden im Stroh versteckt, die Männer galten jetzt als „unsere".

Nun durften wir hinaus! Unsere Liste mit allen Personalangaben, die Toni im Laufe der Woche von jedem erfragt hatte, wurde durchgesehen, unterzeichnet und abgestempelt. Wir ordneten uns in Reih und Glied, marschierten nun, wie Soldaten aus der Stadt hinaus auf die Straße. Am Wegrand lag ein Gendarm mit verbundenem Haupt, er war tot. Eine Weile blickte ich ihn an, dann eilte ich den anderen nach, die, Lob-, Dank- und Frühlingslieder singend, weitermarschierten. Wir kehrten der Stadt den Rücken, die uns eine Woche lang beherbergt hatte. Wie schön wäre es unter glücklicheren Umständen gewesen, einige Tage in dem idyllisch gelegenen Ort zu verbringen, der in Kultur und Geschichte von großer Bedeutung war. Unsere Gedanken flogen uns voraus zu unseren Angehörigen. Was wohl mit den Spitzen der Stadtverwaltung, die sich vor der Polizei zur Übergabe des Ortes eingefunden hat, und mit den Offizieren ,die da angetroffen wurden, geschah, kümmerte uns wenig. Auch die im Straßengraben liegenden aufgebrochenen Koffer konnten uns nicht aufhalten .So ist eben der Mensch! Das eigene Lebensschifflein zu steuern, es in der hochgehenden See zu erhalten, macht teilnahmslos. Durch Peterwardein führte uns der Weg an einem Autopark vorbei, der von erloschenem Glanz, von verlorener Herrlichkeit zeugte, zur Donau. Mit einer nach Jahrzehnten wieder eingesetzten Fähre gelangten wir schubweise hinüber nach Neusatz, in unsere Batschka, wo sich unsere Wege trennten.

Summe der Liebe

Was du mir bist?
Die Seite nocheinmal, die schon umgeblättert war.
Die reine Stelle an einer Wand, wo vordem ein Bild hing.
Das Gras in den Toreinfahrten meiner Kindheit.

Das Blau von Marées' römischer Palette,
an einem Sommerabend zwischen den Pappeln
der Leopoldstraße.
Die schönste Gebärde der Welt: wenn du dein Haar
hochsteckst vor meinem staubigen Spiegel.

Die zögernde Stunde, ehe ich Licht mache im Winter.
Der Schnee vor meinem Atelierfenster, (wenn ich
ihm sage, daß ein Brief von dir gekommen ist).
Ein Syrakosion mit dem Kopf der Arethusa;
Meer und Delphin um dein Profil in Bewegung!

Was du mir bist?
Die thrakische Wunde, ebergeritzt und tödlich
am Hals einer Flöte.
Welle, die einen Vogelzug spiegelt —
und seine Ordnung zerreißt.
Silberangel aus dem Lied einer Taube. Ganz plötzlich.
Ich brülle den riesigen Schatten ins Gläserne.

Noch die Rose meiner Grabinschrift
— sans paroles —
die lächelnde Mythe von Nausikaas Verzicht —
mein letztes Gefühl im Rachen der Ewigkeitsschlange.

Friedrich A. Müller

„Der Weg zur Schadenshöhe"

Landsmann Leopold Egger bringt eine zusammenfassende Ausarbeitung über die Feststellung und Bewertung unseres Vermögens heraus.

Es gibt wohl wenig Landsleute, zumal von denen, die eines der Blätter unserer Heimatpresse lesen oder den Landsmannschaften nicht fernstehen — vielfach ohne Unterschied ob sie aus Jugoslawien, Rumänien oder Ungarn stammen —, die Lm. Egger nicht kennen oder wenigstens von ihm gehört oder gelesen haben. Er hat sich seit den Anfängen des Lastenausgleichs mit gleichbleibender Konsequenz in diese schwierige Materie verbissen und seit 1952 in nahezu ununterbrochener Folge einen Aufklärungsfeldzug für unsere Landsleute durchgeführt. Es gibt seit 1952 fast keine Folge der maßgeblichen, unsere Landsleute ansprechenden Heimatblätter, in der Lm. Egger nicht einen Aufklärungsbeitrag veröffentlicht hätte. In unzähligen Versammlungen und landsmannschaftlichen Arbeitstagungen hat er zum Thema der Schadensfeststellung gesprochen, in vielen tausenden Briefen hat er im Laufe der Jahre Landsleute beraten. Man schätzt, daß die Verbesserungen in der Antragstellung, die durch seine Aufklärung erreicht wurden und durch seine Interventionen wegen Berücksichtigung besonderer Verhältnisse im Südosten in Gesetzen, Verordnungen und Durchführungsbestimmungen, unseren Landsleuten viele Millionen mehr an Hauptentschädigung eingebracht haben bzw. einbringen werden.

Die Endphase der Schadensfeststellung

In kurzer Zeit werden wir das letzte uns interessierende Verordnungswerk für die Schadensfeststellung in Händen haben: die Weinbauverordnung mit den Weinbauhektarsätzen. Dann, so führt Lm. Egger aus, müssen wir unseren Landsleuten einen Leitfaden, eine zusammenfassende Aufklärungsschrift in die Hand geben, die es jedem Geschädigten ermöglicht, selbst zu beurteilen, wie sein Schaden festgestellt und wie sein Vermögen bewertet wird.

Lm. Egger hat sich daher entschlossen, gleich nach der Veröffentlichung der Weinbauhektarsätze eine Schrift herauszugeben, in der er mit jedem Landsmann Schritt für Schritt den **Weg zur Schadenshöhe** gehen will. Die Schadenshöhe ist der Endpunkt der Feststellung und Bewertung, sie ist der Ausgangspunkt für die Hauptentschädigung. Dieser Weg ist für den Uneingeweihten gewunden und überaus kompliziert. Lm. Egger kennt ihn gut. Er will in einer allen Landsleuten verständlichen, uns gewohnten Sprache mit Beispielen und eingehenden Berechnungen, ohne Paragraphenbeiwerk jedem Geschädigten aufzeigen, wie sein Vermögen festgestellt und bewertet wird.

Ein Nachschlagewerk für jeden Geschädigten

Es soll jeder Geschädigte, ohne sich um Gesetze, Rechtsverordnungen, Durchführungsbestimmungen, Weisungen und Erlasse kümmern zu müssen, in die Lage versetzt werden, gewissermaßen für seinen eigenen Vermögensverlust selbst Feststellungssachbearbeiter zu sein. In der Schrift werden alle Hektarsätze für die Landwirtschaft und für den Weinbau aller Gemeinden und aller Siedlungsgebiete enthalten sein. Auch die Flächenwerte für die Bewertung des Grundvermögens (Hausbesitz) jeder Heimatgemeinde wird in dem Buch zu finden sein. Die Tabellen und Berechnungsgrundlagen werden mit allgemeinverständlichen Anleitungen ebenfalls enthalten sein. Alle Sonderfragen, Ausnahmen, Grenzfälle usw. werden ausführlich beschrieben und mit Beispielen erläutert. Was in dem Buch gesagt wird, gilt für alle Geschädigten aus dem Südosten (Jugoslawien, Rumänien und Ungarn).

Das Geheimnis des Verstehens

liegt in der Kunst, aus dem bisher größten Gesetzeswerk Deutschlands jene Teile herauszuschälen, auf die es ankommt. Und das kann Lm. Egger. Das hat er uns reichlich oft bewiesen.

Liebe Landsleute!

Jeder Geschädigte aus unseren Heimatgebieten sollte das Buch „Der Weg zur Schadenshöhe" kaufen. Es wird vielen ein Mehr an Hauptentschädigung bringen, es kann gar manchen von plagenden Zweifeln, ob sein Vermögen richtig bewertet ist, befreien und es wird jedem die Befriedigung geben, daß er nun endlich weiß, wie es gemacht wurde und ob es auch richtig gemacht wurde mit seinem Lastenausgleich.

Das Buch erscheint, sobald die Weinbauhektarsätze und die Weinbauverordnung mit den Durchführungsbestimmungen veröffentlicht sind und in die Ausarbeitung aufgenommenen werden können.

Wir treten schon heute an unsere Öffentlichkeit mit der Bitte um vorzeitige Bestellung des Buches. Es wird mit den Tabellen ungefähr 150 bis 160 Seiten umfassen und in sehr ansprechender Aufmachung erscheinen. Der Text wird auch für alte Leute gut leserlich sein. Zeichnungen heimatlicher Motive werden den Text angenehm beleben.

Der Preis des Buches beträgt 5,80 DM, bei Vorbestellung 5,— DM.

Und nun noch ein Wort an unsere Leser:

Lm. Egger hat sich nun so viele Jahre uneigennützig im Interesse aller Landsleute unermüdlich für die Aufklärung eingesetzt. Wir sollten ihm eigentlich doch auch mal dafür danken und das Buch „Der Weg zur Schadenshöhe" erwerben, jeder Geschädigte aus dem Südosten.

Aufruf!

Wir rufen alle unsere Leser auf, das Buch von Lm. Egger schon jetzt zum Vorzugspreis von 5,— DM zu bestellen. Es soll auf diese Weise auch ein Überblick über die Größe der Auflage gewonnen werden. Füllen Sie bitte den Bestellschein aus und schicken Sie ihn uns ein. Die Bestellung kann auch auf einer Postkarte aufgegeben werden. Bitte machen Sie auch ihre Bekannten, Verwandten und Landsleute aus Ihrem Heimatort auf diese wichtige Veröffentlichung aufmerksam. Sie können die Bestellung aber auch direkt an Lm. Leopold Egger, Stuttgart O, Neckarstraße 193, abgeben.

Es liegt im ureigensten Interesse jedes einzelnen Geschädigten, in den Besitz dieses Buches zu gelangen!

Landsleute, tappt nicht im Dunkeln mit Eurem Vertreibungsschaden, laßt Euch aufklären, bestellt das Buch von Lm. Egger!

Bestellschein

Ich bestelle hiermit zum Vorzugspreis von DM 5.–

____ Stück **„Der Weg zur Schadenshöhe"**

Besteller: _____
(Vorname und Familienname)

Wohnort: _____

Straße und Hausnummer: _____

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

Es ist kein Vergnügen, selbst für jene nicht, die die geschichtlichen Ereignisse zwischen den beiden Kriegen in dem an Rumänien gefallenen Teil des Banats miterlebten, die merkwürdigen „Erinnerungen" des früheren Abgeordneten im Bukarester Parlament **Dr. Franz Kräuter** von Anfang bis zum Ende zu lesen: man empfindet Unbehagen ob der vielen „bewußten Irrtümer", der Vermischung von „Dichtung" und „Wahrheit", der ichbezogenen Darstellung der eigenen Verdienste und des offenbar biologisch bedingten Erinnerungsschwundes.

In diesen „Erinnerungen" werden politische Begriffe konstruiert, die es im Banat **niemals** gegeben hat; vielleicht um den Anschluß an den hier herrschenden „Zeitgeist" herzustellen. Aber auch da versagt das Urteilsvermögen des Autors: in der Bundesrepublik regiert **nicht mehr das „Zentrum"**, ja nicht einmal die „Christdemokraten" beherrschen allein das Feld. Im Banat gab es zwar „Klerikale", „Autonomisten", „Magyaronen", aber keine, **die sich in einer „christlich-demokratischen" Organisation zusammengefunden hätten.** Alle anderen Flaggen wehten dort während Dr. Kräuters „christlich-demokratischen Dienstzeit" und drehten sich nach dem jeweils wehenden Winde. Von der rot-weiß-grünen über die weiß-grüne bis zu der mit dem Hakenkreuz. Und man hatte immer **die Fahnenstange fest im Griff.**

Der Weg in die Politik

Dr. Franz Kräuter wurde im Jahre 1885 in einer ziemlich unbekannten, südöstlich von Temeschburg gelegenen kleinen Gemeinde mit dem Namen **Vulcovacz** geboren, wuchs in **Nitzkydorf** auf, kam nach Absolvierung seines Hochschulstudiums und längerer Lehrtätigkeit in einer Budapester Mittelschule nach dem Krieg, den er mitmachte, zurück in seine Banater Heimat; hier wurde er, obwohl er sich in Budapest — zumindest sind **keine** Unterlagen dafür vorhanden — **niemals mit Politik befaßte, Politiker.**

Gleich nach dem Zusammenbruch heiratete er die Nichte des damaligen bischöflichen Kanzleidirektors und späteren Josefstädter Pfarrers Stefan Pacha, dessen Bruder **Augustin Pacha** nach der Übersiedlung des Tschanader Bischofs Dr. Julius **Glattfelder** nach Ungarn zum Bischof ernannt wurde. Diese familiären Verbindungen und seine Erziehung im **Eötvös-Kollegium** bestimmten seine politische Haltung: er fand Anschluß an die vom Dompropst Prälat Franz **Blaskovics** und Dr. Kaspar **Muth** geführte Gruppe, die unter dem Namen „Autonomie-Partei" die ungarisch gesinnte Intelligenz, die sogenannten „Magyaronen" zur politischen Aktivität vereinigte. Durch Pakte und Wahlabkommen mit verschiedenen, **weltanschaulich oft völlig entgegengesetzten rumänischen Parteien gelang es ihm, von 1920 bis 1938 als Abgeordneter die Mehrheit des Banater Deutschtums im Bukarester Parlament zu vertreten.** Durch Unterstützung des Bistums gelang es ihm, das **katholisch-konfessionelle Schulwesen** im Banat zu reorganisieren und es wieder deutsch zu machen. Seine diesbezüglichen Verdienste sowie seine parlamentarische Tätigkeit sind **unbestritten** und werden auch von jenen anerkannt, denen die politische Richtung seiner Partei nicht zusagte.

Märtyrer der Kirche

Nach dem Zusammenbruch 1944 wurde Dr. Kräuter zunächst mit Dr. Muth und Dr. Eschker im **Barmherzigen Spital zu Temeschburg** „interniert", dann ließ man ihn wieder frei und im Jahre 1951, in der Zeit also, in welcher die **Zerstörung der katholischen Kirche** offenbar auf Weisung Moskaus in allen Ostblockstaaten: in Rumänien, Ungarn der Tschechoslowakei und Polen durch Verhaftung der höchsten katholischen Würdenträger, Massenverhaftungen von Geistlichen und führenden katholischen Laien durchgeführt wurde, kam auch Dr. Kräuter, dessen Beziehungen zur Aula ja bekannt waren, ins Gefängnis. Die Kommunisten, die bereits früher schon Bischof Dr. Pacha verurteilten, verurteilten ein Jahr später auch Dr. Kräuter zu 25 Jahren Zuchthaus.

Im Juni 1959 wurde Dr. Kräuter in die Bundesrepublik entlassen. Ohne Unterschied der früheren Parteizugehörigkeit **freuten sich hier im Westen alle Banater, daß das Martyrium dieses verdienstvollen Mannes zu Ende war und er in Freiheit seine verdiente Ruhe und Muße finden würde,** über die bewegten Jahre seiner zweieinhalb Jahrzehnte langen Politik nachzudenken. Man hoffte, daß die einstigen unheilvollen Machtkämpfe und provinziellen Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen Gruppen durch das **gemeinsam erlittene Leid, der erkannten und eingestandenen politischen Irrtümer, des deutlich gewordenen Mißbrauchs unserer gläubigen Liebe zum deutschen Volke — die alten Wunden vernarben ließen und in der Freude des erfolgreichen wirtschaftlichen Neubeginns unserer Landsleute hier und überall im Westen, wo man ihnen die Möglichkeit zur Arbeit bot — das christliche Verzeihen die Schuld des einzelnen milderte und die der Gesamtheit auslöschte.** Man erwartete von dem Manne, der zwanzig Jahre hindurch im Mittelpunkt des politischen Lebens der schwäbischen Volksgruppe im Banat stand, nicht nur **gültige Aussagen,** sondern daß er durch objektive Darstellung des wichtigsten, ja **schicksalhaften Zeitabschnittes** unserer Geschichte **für die kommenden Generationen den Weg in die Zukunft zeigen werde.**

Ein zweifelhaftes Weihnachtsgeschenk

Schon vor über drei Jahren wurde bekannt, daß Dr. Kräuter seinen **„Erlebnisbericht"** dem „Bundesarchiv" in Koblenz zur Verfügung stellte. Später, wenn die Rücksichtnahme auf seine in Rumänien lebenden Angehörigen nicht mehr notwendig sein werde, **sollten diese seine Erlebnisse der gespannt wartenden schwäbischen Öffentlichkeit mitgeteilt werden.** Nun geschah es. Besser es wäre unterblieben. Zu Weihnachten 1967 wurden diese umfangreichen „Erinnerungen" Dr. Kräuters an eine **auserwählte** Gruppe von Landsleuten verschickt. Ein Geschenk am Feste Christi — **ohne christliche Liebe, ohne glückhaftes Verzeihen** sondern mit **sehr viel Haß** und leichtfertiger Hinwegsetzung über das **achte Gebot Gottes.**

Mit diesen Erinnerungen" müssen wir uns ausführlich befassen. Um der **Wahrheit willen** und wegen der zukünftigen Geschichtsschreibung über unser geliebtes Banat. Und auch um der Toten willen, die nicht besser und nicht schlechter waren als der Autor selbst, die er so **unchristlich** schmäht. Gewiß, es werden harte Worte fallen: Götzen werden aber nicht mit Samthandschuhen zertrümmert.

Wie anders sind doch die Lebenserinnerungen des alten Vorkämpfers der deutschen Bewegung in Ungarn, Edmund **Steinacker!** Auch er hatte politische Gegner, mit denen er sich auseinandersetzt — aber **mit spitzer Feder, mit Geist und Eleganz, nicht mit dem Dreschflegel.** Wie traurig, daß Dr. Kräuter den ganzen politischen Mief der provinziellen geistigen Enge mit herüber schleppte und einen Stil gebraucht, der selbst die politischen Pubertätserscheinungen der „Kampfzeit" übertrifft.

Schlamm aus leergeschöpften Brunnen

Was Dr. Kräuter über die allgemeine Geschichte der ersten Jahre nach dem Zusammenbruch 1918 schreibt, wurde schon in unzähligen Veröffentlichungen, wenig guten und **viel schlechten,** geschildert. Aus dem längst **leergeschöpften Brunnen hebt er nur mehr Schlamm empor.** Was er an Neuem zu sagen hat, ist bedauerlicherweise so mit Haß und Eigenlob durchtränkt, daß es für eine sachliche Geschichtsschreibung kaum in Frage kommen dürfte. Und die Verunglimpfung der Toten, die einst mit ihm in gleicher Front im Kampfe um die Rechte unseres Volkes standen und den qualvollen Märtyrertod erlitten, ist **so maßlos traurig, daß einem das Wort „christlich" in der Feder stecken bleibt.** Und dann muß man sich doch fragen: **Cui bono — wem nützt es?** Am Rande des Grabes kann doch das Gefühl der Rache nicht so süß sein?! Und die **Denunzierung** der hier lebenden **jüngeren Kollegen** — wuchert da nicht der Spruchkammergeist längst vergessener Jahre?

Der „Geheimbund"

Oder ist es nicht Denunzierung, wenn es schon im Titel der „Erinnerungen" heißt, daß diese insbesondere aus den Jahren der gegen Christentum und Demokratie **hinterhältig und hinterlistig verübten Anschläge eines Geheimbundes"** (stammen), „die im östlichen Teil des Banates gleich am Ende des ersten Weltkrieges begannen und in der Bundesrepublik und in Österreich bis auf den heutigen Tag fortdauern"?! So lautet der Untertitel der „Erinnerungen". Weder das „Christentum" noch die „Demokratie" ist aber dem „hinterlistigen Anschlag" dieses bösen „Geheimbundes" zum Opfer gefallen. Zum Opfer gefallen ist aber die **Glaubwürdigkeit des „Erinnerungen" fabrizierenden Autors!** Denn bis zur Volksratswahl im Jahre 1933 gab es **keine Demokratie,** sondern nur ein **antidemokratisches, halbdiktatorisch geführtes Einparteiensystem** — und was das Wort „Christentum" anbelangt, wurde es oft genug für politische und recht unheilige **Bankgeschäfte** mißbraucht. Darüber wird noch manches zu sagen sein.



Kirchweihfest im September 1967 in Neu-Arad, rum. Banat.

Tendenziöse Fotomontagen

Bevor wir uns mit dem Inhalt der „Erinnerungen" eingehender befassen, werfen wir einen Blick auf die erste Bildseite: sie ist an sich schon eine **tendenziöse Fotomontage.** Bild 1: Bischof **Pacha** im besten Mannesalter nach seiner Weihe; Bild 2: als alter, kranker, gebrochener Mann nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis unmittelbar vor seinem Tode; Bild 3: Bischof Pacha unter seinen jubelnden Gläubigen; Bild 4: Bischof Pachas Begräbnis. **Mitten** in diese bildliche Darstellung des Lebens Bischof Pachas hat Dr. Kräuter das Foto des einst **jüngsten schwäbischen Abgeordneten Hans Beller als junger Mann hinein montiert!** Unterschrift: **„Der Führer der Banater Los-von-Rom-Bewegung".** Auch im späteren Text wird er als Haupt des „verschwörerischen Geheimbundes" genannt, der sogar noch **vor seinem Tode,** der nach qualvoller Zuchthaushaft erfolgte, seinen „Nachfolger" **nominierte,** der die „hinterlistigen Anschläge nun **im Westen** fortsetzt". Abgesehen davon, daß von dem verleumderischen Text **kein einziges Wort wahr ist,** ist es eine unerhörte Pietätlosigkeit, die Tragödie des Bischofs der Banater Schwaben zur politischen Diskriminierung eines toten Kollegen zu mißbrauchen. **Womit kann Herr Dr. Kräuter seine unerhörte Anschuldigung beweisen? Das ist die Frage, die beantwortet werden muß!**

Die zweite Bildseite: **„Die christlichen demokratischen Führer"** — heißt die Überschrift. Da sehen wir friedlich vereinigt den liberalen Protestanten Rudolf **Brandsch,** den katholisch-konservativen **Bleyer,** das gewesene Mitglied der Partei des Grafen **Apponyi** und Bauernvereinspräses Prälat Franz **Blaskovics** und das einstige Mitglied der ungarischen 48er Partei, deren national-liberale Einstellung bekannt war: Dr. Kaspar **Muth,** und schließlich der konservativ-evangelische Christ Dr. Hans Otto **Roth.** Wenn aber Brandsch, der mit dem „Hauptverschwörer" Hans Beller bis zu seinem **im Zuchthaus erfolgten Tod nicht nur eng befreundet war, sondern auch die gleichen politischen Anschauungen vertrat, zu den „christlich-demokratischen Führern" zählt, so ist es unbegreiflich, wieso dann Beller ein „hinterlistiger Verschwörer" und „Führer des verschwörerischen Geheimbundes" sein konnte.**

Und sie starben ...

Dr. **Bleyer** starb infolge der **Hetze** ungarischer Chauvinisten, an deren Vernunft er allzulange glaubte, Prälat **Blaskovics** starb nicht ohne zu sehen, wie **seine einstigen engsten Parteigenossen in den Sog der „neuen Weltanschauung" kamen,** und Dr. **Muth** starb vor **zwei Jahren im Angesicht seines zertrümmerten Werkes,** von dem er nichts mehr wissen wollte. **Brandsch kam im Gefängnis um, Beller wurde als halbtoter Mann aus dem Zuchthaus entlassen und starb ein paar Wochen danach.** Dr. Hans Otto Roth ging im Gefängnis elend zugrunde **— gleiche Schicksale, die gleichen Tragödien ... Märtyrer der Deutschen in Rumänien und Ungarn und einstige Vertreter ihrer Rechte ...** Und Dr. Kräuter kategorisiert: **hier die „Guten", dort die „Schlechten";** er zitiert die Toten vor den Richterstuhl, ist **Ankläger und Richter zugleich. Wir werden die Angeklagten und die Wahrheit verteidigen und die verleumdeten Toten werden durch ihre Taten sprechen. Und anklagen!**

Warum ich Stellung nehme

In meiner fast zwanzigjährigen journalistische Tätigkeit (1923 — 1944) im Banat hatte ich Gelegenheit, alle die Akteure der Dr. Kräuter'schen „Erinnerungen" auch **persönlich** zu kennen: Johann **Röser,** Franz **Wettel,** Senator W. **Koppony,** Johann **Tengler,** Andreas **Damang,** Dr. **Kausch,** Karl v. **Möller,** Dr. Josef **Gabriel,** Otto **Alscher,** Dr. **Eschker, Orendi-Hommenau** usw. von der alten Deutschen Volkspartei, dann Prälat Franz **Blaskovics,** Dr. **Muth,** Dr. **Reitter,** Prof. **Striegl,** Dr. **Dutschak,** Hans **Donawell,** Dr. Josef **Ries,** Dr. **Neff,** Dr. **Schön,** Peter **Anton** usw., sowie Dr. Kräuter selbst. Mit Rudolf Brandsch und Hans Beller war ich **befreundet** und der Abgeordnete **Hügel,** der zwischen beiden Gruppen stand, war, wie Dr. Muth und Dr. Reitter, **mein engerer Landsmann.** Ich will **keine Geschichte** schreiben, sondern nur die unwahren, für das gesamte Geschichtsbild jener bewegten Zeit **schädlichen Behauptungen** Dr. Kräuters **richtigstellen.** Das ist der Grund, weshalb ich mich mit den „Erinnerungen" Dr. Kräuters ausführlicher beschäftigen werde. Gewiß eine **undankbare** Arbeit, doch weil die Reihen jener, die Zeugen dieser Zeit waren, stark gelichtet sind, muß es einer tun. (Fortsetzung folgt)

Beglaubigte Übersetzung
aller Urkunden
billig und sofort
aus der jugosl., rumän., ungar., tschech., slowak., poln., russ. und aus allen anderen Sprachen für ganz Deutschland und für das ganze Ausland durch gerichtlich beeidigte und geprüfte Dolmetscher.
Ratenzahlung.
Donauschwäbisches Übersetzungs- und Auskunftsbüro
A. Kreutzer
75 Karlsruhe, Hebelstr. 17/3

Donauschwäbische Gedenktage

19. Januar 1893:

Der Priester und Dichter Stephan Augsburger (1840—1893) gestorben

In der Zeit der fortschreitenden nationalen Überfremdung der Donauschwaben in Ungarn, — während sich ihr literarischer Erwecker und Streiter, Adam Müller-Guttenbrunn (1852—1923), gerade anschickte, sein kulturpolitisches Rettungswerk in Angriff zu nehmen — verstummte in einer donauschwäbischen Landgemeinde des Batscher Landes ein feinsinniger, lyrisch begabter Priester, der auch als Reichstagsabgeordneter in Budapest seinem Lande diente und in klassischer deutscher Sprache philosophische Gedanken über „Das natürliche Christentum" schrieb: Stephan **Augsburger,** der vor 75 Jahren, am 19. Januar 1893, in Batsch-Sentiwan gestorben ist. Was Augsburger zu Lebzeiten in deutscher Sprache schrieb, erschien in binnendeutschen oder österreichischen schöngeistigen Zeitschriften, weil es im donauschwäbischen Bereich solche nicht mehr gab. Bezeichnenderweise erschien es aber auch unter verschiedenen Decknamen. Es war bereits dem Erzbischof und Dichter Ladislaus **Pyrker** (1772—1847) zum Vorwurf gemacht worden, daß er als ungarischer Erzbischof in einer „fremden" Sprache schreibe. Selbst sein engerer Landsmann Vörösmarty lehnte ihn aus diesem Grunde ab. Fünfzig Jahre später, zwanzig Jahre nach dem Ausgleich, konnte ein donauschwäbischer Priester in Ungarn es nicht mehr wagen, unter seinem eigenen Namen Gedichte und Aphorismen in deutscher Sprache zu veröffentlichen. Deshalb erschienen Augsburgers beide Bücher auch erst 1894, nach nach seinem Tode, im Verlag Alfred Janssen, in Leipzig, unter dem Pseudonym Stefan Ronay.

Während Augsburgers Aphorismen „Das natürliche Christentum" im Jahre 1964 im „Donauschwäbischen Heimatverlag", Aalen, eine Neuauflage erfuhren, sind seine Gedichte, die 1908 in einer zweiten Auflage herauskamen, seither nicht wieder erschienen.

Über den Dichter hat sich Jakob Bleyer so geäußert: Augsburger war ein Dichter von Gottes Gnaden. Er war ein Meister der Sprache und von einem Gedankenflug, der nur echten Dichtern eigen ist. Leider aber verirrte er sich vielfach in irrationalistische Gedankengänge, was eine Verflachung seines dichterischen Schaffens zur Folge hatte. Was ich aber an ihm aus tiefstem Herzen bedaure, ist der Umstand, daß er sich irgendwie aus dem Atmosphärenkreis des Volkes begeben hat. Es breitete sich vor ihm der unausgenützte kulturelle, sittliche und geistige Ackerboden in seiner unberührten Jungfräulichkeit aus. Da hätte er den Pflug seines Geistes ansetzen und in die Scholle hineindrücken sollen. Als Dichter, ein Vorläufer Müller-Guttenbrunns, wäre er ein Prophet seines Volkes geworden. Das Zeug hat er dazu gehabt, aber vom Liberalismus seiner Zeit angekränkelt, ließ er seinen Geist in die Weite schweifen, obwohl das Gute in handgreiflicher Nähe vor ihm lag. Sein schönster Satz: „Nicht mit dem Schwerte, mit der Pflugschar erobert: Kinder des Friedens, Helden der Arbeit" scheint ihn dann und wann angewandelt zu haben, aber der gesellschaftliche und politische Einfluß des ungarischen Genius hat ihm den Blick von seinem schwäbischen Volke abgewendet.

Zum Gedenken folge sein Gedicht.

Laokoon

Von Stephan Augsburger

Wie Laokon,
Mein Schicksalsgenosse
Steh ich opfernd
An deinem Altar,
Strenge Gottheit!
Bin ich der Priester
Oder das Opfer selbst?
Entscheide du
Allwissender Geist!
Auf diesem Steine
Hab' ich geschlachtet
Mein heißes Herz.
Ich heb' empor
Den Opferkelch
Und bringe dir
Darin mein Herzblut:
Die Jugend, die Freiheit, die Liebe;
Was uns Sterblichen
Wert und teuer,
Ist dir geopfert.
Wehe mir, wehe!
Ich zage und zittre
Vor deiner Rache
Und deinem Gericht.
Unseliger ich
Habe geteilt mein Herz
Zwischen dir und deinem Geschöpf.
Für all die Entsagung
Wirst du mich lohnen
Mit deiner Verdammnis.
Hätte ich nie
Betreten dein Heiligtum,
Und niemals berührt
Den Opferaltar!
Ich fühle den Druck
Der späten Reue;
Sie packt mich, umschlingt mich,
Verzweifelt heb' ich
Und wehrend die Arme,
Kein Erbarmen!
Mein Schicksal erfüllt sich:
Die schreckliche Schlange
Wird mich erwürgen
Wie meinen unseligen Bruder
Laokoon!

jvs

15 Jahre volksdeutsche Landsmannschaften in Kärnten

Ansprache Dr. Tillgers anläßlich der Feierstunde der Volksdeutschen Landsmannschaften in Kärnten am 18. November 1967 in Klagenfurt

Über die Bretter dieses im 60. Regierungsjahr Kaiser Franz Josef I., im Jahre 1908, errichteten Jubiläumstheaters der Stadt Klagenfurt, ging schon manches Spiel. Hier wurde aber nicht immer Theater gespielt. Und auch wir, die Volksdeutschen Landsmannschaften in Kärnten, kamen heute nicht auf diese Bühne, um Theater zu spielen. Dafür ist das über uns hinweggegangene Schicksal viel zu hart und unser Erleben noch zu frisch und mit Tragik beladen. **Vielleicht findet sich in ferner Zeit ein Dichter oder ein Sänger, der das Epos vom Werden, Sein und Vergehen der heute als „Volksdeutsche" bezeichneten Gruppen festhält und bühnenreif macht.** Ich glaube, es kommt letztlich auf diese Gruppen, ja vielleicht auf jeden Einzelnen dieser volksdeutschen Menschen selbst an, ob aus diesem Bühnenstück eines Tages ein Heldenepos oder eine Komödie wird. Wir heutigen kennen nur den Anfang, das Ende wissen wir noch nicht. Aber eines wissen wir. Noch **schlimmer als in einer Komödie verewigt zu sein, wäre es, vergessen zu werden, ohne Spuren zu hinterlassen,** einfach **ausgelöscht zu sein.**

Daher glauben wir Volksdeutsche Landsmannschaften, als Verantwortliche für unsere Gruppen, es nicht nur uns und unseren Nachkommen, sondern vor allem auch den Menschen unserer Aufnahmeländer schuldig zu sein, stets darauf hinzuweisen: wer wir sind, woher wir kamen und welche Leistungen unsere Volksgruppen in Jahrhunderten unserer wechselvollen Siedlungsgeschichte vollbracht haben.

Meine sehr verehrten Festgäste! Vielen von Ihnen, die Sie dieser Feierstunde aus Anlaß des 15jährigen Bestandes der Volksdeutschen Landsmannschaften in Kärnten beiwohnen, und Ihnen, meine volksdeutschen Landsleute in Kärnten, den hier im Raum anwesenden Vertretern unserer Schwesterlandsmannschaften aus den Bundesländern (und vor allem unserer anwesenden Führungsschicht auf Bundesebene), haben wir mit unseren Darbietungen nichts neues sagen können. **Es wäre uns** aber **eine freudige Genugtuung, wenn wir der hier anwesenden Jugend und unseren neuen Gästen uns und damit auch unsere alte Heimat nähergebracht hätten; und ganz besonders würden wir uns freuen, wenn Sie aus diesen kurzen Darbietungen der Sudetendeutschen, der Untersteirer und Mießtaler, der Gottscheer, Donauschwaben und Siebenbürger Sachsen entnehmen konnten: Hier stehen ja keine Fremden vor uns, es sind Landsleute, Altösterreicher, Heimkehrer aus Teilen eines ehemals gemeinsamen Vaterlandes, einst abgetrennt durch die Diktate von St. Germain und Trianon, durch sogenannte „Friedensverträge".** Die Geschichte erwies jedoch, daß es sich um Vorläufer einer in nationale Unduldsamkeit ausartende Neuordnung in Mitteleuropa handelte, die uns vor fast 50 Jahren voneinander getrennt hatte.

Indem man das damals so hochgepriesene **Selbstbestimmungsrecht der Völker"** mißachtete, wurden wir durch vielfach willkürlich gesetzte und erzwungene Grenzen auseinandergerissen und auf neue entstandene oder schon bestehende fremde Staaten aufgeteilt: Die Sudetendeutschen kamen zur Tschechoslowakei, die Untersteierer, Mießtaler, Deutschkrainer und Gottscheer nach Jugoslawien, die Siebenbürger Sachsen wurden zweigeteilt — auf Ungarn und Rumänien — und die Donauschwaben sogar dreigeteilt auf Ungarn, Rumänien und Jugoslawien. Auch andere deutsche Bevölkerungsteile der Öst. Ung. Monarchie gingen damals bei Mißachtung des Selbstbestimmungsrechtes verloren; denken wir an das **Kanaltal** und an **Südtirol. Und hätte Kärnten damals nicht mit Waffengewalt in einem in die Geschichte eingegangenen Freiheitskampf das Selbstbestimmungsrecht in dem von Jugoslawen besetztgehaltenen Gebiet erzwungen, dann säße heute hier in unserer Mitte noch eine volksdeutsche Landsmannschaft, und die hieße: Landsmannschaft der Unterkärntner.**

Zurück blieb damals ein an allen Teilen gestuztes deutsches Österreich mit rund 6,5 Millionen Einwohnern, während ein größerer Teil seiner deutschen Menschen, rund 10 Millionen, miteingeschlossen das Deutschtum im ehemals ungarischen Raum, unter fremdnationale Herrschaft geriet. Sie wurden zu sogenannten „nationalen oder ethnischen Minderheiten" im fremdvölkischen Staate. Während die Sudetendeutschen, Südtiroler, Untersteirer und Deutschkrainer, Kanal- und Mießtaler Ausstrahler eines geschlossenen deutschen Siedlungsraumes waren und direkte Grenzen mit Österreich hatten, lebten die Donauschwaben, Siebenbürger Sachsen, die Gottscheer und die Galizien- und Bukowina-Deutschen räumlich getrennt vom deutschen Siedlungsraum und bildeten große deutsche Sprachinseln. Als teilweisen Ersatz für das diesen nationalen Minderheiten verweigerte Selbstbestimmungsrecht wurden sie in den sogenannten Pariser-Vorort-Verträgen vom Jahre 1919/20 mit Minderheiten-Schutzbestimmungen abgespeist, die die volkliche und kulturelle Existenz dieser deutschen Volksgruppen sichern sollten. **Es ist nicht unbekannt geblieben, daß wir — die sogenannten nationalen Minderheiten — trotz dieser international verankerten Schutzbestimmungen einen harten und steten Kampf mit dem jeweiligen Staatsvolk zu führen hatten, damit die uns staats- und völkerrechtlich zugesicherten Bestimmungen eingehalten werden.**

Wenn auch **menschliche Kontakte zum fremden Volkstum häufig** Härten mildern halfen und Freundschaften aus Kinder- und Jugendtagen oft harte Proben überstanden, hat **das offizielle Staatsdenken selten Brücken schlagen lassen und der kulturelle und wirtschaftliche Existenzkampf kam nie zur Ruhe.**

25 Jahre nach Zerschlagung der Öst.-Ung. Monarchie haben die Nachfolgestaaten den Ausgang des zweiten Weltkrieges dazu ausgenützt, ihre deutschblütigen Mitbürger auf unmenschliche und völkerrechtswidrige Weise aus den angestammten Heimatgebieten zu vertreiben; sie brachten es fertig, die nationale Frage auf eine Art zu behandeln, die hunderttausenden Volksdeutschen — durch verübte Unmenschlichkeiten und systematisch angeordnete Liquidierungen — das Leben kostete. Auch das gesamte in Jahrhunderten erarbeitete volksdeutsche Vermögen wurde entschädigungslos enteignet. Lediglich in Rumänien leben heute noch im siebenbürgisch-sächsischen und im banater Raum etwa 450 000 Volksdeutsche, weil dieser Staat von Anfang an in der deutschen Frage andere und vor allem menschlichere Wege ging, und auch in Ungarn vollzog sich das Schicksal unserer Volksgenossen in etwas milderer Form, wodurch etwa 300 000 von der Aussiedlung verschont blieben.

Heute, nach 22 bis 23 Jahren seit unserer Flucht und Vertreibung, sind wir in eine Wohlfahtsgesellschaft hineingewachsen, daß wir uns das Chaos, den Jammer und das Elend des Zusammenbruchsjahres 1945 gar nicht mehr vorstellen können. In jenen Jahren unseres Barackendaseins, der Elendsquartiere und Lebensmittelkarten, der Ungewißheit und Rechtlosigkeit war man schon für jedes mitfühlende Wort dankbar. **Wir konnten es damals nur schwer begreifen, daß wir altösterreichischen Heimkehrer unwillkommene Gäste in unserer neuen Umgebung waren, in einer Umgebung, die nach den harten Kriegsjahren in dieser Umbruchszeit kaum mit den eigenen Sorgen fertig wurde.**

Viele unserer Menschen suchten vorerst bei Bauern Arbeit und Unterschlupf, volksdeutsche Frauen und Mädchen waren willkommene Dienstboten in österreichischen Familien, während die Männer, ungeachtet ihres Berufsstandes, scharenweise Hilfs- und Aufräumungsarbeiten verrichteten. Wir erkannten erst später, daß gerade diese Kontakte zwischen Österreichern und volksdeutschen Heimatvertriebenen auf dem Arbeitsplatz, beim Bauern, in der Familie und Schulter an Schulter beim Wiederaufbau, uns die Herzen der einheimischen Bevölkerung öffneten und den Weg für ein gegenseitiges Verstehen frei machten; und dies in einer Zeit, in der wir bei den westlichen Besatzungsmächten noch als „geächtete Menschengruppe", als „5. Kolonne Hitlers" galten, was sich in den Lagern praktisch so auswirkte, daß unsere Menschen gegenüber den fremdstämmigen Flüchtlingen — den sogenannten DPs — bei Zuteilung von Lebensmitteln benachteiligt waren, von anderen Maßnahmen, wie etwa der damals sehr schwer empfundenen Auswanderungssperre, ganz zu schweigen.

Es würde viel zu weit führen, alle Probleme aufzuzeigen, vor denen wir Heimatlose damals standen. **Besonders demütigend empfanden wir es jedoch in jener Zeit der ärgsten Not, daß es uns heimatvertriebenen Volksdeutschen untersagt war, Vereine und Organisationen ins Leben zu rufen, um unser Schicksal zum Teil selbst zu meistern.**

Landsleute!

Je mehr Abonnenten eine Zeitung hat, desto durchdringender ihre Stimme! Stärkt Eure Heimatzeitung, werbt Neubezieher für den

„Donauschwaben"

Es konnte zwar ein Jahr nach unserer Vertreibung im Jahre 1946 in Kärnten der Verband der Altösterreicher, Untersteirer, Mießtaler, Gottscheer und Deutschkrainer gegründet werden, der seine hilfreiche Arbeit sofort aufnahm, doch die anderen großen Vertriebenengruppen aus dem Sudeten- und Donauraum **konnten erst Jahre später Hilfsvereine ins Leben rufen, aus denen heraus sich die Volksdeutschen Landsmannschaften entwikkelten, deren 15jähriges Bestandsfest wir mit dieser Feierstunde begehen. Die erste Aufgabe** unserer Vereine bestand darin, die Landsleute nach Herkunftsländern und Stammeszugehörigkeit zu erfassen, Zusammenkünfte abzuhalten, um aufzuklären und mitzuhelfen ärgste Not zu lindern. In diesem Zusammenhang hatten wir engsten Kontakt mit der zuständigen Abteilung IX., der Kärntner Landesregierung. Leider ist es uns hier in Kärnten, im Gegensatz zu Salzburg, Oberösterreich und der Steiermark, nicht gelungen, eine **Zentralberatungsstelle für volksdeutsche Heimatvertriebene** ins Leben zu rufen, wie sie auf Geheiß des Innenministeriums aus dem Jahre 1946 in allen Bundesländern errichtet werden sollte, wo es volksdeutsche Heimatvertriebene gab. Die Zentralberatungsstellen wurden mit Volksdeutschen aus den einzelnen Herkunftsländern besetzt **und konnten, mit den Verhältnissen vertraut, den vielfältigen Arbeitsbereich der damaligen Betreuung** — wo es, **angefangen von der Befriedigung elementarster Bedürfnisse, wie Essen, Kleidung, Wohnung, Heizung, Arbeitsbeschaffung, Familienzusammenführung, Dokumentenbeschaffung, Schule,** ja selbst in Fragen von Geburt und Tod, **wo es also um den ganzen Lebensbereich unserer Menschen ging — leichter bewältigen, als mit den Verhältnissen nicht vertraute Amtsstellen.** Die Zentralberatungsstellen haben in den genannten Landesteilen den mit diesen Agenden befaßten Regierungsstellen wertvollste Mitarbeit geleistet und zur Befriedigung der Interessen unserer Menschen viel beigetragen. **Die heute in den anderen Bundesländern noch bestehenden und mit öffentlichen Mitteln dotierten Zentralberatungsstellen hatten es in ihrer verantwortungsvollen Betreuungsarbeit viel leichter als wir hier in Kärnten, wo die gesamte Arbeit von den Landsmannschaften physisch und zum überwiegenden Teil auch kostenmäßig getragen werden mußte.**

Wenn ich Ihnen, meine sehr verehrten Festgäste und liebe volksdeutsche Landsleute, mit diesen Ausführungen Einblick gebe in unser hiesiges Werden, **soll all das, was wir** in der Folge unserer Tätigkeit **an Förderung und Unterstützung bei der Bewältigung unserer Aufgaben zur Eingliederung der hier in Kärnten seßhaft gewordenen Heimatvertriebenen seitens des Landes Kärnten,** seiner Behörden und Ämter, **sowie öffentlicher Organisationen und letztlich seiner Menschen in den zurückliegenden Jahren erfahren haben, nicht vergessen werden. Herausgreifen möchte ich hier die uns schon mehrfach gewährte Unterstützung aus dem Kinogroschenfonds und besonders die Aktion „Heimat in Kärnten", wo mit einer von der Kärntner Landesregierung übernommenen Ausfallshaftung 180 Darlehen zur Existenzgründung an volksdeutsche Vertriebene vergeben werden konnten, und ebenso die Hilfe des Kärntner Caritasverbandes, durch die viele Landsleute in die Lage versetzt wurden, ihre mit bescheidensten Mitteln begonnenen Häuser fertig zu bauen oder in menschenwürdige Wohnungen zu kommen.**

Die **uneigennützige Arbeit,** die in der Bewältigung aller mit der Eingliederung der volksdeutschen Heimatvertriebenen im Lande Kärnten **zusammenhängenden Aufgaben** von unseren Landsmannschaften geleistet wurde, hat nicht nur in unseren Kreisen, sondern auch in Kreisen der kärntner und österreichischen Öffentlichkeit **Anerkennung** gefunden, was die an einzelne langjährige Mitarbeiter verliehenen Ehren- und Verdienstzeichen beweisen.

Ein großer Abschnitt unseres Aufgabengebietes kann auch schon als abgeschlossen betrachtet werden, u. zw. die Seßhaftmachung und Eingliederung unserer Menschen in der neuen Heimat. Hier, im Lande Kärnten, sind auch wir schon zu Kärntnern geworden. Wenn auch unsere noch in der alten Heimat aufgewachsene Generation sprachlich nicht ganz mitkommt, so ist im Zwitschern unserer Jugend kein Fremdling mehr zu erkennen. **Es ist heute** vielleicht **der Anlaß festzustellen, daß wir hier schon tief Wurzel gefaßt haben und wir sind mit dem Boden, dem wir seit fast 23 Jahren unsere Toten übergeben, zutiefst verbunden. Denkmäler und Gedenkstätten —**

Bruch-

Leidende. Heilungsmöglichkeit durch DB-Patent. Schrift über Bruchheilung kostenlos. Heilprakt. Josef Thalmaier, 82 Rosenheim, Innstraße 74

wie die Wallfahrtskirche in Krastowitz, die Gedenksteine am Kreuzbergl und am Ulrichsberg, sowie im ehemaligen Lagergebiet Feffernitz und das Heimatmuseum in Spittal an der Drau, erinnern an uns. Unser Blut ist in den Kreislauf dieses Kärntner Grenzvolkes eingeflossen. Möge dieser Strom uns alle stets immer zu guten Taten bereit finden.

Doch sind unseren Landsmannschaften auch in Zukunft **noch große Aufgaben gestellt:** Diese bestehen nicht nur darin, **unser überliefertes Volks- und Kulturgut zu pflegen und zu bewahren,** sondern **das an uns** mit der völkerrechtswidrigen Vertreibung **begangene Unrecht solange in uns wachzuerhalten, bis die uns angelastete** und durch Zwecklügen untermauerte **Kollektivschuld von uns genommen wird;** und letztlich müssen wir mit noch größerem Einsatz als bisher alle uns zur Verfügung stehenden Mittel in Bewegung setzen, **um eine restlose Wiedergutmachung des uns geraubten Vermögens zu erreichen.**

In dieser **Feierstunde bitten** wir daher Sie, **unsere Landsleute** aus der alten Heimat, um Ihre Unterstützung und Sie, **unsere Kärntner Freunde** in der neuen Heimat, um Ihre Mitarbeit zur Erreichung unserer Ziele. **Wenn Sie, Kärntner Freunde, unsere Anliegen so zu den Ihrigen machen, wie wir ehemaligen Heimatvertriebenen und nunmehrigen Neubürger dieses Landes bereit sind, wenn die neue Heimat ruft, dann können wir miteinander schwören: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr."**

Paprika

sowie Tortenblätter, Franzbranntwein, Kakao, Mohn, geräucherte Bratwürste u. sämtliche Back- und Schlachtgewürze liefert billigst **Karl Putterer, Würzburg,** Frankfurter Str. 33a. Bei Paprika und Gewürzen ab 25,— DM portofrei.

Verband der Donauschwaben gegründet

Aufruf an alle Donauschwaben in Oberösterreich!

Seit vielen Jahren herrscht Uneinigkeit und Streit in der Landesleitung Linz der Donauschwäbischen Landsmannschaft Oberösterreichs. Alle unsere Bemühungen, auf demokratische Art und Weise und auf der Grundlage der bestehenden Satzungen, eine Einigung zu erzielen, sind gescheitert.

Laut Mitteilung der Bundespolizeidirektion Linz — Staatspolizeiliche Abteilung — kann erst durch eine Gerichtsentscheidung der Vereinsvorstand der Donauschwäbischen Landsmannschaft Oberösterreichs mit dem Sitze in Linz festgestellt werden.

Da wir nicht gewillt sind auf Kosten der Landsleute Gerichtsprozesse zu führen, sondern unseren Landsleuten dienen wollen, haben wir uns entslchossen, eine neue Organisation zu gründen.

Wir sind uns der Folgen dieses Schrittes vollauf bewußt und haben übermenschliche Geduld aufgebracht, immer in der Hoffnung, doch noch zu einer Einigung, im Interesse aller Donauschwaben, zu gelangen. Doch leider wurde unsere Geduld nur mit neuem unsachlichen und satzungswidrigen Verhalten beantwortet.

Wir sahen daher, liebe Landsleute, keine andere Möglichkeit mehr, als den Schlußstrich zu ziehen und im Interesse aller Donauschwaben eine neue Organisation zu gründen.

Alle gesetzlichen Voraussetzungen sind geschaffen, die konstituierende Generalversammlung hat am 7. 1. 68 in Wels, unter offz. behördlicher Aufsicht, stattgefunden.

Zur Mitarbeit konnten eine sehr große Anzahl bekannter und erfahrener Funktionäre **aus allen Teilen Oberösterreichs** gewonnen werden. Die gewählten Funktionäre sind ein Beweis und eine Garantie für eine agile und segensreiche Tätigkeit.

Wir wollen uns mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln für eine rasche und gerechte Lösung unserer Probleme einsetzen. Insbesondere für die Entschädigung unseres in der alten Heimat zurückgelassenen Vermögens. Wir fordern eine diesbezügliche Gleichstellung mit unseren Brüdern und Schwestern in Deutschland.

Auch wollen wir uns besonders für die soziale Gerechtigkeit der ehemaligen Landwirte und Gewerbetreibenden einsetzen. Neue Initiative soll bei der Familienzusammenführung, insbesondere der Landsleute aus Rumänien, ergriffen werden.

Wir werden alles tun, um die Liebe unserer Landsleute zum ererbten Volks- und Brauchtum aufrechtzuerhalten.

Die durchgeführte Generalversammlung hat bewiesen, daß viele, sehr viele Landsleute aus allen Teilen Oberösterreichs bereit sind mitzuarbeiten. Darum gestatten wir uns, alle Donauschwaben Oberösterreichs herzlichst zum Beitritt und zur Mitarbeit aufzurufen.

Liebe Landsleute! Die neue Organisation trägt den Namen „Verband der Donauschwaben in Oberösterreich". Der Verband der Donauschwaben in Oberösterreich ist **in jeder Hinsicht unpolitisch,** wir wollen nur unseren Landsleuten dienen und für die gerechten Forderungen eintreten.

Die Betreuung der Mitglieder wird intensivst gepflogen werden. Ab sofort stehen **allen Donauschwaben Oberösterreichs** täglich von 8—12 Uhr (Mittwoch und Samstag geschlossen) Funktionäre des Verbandes und eine Schreibkraft kostenlos zur Verfügung. Wir geben gerne Rat und Hilfe. Seien Sie überzeugt, werte Landsleute, daß die gewählten Funktionäre alles tun werden, um einen vollen Erfolg zu erlangen.

Alle Donauschwaben sind zum Betritt in den Verband aufgerufen, ohne Rücksicht auf das Herkunftsland, den Glauben und die Weltanschauung.

Nochmals: Kommen Sie und helfen Sie mit im Interesse aller Donauschwaben. Unsere Anschrift lautet:

Verband der Donauschwaben in Oberösterreich, 4600 Wels, Kaiser Josef Platz 26/I., Tel. 5278.

Geben Sie uns Ihre Anschrift bekannt und wir senden Ihnen laufend unsere Rundschreiben und Bekanntmachungen zu.

In heimatlicher Verbundenheit!

Für den Verband der Donauschwaben in OÖ

Anton Tiefenbach, Jakob Loch, Dr. Hans Moser, Georg Mesarosch, Matthias Habenschuß, Josef Klauser, Sebastian Baumann, Andreas Werner, Johann Fischer.

Die Stütze Ihrer Gesundheit! ALPE FRANZBRANNTWEIN ORIGINAL Erzeugnis der ehem. ALPA Werke in BRUNN ALPE-CHEMA CHAM/BAY

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(1. Fortsetzung)

Es ist nicht der Zweck dieser Stellungnahme, alle Einzelheiten der Dr. Kräuter'schen „Erinnerungen" zu analysieren: aber die bewußten und unbewußten Irrtümer, die Mißachtung oder Verdrehung bekannter Tatsachen, Vernebelung eines historischen Abschnittes der Banater Politik, die Angriffe gegen seine einstigen Gegner, die sich nich mehr verteidigen können, und die Überbewertung seiner eigenen Person bilden hinreichenden Grund zur Auseinandersetzung. Ich werde mich bemühen, sachlich zu bleiben, und die mir bekannten Ereignisse der damaligen Zeit so darzustellen, wie ich sie erlebt habe. Sie bilden sozusagen den Hintergrund des Portraits dieses schwäbischen Politikers, der sich nach über dreißig Jahren in das Kampfgetümmel stürzt, das zur **unrühmlichsten Geschichte des Banater Schwabentums gehört.** Der Kampf ist längst vorbei, und aus der heutigen Perspektive betrachtet, ging es nicht so sehr um Ideen als um Personen, und **seine Motive waren nicht immer von strahlender Reinheit.**

Der **Hauptstoß des Angriffes** der Dr. Kräuter'schen „Erinnerungen" richtet sich gegen einen Teil der führenden Männer der **Ungarländischen Deutschen Volkspartei: Brandsch, Röser, Dr. Kausch, Beller** u. a., dann gegen die **Jungschwaben** und nicht zuletzt gegen jüngere schwäbische Historiker, die nicht gewillt sind, unsere Geschichte nach dem Dr. Kräuter'schen Rezept darzustellen, sondern der **Wahrheit** durch gründliche Forschung und objektive Darstellung zur Ehre zu verhelfen. Dr. Kräuter baut sich eine Welt auf, die längst **nicht mehr** besteht, und bietet der jüngeren schwäbischen Generation zugleich „Anleitungen" zur **politischen Selbstzerfleischung,** statt ihnen durch Einbekennen seiner und der Fehler seiner Gesinnungsgenossen Lehren für die Zukunft zu geben.

Die Glaubwürdigkeit Dr. Kräuters wird durch belegte Feststellungen dieser Stellungnahme erschüttert und Tabus werden angefaßt, die bisher von den meisten Geschichtsschreibern des Banates **unberührt** blieben: So die Rolle Dr. Kräuters und seiner Gesinnungsgenossen in dem System des **politischen Klerikalismus,** der infolge seiner ungestümen Aggressivität mit ein Grund war, daß die politische Einigung des Banater Deutschtums nie zustandekam. Er war unduldsam, undemokratisch und führte zur **getarnten Diktatur in der Volksführung.** Der Aufbau der Volksorganisation nach **demokratischen** Grundsätzen wurde durch ihn verhindert.

Dr. Kräuter und seine Gesinnungsgenossen waren bemüht, unter dem Deckmantel der „Volksorganisation" einen Ableger der deutschen Zentrumspartei im Banat zu errichten; diese war übrigens in ihrer **materiellen Hilfeleistung** gar nicht so kleinlich, wie wir später sehen werden. Wie aber das Zentrum in Deutschland nur einen Bruchteil des gesamten deutschen Volkes vertrat, und es selbst die Katholiken nicht in ihrer Gesamtheit politisch erfassen konnte (im Jahre 1928 z. B. konnte das Zentrum bei 150 sozialdemokratischen Abgeordneten nur 60 Vertreter in den Reichstag entsenden, während die Deutschnationalen mit 72 Abgeordneten vertreten waren), war es auch im Banat nicht möglich, eine **einseitige, konfessionelle** Volksorganisation zu errichten. Weil man dies aber mit allen Mitteln versuchte, **entstanden Gegensätze, die bis Ende der dreißiger Jahre in einen unwürdigen Bruderkampf ausarteten.** Die Verpolitisierung der Kirche wirkte sich auch auf das Glaubensleben der deutschen Katholiken im Banat ungünstig aus; viele praktizierende Katholiken wurden von den scharfen Pressefehden angewidert und wünschten sich die Priester lieber auf der Kanzel, als auf dem „Faß", wie einmal der Josefstädter Abtpfarrer Dr. Martin **Metzger** seinem Unmut freien Lauf ließ. Am verhängnisvollsten war aber die Verquickung der schwäbischen Banken mit den exponierten Politikern der Banater „Zentrumsrichtung". Die **Bankkrache kosteten die Banater Schwaben schätzungsweise zwei Milliarden Lei.** Aber darüber später ausführlicher.

Wie Prof. Jakob **Bleyer** schon bei der Gründung des Deutsch-Ungarischen Volksrates die evangelischen Sachsen „hinter dem Königstein" politisch **ablehnte,** so war auch der führende Mann des Banater politischen Klerikalismus, Prälat **Blaskovics,** bemüht, eine **„Mainlinie"** zwischen den katholischen Banatern und den evangelischen Sachsen zu ziehen: **„Wir brauchen kein sächsisches Kommando",** schrieb er in dem seinen politischen Zielen dienenden landwirtschaftlichen Fachblatt „Der Banater Landwirt". „Hand in Hand mit dem Versuch, im Banat die völkischen Einrichtungen mit den **kirchlichen zusammenzulegen, ging natürlich auch der Versuch, die Verbindung mit den Siebenbürger Sachsen ganz zu lösen."** (Nik. Hans **Hockl:** „Das deutsche Banat").

Rudolf **Brandsch,** der Mitorganisator des nationalbewußten ungarländischen Deutschtums, war aber nicht nur „Pangermane" (dieses Schimpfwort ungarischer Chauvinisten wurde auch zur Diskriminierung der an ihrem Volkstum festhaltenden Deutschen in Ungarn von den schwäbischen Renegaten gedankenlos nachgeplappert), sondern auch evangelisch, zwar nicht klerikal, aber **liberal,** was in den Augen des Banater politischen Klerikalismus ein noch **größeres Verbrechen** war. Merkwürdig ist der Versuch Dr. Kräuters, diese Zeit nun als seine „christlich-**demokratische** Dienstzeit" zu bezeichnen, und andere mit einer **„Los-von-Rom-Bewegung", die es im Banat niemals gab, zu diskriminieren.**

Willensträger der Volksgenossen

Nach den Märchenerzählungen über die „hinterhältigen und hinterlistig verübten Anschläge eines Geheimbundes", der „seine Anschläge auch heute noch in der Bundesrepublik und Österreich fortsetzt", schildert Dr. Kräuter in seinem „Vorwort", wie er zum „demokratisch beauftragten Willensträger" seiner „Volksgenossen" (richtiger wäre wohl der Ausdruck „Gesinnunngsgenossen") wurde. Jedenfalls geht daraus hervor, daß er **nicht** der Willensträger des gesamten schwäbischen Volkes war. Wie hätte er es auch schon im Jahre 1918 sein. können, da der einstige Professor für Französisch am Budapester **Röser**-Institut (eine Privatschule für weniger begabte Schüler) und später der höheren Handelsschule in Budapest völlig unbekannt war. Daß er es dann noch bis zum Jahre **1951,** also noch fünf Jahre nach der Übernahme der kommunistischen Herrschaft, gewesen sein sollte, ist wohl eine starke Zumutung für alle, die die Kraft aufbringen, die mißglückten „Erinnerungen" bis zu Ende zu lesen.

Sie waren ungarische „Patrioten"

Der „Schwabenrat" war wohl eine Art Willensäußerung, doch **keine, die von der Gesamtheit des schwäbischen Volkes getragen wurde.** Dazu wäre eine Volksabstimmung notwendig gewesen, was in der damaligen Zeit technisch völlig unmöglich war. Rumänen, Serben, Sozialisten, hatten ihre Parteiorganisationen, während die Mehrheit der bis zum Zusammenbruch tätig gewesenen schwäbischen Politiker in ungarischen Parteien führend tätig waren: allein die im Jahre 1906 gegründete „Ungarländische Deutsche Volkspartei" verfügte in ganz Ungarn über ein Parteinetz, und wäre daher berechtigt gewesen, die Führung im Banat zu übernehmen. Dr. Kaspar **Muth** war Mitglied der extrem nationalistischen ungarischen 48er Kossuth-Partei sowie auch sein Lovriner Landsmann Dr. **Reitter** und Prälat Franz **Blaskovics.** Dieser war sogar einmal Abgeordneter in der Partei des Grafen Apponyi, des Zerstörers des Schulwesens der Nationalitäten. Für diese ungarischen „Patrioten" kam der nach dem verlorenen Krieg erfolgte Zusammenbruch völlig überraschend. Noch mitten im Krieg hatte ihre Partei im ungarischen Parlament keine anderen Sorgen, als für die in Ungarn sich ergänzenden k. u. k.-Regimenter, deren Dienstsprache bekanntlich die deutsche war, die Einführung der ungarischen zu fordern. Daß sie **Jahrzehnte lang für die Trennung Ungarns von Österreich agierten,** ist allgemein bekannt.

Politik der Illusionen

Die politische Kurzsichtigkeit dieser Politiker kam auch in der illusionistischen Politik der späteren Jahre zum Ausdruck. Sie glaubten, daß die Nationalitäten, die an ihre Mutterländer grenzen, durch **Autonomieversprechungen** bei Ungarn bleiben werden, und noch unrealistischer war der Glaube, daß man in Südungarn eine unter „schwäbischem Einfluß" stehende „autonome Republik" errichten werde, wo doch die Siegermächte bestrebt waren, das Reich politisch, militärisch und wirtschaftlich auch durch Abtrennung alter deutscher Reichsgebiete (Oberschlesien, Memel, Korridor, Danzig) zu schwächen; da hätten die Sieger uns ein autonomes Gebiet unter deutscher Führung geben sollen?! Es wurden Hoffnungen genährt, die sich **niemals** erfüllen konnten, sich aber auch später noch auf die politische Entwicklung auswirkten.

Die Idee, das Banat und auch die von anderen Nationalitäten bewohnten Gebiete Ungarns nach einer Art Schweiz auszurichten, stammt von Oskar **Jászi,** der übrigens jüdischer Abstammung und Freimaurer war (was in den Augen unserer „Führer" auch damals schon als Verbrechen galt). Das später verfaßte sogenannte „Schwäbische Manifest" verwertete zum großen Teil die Gedanken, die von dem Freimaurer Wilson verkündet und auf die ungarischen Verhältnisse von Jászi übertragen wurden.

Als der militärische Zusammenbruch infolge des Absprungs Bulgariens immer offensichtlicher wurde, rückte die organisierte Arbeiterschaft, sowohl in Budapest wie in allen großen Städten Ungarns, verstärkt durch die zurückflutenden Massen der Frontkämpfer, immer mehr in den Vordergrund und versuchte, die politische Entwicklung zu bestimmen. Als der Befehl des Armeekommandos in **Temeschburg** eintraf, das Banat vor den vom Balkan vorrückenden französischen Truppen militärisch zu räumen, wurde es auch den ungarischen Patrioten des Banats klar, **daß der Krieg verloren** sei; sie hofften aber, daß durch den Zerfall der Monarchie die „Unabhängigkeit" Ungarns von den Habsburgern endlich erreicht werde und es in seinen alten Grenzen als Nationalstaat weiter bestehen könne. **„Los von Österreich"** war doch schon seit Jahrzehnten das Losungswort der ungarischen Kossuth-Partei, deren Temeschburger Vorsitzender Dr. Kaspar Muth war. Sie stellten im Gegensatze zu den Rumänen, Serben, Slowaken usw. die **„Staatstreue"** über **„Volkstreue",** und die ihrem Volke den Rücken kehrten, sprachen plötzlich von der „Nibelungentreue", die **man dem ungarischen Staate gegenüber halten müsse.**

Der schöne Spruch, den Prälat Blaskovics auf die Fahne des Südungarischen Bauernvereins schrieb: **„Gott, König, Vaterland",** verlor durch die rauhe Wirklichkeit seinen Sinn: **Der König dankte ab, das Vaterland wankte an allen Ecken und Enden und mit dem Herrgott begannen allmählich auch jene deutsch zu sprechen, die bisher immer nur vom „Gott der Ungarn"** (magyarok Istene) **predigten.**

Der Zusammenbruch in Temeschburg

Rasend überstürzten sich die Ereignisse: Das Kabinett **Wekerle** wurde am 24. Oktober 1918 gestürzt, am 25. Oktober erfolgte die Ausrufung des ungarischen Nationalrates mit Graf **Károlyi** an der Spitze, am 31. Oktober wurde der „rote Graf" Ministerpräsident; in seinem Kabinett wurde der linksliberale Oskar Jászi Nationalitätenminister und der einstige Professor an dem **Temeschburger Staatsgymnasium,** Sigmund **Kunfi,** Minister für Volkswohlfahrt. Dr. Kaspar Muth hätte in der Regierung des Grafen **Hadik,** die gleich nach dem Sturze Wekerles zwei Tage lang regierte, Staatssekretär werden sollen, wogegen allerdings die Arbeiterschaft protestierte.

Die Banater Arbeiterschaft kam also in Bewegung. Der Führer der sozialdemokratischen Partei war zu dieser Zeit Dr. Otto **Roth,** der Sohn eines jüdischen Gastwirtes. Hoch intelligent, studierte er in **Berlin, Zürich, Paris** und **Budapest** Rechtswissenschaft; sein Mittelschulstudium absolvierte er im reformierten Gymnasium in Brooss in Siebenbürgen und er war Klassenkamerad des späteren kommunistischen Ministerpräsidenten Petru **Groza,** mit dem er auch später noch eng befreundet war. Dr. Roth, der sich auch journalistisch betätigte, war übrigens der **einzige Delegierte** des sozialistischen Landesausschusses, der am 21. März 1919 in Budapest **gegen die Einführung der Proletarierdiktatur stimmte.** (Josef Gabriel: „Zur Geschichte der Banater Arbeiterbewegung"). Am 27. Oktober 1918 fand in Temeschburg eine Arbeiterdemonstration statt, bei der der deutsche Arbeiterführer, Buchdrucker Josef **Gabriel,** in deutscher Sprache die Forderungen der Sozialdemokraten bekanntgab. Am 30. Oktober fand eine Offiziersversammlung statt, an der 700 bis 800 Offiziere teilnahmen. Dr. Roth forderte im Sinne Oskar Jászis die Autonomie des Banates und schlug die Gründung des **„Banater Volksrates"** vor, was von den Offizieren mit begeisterter Zustimmung angenommen wurde. Dr. Otto Roth wurde Regierungskommissär und Oberstleutnant **Bartha,** Generalstabsoffizier des Temeschburger Korps, Militärkommissär.

Der Banater Volksrat wurde gegründet

In den Banater Volksrat waren neben den verschiedenen politischen Parteien auch die **katholische** Kirche: durch die Abtpfarrer Mathias **Ferch,** K. Géza **Rech,** und die Banater Schwaben durch Prof. **Striegl,** die Rechtsanwälte Dr. Josef **Gabriel** und Dr. **Andress** vertreten. Dem am 31. Oktober auf Aufforderung Dr. Otto **Roths** gewählten **„Schwäbischen Soldatenrat"** gehörten außer Oberst Fuchs, Hauptmann Riedinger, die Artilleriereserveoffiziere Dr. Franz **Neff** (Saderlach), Leutnant Dr. Andreas **Schira** (Hatzfeld) und Oberarzt Dr. Josef **Lenhard** (Bogarosch) an.

Am 20. Oktober wurde der **„Schwäbische Nationalrat"** gegründet, den Vorsitz führte Dr. Kaspar **Muth.** Bezeichnend für die damalige Lage war die Tatsache, daß die serbischen, rumänischen und ungarischen Offiziere die Rosetten von ihren Mützen rissen und sie mit Kokarden in ihren Nationalfarben ersetzten. Die Schwaben hatten aber **keine** Nationalfarben — das **Schwarz-Rot-Gold war nur das Symbol der „Pangermanen",** so schlug Adam **Rusz** vor, man möge von dem ungarischen „Rot-Weiß-Grün" das Rot **weglassen** und Grün-Weiß tragen. Neben diesen neuen „schwäbischen" Nationalfarben natürlich auch die ungarischen. Man kann nicht wissen, vielleicht ertönt noch das **„Herstellt das Ganze".**

Der Schwabenrat, in dem auch die Ungarländische Deutsche Volkspartei vertreten war, erließ einen Aufruf, in dem es hieß, daß er das schwäbische Volk ohne Unterschied der Partei organisieren wolle: „Unter schwäbischem Volk ist das in Südungarn (in den Komitaten Krasso-Szörény, Torontál, Arad, Bácsbodrog, Tolna und Baranya) ansässige Volk deutscher Muttersprache und deutscher Herkunft zu verstehen" — heißt es in dem Aufruf. Der Umschwung zum Deutschtum setzte, wenn auch nur zaghaft, ein. Allein der einstige Leiter des Internats des Südungarischen Bauernvereins in Szegedin, übrigens die Brutstätte der Madjarisierung schwäbischer Jungen, Prof. Josef **Striegl,** preschte mutig vor: In der liberalen **„Temesvarer Zeitung"** forderte er nicht nur deutsche Volksschulen, sondern auch deutsche Mittel- und Fachschulen; „ohne deutsche Mittelschulen können wir keine deutsche Intelligenz erziehen" — schreibt er —. „Infolge des Mangels an deutschen Mittelschulen wurde unsere aus dem Schwabentum hervorgegangene Intelligenz **entnationalisiert** und ihrem Volke entfremdet. Die Folge war, daß unser Volk **ohne eigene Führung** dastand und zum Spielball der Gentrys (Aristokraten) wurde." Diese radikalen Forderungen aus dem Lager der sogenannten „Magyaronen" deckten sich mit den Forderungen, um die Rudolf **Brandsch,** Hans **Röser, Dr. Kremling,** Viktor **Orendi-Hommenau** u.a. seit mehr als einem Jahrzehnt gekämpft hatten; damals wurden sie aber von den „Magyaronen" als „Pangermanen" verhöhnt, verspottet, denunziert und verfolgt.

Am 8. Dezember wurde in einer von allen Parteien beschickten Volksversammlung das **„Schwäbische Manifest"** verlesen und mit Begeisterung angenommen. Die meisten Forderungen dieses unter dem Zwange der politischen Entwicklung zustandegekommenen Manifests blieben aber im Laufe der Zeit nur auf dem Papier. Über den Verfasser des radikalen Textes wurde seinerzeit viel diskutiert: Dr. Muth behauptete, er hätte ihn verfaßt, während andere ihn dem Direktor der Raiffeisenzentrale, Johann **Tengler,** zuschreiben. Wahrscheinlich haben mehrere daran redigiert.

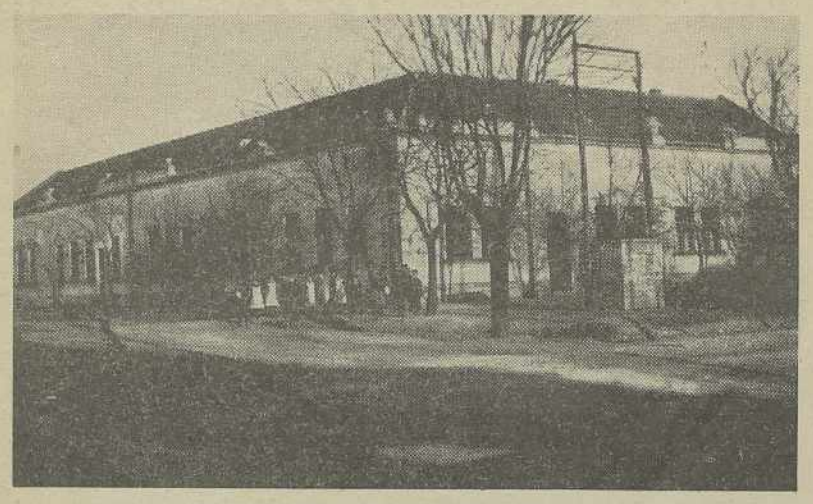
(Fortsetzung folgt)

Beglaubigte Übersetzung
aller Urkunden
billig und sofort
aus der jugosl., rumän., ungar., tschech., slowak., poln., russ. und aus allen anderen Sprachen für ganz Deutschland und für das ganze Ausland durch gerichtlich beeidigte und geprüfte Dolmetscher.
Ratenzahlung.
Donauschwäbisches Übersetzungs- und Auskunftsbüro
A. Kreutzer
75 Karlsruhe, Hebelstr. 17/3

Kleine Chronik von Neu-Siwatz

Ein Gedenkbeitrag über das „Eimann-Dorf" in der Batschka / Von Paul Otto Habermann

Im ersten Teil dieser „Kleinen Chronik" von Neu-Siwatz" war zunächst die Rede von der Entstehung und Weiterentwicklung dieses — übrigens einzigen rein reformierten — deutschen Dorfes in der Batschka. Und dann — gemäß dem Leitspruch: Ehre, wem Ehre gebührt — ein solches gebührendes, würdigendes Gedenken an jenen Mann, der einmal zur Gruppe der ersten Neu-Siwatzer deutschen Kolonisten gehörte, dort ein paar Jahre als Schullehrer tätig war, der dann ein halbes Menschenalter als dessen Notar segensreich wirkte, der vor allem aber nicht nur der erste Chronist seiner Batschkaer Heimatgemeinde, sondern der Batschkaer Ansiedlung überhaupt gewesen ist, ja, und den die Neu-Siwatzer deutschen Menschen mit Recht den größten Sohn ihres — einst — so schönen Heimatdorfes nennen ... Nun nachstehend etwas über öffentliche Einrichtungen, über das Leben, die Arbeit, über besondere Vorkommnisse, über Brauchtum und Sitte sowie über die „letzten Tage", die die Neu-Siwatzer deutschen Menschen in ihrer liebenswerten Heimatgemeinde in Angst und Schrecken verbrachten ... Neben Auszügen aus seinen eigenen Aufzeichnungen und Erinnerungen hat der Verfasser nachstehend teilweise auch Informationen mit verwertet, die folgende Landsleute seit längerem schon unserem Redaktionsarchiv freundlicherweise zur Verfügung gestellt hatten: Lehrer Georg Pfaff (kurz vor Weihnachten 1959 bei Karlsruhe gestorben; dem Verfasser war Lm. Pfaff schon in der alten Heimat als liebenswürdiger Informant von mancherlei Wissenswertem bekannt); Karl Weiß; Katharina Kisch geb. Benz; Elisabetha Kurz geb. Werner. — Ein besonderer Dank gebührt dem (ehem. Gastwirts-)Ehepaar Heinrich und Katharina Hergeth geb. Schramm sowie deren Sohn Jakob Kurz (verheiratet mit Margarethe geb. Winterstein), heute wohnhaft in 8225 Traunreut/Oberbayern, die dem Verfasser persönlich bekannt sind und vielerlei Wissenswertes über ihren alten Heimatort Neu-Siwatz mitgeteilt haben ...



Die ehemalige Schule in Neu-Siwatz

Nicht für die Schule, sondern für das Leben ...

Das geistige Rüstzeug, auch für die ersten deutschen Neu-Siwatzer Kolonisten, war zur Zeit der Ansiedlung (im Gegensatz zum „idealen Lebenszweck" des Schweinezüchters in der Operette „Der Zigeunerbaron") eben doch nicht nur „Borstenvieh und Schweinespeck", sondern sehr wohl auch „Das Schreiben und das Lesen ..." und natürlich auch noch das Rechnen. Allerdings war es damals sehr schwer für diese „Künste" die geeigneten Lehrkräfte zu finden. Daraus erklärt sich wohl auch, daß anfänglich zunächst aus der Gruppe der Ansiedler ein paar aufgeweckte Landsleute, Christian **Lück** und dann Kaspar **Schäfer**, einige Monate (nach Johann Eimann in „Der deutsche Kolonist") „Schulmeisterdienste verrichtet hatten". Erst Adam **Krob** wurde am 20. November 1786 (also noch im Ansiedlungsjahr) als wirklicher Lehrer angestellt; der Schulunterricht ist während der Wintermonate 1786/87 auch in dessen Hause gehalten worden. Als Nachfolger fungierte Heinrich **Schenkenberger** ab 1787 bis 1789. Ab dem Jahre 1787 befand sich die sog. Interimal-Normalschule im Hause der **Keck**-Waisen, die eigentliche Hauptschule wurde zehn Jahre später (1799) von der Gemeinde erbaut. Als im Jahre 1789 Schenkenberger nach Tscherwenka versetzt wurde, hatte man an dessen Stelle Johann **Eimann** als Normallehrer in seiner Heimatgemeinde eingesetzt; diese Stelle bekleidete er bis 1793, wo er — wie schon im ersten Teil erwähnt — das Amt des Notärs interimal erhielt, bis er es ab 1797 „als wirklicher adjuriter Notär ..." übernahm. Einer jener Männer, die als Lehrer schon im Jubiläumsjahr 1936

na Hofmann'schen, dann vom November 1786 an bis ins Frühjahr 1787 im Abraham Krob'schen Haus. Im Frühjahr 1787 ward ab Aerario das Keck'sche Waisenhaus zur Interimal-Normalschule mit allen Zugehörungen eingerichtet, und diente auch zugleich zum Bethaus bis 1790, da ebenfalls ab Aerario ein schönes Bethaus auf dem Kirchplatz aufgebauet und mit allen innerlichen Einrichtungen ordentlich hergestellt worden, welches bis 1810 zum Anfang der gegenwärtigen Kirche dauerte."

Soweit also dieses anschauliche Bild Johann Eimanns über ein Stückchen Ansiedlungsgeschichte aus der Zeit der Entstehung non Neu-Siwatz.

Bis zum 11. August 1788 versahen (nach Johann Eimann) den „gewöhnlichen" Gottesdienst die Lehrer; es waren zunächst die beiden — schon einmal erwähnten — Hilfslehrer Lück und Schäfer, dann die „Normal"-Lehrer Krob und Schenkenberger. Den Hauptgottesdienst (vornehmlich bestehend aus Abendmahl, Eheschließung und Taufe) hielt ab 20. November 1786 in Neu-Siwatz, in gewissen Zeitabständen, der in Neu-Werbaß amtierende reform. Pfarrer **Buzás**; diese Tätigkeit wurde ab 1787 von dem Tscherwankaer reform. Pfarrer **Gözon** ausgeübt, bis am 11. August 1788 Samuel **Szelle** in Neu-Siwatz als erster Pfarrherr eingesetzt wurde ... Bei diesen drei Pfarrern handelte es sich zwar um ungarische reformierte Geistliche, die jedoch der deutschen Sprache mächtig waren und ihre Amtshandlungen in den drei genannten deutschen Orten auch in deutscher Sprache durchführten.

Vielleicht erachten es meine freundlichen Leser als wissenswert genug, zu erfahren, wieviel denn

Predigt, ohne Predigt dieselbe aber nur 30 kr. Vermög Anordnung der höheren Geistlichkeit wurde dieser würdige Selsorger, nachdem er 23 Jahre in Szivacz zugebracht hatte, nach Bogyeszló zwischen Kalocsa und Baja übersetzet."

Die glaubensstarken Neu-Siwatzer deutschen Menschen reformierten Glaubens hatten ihr Gotteshaus ausschließlich in Gemeinschaftsarbeit zwischen den Jahren 1810 und 1811 erbaut. Und alljährlich am letzten Sonntag im Oktober wurde von den Neu-Siwatzer Deutschen das Kirchweihfest als ein großes Gemeinschaftsfest in Dankbarkeit und Frohsinn gefeiert.

Der letzte Neu-Siwatzer Pfarrherr war Karl **Glöckner**, der zum Zeitpunkt der Vertreibung seiner deutschen Pfarrkinder genau — bis auf nur einige Tage Unterschied — 38 Jahre segensreich als Seelsorger in Neu-Siwatz gewirkt hatte. Dieser aufrechte Mann konnte sich nicht mit zur Flucht entschließen; er blieb mit einer kleinen Anzahl Neu-Siwatzer deutschen Menschen im Heimatort zurück. Auch er wurde zunächst von den Partisanen gefangen genommen, später jedoch wieder freigelassen ... Im Jahre 1951 soll er — der inzwischen das biblische Alter von fast 80 Jahren erreicht hatte — in Neu-Siwatz verstorben sein und dort seine letzte Ruhestätte gefunden haben.

Aus dem Reich der Arbeit

Als Johann Eimann sein Büchlein „Der deutsche Kolonist" schrieb, waren 34 Jahre seit der Entstehung von Neu-Siwatz vergangen; man schrieb das Jahr 1820. Damals hatte sich der Ort von ursprünglich 475 auf 1801 Einwohner vermehrt. Wenn es zu jener Zeit dort schon 12 Landmühlen und drei Betriebe zur Ölerzeugung gegeben hat, so waren dies zweifellos Beweise für Fleiß und Strebsamkeit unserer Menschen in Neu-Siwatz,

die damals schon alle jene Produkte reichlich erzeugten, die diese Betriebe zu verarbeiten hatten.

An Industriebetrieben hatte es in Neu-Siwatz — außer den Land- und Ölmühlen — noch Ziegelöfen und Hanfverarbeitungsbetriebe gegeben. Die erste, für die damalige Zeit und die ganze Umgebung vorbildliche Ziegelei soll von dem Lm. Heinrich **Schüler** in Neu-Siwatz errichtet und betrieben worden sein (dessen Vater, Wilhelm Schüler, war aus Ransberg/Hessen-Kassel als Ansiedler nach Neu-Siwatz gekommen). Zu Beginn unseres Jahrhunderts ist von Georg **Schladt** die erste Dampfwalzmühle erbaut worden. Von den Hanfbetrieben hatte Georg **Pister** schon im Jahre 1866 einen solchen errichtet (in diesem Zusammenhang darf auch jenes „Denkmals aus alter Zeit", einer Hanfmühle mit Pferdebetrieb, die in der Weingasse, auf dem Grundstück des **Karl Pister**, gestanden haben soll, gedacht werden; sie soll schon 1920 abgebrochen worden sein). In unserem Jahrhundert, und zwar gegen Ende der Dreißigerjahre, hatte Philipp **Kanzler** in Neu-Siwatz eine modern eingerichtete Hanffabrik (Rösterei) erbaut.

Zu erwähnen wäre auch der fleißige Neu-Siwatzer Handwerkerstand, von dem wohl alle oder zumindest fast alle Sparten im Ort vertreten gewesen sein dürften.

Nicht vergessen werden dürfen selbstverständlich die Neu-Siwatzer bäuerlichen Menschen, deren schwieligen Fäuste durch Strebsamkeit und nimmermüden Fleiß stets für Saat und Ernte sorgten, und die somit immer wieder „das Brot", und dadurch die Existenzgrundlage überhaupt, sicherstellten ...

Wie in den anderen Orten der alten Heimat auch, so kannte man ebenfalls in Neu-Siwatz das Neujahrwünschen; es sollte dies stets ein gutes Omen dafür sein, daß jeweils das neue Jahr in jeder Hinsicht auch ein gutes Jahr sein möge ... Einige jener Wunsch-Reime, die in Neu-Siwatz besonders von der Jugend in den Häusern aufgesagt wurden, hatte die Lmn. Elisabetha **Kurz** noch in Erinnerung. Als 12jähriges Mädel hatte sie — nach ihrer Angabe — diese Verse von dem Vater des Lm. Johann Thüringer gelernt; vor längerer Zeit schon hatte sie diese Verse unserem Redaktionsarchiv zur Verfügung gestellt. Leider können wir aus Platzmangel davon nur das folgende bringen:

Ich wünsche euch in eurem Haus,
Soviel ihr gehet ein und aus,
Ein glückseliges neues Jahr,
Jetzt und immerdar!
Zum Schluß der liebe Gott uns
wollt bewahren,
Den Weinstock bescharren und die
Früchte des Feldes bewahren.
Dies wünsche ich euch zum neuen
Jahr,
Gott gebe, das ist alles wahr.

Diese Neujahrswünsche bezogen sich auf eine Zeit, wo unsere Menschen noch in Frieden und Eintracht ihrem Tagewerke nachgehen konnten ... Und dann kam aber jene Zeit, wo die Kriegsfurie — auch dort unten — durch die Lande raste. Damals hatte der vorgetragene Neujahrswunsch folgenden Wortlaut:

Es ist ein Neujahr angekommen
mit großer Traurigkeit,
Viele Tausend sind gefallen im
Krieg und großem Streit.
Das Herz, das früher fröhlich war,
Ist jetzt im Schmerz gedrückt.
Doch hoffet Gutes immerdar,
Denn Gott ist es, der euch erquickt.
Lebet, lebet lange Jahre,
Dazu wünsche ich euch bessere
Jahre.
Glück soll sein in eurem Haus.
Mit diesen Worten ist mein Wunsch
jetzt aus.

Daß sich solcherart Wünsche bei fast ausschließlich bäuerlichen Menschen in erster Linie auf eine gute Ernte sowohl auf den Feldern als auch in den Weingärten konzentriete, ist wohl selbstverständlich. Und daß man dazu eine gute Gesundheit brauchte, ist ebenso selbstverständlich. Denn, eine gute Ernte an Feldfrüchten bedeutete, für ein weiteres Jahr, Sicherung der Existenzgrundlage. Und eine gute Weinernte? Nun, die ermöglichte — neben anderem — fröhliche Kellerpartien. Darüber etwas das nächstemal. (Schluß folgt)

Donauschwäbische Gedenktage

28. Januar 1868:

Obergespan Karl Fernbach von Apatin geboren

Die Revolution der Jahre 1848 und 1849 in Ungarn hat auch die Donauschwaben wachgerüttelt. Die erforderliche Neuordnung des Staates ließ die Schwaben des Banates und des Batscher Landes ihre Vorstellungen in Petitionen an den Kaiser richten. Sie bangten ernstlich um ihre nationale Erhaltung und lehnten eine Unterstellung unter serbische Verwaltung entschieden ab. In der Banater Schwabenpetition wird ein **„Schwäbischer Graf"** für den Fall verlangt, daß die Serben, die Rumänen und die Slowaken ihre nationale Sonderstellung erhalten sollten. „Nicht der Wunsch nach nationaler Selbständigkeit, nicht separatistische Tendenzen sind es, die uns diese untertänigste Bitte abdrangen. Nochmals wiederholen wir es: wir wollen Untertanen eines großen Staates sein, in dem es nicht Ungarn, nicht Böhmen, nicht Polen oder Serben, in dem es nur glückliche, auf ihre allgemeine Nationalität stolze Österreicher gäbe ... Auch wir mögen uns dann des Glückes erfreuen, ein unmittelbares Oberhaupt zu haben, unter dessen Schutz unsere Angelegenheiten, Gerichtspflege und öffentliche Verwaltung in deutscher Sprache und nach deutscher Sitte behandelt, gepflogen und geleitet werden."

Was die Donauschwaben vom Kaiser verlangten, ist nicht alles erfüllt worden. Es sind aber auch die nationalen Ansprüche der anderen Nationalitäten nicht alle berücksichtigt worden. Verschiedene Anliegen der Donauschwaben wurden bei der Neuordnung des Staates aber auch beachtet und erfüllt. Vielleicht deshalb, weil ihre Wünsche noch sehr gut in ein einheitlich regiertes Österreich paßten. Die Sonderstellung des Banates als kaiserliches Kronland wurde in erweiterter Form wieder hergestellt. Das neue Verwaltungsgebiet **„Serbische Wojwodschaft und Temescher Banat"** umfaßte die donauschwäbischen Kerngebiete im Banat, im Batscher Land und in Syrmien, gleichzeitig aber auch die serbischen Kerngebiete in Ungarn. Mit einer starken Beteiligung serbischer und deutscher hoher Beamter war neben der deutschen, auch die serbische, die madjarische und rumänische nationale Entwicklung in diesem Kronland gesichert. In Temeschburg residierte an der Spitze dieses Territoriums **ein kaiserlicher Statthalter,** der damit gewissermaßen die Nachfolge General Graf Mercys und seiner Nachfolger bis 1779 in staatspolitischer Hinsicht in erweitertem Umfange antrat.

Während also um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Donauschwaben noch ihre Eigenständigkeit vor der Gefahr der nationalen Überfremdung durch Serben oder andere Nationalitäten verteidigten, waren sie fünfzig Jahre später bereits von den Madjaren soweit überfremdet, daß ihre führenden Familien in die madjarische Führungsschicht aufgestiegen waren und sich eben anschickten, Führungsstellen in Staat und Verwaltung einzunehmen.

Einer dieser abstammungsmäßigen „schwäbischen" Grafen, der freilich jetzt ausschließlich im Dienste des Staates und der madjarischen Gesellschaft stand, war der am 28. Januar 1868 geborene Karl Fernbach von Apatin, der seit dem 28. April 1906 an der Spitze des Batsch-Bodroger Komitates stand. Zu dieser Würde ist er emporgestiegen als Vertreter der reichsten Grundbesitzerfamilie des Batscher Landes und als Exponent der Unabhängigkeitspartei. Die Familie Fernbach gehörte nicht nur zu den erfolgreichsten in der Geschichte der donauschwäbischen Großgemeinde Apatin, sie war sicher auch eine der erfolgreichsten und reichsten Familien im ganzen Batscher Land. Über erfolgreich betriebenen Getreidehandel gelang der Erwerb der Riedfelder entlang der Donau, die Organisation des Dammbaues und Flutenschutzes, die Förderung der Landwirtschaft, Viehzucht und Jagd, so daß zum Schluß der Familienbesitz rund 25 000 Joch erreichte. Der am 2. Oktober 1892 mit dem Prädikat „von Apatin" geadelte Valentin Fernbach konnte mit seinen 5 Söhnen und 5 Töchtern maßgebenden gesellschaftlichen und politischen Einfluß im Batscher Land und darüberhinaus gewinnen, nachdem die Söhne und Schwiegersöhne als Abgeordnete, Grundbesitzer oder hohe Verwaltungsbeamte im Komitate ihre Position und Fuktion sichern konnten. Daß Karl Fernbach von Apatin als Obergespan im Rahmen der nationalistischen madjarischen Unabhängigkeitspartei seine Position und Funktion politisch erreichte und sicherte, ist bezeichnend für die volkspolitische Lage der Donauschwaben in dieser Zeit, da der ärgste nationale Notstand endlich, nach vielen Schwierigkeiten, durch die Gründung der „Ungarländischen Deutschen Volkspartei" am 30. Dezember 1906 einen ersten sichtbaren Anfangserfolg in der seit einigen Jahren wirksamen Abwehr und Selbstverteidigung erringen konnte. jvs

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(2. Fortsetzung)

Im „Dienste der christlichen Demokratie"

In Budapest wurde am 1. November 1918 von Prof. Jakob **Bleyer** der „Deutsch-Ungarische Volksrat" gebildet, dessen politische Forderungen wesentlich **mäßiger** waren als die im Manifest niedergelegten. Der Name Dr. Franz Kräuters ist weder in der Liste des Bleyer'schen Volksrates, noch in der des „Schwäbischen Soldaten-" oder „Volksrates" zu finden. Er war bereits 33 Jahre alt, als er seine ersten zaghaften Schritte in die Politik, d. h. in den **„Dienst der christlichen Demokratie"** machte. Wie nun dieser Dienst von 1918 bis 1951 weiter aussah, erzählt Dr. Kräuter selbst in seinen „Erinnerungen": von 1918 bis 1920 Schulreferent des Schwabenrates, von 1920 bis 1938 Abgeordneter im Bukarester Parlament, von 1939 bis 1940 „Beauftragter" des gewählten Obmannes der deutschen Volksgruppe, diese war aber bereits zu dieser Zeit stramm nationalsozialistisch ausgerichtet, und von 1940 bis 1950 war er „Beauftragter" der katholischen Deutschen des Bistums Temeschburg. Dr. Kräuter verschweigt, welcher Art diese „Aufträge" waren (vielleicht bei der... UNO?). Und wieso war Dr. Kräuter nachdem am 21. November 1940, „da unter Druck der Berliner Volksdeutschen Mittelstelle der rumänische Staatsführer Marschall Antonescu durch ein Dekretgesetz die eine Woche vorher gegründete und auf den König und Adolf Hitler beeidigte NSDAP Rumäniens (sowas gab es auch?) zum Willensträger der Deutschen Rumäniens" ernannt und „damit kaltgestellt wurde", wie Dr. Kräuter in seinen „Erinnerungen" berichtet, **immer noch ein „Beauftragter"?** Weder die Satzungen der Volksgemeinschaft schrieben es vor, noch steht es in der Bibel geschrieben, **daß der „Beruf" eines Abgeordneten auf Lebenszeit gilt.** Vielleicht ist in dieser Zeit der „Kaltstellung" Herr Dr. Kräuter doch zu seinem ursprünglichen Beruf als Mittelschulprofessor zurückgekehrt und unterrichtete brav, wie alle übrigen Professoren, die sich dem recht lukrativen „christlich-demokratischen Dienst" versagten und in der Schule blieben.

Ein „gefährliches" Buch

Trotz der so harten „Dienstzeit" hat der vielseitige „Beauftragte" seine „Erinnerungen" zu Papier gebracht — nur weil er sich „herausgefordert" fühlte durch das von Dr. Michael **Kausch** verfaßte Buch **„Schicksalswende im Leben des Banater Deutschtums"**, in dem dieser „böse Geist", der immerhin gleich nach dem Umsturz mehrere deutsche Schulen, darunter auch das **Deutsche Realgymnasium** gründete, „die Geschichte der Jahre 1918 bis 1920 für unsere erneuerte (?) Jugend zum Teil in **zynischer**, zum Teil in **lächerlicher** Weise verfälscht hatte". Das muß wohl ein brisant aufrührerisches Werk sein, das da der biedere Prof. Dr. Kausch schrieb: „Es war" — wie Dr. Kräuter behauptet — „eines der **Kampfmittel** unserer Nationalsozialisten, durch welche die demokratisch beauftragte Volksführung der früheren Jahre **in Verruf gebracht wurde, beseitigt und die NS-Gleichschaltung unserer Volksgruppe... durchgeführt wurde.**" Dieses „gefährliche" Buch wurde offenbar an Stelle Hitlers „Mein Kampf" zur **obligatorischen** Lektüre unserer Jugend gemacht — und schaltete **alles gleich** — bis zum Gauobmann. (Ich wette, daß von den 200 in der Bundesrepublik lebenden Banater Akademikern **keine fünf** das Buch Dr. Kauschs gelesen haben.) Das Buch erschien im Jahre 1939 und schildert die Geschichte der Jahre 1918 bis 1920; sein Hauptteil besteht aus Zeitungszitaten der damaligen Zeit und zeichnet die politische Entwicklung auf; daß er dabei die Wandlungen der „Madjaronen" zu radikalen Deutschen nicht verschwieg — ist vollauf begründet und also keine Geschichtsfälschung.

„Die Volksgenossen, die das Auftauchen und Abwirtschaften Dr. Kauschs miterlebten, waren zumeist tot oder galten — da sie über 50 Jahre alt sein mußten (?) — als ‚verkalkt' und zählten nicht", schreibt Dr. Kräuter. Das ist recht dick aufgetragen: sowohl Dr. Muth, Dr. Reitter, Dr. Schmitz, Dr. Gabriel, Dr. Eschker, Franz Wettel und die ganze Garde der Jungschwaben lebte noch — und Dr. Kräuter selbst war 54 Jahre alt, also im besten Mannesalter.

Aber Herr Dr. Kräuter war doch nicht ganz untätig: schon gleich nach dem Erscheinen des Buches von Dr. Kausch nahm er zu dessen „Geschichtsfälschungen" Stellung, allerdings **nicht öffentlich**, sondern nur **so für die Schublade.** Das Manuskript ging im Jahre 1951 bei seiner Verhaftung durch die Kommunisten verloren. Schade! Vielleicht hätte die Öffentlichkeit daraus eher die Wahrheit erfahren. Es ist nur die Frage: Warum hat Dr. Kräuter **nicht gleich** nach Erscheinen des Buches dagegen Stellung genommen, standen ihm doch die „Banater Deutsche Zeitung", der „Banater Landwirt", die „Neuesten Nachrichten" sowie die Druckerei der Schwäbischen Verlangsaktiengesellschaft — und die Immunität als Parlamentarier — zur Verfügung. **Fehlte die Zivilcourage — oder läßt es sich mit den Toten leichter streiten?** Oder gilt da die Feststellung: **„Früher duellierte man sich mit Pistolen, heute schießt man mit Memoiren aufeinander."** (Anthony Hogg, britischer Politiker.) Aber offenbar schießt man heute auch auf Tote mit Memoiren. **Und warum mußte der so unerfreuliche Bruderzwist von neuem aufgewühlt werden?**

Und warum schwiegen die übrigen Gesinnungsgenossen Dr. Kräuters zu den „Geschichtsfälschungen" Dr. Kauschs? Dr. **Ries** hat doch auch ein Büchlein über Dr. Muth unter dem falschen Titel „Volkwerdung der Banater Schwaben" geschrieben, warum nicht auch eins **gegen** Dr. Kausch? Da stimmt doch etwas nicht! Und dann folgt eine recht merkwürdige Festestellung: „Nun bin ich einer der **letzten Zeugen** der politischen Geschehnisse der Zwischenkriegszeit unserer Heimat" (Gott sei Dank, sie sind noch nicht alle gestorben) „und stehe allein auf **weiter Flur**, besonders über mein Wissen über die 15 Monate" (April 1918 bis 1920). (Dr. Kräuter war doch schon, wie erwähnt, vor dem April 1918 tätig — aus dieser Zeit gibt es offenbar nichts zu berichten?!) „in denen sich **Aufstieg** und **Niedergang** der damaligen **autoritären** (?) Volksführung vollzog." **Also auch damals schon gab es eine schwäbische Diktatur im Banat?** Das ist völlig neu. Wieso wurde dann Dr. Kräuter in den Jahren 1918-20 von dem „demokratisch beauftragten Schwabenrat" als Schulreferent ernannt? Wer waren die **„Diktatoren"**? Und **wer hat sie gestürzt?**

Wer war der Banater Diktator?

Die Deutsch-Schwäbische Volksgemeinschaft wurde im März 1921 gegründet und im Jahre 1933 fanden auf Druck des „Bundes der Jungschwaben" zum **erstenmal** wirklich demokratisch durchgeführte Wahlen statt: **wer war also der Diktator in diesen 12 Jahren? Schon vergessen?** Nun, es wird noch davon die Rede sein. (Noch einige Irrtümer: Johann **Wüscht** ist kein Banater, sondern stammt aus der Batschka, Dr. **Eschker** war niemals Burschenschaftler (hingegen Brandsch) sondern gehörte dem „Verein Deutscher Studenten" an und der „gute Freund" Dr. Kräuters, Dr. Josef **Gabriel**, stammt nicht aus **Orzydorf**, sondern aus **Mercydorf** — und der einstige Vorgesetzte, der ehem. Direktor des Deutschen Realgymnasiums, hieß **Knebel** und nicht Knöbel.)

In der Schulfrage beruft sich Dr. Kräuter auf Punkt 1 des „Schwäbischen Manifestes". In dem wird „die souveräne Autonomie im Kultur- und Unterrichtswesen mit dem **unbeschränkten** Recht, Schulen **aller** Art und **aller** Grade" zu errichten, gefordert. Die Frage, ob es konfessionelle, deutsch-katholische, katholisch-deutsche oder Nationalschulen sein sollen, **wurde völlig offengelassen:** Dr. Kräuter war für konfessionelle und Dr. Kausch — weil vielleicht wieder einmal ein volksfremder Bischof ernannt werden könnte — für die **Nationalschulen.** Weil es nun schwäbische Historiker gibt, die bemüht sind, die Geschichte des deutschen Schulwesens wahrheitsgetreu und sachlich darzustellen, werden sie von Herrn Dr. Kräuter nicht nur geschulmeistert, sondern auch **denunziert.** Und das ist sehr traurig.

Zum Schluß seines Vorwortes gibt Herr Dr. Kräuter bekannt, daß er die Geschehnisse zwischen 1919 und 1940 schildern werde, also: die „Abwehrkämpfe der christlichen Demokratie **gegen die Anschläge der neuheidnischen Diktatur"**, wie er schreibt.

„Der größte Nationalsozialist"

Wir werden seine Schilderungen ergänzen und mit Tatsachen belegen, und zwar mit solchen, die beweisen, was seine politischen und geistlichen Gesinnungsgenossen **zur „Förderung dieser Diktatur" beitrugen.** Denn Dr. Kräuter macht es sich allzu leicht, indem er **alle Schuld auf andere schiebt**: nur wenige Banater Politiker sind **von Hitler empfangen** worden, und über einen seiner „Gesinnungsgenossen", dem Dr. Kräuter auch seine „Erinnerungen" widmete, sagte in der Volksratssitzung am 9. November 1936 der damalige **„Ehrengauobmann"** der Volksgemeinschaft, also der „Dienstherr" Dr. Kräuters: „Er ist im Banat **der älteste Verkünder der deutschen Erneuerung. Er war schon als Student an der Wiege des Nationalsozialismus gestanden". Und dieser alte Nationalsozialist wurde zum Gauobmann gewählt.** Warum hat Herr Dr. Kräuter seinen „christlich-demokratischen Dienst" nicht gleich **gekündigt?** Vielleicht hätte er das auch schon früher tun müssen, denn in dem Buch von Dr. **Ries**, auf das sich Dr. Kräuter als **Quelle** beruft, heißt es, daß der Ehrengauobmann **„der größte Nationalsozialist des schwäbischen Volkes"** sei. (Erwähnt auch in der „Banater Deutschen Zeitung" vom 29. November 1936.) Ist ihm das entgangen?

„Christliche Demokraten" waren als erste dabei

Aber es gibt noch mehr „Christlich-Demokraten", die als **erste** dabei waren, so: Rittmeister a. D. Fritz **Fabritius** (Dr. Kräuter befördert ihn allerdings zum Obersten), der als Landesobmann des „Verbandes der Deutschen" in Rumänien gleichfalls zu den „Dienstherrn" des Abgeordneten Dr. Franz Kräuter gehörte. Über Fabritius schreibt Dr. Otto Fritz **Jickeli** in seinem im Jahre 1935 herausgegebenen Büchlein „Unser Weg": „Fabritius hatte schon im Jahre **1923 als erster erkannt,** daß auch für eine auslandsdeutsche Volksgruppe das Gedankengut des Nationalsozialismus die Wiedergeburt bedeutet."

Und der politische Seiltänzer, der fast alle „Bewegungen" des Banates mitmachte: der gew. Generalstabsoberst und talentierte Schriftsteller Karl **v. Möller,** Parlamentskollege Dr. Kräuters und wie Kräuter „Hauptschriftleiter" der „Schwäbischen Volkspresse", brüstete sich damit, daß er schon anfangs der zwanziger Jahre Verbindung mit den Nationalsozialisten aufnahm und Mitarbeiter des „Völkischen Beobachters" Hitlers war. Alle diese „Uralt-Nazis" müßten doch auch die „Wegbereiter der neuheidnischen Diktatur" gewesen sein?! Aber **keiner dieser Wegbereiter war Jungschwabe.** Und wenn die obengenannten „Alten" den Weg pflasterten, der in unsere Katastrophe führte, so kann man doch den jungen, politisch noch unreifen Studenten, die während ihres Studiums im Reich **zwangsläufig** in die Fänge des Nationalsozialismus gerieten, keine Vorwürfe machen! Die „christlich-demokratischen Nationalsozialisten" marschierten mit, sie marschierten, „daß das alte Temeschwar unter dem Gleichschritt eines **neuen** Geschlechts erbebte", wie die „Banater Deutsche Zeitung" schon im Jahre 1933 ihren Bericht über die Tagung der **deutsch-katholischen Jugend** die „Kolonne auf Kolonne marschierte, ein schier endloser Zug **deutschen Blutes...**" überschrieb. Ist das alles vergessen? Wenn schon von **Schuld** gesprochen wird, dann muß sie **gleichmäßig auf alle verteilt werden,** und nicht nur auf die „neuheidnischen Diktatoren", die die so gefährlichen „Anschläge" auf die „christliche Demokratie" verübten.

Herr Dr. Kräuter erklärt, er habe seine „Erinnerungen", von Freunden ermuntert, auch deshalb geschrieben, weil „verkappte NS-Meinungsmacher" aufgrund der Bücher Hans **Herrschafts** (Das „Banat", verlegt im Jahre 1942) und Kaspar **Hügels** („Abriß des donauschwäbischen Schulwesens", 1957 herausgegeben vom Südostdeutschen Kulturwerk) die **„Geschichtsfälschungen** Dr. Kausch's getreulich **nachbeten** und **fortsetzen."** Wie diese „Geschichtsfälschungen" aussehen und **wer** sie begeht, werden wir noch sehen.

(Fortsetzung folgt)

Bischof D. Gerhard May 70 Jah

Er gab der evangelischen Kirche neue Impulse

Am 13. Februar wurde D. Gerhard May, Bischof der Evangelischen Kirche A. u. H. B. in Österreich, 70 Jahre. Bischof May ist mit uns Flüchtlingen nicht nur dadurch verbunden, daß die Evangelische Kirche in Österreich aus einer großen Zahl von Heimatvertriebenen besteht, sondern, daß auch er, ehe er zum Bischof gewählt wurde, Pfarrer in Cilli war. Das Städtchen Cilli liegt in der Untersteiermarl und gehört zu Jugoslawien. Dort lebte die Familie May schon mehrere Generationen, auch sein Vater war dort schon Pfarrer. Während des Zweiten Weltkrieges wurde Cilli, wie das ganze Gebiet, von der Steiermark verwaltet. Damals wählte die Evangelische Landeskirche Österreichs einen neuen Leiter. Die Wahl fiel auf D. Gerhard May, dem damaligen Pfarrer von Cilli, der schon damals in evangelischen kirchlichen Leben einen sehr guten Namen hatte. Er wurde der erste evangelische Bischof von Österreich.

Die Würdigung seiner Persön lichkeit als erster Bischof und au die Würdigung seiner Verdien bei der Entstehung des Staats trages werden Berufenere vo men. Ich möchte nur vom schen May, wie ich ihn kenne achten gelernt habe, be Meine erste Begegnung Leipzig statt. Im Herbst ich zum Studium dor wohnte im Franz Rendt der Stiftung für ausla Theologiestudenten. Ka gelangt, erfuhr ich, da senator für ein Se rer May aus Cilli se des Heimsenators die Studenten bei zu beraten, and sich der aktive P nate ganz der Wi

Noch heute er ersten Begegn Dr. Dr. Rendt Heimsenator M stand eine h deren besond war, der ei den Mensch bar blicke ter auch diesen H seine ru Pfarrer einerlei reich, goslav kum stets

D Tü ic Z

schont. Da Pfarrer May deutscher war, gelang der Verwaltung der Un Genehmigung für ei erhalten. So kam May vor Professor reren hundert S Universität spra

Die dritte Be dauerhafte. N wurde ich Vi Popp und May vertr war der Evangeli goslawi terweg Gotte lud mic stil ge B

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(3. Fortsetzung)

Die Akteure der Politik

Dr. Kräuter stellt zunächst die Akteure vor, die auf der von ihm konstruierten Bühne seines schwäbischen politischen Theaters eine Rolle spielen. Die Reihenfolge der „Stars": Prälat und Dompropst Franz **Blaskovics** (1864—1936), Dr. Hans **Eschker**, Arzt (1884—1960), Josef **Striegl** (1875—?), Gymnasialprofessor, Verleger Franz **Wettel** (1860—1940?), Rechtsanwalt Dr. Josef **Gabriel** (1880—1959), Rechtsanwalt Dr. Kaspar **Muth** (1876—1966) und noch einige. Sie zählen alle zur **„positiven Auslese"**, zur schwäbischen **„Elite"**. Zu dieser zählte natürlich auch Dr. Franz **Kräuter.**

Und hier die **„Negativen":** Dr. Michael **Kausch**, Direktor und Bauernführer Hans **Röser**, der Schriftsteller und Journalist Viktor **Orendi-Hommenau.** Zwischen den Positiven und Negativen pendelt je nach seiner jeweiligen Parteizugehörigkeit Karl von **Möller**; der **gefährlichste** aller „Negativen", der **„Widersacher des bischöflichen Vaters" —** und „der katholischen Kirche im Sinne des Führers der österreichischen **‚Los-von-Rom-Bewegung'** des Freiherrn von Schönerer und nach 1940 auch Banater Gauleiter" war aber Hans **Beller** — schreibt Dr. Kräuter. Diese Charakterisierung Hans Bellers muß auf harmlose katholische Gemüter geradezu furchterregend wirken, doch: **kein einziges dieser Worte über Hans Beller entspricht der Wahrheit**, was sich dokumentarisch belegen läßt — wie wir spänachweisen werden. Mehrere „Nebenfiguren" treten dann noch auf, von deren Existenz Herr Dr. Kräuter früher keine Ahnung hatte: denn sie spielten schon **vor** dem Zusammenbruch eine Rolle in der deutschen Bewegung Ungarns, die aber belanglos ist, zumal unsere nationale Geschichte **erst im Jahre 1918 beginnt** — für Dr. Kräuter und alle seine Gesinnungsgenossen, die der Sturm der Revolution zufällig in das „Fahrwasser" der deutschen Bewegung trieb.

Bei Herrn Dr. Kräuter vollzog sich der Sprung ins Lager der „Pangermanen" (dem er aber niemals wirklich angehörte) sehr einfach: Von der Front zurückgekehrt, gab er in seiner Geburtsgemeinde seiner „Empörung", daß die ‚konfessionelle Schule', die er einst besuchte, **„verstaatlicht"** und „durch die Madjarisierung als Unterrichtsanstalt entwertet wurde" Ausdruck. Sein Standpunkt **erregte** bei den **„Honoratioren"** (!) seiner Geburtsgemeinde Vulcovacz, die gewiß an den Fingern einer Hand abzuzählen waren, Unwillen. Ob dieses heldenhaften, natürlich reichlich späten „Widerstandes" wurde er zum „Pangermanen". Und so begann seine „christlich-demokratische Dienstzeit".

Darauf folgte die nächste **„deutsche Tat"**, die ihm dann den Weg schnurstracks in die Politik ebnete: er heiratete — wie er der interessierten schwäbischen Öffentlichkeit mitteilt — die Nichte des Josefstädter Abtpfarrers Stefan **Pacha** und des im Jahre 1918 zum Domherrn ernannten späteren Bischofs Augustin **Pacha**, und bei dieser Hochzeit geschah etwas **Unerhörtes** — berichtet Dr. Kräuter. „Die Brautleute waren ein Professor und eine Lehrerin, der eine der Trauzeugen war der Domherr, der andere ein Staatsbeamter, der Geistliche aber der andere Onkel der Braut und — siehe! — **weder** in der Predigt **noch** in den Tischgesprächen der Hochzeitsgäste **fiel ein madjarisches Wort.**" Das war eine **„pangermanische Herausforderung"**, stellten die „Patrioten" fest. (Wahrscheinlich, weil bis dahin **immer** nur ungarisch gesprochen wurde!) Wer waren wohl die „Patrioten", die aus dieser harmlosen Familienfeier eine **hochnotpeinliche „Staatsaktion"** machten? Dr. Kräuter gibt allerdings entschuldigend zu, daß mit **Rücksicht auf die Großmutter,** „die, obwohl eine Moritzfelder Schwäbin, **kein Wort madjarisch verstand"**, deutsch gesprochen wurde. „Und diese Geschichte wurde damals im Juli 1918 viel **kommentiert"** (es muß doch eine ungeheuer wichtige Angelegenheit für die Temeschburger Bevölkerung gewesen sein, zumal zu dieser Zeit in der Stadt ständig **Hunger- und Antikriegsdemonstrationen** stattfanden, daß diese Hochzeit alle Probleme überschattete, und das war ein Grund, daß **„der revolutionäre (?) Schwabenrat"** (na war das keine revolutionäre Tat?) „mich unter seine Mitglieder kooptierte" (also doch **nicht vom Volk gewählt!**).

Dann wurde Dr. Kräuter „Chefredakteur" der „Schwäbischen Volkspresse" (deren Lizenz übrigens der Sozialdemokrat Otto Roth erteilte) und Blaskovics unterstützte ihn **gegen Angriffe „patriotischer (?) Zeitungen"**. (Endlich mal etwas Humor in diesen traurigen „Erinnerungen"!) Dann verschaffte sich Herr Dr. Kräuter noch vom Budapester **ungarischen** Unterrichtsministerium eine **„Legitimation"**, um die „Wiederverdeutschung" der südungarischen Schulen zu **studieren** und dem Minister gutachtliche Meldung zu erstatten. Offenbar war der „revolutionäre Schwabenrat" doch **nicht so revolutionär, um die Verdeutschung der Schulen durchzuführen!** Das machte zunächst die Volkspartei unter Führung von **Röser, Kausch**, Dr. **Gabriel**, Oberst a. D. **Möller** und andere. Jedenfalls: Dr. Kräuters Karriere wurde durch diese dem deutschen Volke **geleisteten Dienste** für die Zukunft festgelegt: **Als Abgeordneter und „graue Eminenz" der Aula stand er bis zum bitteren Ende im „christlich-demokratischen Dienst".** Er zählte zur **„positiven Auslese"**, zur schwäbischen **„Elite" — der das schwäbische Volk 15 Jahre lang, ohne die demokratischen Grundsätze zu beachten, ausgeliefert war. Mitsamt den Banken, der Cliquenwirtschaft und dem widerlichen Kampf um die Futterkrippe!**

Die erste Äußerung des „Pangermanen" Dr. Kräuter finden wir in einem Artikel, der in der **„Temesvarer Zeitung"** vom 25. Dezember 1918 unter dem Titel **„Hie Bleyer — hie Brandsch"** erschien. Indem er die **Unterschiede** zwischen Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben hervorhebt, schreibt er hier wörtlich: „Von einem Mann, der zum Ungarn erzogen wurde, der sich gestern noch als Ungar bezeichnete, kann man nicht erwarten, daß er über Nacht alles umlernt... Andererseits dürfen wir auch die sogenannten ‚Renegaten' **nicht verloren** geben, **denn sie sind die berufenen Führer des Volkes"**. Und sie führten als „positive Auslese" bis die „Volksgemeinschaft" — nicht von außen bedrängt, sondern im Innern morsch und faul geworden — zusammenbrach.

Am 4. März 1919 wurde in Budapest ein „Landesregierungsausschuß" für die besetzten Gebiete gebildet. Für die Batschka und das Banat war ein kleiner Ausschuß zuständig, dem neben Josef **Striegl** und Dr. Blasius **Schütz** auch Dr. Franz **Kräuter** angehörte. Seitens der Volkspartei gehörten dem Ausschuß u. a. an: Dr. Otto **Erling**, Otto **Alscher**, Franz Xaver **Kappus** und Edmund **Steinacker.**

Dr. Kräuter wurde auch von der in Arad gebildeten ungarischen „Gegenregierung", die gegen die Kommunisten ins Leben gerufen wurde und dann nach Szegedin übersiedelte, zum **Schulinspektor** ernannt. Dieser „Regierung", die — wie es damals hieß — aus einer **„Jagdgesellschaft"** gebildet wurde, gehörten die Temeschburger Waidmänner Dénes **Pálosi** (Professor der Handelsschule) als Ernährungsminister und der Piarist Tibor **Tubán** als Staatssekretär an. Die „Deutschen" wurden in ihr durch den Arader Rechtsanwalt Dr. Johann **Hemment** — er hatte die Funktion eines „Nationalitätenministers" — vertreten, der aber auch zu jenen schwäbischen Intelligenzlern gehörte, die, wie die vielen „neudeutschen" Politiker, ihre Muttersprache nicht mehr vollkommen beherrschten. Zu den Initiatoren dieser Regierung gehörte auch der frühere Temescher Obergespan Georg **Korossy**, ein einstiger 48er und Freund Dr. Muths.

Was Dr. Kräuter dann noch weiterhin über seine Tätigkeit berichtet, ist oft so lächerlich, daß es keinen Sinn hat, sich länger damit aufzuhalten: er macht nicht nur den Vorkämpfer der deutschen Bewegung, Dr. Kausch, zum **„Magyaronen"** und den alten Apponyianer Blaskovics zu einem **waschechten „Pangermanen"**; auch der arme Adam **Müller-Guttenbrunn** mußte sterben, ohne gewußt zu haben, daß Blaskovics, „der junge Theologie-Professor", „seine Ideen **schon seit 1894 verwirklicht hat"**. (Zynismus oder ein billiger Witz?) Daß dann Dr. **Weber**, Mitglied des Bleyer'schen Volksrates und ein Zipser Sachse, der neben dem Nationalitätenminister **Kalmár** (Kalmár war niemals Minister, sondern nur Staatssekretär, übrigens jüdischer Abstammung und **Sozialdemokrat**, weshalb er auch von Prof. Bleyer abgelehnt wurde) „als orts- und sachkundiger Referent" ohne **„zwinglichen** Dienstgrad" Schulfragen bearbeitete, ihm angeblich mitteilte, daß Dr. Kausch von Schulverwaltungsangelegenheiten keine Ahnung habe, sei hier nur nebenbei bemerkt. Und was Dr. Kräuter dann noch über seine Tätigkeit aufzählt, ist genau so belanglos und unglaubwürdig wie vieles, was er schon vorher sagte. Die Darstellung der Heimkehr Dr. Kauschs und Rösers, denen er ihre Flucht vor der Machtübernahme Béla **Kuns** zum Vorwurf macht, während er selbst auch türmte, ist mehr als unfair. Aber die „positive Auslese" unterliegt eben einer anderen Beurteilung.

Die „negative Auslese"

Da Dr. Kräuter sich zur „schwäbischen Elite" und zu den **„Hyperpositiven"** rechnet, soll einer vorgestellt werden, der als der Typus der **„negativen Auslese"** gilt: der Dichter, Schriftsteller und Politiker Viktor **Orendi-Hommenau.** Über ihn schreibt Dr. Kräuter: „Er war **seines Zeichens Literat**; zu **wenig begabt** als Dichter, zu **unordentlich** und **bequem**, um als Journalist Verwendung zu finden. Die von ihm zumeist mit der Schere zusammengestellte Monatsschrift „Von der Heide" hatte nur wenig Abnehmer". (Jedenfalls dürfte sie Dr. Kräuter nie in der Hand gehabt haben!) „Brandsch verwendete ihn zu **kleinen politischen** Handlangerdiensten, z. B. Anwerbung von schwäbischen Stipendiaten des **Alldeutschen Verbandes** für die Hermannstädter Schulen." (Adam Müller-Guttenbrunn hielt aber diese Aktion zur Heranbildung einer **deutschbewußten Intelligenz** für eine außerordentlich wichtige Angelegenheit!) „Bei der Parlamentswahl von 1910 war er im Lippaer Wahlkreis nur „Zählkandidat", dann in eine Bestechungsaffäre verwickelt und gerichtlich verurteilt, und im Jahre 1921 durch eine „Zählkandidatur" rehabilitiert. Von den Rumänen wurde er sogar zum **Hilfsschulinspektor** ernannt — seine Ernennung mußte **rückgängig** gemacht werden, weil er außer seinen Volksschulzeugnissen **keine anderen Befähigungsurkunden nachweisen konnte.**" Daß Dr. Kräuter dann Orendi-Hommenau noch als **„Schmarotzer"** bezeichnet und ihn einen **„Schädling"** nennt, beweist seine von Haß verzerrte Gesinnung.

Wer war Orendi-Hommenau in Wirklichkeit?

Orendi-Hommenau war mit einer feinsinnigen Dame aus guter bürgerlicher Temeschburger Familie verheiratet, sie schenkte ihm drei Kinder. Sein Sohn Lothar praktizierte in der Redaktion der **„Banater Deutschen Zeitung"**, war dann später Dolmetscher im rumänischen Arbeitsministerium in Bukarest unter Minister **Danulescu**, nach 1945 Mitbegründer des Organs der Landsmannschaft der Banater Schwaben in der Bundesrepublik Deutschland und starb kaum 40 Jahre alt. Was der Dichter und Kämpfer Viktor Orendi-Hommenau für das Deutschtum des einstigen Ungarn geleistet und gelitten hat, kann Dr. Kräuter natürlich nicht wissen, **wie ihm ja der Schicksalskampf des schwäbischen Volkes, bevor es lohnende Pfründe gab, unbekannt war.** Aber Berufenere wissen es. So schreibt der alte Volkstumskämpfer Edmund **Steinacker** in seinen „Lebenserinnerungen": „Der in Temeschburg unter der **tüchtigen** Redaktion Viktor Orendis erscheinende „Deutschungarischer Volksfreund" (Organ der Ungarländischen Deutschen Volkspartei — Anmerkung der Redaktion) betreibt wirksam nationale Aufklärung und fördert das völkische Selbstbewußtsein." In einem anderen Teil der „Erinnerungen" Steinackers heißt es: „Im Zeichen des Erwachens für deutsches Geistesleben war zu Beginn des Jahres 1908 das **kühne** Unterfangen Orendis, eine literarische Monatsschrift **„Von der Heide"** herauszugeben. Sie war bestimmt, **den deutschen Gedanken und die Wertschätzung deutscher Kultur** in Kreise zu tragen, die für den politischen „Volksfreund" unzulänglich waren." (Zu jener Zeit machte noch Franz Blaskovics in seinem „Freimütigen" tüchtig Propaganda gegen die sogenannten „Pangermanen".) Daß Orendi-Hommenau in vielen Volksversammlungen zusammen mit Steinacker, Kremling, Brandsch, Stefan **Kraft**, Reinhold Heegn u. a. gesprochen hat, scheint Dr. Kräuter absichtlich zu verschweigen. „In Szegedin" — schreibt Steinacker — „wurde vom Südungarischen landwirtschaftlichen Bauernverein ein Konvikt für schwäbische Knaben errichtet, das ihnen nicht **bloß die madjarische Sprache, sondern auch die Verleugnung ihres Deutschtums beibrachte. Solche Renegaten stellen dann der deutschen Aufklärungszeit eifrige Propaganda entgegen. ‚Temesvári Hirlap'**, zu deren Gründung Dr. **Muth** 25 000 Kronen beitrug, jammerte, daß Temeschburg sich germanisiere." Steinacker war einer der Führer der Volkspartei und Abgeordneter im Budapester Parlament. In welche Kategorie der Dr. Kräuter'schen „Auslese" gehört er wohl?

Weiter schreibt Steinacker: „Als wir das ‚Tagblatt' nicht mehr halten konnten und uns mit der Herausgabe eines Wochenblattes, des ‚Ungarischen Volksfreundes', zur Verfechtung unserer völkischen Ziele begnügen mußten, übernahm der letzte Schriftleiter des ‚Tagblattes', Viktor Orendi-Hommenau, die Leitung des ‚Volksfreundes', an dessen **finanzieller Erhaltung** sich neben Karl und Otto **Erling** in Großkikinda auch Johann Röser aus Gyertyámos beteiligte. Orendi leitete die Zeitung unter **unglaublichen Schwierigkeiten.**"

Madjarische Nationalitätenjustiz

Im Juni-Heft 1927 des „Auslanddeutschen" heißt es: „Orendi äußerte sich im Volksfreund gegenüber dem Vorwurf der Aufreizung gegen das Madjarentum und die bestehende Staatsgewalt dahin, daß **nicht gegen die Madjaren aufgereizt wurde**, sondern gegen jene Madjaren und Renegaten, die sich **gegen das eigene Volk auf das hohe Roß setzen** — gegen Lehrer und Geistliche, die ihren Beruf mit **Madjarisierungsapostel** verwechseln." Und wie Orendi schon im Jahre 1910 verfolgt wurde, geht aus folgendem hervor.

Im Heft März 1910 von „Das Deutschtum im Ausland" lesen wir: „Viktor Orendi-Hommenau, der Schriftleiter des ‚Deutsch-Ungarischen Volksfreundes' in Temesvar, hatte durch die Aufnahme eines Reisebriefes aus dem Banat, der in **berechtigter Begeisterung die wirtschaftliche Tüchtigkeit der schwäbischen Bauern Südungarns, die Reinheit und kraftvolle Schönheit ihrer Frauen und Mädchen pries,** eine nach hinlänglich bekanntem Muster erhobene Anklage wegen **‚Aufreizung gegen die ungarische** (lies madjarische) **Nation'** sich zugezogen, obwohl diese in dem ganzen Artikel **mit keinem Wort** erwähnt worden war. Die erste Instanz der Temesvarer Richter hatte ihn freigesprochen, die zweite, das bei Nationalitätenprozessen allezeit ‚zuverlässige' **Geschworenengericht**, hatte ihn hingegen zu **zwei Monaten Staatsgefängnis und 400 Kronen Geldstrafe verurteilt,** obwohl der öffentliche Ankläger selbst zugeben mußte, daß der betreffende Artikel eine direkte Beleidigung der Madjaren **nicht** enthielt. Deren Absicht dürfe aber aus der **ganzen Haltung des Blattes** und der politischen Persönlichkeit seines Leiters gefolgert werden! Die letzte Instanz, die königliche Kurie in Pest, hat dies Urteil nach einer Beratung von knapp 10 Minuten bestätigt!" (Fortsetzung folgt)

Donauschwäbische Gedenktage

9. Februar 1908:

Großkundgebung der „Ungarländischen Deutschen Volkspartei" in Weißkirchen

Der nach dem Ausgleich (1867) in immer stärkerem Ausmaße über die Donauschwaben hereingebrochene nationale Notstand verlangte nach Abhilfe. Es mußte ein Ausweg gefunden werden, um die Überfremdung abzuwehren und zu überwinden. In diesem Bestreben trafen sich einige südungarische Schwaben mit Adam Müller-Guttenbrunn (1852—1923) und Edmund Steinacker (1839—1929), der nach seinem Ausscheiden aus dem ungarischen Reichstag seine Wirkungsstätte ebenfalls nach Wien verlegt hatte. Wien erwies sich als der geeignetste Ort, die volksbewußten und abwehrbereiten Kräfte der Donauschwaben zu sammeln und für eine national-kulturelle Aufbauarbeit zu organisieren. Als Frucht dieser Bemühungen entstand so zunächst die „Vereinigung deutscher Hochschüler aus den Ländern der ungarischen Krone" (1899), der gleichzeitig die Gründung der Zeitung „Deutsches Tagblatt für Ungarn" folgte, deren erste Folge am 15. Dezember 1900 in Temeschburg erschien.

Bald stellten sich auch andere Zeitungen des donauschwäbischen Siedlungsgebietes in den Dienst der volkspolitischen Aufklärungsarbeit. Inzwischen hatte man madjarischerseits versucht, die aufkeimende Bewegung der bisher völlig unpolitischen Donauschwaben zu unterdrücken. Eine Reihe von Presseprozessen gegen Redakteure des „Deutschen Tagblatts" und der ebenfalls deutschbewußten „Großkikindaer Zeitung" beraubte diese Organe durch Verhaftung und Ausweisung ihrer besten Leute.

Diese Rückschläge zwangen zu vorsichtigerem Vorgehen und verzögerten auch die Gründung der eigentlichen volkspolitischen Gemeinschaftsorganisation der Deutschen in Ungarn, die Edmund Steinacker mit einer Reihe von Mitarbeitern seit langem vorbereitete. Erst im Herbst 1905 war die politische Lage im Lande und die Stimmung in den donauschwäbischen Hauptsiedlungsgebieten für eine deutsche Parteigründung reif. Zunächst hatte man noch auf Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts gehofft, das die Zahl der Wahlberechtigten verdreifacht, vor allem die Wähler der Nationalitäten von den ungerechten Beschränkungen des ungarischen Zensuswahlrechts befreit hätte. Doch bald nach dem Zustandekommen der Regierungskoalition unter dem Ministerpräsidenten Weckerle (8. April 1906) erkannte man, daß die zugesicherte Wahlreform nur ein Lippenbekenntnis der Regierung gewesen war. Nun blieb auch für die Donauschwaben als einziger Ausweg, eine eigene politische Partei zu schaffen und über sie zur parlamentarischen Vertretung zu finden.

Am 3. Dezember 1906 kam es also zu jener entscheidenden Sitzung in Werschetz, auf der Steinacker und seine Mitarbeiter, Ing. Reinhold Heegn, Dr. Eduard Rittinger, Dr. Ludwig Kremling, Friedrich Heß, Josef Bolz u. a., die „Ungarländische Deutsche Volkspartei" ins Leben riefen. Die Gründung wurde aber aus Sorge vor madjarischen Repressalien vorderhand noch geheimgehalten. Erst nachdem innerhalb weniger Wochen unter den Gründungsaufruf 4800 Donauschwaben aller Siedlungsgebiete ihre Unterschrift setzten, wurden für den 10. März 1907 nach Billed/Banat und Bulkes im Batscher Land je eine Versammlung einberufen, auf denen die Gründung der Partei bekanntgegeben und die Satzungen veröffentlicht werden sollten. Obwohl beide Versammlungen verboten wurden, erfolgte doch die Bekanntgabe der Parteiziele in der Presse. Der gegen dieses Verbot eingereichte Rekurs wurde nach einer Interpellation des serbischen Abgeordneten Michael Polit zuletzt noch günstig erledigt. Inzwischen wurde aber die Organisationsarbeit der Partei fortgesetzt und am 2. Dezember 1907 konnte die „Ungarländische Deutsche Volkspartei" in Werschetz, im Gasthaus zur Weinrebe, zum erstenmal öffentlich auftreten und im Sinne ihres Programms ihre politische Arbeit ankündigen.

Die erste Großkundgebung der Partei fand aber erst am 9. Februar 1908 in Weißkirchen/Banat statt. Es versammelten sich zu dieser Veranstaltung 1200 Bürger und Bauern aus allen Teilen Südungarns, um mit offenem Freimut für das allgemeine geheime Wahlrecht und für die Einhaltung des Nationalitätengesetzes einzutreten. Unter dem Vorsitz von Hans Tipoweiler kamen neben dem Parteiobmann Dr. Ludwig Kremling (1861—1930) noch Reinhold Heegn, Viktor Orendi-Hommenau, Ottmar Ziffermayer, Hans Eidenmüller (aus Bulkes im Batscher Land) und Johann Röser zu Worte. In allen Ansprachen wurde der Aufruf und Wille der Donauschwaben verkündet, in volkspolitischer Eigenständigkeit mitzuwirken, dem Lande die Ordnung und die innere Ruhe auf der Grundlage wahrer Freiheit und tatsächlicher Gleichberechtigung zu geben. jvs

Berichtigung

In der letzten Fortsetzung des Artikels „Mißglückte ‚Erinnerungen' eines alten Politikers" wurde in der zweiten Spalte - zweiter Absatz - irrtümlich auch der Name Franz Wettels erwähnt, was hiermit berichtigt wird. Der Verfasser

So feierten die Kudritzer Fasching

Aus den Reihen der Burschen wurde ein Ballkönig gewählt

Kaum waren die Weihnachtslieder verstummt und hatte sich der Weihrauch der Hl. Drei Könige verflüchtigt, begannen in Kudritz eine ganze Reihe von Faschingsveranstaltungen. Die Schweine waren schon vor Weihnachten geschlachtet worden, das Fleisch, der Speck, die Würste hingen in der Räucherkammer oder in der Speis. Der neue Wein war eben ausgegoren. Die Arbeit auf dem Felde und im Hause ruhte. Das war Grund genug zum feiern. Die neuen Kleider lagen bereit. Die neuen Tanzschuhe standen geputzt im Schrank. In dieser Jahreszeit war es zwar grimmig kalt, aber die harten Kudritzer ließen sich von dem eisigen Ostwind nicht beeindrukken. Die Menschen gingen aus. Mal dahin, mal dorthin. Musik erklang, Lieder ertönten. Der feurige Wein blieb nicht ohne Wirkung. Hier seien die wichtigsten Unterhaltungen kurz beschrieben.

Zunächst unterhielt sich die „Freiwillige Feuerwehr" abwechselnd einmal in Rosenbergischen, dann im Kleinischen Gasthaus. Dieser Ball war immer sehr gut besucht, zumal ja die Feuerwehr einem allgemeinen Zweck diente. Zum Tanz spielte die Kempfische Kapelle aus Werschetz auf.

Der Weinproduzenten - Gesangverein veranstaltete im Kleinischen Gasthaus einen allgemeinen Maskenball für jung und alt. Die Masken waren immer sehr gelungen; ein Beweis für die Fantasie und das Geschick der Kudritzer Frauen. Die Kempfische Kapelle sorgte für Tanz und Unterhaltung. Hier sei noch der Faschingsball des Gewerbecasinos erwähnt, sowie auch der des Lesevereins.

Die bedeutendsten Bälle für die Kudritzer Jugend waren die Burschen-Bälle. Hier schlossen sich mehrere Geburtenjahrgänge zusammen, um gemeinsam zu tanzen. Dies war notwendig, weil ein Jahrgang zahlenmäßig zu schwach war, um allein die Kosten zu tragen. Die Mädchen bekamen schriftliche Einladungen. Daher waren auch die Veranstalter dafür verantwortlich, daß jedes Mädchen einen Tänzer fand, wenigstens am Anfang des Tanzes. Aus den Burschenreihen wurde ein Ballkönig gewählt. Gewöhnlich war es der Angesehenste — und es war eine große Ehre. Aber auch die Pflichten des Königs ließen auf sich nicht lange warten, denn er mußte sich um Lizenz, Saal und Musik kümmern. Sobald es aber einen König gab, mußte es auch eine Königin geben. Letztere wurde nicht gewählt, sondern der König erhob sein Mädchen selbst zur Königin. So war im allgemeinen der Name der Königin mit der Wahl des Königs schon bekannt, vorausgesetzt, daß es keine Überraschung gab.

Wie es auch in Kudritz üblich war, saßen die Mädchen und die Burschen nicht an Tischen beisammen, sondern die Mädchen promenierten zu zweien in dem Saal herum. Nun kam die Zeit, da der Ballkönig seine Auserkorene zum ersten Tanz, zum Ehrentanz, auffordern würde, und dadurch vor der Elternschaft seine Karten aufdecken mußte. Die Musik begann zu spielen. Der Herkuleswalzer ertönte. Die Umherstehenden räumten die Saalmitte. Das Gemurmel verstummte. Alle drängten sich an den Rand der Tanzfläche, um Augenzeuge zu sein, wen der Ballkönig zur Königin berufen wird. Ungeduldig warteten die Neugierigen. Nun kam der große Augenblick. Der Ballkönig, im Amte eines Allerhöchsten, faßte sich Mut und schritt ernsten Gesichtes auf seine Allerliebste zu. Dort angekommen, verbeugte sich der König vor seiner Partnerin und forderte sie mit „Erlaubt?" zum Tanz auf. Die Königin gab mit einem leichten Knicks ihr Einverständnis, trat aus der Reihe, und der Tanz begann. Nun war alles klar. Manchmal gab es Überraschungen und Enttäuschungen. Alle Augen waren auf das Paar gerichtet, das eine Runde nach der anderen mit jugendlichem Schwung drehte. Die Spannung im Saal löste sich. Viele zufriedene Gesichter sah man. Die hatten richtig geraten. Aber jetzt trat der Dorfklatsch in Aktion. Die eine Nachbarin sagte ganz ernst: „A schee Poa." Die zweite hat das gehört und fragte: „Ob den des a heiraten wird?" Jetzt kam die dritte und bestätigte: „Jo, sicher, die Stafier hot 's schon beisam, ich hob's selw gsegn." Die Tante der Königin verfolgte das Paar mit scharfem Blick und sagte zufrieden: „Schau mol, wie die zwa sich o'schaun un o'lachen!" Nun gab es auch böse Kritik, wie es schon am Dorfe üblich ist. Denn ein jeder kannte jeden. Man hörte, man tuschelte, daß der König die Königin heiraten müsse, weil ... die Mütter das so haben wollten. Während das Paar noch immer den Ehrentanz drehte, stand ein anderes Mädchen traurig und enttäuscht inmitten ihrer Freundinnen. Sie hatte doch gehofft ... Nun war alles aus. Für sie war eine Welt zusammengebrochen. Wenigstens in diesem Augenblick. Aber die Zeit heilt alle Wunden, auch diese.

Endlich ging der Ehrentanz zu Ende. Der Ballkönig führte seine Königin auf den Platz, verneigte sich und sagte „Danke". Erst jetzt durften die Untertanen des Königs tanzen. Eine Polka wurde aufgespielt. Alle Burschen eilten zu ihren Mädchen, und im Nu war auf der Tanzfläche kein Platz mehr. O weh! Zwei Mädchen blieben ohne Tänzer. Hierauf sprangen zwei aufmerksame und verständnisvolle Burschen auf, schlängelten sich durch das Gewühl von Tanzenden und baten die Mädchen zum Tanz. Die einen sprangen, die anderen drehten, Lust, Fröhlichkeit und Ausgelassenheit regierte im Saal. Tolle Späße wurden getrieben. Es war ja Fasching.

Auch die Pflichttänze gingen zu Ende. Nun konnten sich die Burschen jenem Mädchen widmen, das sie ins Herz geschlossen hatten. Die ganze Nacht wurde getanzt. Erst als sich die Geister ausgetobt hatten und die Tanzfreudigkeit nachließ, gingen die ersten Gäste heim. Nachdem die Mädchen heimgegangen waren, begaben sich die Burschen mit der Musik an der Spitze zur Ballkönigin und brachten ihr ein Ständchen. Die Anwesenden wurden vom Vater oder von der Mutter in das Haus gebeten und mit Getränk bewirtet. Noch viele Wochen danach unterhielten sich die Burschen und Mädchen über diesen Ball.

Der Pinkelball war eine Besonderheit unter den Faschingsveranstaltungen. — Ein Hausball. In früheren Zeiten fand der Pinkelball im ehemaligen Gasthaus Karl Berberich, Hauptgasse, statt. Später wurde er in die Häuser verlegt. Die eingeladenen Gäste brachten ihr Essen und Getränk in einem Pinkel mit. Eine Zieh-Harmonika und eine Geige sorgten für Stimmung und Tanz. So mancher Gast hatte mehr als er vertragen konnte getrunken und mußte, zum Ärger der Ehefrau, nach Hause getragen werden. Es war eben Fasching.

In den letzten Jahren erfreute sich der Trachtenball besonderer Beliebtheit. Derselbe wurde vom Kulturbund veranstaltet. Jung und alt, verheiratet oder unverheiratet, alles erschien in der Tracht eines deutschen Landes. So waren die Schwarzwälder, die Spreewälder, die Tiroler und noch viele andere vertreten. Sehr interessant war eine Trachtengruppe aus der Ansiedlungszeit, sowie auch eine Bürgerwache mittelalterlichen Stils. Die Trachten waren sehr originell und wirkten echt. Das beweist die hohe Geschicklichkeit und das handwerkliche Können der Kudritzer. Daß der gute Wein zur Fröhlichkeit beitrug, ist selbstverständlich. Einen guten Tropfen soll man nie verschmähen, aber besonders in der Faschingszeit nicht.

Am Letztfasching fanden die feucht-fröhlichen Tage ihr Ende. Der Umzug bewegte sich durch die Gassen. Ein allgemeines Maskentreiben fand in den Gassen und Häusern statt. Am Abend trafen sich zum letzten Male die närrischen Geister zum Kehraus. Es gab Freimusik. Die Zecher kamen noch einmal auf ihre Rechnung.

Nach strengem Brauch beendete der Wirt um 12 Uhr die verrückte Zeit. In einer feierlichen Handlung wurde die Fasching begraben. Es war aus. Das ganze Dorf freute sich. Ruhe und Stille kehrte wieder in die Gemeinde ein. Jetzt wurde nur noch vom Fasching geredet.

Seitdem die Kudritzer das Dorf verlassen haben, ruht die Fasching in heimatlicher Erde. Sie wird niemand mehr auferwecken.

Viele Menschen, die damals jubelten, ruhen in fremder Erde. Die neue Heimat bietet uns viele Möglichkeiten, den Fasching zu erleben. Aber für uns ältere gab es nur eine Fasching, und sie bleibt in unserer Erinnerung lebendig: die Fasching, in Kudritz.

W. Hambeck, Oberlehrer



Kudritzer Trachtenball 1937.



Die Kudritzer „Bürgerwache" anläßlich eines Trachtenballes in der guten alten Zeit.

Der Leser greift zur Feder

Seit wir die Zeitung bestellt haben, trafen zwei Folgen bei uns ein. Wir erlauben uns, Ihnen mitzuteilen, daß wir auf jede weitere Nummer des „Donauschwaben" mit viel Freude und großem Interesse warten. Mit dieser Zeitung, so hat man das Gefühl, ist man der Heimat näher bzw. enger mit ihr verbunden. Es ist geradezu erquickend, im „Donauschwaben" Namen von Landsleuten zu lesen, die man kennt, jedoch mit ihnen persönlich nicht in Verbindung steht.

Eines tut uns sehr leid, nämlich daß wir den „Donauschwaben" nicht schon viel früher bestellten. Auf jeden Fall haben wir uns vorgenommen, jede Nummer aufzubewahren und unseren Kindern als Nachschlagewerk zu überreichen, denn das wird vielleicht das einzige sein, was sie an ihre Ahnen sowie deren Sitten und Gebräuche erinnern bzw. mit ihnen verbinden wird.

Unser herzlichster Dank an Sie, sowie an alle Ihre Mitarbeiter.

Katharina Schwager u. Fam.,
33682 Somerset Drive,
Warren/Mich., 48092, USA

„Genialer Gedanke" hatte ... üble Folgen

Schon als Schulkinder waren der Olwitz Jakob und ich unzertrennliche Freunde. Die Eltern vom „Jaki" waren bei uns Schnitterleute. So war es nicht verwunderlich, daß unsere Freundschaft immer enger wurde, denn wir waren ja Tag für Tag beisammen. Als mein Freund und ich aus der Schule entlassen wurden, mußten wir kräftig mithelfen, die Ernte einzubringen und die Felder zu bestellen. Beim Rübenvereinzeln, das uns ganz und gar nicht gefiel, kam uns ein „genialer" Gedanke. Wir hatten im damaligen „Deutschen Volksblatt", das mein seliger Vater regelmäßig bezog, eine Anzeige gelesen, daß bei der Fa. Kowatsch in Neusatz zwei Maschinenschlosserlehrlinge gesucht werden. Am nächsten Tag stand unser Entschluß, in die Lehre zu gehen, fest.

Bei unserem Ortsgeistlichen, Johann Ritter von Friedrich, besorgten wir uns die nötigen Taufscheine, die uns der Ortsgeistliche bedenkenlos gab. Einen Tag später ging es dann mit der ausgeschnittenen Zeitungsanzeige und etwas Taschengeld um 3.30 Uhr mit dem Zug unserem Lehrlingsplatz Neusatz entgegen. Herr Kowatsch stellte uns bedenkenlos ein, da wir ja die Taufscheine vorlegen konnten. Wir waren überglücklich, als uns unser Lehrherr 300 Dinar als Entlohnung versprach.

Am Ankunftstag hatten wir noch frei. Diese Gelegenheit wollten wir benutzen, um uns gründlich auszuschlafen. Aber in der uns zugeteilten Kammer erwartete uns eine böse Überraschung. Die Betten waren über und über mit Wanzen voll. Die Wanzen taten meinem Freund Jakob offensichtlich nichts, denn er schlief wie ein Murmeltier, während ich fast kein Auge zutun konnte.

Der nächste Tag war unser erster Lehrbubentag und was wir nie gedacht hätten, auch zugleich unser letzter. In unserem Heimatort Sarwasch galten wir nämlich inzwischen als vermißt. Es verbreiteten sich allerhand Gerüchte, unter anderem hieß es, daß wir von ausländischen Agenten entführt worden seien. Unser Lehrer Johann und dessen Ehefrau Johanna (genannt Krummsepp und Frau Orschel) waren da ganz anderer Meinung. Die Lehrersfrau hatte nämlich auch die Anzeige in der Zeitung gelesen und vermutete hier einen Zusammenhang mit unserem Verschwinden. Sofort ging sie zu meinen Eltern und siehe da, sie hatte recht, denn in der Zeitung meines Vaters war die Anzeige ausgeschnitten.

Auf Vorschlag des Lehrers „Krummsepp" fuhr mein Vater zu dem Geheimpolizisten Herrn Reiss aus Essegg. Zusammen mit ihm konnte er uns noch in der gleichen Nacht aufspüren und uns frisch und gesund wieder nach Hause bringen. Anstatt uns mit einer anständigen Tracht Prügel zu empfangen, schloß man uns überglücklich in die Arme, denn jeder war froh, daß wir wieder zu Hause waren. Wir aber waren glücklich, daß wir wieder in einem wanzenfreien Bett schlafen konnten. Als Dank unserem Lehrerpaar gegenüber beteiligten wir uns rege im Feuerwehrverein. Unser beliebter „Krummsepp" war nämlich dort zugleich Kommandant.

Leider lebt unser guter „Krummsepp" nicht mehr. Diese schmerzliche Nachricht mußte ich, als ich 1943 aus Rußland auf Heimaturlaub kam, erfahren.

Heute wohnt mein Freund Jaki in Bahnbrücken bei Karlsruhe. Er besitzt dort ein schmuckes Haus. Sein ganzer Stolz sind aber seine drei Weinberge, die er mit großer Liebe hegt und pflegt. Jedes Jahr lädt er uns zur Traubenlese ein. Vergangenen Herbst konnte er 1300 Liter in die Fässer bringen.

Ich aber wohne heute in Talheim, wo ich mir mit meiner Frau sowie einigen Landsleuten, hier möchte ich besonders die Familie Kramer erwähnen, ein nettes Eigenheim erstellen konnte. Die Hilfe meines Landsmannes werde ich nie vergessen, und ich freue mich jedes Mal, wenn mich einer von ihnen besucht.

Nun möchte ich alle meine Landsleute grüßen. Vielleicht kann sich der eine oder der andere an unsere Geschichte von damals erinnern. Als langjähriger Leser des „Donauschwaben", meiner geliebten Heimatzeitung, verbleibe ich

Euer alter Bauernheimwirt
Friedrich Pilger

Ergänzung

Der „Donauschwabe" hat schon vor längerer Zeit über das am 23. Juli 1967 abgehaltene Schlachtfest der donauschwäbischen Vereinigung in Argentinien berichtet, das zur Freude aller sehr harmonisch verlief. Es war in jeder Beziehung ein voller Erfolg. Außer den Landsleuten, die wir im „Donauschwaben" bereits seinerzeit nannten, haben noch folgende zum guten Gelingen beigetragen: Wwe. Anna Schmelz (B. Palanka), Frau Marianne und Peter Schlapp (B. Palanka), Frau Anni und Sepp Mischor (Apatin), Frau Edith und Seppl Schauss (Futog) und nicht zuletzt der Wirt der Donauschwaben in Casco, Sepp Stanko (B. Sentiwan).

Der Einsender obiger Ergänzung, José Stanko, C. C. 10, F. C. D. F. S., Buenos Aires, G-ral Rodriquez, Argentinien, richtet bei dieser Gelegenheit recht herzliche Grüße an alle Verwandten, sämtliche Sentiwaner und Hirschfelder.

Donauschwäbische Ortsneckereien (8)

Dr. Anton Peter Petri

Zwetschgendieb (tsweischpntiəb) (Budakeszer behaupten, daß die Budaörser bei ihnen Zwetschgen gestohlen haben); **Zwickelbracker** (tswiklprakə) (Die Burschen „prakken" einander oft auf den Hosenzwickel, d. h., sie raufen gerne); **Zwickeln** (tswikln) (Zwickel = keilförmiger An- oder Einsatz in einem größeren Ganzen; früher sollen die Budaörser Männer solche Einsätze an ihren Schürzen gehabt haben); Budaörser Frauen kauften für ihre Kirche eine **Heilig-Geist-Taube**; der Händler packte ihnen — ohne daß sie es merkten — eine lebende ein. Auf dem Heimweg wollte eine die Heilig-Geist-Taube sehen und öffnete das Paket. Daraufhin flog die Taube davon. Die Frauen riefen ihr nach: **„Häilichə Käist, nuər əf Wuudeəsch zu!"** (Heiliger Geist, nur nach Budaörs zu!).

44. **Buda-Rácváros** (Ofen-Raizenstadt), OB: **Muh** (muu) (Ruflaut der Kuh, sie sollen um 1850 eine Kuh gestohlen haben); **Rauchfangkehrer** (raufaungkhiərə) (hier wohnten früher viele Schornsteinfeger).

45. **Bukin**, Ba: **Bukiner Paprikabauern** (pokinər poprichpaurə) (in der Ortsmundart wird das o sehr häufig verwendet); **Bukiner Rohrspatzen** (pukinər roorschpatsə); **Bukiner Rohrwölfe** (pokinər roorwelf); **Bukiner, sagt er, was kocht er? Was macht seine Tochter?** (pokinr, sochtər, was khochtər? wos mocht sei tochtər?); **Der Bukiner ist hinter dem Schragen an einer Scholle gestolpert** (tər pokiinər is hindərm schroogl kschtorglt om schrolə); **Der Hans soll den Schragen anmachen, damit wir in die Rohrinsel jagen, um Rohr zu holen!** (tr hans sol tr schroogl oomachə, tas mər in tii roorinsl jooge roor hoolə!); **Der kann es, wie die Bukiner Musikanten** (täär khans, wii tii pokiinər musikante) (wenn einer kein Ende finden konnte); **Hans, mache den Schragen an den Wagen, dann fahren wir in der Morgasch** (Flurname) (hans, mach tər schroogl an tr woogə, tan foormər in tr morgaasch); **In der Bukiner Kirche bekommt man keine kalten Füße** (Bukiner wollten ihre Kirche etwas zurückschieben, der Ortsrichter legte an die Stelle, bis wohin man schieben wollte, einen Bunda / madj. bunda = Pelzmantel/; während die Männer an der Stirnseite der Kirche schoben, ging an der Rückseite ein Handwerksbursche vorbei und nahm den Mantel mit. Als der Dorfvorsteher bemerkte, daß der Mantel verschwunden war, glaubte er, seine Gemeindemitglieder hätten zu stürmisch geschoben und die Kirche stünde über dem Mantel. Seither bekommt man in der Bukiner Kirche keine kalten Füße mehr.)

Paprika

liefert billigst **Karl Putterer, Würzburg,** sowie Tortenblätter, Franzbranntwein, Kakao, Mohn, geräucherte Bratwürste u. sämtliche Back- und Schlachtgewürze Frankfurter Str. 33a. Bei Paprika und Gewürzen ab 25,— DM portofrei.

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(4. Fortsetzung)

Trotzdem Orendi-Hommenau laut Dr. Kräuter nur die **Volksschule** besuchte, konnte er **deutsch** schreiben, was bei den „volksführenden" Advokaten nicht immer der Fall war, und selbst in den „Erinnerungen" des Philologen Dr. Kräuter oft feststellbar ist.

Und was berichtet der Engländer Hugh **Seton-Watson** (unter dem Namen „Scotus Viator" bekannt) über die Wahlen im Jahre 1910 des „Zählkandidaten" Viktor **Orendi-Hommenau** im **Lippaer** Bezirk? Er schreibt: „Mehrere Tage vor der Wahl in Lippa wurde Viktor Orendi-Hommenau von verschiedenen Seiten nahegelegt, er möge zurücktreten, er würde ja doch nicht gewählt werden, man würde gern bereit sein, ihm **5000,** und wenn es sein muß auch **10 000 Kronen** ‚Entschädigung' zu geben. Orendi lehnte ab und ließ sich nicht bestechen. Dann setzten die üblichen Manipulationen der ungarischen Wahlen ein: die „Kortesche" (das sind die bezahlten Zutreiber) der Regierungspartei hatten schon morgens alle Straßen von Lippa besetzt, fingen die Wähler ab und lockten sie in die Wahllokale der Regierungspartei."

Da Dr. Kräuter in seinen „Erinnerungen" im Zusammenhang mit den ungarischen Vorkriegswahlen immer wieder von **„Zählkandidaten"** schreibt, muß festgestellt werden, daß das damalige Ungarn in Wahlkreise eingeteilt war; es gab kein allgemeines, geheimes Wahlrecht — **demzufolge auch keine Kandidatenlisten mit Zählkandidaten".** Jede Partei stellte einen Kandidaten auf, auf den die nach einem bestimmten Steuerzensus berechtigten Wähler offen stimmten. Vorgekommen sind allerdings auch Fälle, in denen ein aussichtsloser Kandidat mit wenig Stimmen diese, wie der Regierungskandidat **Zsarkó** anläßlich der Wahl im **Lovriner Wahlbezirk** dem von Dr. **Muth** und Dr. **Reitter** gegen den Deutschen Dr. Kremling unterstützten 48er Johann **Baross** abkaufte. Also weder Orendi-Hommenau noch Röser oder Kausch waren „Zählkandidaten" im alten Ungarn.

Eine verdiente Ehrung

Aber Orendi wurde doch geehrt, wenn auch nicht von der „Elite". Anläßlich seines 60. Geburtstages im Oktober 1930 fand sich eine kleine Schar im Hotel „Krone" zu Temeschburg ein, um unserem Heimatdichter und Schriftsteller **Viktor Orendi-Hommenau** den **Dank,** die **Anerkennung** und **Verehrung auszusprechen** für seine jahrzehntelange Tätigkeit **im Dienste der deutschen Kultur als Dichter und Schriftsteller und als unerschrockener Vorkämpfer in einer Zeit der völkischen Entartung.** Klein war die Zahl derer, die es als **Ehrenpflicht** empfanden, dem Manne, der verkannt von jenen, denen er seine kulturgeadelte Feder weihte, und verfolgt von jenen, die in ihm den Apostel erkannten, der **deutsch zu unserem Volke redete.** Klein war die Zahl, die Orendi-Hommenau feierte, doch war es eine **erlesene Schar,** die ihm, dem Ehrungen während seines tatenreichen Lebens nur spärlich zuteil geworden, durch **herzliche Kundgebungen** und warme Worte der Anerkennung zumindest ideell einen Teil der **Dankesschuld** abstatteten, die das Banater Deutschtum bis nun abzutragen **versäumte.**

Erlesene Schar

An der Feier hatten teilgenommen: der Jubilar Viktor **Orendi-Hommenau** mit seiner Frau und drei Kindern. Sodann: **Deutscher Konsul** Dr. **Busse, Österreichischer Konsul** Dr. Josef **Gabriel,** Abgeordneter Hans **Beller,** Dr. Fritz **Pauck,** Dr. Franz **Noll,** die Redakteure Karl **Hell** (Arader Zeitung) und Josef **Gaßner** (Temeschwarer Zeitung), die Professoren **Eck** und **Valentin,** Eugen von **Angerbauer,** Dr. Josef **Stocker** (Hatzfeld), Ing. Hans **Götter,** Otto **Scherter,** Dr. Michael **Kausch,** Dr. Josef **Kneip,** Dr. Emmerich **Bauer,** Dr. Andreas **Konrad,** Nik. **Ballner,** Dir. Franz **Burger,** Josef **Neuhaus,** Jakob **Kämpfer,** Filipp **Jahn,** Ackerbauschuldirektor Karl **Kinzy,** die Lehrer Franz **Lukas** und **Filipps,** die Junglehrer **Engelmann, Basch** und **Wagner,** Redakteure Gabriel **Sárkány** und Samuel **Kastriener** Hans **Röser,** Sebastian **Schmidt,** Georg **Logel,** Josef **Burghard,** Josef **Müller,** Karl **Straubinger,** Dir. J. **Anheuer,** Ch. **Ferch,** Dir. Hans **Tengler,** Major **Metz,** Redakteur **Oskar Jenkner,** Tischlermeister Illy (Neupetsch), N. **Ludwig** u. a.

Gesprochen haben Eugen von Angerbauer, Dir. Noll, Prof. **Valentin,** Schriftleiter **Gaßner,** Schriftleiter Hell, Dr. Kausch, Hans Röser, Prof. **Eck,** Tischlermeister **Illy,** Filipp Jahn und Redakteur **Kastriener** (ein Jude). Der Gefeierte vermochte seine Rührung nicht zu unterdrücken und sprach nur in wenigen Worten seinen Dank aus für die ihm zuteilgewordene Ehrung und Anerkennung.

Nach dem amtlichen Programm der Feier blieb man noch lange in fröhlicher Stimmung beisammen. Es war ein Fest, das den Teilnehmern unvergeßlich bleiben wird („Arader Zeitung" vom 26. Oktober 1930). Das offizielle Organ der Dr. Kräuter'schen Volksgemeinschaft **verschwieg** die Feier.

Und viele waren nicht dabei: **kein einziger** „Führer" der Volksgemeinschaft, **auch Dr. Kräuter nicht.** Warum? „Ich sehe viele, die nicht dort waren!" schrieb eine Zeitung. „Ich sehe mit dem geistigen Auge, die als Führer des Banater Deutschtums gelten wollen und diesem Fest zu Ehren des Kämpfers für deutsches Volkstum im Banat fernblieben. Warum?, fragen wir. Sie sind ferngeblieben, weil sie Orendi-Hommenau nicht feiern wollen, **um dadurch nicht bezeugen zu müssen, daß er schon Jahrzehnte vor dem gewissen Zeitpunkt, den sie als den Beginn der Deutschwerdung des Banater Schwabentums bezeichnen,** als deutscher Dichter, Schriftsteller und politischer Führer im Banat lebte und wirkte. Durch ihre Teilnahme an der Feier würden sie sich selbst der **Fälschung** ihrer Geschichte bezichtigen, die mit dem Jahre 1918 beginnt."

„Orendi kämpfte mit edlem Bekennermut und in aufopfernder Selbstlosigkeit für deutsches Wesen und Kultur, **in einer trostlosen Zeit der nationalen Selbstvergessenheit:** jene kamen nicht, die ihn einst wegen seines Deutschseins mit den **verwerflichsten Mitteln bekämpften und heute vom Deutschsein herrlich und in Freuden leben;** sie nahmen nicht teil an der **Feier des Deutschtums.** Nur der Apostel der Idee ist hier, die **Versilberer der Idee blieben fern."**

Materieller Erfolg blieb ihm versagt

„Orendi war eine Dichternatur mit weichem Gemüt, mißverstanden von unserem Volke selbst, setzte er sich für dessen heiligsten Rechte ein, und wurde schonungslos bekämpft von jenen, die **das Banater deutsche Volk entdeutschen wollten.** Mit allen Mitteln wollten die Behörden und gewisse Führer, die ihr eigenes Volkstum verleugneten, den „Pangermanen" Orendi **verstummen** machen. Doch ist er unbeugsam geblieben: **ein kultur- und volksbewußter Deutscher, der Staatstreue mit Volkstreue, Liebe zum Vaterland mit Liebe zum Mutterland in ein harmonisches Ganzes zu vereinigen wußte."**

„Im erbitterten Kampf ums Dasein war ihm **materieller Erfolg stets versagt.** Und auch als unser Volk die einst als Irrlehre verdammte Lehre Orendis als **köstlichstes Gemeingut erkannt,** bleibt dem alten Vorkämpfer für deutsche Kultur und deutsches Wesen **jegliche Anerkennung versagt."**

„Die Vertreter des **rumänischen Volkes** haben unseren Heimatdichter Orendi-Hommenau durch Verleihung von Auszeichnungen zu ehren und durch eine besoldete Stelle **als Presseattachee zu schätzen gewußt.** Das deutsche Volk im Banat, noch immer geführt von einstigen Renegaten, **hat seine Dankespflicht nicht erfüllt."**

Die deutsche „Kulturpolitische Gesellschaft" in Leipzig unter Prof. Dr. Hugo **Grohte** berief Orendi im November 1930 zum **Ehrenmitglied;** in einem Schreiben an ihn heißt es u. a.: „So erfolgte auch Ihre Wahl angesichts der **kräftigen Anteilnahme,** die Sie in den vielen Jahren Ihres **vorbildlichen** Wirkens im Interesse des Grenz- und Auslandsdeutschtums in **dankenswerter** Weise diesem angedeihen ließen."

Viktor Orendi-Hommenau starb in den 50er Jahren in Bukarest, wo er mit einer kleinen Rente ein armseliges Dasein fristete.

Die „positive Auslese"

Nach einem typischen Vertreter der „negativen Auslese", Viktor Orendi-Hommenau, soll nun der „vornehmste Vertreter und gleichzeitig die überragendste (tragische) Gestalt unserer Volkstragödie" — wie Dr. Kräuter schreibt — vorgestellt werden: Prälat Dompropst Franz **Blaskovics** (1864-1937). Blaskovics starb im Jahre 1937 und nicht 1936 wie Kräuter behauptet.

Dr. Kräuter, der bei seinen „Gegnern" nur die „Schattenseiten" — und auch die nur in allerschwärzesten Farben — herausstellt, läßt die Vorzüge seiner Gesinnungsfreunde, so auch die des Prälaten und Dompropstes Franz Blaskovics in einem augenblendenden Glorienschein erstrahlen. Seine tatsächlichen Verdienste, über die kein Zweifel besteht, sollen anerkannt werden, doch muß auch er **zurück in die Wirklichkeit gebracht werden,** wenn der von Dr. Kräuter behandelte Zeitabschnitt schwäbischer Politik der Wahrheit gemäß dargestellt werden soll. Warum Dr. Kräuter den Prälaten Blaskovics als **„tragische"** Gestalt in unsere „Volkstragödie" stellt, ist mir rätselhaft: Blaskovics hat doch in der schwäbischen Politik eine **Machtfülle** in seinen Händen vereinigt (und oft auch mißbraucht), wie es sich dieser kleine (1,66 Meter große) lebhafte, kluge Mann mit den funkelnden dunklen Augen gewiß kaum vorgestellt hatte, als er aus dem im Banater Bergland gelegenen Bergwerksstädtchen **Anina über die Theologie** zum **„irdischsten"** (manche sagen auch **häßlichsten**) Beruf: **zur Politik kam.** Niemand zuvor hat über soviel Macht in unserer Politik verfügt.

Sprache und Gesinnung

Wenn Blaskovics' Mutter auch eine geborene Ringeisen und sein Vater „Auch-Deutscher" war, so ändert das nichts an seiner **politischen Einstellung:** Viele Schwabensöhne haben mit ihren Eltern schwäbisch gesprochen, weil diese **nicht ungarisch** konnten, und dennoch sind sie zu den militantesten **Vertretern der gewaltsamen Madjarisierung geworden;** hier seien außer unseren bekannten „Volksführern", die dann nach dem Zusammenbruch der Österreich-Ungarischen Monarchie unter moralischem Zwang und im Bemühen, **auch weiterhin eine Führerrolle zu spielen,** zu ihrem ein Menschenalter hindurch verleugneten Volkstum zurückfanden, nur Franz **Herczeg (Herzog),** der Werschetzer Apotheker-Sohn, oder Dr. Georg **Steuer,** der letzte ungarische Obergespan des Torontaler Komitats, erwähnt. Dr. Kräuter berichtet, daß Blaskovics niemals **„schwäbisch"** lernte, obwohl er Jahre hindurch die „schwäbischen Bauern geführt" hat, er habe aber trotz seiner „deutschen Bildung" **perfekt ungarisch** gesprochen: ob er diese im damals **noch deutschen** Temeschburger Piaristengymnasium (im Piaristengymnasium wurde im Jahre 1861 — Blaskovics war damals noch gar nicht auf der Welt — die ungarische Unterrichtssprache schrittweise eingeführt, wie Armin Barát in seinem Buch „Temesvár" 1902 berichtet) oder im Wiener Pazmaneum erlernte, bleibt späteren Forschern vorbehalten. Entscheidend für sein Leben und Wirken war also nicht der Kampf der **„Volkstreuen"** und **„Staatstreuen",** wie Dr. Kräuter „Pangermanen" und „Renegaten" umschreibt — als ob „Volkstreue" und „Staatstreue" unvereinbare Begriffe wären, die Minderheitenpolitik nach dem ersten Weltkrieg beruhte doch auf dieser Synthese —, sondern der Kampf des Freiherrn von **Schönerer** und seiner **„Los-von-Rom-Bewegung".** Schönerer trat zum Protestantismus über, weil Deutschtum und Katholizismus angeblich miteinander unvereinbar seien „und er somit für Hitler als Vorbild als Kämpfer für All-Deutschland mit seinem Haß gegen Juden, Slawen, das Haus Habsburg und die katholische Kirche wurde", schreibt Dr. Kräuter. Weil er auch in seinen späteren Geschichtsdarstellungen die „Schönerer-Bewegung", die es ihm offenbar angetan hat, ins **Banat** verlegt — wo gewiß **keine zehn Leute** über sie Bescheid wußten und auch Dr. Kräuter selbst heute noch wenig Ahnung über das Wesen dieser „Bewegung" hat — könnte er sich aus der umfangreichen Literatur über diesen Mann und seine Bewegung informieren, z. B. bei E. **Pichel:** „Der Vorkämpfer Großdeutschlands", 6 Bde.; dann **Molisch:** „Geschichte der deutschnationalen Bewegung in Österreich", 1926, und anderen. Daraus könnte Dr. Kräuter erfahren, daß es Unsinn ist, die Schönerer-Bewegung ins Banat zu importieren; eine **Ähnlichkeit** wäre höchstens in der Tatsache festzustellen, daß die österreichischen **„Deutsch-Klerikalen" in ihrem Liberalenhaß gemeinsam mit den Tschechen und anderen Slawen gegen ihr eigenes Volkstum kämpften,** wie auch die **„madjarisierte Geistlichkeit"** mit Unterstützung der **„schwäbischen Intelligenz" gegen ihr eigenes Volkstum ins Feld zog.** Daß in Österreich, wo der Ansturm der Slawen immer aggressiver wurde, und die nichtdeutschen Geistlichen **die Führer** der nationalistischen Bestrebungen ihrer Völker waren, schließlich auch unter den deutschen Katholiken Reaktionen eintraten, geht auch aus dem im Jahre vor dem 1. Weltkrieg gegründeten **„Tiroler Volksbund"** hervor: selbst die bescheidensten Pfarrer der Tiroler Bergdörfer begannen wieder **an ihr Volk zu denken** und sich gegen die Irredenta zu wehren. Wenn im Banat Stimmen gegen die katholische Geistlichkeit laut wurden — **und sie wurden laut** — so waren sie **weder gegen die Religion, noch gegen die Kirche selbst, sondern nur gegen die im Solde der Madjarisierungspolitik stehenden katholischen Geistlichen gerichtet.** Dazu zählte auch Prälat Franz **Blaskovics.** Das ist unbestritten! (Fortsetzung folgt)

---

6. Neu-Pasuaer Heimattreffen

Wie schon angekündigt, findet zu Pfingsten 1969 das 6. Neu-Pasuaer Heimattreffen zum 25. Gedenkjahr der Vertreibung aus der alten Heimat in Reutlingen statt. Dies wurde vom Heimatausschuß nun endgültig beschlossen.

Um ein gutes Gelingen zu gewährleisten, werden alle Pasuae aufgerufen, zur Programmgesta tung beizutragen. Für den gepl ten Lichtbildervortrag sind und neuere Farbdias-Aufna aus der alten Heimatgemeind wünscht, die bisher noch ni zeigt wurden. Wir bitten u teilung, wer über solches B rial verfügt und bereit ist, ses zur Verfügung zu ste

Außer diesem Lichtbi wollen wir auch eine unter dem Motto „A Neu-Pasua erinnert und zwar verbund Ausstellung von B Münzen. Zwei un Münzen- und Bri verfügen über he terial und haben dieses auszustel

Interessante Neu-Pasua e größeren Fo Familienbild stücke oder gegenständ eingeschic grüßen einschli Kinder Jahrga ist di treff

E si N

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(5. Fortsetzung)

Als der junge Theologe Blaskovics im Wiener „Ausleseinstitut für Geistliche aus Ungarn" studierte, gab es dort nicht nur die Schönerer-Bewegung, sondern auch die des **christlich-sozialen** Rechtsanwalts Dr. Karl **Lueger** (geb. 24. 10. 1844, gest. 10. 3. 1920). Dieser war zuerst mit Schönerer verbunden (vor allem durch seinen **Antisemitismus),** trennte sich aber dann von ihm, und wurde von dem Wiener Kleinbürgertum mit dem Programm der klerikalen **Christlich-Sozialen Partei,** dessen Hauptpunkt der **„demokratische Antisemitismus"** war, in den Reichsrat entsandt. Hitler wurde also **nicht nur** von der „Schönerer-Bewegung", sondern **noch mehr von der christlich-sozialen Politik Luegers beeinflußt.** Das bestätigt Universitätsprofessor Dr. Martin **Spahn,** der Sohn des bekannten **Zentrumspolitikers,** mit der bei der Reichsgründungsfeier **im Jahre 1934 gehaltenen Rede:** „Die deutsch-christlich-soziale Bewegung", sagte er, „hat in Wien unter Karl Lueger ihren, Höhepunkt erreicht." **Von dieser christlich-sozialen Volksbewegung sei Hitler als junger Arbeiter in Wien stark beeinflußt worden und ein nicht geringer Teil seiner Anschauungen sei in diesen entscheidenden Jahren entstanden.** Das Wort Nietzsches: **‚Wer einst den Blitz zu zünden hat, muß lange Wolke sein'**, sei nicht treffender anzuwenden als auf die christlich-soziale Bewegung in ihrem **Verhältnis zu Hitler, denn sie sei die Wolke, aus der der Blitz in Hitler gezündet habe.** Hitler selbst nennt Karl Lueger den **gewaltigsten** Bürgermeister aller Zeiten; in seinem Buch „Mein Kampf" fänden sie **viele** anerkennende Urteile über die Ideen dieser Bewegung: „das christliche Fundament der Bewegung unter Luegers Führung finde auch bei Hitler **einen deutlichen Niederschlag".** (Aus der klerikalen „Kölnischen Volkszeitung" vom 19. 1. 1934, deren Chefredakteur Dr. Karl **Hoeber** einst auf Wunsch unserer „Zentrumsleute" auch im Banat Vorträge hielt.) Und daß Prälat Blaskovics auch von einem Teil des Lueger'schen Programms, dem **Antisemitismus,** beeinflußt war, geht aus seiner Zeitung **„Der Freimütige"** hervor, auf den noch **später hingewiesen** werden soll.

„Gott, König, Vaterland"

Der Wahlspruch des Prälaten lautete — wie bereits erwähnt — **„Gott, König, Vaterland",** und „wenn ihm seine Gegner Madjaronentum als Beweggrund für sein Verhalten unterstellten, so war das in den **meisten** Fällen (also doch nicht immer?!) absichtliche Irreführung", schreibt Dr. Kräuter, „weil sie sich von diesem unterstellten Beweggrund namentlich in **deutschnationalistischen katholischen Kreisen** (sowas gab es auch?) mehr versprachen als von seiner **Treue zu Gott, König und Vaterland."** Welchem König mag er wohl die Treue gehalten haben? Der Partei Kossuths, die von dem „Dethronisator" der Habsburger, Ludwig **Kossuth,** ihren Namen erhielt und dessen Sohn Franz die Politik **„Los von Österreich"** fortsetzte, gehörte doch auch Prälat Blaskovics an; diese wollte los von dem **Habsburger König** und hin zu einem **ungarischen Nationalstaat — ohne Österreich und ohne König. Widersprüche am laufenden Band!**

„Sonderbarer Weise", schreibt Dr. Kräuter, „widmete Blaskovics seine ungeheure Arbeitskraft nicht... dem **Arbeiterstand,** dem er **seiner Abstammung nach angehörte,** sondern den **schwäbischen Bauern"** — „in einer Zeit, als man sich um die Bauern nur in Tagen des Wahlkampfes kümmerte,... gründete er Ortsgruppe um Ortsgruppe des ‚Südungarischen Bauernvereins', der ausschließlich aus schwäbischen Bauern (aus Großbauern natürlich!) bestand und 1918 auch zur Grundlage der völklichen(?) Organisation wurde". Nun, das entspricht den Tatsachen: **die Arbeiter hatten kein Stimmrecht** (und auch kein Geld für die Kirchensteuer), aber um so größere **politische Ambitionen** hatte Blaskovics: er wollte mit Hilfe der „Berufsorganisation" der Großbauern — denn nur sie hatten Stimmrecht — **Abgeordneter** werden; und das ist ihm auch gelungen. Im Jahre 1896 wurde der 32-jährige Blaskovics zum Abgeordneten gewählt. Aber nicht mit dem Programm der arbeiterfreundlichen christlich-sozialen Partei des Prälaten **Giesswein** oder der Katholischen Volkspartei des Pfarrers Béla **Turi,** sondern mit der **extrem nationalistischen madjarischen Los-von-Österreich-Partei, der „Unabhängigkeitspartei",** die er acht Jahre lang im Parlament vertrat. Die ganze Beamtenschaft des Bauernvereins, alle Ortsgruppen wurden in Bewegung gesetzt, um „Korteschdienste" zu leisten, und schon damals wurde „paktiert", indem mit der Parteileitung ein Abkommen getroffen wurde, laut dem im Falle er **als Kandidat nominiert** wird die Bauernvereinsmitglieder **in den anderen Wahlkreisen** auch für **seine** Partei stimmen werden. Die Berufsorganisation der Bauern wurde **zu politischen Zwecken mißbraucht,** und der junge Theologieprofessor Blaskovics, der inzwischen auch in der „Südungarischen Bauernbank" eine führende Rolle spielte, war oft nur mehr **nebenberuflich Priester,** was aber kein Hindernis war, daß er Abt, Domherr, Diözesanschulinspektor, päpstlicher Prälat und schließlich Dompropst wurde. Seine „politischen Versammlungen wurden **durch Meßopfer eingeleitet"** — schreibt Dr. Kräuter. Hinzugefügt sei noch, daß auch vor landwirtschaftlichen Ausstellungen solche Meßopfer vom Priester Blaskovics dargebracht und gleich nachher von ihm — in seiner **Eigenschaft** als **Bauernvereinspräses** — Zuchtstiere, Zuchthengste und Rekord-Milchkühe prämiert wurden.

Christliche Erziehung durch Politik

Dr. Kräuter behauptet, daß für Blaskovics „die Politik **nur ein Mittel zur christlichen Erziehung seiner Volksgenossen war".** Offenbar auch **seine Bank,** in der oft mehr als **20 Prozent an Zinsen genommen wurden,** und auch sein Szegediner Internat, in dem schwäbische Bauernjungen zu Madjaronen und tüchtigen 48er-Parteigängern erzogen wurden. **Vielleicht wäre für den hohen Priester der richtige Platz für die „christliche Erziehung" doch die Kirche gewesen!**

Was Dr. Kräuter dann noch über Blaskovics' Gegnerschaft zu Österreich von sich gibt, ist recht einfältig: er schloß sich nur deshalb der 48er-Partei an, meint Dr. Kräuter, weil diese von Österreich loskommen wollte, beileibe **nicht** aus nationalistischen Gründen, sondern nur weil das **industrielle Österreich** das arme ungarische **Agrarland** so furchtbar ausbeutete. „Die Erkenntnis der ungerechten Verteilung des sozialen Produkts hat die Bauern Deutschlands veranlaßt, die ‚grüne Front' zu bilden. Blaskovics tat dies schon **lange bevor** und vereinigte diese Front darüber hinaus noch mit den Fronten der **gläubigen Katholiken,** der **Königstreuen** (seit wann waren die 48er königstreu?), der **Ungarndeutschen** und der **Fortschrittlichen."**

Die Behauptung über die Ausbeutung Ungarns durch Österreich ist barer Unsinn. Österreich als Industrieland war der beste Markt für ungarische Agrarprodukte, und wenn die von vernünftigen Politikern, darunter auch die Vertreter der „Ungarländischen Deutschen Volkspartei" angestrebte Zollunion mit dem industriell hochentwickelten Deutschland zustandegekommen wäre, wären die Agrarverhältnisse in Ungarn, an deren **Trostlosigkeit** die von **primitiven antideutschen Ressentiments durchdrungenen ungarischen 48er ein Großteil der Schuld trugen, wesentlich günstiger gewesen.** Daß diese Politik unsere Volkssubstanz nicht nur national, sondern auch sozialwirtschaftlich bedrohte, geht auch aus der Tatsache hervor, daß zum Beispiel in den Jahren **von 1909 bis 1911 nicht weniger als 50 619 Deutsche, die Mehrzahl davon Donauschwaben, den Wanderstab ergriffen und auswanderten.** Und das obwohl der Bauernverein und die Bauernbank (die übrigens später auch mit der Auswanderungsagentur Brück & Co. aus materiellen Gründen zusammenarbeitete und die Auswanderung noch erleichterte) bereits zehn Jahre tätig waren. Das war der **„große Schwabenzug"** nach Übersee, und es waren hauptsächlich Taglöhner und Kleinhäusler, die der Heimat den Rücken kehrten, jener Heimat, in der **91 Magnatenfamilien 1 352 000 Hektar und die Kirchen 1 390 000 Hektar Boden ihr Eigen nannten,** während ein Taglöhner, der ohnehin nur als Saisonarbeiter in der Landwirtschaft beschäftigt war, **sich mit 2 Kronen und 20 Heller pro Tag zufriedengeben mußte.** Es fehlte eine **vorausschauende volkserhaltende Sozial- und Wirtschaftspolitik,** und es war noch ein Glück, daß die **Raiffeisenkassen** wenigstens dem mittleren Bauernstand zu Hilfe kamen. Der Bauernverein war — wie später auch die Volksorganisation — eine **einseitige Klassenorganisation, die nur einen Teil des Volkes vertrat.** Und wenn die Zugehörigkeit der „schwäbischen Intelligenz" zur österreichfeindlichen Partei der 48er mit der Ausbeutung Ungarns begründet wird, so ist das auch nur eine Ausrede. Denn im Jahre 1912 z. B. übernahm Österreich von Ungarn Schlachtvieh und Fleisch im Werte von 272 315 292 Kronen, während Österreich an Industrieerzeugnissen, darunter vielerlei landwirtschaftliche Geräte, nur im Werte von 14 054 192 Kronen lieferte; der **Überschuß** für Ungarn betrug daher 258 261 100 Kronen. Ohne Österreich, wie es die 48er wollten, wäre der deutsche Bauernstand noch mehr in Mitleidenschaft gezogen worden. Aber in den Bemühungen, unser Volk zu entnationalisieren, blieben vernünftige wirtschaftliche und soziale Überlegungen unberücksichtigt.

Los von Österreich!

Blaskovics wollte also als führender Katholik **los von Österreich,** das Jahrhunderte lang die **Schutzmacht des Katholizismus im Südosten** war: unsere Ahnen wurden doch gerade weil sie Katholiken waren im Banat angesiedelt. Die Mehrheit der 48er waren „Kalvinisten", mit denen Blaskovics mit seinem „donauschwäbischen" Anhang den österreichischen Alldeutschen unermüdlich gegenüberstand. Es war also eine **Politik gegen den Katholizismus und gegen das Deutschtum!** „In der Front der Nationalisten konnten **Muth, Blaskovics** und **Reitter** nicht mit den Alldeutschen marschieren; doch Blaskovics sprach", wie Kräuter berichtet, **„in schwäbischen Versammlungen deutsch** (sonst hätten ihn seine Zuhörer ja gar nicht verstanden!). Er gründete den ‚Bauernverein', die ‚Südungarische landwirtschaftliche Bank' und verwaltete neben seinen zahlreichen kirchlichen Stellen noch das **2000 Joch ausmachende ‚Domherrngut'** in Paratz. Außerdem leitete er noch die Wochenblätter „Der Freimütige" und „Der Landbote" und die Abendschulen." So Dr. Kräuter. Was ist nun an diesen Kräuter'schen Behauptungen wahr?

Die Gründung des Bauernvereins

Über die Gründung des „Südungarischen landwirtschaftlichen Bauernvereins" berichtet Hans **Herrschaft** in seinem im Jahre 1942 erschienenen Buch **„Das Banat"** ausführlich. Er schreibt u. a.:

„Am 7. Januar 1885 rief der Bogaroscher Gemeinderichter Peter **Ströbl** die Gemeinderichter des Hatzfelder Stuhlbezirks zu einer Besprechung in Lenauheim zusammen. Bei dieser Gelegenheit wurde zum erstenmal vom ‚Bauernverein' gesprochen. (Blaskovics war damals erst 21 Jahre alt und wurde erst ein Jahr später zum Priester geweiht.) Mit Hilfe des Rechtsanwalts Dr. Josef **Reichrath** und des Hatzfelder Bauern Mathias **Hepp** gelang es Peter Ströbl, im Mai 1885 eine Bauernversammlung nach Hatzfeld einzuberufen, wo die Statuten ausgearbeitet und dem ungarischen Ministerium vorgelegt wurden..."

„Peter Ströbl wurde zu einem wahren Bauernführer und ein Apostel des **Bauernvereinsgedankens.** Seiner rastlosen Werbetätigkeit gelang es, die Voraussetzungen zum Bauerntag zu schaffen. Am 10. Dezember 1891 wurde die Konstituierung des Vereins vorgenommen." Herrschaft zählt nun die gründenden Mitglieder auf. „In die Leitung wurden gewählt: Abgeordneter des Eleker Wahlkreises und Großgrundbesitzer in Simand Johann **Wittmann,** zu Stellvertretern Dr. Melchior **Frecot** (Vater des späteren Abgeordneten der Volkspartei Stefan Frecot) und Adam **Röser** aus Gertianosch. Sekretär wurde Theologieprofessor Franz **Blaskovics** und Kassier Anton **Kádár.** Die Statuten wurden erst im Jahre 1892 angenommen. Peter Ströbl begnügte sich bescheiden mit der Vizepräsidenten-Stelle für das Komitat Torontal." Soweit Herrschaft. In die aus 12 Mitgliedern bestehende Direktion wurde auch der Großkikindaer Volks- und Gewerbeschullehrer Karl **Kraushaar** berufen, der bereits in der zweiten, am 22. Mai 1893 in Hatzfeld stattgefundenen Generalversammlung des Vereins den Antrag zur **Einführung von Wiederholungsschulen in den schwäbischen Dörfern** stellte, der auch angenommen wurde. Er übersiedelte nach Temeschburg und wurde anstelle des ausgeschiedenen Kádár Kassier. Kraushaar hatte auch **als erster** den Gedanken zur Gründung einer Bank aufgeworfen, Blaskovics und Dr. Frecot stimmten zu, und Kraushaar gelang es anfangs 1895, ein Stammkapital von **250 000 Gulden** aufzubringen, so daß die Bank gegründet wurde. Blaskovics wurde **leitender Direktor,** Kraushaar sein Stellvertreter.

Die Kleinarbeit verrichteten andere

In der Zeit, als Blaskovics Abgeordneter, Bankdirektor und Träger verschiedener kirchlicher Ämter war, konnte er sich um den Bauernverein nur wenig kümmern. Kraushaar war die Seele des Vereins, führte 5000 Menschen zur Budapester Mileniums-Ausstellung, veranstaltete verschiedene landwirtschaftliche Ausstellungen, fuhr mit Bauernabordnungen nach Westungarn, um die hochentwickelte Viehzucht dieser Gegend zu besichtigen; Extrazüge mit Bauern fuhren in die Tolnau und Baranya, in Szegedin veranstaltete er eine landwirtschaftliche Ausstellung und in Temeschburg eine Weinausstellung. **Das bäuerliche Winterschulwesen baute er als Fachmann aus.** Zehn Jahre lang arbeitete Kraushaar, der mit den verschiedenen Fachleuten des Vereins den **Hauptteil der Arbeit verrichtete,** mit Blaskovics zusammen. Dann kam es zu einem Zerwürfnis zwischen beiden, zu Pressefehden und Prozessen. Kraushaar griff Prälat Blaskovics in einem Artiekl an, in dem er u. a. schrieb: „Mit der Wahrheit nehmen es gewisse Herren nicht genau, die Liebe predigen und Haß im Herzen tragen... Er nützte mich aus und als er kein Abgeordnetenmandat bekommen konnte, **nahm er Besitz von allen Ämtern und Würden und drängte mich durch seine Arroganz aus meinen Stellungen."** Blaskovics strengte wegen der Ausfälle Kraushaars am 24. Mai 1907 einen Presseprozeß an, den er, obwohl der junge Rechtsanwalt Dr. Kaspar **Muth** Blaskovics vertrat, **gewann.** Die Affäre rief große Empörung unter der Bauernschaft hervor, doch Blaskovics blieb trotz der verschiedenen Mißtrauenskundgebungen Sieger: Kraushaar schied aus und „Altvater" Ströbl war schon längst in den Hintergrund gedrängt. (Fortsetzung folgt)



Marktplatz in Temeschburg mit Domkirche und Pestsäule. Temeschburg, die Hauptstadt des rum. Banats, hat in großem Maße auch bis heute ihren altösterreichischen k. u. k.-Charakter bewahrt. Ihre Bevölkerung setzt sich aus Rumänen, Deutschen, Ungarn, Serben und anderen Nationalitäten zusammen. (Foto: W. Pragher — Bavaria)

Buchbesprechung

„Das Oder-Neisse-Problem" von Friedrich von Wilpert. 96 Seiten, Paperback-Ausgabe, DM 5,50. Auslieferung für Deutschland: Herdersche Verlagsauslieferung, 6 Frankfurt I, Schillerstraße 19, Postfach 3285. Auslieferung für Österreich: Verlag Herder, Wien I, Wollzeile 33, Postfach 1/248.

Diese Schrift behandelt das Oder-Neisse-Problem in einer völlig neuen und unkonventionellen Weise. Fast alle hierzuland und jenseits der Grenzen laut gewordenen Argumente werden auf einer internationalen Konferenz erörtert, die durch Angehörige von Völkern aus aller Welt und unterschiedlicher, ja gegensätzlicher ideologischer Haltung besucht ist.

Das ist ein gewagtes Unternehmen. Es stellt ein ungelöstes außenpolitisches Problem zur Diskussion und fingiert gewissermaßen eine Vorkonferennz wirklicher Friedensverhandlungen. Gewagt ist eine solche Darstellungsweise vornehmlich deswegen, weil außenpolitische Verhandlungen kein bloßer Gedankenaustausch, sondern das Ringen um rechtmäßige Interessen sind. Von der Rechtmäßigkeit der deutschen Forderungen wird allerdings ausgegangen. Sie werden mit den bestehenden Machtverhältnissen konfrontiert und mit der Interessenlage der beteiligten und unbeteiligten Staaten.

So ist ein fesselndes Gespräch entstanden, das die Bedeutung und die Schwierigkeiten des Deutschland-Problems in der gegenwärtigen weltpolitischen Situation schildert. Die Schrift macht augenfällig, wie sehr die Oder-Neisse-Frage jedermann in Deutschland angeht, wie sehr ihre Bereinigung die Zukunft jedes einzelnen gerade auch in einer Wohlstandsgesellschaft berührt. Ebenso wird aber auch unübersehbar, welche Schwierigkeiten durch fremde Staatsinteressen, durch ein Mißtrauen zwischen den Völkern verursacht werden.

Die Konferenz, also die Schrift, die an Machtfragen ebensowenig vorbeigeht wie an der Geschichte, den Gefühlen der betroffenen Völker und an Wirtschaftsproblemen, endet daher mit der gemeinsamen Hoffnung aller Beteiligten, daß dem Streben nach einem einigen Europa Erfolg beschieden sein möge. Denn diese Einigung werde auch zum Ausgleich zwischenstaatlicher Interessengegensätze führen.

Die Schrift in ihrer leichten und flüssigen Form ist ein geeignetes Mittel, um jedem demokratischen Bürger die Aufgaben seines Staates erkennbar zu machen.

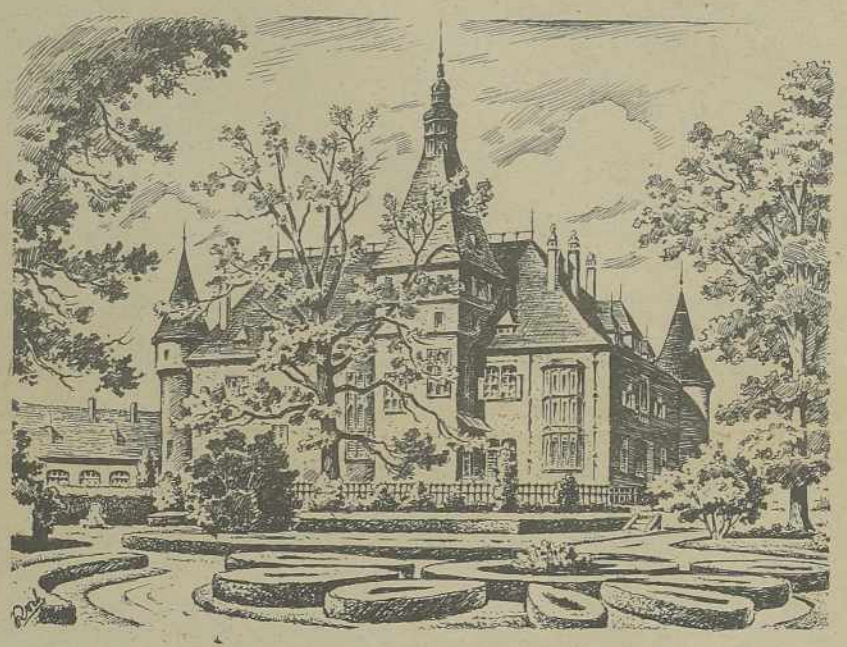
„Freiheit" - und was sie darunter verstehen

Pöbel wütete barbarisch im Schloß der gräflichen Familie Mailáth zu Donji Miholjac

Unter dem so schönen und wohlklingenden Wort „Freiheit" verstehen leider viele Menschen, daß sie in einer scheinbar erreichten Freiheit alles tun können, was sie nur wollen. Sie können die Begriffe MEIN und DEIN nicht mehr voneinander unterscheiden und die Folge davon ist meistens die „Befreiung von der Freiheit", wovon wir gar viele Beispiele aus der ganzen Geschichte kennen. Einige wahre Beispiele solch verhängnisvoller Freiheit sollen hier nur kurz angeführt werden:

Als sich im Jahre 1918 nach dem unglückseligen 1. Weltkrieg die österreichisch-ungarische Monarchie in ihre Bestandteile auflöste, da gab es bei uns in Slawonien in der Übergangszeit plötzlich keine Staatsmacht mehr, also keine Polizei und kein Militär. Das heißt: in den Dörfern und kleineren Ortschaften war niemand mehr da, um die öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten, so daß sich die untersten Bevölkerungsschichten getrauten, alles zu tun, was sie wollten, denn es war ja die „Freiheit" ausgebrochen!

So bildeten sich in den einzelnen slawonischen Ortschaften größere und kleinere Gruppen von lichtscheuem Gesindel, welches, von niemandem gehindert, auf eigene Faust abends und nachts in wohlhabende Bürgerhäuser gewaltsam eindrang und einfach alles, was vorgefunden wurde, plünderte, aber dann beim Teilen der Beute auch unter sich zu raufen begann. Der „befreite" Pöbel zog



Das gräflich Mailátsche Schloß im slawonischen Ort Donji Miholjac, wo einst Kaiser Franz Joseph I. und das österreichische Thronfolgerpaar (Erzherzog Franz Ferdinand) während einer Jagd wohnte, und wo dann nachher — wie nebenstehend beschrieben — besoffene „Freiheitsapostel" ihre anarchistische Herrschaft antraten. (Diese Zeichnung hat Lm. Hans Roch angefertigt.)

johlend durch die Straßen, um zu plündern, während in den wenigen Städten die noch halbwegs funktionierende Polizei Ruhe und Ordnung noch aufrechterhalten konnte. Mit Gewehren, Äxten, Schaufeln u. dgl. erbrach man die versperrten Haustore und Wohnungstüren, so daß Bretter und Fensterscheiben überall unheimlich klirrten und krachten. Die meisten der wohlhabenden Bürgerfamilien, auch die gräfliche Familie, waren schon vor der nahenden Gefahr nach Essegg oder nach Ungarn geflüchtet, so daß alle Züge von Flüchtlingen und Koffern und Kisten überfüllt waren.

Es begann in finsterer Nacht ein hemmungsloses Wegschleppen geraubten Gutes: Kleider, Wäsche, Möbelstücke und alles Mögliche, alles, was nicht angenagelt war, wurde — unter Fluchen über die ehemaligen Besitzer — weggeschleppt, die neue „Freiheit" feierte tolle Orgien. Natürlich drang die Masse auch in das schöne große Schloß der gräflichen Familie Mailáth ein, wo es besonders unheimlich zuging. Der große gräfliche Weinkeller wurde von den nun herrschenden neuen „Herrschaften" erbrochen, alle Fässer wurden geöffnet, so daß der Wein bis über die Knöcheln im Keller herumfloß. Die „Freiheits"-Bande soff maßlos, zwei total Besoffene fielen in den ausgeflossenen Wein und sind darin buchstäblich ertrunken. In alle schön eingerichteten Räume des Schlosses brach man ein, die großen Wandspiegel und Kristalllüster wurden zerschlagen. Kostbare Möbel wurden zertrümmert, in der Schloßkapelle zerstörte man die Orgel, den Altar, man zog johlend und spottend Meßgewänder an, man zertrümmerte mit Äxten Klaviere, nahm aus den Badezimmern die vorhandenen Irrigatoren (emaillierte Wassergefäße zum Klistieren, füllte diese mit Wein und hängte sie mit Spagat um die Schulter, und marschierte dann, „Freiheitslieder" brüllend, durch den Ort Donji Miholjac, während die Genossen durch die Gummischläuche aus den Hartgummipipen Wein soffen und schrien: „Boga im gospodskoga, čak i na malu pipu su pili!" (Verflucht sei ihr herrschaftlicher Herrgott — sogar aus kleinen Pipen haben sie getrunken). Natürlich waren unter diesen „Neuen Herren" auch viele Ortszigeuner und Arbeiter aus dem nahen Waldunternehmen Sušine Gjurgjenovac, die endlich ihren Zorn und Neid über die verfluchte „buržoazija" entladen konnten.

In einem Miholjacer Kaufhaus wurde das bisher schon sehr knapp gewordene Petroleum verteilt, wobei durch unvorsichtiges Hantieren mit Zündhölzern beim Rauchen die gesamten Petroleumfässer in Brand gerieten, so daß das ganze stockhohe große Gebäude der Kaufleute Weiß niederbrannte. Die nichtbeteiligten Bürger verbrachten aus Angst schlaflose Nächte und befürchteten, auch an die „Reihe zu kommen". Ein Finanzer wollte sich die Plünderung auch zu Nutzen machen: er wollte seiner Braut ein besonderes Geschenk machen. Er holte sich aus den gräflichen Stallungen zwei schöne Lipizzanerpferde, suchte sich auch einen „noblen" Fiakerwagen aus, spannte ein und fuhr zum Haus seiner Braut, wo er über den Straßengraben in das niedere Haustor einfahren wollte. Die Pferde wurden scheu und bäumten sich sträubend unter den ungewohnten Stockschlägen des Herrn Finanzers. Da kehrte dieser um und trieb die wildgewordenen Lipizzaner in rasendem Galopp bis zum Bahnhof, mit der Absicht, die Pferde zu ermüden und sie sodann doch in den Hof seiner Braut zu bringen. Aber auf dieser tollen Fahrt zum Bahnhof zurück knallte von einer unbestimmten Richtung her ein Gewehrschuß, der wohlgezielt den galanten Finanzer tödlich traf, so daß dieser tot vom Wagen auf die Straße fiel und die Pferde ohne Kutscher zurück in ihren Stall im Schloß galoppierten.

Einige Zigeuner stahlen sich im Schloß mehrere kunstvoll geschnitzte Speisezimmer-Kredenzen. Diese Möbelstücke brachten sie dann in ihre „Höfe" und wollten sie dann in ihre „Lehmgemächer" stellen, um doch auch „nobel" zu werden. Aber die Kredenzen waren viel zu hoch, so daß die Zigeuner nur den oberen Teil auf den Lehmfußboden stellten, der untere Teil blieb im Hof unter freiem Himmel stehen, was ich auch mit eigenen Augen sah.

Im nahen Dorfe Petrijevci proklamierten die pfiffigen Bauern die „Freie Republik Petrijevci". Doch hatte diese neue freie Republik keinen langen Bestand, denn bald rückte das befreiende serbische Militär überall ein, wodurch wieder eine andere „neue Freiheit" ins Land einzog, zur Freude der neugeborenen brüderlichen „SHS"-Machthaber, die dann später von König Alexander zu „Jugoslawen" umgetauft wurden. Die neue jugoslawische Staatsobrigkeit gab sofort eine strenge Verlautbarung heraus, daß alle gestohlenen Sachen in einer vorgeschriebenen Frist zurückzuerstatten sind, widrigenfalls mit Tod durch Erschießen gerechnet werden müsse. Also schlichen in finsterer Nacht die „Herren" Plünderer mit allen gestohlenen Sachen ganz heimlich in fremde Höfe und warfen die Gegenstände in die offenen Brunnen, aus Angst ertappt zu werden. Manche der Hausbrunnen waren bis oben zum Rand voll mit geplündertem Gut, das dann aus dem Wasser gezogen werden mußte.

Doch nach Ende des 2. Weltkrieges kam abermals eine neue „Freiheit" ins Land. Und noch bis heute lautet die neue Freiheitsparole „KUSCH". Wer von den neuerdings „Befreiten" nicht kuschen wollte oder gar über die neuen „Freiheitsbeschützer" zu kritisieren wagte, der bekam freie Kost und Quartier dort, wo der Freiheitsgenosse Milovan Djilas jahrelang büßte, weil er die „Nova klasa" kritisierte (die neue Klasse, die an die Stelle der früheren Herren kam). Wir wollen aber an diese zweifelhafte „Freiheit" nicht glauben, die einige „Obergenossen" mit so viel „Nächstenliebe" der ganzen Menschheit schenken wollen! Denken wir doch nur an die vielgerühmte „Freiheit" jenseits der Berliner Mauer, wo uns gewisse Auch-Führer mit verschiedenen Zuckerbroten in ihre „auch-freie" und „auch-glückliche" Zukunft führen möchten.

Und die so süßlich versprochene „Religionsfreiheit" der Herren „Koexistenzler" ist eine Unmöglichkeit, denn so wie sich Wasser mit Öl nicht vermischen läßt, ebensowenig läßt sich die reine Lehre Christi mit der atheistischen Lehre der Genossen Marx, Lenin, Stalin, Mao tse tung und wie sie alle heißen vermischen ...! H. R.



Denkmal hl. Florian in Satnitz, gestiftet von Wilhelm und Susanna Stader im Jahre 1913.

Familien- und Ahnenforschung

Betrifft ganz besonders die Landsleute aus Tscherwenka, Wukowar, Apatin und Winkowtzi

Ich stamme — das möchte ich meinem Aufsatz voranstellen — aus Satnitz, Jugoslawien. Schon seit längerer Zeit befasse ich mich mit Familien- bzw. Ahnenforschung und habe hierbei in Erfahrung gebracht, daß meine Vorfahren aus der Pfalz nach Südosteuropa ausgewandert sind. Und weil sich insbesonders die Heimatstelle Pfalz daran interessiert zeigt, ihre Kartei zu vervollständigen, wende ich mich heute über den „Donauschwaben" an alle Landsleute.

An einem Tag im Juni 1784 wanderten 49 Personen von Niederkirchen-Isenburgisch nach Ungarn aus, vom Gut Hoborn 18 Personen. Theodor Stater stammte laut Ansiedlungsprotokoll vom 8. Juli 1784 (AP Nr. 282) von Niederkirchen Bez. — Amt Kaiserslautern/Pfalz. Er war evang. luth. und 43 Jahre alt. Der Kartei ist zu entnehmen: Theodor Stater, Bauer und Tuchmacher, ist mit fünf Personen am 8. Juli 1784 in Wien registriert und nach Tscherwenka in Ungarn ausgewandert.

Wer Niederkirchen kennt, der kann sich gut vorstellen, was die Menschen damals bewog, nach dem Südosten auszuwandern. Und wer sich ein wenig mit der Geschichte der Gemeinde befaßt, der weiß noch besser Bescheid. Der Ort ist eng angelegt und hat keine Ausweichmöglichkeiten. Der Bach — man nennt ihn Oden-B. — fließt fast am Ortsrand vorbei und wurde als Grenze betrachtet. Schon damals, d. h. zu jener Zeit, da meine Ahnen auswanderten, stand der größte Teil der Häuser auf der Isenburgischen Seite. Hier verlief z. T. die Grenze zwischen der Sickinger und Isenburgischen Herrschaft. Und deshalb nannte man auch den Ort Niederkirchen-Isenburgisch. Kurzum: es war das ein Grenzgebiet, wo öfter nach kriegerischen Auseinandersetzungen nicht nur die Herrschaft wechselte und vom Volk anerkannt werden mußte, sondern auch der Glaube.

Niederkirchen hatte im Laufe der Zeit folgende Bevölkerungszahlen: 1675 5 Familien, ca 20 Personen; 1720 30 Familien, ca. 150 Personen; 1730 31 Familien, ca. 155 Personen; 1768 44 Familien, ca. 220 Personen; 1780 50 Familien, ca. 250 bis 300 Personen; 1802 308 Personen, 1837 617 Personen, 1966 850 Personen.

Auf Grund meiner Nachforschungen und laut Zwischenbescheid des Landesarchivs Speyer vom 17. 11. 1966 ist Theodor Stater aus dem „Grünstädtischen" gebürtig. Er heiratete Anna Catharina Witwe von Joh. Braun. Kinder aus dieser Ehe waren: Johann Peter, geb. 25. 8. 1776; Maria Magdalena, geb. 11. 3. 1780; Anna Margaretha, geb. 10. 2. 1784.

In der ersten Zeit der Ansiedlung wurde der Name Stater auch Staater geschrieben, später schrieb man ihn nur mehr Stader.

Meine Vorfahren kamen aus Tscherwenka nach Wukowar, von wo mein Urgroßvater 1872 nach Satnitz in Slawonien zog. Dagegen blieb sein einziger Bruder in Wukowar.

Mich interessieren alle Nachkommen aus dieser Sippe, vor allem Unterlagen und Urkunden aus der Ansiedlungs- bzw. späteren Zeit. Die Originale schicke ich selbstverständlich nach Anfertigung eines Abzugs an die Besitzer wieder zurück. Außerdem mögen mir alle Nachkommen auch ihre derzeitige Anschrift bekanntgeben. Mit anderen Worten: es interessieren mich alle Nachkommen von Stater, Staater und Stader aus dem donauschwäbischen Siedlungsgebiet.

Nach all den Jahren, da wir — vertrieben aus der alten Heimat — in aller Welt zerstreut leben, steht mitten im Dorf (Satnitz) auch heute noch ein Denkmal, das an die Sippe Stader erinnert: der heilige Florian, den mein Urgroßvater Wilhelm Stader und dessen Frau Susanna geb. Friedrich 1913 vor der Rochus-Kirche in Satnitz aufstellen ließen. Nur mehr dieses Denkmal erinnert heute die Landsleute, die die alte Heimat besuchen, an die deutsche Vergangenheit von Satnitz. Das gilt insbesonders für die jüngere Generation, die Satnitz nicht mehr bewußt oder überhaupt nicht erlebt hat. Hier lebte und wirkte die Sippe Stader jahrzehntelang friedlich zusammen mit den andersnationalen Menschen, bis im Herbst 1944 das Schicksal uns Deutsche zwang, die liebgewordene Heimat für immer zu verlassen.

Stefan Stader
675 Kaiserslautern
Rostockerstr. 5

Bundesorgan der Heimatvertriebenen aus Jugoslawien, Rumänien und Ungarn.

Herausgeber:
Donauschwäbischer Heimatverlag
Druck Südd. Zeitungsdienst G. m. b. H.
708 Aalen/Württ., Bahnhofstraße 65
Postfach 125, Telefon (07361) 67 11
Chefredakteur und für den Inhalt verantwortlich: Franz Schuttack
„Der Donauschwabe"
erscheint wöchentlich
Nur im Abonnement beziehbar — kein Einzelverkauf.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.
Für Inserate z. Z. Preisliste Nr. 6a gültig.
Bezugsgebühr:
In Westdeutschland mit „radio + television rtv" bei Postinkasso monatlich DM 2,30, bei Vorauszahlung an den Verlag halbjährlich DM 12,40, für das ganze Jahr DM 24,80. Die Preise sind Bruttopreise; Unternehmer können einen Vorsteuerabzug von 4,76% vornehmen.
Vom Ausland kann die Bezugsgebühr mit internat. Postanweisung überwiesen werden.
Österreich vierteljährlich 27,— Schilling, übriges europäisches Ausland vierteljährlich 6,— DM. Nord- und Südamerika jährlich 8,80 Dollar, Australien 8 Dollar. Luftpost jährlich zusätzlich 10 Dollar.
Vertretung für Canada: John Bischof, 182 Hiawatha Rd., Toronto 8, Ontario.
Vertretung für Australien: Overseas Periodicals (Aust.) PTY. LTD., 3 Seddon St., Bankstown, N.S.W., 2200.
Konten des Verlages: Postscheckkonto Karlsruhe 25090. — Bankkonto: Kreissparkasse Aalen/Württ. 3921.
Abbestellungen jeweils 8 Wochen vor Halbjahresabschluß (30. 6. und 31. 12.).

„Grüße an die Heimat"

(Fortsetzung von Seite 4)

funkaufnahmen folgten. Inzwischen treten die Geschwister Kuhn — nebenberuflich wohlgemerkt — jeden Monat etwa in fünf Veranstaltungen auf. Als Begleiter und Chauffeur fungiert ihr Vater. Ob in Brixen/Tirol, in der Meistersingerhalle in Nürnberg, auf dem Killesberg in Stuttgart, in Hamburg, Ulm, Bremen oder Sigmaringen — überall erhält das sympathische Gesangstrio begeisterten Beifall. Selbst Bundeskanzler Kiesinger und Bundestagspräsident Gerstenmaier fanden freundliche Worte des Lobes. Höhepunkt der „musikalischen Laufbahn" war vor zwei Jahren eine Tournee durch die USA, die von der Landsmannschaft der Donauschwaben organisiert und betreut wurde. Stationen: Trenton, Philadelphia, Los Angeles, Rochester, Detroit, Cincinnati, Cleveland, Chicago, Milwaukee, New York. In 24 Tagen 18 Veranstaltungen.

Für 1968 ist eine Reise in die USA und Canada geplant. Und wenn alles gut geht, folgt im Jahr darauf dann noch eine Langspielplatte mit internationalen Volksliedern. Glücklich, wem Gesang gegeben!

Glücklich würden sich die Geschwister Kuhn schätzen, wenn ihren „Grüßen an die Heimat" — ihrer ersten Langspielplatte — bei den Freunden der Volksmusik in Deutschland und im Ausland Erfolg beschieden wäre. Und den wünschen wir ihnen von ganzem Herzen.

Die Langspielplatte „Grüße an die Heimat" (Die Geschwister Kuhn, Gesang / die Stuttgarter Volksmusikanten, Leitung Alfred Kluten) beinhaltet: Rennsteiglied, Wu de Walder haamlich rauschen, Edelweiß-Walzer, Schatz i trau dir net, Schwarz san die Kersch'n, Danziger Goldwasser, Bild dir nischt ei, Sitzt e klois Vogerl im Tannewald, Schwips-Polka, Riesenngebirglers Heimatlied, Jägerliebe, Die Brautwerber, Steh'n zwei Stern am hohen Himmel, Grüße an die Heimat. Diese ausgezeichnete Langspielplatte ist in allen Radio-, Rundfunk- und Musikgeschäften erhältlich. Man braucht bloß die Schallplatte Metronome MLP 15 280 zu verlangen.

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(6. Fortsetzung)

Der Bauernverein unter Leitung von Prälat Blaskovics hat mit seinen Fachkräften **Kraushaar**, **Dold**, **Schipper** und zuletzt mit Diplomlandwirt Johann **Wendel** zweifellos viel zum Aufschwung der Banater Bauernschaft beigetragen. Aber nicht nur ihnen, sondern der **Aufgeschlossenheit, dem Fleiß und der Tüchtigkeit der schwäbischen Bauern gebührt ein Großteil des Verdienstes: der Sinn für wirtschaftlichen Fortschritt liegt ihnen im Blut, das beweisen auch die ungeheuren landwirtschaftlichen Erfolge schwäbischer Bauern in der Batschka, in Syrmien und Westungarn, wo es keine Geistlichen als Bauernführer gab.** Die maßlose Übertreibung der Verdienste des Prälaten Blaskovics für die Bauernschaft durch Dr. Kräuter mindert diese nur.

Ströbls radikale Forderungen

Das Leben Peter Ströbls schildert Hans Herrschaft in seinem bereits genannten Buch in ausgezeichneter Weise. Ergänzend sei noch das unerschrockene Auftreten Ströbls politischen „Größen" gegenüber erwähnt. Am 9. Mai 1907 fand in **Lovrin** eine „Großversammlung" statt, an der aber kaum 1000 Heidebauern teilnahmen. Der damalige Kultusminister Graf Albert **Apponyi**, einer der glänzendsten Redner Ungarns, der aber das deutsche Schulwesen abwürgte, erschien mit einem ganzen Stab von Abgeordneten in der Gemeinde. Dr. Reitter übernahm den Vorsitz und Dr. Muth dankte als erster Redner seinen Landsleuten, daß sie stets die „treuesten Anhänger der ungarischen Staatsidee" seien. Er warnte sie, **von diesem Weg abzuweichen und keinesfalls den „alldeutschen Agitatoren aufzusitzen."** Dann übernahm Graf Apponyi das Wort und attackierte die „alldeutschen Agitatoren" und auch Prälat Blaskovics schlug in die gleiche Kerbe. „Der interessanteste Redner war" — nach einer zeitgenössischen Aufzeichnung — „der Bauer Peter Ströbl: dieser Greis hielt eine **höchst radikale Rede**. Er sprach über die traurigen Zustände des Bauerntums und gab die Gründe an, die die **Banater schwäbische Bevölkerung zur Massenauswanderung** treibt. Der falsche Kataster, die **ungerechte Besteuerung** der ärmeren Volksschichten sind die größten Übel des Landes. Er forderte ein **progressives Steuersystem und trat für die Einführung des allgemeinen, geheimen Wahlrechts ein;** er reichte auch eine diesbezügliche Resolution ein. Sein Auftreten rief unter den anwesenden Bauern **begeisterte Zustimmung** hervor, und als dann noch der sozialistische Bauer Albert **Stemper** aus Großjetscha das herrschende Regime einer scharfen Kritik unterzog, **schloß Dr. Reitter rasch die Versammlung, damit die ‚hohen Herren aus Budapest' nicht die wahre Volksstimmung erfahren."**

Bank und Verein schicksalhaft verbunden

Der Streit in der Führung des Bauernvereins war zwar peinlich, doch blieb der Verein unter Führung von Prälat Blaskovics. Bank und Verein waren schicksalhaft miteinander verbunden: **die Bank subventionierte den Bauernverein** (zu einer Zeit schuldete er der Bank 60 000 Kronen) und **die Bauern vertrauten ihre Spargroschen der Bank an: Bauernverein und Bank aber waren in den Händen des Prälaten Blaskovics.**

Dr. Kräuter beschließt den Lebenslauf mit der Feststellung, daß Prälat Blaskovics „nie, aber auch **niemals vor deutschen Gläubigen madjarisch gepredigt habe**, er war zwar der Führer der schwäbischen Intelligenz — aber **nicht** ihr Führer in der Madjarisierung". In der „Temesvarer Zeitung" ist am 16. November 1918 aber ein Artikel aus der Feder Franz Blaskovics' erschienen, in dem es u. a. heißt: „Sehr viele sind wir, die **umlernen** müssen. Aber wenn wir in der Vergangenheit meinten, daß nur die Kräftigung des **einheitlichen Nationalstaates** die Zukunft Ungarns und seiner Bürger sichern könne, so hatte dies seine Begründung in dem Abhängigkeitsverhältnis, in welchem wir zu **jenem Österreich standen, welches uns durch Jahrhunderte staatsrechtlich unterdrücken wollte, wirtschaftlich wie eine Kolonie ausbeutete, die Nationalitäten gegen das Ungarntum aufhetzte und auch durch Aufdrängen einer fremden Volkshymne und fremder Staatsembleme uns ähnlich behandelte wie die Engländer die Hottentotten."** Dazu bemerkte Dr. Kausch: „Man nahm also die madjarische Sprache an, um der **Invasion** der deutschen Sprache aus Österreich einen Damm zu setzen."

Nach China — mit den „Deutschbewußten"

Und während Dr. Muth im Jahre 1937 erklärte: „Es erfüllt uns von Herzen mit **Stolz und Zuversicht**, daß wir jenem **Hundertmillionen-Volk angehören ..."**, schrieb Prälat Blaskovics im Jahre 1907 in einem Artikel des „Freimütigen", daß es noch „eine größere Ehre sei, dem **chinesischen Volke** anzugehören, denn dieses zähle mehr als 400 Millionen." Unter dem Titel: „Die deutschnationale Bewegung" schrieb er u. a.:

„Ich habe mich in der vorigen Nummer etwas eingehender mit der geplanten **deutschnationalistischen Parteibildung** befaßt. Ich tat es in ehrlicher Freundschaft zu unserem braven südungarischen (?) Volke, welches ja ohnedies mit tausendfachen Schwierigkeiten zu kämpfen hat und sich nicht unüberlegterweise selbst noch Schwierigkeiten bereiten möge."

„Diese Bewegung entspringt aus derselben gemeinsamen Quelle als jene, welche auch die **Religion** in den Wirkungskreis ihrer politischen Agitation einbezieht, welche mit dem Losungsworte **‚Los von Rom' die Herzen der katholischen Deutschen Österreichs den protestantischen Preußen zuwenden will."**

Die „Vaterlandsverräter"

„Ihr sagt vielleicht: Na, in diesem Programme der Ungarländisch-deutschen Volkspartei ist ja gerade auch nichts so **Staatsgefährliches** enthalten, so vorsichtig sind ja die Herren Programmacher, daß sie sich nicht gleich in **Vorhinein einsperren lassen**. Sie wissen es auch, daß sie nicht viele Unterschriften erhalten hätten (sie haben aber 4200 erhalten — Anmerkung der Redaktion), wenn sie den **Vaterlandsverrat** gleich offen im Programme zum Ausdruck bringen. **Der Vaterlandsverrat liegt in der Tendenz und zeigt sich als Folgeerscheinung."**

„Und wie es bei manchen von diesen ‚Treudeutschen' in puncto **Vaterlandsliebe** schon jetzt ausschaut, läßt sich aus dem Agitationsbrief des **Uj-Sooveer J. Bolz** (vermutlich der Vater des bei Linz lebenden angesehenen reformierten **Dechants Bolz** — Anmerkung der Redaktion) schließen, in welchem es heißt: Die Deutschen zählen auf der Welt 132 Millionen. Da gehöre ich doch lieber zu einem großen Volke als zu einem kleinen. Dem sein Herz scheint halt schon ganz bei dem Sechzigmillionen-Reiche zu sein; bei manchem anderen zumindest zur Hälfte. **Nach seiner gescheiten Auffassung müßten wir eigentlich Chineser werden, denn sie zählen 400 Millionen.** Und wenn's gerade jemand werden will, so hat ja niemand etwas dagegen; **er möge nur nach Deutschland oder nach China gehen und dort Staatsbürger werden, es wird ihm's niemand verwehren.** Aber solange er nicht dort, sondern hier Staatsbürger ist und so fühlt, ist es **Vaterlandsverrat** (!).

Dies mit der hießen Liebe zu seiner Mutter bemänteln zu wollen, ist **Blödsinn**, seine Mutter hat wahrscheinlich nicht so empfunden."

„Kühe und Stuten schütten jeden Monat zweimal"

„Die ‚harmlose' ungarländische deutsche Volkspartei beginnt ja ihr Werk sehr schön. Mit diesem **Preußen-Geiste** wird all dein Elend aufhören, du wirst auf einmal zum treudeutschen Kulturmenschen, deine Felder werden sich vergrößern, deine Getreidepreise verdoppeln, **Kühe und Stuten jedes Monat zweimal schütten**, Glück und Segen ist dir beschieden. Fremde mußten kommen, euch die Tore des irdischen Paradieses zu öffnen. Und so billig! **Nur 8 Kronen Jahresabonnement für den Deutsch-ungarischen Volksfreund** (das Blatt der Volkspartei — Anmerkung der Redaktion), welcher euch halb soviel bietet, als patriotische Blätter um 4 Kronen" (soviel kostete Blaskovics' „Freimütige" — Anmerkung der Redaktion).

Das ist nur ein Beispiel von den vielen gehässigen Artikeln des Prälaten Blaskovics. Er hat das Märchen von der **„Los-von-Rom-Bewegung"** erfunden, und als Sprengstoff auch in die Nachkriegszeit geschleudert. Dr. Franz Kräuter frischt diesen Slogan nach 60 Jahren wieder auf, um andere zu denunzieren. Damals lenkte Blaskovics die Aufmerksamkeit der ungarischen Chauvinisten und des **Staatsanwaltes** auf die **deutschbewußten Männer**, die sich aus Idealismus einer ehrenhaften Sache verschrieben, sich Verfolgungen und Demütigungen ausgesetzt haben, und deshalb „Vaterlandsverräter" waren. Wie schrieb doch Prälat Blaskovics?: „Der Vaterlandsverrat liegt in der Tendenz und zeigt sich als Folgeerscheinung"! Heute versucht Dr. Kräuter anständige Menschen, die als junge Idealisten **der politischen Verführung zum Opfel fielen**, bei ihren Dienststellen als „Nazis" anzuschwärzen. Es hat sich also nichts geändert: **Der böse Geist überlebt seine Träger, und die Kühe und Stuten waren immerhin ein recht zugkräftiges christliches Argument gegen die aufwärtsstrebende deutsche Bewegung**, aus der später Dr. Kräuter und Genossen den Profit abgeschöpft haben. **Sie ernteten, was die „Pangermanen" und „Vaterlandsverräter" säten.**

Eine Stimme der Vernunft

Während sich die schwäbischen 48er als Janitscharen gegen ihr eigenes Volk den Madjaren anbiederten, gab es auch **ungarische** Geistliche, die die **Überheblichkeit** der ungarischen Chauvinisten ins richtige Licht rückten. So schreibt der berühmte ungarische Jesuitenpater und weit über die Landesgrenzen Ungarns hinaus bekannte Gelehrte Pater **Bangha** in der **Mai-Nummer 1933** der Monatsschrift „Magyar Kultura" u. a.:

„Gleich schädliche Übertreibung ist es, Ungarn als das schönste, entzückendste Land zu preisen. **‚Wenn die Erde Gottes Hut, so ist unser Land der Strauß darauf'**, das ist schon von alters her nicht wahr gewesen; jetzt aber, da wir außer der Hauptstadt und dem Plattensee kaum etwas aufzuweisen haben, ist es **herausforderndes, traurig einfältiges Geschwätz.** Wer, ich will nicht sagen in der Schweiz, in Frankreich, in Italien, sondern nur in Österreich war, kann solche Albernheiten nicht nachreden."

Los von Kossuth!

„Beseitigen wir auch den **Kult des Kossuth** (dem die „Führer" der Banater Schwaben **ein Menschenalter hindurch huldigten** — Anmerkung der Redaktion) und die chauvinistischen Ideen! Apponyi hat leider **zu spät** eingesehen, daß unsere Nationale und Nationalitätenpolitik der Vorkriegszeit schlecht war. (Dr. Kräuter sieht es aber noch immer nicht ein!) Die eigenen Ziele verteidigen, ja, aber nicht so, **daß wir uns selbst aus dem europäischen Gedankenkreise und der europäischen Schicksalsverbundenheit ausschließen!** Man braucht kein Verehrer der Habsburger zu sein, braucht ihre geschichtlichen Fehler nicht zu schonen. **Aber die Augen dürfen wir nicht verschließen für den unermeßlichen Nutzen, den uns innerhalb der Monarchie die Verbundenheit mit dem Westen jahrhundertelang brachte — bis zu dem Augenblick, da mit dem Sturz der Dynastie auch unsere internationale Großmachtstellung begraben wurde.** Nicht zu retten wären wir, wenn die **‚Abzug — die Deutschen!'** schreiende Philosophie des ‚Alföd' (Tiefebene) die Zukunft des Landes entschiede ..." Soweit Pater Bangha.

Und die schwäbischen Autonomisten, die im Vereine mit politisch bornierten, kleinbürgerlichen ungarischen Chauvinisten „Los von Österreich" predigten, hielten dem „Staat" noch die „Treue", als Graf **Károlyi**, der **letzte Führer der 48er Partei**, sein Land bereits in die Hände des Kommunisten **Béla Kun** spielte ... Und statt den Irrsinn dieser Politik einzusehen, verteidigt Dr. Kräuter sie noch immer und **überschüttet jene mit Gift und Galle, die die oft recht jämmerlich verbogene Geschichte jener unglücklichen Zeit der Wahrheit gemäß zurechtrücken ...**

Blaskovics als Publizist

Dr. Kräuter schreibt dann noch über Prälat Blaskovics als Publizisten: „Seine Aufsätze waren politische, wirtschaftliche und volkserzieherische **Meisterwerke."** In der Tat: selten habe ich so **saubere**, mit schöner Schrift geschriebene Manuskripte gesehen als die vom Prälaten Blaskovics. Die Publizistik machte ihm Freude und er konnte verblüffend schnell den besten Leitartikel über irgendeine Frage liefern. Seine „Angriffsartikel" — und er hatte gewiß **viele Hunderte** geschrieben — waren **von schneidender Schärfe**. Aber selten diskutierte er über die Sache. **Sein Prinzig war „schlage den Gegner, dann brauchst du dich nicht mit der Sache abmühen"** (und das scheint auch Dr. Kräuter gelernt zu haben). Oder: „Lobe am Anfang und Ende des Artikels — und haue in der Mitte tüchtig drein". Seine „Kampforgane" waren: **„Der ungarische Landwirth".** Dieser erschien drei Jahre unter dem Namen „Der Volksfreund" in Großkikinda und erst seit 1893 in Temeschburg. Schriftleiter und Herausgeber: Karl **Kraushaar**, Hauptmitarbeiter: Franz **Blaskovics**, Dr. **Telbiss** und Wilhelm **Mühle**. Die Devise des Blattes: „Zwei Lebensstützen brechen nie: Gebet und Arbeit heißen sie". „Der Landbote" wurde im Jahre 1872 von dem Priester Dr. Josef **Groß** gegründet, er behandelte hauptsächlich **gesellschaftliche** und wirtschaftliche Fragen und **mied die Politik.** Das **Blatt** wurde bis 1885 von den Geistlichen Ferdinand **Wolafka** (der später Bischof wurde), Dr. Mathias **Palmer**, Wendel **Ochsenfeld**, Johann **Ehling** und von 1886 bis 1893 Franz **Blaskovics** redigiert, später übernahm Karl Kraushaar das Blatt, „dessen Ziel es ist" — schreibt der Temeschburger Historiker Dr. István **Berkeszi** — „neben der Wahrung der Interessen der südungarischen Bauernschaft den **ungarischen patriotischen Geist zu pflegen und den Katholizismus zu fördern und zu lenken".**

Im Geiste Luegers ...

Das Hauptorgan des Prälaten Blaskovics war aber der aus dem **„Neuen Landboten"** (1887) hervorgegangene **„Der Freimütige".** Herausgeber und Redakteur war zuerst Anton Kádár (getaufter Jude und erster Kassier des Bauernvereins). Kádár, der die Zeitung für die ärmere Landbevölkerung in **oppositionellem** und **antiklerikalem** Sinne redigierte, wurde wegen einem Pressevergehen verurteilt, worauf er im August 1895 die Zeitung an Franz Blaskovics **um 600 Gulden verkaufte**; zu ihrem weiteren Ausbau erhielt Blaskovics von Bischof **Dessewffy** ein Darlehen in der Höhe von 3000 Gulden. Blaskovics war Blattleiter und Hauptmitarbeiter Karl Kraushaar. Da das Blatt — so berichtet Kraushaar — „unter Kádár als **scharfes oppositionelles und nicht gerade im klerikalen Geiste gehalten war,** habe sich Blaskovics entschlossen, **damit das Volk den klerikalen Geist nicht merke und kein Rückgang der Abonnentenzahl eintrete — eine antisemitische Richtung einzuschlagen. Dieser Plan ist ihm auch gelungen. Er begann die Juden ununterbrochen anzugreifen und führte eine ständige Rubrik: „Kaufet nur bei Christen!" ein.**

Auch Dr. Berkeszi schreibt, daß „das Blatt unter der Leitung von Franz Blaskovics seine frühere Richtung vollkommen änderte". So kam doch der Geist des **„christlich-sozialen" Wiener Bürgermeisters aus der Wiener Studienzeit des Theologen Franz Blaskovics, Dr. Karl Lueger, ins Banat — allerdings schon vor 75 Jahren.**

(Fortsetzung folgt)

Lieber Landsmann!

Wenn Du den „Donau-Schwaben-Kalender 1968" noch nicht bekommen hast, dann bestelle ihn bitte sofort.

Verwaltungsreform . . .

(Fortsetzung von Seite 2)

Bezüglich der neugeschaffenen Munizipalstädte wird verkündet, daß sie „einen eigenen Plan" und ein „eigenes Budget" haben und über „ausgedehnte Befugnisse bei der Leitung der staatlichen und gesellschaftlichen Angelegenheiten, bei der Lösung von wirtschaftlichen, sozial-kulturellen, städtebaulichen und kommunalwirtschaftlichen Fragen verfügen" werden. Allerdings sollen die Leitungsorgane der Munizipalstädte — mit Ausnahme jener der Hauptstadt Bukarest genauso wie die Führungsorgane der übrigen Städte, denen der Komitate untergeordnet werden. Bukarest selber soll direkt den zentralen Partei- und Staatsorganen unterstellt werden und eine Einteilung in Sektoren erhalten, die sich allerdings weitgehend mit der gegenwärtigen Gliederung in Rayonen decken wird.

Trotz der gegenüber der Vorkriegseinteilung geringeren Anzahl von Komitaten, wurde diese sowohl was die Namensgebung der einzelden „Judete" als auch was ihre allgemeine geographische Lage anbelangt berücksichtigt. Es ist somit eindeutig, daß historisch-traditionelle Erwägungen bei der vorliegenden Gebietseinteilung eine gewichtige Rolle gespielt haben.

BUCHBESPRECHUNG

„Wir Kinder loben und preisen dich". Ein bebildertes Kindergebetbuch mit Darstellungen katechetischer Themen von Josef de Ponte

Dieses neuartige, sorgfältig ausgestaltete bebilderte Kindergebetbuch bietet einen kleinen Querschnitt durch das künstlerische Schaffen des akad. Malers Josef de Ponte. Er bringt darin einige seiner besten neuen Arbeiten, die in ihrer künstlerischen Gestaltung eine erregende Auseinandersetzung mit den Bildthemen der Bibel darstellen.

Aus einer in langer Arbeit geschaffenen großen Bilderfülle des Künstlers wurden die besten Arbeiten für dieses Kindergebetbuch ausgewählt. Es ist thematisch in den Lauf des Kirchenjahres gegliedert mit neuen einprägsamen Bildinterpretationen.

Dieses Kindergebetbuch wird — schon durch sein besonderes Thema — vielen Kindern und Katecheten in die Hand kommen. Was dem einen in der Bindung an eine inhaltliche Bildthematik vorkommen mag, wird dem anderen sehr modern erscheinen. Ihnen gegenüber sei die Frage gestellt: „Gehört nicht zur Botschaft des Evangeliums, daß sie ‚in neuen Zungen' verkündet wird?"

So sind in diesem Bildwerk, um dessen Bildauswahl sich Herausgeber und Verlag bemüht haben, Zeugnisse moderner bildhafter Gestaltung biblischer Inhalte zusammengetragen. Diese Sammlung erhebt keinen Anspruch auf eine vollständige Dokumentation neutestamentlicher Thematik, eher sollte sie als repräsentativer Querschnitt verstanden werden, und als solcher wird dieses Bilder-Gebetbuch ein Dokument sein können.

Die meisten der in diesem Band vorgestellten Graphiken sind echtes künstlerisches Zeugnis, Aussage, die zur Äußerung geradezu gedrängt hat. Die künstlerische Bewältigung des Bildvorwurfs bezeugt die innere Auseinandersetzung des Künstlers de Ponte mit seiner Zeit und seiner eigenen Lebenssituation.

Es erübrigt sich fast, darauf hinzuweisen, wie schwer es den Beteiligten gefallen sein mag, eine Auswahl zu treffen unter der erstaunlich großen Zahl hervorragender Arbeiten de Pontes zu diesem Thema. Schon deshalb war es notwendig, dem Band ein „Ordnungsschema" zu geben, das der Folge des Kirchenjahr-Abschlusses entspricht.

Es bleibt das Verdienst der Herausgeber dieses Kindergebetbuchs, mit diesem Büchlein eine Dokumentation zeitgenössischen Gestaltungsvermögens katechetischer Themen erstellt und einer großen Leserschar zugänglich gemacht zu haben, die ihren bleibenden Wert nicht erst nachzuweisen braucht. Biblische Aussagen fanden in diesen Blättern eine neue, zeitgemäße Artikulation, die der künstlerischen Bildersprache unserer Zeit nicht nur entspricht, sondern inzwischen schon deren integrierender Bestandteil geworden ist. Diese künstlerische Aussage weiß sich ihrem „Gegenstand" zutiefst verpflichtet, sie ist leidenschaftlich engagiert — und zugleich ehrfurchtsvoll bescheiden, wie es dem allgemeinen Thema, dem Gebetbuch, auch zukommt.

Jean Paul sagt: Alles Erste im Kinde ist ewig!

Aus dieser Verantwortung heraus schuf Josef de Ponte (bekannt auch durch sein großes Werk: „Bildverkündigung der Heilsbotschaft", das in den vergangenen Monaten in aller Welt großes Aufsehen erregte) das neue Kindergebetbuch farbfroh und zeitgemäß, wobei auch weitgehendst der neue Lehrplan der Volksschule thematisch berücksichtigt wurde. Die 36 farbigen Bilder sprechen nach vielfacher Testung die Herzen der Kinder an — und lösen im Kinde Freude aus.

Auf Text wurde vielfach verzichtet, damit um so mehr das Bild zur Einprägung in den Vordergrund tritt. Weil Familien mit Kindern am stärksten belastet sind, doch gerade ihnen die Anschaffung ermöglicht werden soll, hat der Verleger den Preis absichtlich niedrig gehalten.

Schinal, die erste sathmarschwäbische Siedlung

Von 293 Familien blieben innerhalb von vier Jahren nur 62 übrig / Von Stefan Schmied

Als **Baron Alexander Karolyi**, der stellvertretende Oberbefehlshaber des Kurutzenheeres, am 30. April 1711 mit dem kaiserlichen General **Palffy** den **Frieden zu Sathmar** schloß, und das 12 000 Mann starke Rakoczyheer auf der **Ebene von Maitingen** „inmitten von eingeäscherten und zerstörten Dörfern" die Waffen streckte, war das kriegsverwüstete und von Seuchen und gewaltigen Naturkatastrophen heimgesuchte Gebiet so menschenarm geworden, daß einst blühende Gemeinden um die Stadt Karol nicht wieder aufgebaut wurden. Durch weitgehendes Entgegenkommen bei den Friedensverhandlungen zog sich Karolyi wieder die Gunst des Kaisers zu, der ihn zum Grafen erhob, ihm alle Güter Rakoczys im Komitate Sathmar übereignete und ihn damit zum größten Grundbesitzer des Gebietes machte. Was nützten ihm jedoch die ausgedehnten Besitzungen, wenn die arbeitsgewohnten Bauernfäuste fehlten und die Äcker brach lagen? Deshalb verfolgte die Wirtschaftspolitik des Grafen das Ziel, in systematischer Kolonisation die verödeten Gebiete zu bebevölkern. Da eine Besiedlung mit Madjaren sich als unzulänglich erwies, richtete Alexander Karolyi seinen Blick nach Deutschland, von wo schon in früheren Jahrhunderten Siedler nach Ungarn kamen.

Eintreffen der Siedler

Um nun vom Kaiser die Erlaubnis zu erhalten, seine Werber nach Schwaben entsenden zu dürfen, wandte sich Alexander Karolyi im Frühjahr 1712 in zwei lateinischen Gesuchen an die kaiserliche Hofkanzlei und an den Hofkriegsrat in Wien. Nach der günstigen Erledigung der Gesuche und der erfolgreich durchgeführten Werbeaktion trafen bereits im Sommer des gleichen Jahres 293 Familien in der neuen Heimat ein. In Abwesenheit des Grafen — er weilte im ungarischen Reichstag in Preßburg — leitete die umsichtige und menschenfreundliche Gräfin mit Unterstützung der gräflichen Beamten die Ansiedlung der Ankömmlinge. Diese wurden auf die Gemeinden **Schinal, Kapplau** und **Schamagosch** und auf die Stadt **Karol** verteilt. Es stellte sich aber bald heraus, daß die Vorbereitungen für eine solche Kolonisation völlig unzureichend waren. Die Gräfin war nicht imstande, für so viele Menschen die notwendigen Lebensmittel aufzubringen. An gutem Willen mangelte es bei ihr nicht, aber durch die Überschwemmungen des Jahres 1711 und durch die Dürre 1712 hatten die Felder und Wiesen großen Schaden erlitten. Die Folge war, daß sich bald ein Mangel an Nahrungsmitteln bemerkbar machte. Zum Hunger gesellten sich Krankheiten. Als bei der großen Not in den vier Siedlungsgemeinden von 293 Männern innerhalb einiger Monate 28 starben — die Zahl der verstorbenen Frauen, besonders aber die der Kinder, wird sicherlich noch höher gewesen sein — ergriff die Kolonisten Sorge und Angst, und 91 Männer entflohen mit ihren Familien dem unwirtlichen Land. Diese traurige Bilanz geht aus einer namentlichen Zusammenschreibung vom Spätsommer 1712 hervor.

Tod und Flucht lichteten auch 1713 und 1714 die Reihen der Schwaben. Laut der Zusammenschreibung vom 30. 3. 1714 lebten in Kapplau und Schamagosch keine Schwaben mehr. Auch die in Karol zurückgebliebenen 26 Familien siedelten sich 1716 in Schinal an. Statt der geplanten vier Orte konnte der Graf mit Müh und Not nur ein Dorf, nämlich **Schinal**, mit Schwaben besiedeln. Von den 293 Familien, die 1712 angekommen waren, lebten am 17. 6. 1716 nur noch 62 in der neuen Heimat!

Herkunft der Kolonisten

Erst die Jahre 1720 bis 1723 brachten neue Siedler in das Sathmargebiet, so daß neben Schinal zwei neue Dörfer begründet werden konnten. Da sich ein Teil der Neueinwanderer in Schinal niederließ, stieg hier die Zahl der Familien auf 76. Von diesen sind uns sowohl die Namen als auch ihre Herkunftsorte bekannt: 59 Prozent kamen aus Oberschwaben, dem Gebiet zwischen Donau, Bodensee und Iller und 41 Prozent aus Baden, Hohenzollern und Bayerisch Schwaben. Hier ihre Namen:

Altdorf: Jakob Polz, Joh. Sauermann; **Weingarten**: Josef Zimmermann, Jakob Heckler, Josef Ludescher, Georg Feser, Georg Stiebli, Johann Majer; **Ravensburg:** Josef Bauhofer, Albrecht Schrade; **Überlingen**: Jakob Lutz, Thomas Keller, Jakob Tom, Michael Posset; **Meersburg**: Jakob Heckesmüller, Michael Winkler, Josef Scheck, Josef Knobloch; **Ringgenweiler**: Johann Ressler; **Tryberg**: Gg. Langenbacher, Josef Heckmann; **Kelchermerk:** Christof Wagner; **Zeil:** Johann Winkler, Josef Riedler; **Dürmentingen**: Josef Heidorfer; **Oberluizen**: Andreas Steinbinder; **Konstanz**: Johann Pick, Josef Metzler; **Buchau**: Bartholom. Nick, Josef Nick; **Muttensweiler**: Gg. Wieland; **Wolfegg**: Josef Tilger, Thad. Fuchsschwanz; **Altshausen**: Josef Wieser, Jakob Fetscher; **Engenreute**: Joh. Riedli, Christian Reißmann; **Heiligenberg**: Wend. Prickler, Simon Seiler; **Oberhof**: Josef Joß; **Karsee**: Thomas Schädler; **Waldburg**: Johann Spinnenhirn; **Heudorf**: Matthias Solomajer; **Heggbach**: Jakob Zier, Georg Unger; **Pfullendorf:** Hansmichel Ziegle; **Aulendorf**: Jakob Nant; **Mettenberg:** Gg. Aller; **Schnürpflingen:** Franz Ellmajer; **Hirschbronn**: Anton Altfater; **Rechtis:** Johann Tilger; **Holzmajer**: Mich. Steib; **Neuhaus:** Gg. Steib; **Altfons(?):** Georg Kolb; **Biberach**: Jakob Fastus; **Wolpertschwende:** Christian Mellau, Matth. Schrade; **Volkslings:** Josef Mesmer; **Trobernegg**: Joh. Schmalholz; **Obermarchtal:** Kaspar Reichle; **Straß:** Joh. Elchlinger; **Sigmaringen:** Johann Alber; **Langgassen:** Christian Schultheiß; **Hittisstetten:** Lenhart Prenauer; **Ochsenhausen:** Ulrich Bartenschlager; **Bachhagel:** Hansjörg Ehrensberger; **Ahausen:** Simon Miller; **Staig:** Michael Feser; **Mühlenreute:** Simon Zille; **Neukirch:** Martin Kirner; **Eisenfurt:** Mich. Pelz; **Breisach:** Jakob Schrade; aus unbekannten Orten: Josef Spät, Mich. Steinbinder, Andreas Hagenbacher.

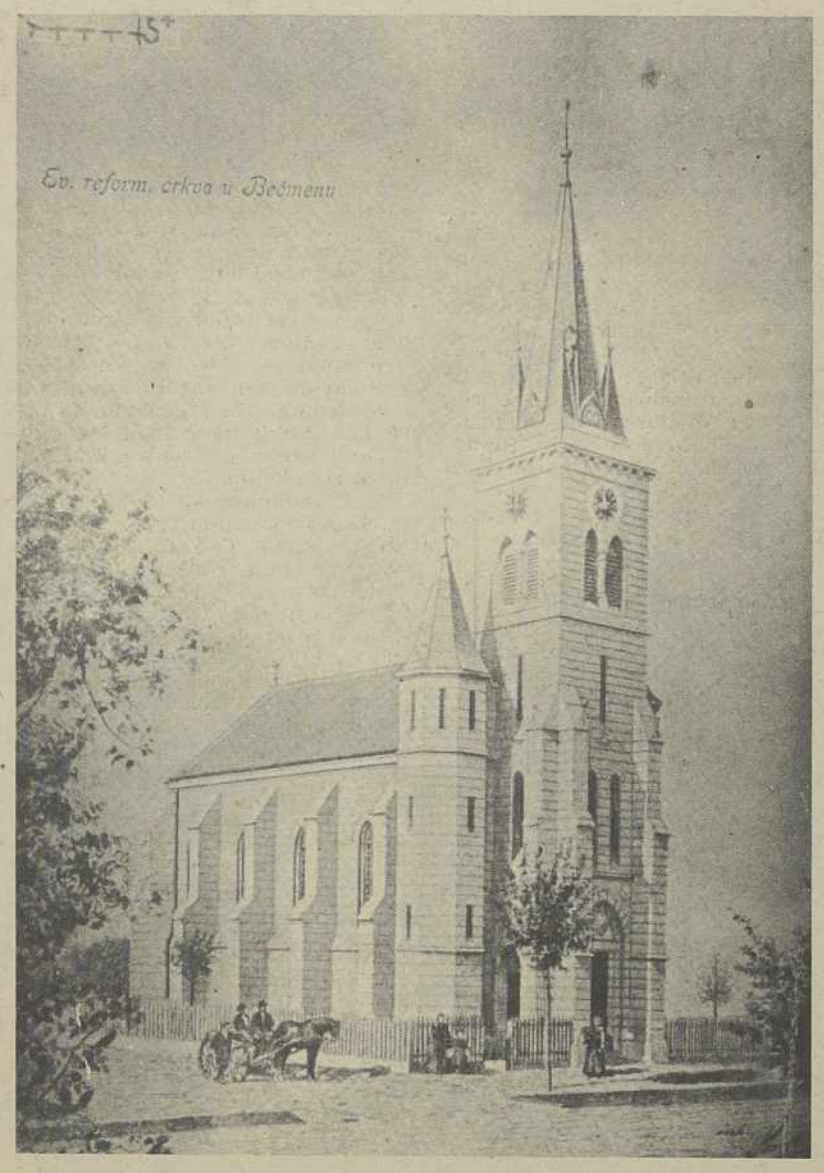
Aus dem kirchlichen Leben

Im Jahre 1722 kam es zur Gründung der röm. kath. Pfarrei. Am 22. November desselben Jahres übernahm **Pfr. Johann Holzer** als erster Priester seine Seelsorgetätigkeit und wirkte hier 53 Jahre lang bis zum 11. Dezember 1775. Die nicht selten geäußerte Vermutung, die Schwaben von Schinal hätten sich 1712 nur deshalb behauptet, weil der mit ihnen aus der Urheimat gekommene Pfarrer Holzer sie zusammenhielt und sie zum Ausharren bewog, ist falsch, denn wie bereits erwähnt, kam Holzer erst 1722 nach Schinal und außerdem ist er, wie aus dem Rundbrief des Erlauer Bischofs Graf Karl Esterhazy hervorgeht — darin wird das Ableben des 81jährigen Geistlichen seinen Mitbrüdern mitgeteilt — im Jahre 1696 in der Gemeinde Vajda, Komitat Moson, als Sohn deutscher Eltern geboren.

Das 1725 erbaute und 1751 erweiterte Gotteshaus wurde im Jahre 1831 ein Raub der Flammen. Der drei Jahre später errichtete Neubau fiel 1861 mit einem Teil des Ortes erneut einem Brand zum Opfer und mußte nach zwei Jahren wieder aufgebaut werden. Die Kirchenmatrikel — die ersten sind im Jahre 1831 ebenfalls verbrannt — werden seit 1832 geführt und weisen für das Jahr 1902 bei einer Einwohnerzahl von 1362 Katholiken 95 Taufen, 55 Beerdigungen und 14 Trauungen aus. Die entsprechenden Zahlen für 1930 lauten: 1655 Seelen, 41 Taufen, 28 Todesfälle und 13 Trauungen.

Schwäbische Tüchtigkeit in Schinal

Die unter dem Namen **Chalanus** bekannte Gemeinde gehörte 1325 zur Herrschaft des Geschlechtes der Kaplonyi, gelangte aber bereits im 15. Jahrhundert endgültig in den Besitz der Karolyi. Wie zahlreiche andere Orte, hatte auch Schinal unter den Kriegsereignissen im 17. und 18. Jahrhundert sehr gelitten. Erst mit der Besiedlung des Ortes mit deutschen Bauern — die wenigen madjarischen Familien ließ der Graf in den Nachbargemeinden unterbringen — besserte sich die Wirtschaftslage. Die Schinaler Schwaben, die vom Gutsbesitzer Bauernwirtschaften mit 38 Joch fruchtbarsten Bodens zugewiesen erhielten, konnten bei ihrem Fleiß und ihrer Tüchtigkeit rasch vorankommen, und ihre neue Heimat zählte bald zu den schönsten und wohlhabendsten Dörfern der Umgebung. Besonders auf dem Gebiet der Pferdezucht haben sie Hervorragendes geleistet. Die mustergültigen Zuchtergebnisse fanden anläßlich der Milleniumsausstellung volle Anerkennung, als die schwäbischen Züchter mit wertvollen Preisen ausgezeichnet wurden. Die Schinaler Schwaben gehören auch jetzt zu den bestbezahltesten Kollektivarbeitern des Karoler Rayons. Der Anbau von Spezialkulturen sichert ihnen diese Einkünfte. In einem 1963 durchgeführten Wettbewerb um die schönste Gemeinde der Marmaroscher Region hat Schinal den Sieg davongetragen. Die Zahl der Einwohner beträgt zur Zeit 1800, die in 380 Häusern wohnen und rund 6000 Kat. Joch Grund und Boden beispielhaft bewirtschaften.



Dieses evang.-ref. Gotteshaus wurde von der Pfarrgemeinde Betschmen (Kreis Semlin, Syrmien) in den Jahren 1902/04 errichtet. Ohne die hochherzige Spende der damals in Agram lebenden Eheleute Ing. Filipp und Theresia Sorg — runde 14 000 Gulden — hätte man den Bau nicht vornehmen können, zumal die Pfarrgemeinde im Jahre 1902 nur aus 40 Familien bestand. Den Bauplan entwarf Ing. Sorg unentgeltlich.

Schon früher hatte die Pfarrgemeinde zwei Glocken gekauft, die in einem Glockenturm im Schulhof untergebracht waren: die kleine läutete für die Schule und beide für den Gottesdienst. Für die neuerrichtete Kirche spendeten die Eheleute Peter und Theresia Sorg noch eine Glocke, so daß das Gotteshaus drei Glocken hatte.

1904 wurde die Kirche eingeweiht und ihrer Bestimmung übergeben. Zumal sich die Pfarrgemeinde ständig vermehrte, konnte sie in der Folgezeit noch eine evang.-ref. Schule und ein Pfarrhaus dazubauen. Die Pfarrgemeinde Betschmen war eine Muttergemeinde von Surtschin und Dobanowtzi. Pfarrsitz war Betschmen. So blieb es bis 1944, als die Vertreibung bzw. Evakuierung kam und die Menschen ihre liebe Heimat verlassen mußten. 1946 sprengten die Tito-Partisanen diese schöne Kirche und rissen sie bis auf die Grundmauern nieder. Die Glocken haben sie irgendwohin verschleppt, aus dem Baumaterial bauten sie sich Häuser. So endete das schmucke Gotteshaus der Betschmener Donauschwaben. (Die Photographie stellte uns Johann Sorg, 71 Heilbronn-Sontheim, Görresstraße 17/1, zur Verfügung.)

Bruch-
Leidende. Heilungsmöglichkeit durch DB-Patent. Schrift über Bruchheilung kostenlos. Heilprakt. Josef Thalmaier, 82 Rosenheim, Innstraße 76



... mit städtischem Charakter

Donauschwäbische Gedenktage

22. Februar 1898:

Der Lyriker Peter Barth in Blumenthal/Banat geboren

Der geistige und nationale Aufbruch der Donauschwaben zwischen den beiden Weltkriegen erstrebte einerseits die gleichberechtigte Selbstbestimmung und Selbstverwaltung zu den mitwohnenden Völkern und Volksgruppen, er bewirkte andererseits aber auch eine kulturelle Breitenarbeit, die sich nicht nur auf schulischem Gebiete u. in den Bereichen der Erwachsenenbildung äußerte, sondern die auch die schöpferischen Kräfte zu kulturellem Schaffen auf den verschiedensten Gebieten anregte. Freilich stand dieses schöpferische Bemühen erst in Anfängen, fehlten doch noch alle Voraussetzungen zur Entfaltung eines lebendigen Kulturschaffens. Noch fehlte es an einer verständnisvollen und aufgeschlossenen breiteren Öffentlichkeit ebenso wie an den erforderlichen Institutionen und Organen, die sich einer solchen Arbeit verschrieben hätten und befähigte Kräfte finanziell und funktionell auf diesen Aufgabengebieten zu beschäftigen in der Lage gewesen wären. Den aufstrebenden schöpferischen Kräften ging es vor allem um eine eigenständige Bestandsaufnahme des bisher in Vergangenheit und Gegenwart Geleisteten sowie um eine Selbstdarstellung eigener Werte und eigenen Wesens, wodurch eine weitere kulturelle Entfaltung in die Wege geleitet werden sollte. Es liegt in der Natur der Sache begründet, wenn sich auf literarischem Gebiete zunächst die schöpferischen Kräfte am zahlreichsten versuchten und betätigten. Adam Müller-Guttenbrunn (1852—1923) war als Heimatdichter das unerreichte Vorbild geworden, dem nachzueifern für die nachwachsenden Kräfte verlockend sein mußte.

Auf der Suche nach gültigen literarischen Aussagen aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, stoßen wir auf Peter Barth, der auf dem Gebiete der Lyrik für die Donauschwaben Bleibendes gestaltet hat. Peter Barth wurde am 22. Februar 1898 in der Nordbanater Gemeinde Blumenthal geboren. Er verbrachte seine Jugend in einem Kloster, weil er Mönch werden wollte, studierte dann aber in Klausenburg Pharmazie und fand in Ferdinandsberg als Inhaber einer Apotheke ein ruhiges Leben und eine gesicherte Existenz. Die um die Jahrhundertwende geborenen donauschwäbischen Akademiker erlebten mit der Umwälzung im Jahre 1918 eine bewußte und begeisterte Hinwendung zur deutschen Sprache, was ihnen zumeist auch ermöglichte, in den Bereichen deutscher Kultur noch wirklich heimisch zu werden. Auch in Peter Barth vollzog sich diese Umkehr zum Deutschen: über seine schwäbische Mundart, die in den Jahren der Schulzeit vom Madjarischen überfremdet war, fand er nun den Weg zur deutschen Hochsprache. Das Erlebnis dieser Umkehr, die innere Ergriffenheit und Begeisterung suchte ihren Ausdruck in der Sprache, die dem schöpferischen Geist immer mehr ihre Schatzkammern auftat. Sein erster Gedichtband „Flammengarben" erschien 1933 in Temeschburg. Seine lyrischen Beiträge in den „Banater Monatsheften" erregten nicht nur im Südostdeutschtum Beachtung. Die Zeitschrift „Klingsor", Kronstadt, nahm den Banater Lyriker unter ihre Mitarbeiter auf und „entdeckte" ihn so für einen weiteren Leserkreis. Im binnendeutschen Raum wurden die Professoren Dr. Josef Nadler und Dr. Heinz Kindermann auf ihn aufmerksam. Kindermann nahm Barth in seinen Sammelband auslanddeutscher Lyrik: Rufe über Grenzen, Berlin 1938, auf und stellte ihn als verheißungsvolle lyrische Begabung vor. Der Siebenbürger Harald Krasser bestätigte dieses Urteil in der Vorrede zu seiner Anthologie rumäniendeutscher Dichtung: Herz der Heimat. „Wenn heute schon etwas den Glauben an eine aufbrechende Dichtung im Banater Schwabentum rechtfertigt, so ist es die außerordentliche Erscheinung Peter Barths ..." Gedichte von ihm sind auch in Hans Diplichs „Banater Blättern" erschienen. Aus der Unzahl von Barths Gedichten wurde kurz vor Ausbruch des Krieges bei Adolf Luser in Wien unter dem Titel „Die Erde lebt" eine Auswahl herausgebracht, zu der Heinz Kindermann das Vorwort schrieb. Peter Barth lebt heute als Apotheker in Ferdinandsberg/Banat. Von seinen Gedichten, die nach 1939 oder aber nach 1945 entstanden sein mögen, haben uns im Westen hier keine erreicht. Und doch bleibt der Dichter unter uns unvergessen. Denn aus seinen Versen erhebt sich das Bild der Heimat, das kein Mächtiger dieser Welt uns vorenthalten kann, ein Bild aus Farbe und Klang, Form und Bewegung, so sicher gezeichnet, so reichlich ausgestattet mit allen Gaben des Wohllauts, daß uns keinen Augenblick jene Gewißheit verläßt, die das dauerhafte Sprachgebilde gewährt." (H. Diplich)

Wie lange her

Von Peter Barth

Wie lange her,
daß ich die Heimat nicht geschaut,
das Ährenmeer,
die Felder, Hügel, Dörfer traut.
Kein Angesicht,
das mir so lieb und wohlbekannt,
und keiner spricht
die Heimatsprache in dem Land.
Kein Lächeln froh
in Menschenaugen hierzuort
und nirgendwo
der helle Sängerlaut, wie dort.
Kein fester Mann
und keine schwäbisch frohe Frau,
kein Schwengelstamm
auf weiter, heißer Heidenau.
Wie schwer empfand
ich oftmals hier in Schicksalsnot,
daß Mutterhand
mir keine warme Hilfe bot.
Wie lange Zeit,
daß ich die Heimat nicht geschaut,—
wie fern und weit
hat sich der Storch sein Nest gebaut.

jvs

(7. Fortsetzung)

Das Ende einer Karriere

Als eine reichsdeutsche Bankgruppe die von Prälat Blaskovics über 35 Jahre lang geleitete, in Schwierigkeiten geratene „Zentralbank" (worüber noch berichtet werden soll) im Jahre 1931 übernommen hat, **mußten sowohl Prälat Blaskovics wie Dr. Kräuter und Dr. Reitter ihre Direktions-Aufsichtsratsposten niederlegen,** da ihre „exponierte politische Tätigkeit" **mit den Prinzipien der Bankführung unvereinbar war.** Im Jahre 1933 mußte dann Prälat Blaskovics auch noch seine leitende Stelle beim Bauernverein niederlegen, die nach vorübergehender Führung durch Dr. **Reitter** an Peter **Anton** als Gaubauernführer übertragen wurde. All das traf den Prälaten sehr hart.

„Mit stoischer Ruhe hat er in seinen letzten Jahren die Anflegelungen kirchenfeindlicher, erneuerter Rüpel über sich ergehen lassen", schreibt Dr. Kräuter in seinen ‚Erinnerungen'. Aber mehr als die Anflegelungen seitens seiner Gegner verbitterten den alten Mann, dessen Zeit politisch längst abgelaufen war, die **Desertation seiner langjährigen Freunde und Gesinnungsgenossen in die nationalsozialistische Front Fabritius':** aus den früheren schlichten „Obmännern" und „Ehrenobmännern"

Frühlingslied 68

Einmal
möchte ich
die Schlehenblüte erleben,
möchte
durch die Felder ziehen,
vorbei
an den dornigen Hecken,
an der milden
Blütenmilch,
möchte
das erste Lied der Lerchen hören,
das Summen der Bienen,
möchte vielleicht
einen Schmetterling sehen,
ein Pfauenauge,
möchte
die wärmende Sonne spüren
und den lauen Wind im Gesicht,
möchte
den herben Ruch der Krume atmen,
möchte mich freuen
am Grün der Saaten,
am weißen Rauch,
der aus den Schornsteinen
eines stillen Dorfes steigt —
doch
ich fahre
nur immer
vorbei
mit 60 PS.

Karl Hochmuth

wurden Gau- und Ehrengauobmänner, und die „National-Katholiken", die „erneuert" wurden und die sich einst vor der „Allmacht" Dr. Blaskovics' beugten, traten in schärfste Konkurrenz mit den **verschiedenen anderen,** sich gegenseitig überbietenden nationalsozialistischen Gruppen. Jede Gruppe wollte **näher zu Berlin sein,** weil nur durch dessen **Hilfe die „Führerschaft" auch im Banat** als gesichert erschien. Und sie wollten weiterführen – wenn auch mit radikalen Nachwuchskräften verjüngt und frischlackiert — auch wenn **ein anderer Wind wehte.** Selbst Dr. Kräuter klebte an seinem Mandat — und machte, trotz der „Erneuerung der Volksgemeinschaft" und Umwandlung in „Banater Gaurat", weiter mit.

Und als am 1. Dezember 1937 in der damals stattgefundenen Gauratssitzung unter dem Vorsitz von Dr. **Riesz** in stillem Gedenken an den verstorbenen Prälaten Blaskovics erinnert wurde, erklangen aus

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

dem Munde der „höchsten Führung" solche Worte: „Auf der einen Seite Finsternis, **Untermenschentum,** Blutmeer ... auf der anderen Seite nie erahnter rascher Aufstieg im Zeichen der **Ehre,** der **sozialen Gerechtigkeit ... All das unter der Führung eines gottbegnadeten Übermenschen, dessen Evangelium vielleicht am kürzesten in einem Satz geprägt werden kann: die einheitliche Volksgemeinschaft".** So sprachen nicht die „neuheidnischen Erneuerer", nicht die Mitglieder eines Geheimbundes, „die hinterlistige Anschläge gegen Christentum und Demokratie verüben", sondern die Gesinnungsgenossen des Herrn Dr. **Kräuter, der an dieser Sitzung nicht nur teilgenommen, sondern auch eine Rede in diesem Sinne hielt — und sogar die Kandidatur als Abgeordneter annahm!** Man könnte noch manches zitieren, aber wozu?

Am Grabe des im 74. Lebensjahr verstorbenen Prälaten wurden nicht nur die Verdienste des Verstorbenen gepriesen, sondern auch **das eigene Gewissen ob des Verrats an den Prinzipien und der Person Franz Blaskovics' beruhigt.** Und **nur** darin lag die Tragik dieses Mannes, der **von jenen im Stich gelassen wurde, die ihre politische Karriere und auch ihr Vermögen zum Großteil ihm zu verdanken hatten und der ihnen geistig weit überlegen war. Hätte er sich nur dem geistlichen Beruf gewidmet, hätte er bestimmt die höchste Stufe in der katholischen Hierarchie erklommen.**

Die Zeichen der Zeit nicht verstanden

Prälat Franz Blaskovics stieg aber von der Kanzel und stürzte sich auch nach dem Krieg, als das Scheitern seiner Politik bereits jedem offenkundig wurde — und trotzdem der „Schwäbische Soldatenrat" und der „Schwäbische Nationalrat" ihn durch ihre Vertreter **auffordern ließen, sich von der Politik zurückzuziehen** — wieder in diese und gab auch die Leitung der „Schwäbischen Zentralbank" und des Bauernvereins nicht aus der Hand. Weil er das Gebot der Zeit, das durch den Zusammenbruch der Österreich-Ungarischen Monarchie und den Zerfall des von ihm so verbissen verteidigten ungarischen Nationalstaates das ungarländische Deutschtum — somit auch die Banater Schwaben — zwangsläufig vor neue Aufgaben stellte, nicht verstand, klammerte er sich mit unglaublicher Zähigkeit an sein „Führertum": **dadurch schadete er nicht nur dem Ansehen der Kirche, sondern verhinderte auch die positiven politischen Auswirkungen der im März 1921 mit so stürmischer Begeisterung des gesamten schwäbischen Volkes eingeleiteten Verschmelzung der früheren nationalvolklichen Richtung mit der klerikal-madjarophilen Schwäbischen Autonomie Partei zu einer wirklichen „Volksgemeinschaft".** Kaum waren die stürmischen Flitterwochen zwischen der „Deutschen Volkspartei" (Kausch-Röser) mit der Autonomie Partei (Muth-Blaskovics) vorbei, schleuste Prälat Blaskovics seine Bauernvereinsvorsitzenden und Bank-Filialleiter in die ohnehin nur formell demokratisch geleitete Volksgemeinschaft ein, wodurch er sich eine **„Hausmacht"** schaffte, an der **jeder Versuch, die Volksgemeinschaft zu einer alle Schichten** der schwäbischen Bevölkerung umfassenden **freiheitlichen** Organisation auszubauen, scheiterte. Das autoritäre Prinzip — das ja letzten Endes auch die katholische Hierarchie kennzeichnet —, das allmählich die Oberhand gewann, war der **Hauptgrund des später so beschämenden und politisch sterilen Bruderkampfes.**

Die Bilanz der **politischen** und **wirtschaftlichen** Tätigkeit Franz Blaskovics' war, **selbst bei Anerkennung seiner unleugbaren Verdienste, seines menschlichen Charmes im persönlichen Verkehr, seiner Hilfsbereitschaft und seiner völligen materiellen Uneigennützigkeit, die in so krassem Widerspruch zu seinem Machthunger und Geltungsbedürfnis stand,** rückblickend geradeso passiv wie die Bilanz seiner Bank, die nur mit Hilfe des vom Zentrum vermittelten reichsdeutschen Kapitals, das über Holland geleitet wurde, vor dem gänzlichen Zusammenbruch bewahrt wurde — und die Direktoren vielleicht auch **vor dem Gefängnis.** Auf seiner Visitenkarte stand zu lesen: „Päpstl. Prälat, Domherr, Tit. Abt., Diözesan-Schulinspektor, Obmann des Schwäbischen Landwirtschaftsvereins, Generaldirektor der Schwäbischen Nationalbank AG., Redakteur, Temeswar, Rumänien". Franz Blaskovics wurde in der Domkirche zu Temeschburg beigesetzt. Auf der Marmortafel seiner Gruft fehlten aber die auf der Visitenkarte angegebenen Titel und Berufsbezeichnungen. Er war **nur** mehr „Geistlicher" ...

Die Schulfrage

Das zentrale Problem in den „Erinnerungen" Dr. Franz Kräuters ist die Frage der **konfessionellen Schulen.** Leider wurde sie derart mit den auf recht niedrigem Niveau geführten persönlichen Auseinandersetzungen verquickt, daß seine Ausführungen für eine objektive Darstellung der Banater deutschen Schulgeschichte völlig unbrauchbar sind. Vieles wurde zusammengetragen und systemlos über das ganze Buch verstreut. Auffallend ist dabei das ständige Hervorheben seiner eigenen Verdienste. Dr. Kräuter scheint wirklich der Meinung zu sein, daß der Ausbau des deutschen Schulwesens im Banat **nur ihm allein** zu verdanken sei. Daß bereits die alte, dann später auch die „neue" Volkspartei die Frage des deutschen Schulwesens in ihrem Programm **vorrangig** und schon zu einer Zeit behandelte, als sich Dr. Kräuter in Budapest über das deutsche Schulwesen gewiß noch keine Gedanken machte, wird einfach verschwiegen. Die Geschichte des Banater Deutschtums beginnt für ihn — wie bereits mehrmals erwähnt — erst, als die revolutionären Ereignisse, zu denen allerdings die damaligen madjarisch eingestellten schwäbischen Intelligenzler nichts beigetragen haben, nicht nur den Staat, sondern **ein ganzes politisches System, ja eine Weltanschauung hinwegfegten.**

Die wirklichen Verdienste Dr. Kräuters um das deutsche Schulwesen wurden bisher in zahlreichen Veröffentlichungen, so auch von Prof. Kaspar **Hügel anerkannt.** Aber auch andere hatten Verdienste, die nicht geringer waren. Daß Dr. **Kausch** auf Grund der Erfahrungen mit dem volklichen Versagen des konfessionellen Schulwesens im alten Ungarn bemüht war, **deutsche Nationalschulen zu errichten** — die übrigens auch in dem „Schwäbischen Manifest" nicht abgelehnt wurden — ist nur natürlich. Aber Dr. Kausch gilt für Dr. Kräuter als **Feind Nummer eins** — und der einstige Abgeordnete **Hans Beller** war schon früher sein **politischer** Gegner: beide werden von Dr. Kräuter in der niedrigsten Art angegriffen. Ohne auch nur einen Versuch zu machen, seine Behauptungen zu beweisen, dringt er bis in die Intimsphäre beider Männer vor und erörtert sogar ihre familiären Verhältnisse abfällig. Und als **dritten** im Bunde der „Verschwörer" verleumdet Dr. Kräuter Professor Kaspar **Hügel, der kein anderes Verbrechen beging, als daß er versucht hatte, bei Anerkennung der Leistungen Dr. Kräuters, auch die bisher verschwiegenen Verdienste Dr. Kauschs sachlich darzustellen.**

Die Domherren des Tschanader Bistums

Bis zum Zusammenbruch im Jahre 1918 wurde das Tschanader Bistum, an dessen Spitze der sich als Madjare bekennende Bischof Dr. Julius von **Glattfelder** stand, von durchaus **madjarisch** eingestellten Domherren geführt: Domherr Franz **Blaskovics,** der zugleich auch **Diözesan-Schulinspektor** war, gehörte bekanntlich einer **ungarischen politischen Partei** an, die Domherren **Olajos, von Kayser, Fiedler** (später Bischof in Großwardein), **Magyari,** der — wie auch der Geschichtsschreiber des Banats, Domherr **Szentklárai** — madjarisierter Slawe war, bekannten sich als Ungarn, und Domherr Augustin **Pacha,** der spätere Bischof, trat bis zur Übersiedlung Dr. Glattfelders nach Szegedin politisch **nicht** in Erscheinung. Die drei größten Pfarreien in Temeschburg waren mit Priestern, die zwar deutschklingende Namen hatten, sich aber **zum Madjarentum bekannten,** besetzt. Die ungefähr 330 000 Köpfe zählenden deutschen Katholiken des Banats hatten zu dieser Zeit **keinen wirklich volksbewußten Vertreter in der Spitze der Geistlichkeit des Tschanader Bistums.** Das tiefe Mißtrauen der volksbewußten Führer des Schwabentums gegenüber den Bemühungen kirchlicher Kreise, **konfessionelle Schulen** im Banat zu errichten, war also angesichts dieser Tatsachen durchaus begründet.

Glaubwürdige Zeugen

Zahlreich sind die Stimmen, die die Rolle der katholischen Geistlichkeit bei der **Entvolkung des Deutschtums** in Ungarn schildern: „Gegen die Entnationalisierungspolitik in Ungarn nach 1868 entstand weder unter der **katholischen Geistlichkeit** noch unter der **Lehrerschaft,** selten unter der sonstigen Intelligenz den **Deutschen Hilfe.** All diese ihrem inneren Zusammenhalt und ihrer geistigen Auffrischung feindseligen Umstände scheinen die Banater Schwaben zermürbt zu haben. Jedoch ihr kerniges deutsches **Bauerntum** war nicht eingeschlafen." („Das Deutschtum im Ausland", März 1910.)

„Die deutschen mittleren und höheren Schulen in Ungarn wurden ausnahmslos **madjarisiert** und nach und nach auch die elementaren Volksschulen, und zwar nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem flachen Lande, in den deutschen Dörfern. Diese Auswirkung wurde ... **sogar von der Kirche kräftig gefördert und beschleunigt."** (Prof Jakob **Bleyer,** Jahrbuch für das katholische Auslandsdeutschtum, 1927/28.)

Monsignore Dr. **Straubinger,** der sich seit Jahren mit der Lage des katholischen Auslandsdeutschtums beschäftigte, alle Siedlungsgebiete des Südostens, so auch das **Banat, Sathmar** und die **Batschka** aus eigener Anschauung gut kannte, schrieb in der September-Folge 1934 der in Wien erschienenen katholischen Zeitschrift **„Schönere Zukunft"** über die Madjarisierung der deutschen Schulen: „Fünfhunderttausend deutsche Katholiken in Ungarn haben keine einzige höhere Schule, kein Lehrerseminar, kein Fortbildungsinstitut; in den **sogenannten deutschen Volksschulen,** die noch auf dem Lande zu finden sind, wird selbst der **Religionsunterricht nicht in der Muttersprache, sondern in der madjarischen Sprache erteilt.** Die Folge ist, daß die Kinder gewöhnlich in den **madjarischen Gottesdienst geführt werden und madjarische Lieder und Gebete lernen müssen.** Die Wirkungen, die aus diesem System erwachsen, sind **für Religion und Volkstum gleich ungünstig."**

(Fortsetzung folgt)

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(8. Fortsetzung)

Und wie feindselig gewisse katholische Geistliche gegen die deutsche Bevölkerung eingestellt waren, geht aus einem Artikel Prof. Josef **Striegls** (dem Dr. Kräuter **auch sein „Werk" widmete**) über die Verhältnisse im Sathmarer Gebiet, der im April 1930 in der **„Kronstädter Zeitung"** erschien, hervor: „Und wenn da ein Kaplan" — so heißt es darin — „die nationalgesinnten Schwaben **des Kommunismus beschuldigt**, mögen die geehrten Leser ja nicht glauben, das wäre eine **Entgleisung eines unerfahrenen jungen Priesters** gewesen, denn das **Amtsblatt der Sathmarer Aula**, das Wochenblatt ‚Katholikus Elet' (Katholisches Leben), als dessen verantwortlicher Schriftleiter der Theologieprofessor Dr. Franz **Scheffler** (der später Bischof wurde) zeichnet, schrieb am **9. März 1930** in Zusammenhang mit den Gemeinderatswahlen u. a. wörtlich: „Auf den Erfolg (die deutschen Gemeindelisten hatten gesiegt — Anmerkung der Redaktion) **lenken wir auch die Aufmerksamkeit der Exponenten der Regierung**. Und empfehlen es auch auf diesem Wege der **Aufmerksamkeit der Regierungskreise, daß im Laufe der verflossenen Wahlen die schwäbische Agitation dermaßen gefährliche sowjetische Saiten einschlug, die fürchterlicher sind, denn jedwelcher angebliche madjarische Irredentismus.**" Dazu Prof. Striegl: „Daraus ist ersichtlich, daß der betreffende politisch gewiß unerfahrene Priester bloß das **Sprachrohr des ‚Aula'-Blattes** war. **Es war seinerseits keine Entgleisung, sondern ein von amtlicher Stelle ausgehecktes Propagandamittel gegen absolut glaubenstreue Katholiken, die nichts anderes zur ‚Sünde' haben als in ihrer lieben Muttersprache kirchlich betreut zu werden.** Daß der Artikel des ‚Katholikus Elet' nichts anderes als **ein dem Staatsanwalt geltender Ruf gegen die Mehrheit des Sathmarer Katholikentums betrachtet werden kann, bedarf wohl keiner besonderen Betonung.**"

„Unwürdige Seelenfängerei"

Und dann noch: Dr. Kaspar Muth, der langjährige oberste „Dienstherr" Dr. Kräuters, in einer Polemik gegen die in Siebenbürgen erschienene ‚Erdélyi Lapok': „Wann wird die **unwürdige Seelenfängerei unter der Decke ‚Katholisch'** ein Ende haben? Wie lange wird das Wörtchen ‚katholisch' noch dazu mißbraucht, **deutsche Katholiken in ihrem Volksbewußtsein schwankend zu machen, als wäre das Bekenntnis zum Deutschtum gegen die göttliche Weltordnung?** Wir erleben es heute noch, daß unsere Jugend in katholischen Jugendvereinen **madjarisiert** wird. In Ungarn drüben geht die Madjarisierung **zur guten Hälfte unter dem Schlagwort ‚katholisch' ...** Himmelschreiend ist der Mißbrauch des Wortes ‚katholisch'! **Hier wird der Einfluß der Kirche für die Politik expropriiert, hier werden Gemütswerte und Seelen verschachert, um triviale politische Ziele zu erreichen.**" („Banater Deutsche Zeitung", 18. August 1933.)

Das sind nicht die Stimmen der „neuheidnischen Verschwörer", sondern Stimmen **maßgebender Persönlichkeiten des Katholizismus.** Statt das einfältige Schlagwort **„Los von Rom"** in die Auseinandersetzung zu werfen, hätte man sich wohl nützlicherweise mit diesen Dingen befassen müssen. Aber jeder, der die damaligen Verhältnisse im Banat kennt, weiß, daß das Märchen von den „Schönerianern" nur ein **Ablenkungsmanöver der madjarophilen Kirchenführer** war, um von den herrschenden widernatürlichen Zuständen abzulenken. Der Sathmarer Theologieprofessor Dr. **Scheffler** bezichtigte seine schwäbischen Gläubigen des **Bolschewismus**, nur weil sie zu ihrem Volkstum zurückfanden, und machte die **rumänische Staatsanwaltschaft** auf sie aufmerksam, wie einst Prälat Blaskovics die Aufmerksamkeit des **ungarischen Staatsanwalts** auf die deutschbewußten Politiker lenkte. Wer zu seinem Volke hielt, beging „Vaterlandsverrat", wer sich gegen die „Führerclique" wandte, wurde zum „Volksverräter" gestempelt — und wer nicht die Schulpolitik des Herrn Dr. Kräuter bedingungslos billigt, ist „Verschwörer", „Komplotist" und natürlich „Nazi". Sich gegen diese merkwürdigen Moralbegriffe aufzulehnen, ist notwensig, und die Entlarvung der **Hintergründe dieser Politik** geschieht im Interesse der geschichtlichen Wahrheit. Herr Dr. Kräuter hat mit einer **unglaublichen Leichtfertigkeit alte Wunden zum Bluten gebracht** — vielleicht führt es zur Heilung, so schmerzhaft es auch sein mag.

Die volksfremde Haltung eines Teiles der kath. Geistlichkeit hat die Schulpolitik Dr. Kauschs und seiner Anhänger sicherlich beeinflußt. Aber die Schulfrage ist selbst heute, fast **ein halbes Jahrhundert** nach dem Ausbau des deutschen Schulwesens im Banat **selbst in der Bundesrepublik noch umstritten.** Im katholischen Bayern z. B. findet demnächst eine Volksabstimmung darüber statt, und auch in den übrigen Bundesländern sind noch immer Experimente im Gange. Deshalb ist es lächerlich, die Kräuter'sche Schulpolitik **als alleinseligmachende hinzustellen** und alle anderen, die sich um eine andere Lösung bemühten, zu diffamieren.

Dr. Kausch — das „rote Tuch"

Dr. Kräuter verfolgt mit dem schulpolitischen Teil seiner „Erinnerungen" zwei Hauptziele: einmal soll der Verfasser selbst als **d e r verdienstvolle, unfehlbare**, über jeden Makel **erhabene Schulpolitiker** des Banater Deutschtums in Erscheinung treten; und zum anderen sollen jene, die es wagten oder wagen, in der Schulpolitik anderer Ansicht als er zu sein, **moralisch erledigt werden**. Dabei konzentriert sich der **abgrundtiefe Haß**, mit dem er das zweite Ziel verfolgt, hauptsächlich auf Dr. Michael **Kausch**, Hans **Beller** und Kaspar **Hügel.**

Dr. Kausch war in der Übergangszeit nach dem 1. Weltkrieg **schulpolitischer Rivale** Dr. Kräuters. Den einstigen „Madjaronen" gelang es, ihn **fast gänzlich aus dem öffentlichen Leben auszuschalten;** seine Leistungen auf dem Gebiete des Banater deutschen Schulwesens wurden zwei Jahrzehnte hindurch **systematisch totgeschwiegen.** Das ging so weit, daß z. B. selbst in einem so **repräsentativen Werk** wie das „Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums" in dem umfangreichen Beitrag über das Schulwesen des Banater Deutschtums **der Name Kausch überhaupt nicht aufscheint.** So ist es psychologisch durchaus verständlich, daß die „Schicksalswende im Leben des Banater deutschen Volkes", jenes Buch, in dem Dr. Kausch 1939 die Nachkriegsjahre behandelt, dem eitlen Dr. Kräuter eine schwere seelische Wunde schlug, die offenbar nicht mehr heilen konnte.

Die Gegensätze zu dem um zehn Jahre jüngeren Hans **Beller,** dessen politische Karriere Dr. Kräuter stets ein Dorn im Auge war, traten bereits Ende der zwanziger Jahre in Erscheinung. Doch darüber später mehr. Diesmal soll nur die Schulfrage behandelt werden, die Dr. Kräuter für sich **enteignet.** Vielleicht hätte man später einmal in sachlicher Weise den gesamten Fragenkomplex, der ja nur ein **Bestandteil der damaligen Gesamtpolitik** war, behandeln müssen. Aber die Provokation Dr. Kräuters konnte nicht unerwidert bleiben. Schon wegen des **aggressiven Tons** und der **Massenirrtümer**, die vielleicht mit der langen Zeitspanne (seit 1918 sind bereits 50 Jahre verstrichen), die dazwischen liegt, entschuldigt werden könnten.

Zum zweitenmal herausgefordert

Nachdem Dr. Kräuter aus kommunistischer Haft in die Bundesrepublik entlassen wurde, fühlte er sich zum zweitenmal im Zusammenhang mit Dr. Kausch „herausgefordert", als er den „Abriß der Geschichte des Donauschwäbischen Schulwesens" von Kaspar **Hügel** las. In dieser kurzgefaßten Darstellung, die 1957 erschien, ist vielleicht dem Verfasser tatsächlich ein Fehler unterlaufen: Er hat nämlich **nicht** mit der krankhaften Eitelkeit Dr. Kräuters gerechnet und hat die schulgeschichtlichen Verdienste Dr. Kauschs hervorgehoben, die Verdienste Dr. Kräuters aber nicht **eigens** erwähnt. Vielleicht geschah es aus der Erwägung, daß diese ja **zwanzig Jahre hindurch gerühmt und jene verschwiegen wurden**. Wie dem auch sei, die ohnehin noch nicht vernarbte alte Wunde Dr. Kräuters wurde erneut aufgerissen, und er schrieb seine „Erinnerungen". Zunächst hinterlegte er sie — wie bereits erwähnt — in mehreren **Niederschriften** im **Bundesarchiv zu Koblenz**. Als Hügel aus einigen derselben, die ihm — **nicht durch den Chefredakteur des „Donauschwaben" Franz Schuttack, wie Kräuter fälschlich behauptet** — zugänglich geworden waren, merkte, wie empfindlich er auf das für ihn **rote Tuch Kausch** reagierte, war er fortan in seinen Veröffentlichungen bemüht, **auch die Verdienste Dr. Kräuters gebührend hervorzuheben und zu würdigen.** Aber selbst das konnte Dr. Kräuter **nicht versöhnen**. Er holte zum entscheidenden Schlage aus, den er dann mit den vorliegenden „Erinnerungen ..." dem Banater Deutschtum **im allgemeinen, seiner eigenen politischen Richtung im besonderen und seinem persönlichen Ansehen versetzte.**

Dr. Kausch und Beller waren zeitweise Parteifreunde und verfolgten als alte Volksparteiler in den **ersten** Jahren nach dem Zusammenbruch gemeinsame politische Ziele. Als Dr. Kausch in die Liberale Partei eintrat (1925), trennten sich ihre Wege. Hügel hingegen hatte — soweit ich weiß — mit Dr. Kausch **überhaupt keinen** und mit Beller **kaum nennenswerte persönliche Kontakte**. Um aber trotzdem alle drei sozusagen in einem „Abwaschen" zu erledigen, erfand Kräuter das Märchen von den „gegen Christentum und Demokratie hinterhältig und hinterlistig verübten Anschlägen eines Geheimbundes, die im östlichen Teil des Banates gleich nach dem Ende des Ersten Weltkrieges begannen und, in der Bundesrepublik und in Österreich, bis auf den heutigen Tag fortdauern". Dr. Kräuter erhebt diese ungeheure Anschuldigung mit einer geradezu **erschreckenden Leichtfertigkeit**, ohne für ihre Richtigkeit in dem ganzen Buch **auch nur einen einzigen stichhaltigen Beweis anzuführen.**

Brief Hügels an Dr. Kräuter

Die Toten können sich nicht mehr zur Wehr setzen. Hügel aber richtete am 7. Jänner d. J. einen Brief an Dr. Kräuter, dessen Abschrift mir vorliegt. Darin heißt es:

„Die Behauptungen, daß ich etwas mit einem Geheimbunde zu tun hätte, daß ich mich im Geiste einer Los-von-Rom-Verschwörung betätigte, daß ich als Nachfolger Bellers in einem solchen Bunde von Schönerianern und ehemaligen NS-Schulamtswaltern der Anführer wäre, und daß ich mich in meinen Veröffentlichungen und Niederschriften eines im Geheimen abgekarteten Kassibers, also einer Art Geheimsprache bediente, sind völlig aus der Luft gegriffen und unwahr. Daher muß ich Sie für alle Folgen, die sich aus solchen Behauptungen ergeben könnten, verantwortlich machen und mir weitere geeignet erscheinende Schritte — nötigenfalls auch gerichtlicher Art — vorbehalten. Dasselbe gilt für Stellen, die Ehrenbeleidigungen sind. Für alle Fälle will ich noch hinzufügen, daß mir niemand etwas aus meiner politischen Vergangenheit nachweisen kann, was im Sinne der geltenden Gesetze strafbar wäre, so daß auch ein eventueller Versuch, mich auf diesem Umwege mundtot zu machen, vergeblich wäre."

Dies vorausgeschickt, sei nun auf einige **schulgeschichtliche Tatsachen jener Übergangsjahre** nach dem Ersten Weltkrieg eingegangen. Die **Verdeutschung** der Volksschulen war tatsächlich schon im Herbst 1918 vom Schwabenrat, in dem **beide** politische Richtungen vertreten waren, **empfohlen** worden. Die Durchführung selbst war aber **nicht** das Werk **eines** Mannes. Daran waren **zahlreiche Persönlichkeiten und Institutionen** beteiligt, darunter gewiß auch Dr. Kräuter und Dr. Kausch. Darüber zu rechten, welcher der beiden zwei oder drei Schulen mehr für sich buchen kann, ist belanglos. Anders war die Situation bei den **mittleren und höheren Schulen.** Wenn Dr. Kräuter in seinen „Erinnerungen" behauptet, Schulreferent des Schwabenrates gewesen zu sein und vom **Budapester Ministerium** eine Legitimation des Inhalts gehabt zu haben, daß er beauftragt sei, die Frage der Wiederverdeutschung der südungarischen Schulen zu **studieren** und dem Ministerium in dieser Frage **„gutachtliche Meldung"** zu erstatten, so wollen wir ihm das glauben, obwohl er **keine Belege dafür anführen kann**. Es sei nicht bestritten, daß er im Sommer 1919 einen Kurs für schwäbische Lehrer und einen deutschen Sprachkurs für Mittelschüler veranstaltete und sich um die Errichtung eines **konfessionellen deutschen Gymnasiums** und einer **konfessionellen deutschen Lehrerbildungsanstalt** bemühte. Er hat im **ungarischen** Rahmen ungefähr das zu erreichen **versucht,** was Dr. Kausch einige Jahre später **im rumänischen Staate tatsächlich erreichte.**

Was Dr. Kräuter nicht gelang — führte Dr. Kausch durch

Wie oft auch Dr. Kräuter **ohne Beweise** behauptet, Dr. Kausch hätte sich den Titel eines **„Sektionsrates" zu Unrecht** zugelegt, bleibt doch die Tatsache bestehen, daß er vom Unterrichtsminister **eine Betrauung hatte, die es ihm ermöglichte, praktisch deutsche Schulen zu erwirken.** Die Frage, **welcher** Titel ihm dabei mit welchem Rechte zukam, ist von untergeordneter Bedeutung. Was in diesem Zusammenhang das Wichtigste wäre, nämlich jene mittleren und höheren Schulen aufzuzählen, die wir Dr. Kausch verdankten, **bringt Dr. Kräuter nicht übers Herz**. Darum müssen sie hier genannt werden: **das Realgymnasium in Temeschburg, die Bürgerschulen in Perjamosch, Modosch, Lugosch, Detta und Arad sowie die deutschen Abteilungen an der Handelsschule in Temeschburg, an der Realschule in Reschitza und an der Bürgerschule in Groß-St.-Nikolaus. Demgegenüber steht eindeutig fest, daß es Dr. Kräuter bis zum Herbst 1920 nicht gelungen war, auch nur eine einzige Anstalt oder Abteilung mit deutscher Unterrichtssprache auf dem Sektor des mittleren und höheren Schulwesens zu errichten.**

Die Rolle des deutschen Realgymnasiums

Aus dem **„Realgymnasium"** jedoch, der ersten höheren deutschen Schule des Banates nach dem Ersten Weltkrieg — in dem sich übrigens **auch Dr. Kräuter eine Lehrstelle sicherte — gingen zahlreiche deutschbewußte Männer hervor, die später im Leben des Banater Deutschtums entweder führende Rollen spielten oder aber die unerläßlichen Träger der vielfältigen Kleinarbeit waren**. Auch die **meisten Zöglinge** der erst ein Jahr später eröffneten deutsch-katholischen Lehrerbildungsanstalt kamen viele Jahre hindurch aus dem Realgymnasium, wie auch eine beachtliche Zahl **späterer deutscher Theologiestudenten.**

(Fortsetzung folgt)

Banater Heimatlied

Milde strahlt der Mond und helle,
ich gedenk der Heimat mein
und es zieht in meine Seele
wehmutvolles Heimweh ein.

Ach, es trennen viele Stunden,
Berge, Wasser mich von ihr;
ewig bleibt mein Herz verbunden,
alte, traute Heimat, dir!

H. P.

Vergällte Freude

Ich freute mich innig manch
langen Tag,
die Heimat der Väter zu grüßen.
So nah die Erfüllung oft vor mir
lag,
stets ward sie mir wieder entrissen.

Mein Herz hat vor Sehnsucht
gezittert wie toll
zum Ziele, so weit ihm entfernt;
und jetzt, da ich endlich zur
Heimat soll,
hat's müde das Freuen verlernt.

H. P.

Abgeordneter Anton Hügel 30 Jahre tot

Am 9. März waren es **dreißig** Jahre, daß der frühere Abgeordnete Anton **Hügel** in seiner Heimatgemeinde Lovrin zu Grabe getragen wurde. Anton Hügel, von Beruf Fleischhauer, war Mitbegründer und die treibende Kraft der im September 1931 gegründeten oppositionellen Gruppierung der „Freien deutschen Gemeinschaft", die in den ersten Jahren die Führer der „Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft" heftig bekämpfte. Ihr größter politischer Erfolg waren die Komitatswahlen im Jahre 1931, bei denen sie 10 000 Stimmen erhielt. Hügels politische Plattform war zunächst die Organisation der Gewerbetreibenden, deren Führer er nach dem Tode des Druckereibesitzers Peter **Hollinger**, des Gründers des „Eisenringes" wurde. Von hier aus stieg er in die „große Politik". Er versöhnte sich mit seinen früheren Gegnern, erhielt ein Abgeordnetenmandat (mit Dr. K. Muth und Dr. Emmerich Reiter waren von vier schwäbischen Parlamentariern drei Lovriner), starb dann verhältnismäßig jung, so daß er die späteren Auseinandersetzungen zwischen den nationalsozialistisch eingestellten Gruppierungen untereinander nicht mehr miterlebte. Anton Hügel war ein guter Redner, doch als Abgeordneter im Bukarester Parlament war er infolge seiner mangelhaften Kenntnisse der rumänischen Sprache weniger erfolgreich. Sein Verdienst war es allerdings, daß er mithalf, **die Alleinherrschaft der früheren „Autonomisten" in der Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft zu brechen.**

(j. g.)

Franz Ferch führte die Banater an

Vor 25 Jahren: Deutsch-rumänische bildende Kunst auf Wanderschaft

Zwei Volksgruppen sind es, die das Deutschtum in Rumänien auch heute noch bestimmen: die seit dem hohen Mittelalter ansäßigen „Siebenbürger Sachsen" und die erst zu Maria Theresias Zeiten angesiedelten „Banater Schwaben". Hatten jene in ihren Sitten und Gebräuchen altes deutsches Kulturgut bewahrt und sich durch besondere künstlerische Begabungen ausgezeichnet, so holten ihre jüngeren Stammesbrüder aus dem Banat bald diesen Vorsprung auf, indem sie bedeutende Männer, vor allem auf den Gebieten der Dichtkunst und der bildenden Künste hervorbrachten.

Vor nunmehr 25 Jahren hatte das Gegenwartsschaffen in der bildenden Kunst beider Volksgruppen auch im Auslande Zeugnisse hohen künstlerischen Empfindens abgelegt, und zwar auf einer Wanderausstellung durch das Deutsche Reich, die im Wiener Künstlerhaus ihren Anfang nahm. Es war dies Wiens erste Begegnung mit deutschen bildenden Künstlern aus Rumänien.

Eines hatten, wie ich damals in einer Grazer Tageszeitung berichtete, all die zahlreich ausstellenden Künstler und Künstlerinnen gemeinsam: „Als Augenmenschen sind sie abhängig von der Luft, dem Licht und den Farben, die Tag für Tag um sie sind. Da sieht man denn gleich, es ist ein von Sonne gesegnetes, fruchtbar sich im Hellen dehnendes Land. Als Volksdeutsche wird man sie alle daran erkennen können, daß sie sich nicht dem Weichen und Fließenden und Weiblichen dieser Landschaft ergeben, sondern daß sie klar, bestimmt, auf Konturen bedacht bleiben als männliche Gestalter ihrer Eindrücke und ihres Schicksals. So sind die hier versammelten fünfzig Künstler(innen) mit ihren ungefähr 300 Werken, Ölgemälden, Plastiken, Aquarellen, Graphiken, sowohl leuchtende Spiegel ihrer Augenheimat als auch treue Kinder der Heimat ihrer Seele und das will sagen, der Heimat ihrer Väter."

Die Donauschwaben hatten ihren Mittelpunkt in dem Temeschburger Franz **Ferch**, der bäuerliche Themen bevorzugte. Er fesselte mit seinem „Märzacker" und seinem „Pflüger", der, klobig und doch stilisiert, an Egger-Lienz erinnert. Die Siebenbürger sammelten sich um den Kronstädter Maler Fritz **Kimm**, der mit kraftvollen Porträts vertreten war. Als ein Meister in der Wiedergabe abendlicher Dämmerstimmung über reizvollen Landschaften zeigte sich Eduard **Morres**, während seinen Bruder Hermann das bunte Volksleben zur Darstellung bewegte. Sehr stark prägte sich uns Marianne **Weingärtner-Porsche** ein, die sowohl in ihren Landschaften als auch in ihren Bildnissen das Geschaute aus der Farbe heraus modellierte und mit Atmosphäre erfüllte. Volksleben und Natur fanden saftige und liebevolle Schilderer in Karl Brandsch, Hans Hermann, Adalbert Neumann, Hildegard Schieb, Trude Schillerus, Conrad Vollrath und Walter Widmann. Bildnisse, durch Charaktertistik wie durch Farbgebung gleich bedeutsam, ließen Hans Eder, Ernestine Konnerth-Kroner, Rudolf Schweitzer, Anna Dörschlag und Karl Ziegler sehen. Sie alle und die vielen anderen, die hier aufzuzählen nicht möglich ist, gaben ein abgerundetes Bild von dem hohen Niveau der deutschen Malerei und Graphik in Rumänien. In großen Plastiken stellten sich Künstlerpersönlichkeiten wie Josef **Brunnet**, Hans **Guggenberger**, Maria **Depner**, Richard **Boege** und andere vor.

Die Ausstellung hatte überall großen Beifall, ungeteilte Bewunderung und Anerkennung gefunden.

Helfried **Patz**

„Mir ware in Batsch-Breschtewatz drhom"

Ein Gedenkbericht nach eigenen Erlebnissen und Tagebuchnotizen sowie nach Erzählungen und Aufzeichnungen B.-Brestowatzer Landsleute

Von Paul Otto Habermann

1. Fortsetzung

Auch sie haben dem Heimatort Ehre gemacht... Wenn sich unter den Batsch-Brestowatzer „weltlichen" Persönlichkeiten einige durch besonders außergewöhnliche Leistungen verdient machten, so gilt es, ihrer auch ehrenvoll zu gedenken.

Singe, wem Gesang gegeben

„Singe, wem Gesang gegeben..." Ja, dieses Dichterwort hat sich in ganz außergewöhnlicher Weise an einem begnadeten Batsch-Brestowatzer Ortskind erfüllt, das im Jahre 1898 als Hans-Jakob **Kolling** dort geboren wurde, und von dem damals niemand ahnen konnte, daß es einmal mit „Gold in der Kehle" ein weltberühmter Konzert- und Opernsänger werden sollte...

14. April 1954! — Es war am Abend im „Haus der Ostdeutschen Heimat" zu Berlin. Unsere dortigen donauschwäbischen Menschen hatten, als Landsmannschaft, in der ehemaligen Reichshauptstadt zu einem donauschwäbischen Dichterabend mit musikalischer Umrahmung eingeladen. Einladungen waren auch an alle anderen in den Westsektoren der Stadt vertretenen Landsmannschaften ergangen. Sehr, sehr viele interessierte Menschen waren gekommen, und der riesige Saal war bis auf den letzten Platz besetzt. Daß den Gästen auserlesene Genüsse bevorstanden, dafür bürgten zwei Namen: **Jakob Wolf** und **Hans-Jakob Kolling...**

Unser Heimatdichter Jakob Wolf war damals auf Einladung seiner dortigen Landsleute nach Berlin gekommen, um aus eigenen Werken vorzulesen; aus seinen lyrischen Schätzen zauberte er all das hervor, was unseren deutschen Menschen einst in der alten Heimat im Südosten (und Osten) Europas lieb und teuer war, und es ihnen auch heute noch ist; ja, er zauberte es hinein in die aufnahmefreudigen Herzen seiner dankbaren Zuhörer...

Lm. Hans-Jakob Kolling, der in Berlin wirkte, zog, während der Lesepausen, durch seine herrlichen Lied-Vorträge mit seiner begnadeten Stimme alle die vielen andächtig lauschenden Zuhörer in seinem Bann. Es darf noch gesagt werden, daß der große Sänger besonders auch Lieder des bekannten Komponisten Prof. Rudolf **Niedermayer** (geb. Egerländer) zum Vortrag brachte, der durch seine donauschwäbischen Kompositionen auch bei unseren interessierten Landsleuten längst kein Fremder mehr ist. Von diesen Kompositionen dürfen einige hier genannt werden: „Banater Schwabenlied", „Batschkaer Schwabenlied", „Der Schwabenzug nach Baragan", „Mei Mottersproch" u. a.

Es war ein Abend mit — in künstlerischer und kultureller Hinsicht einzigartig hohem Niveau, der bewiesen hat, daß sich das Kulturerbe unserer donauschwäbischen Ahnen in jeder Hinsicht mit dem der anderen deutschen Stämme sehr wohl zu messen vermag...

Bei den beiden nachstehend Genannten handelt es sich um zwei Wahl-Brestowatzer. Beide sind Batschkaer; der Geburtsort des ersteren war Apatin, der des zweiten Weprowatz. Beide haben sich mit Batsch-Brestowatzerinnen verheiratet, und beide sind durch jahrzehntelange Arbeit im Dienste der dortigen Dorfgemeinschaft sowie durch ihre ganze tiefe innere Einstellung längst schon zu echten Batsch-Breschtewatzern geworden.

Mitte November 1965 vollendete Lm. Karl **Braun** sein 75. Lebensjahr. Nach Abschluß seines pädagogischen Studiums hatte er als Junglehrer an der Gemeindeschule in Batsch-Brestowatz eine Anstellung erhalten. Ja, und dann ist er auch gleich dort geblieben, für immer, da er nämlich dort auch „im Nebenberuf" sein Glück gemacht hatte, indem er Kathi **Leinweber** zu seiner „Frau Lehrerin" erwählte... Bald konnten sich die Batsch-Brestowatzer überzeugen, daß es sich bei Lehrer Braun nicht nur schlechthin um „den neuen Lehrer" handelte, sondern um einen „geborenen Schulmeister" mit ganz außergewöhnlichen erzieherischen Eigenschaften. Lob und Anerkennung sowohl bei seiner Schuljugend als auch bei den Erwachsenen fand er nicht nur für seine Leistungen und Erfolge in seinem Hauptberuf als Schullehrer (wobei oft gar nicht so leicht festzustellen gewesen sein dürfte, welchen Hauptberuf er eigentlich hatte). Für die Bereiche mehrerer „Nebenberufe" hatte er sich mit der gleichen Liebe und Begeisterung zur Verfügung gestellt, wenn es galt, lerneifrigen jungen und älteren Menschen Wissen und Können zu vermitteln, sei es im Rahmen des Unterrichts an der beruflichen Lehrlingsschule, sei es bei den Bestrebungen des Gesellenvereins oder wenn sich junge Gesellen auf die Meisterprüfungen vorbereiten wollten. Lm. Lehrer Karl Braun war — als Mann der Tat — stets zur Stelle, wenn seine Hilfe benötigt wurde... Und deshalb ist es eine ebensolche Tat-Sache, daß die Angehörigen der alten Batsch-Brestowatzer Dorfgemeinschaft ihrem alten Lehrer und Mitbürger Lm. Karl Braun für all das, was er ihnen „durch die Schule fürs Leben" an geistigem Rüstzeug mitgegeben hat, ihre Hochachtung und Wertschätzung bezeugen und allezeit ein ehrendes Gedenken bewahren...

Zum Heilen und Helfen berufen

Im November d. J. (also 1968) feiert der andere Wahl-Brestowatzer die 70. Wiederkehr seines Geburtstages; es ist Dr. Adam **Pollich.** Dadurch, daß in Batsch-Brestowatz der geborene Weprowatzer in der Batsch-Brestowatzerin Anna **Sendelbach** seinen „guten Kameraden fürs Leben" gefunden hatte, daß er für seinen freudigen freiwilligen Einsatz im Dienste der Batsch-Brestowatzer Ortsgemeinschaft, nicht nur als Arzt sondern auch im Bereich der dortigen politischen und kulturellen Belange, eine überaus befriedigende Tätigkeit fand, ja, und daß er, seitens der dortigen Ortsgemeinschaft — weit über den üblichen Rahmen hinaus — als einer der geschätztesten und beliebtesten Mitbürger verehrt wurde, mußte schließlich ein Ergebnis zeitigen, über das in diesem Zusammenhang meine Batsch-Brestowatzer Freunde in Frankreich seinerzeit (also — wie schon erwähnt — im Sommer 1963) abschließend folgendes sagten: „Unser liewer Dokt'r Pollich is a echt'r Breschtewatz'r geworre un is's a geblibb." — Fürwahr, diese wenigen Worte künden von einem seltenen Vertrauensverhältnis, das zwischen der Batsch-Brestowatzer Ortsgemeinschaft und jenem Manne bestanden haben mußte (und wohl auch noch immer besteht), dessen Berufung es — nach Meinung der Brestowatzer Landsleute — immer war und auch heute noch ist: zu heilen und zu helfen...

Dieses Kapitel „Ehre, wem Ehre gebührt" abschließend, soll noch der Name eines Batsch-Brestowatzer Landsmannes ehrend hier genannt werden: Josef **Feiter...**

In unserem Falle gibt der Chronist die Kunde, daß es sich hier um einen deutschen Bauersmann aus der Batschka handelt, nämlich Lm. Josef Feiter, der im alten Heimatort Batsch-Brestowatz drei Menschen vor dem Ertrinken gerettet hatte, und zwar einmal als 19jähriger einen alten Mann, und dann, im Alter von 40 Jahren, noch einmal zwei Schulmädchen. Und dies geschah jeweils unter großer eigener Lebensgefahr; in letzterem Falle war Lm. Feiter gerade erst kurz zuvor von einer Lungenentzündung genesen... Ehre, wem Ehre gebührt. Diese, im wahrsten Sinne uneigennützige Tat des — heute fast 70jährigen — Batsch-Brestowatzers Josef Feiter, darf hier diese kurze, gebührende Würdigung finden.

Noch eine kleine Batsch-Brestowatzer Chronik

Im Jahre 1906 wurde im Gemeindebereich von Batsch-Brestowatz die Kommassierung (Felderzusammenlegung) durchgeführt.

Ein großes Schadenfeuer, das durch Blitzschlag entstand und drei Anwesen vernichtete, hatte es im Jahre 1908 gegeben.

Mit Schrecken werden sich die Landsleute an das Jahr 1912 erinnern, wo es durch besonders starken Hagelschlag einen Totalverlust der Ernte gab.

Im Herbst 1913 wurde die alte Motormühle auf dem **Kunter'**schen Hausplatz durch Feuer vernichtet.

In den Jahren 1924 und 1926 gab es während des Sommers an mehreren Stellen an der Donau südlich Apatin Dammbrüche durch Hochwasser. Als Folge davon waren weite Flächen im Bereich der Ortschaften zwischen Apatin und Batsch von gewaltigen Wassermassen überflutet. Aus vielen Dörfern, besonders der Westbatschka, die nicht direkt gefährdet waren, sind unsere Menschen — auch aus Batsch-Brestowatz — mit ihren Fuhrwerken in Tages- und Nachteinsätzen unterwegs gewesen, um Material zum „Dämmen" (Dammrisse abdichten) heranzuschaffen. Und das hatte für alle Beteiligten stets Lebensgefahr bedeutet.

Welche Batsch-Brestowatzer denken wohl nicht mit Wehmut an das Jahr 1936 zurück, wo auch in ihrem Heimatort das 150jährige Ansiedlungsjubiläum gefeiert wurde. Zu diesem Jubiläum, das auch in Batsch-Brestowatz als ein Fest des Bekenntnisses zum angestammten Volkstum und zur Muttersprache mit überschwänglicher Freude am 29. und 30. August gefeiert wurde, waren, als besonders gern gesehene Gäste, Abordnungen aus der Urheimat der Ahnen, vor allem aus dem Rheinland, gekommen. Und diese waren es auch, die nach ihrer Rückkehr Kunde brachten vom deutschen Leben und deutschen Kulturleistungen in Batsch-Brestowatz in der unvergeßlichen Batschka.

Diese kleine Chronik abschließend, soll unseren freundlichen Lesern noch der Inhalt einer kurzen Notiz nicht vorenthalten werden, die unsere Landsmännin Eva Ament ebenfalls vor Jahren unserem Redaktionsarchiv eingesandt hatte; sie lautet sinngemäß folgendermaßen: Im Winter 1941 haben in Batsch-Brestowatz einige Männer eine besondere „Volkszählung" durchgeführt; bei diesem „Rechenexempel" habe es folgendes Resultat gegeben: in Batsch-Brestowatz gibt es (also im Jahre 1941) 338 — Witwen...

In Breschtewatz ware d' „Ziegelkratzer" drhom

Über die Entstehung dieses Batsch-Brestowatzer „Sammel-Familiennamens" wird berichtet: In diesem Ort habe man in früheren Zeiten außergewöhnlich viele Kotsteine „geschlagen", die dann in Feldöfen zu Ziegeln gebrannt worden seien. Da man weitumher nirgends so viele dieser Feldöfen gesehen habe, habe man die Batsch-Brestowatzer „der Einfachheit halber", eben kurz und bündig „Ziegelkratzer" genannt... Und das sollen sie dann auch geblieben sein. — — —

(Fortsetzung folgt)



Früher einmal — Kindertracht in Batsch-Brestowatz.

Niemac

Alle slawischen Völker, die Russen ausgenommen, haben für die Deutschen einen Namen geprägt, der vom slawischen niem (nem) abgeleitet ist. Der Deutsche, der nicht in der slawischen Zunge sprechen kann, heißt Niemac (Nemac, Nemec), der Stumme. Damit hängt auch der Familienname von Nikolaus Lenau zusammen, dem größten Lyriker, den das an dichterischen Begabungen wahrlich nicht arme Südostdeutschtum hervorgebracht hat. Nikolaus Niembsch von Strehlenau war in Csatád (Banat) geboren, das heute ihm zu Ehren den Namen Lenauheim trägt.

Im Banat und in der Batschka, wo der Deutsche nach den zumeist aus Schwaben eingewanderten deutschen Bauern im Volksmund švaba heißt, hat das Wort Niemac eine andere Bedeutung erhalten. Dort wird der Maschinist, der die Dampflokomobile oder den Motor zum Antrieb der Dreschmaschine und der anderen landwirtschaftlichen Maschinen bedient, allgemein Niemac (Nemac) genannt. Dieser Bedeutungswandel, wie wir ihn ähnlich beim Schweizer (so heißt in einem guten Teil Europas der Mann, dem auf einem Gute die Milchwirtschaft obliegt) und beim Sachsen finden (in Bosnien und in Serbien werden noch heute in Erinnerung an die sächsischen Bergknappen die Bergleute so genannt), ist ein Beweis für das Pioniertum der Deutschen im Südosten. Deutsche waren die ersten, die im Banat und der Batschka landwirtschaftliche Maschinen einführten, Deutsche waren die ersten, welche die schnaubenden Dampflokomobilen, Mittel und Sinnbild fortschrittlicher Landwirtschaft, mit kundiger Hand betreuten.

Helfried **Patz**

Donauschwäbische Gedenktage

Im März 1928:

„Fünfzigjährige Geschichte der Banater Arbeiterbewegung. (1870 bis 1920)" von Josef Gabriel in Temeschburg erschienen.

Mit der fortschreitenden Industrie erhob sich das soziale Problem der lohnabhängigen Menschen, der Arbeiter, deren Existenz durch die schwankende Konjunktur ständig auf dem Spiele stand und für die man von Staats wegen sehr wenig übrig hatte. Dieses Problem der anschwellenden Massen des Proletariats lag zunächst im Westen Europas, in England und Frankreich, viel mehr an der Oberfläche als in Österreich. Im Jahre 1841 lebten 70 Prozent der österreichischen und 90 Prozent der ungarischen Bevölkerung von der Landwirtschaft, in England zu gleicher Zeit nur 34 Prozent, in Frankreich 44 und in Preußen 66 Prozent. Bereits die Revolution im Jahre 1848 war in den Städten für die Masse eine Brotfrage. Die Arbeiter, von Arbeitslosigkeit und Hungersnot bedroht, handelten in Wien und anderswo ohne eigene Führung, ohne Organisation, ohne jede politische Schulung, nur als robuste Avantgarde des liberalen Bürgertums. Der Anbruch einer neuen Zeit in wirtschaftlicher, politischer und sozialer Hinsicht wurde überall verspürt und auch von den Arbeitern erkannt. Im Anschluß an den Berliner Arbeiterkongreß vom 27. Juli 1849 entstanden überall in deutschen Landen **Arbeiter-Bildungs-Vereine**, die sich um die Hebung des Bildungsstandes der Arbeiterschaft bemühten. Am 23. Mai 1863 gründete Ferdinand Lassalle in Leipzig den **„Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein"**, am 28. September 1864 wurde in London die **Internationale Arbeiter-Assoziation** ins Leben gerufen, August Bebel und Wilhelm Liebknecht formten in den Augusttagen des Jahres 1869 die **„Sozialdemokratische Arbeiterpartei in Deutschland".** Der Aufstand des arbeitenden Menschen gegen die politischen und sozialen Mißstände der Zeit war damit auf breitester Basis erfolgt.

Die Arbeiterbewegung in Ungarn entwickelte sich unter deutschem Einfluß und nach deutschem Vorbild. Das ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß beim Aufbau moderner Handels- und Industriebetriebe immer zahlreiche Facharbeiter aus Deutschland herangezogen wurden, die sich hier in Ungarn als Träger und Anreger sozialistischer Bestrebungen erwiesen. Die ersten Spuren einer Arbeiterbewegung in Temeschburg finden wir schon im Jahre 1851, als die Buchdrucker auf Anregung des aus Osnabrück stammenden Schriftsetzers Alexander Liesecke den Verein „Gemeinschaftliche **Buchdrucker-Krankenkasse in Temeswar"** gründeten. Eingewanderte Reichsdeutsche waren es zumeist, die den Samen zur später mächtigen Buchdruckerorganisation ausstreuten. Der erste Arbeiterverein in Ungarn formierte sich 1867 als **„Buchdrucker-Fortbildungsverein".** In ihm kam es sofort zu Auseinandersetzungen zwischen den Anhängern Schulze-Delitzsch', die den Gedanken des Sparens und der Hilfe auf Gegenseitigkeit vertraten, während die Anhänger Lassalles den Klassenkampf und die politische Tätigkeit forderten. Am 23. Februar 1868 kam es in Budapest zur Gründung des **„Allgemeinen Arbeitervereines"**, der seine Tätigkeit auf das ganze Land ausdehnte. In dem Gründungsaufruf, der auch in deutscher Sprache verbreitet wurde, heißt es: „Arbeiter... heraus aus dieser Sklaverei. Aus dem Ägypten der Lohnknechtschaft müssen wir in das gelobte Land marschieren. Die Lehre Ferdinand Lassalles muß uns dabei als Fackel voranleuchten".

Auch die immer zahlreicher vertretene Arbeiterschaft in donauschwäbischen Bereichen wurde von diesen sozialistischen Bestrebungen frühzeitig erfaßt. Urheber und Träger der Arbeiterbewegung bei den Donauschwaben waren Handwerksgesellen und kleine Handwerker. Wegen der verspäteten industriellen Revolution in Ungarn und ihrer einseitigen Orientierung auf die Umgebung von Budapest blieb die Handwerksproduktion in donauschwäbischen Gemeinden auch weiterhin wirtschaftliche Haupttätigkeit. Die soziale Lage und die Klassenorientierung zwischen Handwerksmeistern und der Handwerkerarbeiterschaft erfuhr unter solchen Verhältnissen freilich keine sonderliche Differenzierung. Daß die Arbeiterbewegung im Bereich der Donauschwaben dennoch beachtliche Leistungen und Aktionen verwirklichen konnte, darüber berichtet Josef Gabriel (1853—1927) in seiner Schrift **„Fünfzigjährige Geschichte der Banater Arbeiterbewegung"**, die im März 1928 in der Buchdruckerei der Schwäbischen Verlags-AG. in Temeschburg herausgebracht wurde. Josef Gabriel, der selbst an der Wiege der Banater Arbeiterbewegung stand und der älteste rote Stadtrat von Temeschburg war, schreibt im Vorwort seines Werkes: „Von zahlreichen älteren Parteigenossen dazu animiert, entschloß ich mich, die fünfzigjährige Geschichte der Banater Arbeiterbewegung zu schreiben. Ich fühlte mich dazu um so mehr berufen, da ich doch selbst vier Dezennien hindurch in der Arbeiterbewegung aktiv teilgenommen habe und somit Augen- und Ohrenzeuge vieler Geschehnisse war. Besonders ausführlich schildere ich jenen beispiellos dastehenden Kampf, den die organisierte Arbeiterschaft im alten Ungarn 30 Jahre lang im Interesse des allgemeinen Wahlrechtes mit zäher Ausdauer und Begeisterung führte. Es war dies aber auch gleichzeitig die Glanzperiode der sozialdemokratischen Partei".

jvs

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(9. Fortsetzung)

Die volkstümliche Bezeichnung des „Realgymnasiums" dürfte daher stammen, daß es bei seiner Eröffnung im Herbst 1919 mit den auslaufenden oberen Klassen einer madjarischen Realschule zusammengelegt war. Sein offizieller Name lautete z. B. noch im Jahre 1926, als die Klassen mit madjarischer Unterrichtssprache schon längst verschwunden waren, „Liceul german-maghiar din Timişoara", d. h. „Deutsch-Madjarisches Lyzeum in Temeschburg". Dr. Kräuter erwähnt es unter anderem im Zusammenhang mit den Töchtern Dr. Kauschs, der diese das **„ungarisch**-deutsche Knabenlyzeum" habe besuchen lassen, worüber sie recht unglücklich gewesen seien, weil ihre Altersgenossinnen im allgemeinen doch die Klosterschulen besucht hätten. Damit will Dr. Kräuter den Eindruck erwecken, daß Kausch seine Töchter (übrigens hatte Dr. Kausch **vier** und nicht, wie Dr. Kräuter behauptet, zwei Töchter — Anmerkung der Redaktion) in eine halbmadjarische Schule gezwungen hätte. Er bezeichnet ja Dr. Kausch zu wiederholten Malen, natürlich **ohne** jedwelchen Beweis, als ehemaligen „Madjarisator"! Nun, an den deutschen Klassen dieser Schule wurde **nie ein Wort madjarisch unterrichtet.** Und die madjarische Abteilung besuchte, solange sie bestand, **kein einziges deutsches Mädchen**. Jene Mädchen aber, die man 1919 keine der Temeschburger Klosterschulen mit **madjarischer** Unterrichtssprache besuchen lassen wollte, wurden über in die **einzige** deutsche höhere Schule geschickt. Die gelegentlichen Klassentreffen der Landsleute in der Bundesrepublik, die das Realgymnasium absolvierten, könnten Dr. Kräuter den Beweis liefern, daß das Realgymnasium seine Aufgaben vollauf erfüllte: sie alle haben es zu etwas gebracht — obwohl man in den Kreisen um Dr. Kräuter immer geringschätzig über diese Schule sprach. (Darüber klagt die „Lugoscher Zeitung" schon im Jahre 1928).

Alleiniges Verdienst der Deutsch-Schwäbischen Volkspartei

Über die Errichtung des Deutschen Realgymnasiums, die auf Grund der Denkschrift Dr. Kausch's erfolgte, schrieb die „Deutsche Wacht", das Organ der Deutsch-Schwäbischen Volkspartei, am 30. September 1919 u. a.:

„Auf Grund eigehender Beratungen mit dem Herrn Unterrichtsminister Dr. Valer Branisce wird verlautbart, daß in Temesvar ein staatliches Realgymnasium mit deutscher Unterrichtssprache für Knaben und Mädchen errichtet wird, in der Voraussetzung, daß sich für jede Klasse mindestens zwanzig Schülerinnen und Schüler melden. Wie uns **Sektionsrat** Dr. Michael Kausch mitteilt, hat Unterrichtsminister Dr. V. Branisce den Deutschen im Banat auch noch **weitere** Schulen zugesagt." (Diese Schulen wurden bereits erwähnt — Anmerkung der Redaktion). „Während an dieser wichtigen Beratung außer Staatssekretär Lutz **Korodi**, Abg. Rudolf **Brandsch** und Sektionsrat Dr. **Kausch**, Karl von **Möller**, Johann **Röser**, Dr. Stefan **Frecot** und die Prof. Dr. Peter **Schiff** und Karl **Kessler** teilnahmen, hatte Dr. Kausch mit dem Minister zwecks Schlichtung der schwierigsten Fragen noch eine **private** Aussprache, wobei Fragen wie: Orawitzaer Gymnasium, Neusanktannaer Mittelschule, Personalfragen, Lehrerkandidaten und andere Fragen erörtert wurden."

„Das Werk, um das manche unserer Besten im Kampfe um Volkstum und Muttersprache Ruhe, Sicherheit und Freiheit opferten, war nun so weit gediehen. Und wir alle, die wir für die deutsche Sache eintraten" — schreibt die „Deutsche Wacht" am 1. Oktober 1919 — „waren so froh wie die Mitglieder einer Familie, der ein großes Glück widerfuhr. Und als nach diesen erwartungsvollen Tagen das Werk gelang, da kamen wir in einer Sitzung des Vollzugsauschusses der Volkspartei zusammen und feierten R. **Brandsch**, der die Bedeutung des Tages würdigte und darauf hinwies, daß diese große Errungenschaft, die **deutsche Schule**, allein das Verdienst unserer **rastlosen** Bewegung, das alleinige Verdienst der **Deutsch-Schwäbischen Volkspartei** ist."

Aber nicht nur das Sprachrohr der Volkspartei jubelte über die Errichtung der ersten deutschen Mittelschule im Banat, in dem es doch seit der restlosen Madjarisierung des Piaristengymnasiums keine höhere deutsche Schulen mehr gab, auch die **„Schwäbische Volkspresse"**, das Organ der madjarischen Autonomie-Partei, zu deren „Führern" auch Dr. Kräuter gehörte, begrüßte diesen wichtigen Schritt zur Sicherung unseres Volkstums. Sie schrieb am 4. Oktober 1919:

„Die Juden haben die Aufstellung eines jüdischen Gymnasiums, die Ungarn die Aufstellung einer reformierten Handelsschule beschlossen und sich auch die behördliche Konzession zur Aufstellung dieser Mittelschule erwirkt. Die **Geldfrage** spricht, wo es sich um Schulen handelt, **keine Rolle**. Wann werden unsere Landsleute einmal so weit sein? **Vorläufig** geht es ohne Opfer: **in Temeswar besteht ein deutsches Realgymnasium und in der staatlichen Lehrerbildungsanstalt wurden Parallelklassen eröffnet. In jeder Klasse der Lehrerbildungsanstalt gibt es sogar 15 Freiplätze.** Der Schwabe, der sein Kind in eine andere als in eine deutsche Schule einschreiben läßt, **begeht eine Sünde seinem Volke gegenüber**, die durch nichts entschuldigt werden kann. Die Professoren dieser deutschen Mittelschulen sind ohne Ausnahme **unsere** Landsleute." Diese anerkennenden Worte der Parteigänger Dr. Kräuters für die Bemühungen Dr. Kauschs um die Errichtung des deutschen Schulwesens im Banat **sollen nun, nach 50 Jahren, zur Lüge geworden sein**, nur weil ein verbitterter Geschichtsschreiber **alle Verdienste für sich in Anspruch nehmen will** und daher alles zu zerstören versucht, was diese schmälern könnte. Den Männern der „Deutsch-Schwäbischen Volkspartei" ist es durch die vernünftige **Politik des Anschlusses des Banats an Rumänien, dessen treibende Kraft der Siebenbürger Sachse Brandsch war, gelungen, den Grundstein des deutschen Schulwesens zu legen.** Während in Rumänien der deutschen Minderheit diese Schulen zugesichert wurden, gab es in Ungarn, für das die „Autonomisten" als „Staatstreue" Propaganda machten, bis zum Ausbruch des 2. Weltkrieges **keine deutsche Mittelschule!**

Die ersten Schüler des Realgymnasiums

Das Deutsche Realgymnasium wurde am 14. Oktober 1919 eröffnet und am 15. des gleichen Monats begann der Unterricht. Dr. Kausch schreibt in seinem Buch „Schicksalswende": „... Nach dem ersten Jahrbuch der Schule waren **396 Schüler eingeschrieben**. Wenn wir die Schwierigkeiten in Betracht ziehen, müssen wir gestehen, daß die Werbetätigkeit nicht vergeblich war... **Unser Volk hat die Probe bestanden, aber auch die Schüler und der Lehrkörper**. In der 8. Klasse waren am Ende des Schuljahres 25 Schüler, die alle die Reifeprüfung bestanden. Ein Triumph des Unterrichts in der Muttersprache! Das deutsche Realgymnasium erfüllte im Laufe seines Bestehens trotz des Kesseltreibens der „Autonomisten" seine Pflicht.

Auch die Arbeiterschaft begrüßte die Deutsche Schule

Bezeichnend für das Interesse für die deutsche Schule ist auch ein Artikel, der in dem Organ der Sozialdemokratischen Partei des Banates, „Volkswille", am 3. Okt. 1919 erschien. Darin heißt es u. a.:

„Bekanntlich werden in Temeswar auch deutsche Mittelschulen errichtet, u. a. auch ein **Gymnasium.** Leider war es bis jetzt so, daß Proletarierkinder nur in den seltensten Fällen die Mittelschulen besuchen konnten, **weil die Eltern kaum für das Schulgeld aufkommen konnten.** So mußten unzählige Arbeiterkinder trotz ihres vorzüglichen Talents zum Lernen, zum Handwerk greifen, unbekümmert, ob die physische Kraft vorhanden war oder nicht. **Dieser Schandfleck der Kultur soll nun allmählich verschwinden.** Bei den deutschen Mittelschulen soll der Anfang gemacht werden. Wie uns vom **Kulturverband** (die erste kulturelle Organisation der Banater Schwaben; er wurde von den „Volkstreuen" gegründet — Anmerkung der Redaktion) mitgeteilt wird, würde man es mit Freude begrüßen, wenn Proletarier ihre Kinder, die über entsprechendes Talent verfügen, in die deutschen Mittelschulen einschreiben lassen. Der „Deutsche Kulturverband" wird den Kindern armer Eltern dazu verhelfen, daß sie **vollständig gratis oder zu sehr geringem Entgelt die Mittelschule absolvieren können. Wir wollen daher auf diesem Wege die Arbeiterschaft darauf aufmerksam machen, daß sie die ihnen gebotene Hand, die ihre Kinder auf höheres Kulturniveau hebt, nicht unbeachtet lassen.**"

Um die Belange der ärmeren Schichten der Temeschburger Bevölkerung hat sich außer der Sozialdemokratischen Partei **niemand** gekümmert. Auch nicht die Kirche.

Die erfundenen „Anschläge"

Daß die ersten mittleren und höheren Schulen mit deutscher Unterrichtssprache nicht Dr. Kräuter, sondern Dr. Kausch zu verdanken waren, konnte der Verfasser der „Erinnerungen", Dr. Kräuter, wie gesagt, nicht zugeben. Selbst bei dem **Hatzfelder Gymnasium,** das auf Initiative der Gemeinde entstanden war, hätte er gestehen müssen, daß er nur zu **gelegentlicher Beratung** beigezogen wurde und daß in gleicher Weise auch Dr. Kausch beteiligt war. Ganz **totschweigen** wie in den Jahren zwischen 1920 und 1940 konnte man die schulpolitischen Bemühungen Dr. Kauschs eben **nicht mehr.** Denn inzwischen waren sie in verschiedenen Veröffentlichungen anerkennend erwähnt worden, und es war anzunehmen, daß auch künftighin darüber geschrieben wird. Deshalb wurde die gesamte schulpolitische Tätigkeit Dr. Kauschs und seiner Gesinnungsfreunde in **„Anschläge gegen das schulische Selbstverwaltungsrecht** der Banater Schwaben" umgebogen. Dr. Kräuter konstruiert zunächst **14 solcher „Anschläge"** und behandelt sie der Reihe nach auf 20 Seiten. Dann widmet er noch 7 Seiten einem Gesetzesentwurf aus dem Jahr 1920 und entdeckt darin den 15., 16. und **„weitere Anschläge".**

Staatsschulen und Nationalschulen

Was sind nun diese „Anschläge" in Wirklichkeit? Schon der erste „Anschlag" ist eine bloße Behauptung. Dr. Kausch habe im deutschen Ministerium in Badapest **„unkontrolliert und unerwischt unterlassen"**, ein Schulgebäude für deutsche Schulen in Temeschburg anzufordern. **Ein Beweis für die Richtigkeit dieser Anschuldigung wird aber an keiner Stelle der „Erinnerungen ..."** erbracht. Diese, wie auch **viele andere** Behauptungen, die ohne Beweise in dem Dr. Kräuter'schen Buch festgehalten wurden, sind **unglaubwürdig.**

Drei andere „Anschläge" bestehen darin, daß Dr. Kausch und seine Gesinnungsfreunde sich für die Verdeutschung von Schulen einsetzten. Dr. Kräuter wird nicht müde, zu betonen, wie sehr und wie früh er sich um die Verdeutschung bemühte. Wenn aber seine Rivalen **dasselbe** taten, so können das nur... „Anschläge" gewesen sein. Weitere angebliche Anschläge wurzeln in den **Unterstellungen,** daß der Schwabenrat im Herbst 1918 in seinem Manifest die **kirchliche** Schulautonomie proklamiert hätte, daß Dr. Kausch zwischen einer „Nationalschule" als **Staatsschule** und einer Nationalschule als **völkisch-autonomer** Einrichtung nicht zu unterscheiden gewußt hätte und daß er daher die Staatsschule als schulpolitisches Ziel angestrebt hätte. Demgegenüber geht aus einer Reihe zeitgenössischer Pressestimmen eindeutig hervor, daß Dr. Kausch und seine Parteifreunde **sich der Bedrohung der Staatsschule durch Romanisierung sehr wohl bewußt waren,** zwischen Staatsschule und autonomer deutscher Schule **klar** unterschieden und daher eine Nationalschule als Einrichtung der Volksgemeinschaft selbst anstrebten. Hier seien nur zwei solche Zitate angeführt:

In der auf Initiative Kauschs entstandenen Lehrerzeitschrift **„Die Deutsche Schule"** schrieb Franz **Henzl** am 16. Mai 1920: „Die jetzige Regierung hat nicht die Absicht, den Unterricht in der Muttersprache zu verhindern, es ist aber unsere Pflicht, schon der Möglichkeit solcher Absichten vorzubeugen, da wir wissen, daß sie ganz gewiß einmal auftreten wird. Wir müssen solche Schulen gründen und erhalten, an deren **nationalem Charakter nicht gezweifelt werden kann."** Und schon am 19. Juli 1919 hatte Dr. Kausch selbst in der „Deutschen Wacht" unter anderem geschrieben: „Unser Bestreben sei dahin gerichtet, daß die schwäbische Schule **deutsches Nationalgut** bilde. Ihr Erhalter sei das **schwäbische Volk.** Der **Dienstgeber des Lehrers sei unsere Volksgemeinschaft."**

Wie aber ein Gesetzesentwurf aus dem Jahre 1920, der fast zwei Jahrzehnte in der Schublade lag und nie einer Behörde eingereicht wurde, in den Jahren 1918—1920 gleich **mehrere „Anschläge** gegen das schulische Selbstverwaltungsrecht unserer banater schwäbischen Volksgenossen" verübt haben konnte, muß der Phantasie Dr. Kräuters überlassen bleiben. Geradezu lächerlich wirkt die Behauptung, die Mitteilung Dr. Kauschs an die Lehrerschaft des Sommerkurses, daß er die Schulen verdeutschen wolle, oder gar der Umstand, daß **Röser** sein, Dr. Kräuters, Abgeordnetenmandat habe anfechten lassen, seien auch **Anschläge gegen die autonome Schulverwaltung gewesen.**

(Fortsetzung folgt)

Suevia-Pannonica-Mitteilungen

Einladung zum Konvent

I. Hiermit lade ich alle Mitglieder zum **Konvent am Samstag, den 11. Mai 1968, im „Schwabenbräu", Stuttgart-Bad Cannstatt,** ein.

Tagesordnung: 1. Stellungnahme zu den vier Punkten, die im Begleitschreiben zum „Archiv" Nr. 4 mitgeteilt wurden. — 2. Neugestaltung des **Beitragswesens.** — 3. Entlastung des Vorstandes und **Neuwahlen.** — 4. Verwirklichung des Abkommens mit dem **Verband der Vereine Deutscher Studenten** (VVDSt.) — 5. Allfälliges.

Der Konvent wird um 17 Uhr unterbrochen und am nächsten Tag, Sonntag, den 12. Mai 1968, **nach dem Besuch der Gottesdienste um 11 Uhr fortgesetzt** und abgeschlossen.

II. Das **Stiftungsfest** beginnt um **17.30 Uhr c. t. mit dem gemeinsamen Festessen.** Bei unserer **Tageskasse** holen wir die Essensmarken für diese Mahlzeit, denn unsere Kasse verrechnet geschlossen darüber mit dem Wirt. (Die Getränke verrechnet jeder selber!) — Das Festessen ist ein Teil des Festes selber! Bitte doch rechtzeitig zu erscheinen. Unsere **Ehrengäste** sind auch bereits zur Mahlzeit anwesend.

III. Unser **Suevia-Liederheft** bitte mitbringen! — Die Herren erscheinen im dunklen Anzug. — Gute Laune nicht vergessen!

Auf ein frohes Wiedersehn!

gez. Euer Adam Schlitt

Der diesjährige

HEIMATTAG
der Banater Schwaben aus Rumänien

findet am **1. und 2. Juni in Homburg/Saar** statt.

Das vorläufige Tagungsprogramm sieht folgende Veranstaltungen vor:

Samstag, den 1. Juni 1968

9.30 Uhr Sitzung des Bundesvorstandes der Landsmannschaft im Nebenzimmer des Saalbaues
14.30 Uhr Bundeshauptversammlung der Landsmannschaft im großen Saal des Saalbaues
19.00 Uhr Eröffnung eines Banater Heimatmuseums im Turm des großen Blumengartens von Bexbach

Sonntag, den 2. Juni 1968

8.00 Uhr Gottesdienste für beide Konfessionen
9.30 Uhr Aufmarsch der Trachten
10.00 Uhr Festkundgebung im großen Saal des Saalbaues
17.00 Uhr Großer Trachtenball im Saalbau

Es ist vorgesehen, für die Jugend am Samstagnachmittag eine Sportveranstaltung und abends eine Tanzveranstaltung in Bexbach zu organisieren.

Am Sonntag wird den Teilnehmern des Heimattages zwischen 12 und 17 Uhr Gelegenheit gegeben werden, die donaudeutschen Siedlungen in der Umgebung von Homburg zu besichtigen und Heimatortstreffen durchzuführen.

Alle Banater Landsleute aus nah und fern werden hiermit recht herzlich zur Teilnahme an diesem ersten Heimattag in unserem Patenland an der Saar eingeladen. Quartieranmeldungen sind rechtzeitig an den **Verkehrsverein 665 Homburg/Saar** zu richten.

Landesbeirat zur Verwirklichung der Patenschaft des Landes Baden-Württemberg über die Donauschwaben

Ausschuß für Jugend- und Begabtenförderung

Aufruf an alle donauschwäbischen Eltern

In diesen Wochen werden Volksschüler zum Übertritt an Gymnasien, Realschulen und Handelsschulen angemeldet.

Bitte, nützen auch Sie, liebe donauschwäbische Eltern, diese Möglichkeiten, wenn Ihr Kind hierfür geeignet erscheint! Auch Sie werden wissen, daß für Studienzwecke manche Gelder der öffentlichen Hand bereitgestellt sind.

Da gerade wir Donauschwaben studentischen Nachwuchs brauchen, empfehlen wir dringend, die Begabungen Ihres Kindes nicht brach liegen zu lassen.

Josef Schmidt, Vorsitzender

Berichte aus Apatin

Brände verursachten Millionenschaden

Das deutsche Apatin-Abthausen hatte seinerzeit eine gut ausgerüstete und ausgebildete freiwillige Feuerwehrmannschaft. Ihre Leistungen, um deren Hebung sich vor allem Friedrich **Dellin** mit seinen zahlreichen Mitarbeitern verdient gemacht hat, waren im ganzen Siedlungsgebiet bekannt und wurden durch zahlreiche Auszeichnungen und Siege bei Wettkämpfen anerkannt.

Heute scheint dem aber nicht mehr so zu sein. So haben im vergangenen Jahr verschiedene Brände in Apatin-Abthausen einen Schaden von nahezu 50 Millionen Dinar verursacht. In früheren Jahren betrug der Brandschaden jedoch nur 2 bis 3 Millionen Dinar.

Bei einer solchen Sachlage kann nicht gerade von einem hervorragenden Feuerwehrdienst im heutigen Apatin gesprochen werden. Das liegt freilich nicht an der technischen Ausrüstung, die wäre vorhanden. Es fehlen aber ausgebildete und organisierte Feuerwehrleute, die in der Lage wären, die technischen Geräte zum Feuerlöschen einzusetzen. An technischer Ausrüstung hat die Apatiner Kommune zwei Autotanks (je 1 in Apatin und Sonta), drei begleitende Feuerlöschzisternen mit 8000 Liter (Apatin, Sentiwan und Großer Salasch), vier Zisternen mit Zugmaschinen, sieben Motorpumpen mit einem Fassungsvermögen von 600 bis 800 Liter und 11 Pumpen mit 150 bis 250 Liter in der Minute.

Diese Ausrüstung wäre ausreichend, aber nur in den Händen von Feuerwehrfachleuten. Diese aber fehlen. Um mehr Feuerwehrleute in den Betrieben zu gewinnen, wird vorgeschlagen, diesen drei bis fünf Tage mehr Jahresurlaub und 3000 bis 5000 Dinar monatlich als Belohnung zuzuerkennen.

Häuser aus dem allgemeinen Volksvermögen werden verkauft

Auf der 53. gemeinsamen Sitzung der beiden Ausschüsse der Gemeindevertretung von Apatin am 24. November 1967 wurde u. a. auch der Beschluß gefaßt, eine bestimmte Anzahl von Häusern aus dem allgemeinen Volksvermögen zu verkaufen. Es handelt sich bei diesen Häusern aus dem allgemeinen Volksvermögen um den ehemaligen Besitz der deutschen Bevölkerung, der aufgrund der diskriminierenden Beschlüsse des kommunistischen AVNOJ vom 21. November 1944 geraubt wurde. Die Gemeindevertretung hat dem Unternehmen „Naš dom — Unser Heim" empfohlen, beim Verkauf auf die derzeitigen Wohnungsinhaber Rücksicht zu nehmen und diesen einen günstigen Ankauf zu sichern. Es wurde vorgeschlagen, die Anzahlungsumme beim Ankauf auf höchstens 10 v. H. festzusetzen und die Dauer der Abzahlung nicht unter 10 bis 15 Jahre anzubieten.

Im Ausscheidungskampf um den besten Fischpaprikaschkocher, der unter der Schirmherrschaft des Radio- und Fernsehstudios Belgrad und Semlin im Rahmen der Sendung „Samstag abends" ausgetragen wurde, errang der Apatiner Wendelin Nett den Sieg. An dem Wettstreit beteiligten sich Teilnehmer aus B. Palanka, Titel, Golubaz, Kladowo und Apatin. Für sein bestes Fischpaprikasch erhielt der Sieger von dem Veranstalter ein Diplom und als Trophäe einen „goldenen Kessel".

Gasversorgung in Apatin

Der bisher erreichte Stand der Öl- und Gasproduktion der Wojwodina ermöglicht die Gasversorgung auch jener Gebiete, die bisher noch nicht erfaßt waren. Eine Abzweigung des Gasversorgungsnetzes soll auch Apatin erfassen. Von der Gemeindeverwaltung wird in Zusammenarbeit mit dem Institut für Wirtschaft und Wirtschaftsentwicklung eine Wirtschaftsanalyse und ein Elaborat zur Gasversorgung Apatins ausgearbeitet. Durch eine eingehende Orientierung und den späteren Übergang auf Öl- und Gasverbrauch könnten sich für die Betriebe bedeutende Ersparnisse ergeben.

Im vergangenen Jahr sind in Apatin wieder einige **bauliche Veränderungen** vorgenommen worden. So wurde der Grasgarten, der in der Stuhlrichtergasse mit einem Bretterzaun eingefaßt war, von der Ecke des „Ahnenheims" an aufgefüllt und zu einem 50 m langen Bahnhof für Omnibusse ausgebaut.

Paprika

sowie Tortenblätter, Franzbranntwein, Kakao, Mohn, geräucherte Bratwürste u. sämtliche Back- und Schlachtgewürze liefert billigst **Karl Putterer, Würzburg,** Frankfurter Str. 33a. Bei Paprika und Gewürzen ab 25,— DM portofrei.

Von Apatin nach Sombor fährt jetzt jede halbe Stunde ein Omnibus, auch in umgekehrter Richtung.

Ebenfalls in diesem Garten, hinter der Sparkasse, wurde in einem mehrstöckigen Gebäude eine Klinik untergebracht. Für die Ärzte und das Personal der Klinik hat man hinter dem Speiser Franzischen Haus ein großes, vierstockhohes Wohngebäude errichett. Die Klinik ist zum Teil schon eingerichtet und in Betrieb genommen.

Ein besonders großes Bauobjekt befindet sich bei der staatlichen Fischerei, wo früher das Weinspitz Gasthaus stand. Von hier aus wird am Donauufer entlang ein Schutzdamm errichtet, der sich unterhalb der Ziegelöfen an den Hauptdamm anschließen wird. Auf diese Weise wird die „Polinsel" mit der kleinen Donau geschützt und einer Überschwemmungsgefahr besser als bisher vorgebeugt sein.

Die Brauerei hat sich ebenfalls erweitert. In der Bräuhausgasse wurden zwei Häuser von der Brauerei erworben, die dadurch in die Lage versetzt wurde, ihre Mälzerei und Darre neu und modern aufzubauen. Das Gasthaus „Waldmann" am Bahnhof wurde abgerissen und von der Korbindustrie entsprechend ausgebaut und eingerichtet.

Auch am Hartschasch beim „Epert" hat sich manches verändert. Anstelle des alten ist ein neues Gebäude mit Gasthaus errichtet worden, so daß man jetzt dort auch übernachten bzw. wohnen kann. Zum Hartschasch gelangt man jetzt wieder wie vor 40 Jahren im Donauhagel, der sich dem Sägewerk gegenüber gebildet hat. So mancher Apatiner „Heimkehrer" hat hier unvermutet alte Bekannte getroffen, vielleicht den Troner Hans aus Wien, der seit einigen Jahren am Hartschasch seinen Urlaub verbringt.

Apatin — ein Paradies für die Nerven

Obwohl im Küstengebiet beheimatet, verbringt der pensionierte Fliegeroberstleutnant und Lehrer für Italienisch und Englisch, Iwan Nowak, schon seit 21 Jahren seinen Jahresurlaub — volle drei Monate — immer in Apatin. Nach seiner Verbundenheit mit Apatin befragt erklärte er: Hier ist ein irdisches Paradies zur Erneuerung der Nerven, das volle seelische Zufriedenheit und Schönheit für das Auge bietet. Ich liebe die Natur und bin ein passionierter Sportangler. Zur Belebung des Fremdenverkehrs sollten allerdings die Naturschönheiten des Ausflugsortes „Am Hartschasch" durch den Ausbau eines komfortablen Motels noch besser zugänglich gemacht werden. Nützlich wären aber auch organisierte Fahrten mit Motorbooten unter der Leitung von ortskundigen Fremdenführern.

Warenausfuhr im Rückgang

Zu den Firmen mit beträchtlicher Warenausfuhr gehören: „Metall", „Apatex", die Strumpffabrik, die Seilerei und die Korbwarenfabrik. „Metall" führt Strickmaschinen und Klimaeinrichtungen aus, „Apatex" über 25 000 Stück Trikotage-Erzeugnisse, die Strumpffabrik über zwei Millionen Paar Strümpfe, die Seilerei 75 000 kg Hanferzeugnisse. Dem Absatz der Erzeugnisse dieser Apatiner Betriebe sind auf den Auslandsmärkten dadurch Schwierigkeiten entstanden, daß dem ausländischen Käufer eine im Ausland übliche Kreditierung nicht mehr gewährt werden kann.

Das Sentiwaner Heilbad

Das Sentiwaner Heilbad war im vergangenen Jahr in vollem Betrieb. Die Zahl der Gäste vermehrt sich ständig. Allein im August wurden mehr Bäder genommen als in der ganzen Saison 1966. Von der Eröffnung des Heilbades am 6. Juni bis 1. September wurden 5547 Bäder genommen, oder um 1947 mehr als im ganzen vorhergehenden Jahr. Das Bad wurde durchschnittlich im Tag von 63 Kranken besucht. Zur Erhöhung der Besucherzahl hat vor allem die Eröffnung einer Gastwirtschaft beigetragen, in der auswärtige Kranke sich verpflegen können. Das Sentiwaner Heilbad besuchen Kranke mit Ischias, Rheuma und chronischen Darmentzündungen.



Der Kalvarienberg mit den drei Kreuzen und den 14 Leidensstationen in Kubin, wie er vor der Vernichtung aussah.

War es Zufall – oder Gottes Strafe?

Nach einem Bericht aus Kubin, jugosl. Banat, wurde der dortige Kalvarienberg mit den drei Kreuzen und 14 Stationen von den jetzigen titoistischen Machthabern als Bauplatz verkauft. Dieser Erdhügel war etwa 60 m breit und 15 m hoch und stammte vermutlich noch aus der Römerzeit. Anfang des 18. Jahrhunderts hatten die damaligen röm.-kath. deutschen Kolonisten — mit Einverständnis der Gemeindeverwaltung — diesen Hügel käuflich erworben, ihn in Kalvarienberg umbenannt und darauf drei Kreuze errichtet. Seit jener Zeit diente der Kalvarienberg als Pilgerplatz. Alljährlich an Karfreitag und an sonstigen Bittagen bewegte sich eine Prozession dorthin.

Ene März 1945 marschierte eines Morgens eine Gruppe sowjetischer Offiziere an diesem Kalvarienberg vorbei. Ein Oberleutnant zog plötzlich seine Pistole und schoß, mit den Worten „Job tvoju matj, ti fašista!", dreimal auf die drei Kreuze. Drei Stunden später war dieser sowjetische Oberleutnant mit seinem brennenden Flugzeug abgestürzt und fand dabei den Tod.

1963 wurden die ungarischen Katholiken von der kommunistischen Gemeindeverwaltung aufgefordert, die drei Kreuze und die 14 Leidensstationen, die von den deutschen Ortsbewohnern nach dem ersten Weltkrieg errichtet worden waren, zu entfernen. Weil die Ungarn aber keinen geeigneten Platz für alles hatten, entfernten sie vom Kalvarienberg lediglich die drei Kreuze und stellten sie auf dem Friedhof auf. Die 14 Leidensstationen ließen sie stehen. Der neue Grundstückseigentümer wollte sie aber weg haben, doch fand er keine Leute, die bereit gewesen wären, sie zu entfernen bzw. niederzureißen. Selbst seine Frau und seine beiden Söhne lehnten es ab, diese Arbeit zu verrichten. Da ging er — übrigens ein überzeugter Kommunist — selbst daran und zerschlug eine Leidensstation nach der anderen. Den Schutt ließ er von der Wassergenossenschaft (vodna zadruga) wegfahren. Kaum hatte er die letzte Station niedergerissen, erlitt er einen Schlaganfall und war auf der Stelle tot.

War es Zufall — oder Gottes Strafe? Ich meine, daß in beiden Fällen der Allmächtige seine Hand im Spiel hatte.

S. Büchler

Anmerkung der Redaktion: Diese wahren Begebenheiten hat uns Lm. Stefan Büchler, 4811 Oerlinghausen, Detmolder Str. 38, mitgeteilt.



Hier befand sich einst der Kubiner Kalvarienberg. Es ist alles vernichtet und abgetragen.

GRUSSWORT

zum traditionellen Treffen der Donauschwaben am Ostersonntag in Karlsruhe

Bereits heute, eine Woche vor Ostern, freue ich mich, vielen unserer Landsleute, die zu unserem diesjährigen traditionellen Treffen nach Karlsruhe kommen, meine herzlichen Willkommensgrüße zu entbieten.

Das hier in Karlsruhe zur festen Tradition gewordene Treffen der Donauschwaben wird dieses Jahr am Ostersonntag zum 19. Male abgehalten.

Ob zu Ostern oder Pfingsten, immer waren unsere Treffen in Karlsruhe gut gelungen. Viele unserer Landsleute kommen gerne, manche sind bei jedem Treffen dabei und freuen sich immer wieder, Landsleute und Freunde zu sehen, denen sie seit Jahren nicht mehr begegnet sind.

Die Herzlichkeit, die Freude des Wiedersehens bewegt die meisten Teilnehmer des Treffens. Bei diesen Begegnungen soll das Gefühl der Zusammengehörigkeit gestärkt werden. Wir sollten den Wert unserer Gemeinschaft — unserer Landsmannschaft — richtig einschätzen. Nur unter diesem Gesichtswinkel war es in der Vergangenheit und wird es in Zukunft möglich sein, uns in das Bewußtsein unserer Umwelt zu bringen und von dieser auch geachtet zu werden. Unsere Mitbürger in der neuen Heimat haben uns als ehrliche, anständige und fleißige Mitmenschen schätzen gelernt. Man weiß auch, daß wir einen ausgeprägten Familiensinn haben und daß wir heute nach über 20 Jahren nach der Flucht noch ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl besitzen. Davon zeugen auch alle unsere Heimatorts- und Landsmannschaftstreffen.

Beim diesjährigen Treffen der Donauschwaben zu Ostern haben wir wie immer ein reichhaltiges Programm vorgesehen. Wir sind auch in der glücklichen Lage, mit der Zusage des Landtagsvizepräsidenten von Baden-Württemberg, Minister a. D. Dr. Hermann Veit, einem prominenten Landespolitiker als Festredner für unsere Kundgebung gewonnen zu haben.

Wie alljährlich werden auch die Trachtengruppen aus Mosbach, Pforzheim und Reutlingen sowie das Handharmonika-Orchester aus Reutlingen und insbesondere die Geschwister Kuhn mit Volkstänzen, Musik und Gesang das Programm verschönern.

Die Schwarzachtaler Trachtenkapelle wurde ebenfalls verpflichtet, so daß alle Tanzlustigen, ob alt oder jung, auf ihre Rechnung kommen werden.

Ich hoffe, daß sehr viele Landsleute an unserer Veranstaltung interessiert sind, und erwarte daher einen guten Besuch.

Mit landsmannschaftlichen Gruß **Landesbezirksvorsitzender Karl Ott**

Programm und Hinweise zum Ostertreffen in Karlsruhe

Die Schirmherrschaft über das diesjährige Treffen unserer Landsleute hat Herr Regierungspräsident Dr. Werner Munzinger

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(10. Fortsetzung)

Das Problem des deutschen Schulwesens der Banater Schwaben hat Adam Müller-Guttenbrunn in folgenden Zeilen zusammengefaßt:

„Was Du Deinem Volke schuldest, Schwabe?
Deine Kinder!
Erst deutsche Schulen, Freund, dann Ställe für die Rinder!"

Dies steht auf einem Foto, das der Dichter dem Vorkämpfer für das Deutschtum in Ungarn, Franz **Wettel**, widmete.

Der nun durch Dr. Kräuter wieder angefachte Schulstreit ist so **sinnlos** wie das Hervorzerren der politischen Auseinandersetzungen, die doch nur selten um Prinzipien, sondern in der Hauptsache um **persönliche** Machtpositionen über ein Jahrzehnt hindurch tobten. Wenn das Ganze einen Sinn hat, dann nur den, daß Fragen unserer Politik, die bisher oft bewußt **verzerrt und subjektiv** gefärbt behandelt wurden, **richtiggestellt** werden.

Johann Röser fordert deutsche Schulen

Bereits die alte „Ungarländische Deutsche Volkspartei" hat im Jahre 1906 die Frage der deutschen Schule als wichtigsten Punkt ihres Programms verkündet: Ob Staats-, Gemeinde- oder konfessionelle Schule war an sich belanglos, entscheidend war für sie, daß der **Unterricht in der Muttersprache stattfindet.**

Interessant ist die Stellungnahme des schlichten Gertianoscher Mittelbauern Johann **Röser**, der sich aus **eigener** Kraft bis zur Spitze der deutschen Bewegung im Vorkriegsungarn emporarbeitete, zur Schulfrage. Im Mai des Jahres 1910 hielt er als Kandidat der „Ungarländischen Deutschen Volkspartei" in dem bei Temeschburg gelegenen

Staatlich geprüfter Übersetzer der **rumänische Sprache**

RA Franz Wojakowski

85 Nürnberg 30
Fritz-von-Röth-Straße 31/II
Telefon 0911/51 53 41

übersetzt alle einschlägigen Urkunden schnell und günstig. Offizielle Beschaffung von Personenstandsurkunden sowie Arbeitsbescheinigungen aus Rumänien für Rentenanträge usw.

Bei Anfragen bitte Porto beilegen.

Wahlbezirk **Kleinbetschkerek** eine Programmrede, aus der nachfolgende Stellen über die Schulfrage angeführt seien:

„Jedes Volk kann sich nur in seiner eigenen Sprache entfalten. Unsere Muttersprache ist die deutsche. Es ist zu bedauern, daß... durch die Madjarisierungsbestrebungen und die Mißachtung des Nationalitätengesetzes in Ungarn die Bildung der Deutschen **tief** herabgedrückt wurde. Das ist ein nicht wiedergutzumachender Schaden für unser Vaterland, denn wir Deutsche haben durch die **deutsche Treue und Redlichkeit, sowie durch unseren schwäbischen Fleiß unserem Vaterland seit 150 bis 200 Jahren sehr große Dienste geleistet. Und obwohl wir nicht madjarisch sprechen konnten, waren wir doch die treuesten Söhne unseres Vaterlandes.** Aus unserer Mitte ist noch kein Vaterlandsverräter hervorgegangen. **Zum Vaterlandsverräter kann ein deutscher nur dann werden, wenn er seine guten deutschen Eigenschaften verliert. Denjenigen aber, der seine deutsche Eigenart aufgibt und etwas sein will, was er schon von Natur aus nicht ist, den nennen wir einen Renegaten. Und diese Leute, die das Vaterland durch Verbreitung von ‚pangermanischen Schauermärchen' mindestens zweimal täglich retten, diese Leute halten wir jeder Sache, selbst des Vaterlandsverrates, für fähig. Denn wer sein eigenes Volk, seine Abstammung verleugnet, ist auch imstande, sein Vaterland zu verraten, wenn es für ihn von Vorteil ist..."**

Dann weiter: „Wir wollen auch in der Kirche mit unserem Herrgott in deutscher Sprache verkehren können und sind der Ansicht, daß der liebe Gott ein viel höheres Wesen ist als manche Priester glauben, die in ihrem **Chauvinismus soweit gehen, deutschen Leuten madjarische Predigten zu halten und deutsche Kinder nur madjarisch beten zu lassen."**

Und dann noch: „Das Gesetz schreibt vor, daß der Staat **verpflichtet** ist, in Gegenden, in denen Nationalitäten wohnen, Staatsschulen in deren Sprache, also bei uns Deutschen **Staatsschulen mit deutscher Unterrichtssprache zu errichten**. Wie kommt der Staat dieser seiner Verpflichtung nach? **Garnicht!** Wir werden es nicht dulden, daß unser Volk verdumme. Wir fordern, daß die Gesetze eingehalten werden und daß in unseren Staatsschulen deutsch unterrichtet werde... Wir fordern mit ganzer Entschiedenheit die deutsche Unterrichtssprache in den Volks- und Mittelschulen, so wie das Gesetz es vorschreibt."

So (Sonderdruck des Deutsch-Ungarischen Volksfreundes) sprach ein deutscher Bauer vor rund 58 Jahren, ein Bauer, der **nicht** zu der von Dr. Kräuter definierten schwäbischen „Elite" gehörte. Sein Gegenkandidat war der „Renegat" Franz **Steiner**, ein verbissener 48er, der zusammen mit seinem Bruder Karl mit ihrer subventionierten Zeitung „Südungarische Reform" in aggressiver Weise die Madjarisierung förderte. Mit Terror und Bestechung wurde der Bauer Röser zu Fall gebracht — aber das Vaterland konnte auch Steiner nicht mehr retten. Die „Südungarische Reform" ging noch während des Krieges ein und das Brüderpaar Steiner verschwand spurlos aus dem politischen Leben des Banates, obwohl es zu jener „Elite" gehörte, die die politische Korruption im Banat verkörperte.

Und was sagt Dr. Kremling zur Schulfrage?

Und der Vorsitzende der Ungarländischen Deutschen Volkspartei, Rechtsanwalt Dr. Ludwig **Kremling**, nahm in einem Rundschreiben vom 8. Mai 1911 zur **deutschen Schulfrage** im Banat wie folgt Stellung:

„Was uns am meisten fehlt, sind **volksbewußte Führer** aus jeder Volksschicht, da alle künftigen Advokaten, Ärzte, Geistliche, Lehrer, Notäre, die wir der madjarischen Mittelschule anvertrauen, **dort zu Gegnern und Verleugnern ihres Volkstums erzogen werden.** Die **guten** deutschen Volksschulen, die wir einstens besaßen, und wo **der einfachste Mann ordentlich lesen und schreiben lernte** und sich dadurch eine für das praktische Leben **ausreichende** Bildung aneignete, sind seit ihrer, von uns vielfach in gutem Glauben zugelassenen Verstaatlichung und infolge der neuesten Schulgesetze **unnütze Madjarisierungsanstalten** geworden, welche keinen sicheren und festen Grund zur Beherrschung und Ausbildung in der Muttersprache und dadurch zu weiterer Selbstbildung geben, und dabei in Ermangelung eines genügenden Fundaments für das Leben auch keine festen und zuverlässigen Charaktere entstehen lassen."

Die Frage des Lehrernachwuchses

Der Umstand, daß auch Kausch mit den Zuständen an der staatlichen Lehrerbildungsanstalt nicht zufrieden war, veranlaßte ihn, in einer Eingabe vom 13. Juni 1920 eine Regelung durch die Errichtung einer **eigenen** deutschen Lehrerbildungsanstalt oder zumindest klar getrennter Parallelklassen mit deutschen Lehrern zu fordern. Dies sollte auch dann geschehen, wenn die Zahl der Schüler für die oberen Klassen 20 nicht erreiche. Die geringe Schülerzahl begründet er dabei mit „Versprechungen solcher deutscher Elemente, die sich den neuen Staatsverhältnissen noch **nicht fügen wollten**, daß sie mit Hilfe des Bischofs eine konfessionelle oder private Anstalt eröffnen werden." Und darum bezeichnet Dr. Kräuter die Eingabe als **Denunziation** gegen die von ihm beabsichtigte Eröffnung einer katholisch-deutschen Lehrerbildungsanstalt. Dazu sei festgestellt, daß Dr. Kräuter tatsächlich in diesem Sinne nicht nur in der Presse, sondern auch im privaten Kontakt mit den deutschen Schülern an der Lehrerbildungsanstalt Propaganda gemacht hat. Demgegenüber steht bei weitem nicht einwandfrei fest, ob eine eigene staatliche deutsche Lehrerbildungsanstalt neben der konfessionellen tatsächlich **ein so großes Übel gewesen wäre**, oder ob sie sich nicht vielleicht ähnlich segensreich hätte auswirken können wie das **staatliche Realgymnasium.** Vielleicht hätten wir dann genügend deutsche Lehrer mit staatlichen Diplomen gehabt und wäre dadurch eine so weitreichende **Romanisierung der staatlichen Volksschulen vermieden worden.** Denn diese war ja in erheblichem Ausmaße über die Ernennung rumänischer Lehrkräfte erfolgt, was wieder damit begründet wurde, daß die Zeugnisse der konfessionellen Schulen **nicht** zur Anstellung an Staatsschulen berechtigten. Entscheidend ist aber ‚daß 4 Monate nach der Eingabe Dr. Kauschs ohnehin eine konfessionelle Lehrerbildungsanstalt bestand und ihre Errichtung mithin durch Dr. Kausch **nicht verhindert wurde.**

Und schließlich könnte man doch mit dem gleichen Recht oder Unrecht, mit welchem Dr. Kräuter die Bemühungen seiner Rivalen in „Anschläge" auf die angebliche völkische Schulautonomie verdreht, den Spieß umkehren und sagen, **er habe mit seinen Bemühungen die wirkliche völkische Schulautonomie im Sinne der von Dr. Kausch angestrebten Nationalschule vereitelt.** Denn hätten er und seine Richtung, zusammen mit den Siebenbürger Sachsen, das Schulproblem der Volkspartei aufgegriffen und sich mit gleichem Eifer wie für die kirchliche Schulautonomie dafür eingesetzt, so wäre **vielleicht** doch deren Verwirklichung schon damals zu erreichen gewesen.

Die Verdienste Dr. Michael **Kauschs** um den Aufbau des deutschen Schulwesens im Banat werden heute von jedem ernstzunehmenden Historiker anerkannt. Nur Dr. Kräuter, dessen zweifellos großen Verdienste um das konfessionelle Schulwesen in verschiedenen Publikationen bereits bis zum Überdruß gewürdigt wurden, macht sie ihm streitig. In seinem unversöhnlichen Haß verhöhnt er den vor 26 Jahren verstorbenen Berufskollegen und Abgeordnetenkameraden im Bukarester Parlament, der immerhin auch Sektionschef in Budapest und Bukarest war, in einer Weise, die an die Zeit erinnert, in der es bedauerlicherweise zum „politischen Stil" im Banat gehörte, den politischen Gegner mit den schäbigsten Mitteln **persönlicher Diffamierung unmöglich zu machen.**

Die geradezu kindischen Wortklaubereien Dr. Kräuters und die Aufbauschung völlig belangloser Dinge im Zusammenhang mit Äußerungen Dr. Kauschs, die dieser in seinem für die Geschichte des Banates so wertvollen Werk „Schicksalswende im Leben des Banater deutschen Volkes" getan hat, sind nicht nur lächerlich, sondern auch als **Quelle für eine objektive Geschichtsschreibung ohne Nutzen.** (Der aus Hatzfeld stammende und jetzt in Wien lebende Banater Historiker Dr. Alexander **Krischan** hält das Werk Dr. Kauschs für sehr wichtig: „Es kommt ihm noch insofern Bedeutung zu, als die heute nicht mehr auffindbare Tageszeitung **‚Deutsche Wacht'**, Temesvar 1919, als Quelle weitestgehend verarbeitet wurde". — Aus „Das Schicksal des Banats 1918/20 im Spiegel der Literatur". Südostdeutsches Archiv.)

Dr. Kräuter reiht in seinen „Erinnerungen" auch Dr. Kausch sowie Johann Röser und Viktor Orendi-Hommenau in die von ihm selbst erfundene Kategorisierung ein: Sie gehören zur **„negativen** Auslese". Zur **„positiven** Auslese" der Ungarländischen Deutschen Volkspartei gehören hingegen — laut Dr. Kräuter — Edmund **Steinacker**, Dr. Ludwig **Kremling** und schließlich Karl **von Möller**. Auch Adam **Müller-Guttenbrunn** zählt er dazu, obwohl dieser niemals der Volkspartei angehörte. Warum Dr. Kremling z. B. als einstiger Vorsitzender der Ungarländischen Deutschen Volkspartei zur „positiven Auslese" gehört, sein Stellvertreter Genossenschaftsdirektor Johann Röser und der Schriftführer der Partei Viktor Orendi-Hommenau aber zur „negativen Auslese", ist um so rätselhafter, als diese doch mit **Steinacker, Dr. Kremling,** Reinhold **Heegn,** den Brüdern Karl und Nikolaus **Erling** usw. bis zum Zerfall des ungarischen Staates auf das engste zusammengearbeitet haben. Außerdem trat Johann Röser immerhin schon im Jahre 1910 als Abgeordneter-Kandidat mit dem Programm der Volkspartei auf, war Geschäftsführer der Warenabteilung des Deutschen Bauernbundes „Agricola" und Vorkämpfer für das Banater deutsche Genossenschaftswesen.

Mißbrauch eines Zeugen

Um völlig belanglose Behauptungen zu „beweisen", wird auch **Adam Müller-Guttenbrunn als Zeuge strapaziert:** ihm werden Äußerungen in den Mund gelegt, die er **nie** getan hat, oder wenn ja, dann wurden sie aus dem Zusammenhang gerissen, daß sie **das Gegenteil von dem bedeuten, was er wirklich** meinte. Merkwürdig ist die Behauptung, daß Adam Müller-Guttenbrunn nicht nur kein „Alldeutscher war, sondern überhaupt kein Politiker..." „Für ihn war das Banat — schreibt Dr. Kräuter — kein Brückenkopf für den alldeutschen **Drang nach Osten,** sondern — ebenso wie für Dr. Kremling — die schwäbische Heimat, in der während seiner durch traurige Familienverhältnisse verursachten Abwesenheit die Intelligenzschicht durch die Madjarisierung ihrem Volke entfremdet worden war". „Alldeutscher" war aber laut Dr. Kräuter der Siebenbürger Politiker Rudolf **Brandsch** — der dennoch mit Adam Müller-Guttenbrunn auf das engste zusammenarbeitete; die vom „Alldeutschen Verband" erhaltenen Stipendiengelder — von denen auch die „Freunde" Dr. Kräuters, wie Dr. Hans **Eschker,** Dr. Josef **Gabriel** und andere (worauf noch hingewiesen wird), ihr Studium in Deutschland fortsetzen konnten — leitete er an Rudolf Brandsch weiter. Der Tätigkeit des „Alldeutschen Verbandes" im Zusammenhang mit dem Versuch, die immer stärker werdende Front der volksentfremdeten schwäbischen Intelligenz in Ungarn mit einem Häuflein volksbewußter Akademiker zu durchbrechen, mit dem von ungarischen Chauvinisten erfundenen Schlagwort in Verbindung zu bringen, ist ein Beweis, daß Dr. Kräuter in einer Welt lebt, die **längst zusammengebrochen ist.** Merkwürdig ist es auch, daß er die von dem „Alldeutschen" Rudolf Brandsch im Verlag der **„Extrapost"**, dessen **Eigentümer Hans Beller** war, im Jahre 1939 herausgegebenen „Briefe Adam Müller-Guttenbrunns aus der deutschen Bewegung im ehemaligen Ungarn" zu den **„wichtigsten zeitgenössischen Dokumenten"** zählt. Aus diesen Briefen schöpft er die „Argumente" gegen die Politik seiner Gegner, wodurch er sie in willkürlicher Weise **zweckentfremdet, ja mißbraucht.**

(Fortsetzung folgt)



Weißer Sonntag: Erstkommunikanten de drei Schwestergemeinden St. Hubert — Charleville — Soltur im Jahre 1940. Pfarrer Anton Adam wurde im November 1944 in der Milchhalle zu Kikinda zusammen mit vielen anderen Männern aus den umliegenden Ortschaften von Tito-Partisanen ermordet.
(Foto: Jos. M. Rischar)

Landsmannschaft der Banater Schwaben aus Rumänien in Deutschland e. V. – Landesverband Bayern –

8 München 2, Sendlinger Straße 55/I

EINLADUNG

Die nächste Jahreshauptversammlung des Landesverbandes Bayern verbunden mit einer Kulturveranstaltung findet am Sonntag, dem 5. 5. 1968, in München, **„Bürgerbräukeller"**, Rosenheimer Straße, statt. Beginn der Jahreshauptversammlung 10.00 Uhr.

TAGESORDNUNG:

1. Eröffnung
2. Bericht des Landesvorsitzenden
3. Entlastung des Vorstandes
4. Neuwahl des Vorstandes und Wahl der Delegierten
5. Referate
   a) Familienzusammenführung
   b) Lastenausgleich
   c) Reparationsschädengesetz
   d) Betreuung der Landsleute in der Heimat, insbesondere der Alten und Kriegshinterbliebenen
6. Besprechung über die Organisation von Gemeinschaftsfahrten zum Heimattag nach Homburg/Saar
7. Verschiedenes

Im Anschluß an die Tagesordnung wird Gelegenheit zur Beratung von Einzelangelegenheiten gegeben sein.

Es wird damit gerechnet, daß diese Tagesordnung bis 12 Uhr abgewickelt sein wird. Von 12.00-13.30 Uhr soll gemeinsames Mittagessen stattfinden.

Ab 14.00 Uhr findet im gleichen Saale eine kulturelle Veranstaltung mit folgendem Programm statt:

1. Die Blaskapelle „Original-Donauschwaben" spielt donauschwäbische Volksmusik
2. Vortrag und Lesung aus eigenen Werken von Jakob Wolf
3. Das donauschwäbische „Duo Klein" singt donauschwäbische Lieder
4. Gemütliches Beisammensein.

Zu diesen Veranstaltungen werden alle Landsleute aus ganz Bayern herzlich eingeladen.

München, den 30. März 1968

gez. Josef Schmidt
Landesverbandsvorsitzender

Lieber Landsmann!

Wenn Du den „Donau-Schwaben-Kalender 1968" noch nicht bekommen hast, dann bestelle ihn bitte sofort.

Liebe Leser in Österreich!

Der heutigen Nummer des „DONAUSCHWABEN" haben wir wieder einen Erlagschein beigelegt. Mit diesem können Sie die Abonnementsgebühr für das II. Quartal 1968 in Höhe von öS 27,- auf unser Wiener Postsparkonto 109 385 einzahlen.

Sollten Sie aber mit der Bezahlung der Bezugsgebühr früherer Monate noch im Rückstand sein, dann begleichen Sie diese bitte ebenfalls. Nur so ist gewährleistet, daß Sie weiterhin den „DONAUSCHWABEN" ohne Unterbrechung erhalten.

Verlagsleitung

Aus Eugen Huber wurde Hubay Jenö

Vom Dorflehrer Michael Huber in Warjasch bis zum weltberühmten Violinkünstler Hubay Jenö



Hubay Jenö

Die blühende, schöne Gemeinde Warjasch im rum. Banat ist unseren Landsleuten zur Genüge bekannt. Ich möchte im Rahmen dieses Artikels zurückgreifen in die Anfangszeit des 19. Jahrhunderts. Es dürfte das Jahr 1807 gewesen sein, als an einem spätsommerlichen Wochenendabend die Einwohner dieses damals kaum einige hundert Seelen zählenden Dorfes vor einem großen Ereignis standen. Die Neugierigen wagten es, unter dem Fenster des Lehrerwohnhauses stehen zu bleiben und lauschten mit Entzücken den Klängen eines Harmoniums und nach einem kurzen Vorspiel ertönte eine kräftige wohlklingende Baritonstimme. Es war die Stimme des neuangekommenen Ludimagisters (Oberlehrer) Michael Huber, der damals Mitte zwanzig war. Er sollte am darauffolgenden Sonntag zum ersten Male die Messe singen. Groß und klein kam an diesem denkwürdigen Sonntage festlich gekleidet in das Gotteshaus, um der schönen Stimme des jungen neuen Lehrers zu lauschen. Das ganze Dorf war erfreut und begeistert, nicht nur einen jungen Lehrer, sondern auch einen begabten Musiker als zukünftigen Kantorlehrer zu haben.

Michael Huber hatte im Jahre 1874 in der Gemeinde Hof am Leithageberg das Licht der Welt erblickt. Der neue Ludimagister wurde in kürzester Frist die Seele und der Apostel der Gemeinde Warjasch, der sich im hereinbrechenden Herbst mit Anna Dvornikovics verheiratete. Im Mai 1808 wurde das Töchterchen Anna Marie geboren. Die Freude war aber nur von kurzer Dauer, denn das Kind starb im Juli desselben Jahres. Im weiteren Verlaufe dieser glücklichen Ehe

Familientafel des Michael Huber

(nach den Daten der Kirchenbücher des röm. kath. Pfarramtes Warjasch)

Name	geboren	gestorben
Michael Huber *	1874	
Anna Dvornikovics		
Kinder:		
1. Anna Maria	14. 5. 1808	3. 7. 1808
2. Christof	8. 6. 1809	
3. Christof	25. 8. 1810	4. 9. 1810
4. Matthias Lorenz	5. 11. 1811	
5. Christina	8. 8. 1814	8. 10. 1814
6. Elisabeth	20. 10. 1815	
7. Elisabeth	14. 4. 1817	
8. Jakob	27. 5. 1819	28. 5. 1819
9. Genoveva Marian	25. 3. 1820	
10. Carolina	30. 11. 1821	
11. Anna	2. 12. 1823	10. 1. 1827
12. Barbara	25. 1. 1825	29. 1. 1825
13. Karl	1. 7. 1827	
14. Anna	13. 1. 1832	26. 2. 1832

* Ludimagister fuit cruce argentea cum corona decoratus.

Als das dreizehnte Kind — Karl — das Licht der Welt erblickte, war der verdiente Oberlehrer Michael Huber 43 Jahre alt. Der junge Karl zeigte schon in seiner zartesten Jugend eine große Neigung zur Musik. Den ersten Unterricht bekam er vom Vater selbst im Elternhaus, dann wurde er in die Musikschule in Arad eingeschrieben, wo er schöne Fortschritte gemacht hat, so daß er schon als 14jähriger Jüngling nach Wien kam, wo er seine musikalische Ausbildung vollendete. Im Alter von 17 Jahren wurde er Primgeiger im Orchester des Nationaltheaters in Pest. Nach sieben Jahren berief man ihn nach Wien zur Hofoper als Konzertmeister. Später kehrte er aber wieder nach Budapest zurück, wo er sich mit der Tochter einer vornehmen Familie vermählte. Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor: Karl, Eugen und Aranka. Nach seinen erfolgreichen Konzertreisen durch ganz Europa, kehrte Karl Huber wieder nach Budapest zurück, wo er als Dirigent des Orchesters des Nationaltheaters bedeutende Erfolge zu verbuchen hatte. Er schrieb damals zwei Opern: „Die lustige Burschen" und das „Szekler Mädchen". Beide wurden mit großem Erfolg aufgeführt. Nachher wurde er Professor der Nationalen Musikschule in Budapest, wo er als Musikpädagoge seine erfolgreiche musikalische Tätigkeit fortsetzte. Er schrieb eine Violinschule, die bei der Ausbildung vieler talentierter Schüler Verwendung fand. Einer seiner begabtesten Schüler war sein eigener Sohn Eugen.

Karl Huber war ein begeisterter Anhänger und Verehrer von Richard Wagner. Er führte einen zähen Kampf für die Werke des großen Meisters und hat es durchgesetzt, daß die Oper Lohengrin in Budapest zur Aufführung kam, trotz des erbitterten Widerstandes von Erkel Ferenc — des Komponisten der ungarischen Hymne und Direktors der Oper in Budapest. Richard Wagner schrieb nach der Aufführung seiner Oper „Lohengrin" folgenden Brief an den Dirigenten Karl Huber:

„Hochgeschätzter Herr Dirigent!

Ihr lieber Brief hat mich mit großer Freude erfüllt. Durch Ihre Zeilen habe ich erst erfahren, wem ich den großen Erfolg meiner Oper Lohengrin in Pest zu verdanken habe. Nehmen Sie meinen innigsten Dank entgegen für all das, was Sie dafür getan haben. Grüßen Sie mir die lieben Mitglieder ihres Orchesters und die von Ihnen erwähnten Künstler, denen ich ebenfalls meine herzlichsten Grüße sende.

Ich betrachte mit Ihnen gemeinsam den Erfolg meines „Lohengrins" als gutes Vorzeichen für die Aufführung meiner weiteren Werke.

Wenn die Leitung des Theaters beabsichtigt, weitere Werke zum Vortrag zu bringen, möchte ich es für zweckmäßig halten, die Oper „Rienzi" auf die Bühne zu bringen, die geeignet wäre, den äußeren Erfolg zu sichern. Schließlich bitte ich Sie, noch meinem Freunde Mosonyi meine herzlichsten Grüße zu übermitteln und mein Schweigen auf seinen freundlichen Brief zu entschuldigen. In der gegenwärtigen Lage ist mir das Briefschreiben eine große Last.

Meinen innigsten Dank wiederholend verbleibe ich mit Hochachtung Ihr zum Dank verpflichteter Richard Wagner.

Luzern, den 14. Dezember 1866."

*

Der Sohn des einstigen Kantorlehrers Michael Huber aus Warjasch wurde auf Empfehlung von Franz Liszt als Professor an die Musikakademie von Budapest berufen, wo er nebst seiner wertvollen pädagogischen Tätigkeit auch noch Zeit zum komponieren fand. In dieser Zeit schrieb er die Opern „Der Kuß des Königs", mit welcher in Gegenwart des Kaisers und Königs Franz Josef I. das Budapester Volkstheater im Jahre 1875 eröffnet wurde und „Ball bei Hof", der ebenfalls großer Erfolg beschieden war. Er komponierte Orchesterwerke, Violinstücke, Lieder, Streichquartette und über 100 Männerchöre, die lange Zeit hindurch beliebte Werke der Gesangvereine blieben.

Karl Huber starb am 20. Dezember 1885, erlebte aber noch den ersten großen internationalen Erfolg seines Sohnes, des großen Violinvirtuosen: Hubay Jenö.

Quelle: Desider Braun, Bansagi rapszodia (Banater Rhapsodie).

Johann Scheibling



Unterschriften im Gästebuch des Philharmonischen Vereins in Temeschburg.

Auch wir gedenken F. W. Raiffeisens

Aufschwung der Banater Wirtschaft durch das Gemeinschaftswesen

Am 30. März 1818, also vor hundertfünfzig Jahren, wurde der Apostel der Genossenschaftsbewegung, Friedrich Wilhelm **Raiffeisen**, in Hamm an der Sieg geboren, gestorben in Neuwied am 11. 3. 1888. Er gründete die Darlehenskassenvereine „als Mittel der Abhilfe der Noth der ländlichen Bevölkerung, sowie auch der städtischen Handwerker und Arbeiter". Aus dem lokalen Verein entwickelten sich die landwirtschaftlichen Kreditgenossenschaften. Die von ihm gegründeten Raiffeisen-Kassen und Raiffeisen-Vereine sind auch heute noch als Spar- und Darlehenskassen wesentliche Bestandteile der landwirtschaftlichen Genossenschaften. Die Raiffeisen-Genossenschaften breiteten sich in ganz Europa aus. Der Todestag Raiffeisens wurde in Neuwied begangen. Einundzwanzig Genossenschaftsorganisationen aus **zehn** Ländern nahmen teil, die sich zur „Internationalen Raiffeisen-Union" zusammenschlossen.

Im Sinne der Satzung ist die Union bestrebt, alle mit der Genossenschaftsidee Wilhelm Raiffeisens verbundenen Organisationen in der Welt **zu einer Gemeinschaft zusammenzuschließen.** Die Vereinigung verfolgt den Zweck, das Gedankengut Raiffeisens, dessen Geburtstag sich zum 150. Male jährte, zu pflegen, in der Öffentlichkeit zu vertreten und seine Verwirklichung mit zeitgemäßen Mitteln weltweit zu fördern. Weiter soll ein ständiger Austausch von Meinungen und Erfahrungen zwischen den Mitgliedsorganisationen herbeigeführt und dazu ein Dokumentationszentrum mit Sitz in Neuwied geschaffen werden. Ein Sekretariat der Union kommt nach Straßburg.

Der europäische Zusammenschluß soll auf dem ersten Welt-Raiffeisentag bestätigt werden, der am 19. und 20. Juni dieses Jahres in Frankfurt stattfindet. Als Ort für die Unterzeichnung der Gründungsurkunden war Neuwied gewählt worden, weil Raiffeisen hier seine Idee einer genossenschaftlichen Selbsthilfe der Landwirtschaft entwickelt hatte, die sich von hier aus über ganz Deutschland verbreitete und später auch im Ausland zahlreiche Anhänger fand.

Die Gründung von Raiffeisengenossenschaften im Banat wurde von Johann **Anheuer**, Neupetsch, angeregt und sie fanden eine rasche Verbreitung. Außer Anheuer warben Johann **Röser** (Gertianosch), die Brüder **Tengler** (Neuburg), Nikolaus **Anton** (Lenauheim) und andere für den Ausbau der Raiffeisengenossenschaften. Diese waren die materiellen Stützen der dörflichen Mittelschicht und ihre Anhänger waren die Träger des **deutschen Volkstumsgedankens,** der in jenen Gemeinden am stärksten war, in dem die Raiffeisengenossenschaften am **besten florierten.** Das Banater Genossenschaftswesen nahm zwischen den beiden Weltkriegen einen **mächtigen Aufschwung.** Die Namen Hans und Peter **Anton** (Warjasch), sowie Sepp **Komanschek** sind mit dem neuzeitlichen Genossenschaftswesen der alten Heimat auf das **engste** verknüpft: sie und ihre bäuerlichen Helfer entwickelten alle Zweige des Genossenschaftswesens in zielstrebiger Arbeit und **vollendeten,** was um die Jahrhundertwende die Vorkämpfer des Banater Deutschtums in **mühevoller Arbeit begonnen hatten.**

Anläßlich der im Jahre 1939 abgehaltenen 48. Jahrestagung des „Verbandes der Raiffeisengenossenschaften in Rumänien wurde berichtet, daß dem Verband 350 Genossenschaften angehörten. Auf dieser Tagung wurde beschlossen, eine **Arbeitsgemeinschaft** der genossenschaftlichen Organisationen zu errichten, der dann 450 deutsche Genossenschaften in Rumänien angehörten, die rund **30 000 Mitglieder zählten.** So gedenken auch wir anläßlich seines 150. Todestages des Mannes, der den Gedanken „Selbsthilfe", „Selbstverantwortung" und „Selbstverwaltung" verbunden mit „Staatshilfe" zum **wirtschaftlichen Prinzip** erhob und diese Gedanken in den nach ihm benannten Genossenschaften zum **Wohle und Segen der Menschen praktisch verwirklichte.** (j. g.)

Werbt neue Bezieher für den „DONAUSCHWABEN"

mischte sich fast jährlich eine neue Kinderstimme in die Klänge des Harmoniums, welches das Lieblingsinstrument des Oberlehrers wurde.

Aus dem nachstehenden Ausweis — dessen Angaben aus den Kirchenbüchern des röm. kath. Pfarramtes in Warjasch entnommen sind — ist ersichtlich, daß der Kindersegen in der Lehrerfamilie groß war, aber auch der unerbittliche Sensenmann nicht ausblieb. Von den 14 Kindern haben nur 7 das Kinderalter überlebt!

Über das Wirken Michael Hubers ist nicht viel aufzufinden, aber der Vermerk im Kirchenbuch: „Ludimagister fuit cruce argentea cum corona decoratus" spricht für sich!

Donauschwäbische Gedenktage

3. April 1848:

Eine bevollmächtigte Abordnung der Serben aus Neusatz begibt sich in das Hauptquartier der ung. Revolution nach Preßburg

Die Anerkennung durch den Kaiser bedeutete für die ung. Revolution eine ungemeine Stärkung bei der Verfolgung ihrer Absichten. Am 3. April erfolgte die endgültige Ernennung der ung. Minister und am 7. April die Sanktion des Gesetzes über das verantwörtliche Ministerium. Neben Bátthyány als Präsidenten übernahm Kossuth die Finanzen, Deák die Justiz, Eötvös den Unterricht, Széchényi die öffentlichen Arbeiten. Indem man so Vertreter aller Richtungen vereinigte, hoffte man, daß sie zusammengenommen eine mittlere Richtung einschlagen werden. Obwohl die Serben im allgemeinen den Ereignissen ziemlich unvorbereitet gegenüberstanden, ließen sie mit ihrer Aktivität nicht lange auf sich warten. Von der revolutionären Bewegung war insbesondere die studentische Jugend der Serben erfaßt. Bereits am 27. März fand in Neusatz eine Volksversammlung statt, die die Wünsche des serbischen Volkes in sechzehn Punkten verkündete. An der Spitze der serbischen Bewegung in Neusatz stand Georg Stratimirović (1822—1908), nachdem der Abgeordnete der Stadt an der Sitzung des Reichstages in Preßburg teilnahm. Zum 2. April berief Stratimirović einen aus Serben und Deutschen bestehenden Ausschuß ein, der einen Aufruf an die Bürger der Stadt erließ, in dem erklärt wurde, „daß die Freiheit auf ihrem Wege auch unser Vaterland erreicht habe und daß sie jetzt hier ihre Altäre errichte", wie auch „daß die Naturrechte aller Nationalitäten und Konfessionen garantiert werden, so daß der Madjare, der Serbe und der Deutsche sich brüderlich einander die Hände reichen dürfen". Dieser Ausschuß forderte die Bevölkerung auf, zwecks Wahrung der Ordnung eine Bürgergarde aufzustellen und am 3. April vor dem Magistrat der Stadt sich zu versammeln, um eine Abordnung zu wählen, die in Peterwardein bei General Hrabovsky 600 Gewehre zur Verhinderung der Anarchie, Plünderung und Brandstiftung erbitten sollte.

Die Beschlüsse der Neusatzer Volksversammlung dem Hauptquartier der ung. Revolution in Preßburg zu übermitteln, wurde eine eigene Abordnung bevollmächtigt. Diese Abordnung begab sich am 3. April aus Neusatz nach Preßburg, wo sie am 7. April eintraf. Am 8. April erschien sie im ung. Reichstag. In ungarischer Sprache trug hier der Neusatzer Senator A. Kostić die serbischen Forderungen vor. Seine Ausführungen wurden günstig aufgenommen. In seiner Antwort entwickelte Ludwig Kossuth (1802—1894) den Standpunkt der ungarischen Regierung von der einheitlichen politischen ungarischen Nation, daß nämlich in einem Staate nicht in mehreren Sprachen, sondern nur in einer regiert werden kann, und zwar in Ungarn — in ungarischer Sprache. Die serbische Petition sollte der Regierung zum weiteren Studium unterbreitet werden.

Mit diesem Ergebnis war die Abordnung nicht zufrieden. Am 9. April wurde der Palatin Erzherzog Stefan, Ministerpräsident Bátthyány und Ludwig Kossuth aufgesucht, wobei der Wunsch des serbischen Volkes auf Wiederherstellung seiner alten Privilegien, die durch die neuen Gesetze aufgehoben waren, vorgetragen wurde. Der Palatin machte ihnen Hoffnung, der Ministerpräsident behandelte sie kühl und abweisend und vertröstete sie damit, daß die errungenen Freiheiten auch für die Serben von Nutzen sein werden.

Ludwig Kossuth empfing die Abordnung ausnehmend freundlich. Während des in deutscher Sprache geführten Gesprächs wurde auch erwähnt, daß die ungarischerseits gebrauchten Bezeichnungen „Raaz" und „vad Raaz" (wilder Serbe) von den Serben als Beleidigung empfunden werden und daß sie „Serben" genannt werden wollen. Kossuth versicherte der Abordnung, die Nationalitäten sollen geachtet werden, daß aber die Nationalitäten nur die ung. Sprache einigen kann und einigen wird. Desweiteren erklärte er, daß in Ungarn nur eine politische Nation — die ungarische — bestehe und daß alle anderen Bewohner des Landes Glieder dieser politischen Nation seien. Eine Anerkennung der Serben als Nation — er meinte in politischem Sinne — müßte ihnen auch das Recht auf eine eigene Regierung zugestehen. Stratimirović bemerkte hierauf, die Serben können sich mit der Auffassung, daß in Ungarn nur eine Nation bestehe, nicht einverstanden erklären. Die Serben werden daher, wenn ihnen die Autonomie nicht gewährt werde, eine Anerkennung ihrer Rechte anderswo verlangen. Kossuth stellte diese Erklärung als Hochverrat hin und rief erregt: „In diesem Falle werden wir unsere Degen kreuzen", worauf ihm Stratimirović antwortete: „Der Serbe war nie feig dazu!" Nach diesem Zusammenstoß mit Kossuth begab sich die serbische Jugend der Preßburger Universität unter das serbische Volk, um dieses über die Absichten der ung. Regierung zu informieren. jvs

Donauschwäbische Ortsneckereien (16)

Dr. Anton Peter Petri

91. **Gottlob,** B: **Die Göttlöber** (ti ketlewər); **Gottlober Schinken** (kotlowər schungə); **Gottlober haben eine Hundesteuer-Deputation zum Minister Wekerle nach Budapest geschickt; Gottlober waren gerade in Maria Radna, als der Herrgott die Kavaliere geschaffen hat; Gottlober sind sehr freigebig, sie trinken sonntags eine halbe Flasche Bier, die andere Hälfte muß der Gastwirt bis zum nächsten Sonntag aufbewahren; Hasenschinken** (haasəschungə); **Sandhasen** (santhaasə); **Schollenhopser** (scholəhupsər).

92. **Grabatz,** B: **Grabatzer Wickenwacken — mit den krummen A....-backen** (krawatsər wikəwakə — mitə krumə a.... pakə); **Grauhasen** (kroohaasə); **Rohatzen** (roohatsə) (vielleicht Verballhornung von Groohaasə); **Rutschbrettler** (rutschpretlər); **Windbeuteln** (wentpaidlə); Sie werden wegen ihrer **Aussprache** geneckt: **Hockt euch nur** (hukə enk narə); **In Grabatz ist es neblig** (in krawats isəs nawlich); **Lorenz, laufe und mach das Tor auf, der Vater kommt mit dem Storzenwagen und hat die Ohren erfroren** (larents, laaf un machs taar uf, tə fatr khumt mitm schtartsəwaa un hat ti aarə fərfraar); **Lorenz, mach das Tor auf, der Vater kommt mit dem Rohrwagen gefahren** (larents, machs taar uf, tr fatr khumt mim raarwaagə kfaarə).

93. **Groß-Betschkerek,** B: **Groß-Betschkereker-Wickenwacken, mit den krummen A.... backen** (kroospetschkeretər wikəwakə-mitə krumə a.... pakə); Vgl. auch: **Lenauheim.**

94. **Großjetscha,** B: **Blechköpfe** (plechkhep); **Dickköpfe** (tikkhep); **Krautköpfe** (krautkhep); **Krautschwaben** (krautschwoowə).

(11. Fortsetzung)

Brandsch über Müller-Guttenbrunn

Rudolf Brandsch, der Herausgeber der Briefe, schreibt unter anderem im Vorwort: „Das dichterische Schaffen Adam Müller-Guttenbrunns hat auch sein wichtiges **nationalpolitisches** Ergebnis gehabt. Früher hatte man wohl etwas von den Siebenbürger Sachsen gehört; vielleicht hatte man noch eine dunkle Ahnung davon, daß es auch irgendwo in der Donauebene versprengte deutsche Volksgenosen gäbe. Bloß in den verhältnismäßig **kleinen** Kreisen des „Alldeutschen Verbandes" und des damaligen „Schulvereins" wußte man über diese Dinge etwas mehr. Auf dem durch die schriftstellerische Tätigkeit Lutz **Korodis** (der übrigens auch eine Zeitlang Professor am Temeschburger **Deutschen Realgymnasium** war — Anm. d. Redaktion) aufgelockerten Boden haben dann die Heimatbücher Adam Müller-Guttenbrunns die Aufmerksamkeit und das Interesse von Millionen deutscher Volksgenossen mit einem Schlag für das Leben und für die Kämpfe der Deutschen im Südosten wachgerufen."

„Die hier veröffentlichten Briefe ... zeigen oft in ergreifender Weise, wie sich Müller-Guttenbrunn an der völkischen Kleinarbeit beteiligt und unermüdlich **mit seinem heißen Herzen in eifernder Liebe für sein Volk gewirkt hat ...**" „Er sah seine Sendung vor allem darin, durch seine Schriften zu wirken und die Aufmerksamkeit der **Gesamtnation für das Deutschtum im Osten, besonders für seine Banater Heimat zu wecken ...** Im alten Ungarn — außer Siebenbürgen — **fehlte eine deutsche Führerschicht.** Was aus dem Bauernstand herauswuchs, wurde madjarisiert und ging seinem Volkstum verloren. An die Errichtung deutscher Mittelschulen war im damaligen Ungarn gar nicht zu denken. Es blieb bloß **ein** Ausweg: Schüler aus dem übrigen Ungarn auf die deutschen Schulen nach Siebenbürgen zu schicken. Für dieses Werk mußte Geld herbeigeschafft werden. Wir gründeten in Wien den **‚Deutsch-Ungarischen Kulturrat'.** Müller-Guttenbrunn wurde selbstverständlich sein Vorsitzender und blieb bis zuletzt **die Seele dieser Arbeit.** Der Kulturrat sollte das **schwäbische Schülerwerk betreuen und die nötigen Mittel zusammenbringen.** Das Schülermaterial besorgte anfangs der damalige Student Stefan **Kraft** und ich. In verhältnismäßig kurzer Zeit brachten wir es auf über 70 Schüler. Manche von ihnen sind **heute Führer** ihres Volkes" — schreibt Brandsch. „Neben diesem Erziehungswerk lag Müller-Guttenbrunn besonders am Herzen, seinen Volksgenossen guten nationalen Lesestoff zu bieten und ihn möglichst in jedem Dorf zu verbreiten."

So entstand der Kalender **„Schwäbischer Hausfreund"**, der ihn **„viel Zeit, Kraft und Ärger"** kostete — schreibt Brandsch. Trotz Mangel an Mitteln hat er ihn dennoch **7 Jahre** erscheinen lassen. Wenn dann diverse geschäftliche Schwierigkeiten entstanden, hinter denen er Nachlässigkeit vermutete, schrieb er zornige Briefe. Die Konkurrenz war aber **rücksichtslos**, nicht so sehr aus **materiellen** als vielmehr aus **politischen** Gründen. Die entnationalisierte Intelligenz und Kirche **fürchteten das politische Erwachen des Volkes.** So berichtet der Leiter

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

der „Südungarischen Druckerei" in Temeschburg, Karl **Neumann**, in einem vom 18. 10. 1911 datierten Brief an Edmund Steinacker: „In Kalender ist eine **riesige** Konkurrenz: **Die katholischen Kalender erhalten die Leute umsonst vom Pfarrer**, und wenn sie verlangt werden, so verkaufen die katholischen Vereine sie umsonst" (also **ohne** Provision). Auch der Kalender war ein **wirksames Mittel zur Madjarisierung**, von dem die Kirche reichlich Gebrauch machte.

Und zum Schluß seines Vorwortes schreibt Rudolf Brandsch noch: „Vor allem soll dieses Heft an den Mann erinnern, der aus diesen Briefen zu uns spricht. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird herausfühlen, daß hier ein **Deutscher** redet, der uns **in vielem Vorbild sein kann**; besonders im **Entscheidenden bei aller Arbeit: in seiner selbstlosen Liebe."** Das schrieb ein **Siebenbürger Sachse** über unseren **schwäbischen Heimatdichter.** Und wie sieht diesen der **Schwabe** Dr. Kräuter?

Der schlichte Name Müller

„Müller-Guttenbrunn hatte" — schreibt Dr. Kräuter — „zum Unterschied von dem **adeligen** Musensohn unserer Heimat" (Lenau verbrachte nur als Kind kurze Zeit im Banat — Anm. d. Redaktion) **Niembsch von Strehlenau** nicht dessen **soziale Stellung und vornehmen Namen geerbt**, sondern nur den **schlichten Namen Müller**, auch den zu **seinem Leidwesen**, was ihn bis zu seinem **Lebensende drückte** (Dr. Kräuter muß es ja wissen! — Anm. d. Redaktion), **nicht von seinem pflichtvergessenen Vater, sondern von seiner nicht einmal besonders gut beleumundeten Mutter"** (von Dr. Kräuter unterstrichen, um diese Geschmacklosigkeit noch besonders **augenfällig** zu machen. — Anm. d. Redaktion). (Adam Müller-Guttenbrunn war bekanntlich ein **uneheliches** Kind. Die Ehe seines großbäuerlichen Vaters mit der Tochter eines armen Wagnermeisters wurde aus materiellen Gründen hintertrieben. Lenau hatte aber außer der Zufälligkeit seiner Geburt mit dem Banat und seiner Bevölkerung nichts zu tun. — Anm. d. Redaktion.) **„Der Name Müller aber"** — so schreibt Dr. Kräuter — **„ist für einen Dichter auch dann keine Empfehlung, wenn er gerade die Leser, auf die er es, wie unser Heimatdichter, abgesehen hat, nicht noch abschreckt, weil er in einem gerichtlichen Urteil wegen staatsfeindlicher Gesinnung belastet wurde."** Für Dr. Kräuter ist also der Name Müller nicht attraktiv genug.

Die dunklen reaktionären Gedankengänge Dr. Kräuters erinnern an **tiefstes Mittelalter.** Die Leser wurden aber nicht, wie Dr. Kräuter behauptet, durch das „gerichtliche Urteil wegen staatsfeindlicher Gesinnung" abgeschreckt, sondern **weil das chauvinistische ungarische Regime die Verbreitung der Werke Müller-Guttenbrunns strafrechtlich verfolgte.** So wurde der opferbereite Vorkämpfer für das Deutschtum, der Neusatzer Friedrich **Hess**, wegen Verbreitung des Romans Müller-Guttenbrunns „Götzendämmerung" **zu vier Monaten Gefängnis verurteilt.** (Edmund Steinacker: Lebenserinnerungen.) Aber auch für andere Werke Müller-Guttenbrunns wurde von dem damaligen Handelsminister Franz **Kossuth**, einem der **„Führer" der entdeutschten schwäbischen Intelligenz**, das Postdebit entzogen.

Dr. Kräuter stellt fest, daß es für Müller-Guttenbrunn nicht unwesentlich gewesen sei, ob die alten „Volkstumskämpfer" (von Dr. Kräuter natürlich in Anführungszeichen! — Anm. d. Redaktion) des Banates, die Mitglieder der Ungarländisch-Deutschen Volkspartei, ... **„Gönner"** oder **„Mißgönner"**, **„Helfer"** oder **„Schädlinge"** und **„Schmarotzer"** waren. „Das geht auch aus seinen Briefen hervor, in denen er besonders Dr. Kraft, Brandsch, aber gelegentlich auch Wettel, Dr. Gabriel als **Freunde und Helfer, Kausch, Röser, Orendi und Tengler aber als einer negativen Auslese** der Ungarländisch-Deutschen Volkspartei als Schädlinge, Schmarotzer und Mißgönner gedenkt: Kausch, der auch die geringsten **Handlangerdienste** an der Verwaltung seines Kalenders ablehnte, Röser und Tengler, die die Verwaltung seiner Einkünfte mit soviel Gewissenlosigkeit versahen, wie man es sich einem in Weidling bei Wien lebenden, in Geschäftssachen unerfahrenen (?) Dichter gegenüber erlauben kann, zumal wenn man eine Kontrolle der Geschäftsgebahren unmöglich macht" — berichtet Dr. Kräuter.

Nun sei untersucht, was an diesem ominösen Zitat wirklich wahr ist. Nicht weil die Behauptungen Dr. Kräuters für die Geschichtsschreibung **wichtig** wären, sondern um seine **Glaubwürdigkeit** zu prüfen.

Dr. Josef Gabriel wurde in den Briefen Adam Müller-Guttenbrunns nur als **Vater** des Dichters Josef Gabriel erwähnt, der für den Kalender Gedichte an Müller-Guttenbrunn sandte. Wettel wurde dreimal erwähnt, und zwar einmal im Zusammenhang mit Druck und Vertrieb des Kalenders, einmal wegen Belästigung des Onkels des Schriftstellers in Guttenbrunn seitens des ungarischen Stuhlrichters wegen dem Vertrieb der Kalender und ein anderes Mal, als Wettel an Müller-Guttenbrunn schreibt, daß N. (das ist der bereits erwähnte Leiter der Südungarischen Drukkerei, Neumann) „zu den Gegnern gelaufen" sei. Es war aber eine **Falschmeldung Wettels**, der mit Neumann verstritten war.

Dr. Kausch sollte „keine geringen Handlangerdienste" an der Verwaltung seines Kalenders leisten; Müller-Guttenbrunn fragte nun Brandsch: „ob man Dr. Kausch für die **Redaktion** gewonnen habe". Aber die Redaktion wurde auch dem Schriftsteller **Stein** aus Franzfeld (der unter seinem Schriftstellernamen Franz Feld bekannt ist) angetragen. Und so schreibt Müller-Guttenbrunn an Brandsch: „Wenn sich weder Herr **Stein**, dem ich die Sache nahelegte, noch Herr Prof. **Kausch** meldet, will **ich** den ersten Jahrgang auf **die Beine** stellen." Und dann zitiert Dr. Kräuter: „Der neue Jahrgang soll in Angriff genommen werden, aber es rechnet niemand ab ... Das ist so unanständig, daß es nur **Empörung erwecken** kann. Nicht einmal Röser hat abgerechnet. Wie soll ich diesen Saustall in Berlin rechtfertigen?" Wie Dr. Kräuter Texte verdreht, um andere Männer zu diskreditieren, soll die Gegenüberstellung des **tatsächlichen** Wortlautes des Briefes Müller-Guttenbrunns an Brandsch zeigen. Müller-Guttenbrunn schrieb: „Der neue Jahrgang soll in Angriff genommen werden, aber es rechnet niemand ab. **Ruma** hat tausend Kalender bestellt und gibt auf **sechs** Briefe keine Antwort. Das ist so unanständig, daß es nur Empörung erwecken kann". Dr. Kräuter bezieht natürlich die „Unanständigkeit" nur **auf Röser.** Und dann: „Nicht einmal Röser hat abgerechnet. Von Hermannstadt sind Inserate im Kalender **nicht** verrechnet. **Die Wiener Agenten haben uns betrogen. Herr K. L. desgleichen** usw., usw., Wie soll ich diesen Saustall in Berlin rechtfertigen?"

Man vergleiche also die Texte der zwei Zitate und man wird die **Fälschung nicht übersehen.** So „macht" man Geschichte: In der Flamme des Dr. Kräuter'schen Hasses verglüht selbst die Ehrfurcht vor dem geschriebenen Wort unseres Heimatdichters Adam Müller-Guttenbrunn.

Und in dem Brief vom **28. 3 1917** (und nicht 1918) schreibt der erzürnte Dichter tatsächlich wegen der Kalendersache abfällig über Röser und Tengler. Aber das war mitten im Krieg, **wo die Schwierigkeiten der Papierbeschaffung, des Setzermangels und die zusammengeschrumpfte Leserzahl sowie das Fehlen des notwendigen Kapitals die Kalenderfrage in Mitleidenschaft zogen, ja seine Herausgabe gefährdeten.** Dabei waren sowohl Röser wie Tengler in wichtigen Berufen tätig: Röser war — wie bereits erwähnt — Leiter der Warenabteilung des Deutschen Bauernbundes „Agricola" und Tengler Direktor der Raiffeisenzentrale; es fehlte also eine **eigene** Kalender-Verwaltung, die sich aber offenbar nicht lohnte.

Dr. Kräuter hatte aber auf seiner Jagd nach diffamierenden Stellen übersehen, daß die „Agricola" Rösers — wie Müller-Guttenbrunn in seinem Brief vom 10. April 1918 an Brandsch mitteilte, **eine Spende von 10 000 Kronen für den Kalender in Aussicht stellte.** Er war also doch nicht so ein „Rüppel" — wie Dr. Kräuter ihn nach einem Zornesausbruch des alten Schriftstellers haben möchte. Wo Dr. Kräuter die „negative Auslese" der „Schädlinge", „Schmarotzer", „Mißgönner" hernimmt, ist völlig rätselhaft: in den von ihm angeführten Briefen sind **sie nicht zu finden.** Zu finden sind aber andere Sätze im Brief vom 18. 9. 1912, in dem es im Zusammenhang mit der **Schülerwerbung** für die Siebenbürger Schulen heißt: „Wie schade, daß wir nicht die Zahl 50 erreicht haben. Das hat **Dr. K.** (Dr. Kausch) verschuldet, **der absprang.**" Dazu Dr. Kräuter: „Kausch, der als **schwäbischer Professor** gute Dienste hätte leisten können, ist ‚abgesprungen' — und zur **madjarischen Konkurrenz gegangen.**" Mit keinem Wort behauptet Müller-Guttenbrunn, daß Dr. Kausch zur **madjarischen** Konkurrenz ging. Das ist wieder eine **böswillige Fälschung** des Müller-Guttenbrunn-Briefes.

Stand auf der „Schwarzen Liste"

Dr. Kausch stand schon lange wegen seines Bekenntnisses zu seinem Volkstum auf der **„schwarzen Liste" des Lehrkörpers des Weißkirchner Gymnasiums.** Als vom Staat bezahlter Angestellter hing ständig das Damokles-Schwert der Entlassung aus dem Schuldienst über seinem Haupt und um nicht **mit seiner großen Familie brotlos zu werden, war Vorsicht nur ein Gebot der Vernunft.** Allzu viele Beispiele mahnten dazu. Edmund Steinacker mußte seine Stelle als Generalsekretär der Pester Handelskammer wegen seiner **politischen** Tätigkeit niederlegen und nach Österreich übersiedeln, Lutz **Korodi** mußte seine Stelle in Ungarn verlassen. und ins Reich übersiedeln, mehrere deutsche Journalisten wurden wegen ihrer nationalen Tätigkeit verurteilt und des Landes verwiesen (Alwin **Kramer**, Aloys **Krisch**, Arthur **Korn**).

Trotz der Vorsicht wurde Dr. Kausch im Jahre 1913 doch in ein kleines **ungarisches Nest, nach Nagykállo mit rund 8000 Einwohnern, davon 1700 Katholiken, strafversetzt.** Das konnte Dr. Kräuter natürlich nicht passieren. Er wurde erst „Deutscher", als dies mit **keinerlei Gefahr** mehr verbunden war und als, statt dem Szegediner „Csillag-börtön" (Staatsgefängnis) für politische Gefangene, **einträgliche Stellen winkten.** Adam Müller-Guttenbrunn schrieb am 13. Dezember 1920 an den jungen nationalgesinnten Temeschburger Rechtsanwalt Dr. Andreas **Konrad: „Der eigentliche Jammer der dortigen Verhältnisse ist doch der Mangel an Mitarbeitern, Mitkämpfern. Da steht Dr. Grassl, dort Dr. Kausch vereinsamt mit den Kulturbundbestrebungen; die deutsche Intelligenz ist unter madjarischer Erziehung in Grund und Boden verdorben und entmannt ... Es geht viel Fäulnis aus von einem politisch so unsittlichen Staat, wie es der ungarische war, der sich eine Nation aus den verdorbenen Elementen anderer Völker bilden wollte".** Wo ist also die „negative Auslese" zu suchen? Vielleicht **doch nicht dort**, wo sie Dr. Kräuter zu **finden glaubte!**

„Wer bloß mit den Augen . . ."

Und im Zusammenhang mit dem Wirken Adam Müller-Guttenbrunns seien noch die Worte aus dem von unserem donauschwäbischen Landsmann Dr. Nikolaus **Britz** (Wien-Großkikinda) aus dem von ihm verfaßten Vorwort des Werkes „Adam Müller-Guttenbrunn, ein Lebensbild" angeführt: „Wer bloß mit den Augen eines **Heutigen** und sogleich sezierend der Vergangenheit entgegentritt, ohne sich vorher zu bemühen, **behutsam an die Wurzeln des Müller-Guttenbrunn'schen Lebensbaumes zu gelangen** und von dort aus, den Saftstrom verfolgend, Ursache des guten oder schlechten Wuchses, der zukunftsträchtigen oder tauben Frucht festzustellen, ist ein **eitler Protz**, woran es unserer Zeit leider nicht mangelt."

Dr. Kräuter bemüht die vor 50 Jahren geschriebenen Briefe Adam Müller-Guttenbrunns, um die Verdienste der Männer, die für ihr Volk kämpften, litten und materielle Opfer brachten, zu **schmälern** und sie **noch als Tote aus der Gemeinschaft unseres Volkes auszuschließen — aus einer Gemeinschaft, die ohne ihr Wirken niemals zustandegekommen wäre,** und sie letzten Endes von der diktatorischen Politik der einstigen „Madjaronen" ausgehöhlt und zum Abbruch reif gemacht wurde.

(Fortsetzung folgt)

In der Fremde

Von Nikolaus Hübner

Von Fremde-Sucht getrieben,
verließ ich einst der Heimat Schoß.
Getrennt von meinen Lieben,
ward mir zuteil ein bittres Los:

Bei Fremden muß ich hausen,
als fremder, ungeliebter Gast,
den man „so gern hätt' draußen" — —
Mein langes Bleiben wird zur Last.

Wohl seh ich in der Ferne
— aus Dunklem — meiner Zukunft Licht;
so wie man sieht die Sterne,
mal klar, mal trüb, mal nicht.

Doch wie dies' ew'ge Leuchten
allein von oben wird bestimmt,
so wird mein Lichtlein leuchten,
bis Gott ihm mal die Leuchtkraft nimmt.

An meine Heimat

Banat! Mein liebstes Fleckchen Erde,
warum ernährst Du fremde Herden?
Gedüngt bist Du mit Schwabenblut;
erblüht bist Du durch Schwabenmut;
mit Schwabenschweiß bist Du getränkt —
Manch's Schwabenherz an Dir noch hängt.
Banat! Mein liebstes Fleckchen Erde,
Du sollst nicht Fremder Heimat werden!

ESSEGG / Eine königliche Freistadt im Südosten Europas

Essegg (Osijek) an der Drau, wo einst die römische Festung Mursa stand, erhielt bald nach der Befreiung von den Türken als „Gut der Kammer" das Munizipium (1689). Die Stadt wurde auch sofort durch Siedler, meist Deutsche, neu aufgebaut und entwickelte sich rasch nicht nur zu einem bedeutsamen Stützpunkt der kaiserlichen u. a. Armeen, sondern wurde auch wegen seiner wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung für das ganze Zwischenstromland (Slawonien/Syrmien) sowie wegen der Kaisertreue der Bürger der drei Kammeralstädte gewürdigt. Durch eine Verordnung des Kaisers Joseph II. — der auch 1788 in Essek war — wurden die drei Kammeralstädte 1786 zu einer Stadt vereint. Die Bürger der Stadt wollten aber alsbald im Range der Städte höher stehen und sandten mehrere Deputationen nach Wien, um die Rechte und Privilegien einer königl. Freistadt zu erlangen. Jedoch erst der dritten Deputation, unter der Führung des Kaufmanns A. Jovanović und der Bürger Hermann und Brunslik, gelang es, dieselben bei Kaiser Franz I. (II.) zu erreichen. Den bezüglichen Erlaß, der in lateinischer Sprache abgefaßt war und später von Franz Katzhalier in die deutsche Sprache übersetzt wurde, veröffentlichte Dr. Josef Bösendorfer 1905 in der Wiener „Historischen Zeitschrift" unter dem Titel: „Das Inauguraldiplom der königlichen Freistadt Osijek". Dieses Diplom wurde zwei Jahre



Wappen der Stadt Essegg.

später, also am 28. August 1911, in Varaždin dem kroatischen Sabor vorgetragen. Die Erhöhung Esseggs (Essek) zur königlichen Freistadt wurde in Anwesenheit des Bischofs A. Mandić aus Diakowar (Djakovo), des Kommisärs und Obergespans Graf Mailath, wie der Adeligen: Baron Prandau, Graf Pejačević, A. Adamović, der Brüder Mihalović, des ganzen Magistrats, des Offizierkorps und vieler Bürger mit Jubel, Musik und Kanonenschüssen vom Balkon des Rathauses in der Festung verlesen. Dies war am 28. August 1809 der Fall und die damaligen Bürger vergaßen diesen Tag lange nicht, um so mehr, da sie auf der Kuhweide vor der Neustadt umsonst essen und trinken durften — was ihr Herz begehrte.

Die kroatischen Historiker Forko, Dr. F. Buntak, Prof. I. Medved u. a. wie auch Zeitungen (Zeitschriften) nannten fortan den 28. August 1809 als Geburtstag der königl. Freistadt Essek (Essegg). Alle in Essegg diesbezüglich herausgegebenen Publikationen wurden in der privilegierten Buchdruckerei Diwald veröffentlicht. Doch obwohl man über dieses Ereignis viel und oft schrieb und sprach, wurde die Feier späterhin amtlich doch vergessen; selbst das 100jährige Jubiläum (1909) wurde nicht gebührend gefeiert.

Mit dem Diplom erhielt die Stadt auch ihr Wappen. Diplom und Wappen wie auch andere Dinge, die mit dem denkwürdigen Jahr in Verbindung stehen, sind in einer besonderen Vitrine im Essegger Museum zu sehen. Das Wappen trägt rundum in goldenen Lettern die Inschrift „Sigillum liberae regiaeque civitatis Essekiensis 1809".

Wenn auch all dies heutzutage kaum noch einen Wert und zeitgemäß keine Bedeutung hat, so stellt es immerhin eine kulturhistorische und rechtliche Tatsache für alle Generationen der Stadt dar.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch noch etwas über den Namen der Stadt sagen. Essek, Eszek, Osek bzw. Ossik (heute Essegg bzw. Osijek) scheint seinen Namen vom magyarischen O-szek zu haben. Diese Annahme stammt von Ivan Jozepac. K. G. d. Ä.

Auf Besuch in Südamerika

Bei den Donauschwaben in Argentinien / Von Dr. Jakob Awender

Seit vielen Jahren trug ich mich mit dem Gedanken, die Donauschwaben in Südamerika zu besuchen, um an Ort und Stelle mit ihnen und unter ihnen einige Tage zu verweilen, ihre Vereine und Einrichtungen kennenzulernen und mit ihren führenden Männern Zwiesprache zu pflegen. Trotz zahlreicher Einladungen, zu kommen, bald zu kommen, verstrichen einige Jahre. Doch endlich erhielt ich den sagenhaften letzten Anstoß, der mich in Bewegung gesetzt hat. Von da an rollten die Ereignisse wie ein Uhrwerk ab.

Da ich über meine Absicht, nach Südamerika zu pilgern, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit Bemerkungen fallen ließ, ergab es sich, daß mein anwesender Neffe, Franz Awender, Cleveland-Uivar, aufhorchte und so ganz nebenbei erklärte, daß er sich anschließen würde, wenn es mir wirklich ernst mit dieser Besuchsfahrt wäre. Das war nun der entscheidende Anstoß zu handeln anstatt zu träumen.

Ursprünglich dachte ich an eine ganz private Fahrt, doch der Entschluß Franz Awenders, mitzutun, lenkte unsere Pläne über Nacht in ein offizielles Fahrwasser. Seit geraumer Zeit erreichten auch mich Nachrichten aus landsmännischen Kreisen Südamerikas, die Klagen darüber führten, daß zu ihnen kaum jemand den weiten Weg unternimmt, um Freunde oder Verwandte zu besuchen. Von offizieller Seite, als Vertreter donauschwäbischer Organisationen in Europa oder Nordamerika, machte sich bisher niemand auf die Socken, um durch persönliche Fühlungnahme mit den Donauschwaben in Südamerika das Bewußtsein der völkischen Zusammengehörigkeit aufzufrischen. In dieser Richtung wurde nun der erste Schritt getan.

Was wußten wir denn schon vom Leben und Treiben unserer Landsleute in jenen südlichen Landstrichen Argentiniens? Ich muß bekennen, nicht allzuviel. Und was wir hie und da doch erfuhren, war zu unpersönlich, zu sachlich, zu trocken. Es ging uns der bewegende Geist im dortigen Milieu vollkommen ab. Um dieses Bild zu verlebendigen, bedarf es einer persönlichen Fühlungnahme, einer Zwiesprache im engeren Kreise, einer Ausstrahlung angesichts versammelter Landsleute vor der großen Öffentlichkeit.

Ein solcher Plan reifte in uns beinahe von selbst, besonders schon deshalb, da ja Franz Awender erster Stellvertreter des Präsidenten des „Verbandes der Donauschwaben in Nordamerika" ist. Mit den entsprechenden Vollmachten ausgestattet, zog nun Franz Awender als offizieller Vertreter der Donauschwaben ins Feld. Ihm habe ich mich dann als Mitglied der „Vereinigung der Donauschwaben in Chicago" angeschlossen und wir konnten losziehen.

Vorher mußten wir uns freilich treffen, was dann am Flugplatz in Miami, Florida, auch geschah. Franz Awender kam von Cleveland und ich von Chicago angeflogen. Beide Flüge fanden bei schönstem Wetter statt. Unser erstes Ziel war die Hauptstadt Argentiniens, Buenos Aires. Unser Pan-American Jet verließ spät nachmittags Miami und landete spät abends in Panama City.

Mit gemischten Gefühlen verließen wir das Flugzeug, um uns in einer fremden Welt für eine Stunde umzusehen. Die Luft war ungut, heiß und schwül; der Flughafen unrein; die Sprache fremd. Doch recht bald konnten wir in ein anderes, größeres Pan-American-Flugzeug umsteigen und los ging es von Panama City über den südamerikanischen Kontinent ohne Zwischenlandung bis Buenos Aires. Seit wir Cleveland und Chicago verlassen hatten, mußten wir immer wieder unsere Uhren auf die jeweils herrschende Zonenzeit einstellen, was oft genug geschehen mußte.

Wir verließen die Staaten an einem Freitag, flogen die Nacht durch und näherten uns Samstag in der Früh bei herrlichem Sonnenaufgang der Hauptstadt Buenos Aires. Es war eine selten schöne Schau, eine uns fremde subtropische Landschaft auf der südlichen Hälfte unseres Globus. Nach einer glatten Landung, eilten wir dem Ausgang zu und erlebten eine erste rührende Begegnung mit einer donauschwäbischen Abordnung, die zu einer so frühen Morgenstunde — um 6 Uhr herum — zu dem etwa 50 Kilometer weit entfernten Flugplatz kam, um uns als Gäste ihrer donauschwäbischen Gemeinschaft zu begrüßen und in Empfang zu nehmen.

Franz und ich trafen wohl alte Kameraden in dieser Abordnung, doch alle standen unter dem Kommando des Präsidenten des Donauschwäbischen Kulturverbandes, unseres Landsmannes Anton Becker aus Putintzi in Syrmien, ein Alteinwanderer. Vom ersten Augenblick an merkten wir, woher der Wind bläst. Präsident Becker schritt recht bald — nach Herumreichung von Erfrischungen — zur Besprechung und Festlegung des Programmes für den nächsten Tag. Dann bewarben sich alle Anwesenden um das Recht, uns als Gäste bei sich aufzunehmen und einzuquartieren. Wir mußten beinahe am ersten Tag gevierteilt werden. Doch wir kamen ohne Blutvergießen davon: jeder zu seinem engeren Landsmann oder ältesten Kameraden. Von da an klappte dann alles wie am Schnürchen.

Am Tage unserer Ankunft wurden wir beide unserem Schicksal bzw. unseren Gastgebern überlassen. Und das war gut so, denn späterhin hatten wir kaum mehr Gelegenheit, uns in Ruhe mit ihnen zu unterhalten. Hier im vertrauten Familienkreis hörten wir so manche Schilderungen über Land und Leute, Sitten und Gebräuche der alteingesessenen Bevölkerung und Ablauf des öffentlichen Lebens, in welchem Rahmen nun auch unsere Landsleute ihre Gegenwart und Zukunft zu meistern versuchen.

Die Landbevölkerung Argentiniens ist überwiegend spanischer Abstammung, leicht dunkelhäutig und von guter Erscheinung. Von der Urbevölkerung sind kaum noch spärliche Reste vorhanden, denn sowohl diese, als auch die in den letzten Jahrzehnten eingewanderten Europäer mischten sich unbedenklich untereinander. Eine Trennung der Rassen gab es niemals und es wurden auch keine Neger aus Afrika als Sklaven eingeführt. Argentinien gilt also als ein Land der weißen Rasse.

Politisch und wirtschaftlich ist Argentinien leicht unstabil. Es gehört zur allgemeinen Regel, daß die Präsidenten des Landes meistens aus den Reihen der Generale hervorgehen, mit oder ohne Androhung von Gewalt. Derzeit steht der General Ongania als Präsident an der Spitze des Landes, der anscheinend entschlossen ist, das von der Generalität festgelegte Sanierungsprogramm durchzuführen. Unter anderem will er darüber wachen, daß jeder Staatsbürger eine angemessene Steuer zu entrichten hat, was bisher vermutlich nicht der Fall gewesen ist. Präsident Ongania schickte das Parlament nach Hause, ordnete einen Lohnstopp an, sprach ein Streikverbot aus und versucht die Wirtschaft ins Gleichgewicht zu bringen. Zur Zeit wird in Argentinien ein Dollar gegen 350 Pesos eingewechselt. Die Entwertung der Landeswährung war in den letzten Jahren so handgreiflich, daß sich kaum jemand entschloß, seine Ersparnisse aufs Bankbüchel anzulegen. Unsere Landsleute, die arbeiten und sparen können, kaufen mit Vorliebe ausländische Goldmünzen, US-Dollar und Deutsche Mark. Auf diese Art ernten sie wohl keine Zinsen, doch sie schützen sich wirkungsvoll gegen die rapide Geldentwertung des eigenen Landes.

Die Hauptstadt Buenos Aires zählt ewa 6 Millionen Einwohner und weist eine ungeheure Ausdehnung auf. Der Verkehr in den Straßen kann nur irrsinnig bezeichnet werden und als Ausländer wundert man sich, daß nicht jede Minute ein schwerer Unfall passiert. Verkehrslichter sind sehr selten, ebenso Verkehrspolizisten. Jeder fährt wie er will und die Fußgänger sind praktisch Freiwild. Sie hüpfen und schlängeln sich zwischen fahrenden Autos todesmutig durch auf die andere Seite der Straße.

Die Bautätigkeit ist sehr rege und vermittelt vielen Menschen Arbeit und Brot. Einer unserer Landsleute, Josef Enderle aus Uivar im Banat, ist ein führender Bauunternehmer in Buenos Aires und er hatte Gelegenheit, auf einer Stadtrundfahrt auf einige seiner Glanzleistungen hinzuweisen. Außerhalb des Stadtgebietes hat Baumeister Enderle ein bezauberndes Wochenendhäuschen mit Schwimmbasin, eingebettet in einen großen und schönen Park mit exotischen Blumen, Pflanzen, Büschen und Bäumen. Im Garten wurde den zahlreichen Gästen „Assado", das Nationalgericht des Landes — Rindfleisch am Spies gebraten — gereicht. Eine lobenswerte Sitte.

Die Stadtmitte von Buenos Aires mutet großartig, überragend und modern an. In einigen Vororten muß man aber seine Ansichten einer gründlichen Korrektur unterziehen, denn es mangelt gelegentlich an selbstverständlichen hygienischen Vorrichtungen, denn das Regenwasser, Waschwasser, Küchenwasser, Badewasser und Fäkalien sollten denn doch nicht in einem offenen Straßengraben geruhsam davonfließen.

(Fortsetzung folgt)



Franz Awender (Uivar - Cleveland) in Vertretung des Verbandes der Donauschwaben in Nordamerika (rechts) und Dr. Jakob Awender (Stefansfeld - Chicago) beim Studium historischer Bilder, Pläne und Urkunden in Südamerika.



Der deutsche Botschafter in Buenos Aires überreicht dem Präsidenten des Schwäbischen Hilfswerkes, Lm. Anton Becker aus Putintzi (links), den Deutschen Verdienstorden mit Urkunde.

Berichtigung

Im Aufsatz „Der Schöpfer der Welteislehre und Erfinder Hanns Hörbiger ..." („Donauschwabe" vom 31. März 1968, S. 5) von Prof. Dr. Anton Scherer soll der erste Satz lauten: „... Hanns Hörbiger war zwar kein Donauschwabe ..." und nicht: „... Hanns Hörbiger und zwar kein Donauschwabe ..."

Empfang im Donauschwabenverein

Im Heim des Donauschwaben-Vereins in Villa Ballester war zu Ehren des Besuchs aus den Vereinigten Staaten am vergangenen Sonntag ein gemeinsames Mittagessen veranstaltet worden. Die Ehrengäste waren Franz Awender, erster Vizepräsident des Verbandes der Donauschwäbischen Vereinigungen in den USA, und Dr. Jakob Awender, der vielen Landsleuten aus der alten Heimat durch seine dortige Tätigkeit bekannt ist.

Nach einer informellen Begrüßung der Gäste aus USA begann Anton Becker den offiziellen Teil des Tages mit einem Überblick über die Tätigkeit der Donauschwaben in Argentinien nach dem 2. Weltkrieg. Er erläuterte die Verhältnisse der verschiedenen Vereinigungen, die Sportvereine, Schulen, auch berichtete er ausführlich über die Arbeit des Hilfsvereins der Donauschwaben, welcher sich ab September 1947 um die Einwanderung der heimatlos gewordenen Donauschwaben mit gutem Erfolg bemüht hatte. Erwähnung fanden auch die Veröffentlichungen „Neue Heimat" und der „Donauschwäbische Kalender", die sich aber aus finanziellen Gründen nicht halten konnten.

Anschließend an diese Ausführungen wurde den Ehrengästen je ein Abzeichen und ein Wimpel der Donauschwaben, sowie eine Gründungsfestschrift des Hilfsvereins überreicht.

Franz Awender gab daraufhin einen Überblick über die Verhältnisse in den Vereinigungen der Donauschwaben, die in den USA gesiedelt haben, bei welchem sich viel Ähnliches mit der hiesigen Siedlungsgeschichte befand. Abschließend hat noch Dr. Awender Grüße aus Chikago überbracht, und den Anwesenden vom Aufschwung des dortigen Schwabenvereins erzählt.

Da für den Nachmittag die Vorführung von Filmen und Diapositiven vorgesehen war, hatten die Veranstalter vorher für das leibliche Wohl der Anwesenden bestens vorgesorgt. Die Gäste werden sich diese Woche in Buenos Aires aufhalten, um dann ihre Besuchsreise nach Cordoba und dann nach Brasilien fortzusetzen.

„Freie Presse",
Buenos Aires,
14. Februar 1968

Donauschwäbische Gedenktage

21. April 1878:

Erster Sozialistenkongreß Ungarns in Budapest

Die durch die Revolution der Jahre 1848/49 herbeigeführte Ausweitung der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Freiheit brachte damit die Voraussetzung sowohl für den Wandel der Gesellschaftsstruktur wie für den Beginn der Industrialisierung. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Beseitigung der Frondienste zwang die Grundbesitzer zur Verwendung von Maschinen und zur stärkeren Investierung. Der Wiener Zentralismus brachte einen wirksamen wirtschaftlichen Aufschwung mit sich. Ein Ergebnis dieser Entwicklung war die zunehmende Vermehrung der unselbständigen und wirtschaftlich abhängigen Arbeitnehmer, deren wirtschaftliche Lage sich mehr und mehr verschlechterte.

Die eigentliche Arbeiterbewegung entfaltete sich in Ungarn aber erst nach 1867. Vorher fehlten die erforderlichen Bedingungen, aus den sozialistischen Ideen unter den Arbeitern eine wirkliche Bewegung entstehen zu lassen. Als in den sechziger Jahren unter dem Einfluß der Bestrebungen Ferdinand Lassalles (1825—1864) in Deutschland die sozialistischen Ideen sich auch in Ungarn unter den Arbeitern stärker ausbreiteten, fehlte die umfassende Organisation, in deren Rahmen die erforderliche Agitation hätte entfaltet werden können. Auch war die Zahl der Industriearbeiterschaft nicht so hoch, daß die Ausbreitung sozialistischer Ideen in ihren Reihen eine besondere Aufmerksamkeit erforderte.

Der wirtschaftliche Aufschwung setzte sich nach dem Ausgleich in verstärktem Ausmaße fort. Handels- und Industriebetriebe schossen hervor. In den neuen Fabriken wurden Facharbeiter benötigt. Viele ungarländische Arbeiter, die im Ausland beschäftigt waren, kehrten jetzt wieder heim. Mit diesen kamen auch ausländische Facharbeiter in großer Zahl. Die einen wie die andern waren persönlich am Entstehen der Arbeiterbewegung beteiligt und begannen nun in Ungarn ebenfalls die neuen Ideen zu verbreiten sowie eine Arbeiterbewegung hauptsächlich nach deutschem Vorbild aufzubauen. Als erster Arbeiterverein wurde 1867 der Buchdrucker-Fortbildungsverein gegründet. 1868 kam es fast gleichzeitig zur Gründung von zwei Arbeiterorganisationen: des Ofenpester Arbeitervereins der Arbeitgeber sowie des klassenkämpferischen Allgemeinen Arbeitervereins.

Der Allgemeine Arbeiterverein war bedeutsamer, weil er länger bestand und seine Tätigkeit auf das ganze Staatsgebiet ausdehnte. Aus ihm heraus entwickelte sich 1870 die Allgemeine Kranken- und Invalidenkasse, die die über das Land zerstreuten schwachen Arbeiterkassen sammelte und sich so zu einer mächtigen Institution der Arbeiterschaft entwickelte. Die Kasse hatte bereits 1873 ihre Filiale in Weißkirchen, 1874 in Werschetz und Pantschowa, 1876 in Gr. Betschkerek, 1889 in Apatin usw. Aber auch der Allgemeine Arbeiterverein war in den Siebziger Jahren eine starke Organisation geworden. Er hatte 22 Filialen, umfaßte 16 Buchdrukker-Fachvereine, außerdem die zahlreichen Filialen der Allgemeinen Arbeiter-, Kranken- und Invaliden-Kasse. Die Mitgliederzahl betrug 9866 Personen, hauptsächlich Arbeiter, die somit eine ernstzunehmende Macht darstellten.

Als Organ der Arbeiterbewegung erschien seit dem 5. Februar 1871 in deutscher Sprache das Blatt „Brüderlichkeit", das parallel auch in ungarischer Sprache herauskam. Das Blatt bemühte sich, aus den organisierten Arbeitern eine einheitliche politische Partei zu formieren. Die Pariser Ereignisse verzögerten allerdings die Bildung der Arbeiterpartei in Ungarn für einige Zeit. Die Arbeiterführer wurden verhaftet und als Hochverräter angeklagt, mangels Beweisen aber wieder freigesprochen. Im Laufe der Jahre nahm die Zahl der Arbeitervereine und die Tätigkeit der Kassen aber wieder zu. Wenn auch organisatorisch noch nicht geeint, fühlten sie sich gleicherweise von den zentralen Parteiblättern angesprochen und für den Sozialismus gewonnen.

Um gemeinsame Grundlagen und eine breitere Plattform für künftiges Bemühen zu gewinnen, war eine repräsentative Zusammenkunft und Kundgebung notwendig geworden. Am 21. und 22. April 1878 versammelten sich in Pest die Vertreter des kämpferischen Flügels der Arbeiterschaft aus 25 größeren Städten des Landes, während aus Pest selbst 79 Vertreter anwesend waren. Auf diesem Kongreß, „dem Parlament der Nichtwähler", war Temeschburg mit drei Delegierten, Pantschowa (Karl Fiala) und Weißkirchen (Desider Lurz) vertreten, die Arbeiterschaft aus Neusatz, Werschetz und Essegg aber sandte Begrüßungstelegramme. Aufgabe des Ersten Sozialistischen Kongresses in Ungarn war die Festsetzung eines Programms, in dem kurz und klar die Ziele und Ideen der Sozialisten zum gesellschaftlichen Aufstieg der politisch rechtlosen und unterdrückten Arbeiterklasse in Ungarn zum Ausdruck gebracht worden waren. Außerdem wurde gefordert und erörtert, wie das allgemeine Stimmrecht zu erreichen und zu verwirklichen sei.

jvs

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(12. Fortsetzung)

Wenn die Widersprüche und Unstimmigkeiten der merkwürdigen Geschichtsschreibung Dr. Kräuters schon in den bisherigen Fortsetzungen meiner kritischen Stellungnahmen zu den ominösen „Erinnerungen", die nur sehr bedingt glaubwürdige Aussagen und mehr als massive Schmähungen seiner einstigen, längst verstorbenen Gegner enthalten, deutlich in Erscheinung traten, so **übertrifft** das, was er über den einstigen deutschen Abgeordneten im Bukarester Parlament und auflagestärksten deutschen Zeitungsverleger Rumäniens, **Hans Beller** („Extrapost", 30 000 Exemplare täglich), sagt, alles was in diesem „Werk" an Diffamierungen zusammengetragen wurde. Beller müßte eine Ausgeburt der Hölle gewesen sein, wenn nur ein Bruchteil von dem wahr wäre, was Dr. Kräuter über ihn schreibt.

Eine unzutreffende Feststellung Dr. Annabrings in seinem Buch „Deutsches Schicksal in Ungarn" führt bei Dr. Kräuter zu einer **Kettenreaktion** von unerhörtem Ausmaß. Es kracht an allen Ecken und Enden — aber es sind nur Knallfrösche, die Lärm machen, aber keine Substanz enthalten. Was bei Dr. Annabring über Beller der Wahrheit entspricht, wird sofort von Dr. Kräuter **angezweifelt:** Annabring könne von **niemand anderem informiert worden** sein — stellt er fest — als von einem **Jungschwaben** und das kann nur Prof. Kaspar **Hügel** sein. Als Mitbegründer und einer der Führer der „Jungschwäbischen Bewegung" beziehungsweise des „Jungschwäbischen Klubs" möchte ich feststellen, daß Prof. Hügel **niemals der „jungschwäbischen Bewegung" angehörte** und auch Hans Beller **erst ein halbes Jahr nach Veröffentlichung des „Jungschwäbischen Manifests"** (1930) **der inzwischen zum „Jungschwäbischen Bund" umbenannten Organisation der Jungschwaben beitrat.** Über den verzweifelten Kampf der Jungschwaben, die sich schon seit dem Jahre 1926 für die **Demokratisierung** der Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft und **gegen die Diktatur einer Führungsgruppe,** welche sich von Jahr zu Jahr **ohne** demokratische Wahlen in ihren Führungspositionen immer wieder bestätigte, einsetzten, soll später noch ausführlich berichtet werden. Was Dr. Kräuter über diese **wirklich** demokratische Bewegung, die die „Deutsch-Schwäbische Volksgemeinschaft" von **innen reformieren** beziehungsweise zur **Respektierung ihrer Satzungen zwingen wollte,** von sich gibt, beweist nur seine Ahnungslosigkeit oder seinen bösen Willen.

Dr. Kräuter zitiert aus der „Volksgeschichte der Donauschwaben" Dr. Annabrings folgendes über Hans Beller:

„Hans Beller gehörte der jüngeren Generation an. Er wurde 1895 in Wiesenhaid (Banat) geboren, besuchte die Mittelschule in Szegedin und Hermannstadt, um **inmitten seiner Hochschulstudien vom ersten Weltkrieg überrascht zu werden,** in welchem er es bis zum Oberleutnant brachte. Schon als Hochschüler betätigte er sich journalistisch, wurde nach dem Zusammenbruch 1918 Sekretär der ‚Deutschen Volkspartei', Schriftleiter des ‚Banater Tagblatts' und später des weitverbreiteten Boulevardblattes „Extrapost", schließlich Obmannstellvertreter der ‚Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft'. **Beller gehörte zusammen mit Peter Winter, Anton Valentin und Hans Eck** zu den führenden Köpfen der ‚Jungschwäbischen Bewegung', die vor allem beim Großteil der in Deutschland studierenden Hochschülerschaft Anklang fand. Sie entstand eigentlich aus dem Gegensatz, der zwischen der älteren, noch am alten österreichisch-ungarischen Geschichtsbild hängenden Generation und der jüngeren, an siebenbürgisch-sächsischen oder reichsdeutschen Schulen erzogenen, stark völkisch ausgerichteten Generation bestanden hatte. **Beller selbst war dem damaligen national betonten Liberalismus zugetan, der die Erlangung der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Freiheit der Völker anstrebte.** Er blieb zeitlebens ein **Fürsprecher des kleinen Mannes, der Handwerker, Häusler, Arbeiter und Kleinbauern,** durch deren politische Aktivierung er dem Großbauerntum ein Gegengewicht schaffen wollte. **Es zeugt von politischer Weitsicht,** daß Dr. Muth seinen jungen politischen Gegner Hans Beller schon frühzeitig zum Zuge kommen ließ: bei den Parlamentswahlen 1926 zum erstenmal in die Kammer gewählt, war Beller bis zum Ende der parlamentarischen Demokratie in Rumänien einer der maßgeblichen donauschwäbischen Politiker. **Seine ‚Jungschwäbische Bewegung', die das Erbe der alten „Ungarländischen Deutschen Volkspartei' bewahren und fortentwickeln wollte,** erzielte bei den Volksratswahlen 1933 im Zusammengehen mit der Hügel'schen ‚Freien Deutschen Gemeinschaft' wohl einen schönen Achtungserfolg, verlor aber alsbald ihre ursprüngliche Bedeutung."

Soweit Dr. Annabring. Dazu Dr. Kräuter: „Aus dem Inhalt dieser Dokumentation ist unschwer festzustellen, daß sie **aus dem Kreise der gewesenen Jungschwaben,** von Bellers Anhängern, **stammt und von Annabring so wiedergegeben wurde, wie er sie bekommen hatte.** Dies geht auch daraus hervor, daß der Gewährsmann Annabrings selbst für Dr. Muth anerkennende Worte findet, weil er Beller ‚zum Zuge kommen ließ'. Annabring aber gehört nicht zum Kreise der gewesenen Jungschwaben. Er hat die Information 1956 also als unparteiischer Chronist, im Vertrauen auf seinen Gewährsmann **(Hügel),** übernommen."

Gleich mehrere **mit nichts belegte Behauptungen!**

Dann schreibt Dr. Kräuter: „1960 veröffentlicht aber Annabring unter dem Titel ‚Deutsches Schicksal im alten Ungarn' **eigene Erinnerungen** über die Zeit, die er, von Orendi angeworben, als Stipendiat des Schülerwerks die vierte Klasse des Hermannstädter Gymnasiums besucht hat. Da taucht in seiner Erinnerung der von ihm nach den bewußt falschen Informationen Hügels beschriebene Beller als alter Bekannter seiner Hermannstädter Zeit auf". (Zuerst wird Hügel als „Informatur" nur in Klammern erwähnt, hier **wird aber schon mit Bestimmtheit behauptet, er sei der Informator gewesen:** diese Methode, die als übelste Art von Geschichtsfälschung von jedem anständigen Menschen zurückgewiesen werden muß, charakterisiert das ganze Werk Dr. Kräuters.)

Aus Irrtum wird Fälschung

Was schreibt also Annabring über seinen alten Bekannten? Dr. Kräuter zitiert: „So fuhr ich denn 1917 nach Hermannstadt, um mein Studium fortzusetzen. Ich fand in der Unterstadt bei Lehrer Ließ Aufnahme. Es wohnten bei ihm mehrere Schwaben, **meist ältere Semester. Unter ihnen befand sich auch Hans Beller, gebürtig aus Wiesenhaid, der nach der Feuertaufe an der Front Urlaub bekam, um in Hermannstadt sein Abitur zu machen. Zum Mann herangereift, hatte Beller auf uns Jüngere einen großen Einfluß.** Er spielte später im Leben des Donauschwabentums eine **bedeutende** Rolle: als das Ostbanat an Rumänien fiel, widmete er sich der **Politik,** wurde Schriftleiter der Temeschwarer Tageszeitung ‚Extrapost', Begründer der Jungschwäbischen Bewegung, Obmannstellvertreter der Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft und von 1926 bis **1938 Abgeordneter im Bukarester Parlament."**

Und nun kommen die Folgerungen Dr. Kräuters aus den **gar nicht bewiesenen** Behauptungen Dr. Annabrings. Er schreibt:

Behauptungen ohne Beweise

„Beller gehörte also nicht, wie die anderen Prominenten unseres Volkes, zur geistigen Elite des Schwabentums. Denn als der Krieg 1914 ausbrach, hatte er noch kein Abitur, obwohl er es normalerweise im Juni 1913, spätestens 1914, hätte erworben haben müssen. Er war also am **Szegediner Gymnasium durchgefallen.** Als durchgefallener Schüler, also als **negative Auslese** des Gymnasiums, hat er dann 1 bis 2 Jahre versäumt oder verbummelt und sein Glück **in dem Hermannstädter deutschen Schülerwerk versucht, wo ihm das Abitur 1917, als man es wegen des Offiziersmangels mit beurlaubten Soldaten nicht so genau nahm,** gelungen ist. Er war damals 22 Jahre alt. Sein Einfluß auf die anderen Stipendiaten erklärt sich also nicht aus einer geistigen Überlegenheit, sondern aus seinem für einen Abiturienten hohen Alter, aus seinen Erfahrungen, die er an der Front und im österreichischen Hinterland erworben hatte, **vermutlich (!) auch im Verkehr mit Anhängern der ‚Los-von-Rom-Bewegung'** des Freiherrn von Schönerer. Denn 1914 bei der Mobilmachung, hatte er noch kein Abitur, und **kein Recht,** das Regiment, bzw. die Garnison zu bestimmen, in der er dienen wollte. Die schwäbischen Abiturienten optierten (!) auf Grund dieses Rechts für die heimatlichen Garnisonen Temeschwar, Lugosch, Caransebes, Arad, er aber wurde als **gemeiner Soldat** in ein österreichisches Regiment in eine **südösterreichische** Stadt gesteckt. Das ist die Erklärung dafür, daß im Banat **niemand** etwas von einem Oberleutnant i. d. R. Beller wußte." Dann weiter:

„. . . unbedingte Hörigkeit . . ."

„Die unbedingte **Hörigkeit** des gewesenen **Szegediner Professors Kausch,** der während des ganzen Krieges Madjarisch unterrichtete und prüfte, dem **gewesenen Szegediner Schüler und Prüfungskandidaten Beller gegenüber,** die ihre Beziehungen, wie wir **sehen** werden, schon nach dem Zusammenbruch und in der Zwischenkriegszeit kennzeichnet, läßt sich kaum anders erklären als durch die Bekanntschaft, die in den **beiden ersten** Kriegsjahren zwischen dem Professor und dem Propheten Schöneres zustandegekommen ist, und die Bekehrung Kauschs zu dessen ‚Weltanschauung'. Denn anders konnte der Szegediner Professor, der schon **vor** dem Zusammenbruch samt seinem Freund Röser leidenschaftlicher Kirchenhasser war, zu der Los-von-Rom-Idee des Österreichers Schönerer nicht bekehrt worden seien."

Annabring behauptet **einmal,** Beller sei mitten in seinem Hochschulstudium vom Ausbruch des Krieges überrascht worden, ein **andermal,** daß er erst im Jahre 1917 sein Abitur machte. Dr. Kräuter wählte von den zwei sich **widersprechenden** Behauptungen natürlich die für Beller ungünstigste. Ein **falscher Zeuge wird also zu diffamierenden falschen Feststellungen verwendet.**

Eine derartige Anhäufung von **bewußten Unwahrheiten und Widersprüchen ist geradezu erschütternd.**

Wer war also Hans Beller doch? Er wurde in der im Arader Gau gelegenen schwäbischen Gemeinde Wiesenhaid, die durch ihren Tabakbau berühmt war, als Sohn eines Kleinbauern geboren. In der Gemeinde hatte die alte Volkspartei (Dr. Kremling-Röser) starken Anhang (ein Verwandter Bellers — Anton **Jakob** — gehörte schon der alten Volkspartei an). Beller kam, wie Tausende von Schwabensöhnen, nach Szegedin, wo er sechs Gymnasialklassen absolvierte. Die 7. und 8. Klasse beendete er in Hermannstadt, wo **er auch das Abitur machte.**

Wer war also Hans Beller?

In den Briefen Adam Müller-Guttenbrunns, die — wie bereits erwähnt — Abg. Rudolf **Brandsch** im Jahre 1939 herausgab, und die Dr. Kräuter bis auf die **letzte Zeile durchackerte, um diffamierende Stellen gegen alte Volksparteiler zu finden,** „übersah" er eine im Zusammenhang mit einem vom **15. 2. 1911** datierten Brief Adam Müller-Guttenbrunns an Brandsch gemachte Feststellung. Sie lautet: „Der ‚Deutsch-Ungarische Kulturrat' in Wien wurde gegründet, um das **‚schwäbische Schülerwerk'** an den siebenbürgischen Schulen zu fördern, dessen Bedeutung für die deutsche Bewegung immer mehr zunahm. Sie hatte ja überhaupt nur Aussicht auf Erfolg, wenn es gelang, eine deutschbewußte Führerschicht zu erziehen. Die ersten Anfänge waren schwer und brachten manchen Mißerfolg: doch bald regte es sich auch in der Jugend. **Unsere Freude war groß, als der erste Junge — es war der nachmalige Abgeordnete Hans Beller — eigenmächtig das Szegediner Konvikt verließ und sich in Hermannstadt als Schüler in die 7. Gymnasialklasse meldete."**

Beller maturierte im Jahre 1913 und studierte dann in Budapest Rechtswissenschaft. Er fiel also im Szegediner Gymnasium **nicht durch** und rückte auch nicht bei der Mobilmachung ein, sondern erst im Jahre **1915,** als sein Jahrgang dran kam, und zwar als Einjährig-Freiwilliger zuerst zu seinem Arader Hausregiment (k. u. K. Inft. Regiment No. 33) und **als am 8. 6. 1915 mit „allerhöchster Entschließung" ein neues Feldjägerbataillon Nr. 3 aus dem Festungsinfanterie-Bataillon Nr. 1 formiert wurde,** meldete sich Beller zu diesem Battaillon, dessen Ersatzeinheit sich aus dem **Militär-Territorialbereich Temeschburg rekrutierte.** Beller wurde also nicht **„in ein österreichisches Regiment in einer südösterreichischen Stadt gesteckt"** — wie Kräuter behauptet. Dem Bataillon, dessen Kommandeur Oberstleutnant **Vlad** (ein Verwandter des nationaltzaranistischen Politikers Aurel Vlad) war, gehörten unter anderem auch Dr. Andreas **Konrad,** Jakob **Kämpfer,** Mathias **Hubert** und andere junge Schwaben (meistens Absolventen siebenbürgischer Schulen) an, die sich im Gegensatz zu Dr. Kräuter und Konsorten schon damals zum **Deutschtum bekannten. Die Reserve-Offiziere und Einjährig-Freiwilligen waren hauptsächlich Banater „Pangermanen" und nationalgesinnte Rumänen.** Bei diesen läuteten die „Glocken der Heimat" viel früher als bei Dr. Kräuter . . .

Wählten nicht Hausregimenter

Das von der Wahl der Heimatgarnison dürfte vielleicht für Dr. Kräuter zutreffen: aber jene, die aus dem provinziellen Banater Krähwinkel herauskommen wollten, wählten nicht die Hausregimenter: Selbst Dr. **Reitter,** wie auf Prof. **Basch,** die Lovriner Dr. **Koch,** Dr. **Pauli** und, wenn ich nicht irre, auch ein Verwandter Dr. Kräuters, der Temeschburger Zahnarzt Dr. Gutstav **Sattler** und viele andere schwäbische Männer dienten bei den **Tiroler Kaiserjägern.** Beller wurde mit dem Rangalter am **1. 8. 1916 zum Leutnant d. Res. befördert,** kämpfte an verschiedenen Fronten und rüstete **schön dekoriert als Oberleutnant Ende des Krieges ab.** Es ist wenig ritterlich, einen Frontsoldaten, der seine Pflicht redlich erfüllte, in so miserabler Weise zu verleumden, wie es Dr. Kräuter tut.

Beller wurde von Dr. Kausch, „der madjarisch unterrichtete", was Dr. Kräuter immer wieder hämisch betont, weder geprüft noch hatte er ihn in den beiden ersten Kriegsjahren gekannt: Dr. Kausch kam nach Szegedin (1913) als **Beller schon in Hermannstadt** war und in den Kriegsjahren war Beller an der Front und kam erst nach dem Zusammenbruch nach Hause, wo er sich gleich der von **Brandsch — Dr. Kremling — Röser** geführten deutschen Bewegung anschloß und auch journalistisch tätig wurde. So erschien z. B. am 11. September 1919 von ihm in der von Domherrn **Dr. Johannes Huber redigierten „Neuen Post"** ein Artikel, auf den, wie das „Deutsche Bauernblatt" vom 2. November 1919 berichtet, Prälat Blaskovics in einem an Domherrn Dr. Huber gerichteten Brief sehr scharf reagierte. (Fortsetzung folgt)



Gotteshaus und Pfarrkirche in Deutsch-Skt.-Peter, rum. Banat.





Diese beiden Photos entstanden anläßlich der Kirchweih im Jahre 1967 in Traunau, rum. Banat. In dieser einst reindeutschen Ortschaft leben heute noch rund 700 Deutsche.

Auf Besuch in Südamerika

Bei den Donauschwaben in Argentinien / Von Dr. Jakob Awender

(2. Fortsetzung)

Die Gehälter der Lehrkräfte bewegen sich zwischen 25 000 bis 50 000 Pesos pro Monat, was im Durchschnitt monatlich 100 Dollar gleichkommt. Die Lehrkräfte aus Deuschland beziehen ihr deutsches und argentinisches Monatsgehalt. Der Überschuß an argentinischen Lehrkräften wird als sehr hoch angegeben. Als sehr befremdend wirkte auf uns die Mitteilung, daß die Mittelschulprofessoren sich selber die entsprechende Anzahl von Wochenstunden besorgen müssen, um ein volles Monatsgehalt zu beziehen. Können sie die erforderlichen Wochenstunden an einer Anstalt nicht erzielen, so müssen sie sich darum bei benachbarten Schulen bemühen. Der Direktor einer Schule erntet im allgemeinen monatlich 8000 bis 10 000 Pesos, also etwa 25 Dollar mehr als die übrigen Lehrer.

Präsident Becker berichtete auch ausführlich über die Entstehung und Tätigkeit des „Schwäbischen Hilfswerks" in Buenos Aires, welches sich ähnlich wie die nordamerikanischen Organisationen zur Linderung der Not in den Lagern der Nachkriegszeit erfolgreich einsetzen konnte. Ungefähr 500 Familien wurde durch das „Schwäbische Hilfswerk" die Einwanderung nach Argentinien ermöglicht.

Eine starke Intensivierung des donauschwäbischen Vereinslebens erfolgte durch den Einbau der Flüchtlinge nach dem zweiten Weltkrieg, die in Argentinien eine neue Heimat suchten und fanden. Die Reihen einiger Vereine wurden aufgefüllt; andere haben ihre Tätigkeit zusammengelegt und ein somit freigewordenes Heim einem Kindergarten überlassen oder eine neue Schule eröffnet.

Eine große Anziehungskraft übten die Turn- und Sportgemeinschaften auf die Jugend aus. So zählt der Deutsche Turnverein in Villa Ballester rund 4000 Mitglieder. Er besitzt ein Sportfeld von 7 Hektar mit einem Schwimmbecken und Sprungturm für Olympische Wettspiele, ein Schwimmbecken für jugendliche Wettspiele, und eines für Kinder. Auf demselben Gelände befinden sich einige Tennisplätze, ein Fußballfeld, eines für Faustball, Handball und eine Turnhalle.

Daneben muß der Deutsche Schul- und Turnverein in Lanus Oeste mit seinen 2000 Mitgliedern genannt werden, der ebenfalls über zwei große Schwimmbecken und ein umfangreiches Sportfeld verfügt, eine Schule unterhält und die Kinder per Autobus zur Schule und wieder zurück nach Hause bringt. Beim Besuch dieser Schule hatte eine Gruppe von Schülerinnen unter der Anleitung ihrer Lehrerin, Frau Zieger geb. Gauss, für die Gäste schöne deutsche Volkslieder gesungen und später beim gemeinsamen Mittagessen mit einem erweiterten Programm und musikalischer Untermalung fortgesetzt. Nicht vergessen sein soll die Hölters Schule mit ihren 1600 Schülern aller Kategorien vom Kindergarten über Volksschule, Handelsschule, Lehrerbildungsanstalt und Gymnasium bis zur Universitätsreife. Das Schulgeld beträgt monatlich um 10 Dollar herum.

Am ersten Tag bei der Begrüßung der Gäste sang der Männerchor der Donauschwaben, Dirigent Herbert Wagner, unter großem Beifall einige Lieder. Präsident Hess steht an der Spitze dieser Sängerschar. Unsere Landsleute in Pineyro verfügen über eine schöne Kegelbahn und zwei Glasvitrinen, übervoll mit den schönsten Trophäen, die im Laufe der Jahre gewonnen wurden. Die „Jugend vom Süden" verfügt über eine starke Gruppe Jugendlicher, die sich der Pflege des althergebrachten Brauchtums, donauschwäbischer Sitten, dem volkstümlichen Tanz und den Volksliedern widmen. An der Spitze dieser jungen Gemeinschaft stehen die sehr rührigen Landsleute Louis Schmidutz als Präsident, Josef Kirschner als Stellvertreter und Hans Doggendorf als Sekretär. Ihr Klublokal ist in Temperley und zum späteren Erwerb eines Eigenheims sind bisher zwei Sammlungen von Geldspenden abgewickelt worden und brachten einmal 100 000, das andere Mal 1 200 000 Pesos ein. In dieser Gemeinschaft bemüht sich das Ehepaar Annabring unermüdlich um die Sing- und Tanzgruppe und beim Begrüßungsabend sang ein Quartett einige mit Beifall aufgenommene Lieder. Wir besuchten auch den Deutschen Männergesangverein in seinem modernen und gediegenen Eigenheim, mit einigen kleineren Räumlichkeiten und einem großen Konzertsaal mit geräumiger Bühne. In der Halle ist folgender Spruch



Die Gruft von Josef Wagner und Elisabetha Wagner geb. Brucker in Deutsch-Palanka, Batschka. Die Aufnahme entstand 1965

in zierlichen Buchstaben angebracht: „Wer Musik nicht liebt, verdient nicht, Mensch genannt zu werden. Wer sie liebt, ist ein halber Mensch. Wer sie aber pflegt, ist ein ganzer Mensch." So ernst nehmen es unsere Brüder mit der Musik und dem Gesang. Der Verein verfügt über einen Männerchor, gemischten Chor, Doppelquartett, Kinderchor, Orchester und hat Helmut Wagschal als Präsidenten an der Spitze.

Einmal wurde schon betont, daß wir beide — Franz Awender und ich — nicht genug Tage zur Verfügung hatten, um allen so herzlichen Einladungen in die Heime donauschwäbischer Familien nachzukommen. Und auch die landsmännischen Vereine versäumten keine Gelegenheit — trotz der herrschenden Urlaubszeit —, ihre Mitglieder zu versammeln, um ihnen das kurze Zusammensein mit den Gästen aus Nordamerika zu ermöglichen. Als erster Redner begrüßte in der Regel Anton Becker als Präsident des Verbandes die Gäste und der erste Vizepräsident des Verbandes der Donauschwaben in Nordamerika, Franz Awender, überbrachte dann die Grüße von den Landsleuten in Nordamerika an die Landsleute in Südamerika. Es gelang ihm immer, in seiner Art — ernst und heiter — das Leben und Wirken der Donauschwaben in den Vereinigten Staaten so zu behandeln und zu schildern, daß er stets ein aufmerksames Publikum für sich hatte. Oft haben sich lebhafte Wechselgespräche den grundsätzlichen Ausführungen angeschlossen. Ich persönlich wurde aufgefordert, über die besonderen Verhältnisse der donauschwäbischen Gemeinschaft in Chicago zu berichten, was ich gerne tat. Bei solchen festlichen Anlässen kam es dann dazu, daß uns beiden vom jeweiligen Präsidenten die Ehrennadel des Vereins, oder Wimpel, Schallplatten, Bilder und dergleichen überreicht wurden. Auch Widmungen, Gesangsnoten, Liedertexte und Gedichte wurden ausgetauscht. Präsident Becker hat Franz Awender gebeten, eine solche Aufmerksamkeit auch der donauschwäbischen Gemeinschaft bei Guarapuava in Brasilien zu vermitteln.

Zur Intensivierung des Gefühls der Zusammengehörigkeit zwischen den Donauschwaben und den anderen deutschen Stämmen in Argentinien, übernahm Landsmann Michael Almady aus Fatschet im Banat die Schriftleitung der „Glokken der Heimat", überführte sie später in die „Neue Heimat" und trommelte ununterbrochen, um das völkische Gewissen zur Pflege und Erhaltung deutscher und donauschwäbischer Eigenart wachzurufen. Er verlegte auch Kalender und andere Schriften, um für deutsches Wesen zu werben.

Unser Aufenthalt in Argentinien ging unaufhaltsam seinem Ende entgegen. Wir besuchten in der kurzen Zeit alle erreichbaren Anstalten, Einrichtungen und Heime und sammelten Erfahrungen und Unterlagen. Da wir in Nordamerika gerade auf schulischem Gebiet weit hinter dem Stand unserer Landsleute in Argentinien stehen, ließen wir uns gerne unterrichten, auf welchem Wege wir am besten aufholen können. Die Wege nach Bonn wurden aufgezeigt, was wir von dort zu erhoffen haben; die gesetzlichen Bedingungen auf diesem Gebiet müssen ausgeforscht werden, um zu erfahren, was in den Staaten erreicht werden kann. Alle mitgebrachten Unterlagen wurden unseren Schulausschüssen zum Studium überlassen. Ohne unser Selbstbewußtsein über das bisher Erreichte zu beschneiden, muß doch zugegeben werden, daß wir vieles, sehr vieles von unseren Landsleuten in Argentinien lernen können — und müssen!

Doch daneben soll und darf eines nicht vergessen oder übersehen werden, und das ist die rein menschliche Seite, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Bewußtsein von der Gemeinschaft unserer großen donauschwäbischen Familie. Die entscheidende Einstellung zu dieser ungreifbaren Realität kann mit Unterlagen nicht erzwungen werden, kann nicht bewiesen werden. Hier entscheiden die reinen Gefühle, die in unserem Blute, in unserer Natur verwurzelt sind. Sie zu wecken und zu pflegen, sind wir alle aufgerufen.

Unser Weg zu unseren Brüdern und Schwestern in fernen Landen ist eine Wallfahrt wert. Mit Brüdern und Schwestern unbeschwert beisammen zu sein, ist ein Vermögen wert. Und wir Donauschwaben vom alten Schlag sind ein merkwürdiges Volk: alle Schranken des Fremdseins fallen in dem Augenblick, wenn man sich in die Augen schaut. Nie vorher im Leben gesehen — und plötzlich fühlt man sich als ein vollwertiges Mitglied der Familie. Darauf möchte ich hinweisen, auf diesen unfaßbaren und unwägbaren menschlichen Gewinn, den wir nur im persönlichen Umgang miteinander einheimsen können. Dieser Gewinn, erzielt durch den Besuch der Donauschwaben in Argentinien, ist für mich so groß, daß ich von seinen Zinsen bis zu meinem Lebensende zehren kann.

Der letzte Tag rückte heran. Es war ein Wochentag und trotzdem kam eine kleine Gruppe von Getreuen zum Flugplatz, um uns zum Abschied noch einmal die Hände zu schütteln! (Fortsetzung folgt)



Eine donauschwäbische Großmutter mit ihrem Enkelkind. Das Bild entstand 1942 in der alten Heimat.

Die kleinen Städte

Ich liebe die kleinen Städte,
Die in den Tälern wie Madonnen
Blondlockig ruhn.

Aus des Schnitzers Hand versponnen
In des Tages hinverträumtes Tun,
In der Brunnen sonnumspielten Sang,
In der Orgel dunkelsamtnen Klang.

O welch schönes, abendstilles Ruhn!

An schmalen Gassen nähren sich
Gebet und Traum,
Die Glocken halten ihre fromme
Feier.
Ein gutes, nachbarfrohes Wort
Weht um die alten Mauern fort,
Es nistet heimelig im Erlenbaum
Am schilfumkränzten Entenweiher.

Und was geschieht, geht wie ein Lied
Durch erkerbunte Bürgerstuben.
Und Wald und Quell und
Wolkenschleier,
Bachstelzchen an dem Tränkeweiher,
Die Linde, die lenzselig blüht —
Sie schütten aus weinjungen Tuben
Den Duft der Heimat übers Alter aus,
Schutzmänteln gleich in krummen
Zahlen
Eingekerbt an Tor und Haus.

Ludwig Eduard Fleischmann



Im Zentrum von Buenos Aires steht das Capitol von Argentinien, Sitz der gesetzgebenden Körperschaft, zur Zeit aber außer Betrieb, da der regierende Präsident Ongania das Parlament aufgelöst und die Mitglieder nach Hause geschickt hat.

Donauschwäbische Gedenktage

1. Mai 1893:

Die Arbeiter-Zeitung „Volkswille" erscheint in Temeschburg

Ebenso wie die deutschen Bürger und Bauern wurden auch die deutschen Arbeiter in Ungarn zu einem entscheidenden Faktor im Aufbau des Landes. Mit der aufkommenden Industrialisierung vermehrte sich nicht nur ihre Zahl, sondern auch die Probleme ihrer wirtschaftlichen und sozialen Existenz. Die ungelöste „soziale Frage" wurde zuerst in den westlichen Ländern Europas zu einem politischen Problem. Der unaufhaltsame Siegeszug von Technik und Industrie gestaltete immer stärker den gesellschaftlichen Aufbau des Volkes um. Die alten Stände verblaßten zusehends; die Arbeiterklasse, der vierte Stand, durch seine unbefriedigende wirtschaftliche Lage auf die Bahn des Radikalismus und der Opposition gedrängt, trat immer energischer mit seinen sozialen und politischen Forderungen auf den Plan. Durch die Gründung von Arbeitervereinen, Gewerkschaften und Zeitungen suchte man Einfluß zu gewinnen, der durch die sozialistische Internationale noch verstärkt wurde.

In Ungarn entfaltete sich die Arbeiterbewegung in unmittelbarem Anschluß an die deutsche Arbeiterbewegung. Menschliche und ideelle Kontakte trugen das ihre dazu bei. Arbeiter aus Ungarn lernten in deutschen Landen sozialistische Ideen und Einrichtungen kennen, deutsche Facharbeiter, die in Betrieben in Ungarn beschäftigt waren, wurden zu Anregern und Begründern von Organisationen und Einrichtungen der Arbeiterbewegung.

Die Ereignisse der Pariser Kommune verfehlten ihre Wirkung auch in Ungarn nicht. In der Hauptstadt Ofen-Pest kam es zu mehreren Streiks. Als die Polizei die Streikführer verhaftete, stürmten 7000 Arbeiter das Parlament und verlangten ihre Freilassung. Im Zuge weiter antisozialistischer Maßnahmen wurde die ganze Leitung des Allgemeinen Arbeitervereines verhaftet. Die Arbeiterzeitung „Brüderlichkeit" mußte ihr Erscheinen einstellen. Die Koordination der Vereine und die ideelle Ausrichtung der Mitglieder hörte damit auf. Der Hochverratsprozeß gegen die Arbeiterführer dauerte vom 22. April bis 1. Mai 1872. Mangels an Beweisen mußte das Gericht auf Freispruch erkennen. Das war eigentlich ein Sieg der Arbeiterbewegung, doch der Kampf der Regierung gegen die Sozialisten verschärfte sich. Ihre Tätigkeit auf Landesebene wurde erschwert. In Ungarn konnte daher die Tätigkeit der Arbeiterbewegung in den siebziger und achtziger Jahren nur in den Regional- und Lokalbereichen verstärkt fortgesetzt werden. Die Verbindung unter diesen wurde über die 1873 gegründete „Arbeiter Wochen-Chronik", die auch in madj. Sprache als „Munkas Heti Kronika" erschien, aufrechterhalten.

In dieser Zeit hat die Arbeiterbewegung in Temeschburg und im Banat immer mehr Wurzel gefaßt. Um die Aktivität und Zusammenarbeit der Arbeitervereine in den Städten und Gemeiden zu sichern, wurde die Gründung einer Arbeiterzeitung aktuell. Die Idee zur Herausgabe des Arbeiterorganes wurde im Temeschburger Arbeiterklub aufgeworfen. Führer der Temeschburger Arbeiterschaft war in jener Zeit der Tapezierergehilfe Julius Hoffmann, der im Jahre 1892 auch an der Spitze des Arbeiterklubs stand. Hoffmann setzte sich besonders energisch für die Herausgabe des Arbeiterblattes ein. Am 1. Mai 1893 sollte die erste Nummer unter dem Titel „Volkswille" erscheinen. Hoffmann war der verantwortliche Schriftleiter. Zwei Tage vor dem Erscheinen des Blattes wurde er aber aus Temeschburg abgeschoben, da er zu jener Zeit arbeitslos und der Behörde als sozialdemokratischer Redner und Agitator unbequem geworden war. Mit diesem Vorgehen konnte die Behörde das Erscheinen der Arbeiterzeitung aber nicht verhindern. Die verantwortliche Schriftleitung übernahm der Schuhmacher Wilhelm Paul, mit der geistigen Leitung aber wurde der Drucker Josef Gabriel betraut. Der „Volkswille" erschien nun allwöchentlich zur Freude und zum Stolz der Temeschburger und der Banater Arbeiterschaft. In der ersten Nummer berichtete der „Volkswille" über die Ausweisung Hoffmanns, die als Beweis dafür hingestellt wurde, daß man die immer mehr zunehmende sozialistische Bewegung in Südungarn zu fürchten beginnt.

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(13. Fortsetzung)

In Nichts aufgelöst

Die von Dr. Kräuter willkürlich aufgebaute „Los-von-Rom-Bewegung", die sich wie ein roter Faden durch seine „Erinnerungen" zieht, **löst sich also in Nichts auf.** Hans Beller hatte zu dem Freiherrn von Schönerer, dem Mann, der die „Los-von-Rom-Bewegung" aus Gründen, auf die bereits in einer früheren Fortsetzung hingewiesen wurde, führte, bestimmt **keine engeren Beziehungen** gehabt als Dr. Kräuter zum Beispiel zu **Ho-Tschi-Minh.** Er war auch kein „Prophet Schönerers", stand auch nicht „anscheinend (!) im Dienste — vielleicht (!) sogar im Solde —" einer der evangelischen Organisationen und konnte auch Dr. Kausch (der in dem ersten Jahr des Weltkrieges bereits 37 Jahre, während Beller erst 19 Jahre alt war) nicht zu seiner „Weltanschauung" bekehren. Aber wenn schon Dr. Kausch ein „leidenschaftlicher Kirchenhasser" war, warum mußte ihn dann Beller noch zum „Schönerianer" machen?

Die „geistige Elite"

Dr. Kräuter bezeichnet Beller als **„Widersacher des bischöflichen Vaters".** Das war er aber gewiß nicht: Beller hat weder in Wort noch in Schrift gegen Bischof Dr. **Pacha** Stellung genommen. Wenn Dr. Kräuter aber Beweise dafür hat, möge er damit herausrücken. Er war auch kein **Gegner der Kirche** — es sei denn, daß **entnationalisierte oder pflichtvergessene Geistliche mit der Kirche identisch sind: gegen solche hat er wie alle, die für eine saubere Trennung von Religion und Politik eintraten und von ihren Priestern erwarteten, daß sie zu ihrem Volke stehen, seine Stimme erhoben.** Daß Dr. Kräuter ihn nicht zur **„geistigen Elite"** zählt, dürfte Bellers Grabesruhe kaum stören: Denn zu dieser „geistigen Elite" politisierender kleinbürgerlicher Spießer zu gehören, ist im Rückblick auf die damaligen Verhältnisse alles nur **keine Auszeichnung.** Viele der „Prominenten", die den Ton der sogenannten **„deutschen Gesellschaft"** angaben, waren zum Teil wirtschaftliche Emporkömmlinge oder Nutznießer der Politik, die die Eierschalen ihres provinziellen Habitus nur mühsam abstreiften. In ihrem gesellschaftlichen Ghetto, in wichtigtuerischer Selbstüberhebung, dem **Klassendünkel** verhaftet, fristeten sie ihr oberflächliches pseudo-kulturelles Dasein; „Tarock- und Alsóspartien" waren die „geistigen Gradmesser" dieser „Elite" und mit den fetten Tantiemen, die sie als Direktions- und Aufsichtsräte bei der „Schwäbischen Zentralbank" und anderen Institutionen bezogen oder **Millionen-Darlehen aufnahmen, demonstrierten sie „nationale Opferfreudigkeit".** Oder war eine **andere** „Deutsche Gesellschaft" gemeint?

Der „. . . geheime Banater Gauleiter"

Und was Dr. Kräuter dann noch über Beller von sich gibt, gehört in den Bereich der Psychiatrie. „Beller war der geheime Banater Gauleiter der nach Führerprinzip organisierten „Los-von-Rom-Bewegung", „Kausch und Röser nur seine Strohmänner, Brandsch **sein Gegner"** (noch im Jahre 1931 hielten wir zusammen mit Brandsch und Beller gut besuchte Volksversammlungen im Banat ab) und „Dr. Muth ließ den halbgebildeten Demagogen Beller zum Zuge kommen und setzte ihn in die Lage, durch die ihm eigene Verschlagenheit und Demagogie, nicht zuletzt gestützt auf den verkappten Nationalsozialistischen Jungschwäbischen Klub, unsere christlich-demokratische Volksgemeinschaft zu unterwühlen". „Durch das **gegen** (?) den Willen der Wähler erworbene Parlamentsmandat, das er als **Pfründe** mißbrauchte, kam er bald zu einem bedeutenden Vermögen". Und dann: „Die breiten Massen unseres (!) Volkes, die Leser der Extrapost, des Groschenblattes, Beller hätte sie sofort verloren, wenn er ihnen mit der NS gekommen wäre, deshalb gab er für die Draufgänger der NS unter dem vielsagenden Titel **‚Der Stürmer'** ein Wochenblatt heraus."

Beller war kein Demagoge, aber ein guter Redner, der im Gegensatze zu Dr. Kräuter die Massen begeistern konnte. Wenn man, wie Dr. Muth, Mandate einfach **verteilen** kann, so ist das wohl **alles nur keine Demokratie;** und wie kann man **gegen** den Willen der Wählerschaft Mandate erwerben? Doch nur durch **Wahlkartelle** oder **Terror!** Der kurzlebige „Der Stürmer" wurde **nicht von Beller,** sondern von Karl **von Möller,** dem einstigen Parteigänger und Parlamentskollegen Dr. Kräuters, gegründet und redigiert. Und Beller war weder „geheimer" noch „offener Gauleiter", sondern nur ganz kurze Zeit „Stellvertreter".

Eine peinliche Affäre

Und über die recht **traurige** Angelegenheit wäre es doch besser gewesen zu schweigen: Über den „Überfall auf den Leiter des Katholisch-Deutschen Jugendvereins, den katholischen Priester Eisele nämlich, den Beller ohrfeigte". Diese Kurzschlußreaktion Bellers wurde seinerzeit auch von seinen Anhängern **verurteilt,** aber es war kein **„lächerlicher Vorwand"** — wie Dr. Kräuter es hinstellt — der zu dieser Tat führte, sondern eine **recht ernste** Sache, eine **Denunzierung:** Pfarrer Eisele behauptete nämlich, daß Beller ihn und den Jugendverein bei der Siguranţa (rumänische Staatspolizei) angezeigt habe. Beller bat Pfarrer Eisele, mit ihm zur Siguranţa zu gehen, um die Sache zu klären. Mit ihm gingen Peter **Rothas** und Peter **Schmidt** als Zeugen mit. Bei der Siguranţa erfuhr man dann, daß Pfarrer Eisele die Unwahrheit sagte; worauf es zu dem bedauerlichen Zwischenfall kam. Eine andere recht peinliche Priesteraffäre hatte Dr. Kräuter **verschwiegen.** Warum eigentlich? Wenn man schon mit sadistischer Wollust in dem **traurigsten** Kapitel unserer politischen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Kriegen wühlt, dürfte man auch diese nicht verschweigen. Die Wahrheit erfordert es, daß die **Gewichte gleichmäßig verteilt werden.** Der durch seine theologischen Schriften berühmt gewordene Jesuitenpater Friedrich **Muckermann** stellte in einem in dem Blatt der Jesuiten, der „Schöneren Zukunft", veröffentlichten Aufsatz fest: **„Schließlich muß zugegeben werden, daß es sich beim Versagen mancher Vertreter des Katholizismus um einen vorübergehenden Mangel sichtbarer Heiliger handelt".**

Daß dann noch nach dem Krieg die „Gestapo" hinter Beller hergewesen sein soll, ist offenbar eine Verwechslung mit der Miliz. Die Beschreibung der nächtlichen Begegnung Dr. Kräuters in der einsamen Straße der Stadt erinnert an eine kitschige Filmszene. Dr. Kräuter schreibt: „Das erstemal begegneten wir uns auf dem Temeschwarer St.-Georgs-Platz, er **verschwand,** als er mich bemerkte, offenbar aus Furcht (?) vor einem **Vergeltungsüberfall** (Beller war um 10 Jahre jünger als Dr. Kräuter und **ein kräftiger** Mann) im Toreingang eines Hauses." Die zweite fand in einer dunklen Nacht statt. „Sobald er mich im Lichtkegel der Straßenbeleuchtung erkannte, streckte er mir die Hand von **weitem** entgegen. Ich nahm sie an und betrachtete die Geste als **Zeichen der Reue . . .**" Hatte aber nur Beller zu bereuen und Dr. Kräuter nichts? Beller wurde, obwohl er „geheimer Gauleiter" war, **niemals von Hitler empfangen,** und war nicht mehr dabei, als der Pakt zwischen **Goga und Fabritius** abgeschlossen wurde, auf Grund dessen Dr. Kräuter **wieder** kandidierte. Der militante „Christliche Demokrat" kandidierte also trotzdem noch im Jahre 1932 Fritz Fabritius, sein späterer „Dienstherr", in seinem Organ „Selbsthilfe" erklärte: „Zudem weiß man heute schon selbst am Lande, daß **hinter dem Banater Klerus das reichsdeutsche Zentrum steht, der Mißbrauch der Religion zu reinen politischen Macht- und Parteikämpfen".** Aber Dr. Kräuter war das Mandat **wichtiger** als die Treue zu seiner Weltanschauung, nirgends findet man Spuren, daß er **tatsächlich Widerstand geleistet** hätte. Deshalb sind seine Angriffe gegen Tote, die nicht mehr und nicht weniger irrten als er, völlig unverständlich. **Alle, die zwischen 1918—1944 in unserer Heimat in die Politik schlitterten oder zwangsläufig in der Öffentlichkeitsarbeit tätig waren, sind dem katastrophalen Irrtum einer unruhigen Epoche zum Opfer gefallen; um den Grad ihrer Schuld objektiv festzustellen,** ist die Distanz zu den damaligen Ereignissen noch zu **gering,** und jenen, die **selbst irrten,** steht die Richterpose schlecht: **die Toten haben aber bereits gesühnt,** und die vielen Tausende Idealisten, die das Reich in seinem Verzweiflungskampf nicht im Stich lassen wollten, haben den **Mißbrauch ihrer Begeisterung längst** — und auch ohne Dr. Kräuter — **eingesehen.**

Alter Haß brach wieder hervor

Der Haß Dr. Kräuters gegen Hans Beller entlud sich aber bereits im Jahre 1936, als Dr. Kräuter seinen Parlamentskollegen in einer **Artikelserie** in der „Banater Deutschen Zeitung" scharf angriff und ihn schwer beschuldigte: „Herr Beller" — schrieb er — „hat Zeit, Geld und Arbeitskraft, die er im Volksinteresse und namentlich der parlamentarischen Arbeit zu widmen sich durch Übernahme eines Mandates verpflichtet hat, für andere **nicht** gemeinnützige Zwecke verwendet . . ." Beller konterte, daß Dr. Kräuter **mehrfacher Hausbesitzer** sei, was von den **einfachen** Abgeordnetendiäten **nicht** möglich sei, ferner figuriere er seit 1924 unberechtigterweise auf der Gehaltsliste der Schule und beziehe **ungerechtfertigte** Tantiemen von einer Bank. Und Dr. Kräuter **frischt** diese recht unerfreulichen persönlichen Dinge, trotzdem Beller bereits 15 Jahre tot ist, in seinem Buche wieder auf.

Ein bunter Strauß Beleidigungen

Und noch einige Zitate aus dem Buche Dr. Kräuters über Beller: Immer wieder spricht Dr. Kräuter von der „Schönerer-Bewegung" und der „Schönererischen Verschwörung" — deren „Führer" Beller war, ohne auch nur den leisesten Beweis seiner Behauptungen zu erbringen. Beller war laut Kräuter ein „Rechtsverdreher", ein „Rabulist", ein „Bauernfänger", ein „Heiratsschwindler", ein „skrupelloser Zeitungsschreiber", „der Führer", „der den mit dem Tode ringenden Müller-Guttenbrunn böswillig irreführte", ein „Heckenschütze", ein „beschäftigungsloser Jurist" — „den Schönerer als seinen Agenten bei Adam Müller-Guttenbrunn eingeführt und empfohlen haben dürfte", Beller habe kein Mandat gehabt, sondern nur **„Pfründe",** war mit einem Wort ein „Volksschädling", der die **Banater „CDU"** — wie Dr. Kräuter seine **politische Organisation 30 Jahre nach ihrem inneren Zerfall taufte —** zerstören wollte.

Nun, Hans Beller, der sich schon als Student der deutschen Bewegung anschloß, war 1919 Sekretär der „Deutsch-Schwäbischen Volkspartei", Stadtrat, Mitbegründer des Kulturverbandes, stellvertretender Vorsitzender des „Deutschen Gewerbebundes in Rumänien", Eigentümer des „Banater Tagblattes" und des in allen deutschen Siedlungsgebieten stark verbreiteten Boulevard-Blattes „Extrapost". (Er heiratete die vermögende Witwe nach dem verstorbenen Grundbesitzer **Gantner,** eine geborene Adelmann aus Neu-Sanktanna, die als fleissige Geschäftsfrau bei der Mehrung seines geschäftlichen Erfolges tüchtig mithalf; er hatte zwei Kinder.)

Er tat seine Pflicht

Als Abgeordneter des Arader Gaues war er bemüht, wie alle übrigen deutschen Parlamentarier, seine Pflicht zu erfüllen und auch seine Erfolge hingen, wie auch die der übrigen Abgeordneten — **von dem Wohlwollen der jeweiligen Regierung ab.** Die massive Anklage Dr. Kräuters, Beller sei der „Söldling Schönerers" gewesen, ist um so perfider, weil es **gar keine** Schönerer-Bewegung im Banat gab. Er war weder **kirchenfeindlich** noch Gegner der konfessionellen Schulen. Das beweist z. B. auch ein Bericht über eine Versammlung in **Lippa** und **Neudorf.** In Lippa hielt Pfarrer Adam **Hollo-Holzinger** vor der Versammlung der Ortsgemeinschaft die Festpredigt; an der Messe nahm auch Beller teil. In der Versammlung führte Beller Beispiele über den Kampf der deutschen Parlamentspartei um die Erhaltung des deutschen Schulwesens auf. Scharf kritisierte er die angestrebte Eintreibung und Wegnahme der 14-prozentigen Schulsteuer, die zur Errichtung von rumänischen Schulen und Kirchen verwendet werden sollen, laut Gesetz aber allen Schulen und Kirchen **ohne Unterschied** der Nationalität oder Religion zugute kommen müßten. (Arader Zeitung, 26. September 1928.)

Prof. **Striegl,** ein Freund Dr. Kräuters, dankte als Arader Gauobmann Beller für **„seinen Einsatz für die Bevölkerung seines Wahlkreises".** Im Juli 1928 gab Beller in Arad, wo er auf der vereinigten Liste der Minderheiten zum Abgeordneten gewählt wurde, einen Rechenschaftsbericht; an der Versammlung nahmen **zahlreiche Ungarn** teil, die seine Rede mit Begeisterung aufnahmen. Der Obmann der Ungarischen Partei Dr. **Széll** dankte Abg. Beller, weil er auch für die Interessen der Ungarn im Parlament eingetreten ist. Das sind nur einige Beispiele.

Bellers Leidensweg

In der Zeit nach dem Umsturz setzte bereits zwischen dem 13. und 17. Oktober 1944 — wie ein Leidensgenosse Bellers berichtete — die Festnahme deutscher Persönlichkeiten ein. Hans Beller, Professor Dr. Schütz, der Großkaufmann Trasser, Stagelschmied und noch viele andere wurden von der Polizei ausgehoben, um am 17. Oktober in das Konzentrationslager nach Tirgul-Jiu gebracht zu werden. Am Vortag meldete sich Beller krank (er mußte sich schon in den zwanziger Jahren einer Magenoperation, die Prof. Finsterer, Wien, durchführte, unterziehen) und kam in das „Barmherzigen Spital", wo bereits die schwäbischen Führer Dr. Muth, Dr. Kräuter und Dr. Eschker interniert waren; sie bildeten sozusagen die **„vornehme Gesellschaft"** — wie die schlechter Untergebrachten sie nannten. In der Nacht vor der Abfahrt vergiftete sich Stagelschmied, doch konnte er im Spital gerettet werden. Nach zwei Monaten wurde Beller im Lager Slobozia interniert. Nach Auflösung auch dieses Lagers wurde er nach Tirgul-Jiu gebracht, wo er mit den übrigen früheren Amtswaltern, darunter auch der gew. deutsche Bürgermeister Dr. Peter **Warth** und dem Schriftsteller Otto **Alscher** (dieser starb übrigens am 29. Dezember 1945 im Lager) beisammen war. Im Jahre 1946 wurde Beller frei, kam nach Temeschburg, von wo er einige Wochen später verschwand, weil seine Verhaftung bevorstand. Beller hielt sich in der Arader Gegend, in Galscha, in dem Weingarten seiner Frau und in Kleinsanktnikolaus auf. Nach zwei-drei Jahren wurde Beller wieder verhaftet und nach Bukarest gebracht, wo er mehrere Jahre im Gefängnis verbrachte. Schwer **nierenkrank,** wurde er anfangs der Fünfzigerjahre aus dem Gefängnis nach Temeschburg entlassen, **wo er nach einigen Tagen starb.**

(Fortsetzung folgt)

Aufruf zum Heimattreffen der Banater Schwaben

am 1./2. Juni 1968 in Homburg/Saar

Liebe Landsleute!

Unser diesjähriger Heimattag findet zu Pfingsten zum erstenmal im Saarland statt, dessen Regierung am 9. Dezember 1967 die Patenschaft über unsere Volksgruppe übernommen hat. Kein anderes Bundesland ist uns abstammungsmäßig so eng verbunden, wie das Saarland. Wir sind überzeugt, daß sich jedermann in der gastfreundlichen Stadt Homburg und in den zahlreichen Siedlungen unserer Landsleute wohlfühlen wird.

Wir laden alle Banater Schwaben zur Teilnahme an diesem Heimattag recht herzlich ein. Wir wollen unsere Verbundenheit mit den Brüdern und Schwestern in der alten Heimat erneut unter Beweis stellen.

Das geänderte Programm des Heimattages sieht folgende Veranstaltungen vor:

Samstag, 1. Juni 1968: Schirmherrschaft Minister Paul Simonis

9.30 Uhr	Sitzung des Bundesvorstandes der Landsmannschaft im Blumengarten von Bexbach
14.30 Uhr	Eröffnung eines Banater Heimatmuseums und einer Adam-Müller-Guttenbrunn-Ausstellung im Blumengarten von Bexbach
19.00 Uhr	Heimatabend der Jugend im Blumengarten von Bexbach
19.00 Uhr	Bundeshauptversammlung der Landsmannschaft im großen Saal des Saalbaues der Stadt Homburg

Sonntag, 2. Juni 1968:

Schirmherrschaft Ministerpräsident Dr. F. J. Röder

9.00 Uhr	Gottesdienst für Katholiken in der Kirche Maria von Frieden, für die Evangelischen in der Pfarrkirche Homburg
10.00 Uhr	Aufmarsch der Trachten
11.00 Uhr	Festkundgebung im großen Saal des Saalbaues der Stadt Homburg
13–18 Uhr	Heimatortstreffen und Besichtigung der donaudeutschen Siedlungen in der Umgebung von Homburg
19.00 Uhr	Großer Trachtenball im Saalbau der Stadt Homburg

gez. M. Stocker
Bundesvorsitzender

Quartierbestellungen sind dem Verkehrsverein (Donaudeutsches Kulturwerk Saarland), 665 Homburg/Saar, am Rondell, einzusenden.

Übersetzungen

von Urkunden, Dokumenten, Rentenunterlagen, Unterlagen für den Lastenausgleich aus folgenden Sprachen: Serbo-Kroatisch, Ungarisch, Rumänisch, Tschechisch, Slowakisch, Polnisch und Russisch durch beeidigten Dolmetscher

Johann Sabo
Übersetzungsbüro
68 Mannheim
Augusta-Anlage 49
(Nähe Wasserturm)
Postfach 20 02

Donauschwäbische Ortsneckereien (20)

Von Dr. Anton Peter Petri

Die Jahrmarkter reiten auf dem Wasserdrachen; Galgenknüppel (kaljəknipl); **Jahrmarkter Wickenwacken — mit den krummen A . . . . backen** (joormaarkər wikəwakə — mitə krumə a . . . . pakə); **Pfostenklemmer** (phoschtəklemər) (so nennen sie den Hirschkäfer, Lucanus cervus); **(Polaken** (polakə).

110. **Jarek,** Ba: **Jareker Ochsenmäster** (jaarekər oksəmeschtər); **In J. quallern sie** (in jaarek kwalrə sə) (quallern = ma. für kochen).

111. **Jarmin,** Syr: **Gelbfüßler** (keelfiisler) (vgl. auch **Filipowa).**

112. **Johannisfeld,** B: **Gelbfüße** (keelfiis).

113. **Josefsdorf,** Sl: Die Deutschen nannten die Kroaten in der Gemeinde **„Tscheckeln",** diese wiederum verspotteten die Deutschen als **„Bundasche".**

114. **Kán,** U: **Ganer epper** (kaanər epər (ma. für jemand); **Ganer-Noganer** (kaanər - nokaanər) (noch einer); **Sie sollen einen toten Hund totgeschlagen haben.**

115. **Karawukowa,** Ba: **Karapokawukowa** (verballhornter ON); **Karawokapukowa** (verballhornter ON): **In K. wird die Weltachse geschmiert; K. liegt neben dem Mittelpunkt der Welt** (nämlich **Hodschag,** s. d.); **Karawukowaer Krokodilfänger** (sie haben eine Eidechse für ein Krokodil gehalten, beim Fangen derselben brach sich der Ortsvorsteher die Nase); **„Ischler"** (ischlər) (sie sagen „isch" für ist); **Im „Karbokr" Ried wurde ein wildes Tier gefangen** (es war ein **Storch); Im Ried war ein Tier im Hanf, der Dorfrichter sollte es erlegen; damit er den hochgewachsenen Hanf nicht zertrete, trugen ihn vier Geschworene mit einer Tragbahre durch das Feldstück; In Karawukowa durfte man nicht mit einer Pferdedecke am Schragen durch die Kirchengasse fahren, sonst bekam man Schläge** (sie wollten nämlich ihre Kirche bis zu einer Stelle schieben, die mit einer Pferdedecke gekennzeichnet war; vgl. **Bukin);**

Auf Besuch in Südamerika

Bei den Donauschwaben in Brasilien / Von Dr. Jakob Awender

(3. Fortsetzung)

Es war ein wehmütiger Abschied von Argentinien, wo Franz Awender und ich in der kurzen Zeit unseres dortigen Aufenthaltes im Kreise unserer donauschwäbischen Landsleute soviel Verständnis und Freundschaft fanden und empfangen durften. Es war am Flugplatz von Buenos Aires, wo wir mit einer Gruppe von Getreuen noch eine kurze Weile beisammen sein konnten, bis es hieß: „Einsteigen!" Es war so schön, daran zu glauben, daß das gegenseitig zugerufene „Auf Wiedersehen!" noch einmal Wirklichkeit werden möge, hüben oder drüben.

Was uns beiden nun bevorstand, waren kürzere Flugstrecken und kein Vergleich mit der Entfernung Panama City — Buenos Aires. Wer die modernen Flugplätze in den Vereinigten Staaten einigermaßen kennt, dem mußte auffallen, wie viel in den südamerikanischen Ländern noch aufzuholen ist, um den nordischen oder europäischen Standard einzuholen. Ich denke hierbei an die Bequemlichkeiten bei der Abfertigung: beim Ein- und Aussteigen. In Chicago z. B. spaziert man durch einen ziehharmonikaartigen geräumigen Schlauch in Ruhe direkt ins Flugzeug. Man kann weder sein Flugzeug verwechseln, noch ist man Wind und Wetter ausgesetzt. In Südamerika mußten wir oft von der Flughalle bis zum Flugzeug längere Strecken zu Fuß zurücklegen, was bei schlechtem Wetter unangenehm sein könnte. Es war auch nicht immer klar, in welches der bereitstehenden Flugzeuge man einsteigen muß, was oft Rückfragen notwendig machte.

Andrerseits kann aber ohne weiteres zugegeben werden, daß die Sicherheitsmaßnahmen, Bedienung, Verpflegung, Hilfsbereitschaft, Höflichkeit und Sorge um den Fluggast im Flugzeug erstklassig und nicht zu überbieten sind. Der Aufenthalt in der Luft wurde einem also wirklich zu einer Entspannung und Erholung gemacht, wenn ich auch später noch auf ein seltsames Erlebnis zurückkommen muß.

Unser nächstes Ziel in Brasilien war eindeutig die donauschwäbische Bauernsiedlung bei der Kreisstadt Guarapuava: 5 Dörfer „Entre Rios" im Staate Parana. Ich übertreibe nicht, wenn ich erkläre, daß diese Siedlung nicht auf einer Hauptlinie, oder in der Nachbarschaft eines großen Flughafens liegt. Wir mußten uns daher belehren lassen, daß man „dorthin" nicht alle Tage fliegen kann. Aber immerhin: man kann!

Was spielt dabei ein Umweg per Luft von etwa 1000 km schon eine Rolle? Wir verließen Buenos Aires, landeten in der Hauptstadt Uruguays, in Montevideo, flogen dann Porto Allegre in Brasilien an, um dann später in Sao Paolo zu landen. Der Umweg lohnte sich, denn in Sao Paolo trafen wir einen alten Freund aus dem jugoslawischen Banat, Mathias Giljum aus Deutsch-Elemer, den sicherlich noch Tausende unserer Donauschwaben aus seiner Tätigkeit im Kulturbund und der Deutschen Schulstiftung in Neusatz kennen werden.

Mathias Giljum, der vorübergehend mit den ersten Siedlern auch in der Kolonie bei Guarapuava lebte, ist seit Jahren Verlagsdirektor und Hauptschriftleiter der „Brasil Post", einer umfangreichen und vielseitigen deutschen Wochenzeitung in Sao Paolo, die er vor dem Untergang rettete und ihr ein neues Leben einhauchte. Er schilderte uns in großen Zügen, was an Deutschtum in Brasilien vorhanden ist. Hunderttausende Lebewesen, doch ohne jede Bedeutung, ohne Zusammenhalt, ohne Organisation, ohne Gemeinschaftsleben! Kleine Splittergruppen finden im Schutze einiger Kirchen noch ein vorübergehendes Eigenleben.

Sowohl in und um Sao Paolo herum und in Curitiba, der Hauptstadt von Parana, leben auch Donauschwaben, die oft ihr Brot in Handel, Gewerbe, Industrie und in landwirtschaftlichen Nebenbetrieben verdienen. Manche von ihnen sind von der Siedlung bei Guarapuava in den Notjahren abgeglitten. Eines der bedeutendsten Unternehmungen in der etwa 5 bis 6 Millionen Einwohner zählenden Stadt Sao Paolo ist das deutsche Volkswagen-Werk, welches rund 16 000 Menschen beschäftigt, auf Hochtouren läuft und beinahe ganz Südamerika beliefert. Sao Paolo ist eine lebhaft pulsierende, noch immer wachsende Industrie- und Handelsstadt, mit einem imponierenden Stadtkern mit ungezählten modernen und schönen Hochhäusern und Wolkenkratzern.



Der Kirchturm des Miletitscher Gotteshauses wie er früher war

Chicago nimmt sich neben Sao Paolo als eine Stadt von bescheidener Bedeutung aus.

Sao Paolo wächst mit Brasilien, doch die ehemalige Hauptstadt Rio de Janeiro verliert an Bedeutung, seit die neuangelegte Hauptstadt Brasilia forciert wird. Freilich zögern viele Ämter, Firmen, diplomatische Vertretungen usw. mit der Übersiedlung nach Brasilia, da das dortige Gesellschafts- und Nachtleben bei weitem noch nicht soviel Abwechslung bietet, als das wunderschöne Rio mit seiner einzigartigen Landschaft. Kein Amerikaner vermeidet den einzigartigen Strand Copacabana mit den sündhaft teuren Hotels. Ich begnügte mich mit dem Bewundern dieser Anlage.

Das Besteigen des sogenannten „Zuckerhutes" mit einer Seilbahn und ein Besuch der immens großartigen Christus-Statue auf einem vorspringenden Gebirgsgipfel per Auto gehört zu jeder Fremdenverkehrs-Rundfahrt. Diese Statue ist 120 Fuß hoch, der Kopf 12 Fuß, die ausgestreckten Arme 93 Fuß, die Hand 15 Fuß, Brustweite 28 Fuß, Gewicht des Kopfes 30 Tonnen, Gewicht eines Armes 80 Tonnen, das einer Hand 8 Tonnen. Das Gewicht der gesamten Christus-Statue beträgt 1 145 Tonnen, sie steht 2 400 Fuß hoch auf dem Corcovado-Gipfel. Der Entwurf stammt von dem brasilianischen Ingenieur Heitor Silva Costa und zur Fertigstellung benötigte man 5 Jahre. Die feierliche Enthüllung erfolgte am 12. Oktober 1931. Kein Einheimischer und kein Ausländer kann sich der imposanten Sicht auf diese Statue entziehen, die alle Blicke aus großer Entfernung auf sich lenkt.

Die Schilderungen unseres Freundes Giljum hätten noch lange fortgesetzt werden können und sie hörten sich manchmal an wie Märchen. Aber wir wollten doch in erster Linie zu unseren Donauschwaben, die im Begriffe sind, ein Symbol Wirklichkeit werden zu lassen: eine große donauschwäbische Gemeinschaft aufzubauen.

Wir bestiegen in Sao Paolo, als der richtige Tag für den geplanten Flug nach Guarapuava da war, ein kleines, man kann sagen: ein sehr kleines Flugzeug, welches etwa ein Dutzend Menschen fassen kann und zogen los. Jetzt beflogen wir die zweite Hälfte des Umweges über Curitiba, die Hauptstadt Paranas, in Richtung Guarapuava. Ich merkte es nicht, aber Franz Awender berichtete, daß wir beinahe eine halbe Stunde über dem Flugplatz in Curitiba kreisten und wie es sich nachher herumsprach, gab es Schwierigkeiten beim Landungsversuch, da die Räder zum Ausrollen nicht gehorchen wollten. Nach anderthalb Stunden war der Schaden behoben, wir durften wieder einsteigen und der Vogel flog mit uns nach Guarapuava. Alles bei herrlich schönem Wetter; unsere Stadt kam in Sicht, verlor sich wieder und kam wieder in Sicht. Ich wollte mir diesmal nichts entgehen lassen und paßte auf wie ein Haftelmacher, besonders nach der Erfahrung kurz vorher über Curitiba. Es ging abwärts, abwärts und abwärts. Rechts und links standen die Bäume schon höher als unser Flugzeug und ich rechnete im stillen bereits mit einer Notlandung. Was ich sehen konnte, waren Bäume und Gras: neben uns und unter uns. Von einer asphaltierten Rollbahn weit und breit keine Spur. Womit ich rechnete, traf ein. Nach einigen Minuten landeten wir, das Flugzeug rollte noch eine Weile, um dann stillzustehen. Es entpuppte sich aber als eine Normallandung!

Es hieß nun aussteigen. Außer Franz und mir rührte sich niemand. Als ich auf dem Gras stand und festen Boden unter mir hatte, erlaubte ich mir zu fragen — in englisch — wo wir nun seien, und erhielt die nachsichtig freundliche Auskunft: dies ist die Haltestelle Guarapuava! Fein, sagte ich mir und sah mich mal um. Was ich sehen und zählen konnte, war ein kleines Flugzeug, ein kleines „Wächterhaus", ein Volkswagen mit einem Fahrer, Franz und unsere Koffer. Sonst nichts, aber schon garnichts!



Junge deutsche Bäuerin aus Glogon, jugosl. Banat. Über dieser eigenartigen Frisur wurde das Seidentuch, der sogenannte Seidenschopf, getragen, der zur festtäglichen Kirchentracht mit den schweren, rauschenden Seidenkleidern gehörte. (Autor: Bavaria-Verlag)

Nach einigen Minuten stieg „unser Flugzeug" in die Lüfte und verschwand, was uns beinahe traurig stimmte; das „Wächterhaus" war nicht bemannt, doch weit offen. Franz und ich schauten uns an. Mit dem Fahrer konnten wir nicht sprechen und auch der Volkswagen verstand uns nicht, denn er wurde ja in Sao Paolo „geboren". Was wir tun konnten, geschah. Wir zückten eine Adresse, die mir unser Freund Karl Schäffer rechtzeitig zukommen ließ mit der beruhigenden Mitteilung, daß Landsmann Müller, Eigentümer des Gasthauses „Adria" in Guarapuava, von unserer Ankunft Bescheid weiß und uns mit der Siedlung telefonisch verbinden wird, damit wir abgeholt werden könnten. Die Augen des Fahrers blitzten auf, als er die Anschrift der „Adria" sah und fuhr mit uns auf einer erstklassigen Asphaltstraße der weitabliegenden Kreisstadt Guarapuava zu, deren Straßen kein Lob verdienen.

(Fortsetzung folgt)

Von Links nach Rechts

(Fortsetzung von Seite 1)

auf 10,7 Prozent. Daraus läßt sich ableiten, daß die Vertriebenen allenfalls um 0,9 Prozent häufiger NPD gewählt haben, was angesichts der prononzierten Ansprache dieser Bevölkerungsgruppe durch die NPD einen sehr geringfügigen Ausschlag darstellt und nicht zuletzt auf die überparteiliche Haltung des Bundes der Vertriebenen zurückzuführen ist.

Bei der Kritik und Selbstkritik in den Wahlkontoren der Parteien, das gilt insbesondere für die SPD und die FDP, die ihre Haltung gegenüber den Vertriebenen in jüngster Zeit zunehmend unscharf umrissen haben, aber auch für die CDU/CSU, sollte man diese Beobachtungen zusätzlich im Hinblick auf die Bundestagswahlen im Jahre 1969 sorgfältig in Rechnung stellen.

Donauschwäbische Gedenktage

15. Mai 1943:

Stiftungsbrief der Schulstiftung der Deutschen Volksgruppe in Ungarn wird vom ung. Minister für Kultus und Unterricht gutgeheißen

Das ungarländische Deutschtum besaß bis 1940 im eigentlichen Sinne des Wortes kein eigenes deutsches Schulwesen. Die in den deutschen Gemeinden Ungarns unterhaltenen staatlichen, kommunalen und kirchlichen (konfessionellen) Schulen waren fast ausnahmslos Instrumente der Assimilation (Madjarisierung). Die ersten der Pflege und Erhaltung des deutschen Volkstums dienenden Schulen wurden in Ungarn 1940 vom Volksbund errichtet. Die nach der Rückgliederung Oberungarns durch den Ersten Wiener Schiedsspruch (1938) dem ungarländischen Deutschtum zugefallenen deutschen Schulen konnten erst nach Genehmigung des Volksbundes die Klärung ihrer Rechtsstellung zugunsten der Volksgruppe erfahren. Nach dem Zweiten Wiener Schiedsspruch (1940) erhielt die Volksgruppe mit dem Schulwesen der „Deutschen Evangelischen Kirche Nordsiebenbürgens" und 1941 infolge der Rückgliederung des Batscher Landes nach der Zerschlagung Jugoslawiens mit den von der „Schulstiftung der Deutschen im Königreich Jugoslawien" unterhaltenen Schulen eine beachtliche Verbreiterung ihres schulischen Unterbaues.

So erhielt die Deutsche Volksgruppe neben dem Volksbund und der Deutschen Ev. Kirche Nordsiebenbürgens einen dritten Schulträger, die Schulstiftung der Deutschen im Königreich Jugoslawien, die als eine Tat der schulischen Selbsthilfe am 29. Juni 1931 in Neusatz gegründet worden war. Sie unterhielt neben einer deutschen Lehrerbildungsanstalt eine Reihe von deutschen Bürgerschulen und Gymnasien. Der Umstand, daß das Statut der **„Schulstiftung der Deutschen im Königreich Jugoslawien"** dem ungarischen Stiftungsrecht angeglichen werden mußte, war unmittelbarer Anlaß für die Gesamtregelung des Schulwesens der Volksgruppe. Gelegentlich einer am 1. August 1942 in Budapest abgehaltenen Sitzung des Kuratoriums wurde der frühere Stiftungsbrief der Schulstiftung den neuen Gegebenheiten entsprechend abgeändert und die Tätigkeit der Stiftung auf das ganze Gebiet Ungarns ausgeweitet. Zu den ursprünglichen Gründern traten als neue Gründer hinzu: der Volksbund der Deutschen in Ungarn und die Deutsche Haus-AG, die zum Grundkapital je 50 000 Pengö hinzuschossen.

Als Zweck der Stiftung wurde herausgestellt: die Förderung des Schulwesens der ungarländischen deutschen Volksgruppe und der allgemeinen Bildung aller der ungarländischen deutschen Volksgruppe angehörigen ungarischen Staatsbürger. Es wurden deshalb durch diese Stiftung unterstützt: die eigenen Schulen der Stiftung und die vom Volksbund der Deutschen in Ungarn bzw. seinem eventuellen Rechtsnachfolger errichteten, übernommenen oder anerkannten deutschen Volksschulen, Schulen der Mittelstufe, Fach- und höhere Schulen, weiter Lehrgänge, Vortragsveranstaltungen, Kindergärten, Tagesheime, Lehrlings- und Schülerheime, Erziehungsanstalten wie auch andersgeartete Kulturinstitutionen. Das Stiftungsvermögen wurde von einem aus 5 Mitgliedern bestehenden Kuratorium verwaltet. Die Ernennung dieser Kuratoriumsmitglieder erfolgte durch die jeweilige Leitung des Volksbundes der Deutschen in Ungarn. Seitens der Leitung des Volksbundes in Ungarn ernannte Dr. Franz Basch (1901—1946) auf Grund des ihm in den Satzungen zugesicherten Rechtes Nachfolgende zum Vorstande und zu Mitgliedern des Kuratoriums, und zwar: zum Vorstand des Kuratoriums: den Volksgruppenführerstellvertreter Dr. Georg Goldschmidt, wohnhaft in Budapest, weiter zu Mitgliedern des Kuratoriums: 1. Josef Spreitzer, Reichstagsabgeordneter, wohnhaft in Sombor, 2. Dr. Johann Schnitzer, Landesschatzmeister des Volksbundes der Deutschen in Ungarn, wohnhaft in Budapest, 3. Dr. Heinrich Neun, Gebietsführer, wohnhaft in Ödenburg, 4. Josef Schmidt, Leiter des Schulamtes des Volksbundes der Deutschen in Ungarn.

Dr. Christian Röhrig, wohnhaft in Neuwerbaß, Dr. Andreas Zimmermann, wohnhaft in Neuschowe, und Johann Kiefer, wohnhaft in Apatin, dankten als frühere Mitglieder des Stiftungskuratoriums ab. Die Mitglieder des neuen Kuratoriums übernahmen das Stiftungsvermögen und verpflichteten sich zu seiner Verwaltung und Verwendung im Sinne der Stiftungsurkunde. Die Stiftungsurkunde wurde am 15. Mai 1943 unter Zahl 8830/1943 vom kgl. ung. Minister für Kultus und Unterricht, Szinyei Merse, gutgeheißen. jvs

Denkt an die da drüben!



Mathias Giljum und Dr. Jakob Awender vor der Schriftleitung der „Brasil Post" in Sao Paolo.

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(14. Fortsetzung)

Beller hat nach 1918 die ersten schwäbischen Hochschüler um sich gesammelt und organisierte die Schüler des Deutschen Realgymnasiums, nach alter siebenbürgischer Studententradition, in dem **„Coetus"** und die „Grünkäppler" schwärmten während ihrer Ferien in die schwäbischen Dörfer aus, wo sie deutsche Lieder sangen, deutsche Theatervorstellungen gaben, aber keine **Propaganda für die „Los-von-Rom-Bewegung" machten.** Viele dieser einstigen Studenten leben in der Bundesrepublik und Österreich und sind die **berufenen Zeugen gegen die von Dr. Kräuter gegen Beller so leichtfertig erhobenen Anschuldigungen.**

Kein Abfall vom Katholizismus

Die von Dr. Kräuter so aufgebauschte „Los-von-Rom-Bewegung" hat offenbar wenig Erfolg gehabt. Er führt nur den Journalisten und Buchdrucker Heinrich **Anwender** an, der angeblich zum evangelischen Glauben übergetreten ist. (Anwender wurde übrigens bei einem Grenzübertrittsversuch erschossen.) Monsignore **Straubinger** lobt in einem im August 1934 in der „Schöneren Zukunft" erschienenen Aufsatz das **Festhalten der Katholiken des Banates, „in dem 462 000 leben, fast alle Deutsche", an ihrem Glauben.** Derselbe Autor schätzt den Verlust der Katholiken **Südslawiens** auf 10 000 Seelen jährlich. Stark sei der Abfall besonders in den Gemeinden **Kudritz** und **Lazarfeld** im jugoslawischen Banat gewesen. Im Jahre 1937 wechselten laut „Banater Deutsche Zeitung" in Temeschburg nur **116 Katholiken ihren Glauben:** 10 wurden griechisch-katholisch, 10 reformiert, 8 Lutheraner, 2 Baptisten, 83 griechisch-orientalisch, zwei nahmen den jüdischen Glauben an und einer wurde konfessionslos. Dreißig Andersgläubige traten zum Katholizismus über, so daß der Gesamtverlust nur **86 Seelen** betrug, davon dürften **die wenigsten Deutsche** gewesen sein. Auch die Übertritte dürften nur auf Gemischteheschließungen zurückzuführen sein. **Ist es daher nicht glatter Unsinn, von einer „Los-von-Rom-Bewegung" im Banat zu sprechen?** und ein halbes Buch mit diesen Albernheiten zu füllen?

Ausdruck der latenten Unruhe

Im Banat gab es also keine „Schönerer-Bewegung" und daher auch keine „geheimen Gauleiter" oder „Södlinge" der Los-von-Rom-Bewegung — es gab aber auch **keine „CDU" —**, wohl aber eine „Autonomie-Partei", eine zur Partei herabgeminderte „Volksgemeinschaft", eine „Einheitspartei" und eine „Deutsche Parlamentspartei"; alle diese Parteiformationen wurden immer **von den gleichen Leuten gegründet und geführt:** die ständigen Namensänderungen waren der **Ausdruck der latenten Unruhe,** die im politischen Leben der Banater Schwaben mit Ausnahme der kurzen Periode nach der Gründung der Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft herrschte. Sie waren aber auch Zeichen des Kampfes um die Vormachtstellung einer Führungsgruppe, die ihre Machtpositionen **„durch ständige Wandlung"** zu sichern bemüht war. Daß diese Kämpfe ohne Rücksicht auf das Ansehen der Volksgruppe und der Interessen der Gesamtbevölkerung geführt wurden, geht auch aus dem bisher Gesagten hervor. Ein Großteil der politischen Aktivität wurde in dem zermürbenden Kampf um Wahrung der Machtpositionen entfaltet, wobei auch die immer krasser in Erscheinung getretenen **sozialen Fragen eine Rolle spielten.** Diese wurden bewußt von einem nach außen hin zwar mehr **defensiven,** im Inneren unserer Volksgruppe aber **aggressiven Nationalismus überdeckt.** Wenn also Herr Dr. Kräuter von „hinterhältig und hinterlistig geführten Anschlägen eines Geheimbundes gegen Christentum und Demokratie" spricht, so ist das eine Herausforderung, die — weil sie bewußt die Vergangenheit vergewaltigt und die Wahrheit zur eigenen Rechtfertigung verdreht — nicht stillschweigend hingenommen werden darf. Wie fern das von Dr. Kräuter verhimmelte politische System von einer **wirklichen** Demokratie war, geht eindeutig aus dem Inhalt seines Buches und dem im Koblenzer Archiv hinterlegten Schriftsatz hervor: **noch heute, also nach dem Zusammenbruch einer Welt, werden all jene niedergeknüppelt, die es gewagt hatten, ihre Stimme gegen die alleinseligmachende Politik Dr. Kräuters und Konsorten zu erheben;** nicht die „Anschläge eines Geheimbundes" gegen Christentum und Demokratie werden in der Bundesrepublik und Österreich fortgesetzt, sondern die **Politik der Unduldsamkeit, der Arroganz und der Diffamierung der Andersdenkenden:** Einst wurden diese zu „Volksverrätern" gestempelt und aus der „Gemeinschaft, weil sie ihre heilige Fahne beschmutzt haben", „ausgespien" und heute werden sie von einem der Hauptträger jenes autokratischen Systems, die die eigenmächtig definierte „Volksdisziplin" zum Schild und Panzer der politischen und wirtschaftlichen Machtposition einer kleinen Gruppe gebrauchten, verhöhnt und denunziert. **Deshalb ist es notwendig, auch die andere Seite zu Wort kommen zu lassen, um jenen Männern Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die sich nicht mehr verteidigen können.**

Zusammengeballte Widersprüche

Wie sich die Widersprüche in den Dr. Käuter'schen „Erinnerungen" zusammenballen, geht auch aus folgendem hervor: Er zitiert aus dem Buch Annabrings, der Mitte November 1918 in Temeschburg war: „Die Stadt glich einem aufgestöberten Ameisenhaufen", schreibt Annabring. „In den Straßen sah man serbische Soldaten. Sie hatten kurz vorher das Banat besetzt. Die Verwaltung lag noch in ungarischer Hand. Niemand wußte, wohin er gehörte. Orendi-Hommenau fand ich im Hauptquartier der Radikalen, bei Kausch und Genossen. Dort debattierte man eifrig über die Zukunft des Deutschtums. Der schwäbische Nationalrat hatte soeben den Beschluß gefaßt, für das Banat und die Batschka Autonomie zu fordern. Die Gemäßigten an der Spitze Dr. Kaspar Muth **plädierten für Ungarn, die Radikalen** (Dr. Kausch, Röser, Orendi, Tengler — Anm. d. Red.) für eine **selbständige Republik, zu der das Banat und die Batschka,** gegebenenfalls unter Einschluß der **Schwäbischen Türkei** vereinigt werden sollen."

Aus diesen, teils unzutreffenden Feststellungen zieht Dr. Kräuter folgende Schlußfolgerungen: „Das Haus, wo Annabring Orendi fand, war **nicht** das Hauptquartier der Radikalen, wie Annabring die Ungarisch-Deutsche Volkspartei nennt, denn dieses war **selbstverständlich** in Ungarisch-Weißkirchen". Dr. Kräuter ist aber wieder **falsch informiert,** denn laut dem am **8. November 1908** in Werschetz erbrachten, von Dr. Ludwig **Kremling** unterzeichneten Organisationsstatut heißt es: „Die Schaffung eines Sekretariats ist die brennendste Frage der Partei, da nur durch ein solches die schnelle und präzise Erledigung der Parteisachen ermöglicht werden kann. **Die in Temesvar aufzustellende Zentrale untersteht dem Obmann."** In Temeschburg wurde übrigens auch das Parteiorgan „Der Deutsch-Ungarische Volksfreund" herausgegeben. Es war also wohl die Zentrale.

Paprika

sowie Tortenblätter, Franzbranntwein, Kakao, Mohn, geräucherte Bratwürste u. sämtliche Back- und Schlachtgewürze liefert billigst **Karl Putterer, Würzburg,** Frankfurter Str. 33a. Bei Paprika und Gewürzen ab 25,— DM portofrei.

Dann schreibt Dr. Kräuter weiter: „Dr. Kausch, der am 18. 11. 1918 aus Szegedin nach Temeschwar gekommen war, um sich über die neue Lage zu informieren, debattierte im Treffpunkt der U. Volkspartei im Raiffeisenhaus, dem früheren ‚Hotel zu den Sieben Churfürsten' mit seinen **Genossen der negativen Auslese der Volkspartei.** Gegenstand der Debatten **konnten** (!) nur die Pläne zur **Unterwühlung** der Volksorganisation sein, die in derselben Zeit in öffentlichen Versammlungen unseren schwäbischen Gemeinden von Anhängern Dr. Muths und Dr. Kremlings gemeinsam gegründet wurde. Orendi und Tengler nahmen an den Debatten nicht teil (nur an dem Tag oder überhaupt?), denn sie waren **gläubige Christen** und Demokraten, wohl aber Beller, der Phrophet der Weltanschauung Schönerers ... In unseren öffentlichen Versammlungen durften (?) sich die drei Schönerianer (gemeint sind Dr. Kausch, Röser und Beller, Anm. d. Red.) **nicht** zeigen ..." Alles Behauptungen, **teils ohne Beweise, teils von Dr. Kräuter selbst widerlegt.**

Dr. Kausch war, wie ja Dr. Kräuter selbst an anderer Stelle berichtet, noch nach dem 8. Dezember 1918 in Szegedin, wo Dr. Kräuter ihn auf seiner Reise nach Budapest, nachdem er um diese Zeit bereits „Geschmack an der Volkstumsarbeit gefunden" hat, besucht habe. Dr. Kausch sei doch erst **unmittelbar vor Ausbruch** des Kommunismus „getürmt", also Mitte März 1919, und auch Röser befand sich in dieser Zeit noch in Budapest.

Worüber wurde debattiert?

Im Raiffeisenhaus wurde aber werde über die „Los-von-Rom-Bewegung" noch über die „Unterwühlung der Volksorganisation" debattiert, **denn beide gab es nicht,** debattiert wurde aber darüber, **wie die Programmpunkte der alten deutschen Volkspartei ohne Rücksicht auf die staatliche Zugehörigkeit unserer Heimat gesichert werden kann.** Die Frage des **Volkstums** stand in diesen turbulenten Zeiten, in denen sowohl **nationale** wie **soziale** Ideen von revolutionärer Kraft die Völker Ungarns in ihren Bannkreis zogen, ständig auf der Tagesordnung der volksbewußten Führer des Banater Deutschtums, die endlich die **Früchte** ihres verzweifelten jahrzehntelangen Kampfes heranreifen sahen. **Darüber** wurde also debattiert, während an der anderen Seite des Domplatzes, wo im Hause der „Schwäbischen Zentralbank", damals noch „Bauernbank", deren Generaldirektor Prälat **Blaskovics** war und die gleich **neben der Domkirche und in der Nähe der Blaskovics'schen Residenz (symbolhaft?!)** stand, sich die Räumlichkeiten des Bauernvereins befanden, in denen von einigen Führern der einstigen 48er-Partei folgende in stark madjarisch gefärbtem Deutsch verfaßte Entschließung erbracht wurde:

„Das südungarische Schwabentum als relative Mehrheit Südungarns erklärt sich entschieden für die Gebietsintegrität des völlig **selbstständig und unabhängig** werdenden ungarischen Staates und für rein durch Geographie rechtfertigten natürlichen und durch die tausendjährige Geschichte geheiligten Grenzen. Es wünscht die volle kulturelle Freiheit der Nationalitäten, das gründliche **Geltungwerden(?)** der Demokratien und **sozialen Wahrheit (?)** (es soll wahrscheinlich „soziale Gerechtigkeit" heißen, Anm. d. Red.), wie die Aufrechterhaltung der politischen und wirtschaftlichen Einheit des ungarischen Staates." („Temesvarer Zeitung", 22. Oktober 1918.) Damals debattierte die schwäbische „Elite" natürlich noch in **ungarischer** Sprache, während die Herren der „negativen Auslese" sich ihrer **deutschen** Muttersprache bedienten, weil für sie ja auch nicht die Einheit des ungarischen Staates, dessen Schicksal ja ohnehin **in der Hand stärkerer Mächte lag,** sondern die **Sicherung ihres Volkstums von Bedeutung war.** Die Volksparteiler freuten sich, daß auf Grund des Wilson'schen Selbstbestimmungsrechtes ihre nationalen Forderungen vielleicht in Erfüllung gehen werden, während die „Madjaronen" glücklich darüber waren, daß Ungarn **endlich los von Österreich** komme und „völlig selbständig" werde.

Dem Gegner die Würde rauben

Aus einer harmlosen Bemerkung Annabrings werden also von Dr. Kräuter völlig **unhaltbare** Schlüsse gezogen, nur um den Gegnern eins am Zeug zu flicken. Daß Dr. Kräuter all den Männern, deren Verdienste um die Volkwerdung des Banater Deutschtums in verschiedenen Veröffentlichungen gewürdigt wurden, **Ehrenhaftigkeit und lautere Gesinnung abspricht, ist eine der beschämendsten Tatsachen dieses mißglückten Werkes.**

Niemand würde auch nur ein Wort verlieren, wenn Dr. Kräuter **die Politik** seiner einstigen Gegner einer, wenn auch noch so **scharfen** Kritik unterziehen würde, denn „Demokratie soll doch Diskussion" sein; und auch seine Gegner haben sicherlich Fehler begangen sowie auch er nicht allwissend war: aber es ist ein miserabler politischer Stil, dem **Widersacher seine letzte menschliche Würde und seine Ehre zu rauben.**

Typisch ist dafür der Fall Dr. Kausch. Wie er mit diesem auf Grund einiger Bemerkungen in den Briefen Adam Müller-Guttenbrunns verfährt, wurde bereits mitgeteilt. Was er sonst noch über ihn sagt, kann nur angedeutet werden: **so massiv sind seine Demütigungen, seine Verleumdungen.**

Dr. Kausch war Dr. Kräuters Abgeordneter- und Berufskollege. Sein Buch „Schicksalswende im Leben des Banater deutschen Volkes" enthält, wie bereits erwähnt, eine Fülle von Daten, die für die Geschichtsschreibung von Wert sind. Ohne dieses Buch wäre Dr. Kräuter vielleicht gar nicht zum **Schattenboxen** angetreten. Was sicherlich nicht zum Schaden unseres Volkes gewesen wäre. Er stellt Dr. Kausch als **ungebildeten, ichsüchtigen** Menschen, als **„Schwindler", „Verschwörer", „Putschisten"** und **„Volksverräter"** vor, der weder von Politik eine Ahnung hatte, noch in seinem Beruf etwas taugte. Die Überheblichkeit, mit der da Menschen qualifiziert bzw. disqualifiziert werden, erinnert an die Zeit, in der noch die Mandate, die „Pfründe" verbissen verteidigt wurden. Wirkliche persönliche Opfer haben aber nur jene gebracht, die **nun gelästert** werden: **sie haben sich zum Deutschtum bekannt als dazu Mut gehörte und keine materiellen Vorteile zu erringen waren.** Dr. Kräuter fand erst „Geschmack an der Politik", als diese attraktiver (und einträglicher) als die Stelle eines Mittelschullehrers wurde.

(Fortsetzung folgt)

Alle Landsleute aus dem rum. Banat treffen sich am 1./2. Juni 1968 in Homburg/Saar!

Ein Großmeister der Verschwendung

Der mittelalterliche Feldmagnat der Stadt Sombor war die Familie Czobor, von welcher die Stadt den Namen Czobor-St. Michael erhielt. Diese Familie war bis zur Besetzung durch die Türken im Donau-Theiß-Bereich die reichste und vornehmste. Außer St. Michael besaß sie noch 40 Dörfer und Prädien vom heutigen Apatin bis Baja (Frankenstadt) und gegen Osten bis Pacsér in der Batschka. Die Vorfahren der Familie waren einfache Fischer längs der Mostonga. Einer von ihnen wurde vom seinerzeitigen ungarischen König Karl Robert für eine kriegerische Tat in den Adelsstand erhoben und mit Land beschenkt. Seine Nachfahren wurden dann Grafen, welche im damaligen Oberungarn große Ländereien erhielten und Jahrhunderte hindurch hohe Stellen bekleideten; es waren unter ihnen Obergespane, Burghauptleute, königliche Regenten, Diplomaten, Vize-Nadors, Banus von Belgrad usw.

Der letzte Sproß der Familie war Josef Czobor, gestorben 1771 in Pest; er war einer der bekanntesten europäischen Großen. Seinen Ruhm erwarb er sich aber nicht durch hervorragende Taten, sondern durch seine Verschwendungssucht. Hierfür ist bemerkenswert: Obzwar er hauptsächlich in Wien lebte, hatte er hier nicht nur einen bezaubernden Palast und eine glänzende Hofhaltung, sondern gleichzeitig auch in Paris und Venedig. Über seine Verschwendungssucht haben die seinerzeitigen Chronisten viele Besonderheiten aufgezeichnet, so u. a., daß er mit dem Herzog Tarouca eine Wette abgeschlossen, welcher von beiden bei einem Hoffest im teuersten aber einfachen Anzug erscheinen würde. Czobor gewann die Wette: Seinen Mantel ließ er innen mit einem bekannten Gemälde füttern, wofür er den Wert einer ganzen Länderei bezahlt hatte.

Durch viele solche Mätzchen büßte er seine Ländereien ein und im Alter ist er ganz verarmt. Um nicht an den Bettelstab zu gelangen, hat ihm die Königin eine Apanage ausgesetzt.

Lang war der Weg vom einfachen Fischer bis zum höchsten Rang, vom Roboter zu den 100 000 Joch, aber es bedurfte nur einiger Jahrzehnte und die Ländereien waren der Verschwendung zum Opfer gefallen. (Aus einer ungarischen Zeitung entnommen.) j. m.

Rechtsanwalt Josef Fuchs 60 Jahre

Ein verdienstvoller Landsmann, der Vorsitzende der „Landsmannschaft der Banater Schwaben aus Rumänien" in Wien, Rechtsanwalt **Josef Fuchs,** ist nunmehr auch in das Alter eingetreten, wo man nicht nur dem Allmächtigen für das Erreichte danken soll, sondern auch Rückschau halten kann auf die Jahre der positiven Leistungen. Und die sind bei unserem Jubilar nicht zu gering.

Josef Fuchs wurde am 24. Mai 1908 in der schönen Banater Heidegemeinde Alexanderhausen als Sohn eines Lehrers geboren. Nach Absolvierung des Temeschburger Realgymnasiums studierte er in



Rechtsanwalt Josef Fuchs

Klausenburg Rechtswissenschaft. Nach abgeschlossenen Studien betrieb er in Billed, dann in Temeschburg, eine gutgehende Rechtsanwaltspraxis. Während des Krieges übersiedelte Landsmann Fuchs mit seiner Familie nach Wien zu seinen Schwiegereltern, die zwar aus Bogarosch stammen, aber schon lange in der österreichischen Hauptstadt lebten. In Wien wurde der aufgeschlossene und überaus fleißige Jurist Mitarbeiter des **Instituts für Ostrecht der Südosteuropagesellschaft. Nach dem Krieg war er Assistent an der Fakultät für Handelsrecht der Hochschule für Welthandel.** Aber die akademische Laufbahn befriedigte unseren vorwärtsstrebenden Landsmann nicht. Der inzwischen zum Vizeobmann des Schwabenvereins Wien gewählte Landsmann Fuchs legte, da Österreich die in Rumänien erworbenen akademischen Diplome nicht voll anerkannte, fast 50 Jahre alt, die Rechtsanwaltsprüfung ab, so daß er nun auch in Wien seinen ursprünglichen Beruf ausüben konnte. Unser Joschka, wie er in Banater Kreisen genannt wird, besitzt nun eine gutgehende Anwaltspraxis in Wien, die er mit Fleiß und Umsicht leitet.

Für die Belange seiner Landsleute interessiert, angespornt von solider nationaler Gesinnung, stellte er sein Wissen auch außerhalb seines Berufes in den Dienst der Gemeinschaft. Zusammen mit den Landsleuten Hans **Franz** und Dr. Sebastian **Werni** wurde der von Adam Müller-Guttenbrunn gegründete „Schwabenverein" wieder ins Leben gerufen, dessen Vizeobmann er längere Zeit war. Er gründete dann später die Landsmannschaft der Banater Schwaben in Wien, in der er als Obmann im Interesse der Landsleute tätig ist. Er ist nicht nur bemüht, ihnen bei Wahrnehmung ihrer materiellen Interessen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, sondern setzte sich auch für ihre kulturelle Betreuung ein. Vorträge bekannter Landsleute aus verschiedenen Fachgebieten fördern den Zusammenhalt der Banater Schwaben in Wien. Lastenausgleichsprobleme, Familienzusammenführung, für die er öfters auch bei den höchsten Stellen Österreichs intervenierte, gehören gerade so zu seinem Tätigkeitsfeld wie die Beratung der ihr Recht suchenden Landsleute.

Seine Freunde und die vielen Landsleute, die den leutseligen, humorbegabten Joschka kennen und schätzen, wünschen ihm noch viele Jahre in Gesundheit im Kreise seiner lieben Familie, für die er stets ein treusorgender Vater und nunmehr auch liebevoller Großvater ist. Seine liebenswürdige Frau stand ihm stets treu zur Seite und half mit, die oft recht harten Existenzschwierigkeiten zu überwinden. Also, lieber Joschka, „net nolosse". Sepp vun dr Heed

Auf Besuch in Südamerika

Bei den Donauschwaben in Brasilien / Von Dr. Jakob Awender

(4. Fortsetzung)

Wir landeten im Gasthaus Müller und waren nun, um die Mittagszeit herum, in Guarapuava. Unser Landsmann Müller war nicht zu Hause, da er mehrere Geschäfte zu besorgen hat, dafür aber seine sehr scharmante und tüchtige Frau, die aus India in Syrmien stammt. Sie war im Bilde über unser Kommen und wartete bereits seit einigen Tagen. Wir ersuchten sie nun, unsere Ankunft telefonisch der Siedlung mitzuteilen, worauf sie schallend auflachte. „Ja, wir haben noch kein Telefon mit der Siedlung, aber der Agraria—Wagen wird bald da sein und der wird Sie mitnehmen."

Ohne viel Aufhebens servierte uns Frau Müller das brasilianische Nationalgericht: Rindfleisch am Spieß gebraten mit einer Menge verschiedener Beilagen. Es waren schrecklich große Portionen und zum Überdruß teilte uns Frau Müller noch mit, daß man vom Rindfleisch am Spieß soviel nachfassen könne, als man wünsche. Das wäre so Sitte in Brasilien!

Im Handumdrehen waren wir im Gespräch mit einigen Gästen, die alle am Spießbraten herummesserten. Es waren selbstverständlich Landsleute von der Siedlung, die in der Stadt zu tun hatten und natürlich im Gasthaus Müller einkehrten. Es stellte sich bald heraus, daß dieses Gasthaus die Drehbühne für die Landsleute von der Siedlung in der Kreisstadt Guarapuava darstellt. Jeder bot sich extra an, uns auf die Siedlung mitzunehmen, wenn sie ihre Geschäfte erledigt haben werden. Und dieses tägliche Ein- und Ausgehen der Landsleute von der Siedlung im Müller'schen Gasthaus dient als Telefonersatz, wenn man sich gegenseitig gewisse Nachrichten zukommen lassen will.

Es dauerte nicht lange bis der Präsident der „Agraria" von der Siedlung, Matthias Leh jr., ebenfalls im Gasthaus Müller einkehrte und uns beide — Franz Awender und mich — unter seinen Schutz nahm. Doch auch Präsident Leh, der mit seiner Frau gekommen war, hatte noch einige Kleinigkeiten zu erledigen, bevor wir den Weg zur Siedlung antraten. In der Zwischenzeit versuchte ich unsere Rechnung für das ausgezeichnete und überaus reichliche Essen der Gastwirtin, Frau Müller, zu begleichen. Meine gute Absicht blieb jedoch erfolglos, denn Frau Müller lehnte lächelnd ab und erklärte, daß sie froh und zufrieden sei, die seit Tagen erwarteten Gäste der Siedlung als erste Landsmännin bewirtet zu haben. Am ersten Tag betrachtete Frau Müller uns als ihre Gäste.

Herr und Frau Leh erledigten ihre Geschäfte recht bald und nun ging es in einem VW-Kombi los: zur donauschwäbischen Bauernsiedlung mit den 5 Dörfern „Entre Rios" bei Guarapuava in Brasilien. Ein jahrelanger Traum sollte nun für mich in Erfüllung gehen.

Im Dorf Vitoria, dem Hauptdorf der Siedlung, landeten wir zuerst im Hause von Karl Schäffer, der eine merkwürdige Schlüsselstellung auf der Siedlung einnimmt und auch an der Einleitung und Vorbereitung unserer Fahrt beteiligt war. Die Grundlagen der genossenschaftlichen Buchführung der Siedlung wurden von ihm angelegt und ausgebaut. Viele Beamte der Zentralgenossenschaft „Agraria" und der fünf Ortsgenossenschaften gingen durch seine Schule und seit Jahren hilft er unseren donauschwäbischen Landsleuten in Lastenausgleichs- und anderen behördlichen Dingen bei der deutschen und österreichischen diplomatischen Vertretung. Dafür wird er im Volksmund der „Vizekonsul" genannt. Aber darüberhinaus sammelt, ordnet und bearbeitet er alle Phasen des Lebens der Siedlung vom ersten Tage an. Er ist leidenschaftlicher Photograph und verfügt — ich übertreibe nicht — über einige Tausend Lichtbilder in schwarz-weiß und in Farben. Die erste Furche im Oedland bei Guarapuava hat er ebenso festgehalten wie später die Mähdrescher im Weizenmeer; die ersten Holzhäuser geradeso wie später die modernen Wohnhäuser mit Parkettboden und Badezimmer; den Einschaarpflug mit zwei Pferden im Acker geradeso wie später die Deutztraktoren in langen Kolonnen beim Einsatz Tag und Nacht; die Jugend in Tracht bei Spiel, Tanz, Sport und Gesang, die Donauschwaben auf dem Weg zur Kirche, bei Prozessionen und Wallfahrten; die Schulkinder mit den geistlichen Schwestern und weltlichen Lehrkräften; Hochzeiten, Taufen und Begräbnisse. Und so fort. Bilder und Urkunden von dieser einmaligen donauschwäbischen

Lest
und verbreitet
den
volksbewußten
»Donauschwaben«

Bauernsiedlung, die es verdienen würde, laufend die Runde bei den Donauschwaben in Nordamerika und in Europa zu machen, um aufzuklären, zu werben und diese donauschwäbische Siedlung als Symbol für das Fortleben unserer Volksgruppe stets vor Augen zu haben. Und hinter dieser Dokumentation einer neuen donauschwäbischen Geschichte steht Karl Schäffer aus Semlin, den viele unserer Landsleute gewiß noch aus seiner Dienstzeit bei den deutschen landwirtschaftlichen Zentralgenossenschaften in Neusatz (Jugoslawien) in Erinnerung haben werden. Karl Schäffer wohnt mit seiner Frau — einer ehemaligen Lehrerin und Landsmännin von der Siedlung — und einem kleinen Töchterlein in einem schönen, modernen Haus, eingebettet in einen großen Garten.

Der Faden im Schäffer'schen Haus mußte aber doch mal abgeschnitten werden und wir fuhren mit Präsident Leh und seiner Frau „nach Hause". Ich finde keinen besseren Ausdruck dafür, was wir nun erlebten. Franz und ich waren im Hause der Familie Leh während unseres ganzen Aufenthaltes auf der Siedlung wirklich zu Hause. Mitglieder ihrer an sich schon großen Familie von sieben Köpfen. Eine Flucht von Zimmern im modernen Hause der Familie Leh ließ darauf schließen, daß dort öfters Gäste beherbergt werden. Auch Bischöfe und Minister, nicht nur Landsleute vom In- und Ausland.

Präsident Matthias Leh jr. ist ein relativ junger Mann von 31 Jahren, der durch das Vertrauen der in den fünf Ortsgenossenschaften zusammengefaßten donauschwäbischen Bevölkerung an die Spitze der Zentralgenossenschaft „Agraria" berufen wurde. Seit Jahren wird er in dieser entscheidenden Position immer wieder bestätigt. Schon nach kurzer Zeit gewinnt man den Eindruck, daß hier auf der Siedlung ein junger Mann von großem Kaliber segensreich wirkt. Er sprudelt nicht nur Dutzende von volkswirtschaftlichen Ideen hervor, wenn er Pläne der Gegenwart und der nächsten Zukunft erläutert und dafür agiert. Er spricht geradeso selbstsicher über die kulturellen Belange der Gemeinschaft, über die Schulen, Lehrkräfte und Schüler; über kirchliche Fragen, Seelsorge und religiöse Betreuung der Gemeinde: über Jugendarbeit, Schulung, Sitte und Brauchtum; Gesundheitsdienst und sanitäre Probleme usw. Und hinter allen diesen Notwendigkeiten des täglichen Lebens steht als wirkender und regulierender Faktor die Genossenschaft als Idee und Wirklichkeit. „Alle für einen und einer für alle!"

Durch meine genossenschaftliche Orientierung und Erfahrung auf diesem Gebiete aus der alten Heimat war ich gespannt zu erfahren, wie sich dieser Gedanke bei der Urbarmachung eines Oedlandes und beim Aufbau eines modernen donauschwäbischen Gemeinwesens nutzbar machen und verwirklichen ließ.

Die Idee einer bäuerlichen Siedlung mit heimatvertriebenen Donauschwaben aus dem Südosten Europas wurde in der ärgsten Notzeit unserer Volksgruppe geboren. Diplomlandwirt Michael Moor und Pater Stefan waren es, die sich der Verwirklichung einer solchen Idee verschrieben haben. Beide lebten als Heimatvertriebene in Österreich und begannen miteinander und unter Hinzuziehung anderer Kräfte Pläne zu schmieden. Es würde zu weit führen, die recht/schwierigen Phasen der Vorbereitung für die Durchführung eines solchen Vorhabens eingehend zu schildern. Es gelang schließlich, die gewissenhaft ausgearbeiteten Siedlungspläne der Schweizer Auslandshilfe schmackhaft zu machen und die Finanzierung dieses weitausholenden Projektes sicherzustellen. Außer der Schweizer Auslandshilfe hat sich keine Organisation finden lassen, diesem humanitären und wirtschaftlichen Projekt Vertrauen und Geldmittel zu schenken.

Die Suche nach einem geeigneten Siedlungsgebiet in Brasilien kostete Zeit, Mühe und Geld. Pläne wurden erwogen und verworfen.



Beim Studium von Dokumentaraufnahmen der Siedlung im Garten von Karl Schäffer. Von links nach rechts: Frau Schäffer mit Tochter Monika, Dr. Jakob Awender, Karl Schäffer und Franz Awender.



Die donauschwäbische Jugend der Siedlung Guarapuava bei Spiel und Tanz in der Tracht der alten Heimat.

Der Boden, das Klima und die Verkehrsverhältnisse waren von entscheidender Bedeutung. Zuletzt einigte man sich auf ein Ödland bei Guarapuava, welches den obigen Forderungen in großen Zügen entsprach und verkäuflich war.

Nun wurde es ernst. Wie seinerzeit hauptsächlich im Westen Deutschlands Menschen für die Besiedlung des Banates angeworben wurden, so begann diese Arbeit in Oberösterreich mit einer zentralen Kanzlei in Linz/Donau. Planmäßig wurden rund 500 Familien mit Kindern und Großeltern — etwa 2500 Seelen — angenommen, wobei an der üblichen sozialen Struktur unserer Dörfer in der alten Heimat im Südosten Europas festgehalten wurde. Bauern, Kaufleute, Gewerbetreibende und Intellektuelle waren vertreten.

Im Jahre 1951 war es soweit. Als erster Transport ging eine Schiffsladung von Baufachleuten nach Brasilien ab mit dem Auftrag, die Wohnhäuser und gemeinnützigen Betriebe aufzubauen. Danach kamen alle Angehörigen und die übrigen Familien angerückt, um ein neues Leben zu beginnen. Und hier stand am Anfang die Genossenschaft, als Sinnbild der geschlossenen Gemeinschaft, bereit zu einem geregelten und geschlossenen Einsatz. (Fortsetzung folgt)

Dr. J. Awenders neue Anschrift

Ende April hat Dr. Jakob Awender sein neues Eigenheim bezogen und somit hat sich seine bisherige Adresse geändert. Die neue Anschrift lautet: 1545 W. Stephenson, **Freeport,** Illinois, 61 032, U.S.A.



Matthias Leh jun., derzeitiger Präsident der Zentralgenossenschaft „Agraria" der donauschwäbischen Siedlung „Entre Rios" bei Guarapuava in Brasilien.



Diplom-Landwirt Michael Moor, Gründer der donauschwäbischen Siedlung „Entre Rios" bei Guarapuava und erster Präsident der Zentralgenossenschaft „Agraria".

Donauschwäbische Gedenktage

23. Mai 1848:

In ihrem Kampf um ein von Ungarn unabhängiges serbisches Gebiet wenden sich die Serben auch an die Deutschen

Die Revolution der Madjaren des Jahres 1848 mußte in einen Bürgerkrieg ausarten, weil sie sich den nichtmadjarischen Völkern und Volksgruppen gegenüber vor allem als eine nationalistische Umwälzung verwirklichte. Die ungarische Staatsführung — formell parlamentarisch —, blieb auch weiterhin in den Händen der Aristokratie, während man dem Bürgertum den Nationalismus vorsetzte und dem Bauerntum den Wechsel der Grundherrschaft erlaubte. Die Madjaren waren in Ungarn in der Minderheit, aber als staatsführendes Volk forderten sie die Assimilierung der nichtmadjarischen Nationalitäten: die Slawen, Deutschen und Rumänen in Ungarn sollten Madjaren werden. In einer öffentlichen Auseinandersetzung mit Graf Leo **Thun**, dem späteren Unterrichtsminister der Monarchie, der für die Belebung des Nationalgefühls der Slowaken eintrat, legte Franz von Pulszky (1848 Staatssekretär) den madjarischen Standpunkt dar. „Das Band . . ., das diesen Staat zusammenhielt, war das herrschende ungarische oder, wenn es Ihnen genehmer ist, madjarische Volk, das als Adel unter den übrigen Bewohnern stand und ihn beherrschte. Aristokratisch und ungarisch bildete sich unser öffentliches Leben, unsere Konstitution aus, doch war der Adel nie eine geschlossene Korporation, gern und gastfreundlich nahm er jeden Fremden in seinen Kreis auf, der auch für die einheimischen slawischen Geschlechter offen blieb, wobei ja natürlich jedes neu eintretende Glied sich dem alten asiatisch-ungarischen Kerne assimilierte. — So geschah es denn, daß der Adel bei uns vielfache ihrem Ursprunge nach slawische Elemente enthält, ohne deshalb aufzuhören, die festeste Stütze der ungarischen Nationalität zu sein . . . Wir verlangen von den Slawen nichts mehr als die Engländer von den keltischen Bewohnern von Wales und Hochschottland, nicht mehr als die Franzosen von der Bretagne und dem Elsaß. Wir wollen, daß alle öffentlichen Dokumente in Ungarn, also auch Taufbücher und Konventsprotokolle, ungarisch verfaßt werden, wir wollen, daß die Sprache des Unterrichts ungarisch sei . . ., mit einem Worte, daß die ungarische Sprache in jeder Hinsicht in die Rechte der lateinischen eintrete, die slawische möge sich mit denen begnügen, die sie früher besaß — in den häuslichen Kreis wird aber die ungarische Sprache nie sich gewaltsam eindrängen. Daß aber mit zunehmender Bildung sich auch dieser nach und nach hungarisiert, das ist wohl natürlich . . ."

Gegen diese nationalstaatliche Auffassung der Madjaren, die in allen Maßnahmen der Revolution zum Ausdruck kam, lehnten sich die Slowaken, die Rumänen in ihrer Nationalversammlung in Blasendorf und die Serben in ihrer großen Nationalversammlung in Sr. Karlowitz auf. In Petitionen und durch Deputationen erklärten sie dem Kaiserhaus, Österreich und dem gemeinsamen Vaterland die Treue und erbaten von diesen die Sicherung ihrer bedrohten Nationalität und Lebensrechte.

In ihrer Ablehnung des madjarischen Standpunktes waren die Serben am radikalsten. Nachdem die serbischen Vertreter von Kossuth auf die Entscheidung des Schwertes verwiesen wurden, trennten sie sich von den Madjaren und von Ungarn und erstrebten ein eigenes nationales Territorium. Über die Grenzen und die staatsrechtliche Verankerung der „Serbischen Wojwodina" bestand allerdings noch wenig Klarheit. Zunächst mußte diese Forderung im Kampf mit den Madjaren verteidigt und durchgesetzt werden. So wurden die von Serben bewohnten Gebiete, in denen auch die Mehrheit der Donauschwaben lebte, zum eigentlichen Kriegsschauplatz mit allen verheerenden Folgen eines solchen. Dem Krieg zwischen Serben und Madjaren ging eine revolutionäre Aufwiegelung voraus, die bei den Serben durch Studenten und junge Nationalisten betrieben wurde. Dabei kam es oft zu Ausschreitungen gegen Madjaren, Deutsche und sogar gegen Bunjewatzen. Unter den aufgewiegelten Serben wurde die Enteignung der Deutschen und der Nichtserben, die Verteilung ihrer Häuser, ihres Eigentums erörtert und geplant. Hauptsächlich dieser habgierig-nationalistischen Einstellung sowie der grausamen Kriegführung der Serben ist es zuzuschreiben, daß sich die Mehrheit der mit ihnen wohnenden Deutschen von ihnen abwandte und sich der Sache Ungarns verbunden fühlte. Dabei haben die Serben in einem Aufruf des Karlowitzer Hauptausschusses vom 23. Mai 1848 versucht, die südungarischen Deutschen für sich zu gewinnen und ihnen Gleichheit und Anerkennung ihrer Sprache und Nationalität versprochen. In Wirklichkeit haben aber die Serben niemals ernsthaft versucht, mit maßgebenden Vertretern der Deutschen und Nichtserben über ein geordnetes Zusammenleben in Gleichberechtigung und Freiheit in der „Serbischen Wojwodina" zu verhandeln. Wo sie aber ihre Herrschaft vorübergehend aufrichten konnten, öffneten sie dem haßerfüllten nationalistischen Egoismus und Terror Tür und Tor, weshalb die Deutschen eine serbische Herrschaft mit Schrecken ablehnten.

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(15. Fortsetzung)

Wer war Dr. Kausch?

Dr. Kausch war eines von vier Kindern eines angesehenen Modoscher Bauern (die Kausch's stellten öfters die Gemeinderichter), besuchte das Großbetschkereker (und nicht wie Dr. Kräuter behauptet, das Szegediner Gymnasium, dessen Schüler übrigens auch Dr. Kaspar **Muth** war, und legte die Reifeprüfung mit der Note „ausgezeichnet" ab. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien promovierte er mit **„Auszeichnung" zum Doktor der Philosophie.** Nach einer vorübergehenden Lehrtätigkeit am Gymnasium in Czegléd (und nicht auch Kecskemét und Hodmezövásárhely, wie Dr. Kräuter schreibt) kam er nach **Weißkirchen,** wo er sich gleich der deutschen Bewegung anschloß, trat aber nur selten vor die Öffentlichkeit, da Staatsbeamte, die sich zu jener Zeit für ihr Volkstum einsetzten, bekanntlich Gefahr liefen, **brotlos** zu werden. Dr. Kauschs Bruder **Dr. Peter Kausch,** studierte als Stipendiat des „Alldeutschen Verbandes" wie auch Dr. Eschker und Dr. Gabriel in **Marburg** (Dr. Eschker auch in Berlin) und war schon im Jahre 1910 als **Abgeordnetenkandidat mit dem Programm der Ungarländisch-Deutschen Volkspartei ausersehen.** Dr. Kräuter weiß zu berichten, daß Dr. Eschker Dr. Kausch angeblich deshalb ablehnte, weil er nicht geneigt war, als **Zählkandidat** (?) Dr. Kremlings anläßlich der Wahlen im Jahre 1910 aufzutreten, was er als Wahlwerber wisse. Dr. Eschker war wohl als Student als Wahlwerber eingesetzt und verrechnete für seine Tätigkeit, wie aus einem Schreiben an Steinacker hervorgeht, **250 Mark.** Dr. Kausch sollte aber seine ohnehin stark gefährdete Stelle als Professor aufs Spiel setzen? Er schrieb unter verschiedenen Decknamen Artikel für die Parteizeitung und sein Bekenntnis zu seinem Volke war auch der madjarischen Schulleitung bekannt, sonst wäre doch seine Strafversetzung nicht erfolgt. Bezeichnend ist, daß Dr. Kräuter sich mit besonderer Vorliebe auf **tote Zeugen beruft** — was an sich schon **verdächtig ist,** umsomehr als er doch selbst das gedruckte Wort — die Zitate — **nach Bedarf manipuliert.**

Wie gefährlich es übrigens war, der „Ungarländisch-Deutschen Volkspartei" anzugehören, geht aus einem Artikel Dr. Kauschs hervor, der im Januar 1925 in dem Blatt des einstigen Vorkämpfers für das Banater Deutschtum, Reinhold **Heegn,** dem **„Werschetzer Volksfreund"** erschien. Dr. Kausch schreibt:

„Wie die Christen in der ersten Zeit in unterirdischen Höhlen der Gottheit ihres Herzens huldigten, um von der feindlichen Macht nicht belästigt zu werden, so mußten die ersten deutschbewußten Männer unseres Stammes die Erweckung des Deutschtums im Geheimen vorbereiten, um nicht mißhandelt zu werden, wodurch die Erreichung ihres Zieles wesentlich benachteiligt worden wäre. Die Verfolgung unserer Presse, die Einkerkerung ihrer Schriftleiter, die Hetze gegen die ‚Pangermanen' machten **geheime Beratungen notwendig.** In diesen Beratungen wurde die deutsche Not besprochen und der Entschluß gefaßt, daß zur politischen Betätigung eine nationale Organisation geschaffen werden müsse... Es wurden über 4000 Unterschriften gesammelt, geheim, um behördlichen Gegenmaßnahmen zu entgehen, und **es fand sich kein Verräter.** So entstand unsere Volkspartei: unter Entsagungen und Mißhandlungen entstand sie: die **Unerschrockenheit** deutscher Männer hat sie geschaffen. Verfolgung und Mißhandlungen begleiteten sie auf ihrem Lebensweg: sie brachte den ausharrenden Männern **viele Enttäuschungen,** aber auch die Erkenntnis, **daß das deutsche Bewußtsein im Banat nicht erloschen sei und die Mühe sich lohnte. Mandate brachte die Bewegung keinem Deutschen, aber durch die Bewegung wurden immer weitere Kreise aufgerüttelt. So arbeitete die Volkspartei, um den scheintoten Banater deutschen Volkskörper am Leben zu erhalten...** Und mögen noch andere, neue Parteien entstehen, ist es nicht zu leugnen, **daß die lebenspendenden Wurzeln unserer deutschen Bewegung in der ‚Deutschen Volkspartei' lagen."**

Er rang schwer, aber voll brennender Liebe

Die Verdienste Dr. Kausch's als Schulmann wurden bereits ausführlich gewürdigt. Im Heimatbuch: „Modosch" schrieb Dr. Josef **Landgraf** unter anderem: „Der seinem Volk **immer treue,** im Kampf um das Schwabentum **hervorragend** tätige, oft verkannte Dr. Michael **Kausch** trachtete das Schwabentum im Banat **zusammenzufassen:** Sein Bemühen galt sowohl dem **politischen** als auch dem **kulturellen** Leben... Er rang schwer, aber voll **brennender Liebe zu seinem Volk und wollte für es das Meisterreichbare."**

Und als Dr. Kausch am 3. September 1919 zum Sektionsrat ernannt wurde, schrieb die „Deutsche Wacht":

„Dr. Kausch wird jetzt alle Schulangelegenheiten der Schwaben zu regeln haben; gerade er wird berufen sein, durch die Leitung der Erziehung unserer Jugend unserem Volke einen Weg in eine bessere **Zukunft zu zeigen...**" Und den Gipfel der Unglaubwürdigkeit erreichen Dr. Kräuters „Erinnerungen", in denen der unfreiwillige Humor so üppig sprießt, mit der Behauptung, Dr. Kausch sei „aus dem Schülerwerk Adam Müller-Guttenbrunns **in das Schülerwerk des Grafen Tisza und Apponyi gesprungen".** Also so etwas gab es auch! Wenn also Dr. Kausch schon „ab- und eingesprungen" war, so ist es doch merkwürdig, daß Adam Müller-Guttenbrunn **nach** dem Besuch Dr. Kräuters (der übrigens ein Autogramm des Dichters in Faksimille mit Stolz in seinen „Erinnerungen" abdruckt; solche Widmungen gab Adam Müller-Guttenbrunn übrigens **allen** schwäbischen Hochschülern, die ihn nach dem Zusammenbruch besuchten) an Dr. Kausch am **3. Dezember 1920** folgendes schrieb:

Eine hocherfreuliche Aufgabe

„Es war mir eine hocherfreuliche Aufgabe, so vielen schwäbischen Hochschülern aus dem Banat mit Rat und Tat zur Seite zu stehen (auch dem Verfasser des Artikels — Anm. d. Red.) und ihnen über die Grenze nach Deutschland zu helfen. Möge sich dieser Zustrom noch Jahr um Jahr fortsetzen. Erschütternd war es für mich, einzelnen Jünglingen zu begegnen, die **nicht mehr hochdeutsch verstanden, kein deutsches Buch mehr lesen konnten.** Sie hatten die Mittelschule in Arad, Kecskemét und Szegedin besucht... Gingen sie noch auf eine madjarische Hochschule, wären sie ihrem Volkstum **gänzlich** verloren. Die Zahl der **geretteten** Seelen wird nicht gering sein nach diesem Hochschuljahr. **Ich zähle etwa 200 Studenten aus beiden Teilen des Banates, die auf deutsche Lehranstalten zogen..."**

Dr. Kräuter behauptet, daß Hans Beller, der — wie er schreibt — „eine geradezu unheimliche, an die der **Hypnotiseure grenzende Fähigkeit besaß, seine Opfer zu beeinflussen",** dem **todkranken Dichter eingeredet habe,** daß Dr. Kräuter „klerikal" und „bigott" sei. Aber Adam Müller-Guttenbrunn kannte die Lage im Banat **besser** als Dr. Kräuter, der sich bis 1918 als getreuer Untertan des ungarischen Staates um das Banater Deutschtum überhaupt **nicht** kümmerte und auch in Budapest keinerlei Kontakte zu nationalen deutschen Kreisen pflegte, denn Adam Müller-Guttenbrunn las nicht nur die **„Schwäbische Volkspresse"** und die **„Deutsche Wacht",** sondern stand auch mit **allen** maßgebenden Persönlichkeiten der alten deutschen Bewegung in ständigem brieflichen Kontakt und die vielen ins Reich reisenden oder in Österreich studierenden schwäbischen Hochschüler (Hans Beller **war nicht** unter ihnen) **informierten den Dichter über die tatsächliche Lage in seiner alten Heimat.** Einer der ersten Banater schwäbischen Hochschüler, **der** nach dem Kriege von Adam Müller-Guttenbrunn empfangen wurde, war Dr. Fritz **Klingler,** der ihm über den **geistigen Aufbruch zu seinen Idealen im Sinne seiner Heimatromane berichtete.** (Südostdeutsche Heimatblätter, I. Jahrgang 1/2). Es wäre Irreführung gewesen, wenn sie über Dr. Kräuter, den **Schulbeauftragten des madjarischen Bischofs Dr. Glattfelder, anders berichtet hätten.** Weil sich Adam Müller-Guttenbrunn trotz seiner Krankheit einen klaren Blick bewahrte, entlud sich nun der Alterszorn des „Spät-CDUlers" über den Dichter; unbegreiflich ist es, daß Dr. Kräuter sich schämt, als Klerikaler bezeichnet zu werden, zumal seine **„Erinnerungen" doch von „Christentum" und „Katholizismus" nur so triefen.**

Wie sehr Adam Müller-Guttenbrunn die wirklichen Verhältnisse im Banat kannte, geht auch aus einem Brief an Dr. Kausch hervor, den er an diesen schrieb, als das „Banater Tagblatt" infolge finanzieller Schwierigkeiten nicht mehr täglich erscheinen konnte. Darin heißt es: „Sehr **schade** um das ‚Banater Tagblatt'! Man darf die Fühlung mit dem Volk in solcher Zeit nicht verlieren. Aber sie werden wohl **alles** getan haben, um das Malheur zu verhüten. Das **Alleinlassen der ‚Schwäbischen Volkspresse'** (Organ der Autonomie-Partei: Dr. Muth - Blaskovics — Dr. **Kräuter war ihr Chefredakteur.** Anm. d. Redaktion) **ist ein Übel und wir werden die Achtung der Rumänen einbüßen durch unsere nationale Feigheit und unseren völligen Mangel an Opferbereitschaft".**



Hl. Grab in der röm.-kath. Kirche von Temeschburg-Mehala. Das Bild stellte vor kurzem der jetzige Pfarrer des Mehalaer Gotteshauses, Benedikt Blum, zur Verfügung.

Hilfe für hungernde Kinder

Und noch etwas soll erwähnt werden: Der unter Führung von Dr. Michael Kausch gestandene **„Deutsch-Schwäbische Kulturverband"** sowie der Vollzugsausschuß der „Deutsch-Schwäbischen Volkspartei" leiteten zusammen mit den **in Österreich und Deutschland studierenden Hochschülern** bereits Anfang 1920 eine **großzügige Hilfsaktion für hungernde Kinder in Wien und Stuttgart ein.** Hunderte Kinder kamen durch diese Hilfsaktion, die auch tatkräftig von dem Eigentümer der oppositionellen „Arader Zeitung", Nikolaus Bitto, unterstützt wurde, in das Banat. Später schaltete sich auch die „Autonomie-Partei" ein, das Verdienst, die Anregung der schwäbischen Hochschüler aufgegriffen und die praktische Arbeit wie Organisation, Unterbringung und Beförderung durchgeführt zu haben, gebührt jedenfalls dem Kulturverband. Aus den zahlreichen Unterlagen, die im „Banater Tagblatt" erschienen, seien hier nur einige Stellen aus dem von Dr. Kausch verfaßten **„Aufruf"** des Kulturverbandes zitiert: „Vor 150—200 Jahren zogen unsere Ahnen aus dem Schwabenlande in die weite Banater Ebene; sie kamen mit einer großen Kinderschar. Nun sollen wieder Schwabenkinder den weiten Weg zurücklegen, um uns, ihre Stammverwandten, zu besuchen. Ein hartes Schicksal führte sie zu uns... **Die unterernährten Schwabenkinder aus dem Reich suchen Hilfe bei den Schwaben im Banat...** An Eure Tische wollen sie sich setzen, bei Euch suchen sie, was sie in ihrer Heimat entbehren müssen. Wer würde nicht mit größter Freude diese Kinder in seinem Heim aufnehmen... Liebe Volksgenossen, schreitet zur Arbeit, damit wir mit herzlicher Gastfreundschaft **den neuen Schwabenzug der Kleinen empfangen können."**

Und so kamen die Kinder aus Württemberg, lernten die Banater Schwaben kennen und die geistigen Brücken, die damals durch diese sozial-humanitäre Tat geschlagen wurden, **halten** bis in unsere Tage. Auch diese Verdienste Dr. Kauschs sollten nicht vergessen werden.

Er starb als armer Mann...

Dr. Michael Kausch, dieser aufrechte, von glühender Liebe zu seinem Volk beseelte Kämpfer, starb als **armer Mann**: er hatte nur eine **kleine** Pension, seinen ererbten Besitz in Modosch verkaufte er, als sein Geburtsort an Serbien fiel, und erwarb sich dann in **Paratz** ca. 40 Joch Feld, das er auch, um seine Familie erhalten zu können, schließlich veräußern mußte. Er hatte keine „lebenslängliche Pfründe", aber auch keine Tantiemen oder Millionenschulden bei der „Schwäbischen Zentralbank", die auf **Kosten der Einleger konvertiert wurden;** lange Zeit hatte er **nicht** einmal eine Stelle als Professor in einer der Schulen, deren Entstehen ihm zu verdanken waren. Aber Dr. Kräuter setzt seinen Verleumdungen die Krone auf, indem er behauptet, daß Dr. Kausch die ihm als Vorsitzender des Kulturverbandes anvertraute **Bibliothek des Offizierskasinos,** die er ihm im Namen des Schwabenrates übergab, sich **aneignete.** Die Bibliothek, die aus Werken von **Courths-Mahler, Natalie von Eschtruth, Marlitt** und ähnlicher Lektüre bestand, diente zur Zerstreuung der Langeweile der Offiziersdamen; sie war vom erzieherischen Standpunkt aus **völlig bedeutungslos.** Nach Auflösung des Kulturverbandes übernahm sie der frühere Sekretär des Kulturverbandes Josef **Zauner,** der sie als Leihbücherei den Interessenten zur Verfügung stellte. Was bedeuteten schon einige Dutzend oder hundert alte Bücher angesichts der vom **Gericht beschlagnahmten Haupt- und Nebenbücher der „Schwäbischen Zentralbank" — bei denen es sich, wie wir säpter sehen werden, um Hunderte Millionen handelte?!**

(Fortsetzung folgt)



Ostfriedhof der Gemeinde Alexanderhausen, rum. Banat, mit der Friedhofskapelle, die Pfarrer Josef Brassoványi (1860—1881) errichten ließ. In ihr wurde er auch beigesetzt.

Pfingsttanz in Forst/Weinstraße

Am Pfingstsonntag, dem 2. Juni 1968, findet in der Gastwirtschaft „Zum Weinberg" unseres Landsmannes Paul Keller zu Forst an der Weinstraße ein Pfingsttanz statt, zu welchem hiermit alle Landsleute aus nah und fern eingeladen werden. Es spielt die Heimatkapelle Franz Keller.

Auf Besuch in Südamerika

Bei den Donauschwaben in Brasilien / Von Dr. Jakob Awender

(5. Fortsetzung)

Rund 22,000 Hektar Ödland wurden übernommen und die Zentralgenossenschaft „Agraria" mit dem Gegenwert belastet. Fünf Dörfer — ein Hauptdorf und vier Nebendörfer — wurden errichtet, die in einem ovalförmigen Kreis etwa 5 bis 10 Kilometer voneinander getrennt liegen. Eine Familie bekam rund 25 ha Land, ein Haus, zwei Pferde und eine Kuh. Waren erwachsene Söhne oder Töchter in der Familie, so wurde etwas mehr Land zugeteilt. Zu Beginn wurden alle Arbeiten gemeinsam verrichtet, da ja die Feldparzellen noch nicht vermessen und die Gesamtschuld auf der Genossenschaft ruhte.

Es folgten mühsame und von enttäuschten Hoffnungen bittere Jahre. Die angesiedelten und erfahrenen Bauern mußten alle von vorne beginnen. Erstens hatten sie jetzt auf der südlichen Hälfte unserer Erde verkehrte Jahreszeiten. Der Boden mußte erkannt und ausprobiert werden. Die richtige Zeit zum Anbauen und Ernten gefunden, die richtigen Fruchtfolgen bestimmt, die Düngung entschieden werden usw. Es erforderte eine völlige Umstellung, was nicht jedem gelang.

Gute Ernten waren in den ersten Jahren oft Zufallserscheinungen und die menschliche Not dementsprechend groß. Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung ließ in jenen Jahren viele Landsleute von der Siedlung abwandern: nach Deutschland oder in die naheliegenden Großstädte Brasiliens. Die Statistik der Siedlung weist einen Verlust von 48 Prozent der Bevölkerung durch Abwanderung nach. Doch allmählich fanden sich unsere Donauschwaben zurecht. Bessere Ernten wurden erzielt, das Land wurde parzelliert und als Eigentum den Bauern übertragen. Es begann eine Wirtschaftsführung nach eigener Überlegung, eine bessere Auswertung, bessere Ernten und die stufenweise Abtilgung der Schuldenlast.

Nun möchte ich ein Phänomen des Aufstieges schildern, wie sich die donauschwäbische Bauernsiedlung „Entre Rios" bei Guarapuava in einem Jahrzehnt etwa entwikkelte. Vorerst mal muß auf die biologische Kraft, die Geburtenfreudigkeit unserer Landsleute hingewiesen werden. Das ist der einzig gesunde Ausgangspunkt für die eingetretenen Erfolge. Der Menschenverlust von 48 Prozent, das sind etwa 240 Familien mit rund 1200 Selen, durch Abwanderung, wurde in den letzten 10 bis 12 Jahren beinahe wettgemacht. Durch Geburtenzunahme in dieser Zeitspanne verfügt die Siedlung heute ungefähr über 400 Familien mit rund 2000 Seelen und die aufsteigende Tendenz hält kräftig an. Die biologische Kraft und die religiöse Einstellung der Bevölkerung geht hier anscheinend Hand in Hand.

In diesem Zusammenhang will ich eine Persönlichkeit in den Vordergrund stellen, die in den Aufgaben der Ausrichtung, der Schulung, Bildung und Erziehung der donauschwäbischen Jugend völlig aufgeht. Es ist dies der Ordensprieste Pater Gruber aus der Batschka, von dem seine Landsleute wissen, welch tragisches Schicksal er nach dem Krieg durch die Schergen Titos in jugoslawischen Kerkern hat erdulden müssen. Zur Übernahme des Dienstes als katholischer Seelsorger meldete sich Pater Gruber freiwillig nach Brasilien, um seinen Landsleuten in der Not beizustehen.

Jedes der fünf Dörfer hat eine katholische Kirche, für die Landsleute evangelischer Konfession stehen zwei Gotteshäuser zur Verfügung. Pater Gruber sorgt für den Gottesdienst der Katholiken in allen fünf Dörfern und für seine zusätzlichen Aufgaben in einigen brasilianischen Gemeinden steht ihm zur Aushilfe ein geistlicher Assistent deutscher Abstammung aus Brasilien zur Verfügung. Pater Gruber wäre also vollkommen ausgelastet mit seinen seelsorgerischen Verpflichtungen, doch er begnügt sich damit nicht. Es vergeht kein Tag, an dem er nicht die Jugend um sich hätte, um sie zu schulen, fachlich zu bilden, mit ihnen Theater, Gesang, Musik zu pflegen, Sitte und Brauchtum zu betreiben. Hilfsbereit schalten sich hierbei die Ordensschwestern der „Caritas Socialis" aus Österreich ein, die auf der Siedlung eine außerordentlich segensreiche Tätigkeit entfalten, sowohl seelsorgerisch als auch in der praktischen Kulturarbeit mit der Jugend, die in den fünf Dörfern im Sankt Gerhardsverein erfaßt ist.

Pater Wendelin Grubers Ansehen und Einfluß in allen Belangen der Siedlung ist groß. Sein Wunsch nach einer gediegenen und schönen Kirche wurde erfüllt und ein zweckentsprechend modernes Pfarrhaus wurde im Hauptdorf errichtet. Sonntags eilt jeder in die Kirche und es mutet so anheimelnd an zu sehen, wie die ältere Generation in der altvertrauten schwäbischen Tracht zum Gottesdienst erscheint. Die Kirche war mit andächtigen Christen besetzt. Franz Awender und ich fanden gerade noch einen Platz. Und dann kam die Predigt. Man muß Pater Gruber predigen hören, um ihn ganz zu begreifen. Ich hörte ihn zum erstenmal in der Kirche des ersten Dorfes auf der donauschwäbischen Siedlung „Entre Rios" bei Guarapuava in Brasilien. Pater Gruber predigte leidenschaftlich, eindringlich, überzeugend. Er stand da vor seiner Gemeinde — so kam es mir vor — wie der Erzengel Michael mit dem flammenden Schwert und donnerte los gegen das Böse. Niemand konnte sich diesem Bild entziehen. Und niemand ging unberührt nach Hause.

Die Siedlung „Entre Rios" mit ihren donauschwäbischen Bauern hat sich zu einem Unikum, ja zu einer Sehenswürdigkeit entwickelt. Von Beginn an hatten alle Bauern die gleichen Möglichkeiten. Ein großer Prozentsatz hat das Rennen aufgegeben und löste sich von der Siedlung. Die geblieben sind, fanden sich langsam zurecht und manche von ihnen wuchsen weit über den Durchschnitt hinaus. Auf der Siedlung geht ein Sprichwort um, welches die Art der Bauern treffend kennzeichnet. Es heißt: „Laß den Bauern nicht anfurchten gehen, denn er kommt nicht mehr zurück!" Der Drang in die Ferne hat viele erfaßt. Die angetretenen 20,000 Hektar genügen seit Jahren nicht mehr. Tausende Hektar wurden in der Zwischenzeit dazugekauft und weitere Tausende Hektar in Pacht genommen. Rund 150 Kilometer von der Siedlung entfernt besitzen unsere Bauern eigenes Feld und bis 240 Kilometer weit fahren sie, um Pachtfelder anzutreten, auf denen sie hauptsächlich Reis anbauen.

Angesiedelt wurden die Donauschwaben in erster Linie als Weizenbauern und als solche haben sie sich auch bewährt. Das Riesenland Brasilien mit seinen 80 Millionen Einwohner hat einen Bedarf an Weizen von rund 3 Millionen Tonnen, deckt aber diesen Bedarf im Inland nur bis zu 10 Prozent. Der Anteil unserer Donauschwaben an diesem Ergebnis ist 2,6 Prozent. Im Staate Parana erzeugen die donauschwäbischen Bauern 57 Prozent des Weizens. **Es erfüllt mich hierbei mit besonderem Stolz, wenn ich den Namen unseres Landsmannes Stefan Reinhofer aus Jarmina in Syrmien nenne, der zur Zeit der größte Weizenbauer in ganz Brasilien ist.**

Stunden um Stunden fuhren, wanderten und saßen Präsident Leh und ich zusammen. Was konnte die Genossenschaft für die Gemeinschaft tun und was tut sie noch immer täglich? Von Anfang an war die Zentralgenossenschaft „Agraria" die einzige Trägerin der Kredite. Alle Maschinen und Betriebe wurden gemeinnützig eingesetzt: Traktoren, Lastkraftwagen, Sämaschinen, Mähdrescher, Trockenanlage, Siloräume, Mühle, Reisschälanlage, Sägewerk, Tankstelle, Zentraltischlerei, Konsumläden, Reparaturwerkstatt, Wasserwerk für elektrische Stromversorgung usw. usf. Durch Vermessung der Feldparzellen wurden die Bauern im Jahre 1953 selbständig und von da an wurden auch einige Betriebe der Genossenschaft in Privatbesitz überführt. Etwa zwei Drittel der Bauern verfügen heute über einen eigenen Maschinenpark, der Rest wird weiterhin von der Genossenschaft bedient. Der Pferdebestand geht lnagsam zurück, alles wird mechanisiert. Die Ernte wird 100 Prozent mit modernen Mähdreschern in einigen Tagen abgewickelt. Zur Zeit stehen auf der Siedlung (genossenschaftlich und privat) rund 300 Traktoren, 50 Lastkraftwagen, 100 Mähdrescher, 100 Sämaschinen und zahlreiche andere Geräte für einen Einsatz zur Verfügung. In den einzelnen Höfen wurden 1300 Kühe, 4200 Schweine und 32 000 Geflügel — Hühner, Gänse, Enten, Tauben — gezählt. Jedes Haus verfügt über einen großen Garten mit Obstbäumen, Reben, Gemüse, Blumen und Beeren, so wie es zu Hause üblich gewesen ist. Die Traubenernte war vor einem Jahr so reichlich, daß alle Weinfässer der näheren und weiteren Umgebung damit gefüllt werden konnten.

(Fortsetzung folgt)



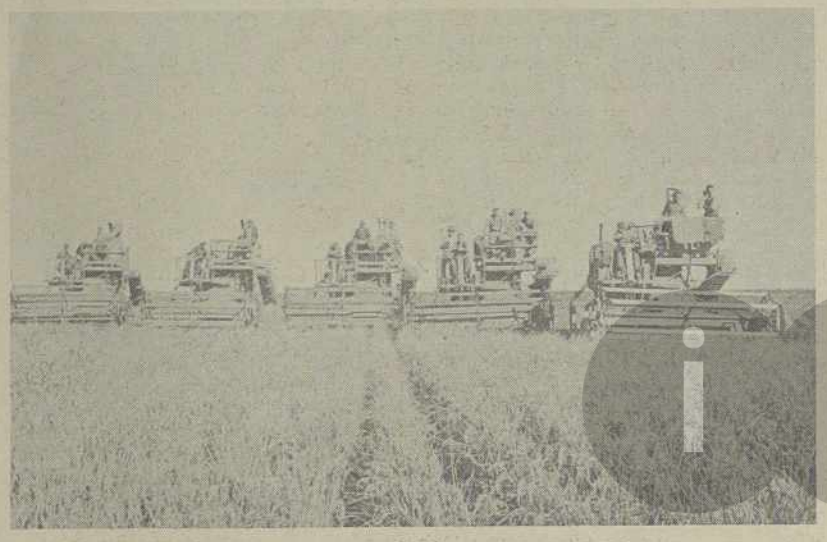
Hochw. Pater Gruber spricht vor dem Altar zu seiner Gemeinde.



Der weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannte Prof. Dr. Mannhardt von der Burse in Marburg/Lahn besuchte die donauschwäbischen Siedler bei Guarapuava/Brasilien. Von links nach rechts sitzend: Prof. Dr. Manhardt, Pater Gruber, Frau Matthias Leh, Frau Gutfreund. Stehend von links nach rechts: Frau Schäffer, Karl Schäffer, Matthias Leh und Gutfreund.



„Aus einer Wüste ward ein blühend Eden..." Wogende Weizen- und Reisfelder soweit das Auge reicht auf der Donauschwabensiedlung bei Guarapuava/Brasilien.



Die Mähdrescher der Siedlung in vollem Einsatz.

Donauschwäbische Gedenktage

1. Juni 1943:

In einem zwischenstaatlichen Abkommen wird die Aushebung donauschwäbischer Jahrgänge für Wehrverbände des 3. Reiches vereinbart

Die Aushebung und Verwendung der wehrfähigen Männer der Donauschwaben in Verbänden der Wehrmacht und der Waffen-SS des Dritten Reiches hat sicher entscheidend dazu beigetragen, ihre Entrechtung und Vertreibung nach einer deutschen Niederlage durch ihre Heimatstaaten herbeizuführen. In der Begeisterung, endlich die Freiheit und die Einrichtungen erhalten zu haben, um die man vor und nach dem 1. Weltkrieg mit allen zur Verfügung stehenden rechtsstaatlichen Mitteln sich bemühte, war man aus kindlicher Dankbarkeit zu jeder Gegenleistung für das Reich bereit, dem diese Neuordnung und nationale Existenzsicherung zuzuschreiben war. Selbst gegen die Heranziehung zum freiwilligen oder aber nur willigen Wehr- und Kriegsdienst schwanden alle Bedenken, nachdem die Heimatstaaten in zwischenstaatlichen Vereinbarungen ihre volksdeutschen Wehrfähigen dem Reich überließen. Warum sie diese überließen und unter welchen politischen oder staatsrechtlichen Bedingungen, wurde von den betroffenen Volksdeutschen zumeist nicht bedacht. In Kenntnis der Sachlage kann heute gesagt werden, daß die Heimatstaaten die eigenen Volksdeutschen als billige politische Schacherobjekte benützten, während das Reich sie als billiges Kanonenfutter mißbrauchte. Ein guter Ausgang dieses einschneidenden Eingriffes in die Entwicklung der Donauschwaben hätte vielleicht bei einem Sieg über den Bolschewismus erwartet werden können. Hingegen mußte eine Niederlage der Deutschen und ein kommunistischer Sieg zur Katastrophe für die Donauschwaben werden. Aus dieser tragischen Verkettung ihres Schicksals gab es für sie aus eigener Kraft und eigener Entscheidung kein Entrinnen.

Bevor Deutschland mit dem Angriff auf die Sowjetunion begann, mußte der Balkan als Flankendeckung sicher sein. Ungarn, Rumänien und Bulgarien wurden zu Vereinbarungen mit den Achsenmächten gewonnen. Auch Jugoslawien war schließlich im März 1941 dem Dreierpakt beigetreten, durch einen Putsch des Generals Simowitsch aber in die Front der Gegner eingeschwenkt. Der Krieg war unvermeidlich. In einem Feldzug von 12 Tagen wurde die jugoslawische Armee zerschlagen und das Land aufgeteilt. Das Dritte Reich war zur dirigierenden Macht im Bereich der Donauschwaben geworden. In mehreren Aktionen wurden auf Grund von Abkommen zwischen den Heimatstaaten und dem Dritten Reich die wehrfähigen volksdeutschen Männer ausgehoben und in Verbände der deutschen Wehrmacht, hauptsächlich aber in Einheiten der Waffen-SS eingereiht.

In dem Abkommen vom 1. Juni 1943 willigte die Königlich-Ungarische Regierung auf Ersuchen der Deutschen Reichsregierung ein, daß Mitglieder der Deutschen Volksgruppen in Ungarn — unabhängig davon, ob sie Mitglieder des Volksbundes der Deutschen in Ungarn sind oder nicht — der Geburtsjahrgänge 1908—1925 auf Grund freiwilliger Meldung zur Waffen-SS angeworben werden. Für die in der Kgl.-Ung. Honved dienenden Volksdeutschen galt folgendes: Der Volksbund der Deutschen in Ungarn wird mit Genehmigung der Kgl.-Ung. Regierung eine Liste der in der Kgl.-Ung. Honved Dienst leistenden Volksdeutschen der Geburtsjahrgänge 1908—1925 aufstellen. Das Kgl.-Ung. Honvedministerium wird nach Erhalt der Liste die darin enthaltenen Volksdeutschen für die Dauer von 8 Tagen zur Abgabe einer freiwilligen Meldung zur Waffen-SS in ihre Heimatorte beurlauben. Meldet sich der beurlaubte Volksdeutsche während des Urlaubs für die Waffen-SS bei einem Ortsleiter des VDU, so erhält er hierüber eine schriftliche Bestätigung. Mit dieser begibt er sich nach seinem Urlaub zur Truppe zurück. Sämtliche tauglich Gemusterten werden sofort aus der Honved in ihre Heimatorte entlassen. Bezüglich der Einzelheiten der Musterungen hat sich das Ersatz-Kommando Südost mit dem Honvedministerium direkt ins Einvernehmen zu setzen. Nach erfolgter Freistellung der Gemusterten durch das Honvedministerium werden die Freiwilligen zum Abtransport dem Ersatzkommando-Südost zur Verfügung gestellt. Die tauglich Gemusterten und Freiwilligen werden zu deutschen Staatsangehörigen und verlieren ihre ungarische Staatsangehörigkeit. Es besteht Einverständnis, daß die Frage der Staatsangehörigkeit der Ehefrauen und minderjährigen Kinder erst nach Kriegsende geregelt wird. Die Fürsorge für die Familienangehörigen der Freiwilligen und die Versorgung ihrer Hinterbliebenen gehen zu Lasten des Deutschen Reiches. Die Ungarische Regierung versichert, daß den zurückgestellten Freiwilligen oder für die Angehörigen der Freiwilligen aus ihrer Meldung keinerlei politische oder wirtschaftliche Nachteile erwachsen werden.

Die im Zuge dieser und der nachfolgenden Aktion ausgehobenen Männerjahrgänge der Donauschwaben standen und bluteten auf allen Schlachtfeldern Europas und Afrikas. Für ihr Deutschtum und ihre nationale Gleichberechtigung leisteten sie diesen Blutzoll. Eines Verrates am Vaterland waren sie sich nicht bewußt. Für sie galt es zu gehorchen, wie das Gesetz es befahl. Gesetze zu erbringen und über Krieg und Frieden zu entscheiden, das überstieg ihre Macht und ihre Befugnisse. jvs

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(16. Fortsetzung)

Dr. Kausch starb am 28. Dezember 1942; an seinem Begräbnis nahmen nicht nur seine alten Mitkämpfer, viele einstige schwäbische Hochschüler, denen er zum Studium verhalf, sondern auch zahlreiche Vertreter der jüngeren Generation teil. Es **fehlten aber die Nutznießer der deutschen Bewegung, für die so viele deutsche Männer des Banats litten und stritten: weder Dr. Kräuter noch andere der zu „Radikaldeutschen" gewordenen einstigen „Renegaten" nahmen Notiz von seinem Tode.** Der einfache schwäbische Bauer, der aus den Reihen der Begräbnisteilnehmer zum Aufgebahrten trat und seine von der Arbeit schwielige Hand auf den Sarg legte und von tiefer Rührung ergriffen in Mundart nur sagte: **„Ich dank' Eich!"** drückte das Empfinden des **dankbaren** Teiles des schwäbischen Volkes aus. Dieser **Edelmut** eines einfachen deutschen Bauern hätte doch der sogenannten „schwäbischen Elite", der „positiven Auslese" die Schamröte ins Gesicht treiben müssen. Sie war aber nicht anwesend. Für sie war Dr. Kausch längst tot ...

Und wenn Dr. Kräuter 26 Jahre nach seinem Tode nur abfällige Äußerungen für diesen Mann, der Professor, Sektionsrat in Ungarn und Rumänien und Abgeordneter war, übrig hat, und sein Ansehen und seine Verdienste mit Unwahrheiten zu zerstören versucht, so fühlt man sich jeder Rücksichtnahme enthoben. **Man wird nicht größer, wenn man den Widersacher moralisch köpft.** Und Dr. Kausch überragte den Memoristen als Mensch: denn Dr. Kausch hat in seinem 1938 erschienenen Buch **keine einzige abfällige persönliche Bemerkung über Dr. Kräuter getan.** Trotzdem Dr. Kräuter und Konsorten fünfzehn Jahre hindurch diesen Mann mit **allen Mitteln** verfolgten, ihn aus der Volksgemeinschaft ausschlossen und als er dann in die „Liberale Partei" eintrat, zum **Volksverräter** stempelten. Ausgerechnet die „Staatstreuen", wie Dr. Kräuter die einstigen „Madjaronen" schamhaft nennt, die ein Menschenalter in chauvinistischen madjarischen Parteien **gegen ihr Volkstum kämpften und für die deutschbewußten „Volksparteiler" gefährlicher als die Rassemadjaren waren, spielten sich als politische Sittenrichter auf.** Statt Selbstkritik zu üben und seine Irrtümer einzubekennen, wird die **geistige Korrumpierung** des Banater Schwabentums und seiner Geschichte weiter fortgesetzt: **Den Toten werden die spärlichen Lorbeerblätter aus dem Kranze gestohlen, die die im schwäbischen Volke nicht sehr üppig gedeihende Dankbarkeit auf das Grab der Männer legte, die vielleicht weniger sichtbare Erfolge hatten, aber doch bemüht waren, in ehrlicher Überzeugung ihre Pflicht der Gemeinschaft gegenüber zu erfüllen. Dr. Kausch schrieb Geschichte, während Dr. Kräuter mit seiner Streitschrift Abschied von der politischen Vergangenheit nimmt,** die in **seiner** Perspektive zum Tummelplatz **persönlicher Machtkämpfe** zusammenschrumpft. Gegen eine solche Geschichtsdeutung müßte sich doch jeder wehren, dem es an der Wahrheit und dem Ansehen unseres Volkes liegt.



Tochter deutscher Bauersleute in der Dobrudscha, Rumänien. Die Aufnahme entstand allerdings noch vor dem Kriege. (Foto: Hans Wagner-Bavaria)

Üppig sprießender Haß

Die leichtfertigen, diskriminierenden moralischen Werturteile, die Dr. Kräuter über seine politischen Gegner fällt, wurden bereits in meiner bisherigen Artikelserie an Hand von **zweifelsfrei belegten Beispielen nachgewiesen.** Würde man die Aufzählung fortsetzen, entstünde ein ganzes Buch. Das sind aber diese „Erinnerungen", die mit der Wahrheit einen verzweifelten Kampf führen, nicht wert. Der so üppig sprießende Haß treibt oft recht seltsame Blüten. Peinliche Widersprüche erschüttern die Glaubwürdigkeit der Behauptungen des Buches.

Wer nicht zur „auserwählten Clique" oder der „Elite" gehörte, wird von Dr. Kräuter zur moralischen Guillotine gezerrt: **das Werk wimmelt nur so von moralischen und politischen Leichen.** Nur die Gegner haben menschliche und charakterliche Schwächen, und wenn sie keine haben, werden ihnen solche **angedichtet. Tote und falsche Zeugen gibt es für Dr. Kräuter immer,** und so ist es eine Leichtigkeit „nachzuweisen", daß die sogenannten Gegner weder ehrenhaft waren noch Gesinnung hatten. Es steht in den „Erinnerungen" wie einst in der „Schwäbischen Volkspresse", dem Blatt Dr. Kräuters: es waren **„Rebachritter"**, die das schwäbische Volk ausnützten, ja **verkauften.** Nur in der Umgebung Dr. Kräuters waren die Heiligen. Der **Personenkult,** der in diesen „Erinnerungen" wuchert, übertrifft selbst den der Stalinisten.

Das Banat verkauft

Bisher wurde in dieser Artikelserie eine Reihe von Politikern angeführt, die Dr. Kräuter „post mortem" moralisch zu vernichten versuchte. Nun sollen noch weitere vorgestellt werden, die er in das Netz seiner Verleumdungen fischte. Das sind: Johann **Röser,** Rudolf **Brandsch** und Wilhem **Kopony.** Brandsch und Kopony, beide Siebenbürger Sachsen, waren Abgeordnete im ungarischen und rumänischen Parlament, spielten bei der **nationalen Selbsterhaltung** der Deutschen in Ungarn eine **führende Rolle** und der aus der Banater Großgemeinde Gertianosch stammende Bauer Johann Röser stand schon seit seiner **frühesten Jugend in der vordersten Front der deutschen Bewegung.** Ihnen wirft Dr. Kräuter vor, sie hätten wegen des **„Banater Viehmarktes" unsere Heimat den Rumänen ausgeliefert.**

Als vorbildliche Charaktere hingegen werden jene vorgestellt, die ein Menschenalter hindurch als **Stoßtrupp der Madjarisierungspolitik das schwäbische Volk politisch zu entmündigen trachteten** und durch Unterstützung der Graf Apponyi'schen Schulpolitik und des madjarisierten Klerus Teile des Schwabentums zu **Halbanalphabeten machten.** Als dann durch die Kriegsfolgen ihre Welt zusammenbrach, sprangen sie sozusagen über Nacht auf den Scherbenhaufen ihrer bankrotten Politik und hißten die ein Menschenalter hindurch geschmähte „Fahne der nationalen Bewegung". Sie **enteigneten** die Thesen der alten Volkspartei, korrumpierten einige ihrer Vertreter durch Erteilung einträglicher „Pfründe" (Abgeordnetenmandate, Aufsichts- und Direktionsratsposten bei der Zentralbank und Anwaltsstellen beim Bistum) und verfolgten jene, die an ihren Grundsätzen festhielten. So wird Johann Röser von Dr. Kräuter als **defektes Individuum,** als **„Bankrotteur"** und **„Schwindler"** bezeichnet.

Wie moralisch anfällig jenes System war, dem Dr. Kräuter so lange „diente", kommt einem erst so recht zu Bewußtsein, wenn man sich der Mühe unterzieht, seine „Erinnerungen" genau zu analysieren: ungewollt fällt er ein **vernichtendes Urteil über das, was er zu verteidigen versucht.** Vielleicht hielt er sich das Rezept, das einst Adam Müller-Guttenbrunn ironisierte, vor Augen: „Hauptsache ist, daß man **die anderen überlebt** und **selber die Memoiren seiner Mitstrebenden und Mitlebenden** schreibt, dadurch wird man dann **zum Mittelpunkt.** (Briefe des Dichters an Rudolf Brandsch.)

Für Dr. Kräuter beginnt der **„Aufstieg"** Rösers **erst** im Jahre 1919; er war der „Diktator", der „Bankrotteur" und „Heuchelei war seine wichtigste Waffe"; **„niemals war er Obmann-Stellvertreter der Ungarländischen Deutschen Volkspartei", sondern nur ein „Schwindler", ein „Angestellter von Rudolf Brandsch". Das sind einige Zitate aus dem bunten Verleumdungsbukett Dr. Kräuters.**

Johann Röser nahm aber schon im Jahre 1901 an der deutschen Bewegung des Banates, zusammen mit dem Neupetscher Sparkassendirektor Johann **Anheuer** teil; beide waren die **ersten** Sendboten des Raiffeisen-Genossenschaftsgedankens im Banat. Er unterstützte um die Jahrhundertwende das „Deutsche Tagblatt für Ungarn", und als es wegen der Verfolgung seitens der ungarischen Behörden einging, war er an der Gründung des „Deutsch-Ungarischen Volksfreundes" beteiligt. An den Organisationsarbeiten zur Gründung der „Ungarländischen Deutschen Volkspartei" nahm Röser **aktiv** teil. Als die von der Volkspartei angemeldeten Versammlungen in **Billed** und **Bulkes** im Jahre 1906 von den ungarischen Behörden **verboten** wurden, übergab die „Wahlleitung" eine von Dr. Ludwig **Kremling** und Johann **Röser** unterzeichnete Erklärung an die Presse.

Eine mutige Erklärung

In dieser — für die damalige Zeit sehr **mutigen — Erklärung** heißt es u. a.: „Wir verwahren uns gegen den **arroganten** Ton, der in einigen heimischen Blättern gegen uns ungarische Staatsbürger deutscher Zunge angeschlagen wird und erklären, daß wir uns für ebenso **vollwertige** Mitglieder der polyglotten politischen Nation Ungarns halten wie unsere Mitbürger madjarischer Zunge, und daß wir **polizeiliche Bevormundungen unserer politischen Betätigung ebensowenig zu dulden gesonnen sind** wie die, die die Rolle des staatserhaltenden Elements für sich in Anspruch nehmen". Und dann: „Wir werden den Beweis liefern, daß unsere Bewegung ... eine **aus der Seele unserer deutschsprachigen Landesgenossen erwachsene,** nicht von außen hineingetragene, **gegen niemand gerichtete,** aber auch von **niemand besiegbare** ist, **da sie im Volke lebt und umso kräftiger zunehmen wird, je mehr man sie zu unterdrücken versucht."**

Anläßlich der Gründung der Ungarländischen Deutschen Volkspartei wurde Johann Röser zum **Obmannstellvertreter** gewählt, Obmann war Dr. Ludwig **Kremling.** Drei Jahre später, im Jahre 1910, wurde Röser mit dem Programm der Volkspartei in dem Kleinbetschkerer Wahlkreis zum **Abgeordneten** kandidiert und infolge der gegen **ihn geführten Hetze der schwäbischen „Intelligenz"** zu Fall gebracht. Was Röser über die deutschen Schulen in seiner Wahlrede sagte, wurde bereits in einem früheren Artikel mitgeteilt. Hinzugefügt sei noch, daß die Volkspartei auch in der Schulpolitik weitgehende **sozial-fortschrittliche Ideen vertrat.** So heißt es, daß „im Interesse der Hebung des geistigen Wohlstandes der **unentgeltliche** Schulunterricht eingeführt werden müsse und unentgeltliche Schulutensilien an unbemittelte arme Schulkinder zur Verfügung gestellt werden sollen, damit der Staat nicht nur **Schulzwang** anordne, sondern den Kindern auch die **Möglichkeit** gebe, die Schule auch **tatsächlich** zu besuchen." Nicht die Frage, ob konfessionelle oder staatliche Schulen war das Problem, sondern **Schulen mit deutscher Unterrichtssprache, die allen, auch den Armen, zur Verfügung stehen.** Im Vergleich zu diesen Forderungen war der Schulstreit nach dem ersten Weltkrieg im Banat geradezu rückschrittlich, reaktionär.

Röser sagte ferner noch: „Ich bin überzeugt, daß man uns, die ‚Pangermanen' (so wurden die Deutschbewußten beschimpft) noch sehr notwendig in unserem Vaterlande brauchen wird ... Wir fordern, daß das Pressegesetz geändert werde, zumal es eine Schande ist, daß bei uns nur die **reichen Leute politisieren dürfen."**

In Ungarn mußte man, um ein politisches Wochenblatt herauszugeben, 11 000 Kronen und für ein Tagblatt 22 000 Kronen Kaution hinterlegen, das war für die nicht sehr wohlhabenden Führer der deutschen Bewegung sehr viel Geld. Diese Kautionen waren ein beliebtes Mittel zur Knebelung der Pressefreiheit; deshalb und wegen der politischen Verfolgung der deutschen Journalisten war es überaus schwierig, eine deutschbewußte Presse zu erhalten. Über den verzweifelten Kampf um die Erhaltung des „Ungarländisch-Deutschen Volksfreundes", des Sprachrohrs der Volkspartei, gibt der Briefwechsel Franz und Wilhem **Wettels,** Dr. **Kremlings,** Dr. **Gabriels,** Viktor **Orendi-Hommenaus** u. a. mit dem Nestor der deutschen Bewegung Edmund **Steinacker** beredten Aufschluß. Leichter hatten es die sogenannten „patriotischen Zeitungen", wie der „Freimütige" und der „Landbote", die von ungarischen politischen und kulturellen Kreisen sowie dem madjarisierten Klerus subventioniert wurden.

Das Programm der „Volkspartei" war weitgehend von **sozialen und völkerversöhnenden Ideen** durchdrungen. So erklärte Röser bereits **vor 58 Jahren: „So lange sich der Bauer gegen den Arbeiter, der Arbeiter gegen den Bauern, so lange sich der Rumäne gegen den Deutschen oder der Madjare gegen den Serben verhetzen läßt,** haben es die im Parlament leicht; gehen wir aber wie **Brüder Hand in Hand, dann ist der Sieg unser, denn wir bilden die Massen, die Arbeitsbienen, die Staatserhalter.** Wir werden den Grafen und Baronen sagen: ‚Ihr habt ein schönes Stück von diesem Vaterlande in Besitz, so **müßt ihr auch mehr Steuern zahlen'."** Die **Schleppenträger** der Grafen und Barone waren aber die **schwäbischen Intelligenzler,** die Dr. Kräuter so verhimmelt. Und schließlich erklärte Röser noch: „Um unsere Bodenprodukte zu verwenden, müssen sich die **Bauern** und **Arbeiter** auf **genossenschaftlicher** Basis organisieren." Er trat auch für das allgemeine geheime Wahlrecht ein und verurteilte scharf die übliche **Wahlkorruption,** die Dr. Kräuter in seinen „Erinnerungen" bejaht beziehungsweise so verharmlost, indem er schreibt ... „das bei uns — im Gegensatze zu anderen Gegenden — die **Wahlen den Charakter von Volksbelustigungen hatten,** und daß es den **Gefühlen keinen Abbruch tat,** wenn ein schwäbischer Wähler gelegentlich eine ihm angebotene Zigarre, ein Glas Wein, ausnahmsweise (?) eine Einladung zu dem **traditionellen (!) Paprikasch** nicht zurückwies oder ihm für die Fuhre von seinem Wohnort zum Abstimmungsort den gesetzlich (?) gebührenden Fuhrlohn übernahm". Was Dr. Kräuter hier niederschreibt, zeugt von einem unglaublichen Tiefstand der politischen Moral. Da es kein allgemeines, geheimes Wahlrecht gab und das Stimmrecht an einen **bestimmten** Steuerzensus gebunden war, wurde von dem **„Stimmenkauf"** — eine der schäbigsten Praktiken Ungarns — seitens der Aristokraten und Gentrys reichlich Gebrauch gemacht. Die Wähler wurden zum „Stimmvieh" erniedrigt. Die Empfindlichkeit für demokratische Prinzipien war offenbar bei den alten Volksparteilern wesentlich ausgeprägter als bei den Banater „CDU-lern". (Fortsetzung folgt)

Professor Dr. Balduin Saria 75 Jahre alt

Einer der markantesten Wissenschaftler des Südostdeutschtums, Prof. Dr. Balduin **Saria,** beging am 5. Juni seinen 75. Geburtstag. Dem überaus rüstigen und vitalen Gelehrten sieht man die Zahl der Jahre nicht an: seine Schaffensfreude ist ungebrochen und seine Arbeitskraft, gepaart mit vielseitigem Interesse, stellt viele Jüngere in den Schatten.

Prof. Dr. Saria wurde am 5. Juni 1893 in dem untersteirischen Pettau geboren, wo er auch das Gymnasium absolvierte. An der Wiener Universität studierte er klassische Archäologie und alte Geschichte. Mitten aus seinen Studien riß ihn der Krieg, den er als Artillerist an der dalmatinischen und montenegrinischen Küste bis zum Ende mitmachte. Als Oberleutnant abgerüstet, setzte Prof. Saria sein Studium an der Wiener Universität fort und promovierte im Jahre 1921 zum Doktor der Philosophie. Da seine Heimat an Jugoslawien fiel, ging er nach Belgrad, wo er Assistent an der Universität der jugoslawischen Hauptstadt wurde, zugleich auch die archäologischen und numismatischen Sammlungen des Nationalmuseums leitete. Seine in Mazedonien durchgeführten Ausgrabungen, bei denen es ihm gelang, außer einer Bischofskirche auch ein bühnenloses Theater freizulegen, erregten in wissenschaftlichen Kreisen Aufsehen und begründeten seinen wissenschaftlchen Ruf. Im Jahre 1925 wurde Dr. Saria Dozent für alte Geschichte an der Belgrader Universität und im Jahre 1926 ordentlicher Professor an der Universität zu Laibach. Im Jahre 1943 übernahm Prof. Saria den Lehrstuhl für römische Altertumskunde an der Grazer Universität.

Nach dem Krieg leitete Prof. Dr. Saria das steierische Heimatmuseum in Graz und führte im Jahre 1949 im Auftrag des Österreichischen Archäologischen Institutes Ausgrabungen in St. Pölten und dem Burgenland durch.

Im Jahre 1952 berief ihn Prof. Fritz Valjavec als Mitarbeiter des



Balduin Saria

Südost-Instituts nach München, wo er bis Ende 1966 tätig war. Hier redigierte er über 12 Jahre die „Südostforschungen", die sich in Fachkreisen großen Ansehens erfreuen. Seine Beziehungen zu jugoslawischen wissenschaftlichen Kreisen, seine Kenntnisse von Land und Menschen Jugoslawiens sowie die **perfekte Beherrschung der serbo-kroatischen sowie der slowenischen Sprache** kamen ihm bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten sehr zu statten. Prof. Saria ist Mitglied des Vorstandes des **Südostdeutschen Kulturwerkes,** in dem er die Abteilung für Publikationen leitet. Seine Haupttätigkeit erstreckt sich aber auf die Arbeiten in der „Südostdeutschen Historischen Kommission", deren Vorstandsmitglied, stellvertretender Vorsitzender und Mitherausgeber des „Südostdeutschen Archivs" er ist.

Das sind die trockenen biographischen Daten eines Wissenschaftlers, der sich in Fachkreisen. größten Ansehens erfreut. Die große Zahl seiner wissenschaftlichen Arbeiten aufzuzählen, würde den Rahmen dieses Artikels sprengen. Sie betragen acht größere selbständige Werke, darunter die 1954 erschienene vorzügliche „Geschichte der südostdeutschen Volksgruppen" und das 1963 im Verlag des Südostdeutschen Kulturwerks erschienene Werk über den slowenischen Reformator Primus Truber „Was hat uns Primus Truber heute zu sagen?" und mehrere hundert Aufsätze. Sie sind in der in der Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission 1964 herausgegebenen Festschrift für Balduin Saria zum 70. Geburtstag aufgeführt.

Prof. Dr. Saria ist nicht nur ein anerkannter Wissenschaftler, sondern auch ein liebenswürdiger, hilfsbereiter, jeder beruflichen Arroganz abholder, toleranter Mensch von hoher Kultur. Durch seine Aufgeschlossenheit und seinen altösterreichischen Charme erfreut sich der jugendfrische, vitale Professor überall größter Beliebtheit. Mit den Donauschwaben, deren Schicksal er stets mit großem Interesse verfolgt, ist er auch durch familiäre Beziehungen verbunden: Seine Frau Jolanda geb. **Hartmann** stammt aus Neu-Schowe.

Die Donauschwaben, die Prof. Saria sowohl als Mensch wie als Wissenschaftler ehren und schätzen, wünschen dem Jubilar noch viele Jahre der Gesundheit und alle, die ihn, seine Arbeitsfreude und seinen Lebensstil kennen, sind überzeugt, daß auch die kommenden Jahre weder seiner geistigen Frische noch seiner schier unwahrscheinlichen körperlichen Spannkraft etwas anhaben werden können; er ist eben 10 bis 15 Jahre jünger als es amtlich verbrieft ist.

Dienstag, den 28. Mai, wurde Prof. Saria im Rahmen einer innigen Feier seitens des Süost-Instituts und des Südostdeutschen Kulturwerkes geehrt, bei der nach den einleitenden Worten Franz **Hamms** der Direktor des Südost-Instituts Dr. Mathias **Bernath** dem Jubilar für seine Mitarbeit dankte und ihn in überaus herzlichen Worten als Mensch und Gelehrten würdigte.

Josef Gassner

Auf Besuch in Südamerika

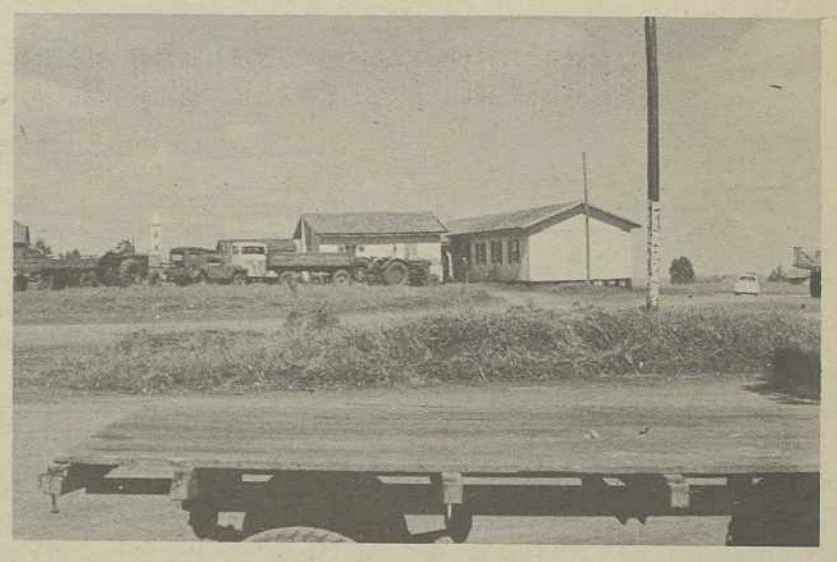
Bei den Donauschwaben in Brasilien / Von Dr. Jakob Awender

(6. Fortsetzung)

Der Preis für Weizen und Reis ist behördlich festgesetzt und für die Bauern zufriedenstellend. Bei guten Ernten fließt also viel Geld ein, welches zur ständigen Erweiterung der eigenen Wirtschaft angelegt sein will. Mit Rücksicht auf die laufende Geldentwertung entstehen dabei oft schwierige Probleme. Zur Zeit unseres Besuches wurde für einen Dollar der Gegenwert von 4,200.— Cruseiros der Landeswährung bezahlt. Unsere Landsleute legen ihre Einnahmen gewöhnlich also nicht auf Sparbüchel, sondern kaufen etwas. Oft leisten sie bloß eine Anzahlung auf eine Maschine, einen Traktor, ein Gerät, Möbel usw. und nehmen für den Rest einen Kredit auf, den sie im Laufe der nächsten Jahre bequem abzahlen. Die Geldentwertung hilft dabei wesentlich mit. Ein richtiger Brasilianer, dessen Horizont nicht über die eigenen Landesgrenzen hinausgeht, spricht dabei ärgerlich von einer Steigerung des Dollarkurses und nicht von einer Entwertung seiner eigenen Landeswährung.

In einer solchen Lage ist die Beschaffung eines Kredites bei der Nationalbank die entscheidende Frage. Manchen Donauschwaben gelang es von Anfang an, Kredite für die Urbarmachung des Ödlandes zu bekommen und konnten somit ihren Besitz in einigen Jahren vervielfachen. Die Geldentwertung half ihnen neben guten Ernten die Schuldenlast abzudecken. Auf der Siedlung gibt es einige Bauern mit weit über 1000 Hektar Eigenland und viele mit einem Besitz zwischen 100 und 1000 Hektar. Die kleineren Bauern erhalten von der Staatsbank gewöhnlich keine oder nur geringe Kredite, womit sie nicht weit springen können. In solchen Fällen kommt die „Agraria" mit ihrer unbegrenzten Kreditfähigkeit angerückt, kauft die feilgebotenen Felder unter eigenem Namen und verkauft sie dann an kauflustige Kleinbauern, die weniger als 75 Hektar Eigenland besitzen.

Beim Aufbau genossenschaftseigener Betriebe, wie Mühle, Lagerräume, Siloanlagen, Trocknerei und Reinigung am Fließband mit den modernsten Maschinen, sind Millionenkredite erforderlich, die aufzutreiben auch nicht immer anstandslos geht. Was macht nun der junge Präsident der „Agraria", Matthias Leh? Er fliegt nach Rio de Janeiro, geht zur Nationalbank und ins Ackerbauministerium und läßt solange nicht locker, bis sich einige einflußreiche Persönlichkeiten bereit erklären, die Angelegenheit an Ort und Stelle zu erledigen. Und zu Hause steht er auf festem Boden und redet zu den Fachleuten aus Rio so überzeugend, leidenschaftlich und gläubig, wie Pater Gruber in der Kirche vor seiner Gemeinde. Der junge Präsident Leh redet und überzeugt, wenn er sagt: „Wir bekämpfen hier den rößten Feind der Menschheit, den Hunger, der die niedrigste Stufe der Armut ist. Eine Handvoll Siedler produziert hier 2,6 Prozent des Weizens für ganz Brasilien und 57 Prozent im Staate Parana! Und wir bearbeiten diesen Boden erst seit einigen Jahren!"



Die Landwirte der Siedlung Guarapuava belagern täglich die „Agraria"-Kanzleien, um ihre Geschäfte abzuwickeln.

tomatische Förderanlage zur Trocknung und Selektierung des Weizens ihrer Bestimmung zu übergeben. Die bereits in Betrieb stehenden und in Bau befindlichen Gebäude der „Agraria" wurden von Franz Awender — selbst ein erfolgreicher Bauunternehmer in Cleveland — mit besonderem Interesse untersucht und begutachtet. Und er meinte, ähnliche Unternehmungen in den Vereinigten Staaten seien um kein Jota besser. In diesem Zusammenhange soll „Thomas" genannt werden. Einfach Thomas, denn nur so ist er auf der ganzen Siedlung bekannt.

Stehen wir beide mal mit Präsident Leh und Thomas in der Kanzlei der „Agraria" vor einer großen schwarzen Tafel mit einigen Kreidestrichen und daneben steht geschrieben: Bitte nicht löschen! Wir schauten uns gegenseitig an und wußten nicht, was wir damit anfangen sollten. Endlich fragte Franz, warum sollen diese unklaren Kreidestriche nicht gelöscht werden? Präsident Leh und Thomas lachten recht herzhaft und Thomas erklärte mit ernsthaftem Gesicht: Weil das der Grundriß eines geplanten Erweiterungsbaues ist. Franz meinte: Ja wer kennt sich denn da aus? Leh und Thomas erklärten lächelnd, daß sie genau wissen, um was es dabei geht und Thomas wird es dem Baumeister schon beibringen, wie es gemacht werden muß. Wie hier, so entsprangen auch in vielen anderen Sachen blitzartig Pläne im Gehirn unseres Freundes Thomas, die er oft mit den primitivsten Hilfsmitteln selber auch verwirklicht hat. Thomas ist ein Tausendsassa der donauschwäbischen Siedlung. Was noch nicht gelöst wurde, ist die Kunst des Ziegelschlagens. Angeblich läßt sich die vorhandene rötliche Erde nicht in Ziegelform pressen und Franz Awender nahm eine Handvoll Erde mit nach Cleveland, um chemisch untersuchen und erproben zu lassen, wie ein Ziegelschlag ermöglicht werden kann.

Die Zentralgenossenschaft „Agraria", als Zusammenfassung und Symbol der donauschwäbische Gemeinschaft auf dieser Siedlung, sorgt aber nicht nur für Maschinen, Lagerräume, Kunstdünger usw., sondern sie erfüllt auch viele andere Aufgaben. Sie sorgt für die Instandhaltung aller Straßen des Siedlungsgebietes, sie sorgt für die Schulgebäude, Jugendheime, Kirchen, Krankenhäuser, Kindergärten, Bibliothek und Filmvorführungen. Sie unterhält einen modernen Krankenwagen im Betrieb für jederzeitigen Einsatz in Notfällen. Der Krankenwagen selber ist von den VW-Werken in Sao Paolo für die Siedlung gestiftet worden.

Die Siedlung verfügt in allen 5 Dörfern über Grundschulen mit 3 Klassen und im Hauptdorf zusätzlich noch über eine vierte, fünfte und sechste Klasse, die von Kindern aller fünf Dörfer besucht werden. Der Unterricht erfolgt vormittags in der portugiesischen Sprache und nachmittags in der deutschen, mit Lehrkräften deutscher und donauschwäbischer Abstammung und Dominikaner-Schwestern. Das St.-Josef-Krankenhaus wird ebenfalls von den Dominikaner-Schwestern verwaltet und bedient. Das Albert-Schweitzer-Krankenhaus hat eine weltliche Verwaltung. Es sind einfache und kleine Krankenhäuser, die über rund 25 Betten verfügen. Der ärztliche Dienst wird von der Kreisstadt Guarapuava aus bewerkstelligt. Die zahnärztliche Betreuung erfolgt durch eine Zahnärztin regelmäßig im St.-Josef-Krankenhaus.

Die Kindergärten und unteren Klassen der Volksschule sind sehr stark überfüllt und sollen demnächst in A- und B-Klassen gespalten werden. Von der Siedlung aus besuchen derzeit drei Studenten die Universität, 12 Studenten höhere Mittel- und Fachschulen in Curitiba und 15 die Oberschule in Guarapuava. Für die Schüler in Guarapuava besorgt die „Agraria" den Transport in der Frühe hin und mittags zurück, wo sie dann nachmittags am Deutschunterricht teilnehmen. Die Siedlung verfügt über eine moderne Freiwillige Feuerwehr, eine Blasmusik, Sportabteilung, Trachtengruppe usw.

Das übliche Verkehrsmittel auf der Siedlung zwischen den Döfern und nach Guarapuava ist der VW-Kombi, Traktoren und gelegentlich noch ein Pferdegespann. Während der Amtsstunden der „Agraria" ist das ganze Vorfeld mit solchen Vehikeln besetzt. Dasselbe Bild wiederholt sich beim Kirchgang und zu den abendlichen Vorstellungen in den Jugendheimen. Im zweiten Dorf wohnten wir einer Vorstellung der Jugend bei, die von einer Caritas-Schwester vorbereitet und geleitet wurde. Das Programm hat sich als hochwertig und genußreich, heiter und ernst erwiesen und wurde stellenweise musikalisch umrahmt. Im Rahmen dieses Programmes sprach Franz Awender als Vertreter des Verbandes der Donauschwaben in Nordamerika vor einem vollen Haus und auch ich über meine bisherigen Eindrücke auf der Siedlung. Im Zentralpark dieses zweiten Dorfes steht ein schlichtes Denkmal mit den Namen der dortigen Siedler, welches dem Andenken des Gründers und erstem Präsidenten der Zentralgenossenschaft „Agraria", dem Dipl.-Landwirt Michael Moor aus India in Syrmien, gewidmet ist.

(Schluß folgt)

Der Leser greift zur Feder

Studenten — Produkte der Umerziehung

Die Freiheit, die sie meinen, ist das Produkt einer krankhaften Phantasie, wie ja das ganze Dasein dieser Sorte von jungen Leuten durchwoben ist von einem Habitus, der stark im Perversen und Schizophrenen fußt.

Es ist eine Binsenwahrheit, daß sie dazu umerzogen wurden von einer Welt, die gestaltet wird von einer bestimmten Gattung von Presseerzeugnissen, vom Rundfunk und Fernsehen und nicht zuletzt von sogenannten „modernen" Zeitgeschichtlern. Das Endprodukt dieser Umerziehung mündet — wie wir in letzter Zeit schon wiederholt feststellen konnten — in Anarchie.

Ich möchte gerne wissen, wann sich diese langhaarigen sogenannten Studenten überhaupt ernstlich mit ihrem Studium befassen?! Oder besteht ihr Dasein etwa nur darin, sich eine eigene Welt zu schaffen, in der sie als Parasiten eines viel zu toleranten Staates auf den Weltuntergang bzw. auf ein übernatürliches Leben warten?!

Dr. med. Anton Baitz
Maria Saal

Paprika

sowie Tortenblätter, Franzbranntwein, Kakao, Mohn, geräucherte Bratwürste u. sämtliche Back- und Schlachtgewürze liefert billigst **Karl Putterer, Würzburg,** Frankfurter Str. 33a. Bei Paprika und Gewürzen ab 25,— DM portofrei.

Rechtssprechung
Unfall durch grob fahrlässiges Verhalten

Ein auch noch so unverständlich-grobfahrlässiges Verhalten auf dem Rückweg von der Arbeit und eine dadurch selbst geschaffene Gefahrenerhöhung beseitigen den Unfallversicherungsschutz nicht, wenn das Verhalten allein dem Bestreben entspringt, rascher die Familienwohnung zu erreichen (BSG-Urteil vom 14. 12. 1965 — 2 RU 8/64).

Die Mitglieder der Kommission schauten sich mal gründlich um, machten einige Kreise über der Siedlung mit ihrem Sonderflugzeug und sahen den Unterschied in der Bodenbearbeitung zwischen den jungen Donauschwaben und den alten Brasilianern — und Matthias Leh erhielt den erwünschten Kredit für seine Genossenschaft! Von Curitiba und von Brasilia kamen anerkennende Worte. Der Ackerbauminister Ivo Arzna beklagte sich über die schleppende Aggrarreform in Brasilien und hob die Donauschwaben der Siedlung bei Guarapuava lobend hervor, die moderne und erfolgreiche Feldwirtschaft betreiben. Hier haben 300 Bauernhöfe kurzwegs weit über 30 000 Hektar Ödland fruchtbar gemacht. Ein Musterbeispiel für alle anderen. Die Weltorganisation für Ernährung und Ackerbau (FAO) der Vereinten Nationen in Rom zeigte einen Film über die Entwicklung der Donauschwabensiedlung als Musterbeispiel, um den Hunger zu bekämpfen.

Gerade während unseres Aufenthaltes auf der Siedlung wurde die letzte Hand angelegt, um die au-



Puppe in der schönen Kerneier Tracht. Die Kleidung wurde genäht von Theresia Abt und Tochter Maria Schwartz, jetzt wohnhaft in 3850 N. Bernard, Chicago, Ill., 60 618, USA.

Donauschwäbische Gedenktage

6. Juni 1778:

Das Banat wird staatsrechtlich Ungarn einverleibt

Im Ringen um die Sicherung der volkspolitischen Existenz hat sich die unzureichende territoriale oder nationale staatsrechtliche Stellung der Donauschwaben als folgenschwerster Mangel erwiesen. Wo sie in eigenen Gemeinden und Städten wohnten, war ihnen die Selbstverwaltung der Kommunen dienstbar. Eine übergemeindliche territoriale oder nationale Selbstverwaltung konnte nur unzulänglich und für kurze Zeit erreicht werden, eben in Ermangelung einer anerkannten staatsrechtlichen Position.

Und doch gab es in der Entwicklung der Donauschwaben Ansätze, die bei einer zielbewußteren nationalpolitischen Aktivität sicher auch ausgebaut und gesetzmäßig verankert und verteidigt hätten werden können. So wurde das Banat, das größte donauschwäbische Siedlungsgebiet, nach seiner Rückeroberung im Jahre 1716 nicht dem Königreich Ungarn, sondern der Oberhoheit des Kaisers unterstellt. Die Madjaren rührten sich sofort und verlangten die „Reincorporation". Aus militärischen Gründen setzte sich Prinz Eugen, der Befreier des Banats, für die staatsrechtliche Sonderstellung dieses Gebietes ein. Der Kaiser übte hier die Staatsgewalt aus. Unter seinem Schutz setzte eine umfassende Aufbau- und Erschließungsarbeit ein, die dieses Gebiet an der äußersten Südostspitze des Reiches zu einem Kraftzentrum und Bollwerk des Friedens und des Aufbaus entwickeln sollte. Auch über die Kirche hatte er sich weitgehende Rechte gesichert. In innerkirchlichen Angelegenheiten hatte er ausschlaggebenden Einfluß. Über die staatsrechtlichen Verhältnisse um 1736 läßt sich folgendes sagen: Die von Prinz Eugen geplante, vom Kaiser akzeptierte Selbstständigkeit war durch effektive Besitznahme, jedoch gegen den Willen der ungarischen Stände, erfolgt; Karl VI. führte im Banat den Titel eines Landesfürsten. Sein Stellvertreter oder Statthalter war der Präsident der kaiserlichen Landesadministration; der Kaiser war der alleinige Grundherr und Eigentümer; ihm allein stand das Patronatsrecht in kirchlichen Angelegenheiten zu. Verwaltung und Gerichtsbarkeit waren selbständig, die Wirtschaft entwickelte sich folgerichtig nach den autarken Bestrebungen des Merkantilismus. Die selbständige Provinz hatte eigene Landesgrenzen und war ein eigenes Hoheitsgebiet. Geld, Maße und Gewichte waren dieselben wie in den deutschen Erblanden des Erzhauses. Das Militär und die militärischen Anlagen dienten einer Reichsaufgabe, dem Schutz der abendländischen Christenheit. Die dem Lande hieraus erwachsenen Lasten wurden aus der heimischen Wirtschaft bestritten. Die benötigten Waffen, die Munition und das Schiffsarmament der Donauflottille wurden im Banater Bergland hergestellt. Der Wille des Kaisers zur Katholizität entsprang der gleichen Reichsgesinnung wie die Bevölkerungspolitik im Banat. Aus Gründen der Sicherheit und Versorgung der Truppen wurden zuerst an den Anmarschstraßen des Heeres und an der Donau Siedlungen angelegt. Kolonisten aus vielen Völkerschaften fanden willkommene Aufnahme. Ein sichtbarer Abglanz der Zeit wurde nach und nach die Stilform des Barocks (nach Diplich).

Als nach dem unerwarteten Tode des Kaisers (1740) die von allen Seiten um ihr Erbe bedrängte junge Kaiserin Maria Theresia (1740 bis 1780) hilfeflehend vor dem ungarischen Landtag erschien, wurde ihr von diesem das Zugeständnis abgefordert, die Militärdistrikte und das Temeswarer Banat mit den Ungarn zu vereinigen, sobald es friedlichere Zeiten erlaubten. Im Jahre 1778 war es dann so weit: Maria Theresia willigte in die staatsrechtliche Eingliederung des Banats ins Königreich Ungarn ein. Am 6. Juni 1778 vollzog der königliche Kommissär Graf Christoph Nitzky zusammen mit dem Kameralkommissar Graf Franz Zichy und dem Vizepalatin Anton Vörös die Inkorporierung. Sechzigjährige Verteidigung ihres Rechtsstandpunktes ließ die Madjaren ihr Ziel erreichen: Aus der reichsunmittelbaren Kammer- und Krondomäne war nun eine königlich-ungarische Provinz geworden, die man in drei Komitate — mit je einem madjarischen Magnaten als Obergespan — aufteilte.

Die Folgen dieser Aufhebung der Eigenständigkeit des Banats waren für die Donauschwaben verhängnisvoll. Die deutsche Verwaltung für öffentliche und staatliche Angelegenheiten verschwand. Die Keimzelle eines donauschwäbischen Territoriums und einer für sie bestimmten deutschen Verwaltung war somit aufgegeben. Im Zuge der Eingliederung sind viele deutsche Gemeinden an private Grundherren verkauft worden. So kamen viele Donauschwaben wieder in eine verstärkte wirtschaftliche Abhängigkeit. Durch die Auflassung des Banats als selbständiges Kronland wurde die Anteilnahme der Krone an dem Schicksal der deutschen Ansiedler immer schwächer, und sie verfielen langsam und immer mehr dem Machteinfluß der Madjaren. jvs

Donauschwäbische Ortsneckereien (23)

Von Dr. Anton Peter Petri

131. **Knes,** B: **Dickköpfe** (tikhep); **Das süße Knes** (əs siisi knees).

132. **Königshof,** B: **In Königshof — sind alle Leute besoffen** (in kheenichshof — sin ali lait psof); **Grundbirnenquetscher** (krumbeerəkwetschər) (ma. Grundbirne = Kartoffel).

133. **Kövesd,** U: **Beim Kövesder Passionsspiel hat der Christus den Geduldsfaden verloren.**

134. **Kozma,** U: **Gehe nach Kozma Manier lernen** (kee nach kosmau maniir lärrə); **Kozmaer Klumpen** (kosmauər klumpn) (zu Klumpen vgl. **Apatin).**

135. **Kruschiwel,** Ba: **Wer hier fragte: „In welcher Gasse wohnt der Richter?" bekam Schläge, denn es gab nur eine; In Kruschiwel — geht es den Hunden übel** (in kruschiwl — keets tə hunt iwl); **Die Kruschiwler haben eine berühmte Eisenbahn.**

136. **Kubin,** B: **Kubiner Ludaistrudel** (khubiinər ludaischtruudl) (ma. ludai = Kürbis) (Als die Verwandtschaft aus dem Nachbarort zum Kirchweihfest nach Kubin kam, sagte der Hausherr: „Warum seid ihr nicht gestern gekommen, gestern hatten wir Ludaistrudel?"); **Kubiner Narren** (khubinər narn) (hier gab oder gibt es eine Irrenanstalt).

137. **Kudritz,** B: **Spandauer** (schpandauər).

138. **Kula/Ba: Ja, in Kula, wo die Kröten wühlen** (joo, in khulə, wuu ti krotə wulə); **Ja, in Kula, wo die Schweine wühlen** (joo, in khulə, wuu ti schwein wuulə).

139. **Kunbaja,** Ba: **In Kunbaja** lassen sich die Leute trocken balbieren (balwiirə).

140. **Kutzura,** Ba: **Grundbirnenhasen** (krumbeerəhaasə); **Hier haben die Leute auch im Sommer die Pelzkappe auf;**

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(17. Fortsetzung)

Gegen die Wahlkorruption

So erklärte Johann Röser in der erwähnten Wahlversammlung im Jahre 1910:

„Ich hoffe", sagte er, „daß Ihr, **als deutsche Bauern, Euch durch Geld, Paprikasch oder Aldomasch nicht bestechen laßt. Es wäre ein trauriges Zeichen von Korruption und Degeneration.** Ihr müßt Euch überlegen, daß das Wahlrecht so beschränkt ist, daß **einer noch für 20 andere stimmt. Im Falle nun jemand seine Stimme verkauft, verkauft er 20 freie Mitbürger".** Welch ein Unterschied zwischen damals und später ...

Aber auch Dr. Ludwig Kremling, den Dr. Kräuter in seinen „Erinnerungen" in einem **primitiven Verfälschungsverfahren für sich und seine Genossen beschlagnahmt**, beklagt sich in einem vom 7. Mai 1910 datierten Brief an Edmund **Steinacker** über die Korruption anläßlich der Wahlen im Lovriner Wahlbezirk. Er schreibt: „Ich bin ganz niedergeschlagen. Die Gegner **Baross** und **Zsarkó** arbeiten in unverschämtester Art und Weise mit **Orgien und Bestechungen, um mich ja niederzuringen.** Bis jetzt halten sich die Deutschen ziemlich wacker, trotzdem habe ich **Perjamosch** auf diese Art beinahe **ganz** verloren. **Es ist mit dem Volke zum verzweifeln, wenn man diese Unreife sieht."**

Und schon im Jahre 1901, als der prominente Führer des ungarländischen Deutschtums Edmund **Steinacker**, der in dem Banater Wahlkreis Großkomlosch kandidierte, infolge brutaler Wahlmachinationen durchfiel, berichtete der Vertreter der deutschbewußten Banater Schwaben, Dr. Nikolaus **Erling** aus Marienfeld, in einem Schreiben vom 31. Dezember 1901 an Steinacker, der trotz der guten Stimmung unter den Deutschen, was sich in den gutbesuchten Wählerversammlungen äußerte, zu keinem Mandat kam, folgendes:

Unter allen Umständen stürzen

„Stuhlrichter haben paar Tage vor der Wahl die Weisungen erhalten, Dich **unter allen Umständen zu stürzen** ... Bei den Wahlen sind nicht die Gefühle maßgebend, sondern die Kortesche (Wahlwerber und Stimmenkäufer) und die Charaktere und nicht zuletzt **das Geld.** Es gehört sehr viel Mühe dazu, das Volk zu **Charakterstärke und Deutschtum** zu erziehen, namentlich bei uns, wo schon **Lehrer, Pfarrer, Notäre und Stuhlrichter zu besiegen sind und das Volk noch gar nicht organisiert ist und nun kaum mehr organisiert werden kann".**

Es ist daher nur selbstverständlich, daß die Volkspartei einen verzweifelten Kampf gegen die Wahlmißbräuche und für das allgemeine geheime **Wahlrecht führte und die Bestechungen der deutschen Wähler gar nicht als „Volksbelustigungen" sondern als Korrumpierung des Charakters ansah.**

Über Röser schreibt Dr. Kremling am 5. April 1910: „Am 3. und 4. April muß ich ins Lovriner Bezirk fahren. Dr. **Gabriel** und **Röser, der sich wunderbar bewährt**, begleiten mich ... In Lovrin sprach vor 500 Deutschen auch Röser." „Am 10. April" — schreibt Dr. Kremling — „muß ich mit Röser zu seiner Kandidierung fahren und ihn untersützen". Dr. Kremling und Röser waren also **eng miteinander verbunden**, so daß die Dr. Kräuter'schen Behauptungen glatt erfunden sind. (Das **einzig Wahre**, was Dr. Kräuter über Johann Röser schreibt, ist, daß er **eine Brille mit Goldrand trug.)**

Erschütterndes Schreiben Dr. Kremlings

Nach der Wahl im Lovriner Wahlbezirk berichtete **Dr. Ludwig Kremling** in einem vom 14. April 1910 datierten Schreiben an Edmund Steinacker:

„Die große Wahlschlacht wurde geschlagen ... und endete mit unserer Niederlage. Schuld an derselben sind in allerster Linie die furchtbar korrumpierten Verhältnisse und die durch die langjährige Regierung des Grafen Tisza korrumpierten Wähler, welche sich leider durch **Fress- und Saufgelage sowie durch hohen Stimmenkauf** verleiten ließen, dorthin zu stimmen, wo ihnen vergängliche, ihren **eigenen Ruin** bringende Vorteile winken. Dazu kommt die administrative Macht und der Terror und schließlich die Wahlmüdigkeit und Feigheit der Wähler, die leider Gottes den Ernst der Situation noch immer nicht erfassen und in einem Abgeordnetenkandidaten einen **Halbgott** sehen ... und es als natürlich finden, daß ein solcher die Wähler bezahlen muß, damit sie ihm die Gefälligkeit erweisen, auf ihn zu stimmen. Ich kann ein **grausig Lied von diesen Dingen singen und weine meinen 8000 Kronen nach, die ich meinen Kindern bzw. meiner Tochter vorenthalten muß in der Meinung, es existiere noch ein Idealismus. Leider mußte dann auch ich, dem die günstigsten Aussichten winkten, dem Mammon unterliegen, da ich mir nicht 100 000 Kronen leisten konnte, die die Regierung Baross** (der ungarische Kandidat der 48er, der von Domherr Franz Blaskovics, Dr. Kaspar Muth und Dr. Emmerich Reitter tatkräftig unterstützt wurde. Anm. d. Red.) **zur Verfügung stellte.** Ehre den Ausnahmen: Ich habe viel Gutes und Schönes gesehen und sehr selbstbewußte deutsche Männer gefunden in Gemeinden wie Sándorhaza (Alexanderhausen), Biled, Grossjetscha, Csatad (Lenauheim) und teilweise auch in Lovrin, die wie die Unsrigen wirkliches biederes deutsches Volk sind und habe überall den Samen unserer Ideen ausgestreut und **besonders bei den Frauen begeisterte Aufnahme fürs Deutschtum gefunden; bis nicht der Machtdruck und das Geld kamen,** dann blieben nur mehr die Standhaften bei uns, die anderen zwar im Herzen mit uns, aber in der Praxis gegen uns: sehr lehrreiche Beispiele.

Nun bin ich für immer kaltgestellt und kann unter solchen Umständen nie ein Mandat erstreben, da es meine Verhältnisse nicht erlauben, zumal ich in zwei Wahlen schon über 13 500 Kronen opferte. Damit genug für immer, da man meinen Ruin nicht verlangen kann. Bei der Sache bleibe ich wie bisher, und bin nicht im geringsten durch die Niederlage gedrückt, doch kann ich nicht wie bisher weitere Opfer bringen und die Partei sozusagen aus eigenem erhalten".

Diese erschütternden Zeilen Dr. Kremlings sind untrügliche Beweise der Opferfreudigkeit einer Handvoll deutscher Männer, die einer Idee zuliebe unglaubliche persönliche und materielle Opfer brachten; **zu diesen gehört auch der Bauer Röser.** Die Erbschleicher des moralischen Kapitals der Volkspartei haben wesentlich **weniger Opferbereitschaft gezeigt: keiner von den Dr. Kräuter'schen „Christ-Demokraten" wurde durch ihre Politik ärmer, im Gegenteil.** Und Dr. Kräuter beschlagnahmt nun in seinen „Erinnerungen" sogar diesen aufrechten Vorkämpfer der deutschen Bewegung (gemeint ist Dr. Ludwig Kremling) für sich und seine Gruppe, um eine Politik zu rechtfertigen, die mit Idealen nur wenig zu tun hatte.

Röser Obmannstellvertreter

Laut einem Protokoll über die am 24. Oktober 1909 in Temeschburg stattgefundene Konferenz der „Ungarländischen Deutschen Volkspartei", an der aus dem Banat: Dr. Otto **Erling**, Johann **Anheuer**, Viktor **Orendi-Hommenau**, Dr. Peter **Kausch**, F. J. **Wettel**, Dr. Josef **Gabriel**, Johann **Mager** (Hodony), Johann **Erk** (Liebling), Dr. **Kremling** und Johann **Röser**, ferner Rudolf **Brandsch**, Reinhold **Heegn** sowie Edmund **Steinacker** u. a. teilnahmen, teilte Dr. Kremling als Obmann der Partei mit, daß die Ungarländische Deutsche Volkspartei sich folgendermaßen konstituiert, beziehungsweise in Unterabteilungen gegliedert habe: **Obmann der Partei:** Dr. Ludwig **Kremling**, Rechtsanwalt — **Obmannstellvertreter:** Johann **Röser** jun., Landmann — Schriftführer: Viktor **Orendi-Hommenau** — Kassier: Johann **Hess** — Neusatz. In der Diskussion traten J. Röser und Johann Anheuer für die Schaffung von **wirtschaftlichen** Organisationen ein, „die am meisten zur Förderung der politischen Bewegung beitragen können". Röser nahm aber auch als Vertreter der Banater Deutschen an den von dem bekannten Buchenländer Historiker Prof. Dr. Raimund **Kaindl** organisierten Tagungen des Karpatendeutschtums teil. An der im Sommer 1911 in Ruma stattgefundenen Tagung waren aus dem Banat u. a. anwesend: Johann **Röser**, Direktor Johann **Tengler** und Viktor **Orendi-Hommenau**, die alle auch das Wort ergriffen. Die Hauptredner waren außer Prof. Kaindl noch Rudolf **Brandsch**, Hermannstadt, und Dr. Stefan **Kraft** aus India. Röser, der ein volkstümlicher Redner war und oft ohne Rücksicht auf die anwesenden „hohen Herren" in Mundart sprach, referierte auch so anläßlich der Wiener Tagung der Karpatendeutschen unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges über den Bauernbund. **Wo waren** damals die späteren „Führer" der Banater Schwaben, die wie Dr. Kräuter sich erst durch die durch den Ausgang des Krieges erzwungene „Götzendämmerung" zum Deutschtum bekannten? Warum hat diese „Elite" unser Volk bei deutschen Veranstaltungen nicht schon damals vertreten?

Die Gründung des Bauernbundes

Der „Deutsche Bauernbund" wurde im Jahre 1913 als Gegenstück zu dem von Domherrn Franz Blaskovics geleiteten, im Dienste der Magjarisierung stehenden und deshalb von der ungarischen Regierung **subventionierten** „Südungarischen Bauernvereins" unter tatkräftiger Mitwirkung Reinhold **Heegns** in Werschetz gegründet. Diese Gründung wurde von der chauvinistischen Presse auf das schärfste bekämpft. Der „Freimütige", der „Landbote", die „Südungarische Reform" sowie der „Pester Lloyd" schäumten vor Wut. Daß diese Gründung aber notwendig war, geht auch aus den **„Lebenserinnerungen"** Steinackers hervor. Er schreibt: „Der Monat April brachte mich zweimal in das Banat ... um auch der Agitation entgegenzutreten, welche die **vollständige in chauvinistischen Händen befindliche Leitung des ‚Südungarischen Bauernvereins' mit Ausnahme des deutschfreundlichen Advokaten Dr. Frecot gegen die ‚Ungarländische Deutsche Volkspartei' entfaltete, obwohl sie ein sehr gutes Werkzeug einer einheitlichen Organisation der südungarischen Schwaben hätte sein können".** Der hier erwähnte Rechtsanwalt stammte aus Triebswetter und war der Vater des noch in Temeschburg lebenden Rechtsanwalts Dr. Stefan **Frecot**, der seinerzeit die **Anschlußerklärung der Banater Schwaben der Pariser Friedenskonferenz zuleitete.**

Kampf dem „Deutschen Bauernbund"

Der neugegründete „Deutsche Bauernbund" hatte in kurzer Zeit bereits mehrere Tausend Mitglieder zu verzeichnen und während der „Pester Lloyd", das Sprachrohr der jeweiligen ungarischen Regierung, die bereits im ungarischen Fahrwasser segelnden Bauernvereine (außer dem Blaskovics'schen gab es noch ähnliche Bauernvereine in der Tolna und in Westungarn) als vorbildlich hinstellte, weil ja das **Volksbewußtsein hier keine Rolle spielte**, griff er den „Deutschen Bauernbund" an und bezeichnete ihn **„als politische Gründung,** als einen krampfhaften Versuch, der seit mehreren Jahren im Banat kümmerlich vegetierenden Deutsch-Ungarischen Volkspartei irgendwie auf die Beine zu verhelfen". (Hedwig **Schwind:** Jakob Bleyer). Die Führer des Deutschen Bauernbundes waren Johann **Röser**, Rudolf **Brandsch** und später der Grundbesitzer Wilhelm **Kopony.**

Am 11. Dezember 1915, also schon mitten im Kriege, wurde die Warenabteilung des „Deutschen Bauernbundes aus den Ländern der ungarischen Krone unter der Firma ‚Agricola', Landwirtschaftliche Genossenschaft" gegründet. Die Geschäfte dieser Warenabteilung haben es Dr. Kräuter angetan. Ihre Geschäfte **bestimmten** — laut Dr. Kräuter — die **politische Tätigkeit** dieser drei Männer. Der „Agricola" schiebt er verschiedene zweifelhafte Geschäfte in die Schuhe. Von dem bzw. von der in Personalunion von Domherrn Blaskovics geleiteten „Bauernverein" und „Bauernbank", die gleichfalls eine „Warenabteilung" betrieben und die oft schwere Verluste erlitt, schweigt er. Daß Röser öfter gewagtere Geschäfte tätigte und Verluste erlitt, war allgemein bekannt. Aber auch, daß er die deutsche Bewegung **weitgehend unterstützte.**

(Fortsetzung folgt)



Marienfeld, rum. Banat: Blick aus einem Garten auf den Kirchturm.
(Photo: Josef Günther)



Eingang des „Prinz-Eugen-Hauses" in Temeschburg. (Die Aufnahme stammt vom Jahre 1966.)

Stipendiaten aus Osteuropa

Auf Anregung des SPD-Vorsitzenden, Bundesaußenminister Willy Brandt, plant die Friedrich-Ebert-Stiftung auch die Förderung von Stipendiaten aus osteuropäischen Ländern. Es sollen zunächst Studenten aus Rumänien, der Tschechoslowakei, Ungarn und Bulgarien in das Förderungsprogramm einbezogen werden, in dessen Genuß bereits acht jugoslawische Stipendiaten gekommen sind. Die Antragsvorbereitungen für die Stipendiaten sind im Gange, zahlreiche Anfragen von osteuropäischen Universitäten liegen schon vor.

s. u. e.

Ungarn begehren Waren aus der Bundesrepublik

Das ungarische Außenhandelsministerium ließ verlauten, daß vielfach Einfuhrlizenzen beantragt würden, um Waren aus dem Westen zu beziehen, obwohl diese auch aus den Ländern des östlichen Comecon geliefert werden könnten. Wörtlich heißt es, „daß der Import vieler Waren aus der Bundesrepublik Deutschland beantragt wird, die zu gleichen Bedingungen auch aus anderen Ländern bezogen werden könnten."

s.u.e.

Beglaubigte Übersetzung
aller Urkunden
billig und sofort
aus der jugosl., rumän., ungar., tschech., slowak., poln., russ. und aus allen anderen Sprachen für ganz Deutschland und für das ganze Ausland durch gerichtlich beeidigte und geprüfte Dolmetscher.
Ratenzahlung.
Donauschwäbisches Übersetzungs- und Auskunftsbüro
A. Kreutzer
75 Karlsruhe, Hebelstr. 17/3

Auf Besuch in Südamerika

Bei den Donauschwaben in Brasilien / Von Dr. Jakob Awender

(7. Fortsetzung und Schluß)

Der Gesundheitszustand der Bevölkerung ist dank des guten Klimas und hygienischer Lebensweise als recht gut zu bezeichnen. Das Gebiet der Siedlung liegt etwa 1150 bis 1200 m über dem Meeresspiegel und die Temperatur bewegt sich zwischen 12 und 23 Grad Celsius. Die Niederschläge erfolgen ziemlich regelmäßig und übers ganze Jahr verteilt. Der Boden ist von rot-brauner Farbe, läßt sich gut bearbeiten und ist fruchtbar. Verschiedene Fruchtfolgen beanspruchen jedoch verschiedene Düngersorten, wobei der Kalkmangel an erster Stelle steht. Gerade zur Zeit steht der Präsident der „Agraria", Matthias Leh, in sehr ernsten Verhandlungen mit zuständigen Stellen in Bonn, um Geldmittel und Maschinen für den Ankauf und die Auswertung eines Kalkbruches in Brasilien zu ermöglichen, mit einer Kapazität von rund 15 000 Tonnen jährlich. Das ist die Menge, welche die Siedlung unbedingt benötigt zur richtigen Bodenbearbeitung auf lange Sicht. Der Kredit von Bonn würde durch erhöhte Ernteerträge in kurzer Zeit getilgt sein. Neben diesem Investitionskredit verlangt Präsident Leh aber auch landwirtschaftliche und genossenschaftliche Fachkräfte; Lehrkräfte für soziale und pädagogische Aufgaben und die vorübergehende Einstellung von Jungbauern der Siedlung in bäuerliche Musterbetriebe in Deutschland. Die sehr ausführlich begründete Eingabe an die deutsche Bundesregierung in Bonn wurde von der Kirchengemeinde, dem Landratsamt in Guarapuava, dem Gouverneur und dem Ackerbauminister von Parana unterstützt. Zur Heranbildung von Fachkräften auf lokaler Ebene hat sich Österreich bereit erklärt und die Errichtung eines landwirtschaftlich ausgerichteten Gymnasiums ins Auge gefaßt.

Steht man in einem der fünf Dörfer, die der Anlage nach sehr an unsere Dörfer in der alten Heimat erinnern: breite, gerade Straßen und Kreuzgassen, große Hausplätze mit Gärten, die Kirche, Schulen, Jugendheime, Genossenschaften, Konsumläden, Krankenhäuser, Pfarrkanzlei usw., zentral gelegen, so überfällt einen ein ganz seltsames Gefühl. In Brasilien, weitab von unseren bisherigen Siedlungsgebieten, wächst da eine neue, freie donauschwäbische Gemeinschaft, der Kern einer Volksgruppe mit Menschen unseres Blutes, unseres Stammes, mit unseren Brüdern und Schwestern, die wir kennen, mit denen wir uns verbunden fühlen, mit denen wir uns über jeden Fortschritt, über jeden Zuwachs von neuem Siedlungsboden, über jede Ausweitung ihres Lebensraumes freuen, von ganzem Herzen freuen. Auf dem neuen Siedlungsland stehend — rundherum unbegrenztes Ödland — verstehen sich manche Begriffe viel verklärter, als es der Fall auf dem Boden unserer altgewohnten Gesellschaftsordnung wäre. Wenn da einer sagt: Laß den Bauern nicht anfurchten gehen, denn er kommt nicht mehr zurück, klingt es ganz anders, als in einer satten Gesellschaft. Hier klingt ein Ton von der Sehnsucht nach der Ferne, nach Überwindung der bisherigen Enge, nach Tatendrang und Schaffenslust durch und will gehört sein. Und wer kennt das Märchen vom Hans im Himmel nicht, der sich dort furchtbar langweilte, bis der Gottvater ihm einen Pflug aus Gold machen ließ. Erst von jetzt an konnte er bei Sonnenschein und Wachtelschlag ackern, ackern, ackern und sich mit Luscht abrakkern. Als Pater Gruber nach dem Mittagstisch im Pfarrhaus in Anwesenheit Sr. Exzellenz,des Bischofs Friedrich Helmel aus Guarapuava — er stammt aus Österreich —, die donauschwäbische Langspielplatte mit diesem Märchen abspielen ließ, gab es Tränen in den Augen. Ja, man muß unter ihnen sein, um es wirklich zu erfassen, was es heißt: ackern, akkern, und sich mit Luscht abrakkern.

Bischof Helmel — das sei abschließend noch betont — ist ein wirklicher Vater seiner katholischen Diözese Guarapuava. Er weilt oft und gerne auf der Siedlung unter den Donauschwaben und besucht unsere Landsleute auch auf ihren weitabgelegenen Feldern, wo wir ihn überraschenderweise ebenfalls mal angetroffen haben. Bischof Helmel ist nicht nur das geistliche Oberhaupt seiner Gläubigen, sondern auch Helfer und Berater in allen Dingen des täglichen Lebens. Viele Vorsprachen bei höheren Behörden bekommen ein besonderes Gewicht, wenn Präsident Leh mit Bischof Helmel gemeinsam vorfahren, um Wünsche für die Siedlung vorzutragen. Das Dreigestirn: Bischof Helmel, Präsident Leh und Pater Gruber wachen und lenken das Schicksal der Donauschwaben auf der Siedlung „Entre Rios" bei Guarapuava. Wir sprechen von fünf Dörfern,die freilich eigene Namen haben, doch sie werden nur sehr selten gebraucht. Das erste Dorf oder Hauptdorf wird Vitoria genannt; das zweite Dorf: Jordaozinho (kleines Flüßchen); das dritte Dorf: Cachoeira (Wasserfall); das vierte Dorf: Soccoro (Hilfe, Unterstützung) und das fünfte Dorf heißt: Samambaia (Farnkraut). An Ort und Stelle spricht man nur vom ersten, zweiten, dritten,vierten und fünften Dorf.

Auf der Siedlung der Donauschwaben in Brasilien stehen die Uhren aber auch nicht still und so rückte unsere Stunde langsam heran. Es fiel uns beiden schwer, daran zu denken, daß wir scheiden müssen, scheiden aus einer so rasch liebgewonnenen landsmännischen Gemeinschaft, die uns so viele Erkenntnisse schenkte und die uns so herzlich aufgenommen und bewirtet hat. Wir werden diese Tage niemals vergessen, uns aber redlich bemühen, den aufgenommenen Faden weiterzuspinnen und das Band der brüderlichen Zusammengehörigkeit enger zu schließen. Wir hoffen zuversichtlich, daß wir in absehbarer Zeit Gäste von dieser sagenumwobenen donauschwäbischen Siedlung in Brasilien in Nordamerika und in Europa begrüßen können und wir werden sie ebenso herzlich aufnehmen.



Das „Dreigestirn" der donauschwäbischen Siedlung Guarapuava. Von links nach rechts: Pater Gruber, Bischof Helmel und Präsident Leh.

Das Band der brüderlichen Zusammengehörigkeit zwischen ihnen und uns soll niemals reißen.

Dort unten, auf der südlichen Hälfte unserer Erde, haben Donauschwaben ein Symbol gesetzt: freie Bauern auf eigenem Grund und Boden. Eine kleine aber zukunftsschwangere donauschwäbische Volksgruppe, die uns auf eine ungestörte geschichtliche Entwicklung in der Zukunft hoffen läßt.

Unsere Stunde schlug zu einem heiteren Ende. Wir mußten an einem Mittwoch die Siedlung verlassen, um die geplanten kurzen Besuche in Sao Paolo, Rio de Janeiro und Brasilia zu erledigen. Doch was geschah? Unser zweimotoriger Vogel, der uns nach Curitiba und Sao Paolo verfrachten sollte, landete am „Flugplatz" in Guarapuava nicht, weil alle Plätze besetzt waren. In dieser Stunde der Not kam als rettender Engel unser volkstümlicher Bischof Helmel, der uns beide einlud, mit seinem Personenwagen nach Curitiba zum Flugplatz zu fahren, da er am selben Tag einen Landsmann aus Österreich dorthin zu bringen habe, der bei ihm auf Besuch weilte und nun nach Österreich zurück muß. Es war eine herrliche Fahrt auf einer neuen Asphaltstraße durch eine wundervolle, abwechslungsreiche Landschaft quer durch das Gebiet der Diözese unseres Bischofs, der etwa 270 km entfernten Hauptstadt von Parana, Curitiba, entgegen. Es soll Bischof Helmel noch einmal auch auf diesem Wege für den erwiesenen Samariterdienst herzlich gedankt sein. Vergelt's Gott!

Der Abschied von Präsident Leh und seiner Frau fiel Franz Awender und mir schwer. Es waren so schöne und ungetrübte Tage der Sammlung, Beobachtung und Ausschau auf der Siedlung mit ihnen und vielen neuen Freunden, Tage, die wir ungestört genießen durften. Pater Gruber und allen Familien, die uns als Gäste zu sich ins Haus baten, sei ebenfalls herzlich und aufrichtig gedankt. Wir würden uns freuen, wenn wir die so reichlich erfahrene Gastfreundschaft alsbald in Nordamerika erwidern könnten. Als letzten Versuch, alle Sorgen über die Zukunft der donauschwäbischen Gemeinschaft „Entre Rios" bei Guarapuava zu zerstreuen, öffnete Präsident Leh ein klein wenig die Himmelstür und beruhigte uns: „Jeder Landsmann,der bei Pater Gruber beichtet und beim Geschäftsführer der Agraria, Gutfreund, seine Schulden bezahlt, der kommt in den Himmel!"

Erleuchtet durch diese Offenbarung, traten wir nun den Rückflug an und landeten wohlbehalten in Cleveland bzw. in Chicago.

Was wäre Karlowitz ohne Wein

Beim Stadtnamen Karlowitz (Srmski Karlovci) denkt der Geschichtskundige zuerst wohl an den Frieden von Karlowitz, der im Jahre 1699 dem Hause Österreich Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien und Slawonien eintrug. Damit war der alte Rechtsanspruch von 1526 erfüllt. Das Banat blieb jedoch türkisch.

Karlowitz, der von Sage und Geschichte gekrönte, reich geschmückte Patriarchensitz, ist aber auch eine Stadt, die zum Verweilen lädt. Wie gut lebt es sich in dieser breit in die syrmische Landschaft gelagerten Stadt, die eine seltsam schöne Mischung traut alter tümlichen und raffiniert genießerischen Wesens ist.

Karlowitz liegt in einer Gegend, die ihrer vielen Weideplätze und fruchtbaren Felder sowie der nahen Donau wegen seit je die Menschen angezogen hat. Kelten und Römer haben da gewohnt. Im Jahre 1308, vor genau 660 Jahren also, wird die Siedlung unter dem Namen Karom als Festung genannt. Im 14. und 15. Jahrhundert regierte in Karlowitz die Familie Gutkeled, zu Ende des 15. Jahrhunderts Stefan Batori. 1521 eroberten die Türken die Stadt und zerstörten die Festung. Nach seiner Befreiung aus dem osmanischen Joch nahm jedoch Karlowitz einen raschen Aufschwung. An der Stelle, wo der Karlowitzer Frieden geschlossen worden war, wurde 1710 eine Kapelle errichtet, die heute noch gut erhalten ist.

Im Jahre 1739 kamen viele Deutsche nach Syrmien und ließen sich in Peterwardein, Semlin, Mitrowitz und Vukovar nieder, während in Karlowitz von Handwerkern und Landwirten das sogenannte „Schwabendörfel" errichtet wurde. Sechs Jahre später hat sich das Königreich Kroatien-Slawonien als östliche Gespanschaft Syrmien einverleibt. Gleichzeitig wurde die Militärgrenze an der Donau erneuert. 1753 war Karlowitz k. u. k. Freie Kommunitätsstadt geworden. Als Stadt der Handwerker, Händler und Winzer trieb sie damals einen regen Handel mit den „Grenzern". Nachdem die „Grenze" um 1870 zu bestehen aufgehört und sich aufgelöst hatte, war Karlowitz (und mit ihm der Peterwardeiner Militärbezirk) ein Teil Kroatiens geworden. Es besitzt ein humanistisches Gymnasium und eine Lehrerbildungsanstalt.

Was soll man von Karlowitz sonst noch sagen? Was **kann** man von Karlowitz anderes sagen, als: Geht hin! Seht es euch selbst an, dies lebensvolle Ineinsklingen von Altem und Neuem, vor allem aber: welche Lage! Welch entzückende Lage in der fruchtgesegneten Weite des syrmischen Landes zwischen dem sandigen Donaustrand und dem nahen Stražilovac-Wald, im Rücken das schon von den Römern mit Weinreben bepflanzte „Frankochorion" Karls des Großen, die syrmische Fruschka Gora, das alte Frankengebirge (frong altslawisch, frug altserbisch = Franke), das bereits Dante in seiner Göttlichen Komödie erwähnt!

Was wäre Karlowitz ohne Wein, zu jeder Zeit des Jahres — und des Tages! Wein, Weingärten ringsum, rund 1800 Morgen Weingartenland! Ausflügler machen hier gerne Station. Und das versteht man. denn es ist etwas ganz Einzigartiges — Karlowitz! Helfried **Patz**



Eine Caritas-Schwester mit einer endlos scheinenden Jugendgruppe der donauschwäbischen Siedlung Guarapuava in einem der fünf Dörfer.

Donauschwäbische Gedenktage

15. Juni 1938:

Die erste Folge der Zeitschrift „Schwäbischer Volkserzieher" erscheint in Neuwerbaß/Batschau

Die nationale Aktivität der Donauschwaben war von jeher kulturell bestimmt. Es ging um die Muttersprache in Schule, Kirche und Verwaltung sowie um den freien geistigen Austausch innerhalb der großen deutschen Kulturgemeinschaft. In der Abwehr der existenzbedrohenden Überfremdung durch die Staatsvölker gewann freilich auch die eigenständige Kulturarbeit ihre besondere Bedeutung als Selbstdarstellung der eigenen Leistung und Werte. Für dieses Kulturschaffen waren eigene Zeitschriften erforderlich. Die Deutschen in Jugoslawien erhielten 1928 in der Monatsschrift „Unsere Schule" ihre erste Zeitschrift. Diese ging 1935 in der Vierteljahresschrift „Volkswart" auf, die ab 1938 als „Volk und Heimat" erschien.

Alle diese Versuche der Verwirklichung einer lebensfähigen Kulturzeitschrift gingen von der Bundesleitung des „Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes" in Neusatz aus. Mittlerweile hatte sich in der 1931 eröffneten Deutschen Lehrerbildungsanstalt in Neuwerbaß/Batschau ein beachtlicher geistiger Mittelpunkt herausgebildet. Im Jahre 1938 ging von hier aus die Initiative zur Gründung einer neuen Kulturzeitschrift aus, die unter dem Titel „Schwäbischer Volkserzieher" ihre volkspädagogische, kulturpolitische, literarische und wissenschaftliche Wirksamkeit aufnahm. Adalbert K. Gauß hatte als Schriftleiter unter den Lehrkräften der Deutschen Lehrerbildungsanstalt, der Deutschen höheren Schulen und unter den Lehrerzöglingen und Jugendlehrern zahlreiche Mitarbeiter um sich gesammelt, die mit Begeisterung am Werk waren.

Zur Frage der Berechtigung und Zielsetzung der Zeitschrift wurde u. a. ausgeführt: „Rein pädagogische Zeitschriften stehen unseren Lesern in der deutschen und serbokroatischen Literatur genügend zur Verfügung. Unsere Zeitschrift hat also nur eine Berechtigung, wenn sie auch auf diesem Gebiete besondere Fragen behandelt. Für uns ist die Behandlung von erzieherischen Fragen von Bedeutung, die sich für uns als deutsche Volksgruppe im Rahmen Jugoslawiens ergeben. Solche Fragen sind z. B. jene, die aus der Notwendigkeit der Beachtung des zweisprachigen Unterrichtes, der deutschen und serbischen Geschichte und Kulturgeschichte mit besonderer Berücksichtigung unserer Heimatgeschichte und der Zusammenhänge und gegenseitigen Einwirkungen der beiden Kulturen usw. erwachsen. Auch der Volkserzieher soll das Seinige zur Erfüllung dessen beitragen, was wir als Deutsche in diesem Lebensraume als unsere geschichtliche Sendung betrachten, auf vorgeschobenem Posten Vermittler und Brücke zu sein zwischen den Kulturen der Deutschen und jener Völker, mit denen wir hier im gemeinsamen Schicksalsraum leben. Wir legen gerade deswegen großen Wert darauf, auch hervorragende Serben und Kroaten in unserer Zeitschrift zu Worte kommen zu lassen... Aus dem oben Ausgeführten geht klar hervor, daß für unsere Zeitschrift neben rein pädagogischen Fragen die Volkskunde, die Heimatgeschichte, die Erforschung und Förderung unseres heimatlichen Schrifttums, die laufende Überwachung und kritische Besprechung aller wesentlichen Veröffentlichungen und Arbeiten, die unsere Volksgruppe und unsere gegenseitigen kulturellen Beziehungen zu den Völkern, mit denen wir hier seit der Ansiedlungszeit zusammenleben, betreffen, wichtigste Aufgabengebiete darstellen. Wir halten also in der gegebenen heutigen Lage für die Volkserziehung im breiten Sinne die Pflege folgender Gebiete für unerläßlich: Schulwesen, das Wissen um uns und unsere Umgebung und die Förderung unseres Kunst- und Kulturschaffens... Da die Zeitschrift heimatbedingt ist, sollen hauptsächlich Fragen behandelt werden, die unsere Volksgruppe und den Schicksalsraum, in dem wir leben, betreffen. Die Mitarbeiter sollen möglichst aus unserer engeren Heimat sein. Wir vermeiden es grundsätzlich, hochwertige Leistungen der deutschen Literatur abzudrucken, soweit sie nicht von unseren engeren Volksgenossen stammen oder uns betreffen. Wir vermeiden jede politische, persönliche und konfessionelle Auseinandersetzung. Daß wir bestrebt sind, in unserer Zeitschrift auch jüngere, in mancher Beziehung vielleicht auch unfertige Mitarbeiter heranzuziehen, darf uns nicht als Schwäche angerechnet werden".

Der „Schwäbische Volkserzieher" wurde von der kulturell interessierten Öffentlichkeit der deutschen Volksgruppe freudig begrüßt und konnte eine fruchtbare und erfolgreiche Tätigkeit entfalten. jvs

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(18. Fortsetzung)

Falsch informiert

Röser, den man in deutschen Kreisen wegen seines leutseligen Wesens nur „Vater Röser" oder „Vetter Hans" nannte, spielte auch in den Umsturztagen in Budapest eine führende Rolle. Allerdings nicht die, die ihm Dr. Kräuter andichtet, der sogar behauptet, daß Röser „niemals Obmannstellvertreter", sondern „nur von Kremling und Brandsch angestellter Wahlwerber war". Amüsant ist der Bericht Dr. Kräuters über den Aufenthalt Rösers nach dem Zusammenbruch in Budapest, von wo aus er Brandsch, „den er gelegentlich in der Volkspolitik vertrat und für den die ungarische Hauptstadt unzugänglich war, **mit vertraulichen Informationen versah".** Und die sind: „Die ungarische Politik" — schreibt Dr. Kräuter — „wurde aus der Freimaurerloge ‚Galilei' gelenkt, ihr gehörten die Mitglieder der Regierung an." Das hat Röser bestimmt **nicht berichtet,** denn sowohl er wie Brandsch wußten im Gegensatze zu dem einstigen **Budapester** Mittelschulprofessor Dr. Kräuter, daß der Galileiverein **keine Freimaurerloge,** sondern ein **radikaler studentischer Verein war,** in dem besonders jüdische Hochschüler eine große Rolle spielten. „Während des Krieges gewannen in ihm immer extremere antimilitaristische und syndikalistische Lehrer die Oberhand, so

Übersetzungen

von Urkunden, Dokumenten, Rentenunterlagen, Unterlagen für den Lastenausgleich aus folgenden Sprachen: Serbo-Kroatisch, Ungarisch, Rumänisch, Tschechisch, Slowakisch, Polnisch und Russisch durch beeidigten Dolmetscher

Johann Sabo
Übersetzungsbüro
68 Mannheim
Augusta-Anlage 49
(Nähe Wasserturm)
Postfach 20 02

daß der Verein einige Wochen vor Ausbruch der Revolution aufgelöst und mehrere Mitglieder verhaftet wurden. Unter der Regierung Károlyi wurden sie wieder freigelassen." („Die politische Entwicklung des Ungarländischen Deutschtums während der Revolution 1918/19" von Ludmilla Schlereth.) Und dann Dr. Kräuter weiter: „Da der katholisch-gläubige Führer der Staatstreuen, Professor Bleyer, sich deshalb von ihr distanzierte, der Führer der Volkstumstreuen Dr. Kremling im serbisch besetzten Süden in seiner Bewegungsfreiheit gehindert war, Brandsch im nunmehr rumänischen Siebenbürgen lebte und in Ungarn ein unerwünschter Fremder war, wurde die Formulierung der durch das Regierungsprogramm bedingten Gesetze über die Autonomie der Völker Ungarns dem **nichtdeutschen** Soziologen Oskar **Jászi** anvertraut. Er **begann** seine Arbeit mit dem am 19. 1. 1919 verlautbarten VI. Volksgesetz über die deutsche Autonomie, das die Forderungen des ‚Schwäbischen Manifests' im großen und ganzen erfüllte."

Nun, hier irrt Dr. Kräuter wieder: Der Entwurf des Gesetzes über die Ausübung des Selbstbestimmungsrechtes des ungarländischen deutschen Volkes, das sogenannte „Autonomiegesetz", wurde von dem Mitglied des von Dr. Brandsch und Dr. Kremling und später Dr. Gündisch geführten „Deutschen Volksrates", dem Siebenbürger Sachsen Dr. Otto **Herzog,** verfaßt; außer ihm haben daran noch mitgearbeitet: Ministerialrat Dr. Peter **Jeckel,** gleichfalls Siebenbürger Sachse, und der spätere Ministerpräsident Dr. Dionys **Berinkey.** Jászi trat aber gleich nach Erlaß dieses Gesetzes zurück. (Hedwig Schwind: „Jakob Bleyer".) Sein „Aufstieg" war also beendet.

Versprechungen

Graf Károlyi hatte unter dem Einfluß von Oskar Jászi die Lösung der Nationalitätenfrage versprochen und erklärte im Januar 1919 auf **Drängen des „Deutschen Volksrats":** „Mein Wunsch ist, daß sämtliche in Ungarn lebenden Nationalitäten auf Grund der Wilson'schen Prinzipien ihre Autonomie erhalten und eine **östliche Schweiz** zustandekommt. Außer den westungarischen Deutschen erhalten auch die Siebenbürger, die südungarischen und oberungarischen Deutschen ihre Selbstverwaltung, die sich auch auf die innere Verwaltung, Kultur und das Schulwesen bezieht. Der diesbezügliche Beschluß wird in den nächsten Tagen erscheinen". Es war aber schon zu **spät,** die Nationalitäten sagten sich bereits los und auch die Siebenbürger Sachsen schlossen sich Rumänien an. Der Gedanke einer **„östlichen Schweiz"** hat zwar Jászi ins Gespräch gebracht, aber einer der angesehensten deutschfreundlichen Politiker, Dr. Michael **Polit,** Rechtsanwalt in Neusatz, trat schon um **die Jahrhundertwende** für ihn ein. (Übrigens lebte seine Tochter **Beba** in der Nähe Temeschburgs, sie war an Milan Popovics verheiratet, der von Tito wegen Kollaboration mit Ungarn hingerichtet wurde.)

Nun, Oskar Jászi begann seine Arbeit nicht erst am 19. Januar 1919. Bereits im Jahre 1912 erschien sein Standardwerk über die Nationalitäten: „Die Bildung der Nationalstaaten und die Nationalitätenfrage" (1912), dann „Magyariens Schuld und Sühne" (1917). Aber schon vorher trat er in der Zeitschrift „Huszadik Század" mit Aufsätzen über die Nationalitätenfrage hervor. Jászi gehörte schon dem am **16. Oktober 1918** gegründeten ungarischen Nationalrat an und erklärte bereits zu dieser Zeit, daß man die Nationalitätenfrage auf Grund der Wilson'schen Grundsätze lösen und soziale Reformen durchführen müsse; das „Schwäbische Manifest" wurde aber erst **am 8. Dezember 1918 erbracht.** Das „Schwäbische Manifest", das Dr. Kräuter sozusagen als die **„Magna Charta"** des schwäbischen Volkes nach dem ersten Weltkrieg hinstellt und über das noch manches zu sagen sein wird, hatte **auf die staatliche Zugehörigkeit des Banates und der Batschka keinen Einfluß. Es blieb ein Stück Papier, das politisch lediglich einen dokumentarischen Wert besitzt. Sein Hauptzweck war die Demonstration für die Integrität Ungarns.** Verwirklicht wurde von seinem Inhalt gar nichts.

Weit bedeutungsvoller war die Rede Rudolf Brandschs, die er am **23. Oktober 1918** im ungarischen Parlament hielt. Es war eine sehr kühne Rede, in der er die verzweifelte Lage des ungarländischen Deutschtums schilderte und besonders die Schul- und Kulturpolitik der Ungarn gegenüber dem ungarländischen Deutschtum scharf kritisierte. Im Lande gebe es 280 000 deutsche Kinder, die **kein** Sterbenswörtchen deutschen Unterricht erhalten. Brandsch verlas dann eine Erklärung, die auch vom Leiter des „Deutschen Bauernbundes" Johann **Röser** und dem Leiter des „Deutschen Kulturrates", dem bekannten Banater Schriftsteller Otto **Alscher,** unterzeichnet war. In der Erklärung heißt es unter anderem: „Wir hoffen zuversichtlich, daß die nach Friedensschluß eintretenden Verhältnisse auch unserem Volke auf **allen Gebieten** des öffentlichen Lebens die Rechte bringen werden, die auch uns die Sicherung unserer **nationalen und kulturellen Entwicklung für immerwährende Zeiten ermöglichen.** Wie auch die Verhältnisse in **unserem Vaterlande** sich gestalten mögen, wir Deutsche fordern die **freie Entwicklung** unserer **nationalen Kultur** auf **allen Gebieten** und in **jeder Hinsicht.** wir fordern den **freien Gebrauch** unserer Muttersprache in den verschiedenen Zweigen des öffentlichen Lebens und die Einführung und Einhaltung von Gesetzen, die **diese Rechte feststellen** und für immer gewähren." („Deutscher Volksfreund", 7. November 1918). Diese **Rede enthält in gedrängter Form alles, was später in den deutschen Volksräten, mehr oder weniger radikal, formuliert wurde.**

Ein Bauer unter Akademikern

Die Rede — so hoffte man — würde den Auftakt zu einer **neuen Zeit in Ungarn** sein: die Verwirklichung eines gerechten Nationalitätengesetzes. Die Hoffnung ging nicht in Erfüllung.

Auch dem am 10. November 1918 von Rudolf Brandsch gegründeten „Deutschen Volksrat" für Ungarn gehörte Johann **Röser** mit Dr. Hans **Eschker** neben Reinhold **Heegn,** Dr. Stefan **Kraft** und Dr. Otto **Erling** (Marienfeld) an.

Zum Vorsitzenden des „Deutschen Volksrates" wurde bekanntlich Dr. Ludwig **Kremling,** Rudolf **Brandsch** und Heinrich **Kalmár** (Führer der deutschsprachigen Sozialdemokraten, Redakteur in Ödenburg und Jude) gewählt. Auch der höchsten Führungsspitze des Volksrates, dem **Landeskomitee,** gehörte — neben Dr. Ludwig Kremling, Reinhold Heegn, Dr. Eduard Rittinger, Dr. Otto Erling, Dr. Stefan Kraft — **auch Johann Röser an. Ein Bauer unter lauter Akademikern — er dürfte also doch nicht der „Schwindler" und „Bankrotteur" gewesen sein, als den ihn Dr. Kräuter hinstellt.**

Die Durchführung des ungarischen Autonomiegesetz ließ auf sich warten: Am 9. Februar 1919 rief daher der „Deutsche Volksrat" — aus dem nunmehr Brandsch wegen der Mediascher Ausschlußerklärung ausschied — eine Massenversammlung ein, **an der auch Röser teilnahm** und in der folgende Entschließung angenommen wurde: „Das deutsche Volk fordert die **sofortige und restlose Durchführung des Volksgesetzes über die Autonomie der Deutschen,** damit jede Gefahr eines Rückfalles in die alte Nationalitätenpolitik für immer überwunden erscheinen kann." („Deutsches Tagblatt", 9. 2. 1919). In der Versammlung wurde **auch die erste Nummer des vom Deutschen Volksrat herausgegebenen „Deutschen Tagblattes"** verteilt. Herausgeber (und auch Geldgeber) war Johann **Röser,** Schriftleiter: Otto **Alscher,** für Politik verantwortlich: Franz Xaver **Kappus,** für Volkswirtschaft: Dr. Otto **Herzog** (später Abgeordneter in Siebenbürgen). Die Zeitung wurde als erste von der **kommunistischen Räte-Regierung eingestellt.** (Halbjahresbericht des Deutschen Volksrates). Dem Regierungsausschuß des Deutschen Volksrates für Ungarn gehörten u. a. an: Johann **Röser,** Dr. Guido **Gündisch,** Heinrich **Kalmár,** Otto **Alscher,** ferner die Siebenbürger Dr. Otto **Herzog** und Dr. **Imrich,** für den Banater Schwabenrat Prof. Josef **Striegl** und Redakteur Karl **Hell.**

Unmittelbar vor dem Ausbruch der Räteregierung wollte die Regierung Károlyi noch Parlamentswahlen durchführen, an denen auch der „Deutsche Volksrat" mit einer **eigenen deutschen** Liste teilnehmen wollte. Kandidiert wurden u. a.: Johann **Röser,** Dr. Guido Banater Schriftsteller Franz X. **Kappus. Röser war also bis zum Ausbruch des Kommunismus in Budapest, so daß die Behauptungen Dr. Kräuters über Röser leeres Geschwätz sind.**

Röser als langjähriger Obmannstellvertreter der „Ungarländischen Deutschen Volkspartei" hatte **mit Recht Anspruch auf die Führung der neugegründeten „Deutschen Volkspartei" im Banat;** sie war die **legitime Nachfolgerin der alten.** Als er aus Budapest nach der Machtübernahme der Kommunisten zurück in seine Heimat kam, schaltete er sich **sofort wieder** in die deutsche Bewegung ein und war bemüht, das Deutschtum, dessen Führer sich nicht einmal in der für das Schicksal des schwäbischen Volkes so entscheidenden Zeiten für eine **weitsichtige, alle Schichten des Volkes umfassende Organisation entscheiden konnten,** in der Volkspartei organisatorisch zusammenfassen. Der „Schwäbische Nationalrat" (Dr. Kräuter nennt ihn „revolutionär") war **innerlich gespalten** und mit Austragung der **latenten persönlichen Machtkämpfe beschäftigt. So verstrich viel wertvolle Zeit, die zur Sicherung unserer Rechte genutzt hätte werden können.**

Gründer der „Deutschen Wacht"

Röser erkannte — wie schon so oft in seiner politischen Laufbahn — daß eine **nationale** Presse notwendig ist, um nationale Ziele zu fördern. Deshalb gründete er im April 1919 die **„Deutsche Wacht",** die der von „Gemeinschaftsgeldern" ins Leben gerufenen, aber nur der **madjaronischen Gruppe dienenden „Schwäbischen Volkspresse"** ein Gegengewicht bieten sollte.

Sie wurde im Josefstädter Kaffeehaus „Elite" von Temeschburger deutschen Bürgern gegründet, die **finanzielle Hauptlast trug aber Röser, obwohl durch die Teilung Ungarns seine Geschäfte fast zum Stillstand kamen.** Über die zwei Tageszeitungen schreibt der unter der serbischen Besatzung amtierende Temeschburger Obergespan und Vorkämpfer der nationalen Bewegung Reinhold **Heegn** in einem vom 9. Mai 1919 in Temeschburg datierten an Edmund **Steinacker** gerichteten Brief: **„Die neugegründete ‚Schwäbische Volkspresse'** ist in den Händen Blaskovics' und Dr. Muths und so für uns **unzuverläßlich,** trotzdem sich die beiden Herren heute als große Schwaben ausgeben". Dann weiter: **„Eine große Sache war es, die „Deutsche Wacht" zu gründen. Röser hat da tief in die Tasche gegriffen, wofür wir ihm sehr dankbar sein müssen.** Röser hat aber bereits, wie aus einem Brief Franz **Wettels** aus dem Jahre 1904 hervorgeht, für den „Deutschen Volksfreund" 2500 Kronen, was damals viel Geld war, zur Verfügung gestellt.

Dr. Kräuter verhöhnt und verspottet diesen seinem Volkstum treu-verbundenen Bauern, der es durch Selbststudium und Fleiß zu etwas gebracht hat; ohne Hilfe von Familienbeziehungen zu hohen kirchlichen Kreisen. Für Dr. Kräuter war er aber nur ein „Paradebauer", ein „Reklameschwabe" — mit einem Wort, einer der zur „negativen Auslese" gehörte. Tatsächlich gehörte er aber zu jenem **kleinen Kreis** deutscher Männer im Banat, die den Boden beackerten, aus dem die nationale Saat aufging, die sie mit großen Opfern gesät haben: **und die dann die „Staatstreuen" geerntet haben.**

Der „Röser-Vetter" war nicht nur schlagfertig, sondern hatte auch Humor, so erzählte der Schriftsteller Franz Xaver **Kappus,** der einige Jahre auch als Redakteur bei verschiedenen Temeschburger Zeitungen tätig war, daß es bei dem Autodidakten Röser mit der deutschen Orthographie etwas happerte und er deshalb von den Zeitungsleuten einmal gefrotzelt wurde. Schlagfertig, wie der aufgeweckte Bauer war, antwortete er prompt:

„Meine Orthographie ist sehr einfach, was mir wichtig erscheint, schreibe ich groß, was mir unwichtig ist, klein, z. Beispiel Orendi-Hommenau"; der Dichter- Bohememien war natürlich auch anwesend, da er als Schriftleiter der Zeitung angehörte. (Mitgeteilt von Franz Xaver Kappus seinem Freund Anton Dénes). (Fortsetzung folgt)

Lieber Landsmann!

Wenn Dir diese Heimatzeitung gefällt und Du sie regelmäßig lesen möchtest, dann bestelle sie bitte umgehend mit einer Postkarte beim

Donauschwäbischen Heimatverlag
708 Aalen/Württ.
Postfach 125

500 Leginer und Kruschiwler trafen sich

Ludwigsburg. — Am Pfingstsonntag, dem 2. Juni d. J., hielten die Leginer und Kruschiwler in der Stadthalle zu Ludwigsburg ihr Heimatortstreffen ab, das sehr gut besucht war. Von den beiden Gemeinden, die einst 3000 deutsche Einwohner zählten, waren rund 500 erwachsene Personen (die Kinder wurden nicht gezählt) erschienen. Das Treffen verlief sehr schön und lustig.

Lm. Martin Reinhardt und der Kassier waren die letzten, die um 3.30 Uhr frühmorgens die Stadthalle verließen. Beim Weggehen sahen sie noch einen schönen, fast neuen hellblauen Damenmantel (Gr. 40) und einen älteren Regenschirm hängen. Diese beiden vergessenen Gegenstände können — gegen Vorweisen des Personalausweises — abgeholt werden bei Lm. Martin Reinhardt, 714 Ludwigsburg, Alter Ossweiler Weg 71.

Die Organisatoren danken über den „Donauschwaben" recht herzlich für den zahlreichen Besuch und für die gute Stimmung, die während des Treffens herrschte, und grüßen all die, die erschienen waren, aber auch jene, die aus dem einen oder anderen Grunde nicht kommen konnten. Übrigens waren auch einige Landsleute aus dem Ausland anwesend, und zwar aus Österreich: Josef Stehr, Michael Zorn, Anton Scheiring jun., Magdalena Locher, Georg Debre und Peter Otto, der bereits vor dem 1. Weltkrieg aus Legin nach Slawonien ausgewandert war, ferner aus Canada: Sebastian Zimmermann und Hans Semlitsch.

Jugend tanzt – ein voller Erfolg!

Ulm/Do. — Rund 100 jüngere und jüngste Semester hatten sich am Pfingstsonntag im Rahmen des 8. Treffens der Donauschwaben in der Auwirtschaft „Teutonia" eingefunden, um sich hier einmal richtig auszutoben. Als die ausgezeichneten „Hetos" um 14 Uhr zu spielen begannen, füllte sich der Saal zusehends. Bis 19 Uhr schwangen wir das Tanzbein — vom Beat bis zur flollten Polka war alles zu haben.

Dieser Nachmittag hatte den Zweck, der donauschwäbischen Jugend einen festen Programmpunkt im Treffen einzuräumen, was er zweifelsohne mit Bravour geschafft hat. Herzlichen Dank dem Festkomitee! H. Helfrich

Nachrichten aus Guarapuava

Europareise des Präsidenten Mathias Leh

Vor einigen Monaten kam Herr B. Reich vom Deutschen Entwicklungsdienst zu uns auf die Kolonie, um hier agrartechnische Probleme lösen zu helfen.

Zusammen mit Herrn Reich ist nun Präsident Leh nach Europa gereist, um vor allem in Deutschland die Augen offen zu halten für alles Neue, was es an landwirtschaftlichen Errungenschaften gibt. Er will die landwirtschaftliche Ausstellung in München besuchen und auch auf diesem Wege für die Kolonie Erfahrungen sammeln.

Ein zweiter Grund dieser Reise ist ein Zusammentreffen mit den donauschwäbischen Politikern und Vorständen, um mit diesen das Problem der Ein- und Auswanderung zu besprechen und neue Projekte zu studieren. — Wir hoffen zuversichtlich, daß diese Reise von großem Nutzen für die Kolonie sein wird.

Besuch eines Südtirloer Heimatdichters

Mitte Mai hatten die Donauschwaben die Freude, den Südtiroler Dichter Stoll-Sallmayer kennenzulernen. „Bruder Immerfroh", wie er sich selbst nennt, erschien bei seinen Vorträgen in der echten Südtiroler Landestracht und man meinte, Andreas Hofer leibhaftig zu begegnen. Der Dichter verstand es durch Gesang, Gedicht, Prosa und Zitherspiel seine Heimat den Zuhörern nahezubringen. Beifall entlockte sein Humor und die Gelenkigkeit, mit der er, ein betagter Mann, noch „Schuhplattelte".

Pater Gruber auf Missionsreise

Vor einigen Monaten kam P. Anton Landolt SJ zu uns auf die Siedlung, um P. Gruber zu vertreten, der von seinem Orden mit dem Auftrag, weitere deutsche Gemeinden zu besuchen, betraut wurde. Seine Mission besteht darin, nach dem Rechten zu sehen und dem katholischen Glauben wieder Wegweisung und Ziel zu geben. Sicher ist das keine leichte Aufgabe, aber für den nimmermüden Geist unseres Pater Gruber eine Mission, die ihn erfüllt.

Muttertagsfeier

In allen Dörfern wurde diesesmal der Muttertag sehr würdevoll begangen. Da sich jede Mutter freut, wenn gerade ihr Kind auf der Bühne erscheint und ein Sprüchlein aufzusagen weiß, bemühten sich die Verantwortlichen, vom Kindergarten angefangen, über die Schulkinder zu den Jugendlichen, möglichst alle zu Wort kommen zu lassen. Immer wieder eroberten die ganz Kleinen die Herzen aller und besondern Beifall ernteten neue Reigen, welche eigentlich den Inhalt von Mutterliedern ausdrücken, die dazu gesungen wurden.

Reisernte 1968

Im Gegensatz zur sehr guten Weizenernte, müssen wir den Ertrag der Reisernte als niedrig bezeichnen. Der Grund hierfür ist in der Trockenheit im Jänner und Februar zu suchen; anfangs März überraschte außerdem die Reispflanzen ein Frühreuf, der sämtliche noch unreife Reisrispen vernichtete. Anton Abt

Paprika

sowie Tortenblätter, Franzbranntwein, Kakao, Mohn, geräucherte Bratwürste u. sämtliche Back- und Schlachtgewürze liefert billigst **Karl Putterer, Würzburg,** Frankfurter Str. 33a. Bei Paprika und Gewürzen ab 25,— DM portofrei.

Kerneier trafen sich zum 16. Male

Laut Statistik leben in Chicago/USA etwa 3500 Kerneier Landsleute

Auch das 16. Kerneier Heimattreffen, das zu Pfingsten 1968 in der Vereinshalle Stuttgart-Münster stattfand, war ein voller Erfolg. Viele Landsleute kamen trotz des ungünstigen Wetters aus allen Teilen der Bundesrepublik und auch aus dem Ausland nach Stuttgart, um alte Freunde bzw. Bekannte wiederzusehen. Leider mußte man aber auch feststellen, daß manch ständiger Besucher diesmal nicht anzutreffen war, sei es aus gesundheitlichen Gründen oder auch, weil er inzwischen vom Allmächtigen abberufen wurde. Wie alljährlich hat man auch heuer das Treffen mit einem Gottesdienst in der katholischen Stadtkirche zu Stuttgart-Münster eingeleitet. Diese Messe zelebrierten die Heimatpriester Hans Hartmann (Maichingen) und Michael Krämer (Salesianerpater aus Benediktbeuren) gemeinsam. Die Predigt hielt Pfarrer Hartmann, der es wieder in vortrefflicher Weise verstand, seine Landsleute auf das hl. Pfingstfest einzustimmen und ihre besondere Situation zu kennzeichnen. Die Sänger — unter Leitung von Frau Herzog — haben ihr Bestes geleistet. Am Nachmittag um 15 Uhr fand die offizielle Begrüßung im Auftrag des Kerneier Heimatausschusses durch J. Stadler statt. Besonders herzlich begrüßte er die Schwester Ottilie Krämer, die aus Jugoslawien zu ihren Landsleuten nach Stuttgart gekommen war, dann Elisabeth Walter geb. Burger mit ihrem Ehemann aus Chicago, Georg Zissler mit Frau aus Ottawa/Canada und einige Landsleute aus Österreich.

Als Ehrengäste begrüßte Lm. Stadler die beiden Geistlichen, Pfarrer Hartmann und Pater Krämer, desgleichen den ehemaligen Schuldirektor Heinrich Ehrlich mit seiner Gattin. Stellvertretend für alle alten Landsleute wurden Matthias Gärtner aus Stuttgart und Josef Zindl aus Ubstadt namentlich willkommen geheißen. Aus dem einstigen Weprowatz (heute Kruscic) trafen von Frau Magdalena Dworatschek geb. Heckenberger Grüße an alle Landsleute ein, die bei dieser Gelegenheit übermittelt wurden.

Im Namen des Kerneier Heimatausschusses begrüßte J. Stadler die sehr zahlreich Erschienenen. Einen besonderen Willkommensgruß entbot er den älteren Landsleuten, für die nicht zuletzt das Treffen immer wieder stattfinde. Er betonte in diesem Zusammenhang, daß mancher Landsmann und manche Kerneierin im Laufe des Jahres gerne an die Vereinshalle in Stuttgart-Münster zurückdenken würden, zumal sich mit ihr schöne und teilweise auch schmerzliche Erinnerungen verknüpften. Wir hätten die alte Heimat schon so lange verlassen, daß dieses Stuttgart-Münster zu einer Art Ersatz für die einst so geliebte Heimat geworden sei.

Diese Tatsache sollte für jeden Kerneier Grund genug sein, das Treffen in Stuttgart weiterhin nach besten Kräften zu unterstützen. Es muß vor allem verhindert werden, daß irgendein Kerneier Landsmann auf den Gedanken kommt, an diesem Tage woanders eine Konkurrenzveranstaltung durchzuführen. Der Sprecher bat die Anwesenden auch, den Kerneier Heimatausschuß in seinen Bestrebungen zu fördern. Alle Mitglieder des Heimatausschusses arbeiteten ehrenamtlich und hätten nur das Wohl der gesamten Ortsgemeinschaft im Auge. Dann dankte er nochmals den Landsleuten Ehrlich, Jakob Gärtner und Josef Kessler dafür, daß sie diese große Verantwortung früher allein getragen hätten. Ein besonderes Dankeswort richtete er auch an Lm. Hans Gauder, der das ganze Jahr hindurch die meiste Arbeit mit den Angelegenheiten des Ausschusses und damit der Landsleute hat. Früher sei es den Bemühungen des Landsmannes Ehrlich gelungen, aus den Kerneiern, die sich aus politischen bzw. gesellschaftspolitischen Gründen sehr auseinandergelebt hätten, ein einheitliches Ganzes zu machen. Infolge seiner angegriffenen Gesundheit müsse nun ein Ausschuß diese Arbeit übernehmen. Die Landsleute mögen die Arbeit dieser Männer nach Kräften erleichtern. Ein ständiges Zurückblicken in die Vergangenheit zeuge lediglich von einer geistigen Unbeweglichkeit. Es gelte in unserer schnellebigen und unruhigen Zeit, die Probleme der Gegenwart zu meistern und die der Zukunft richtig anzugehen. Am Tage des Treffens wolle man sich stets darüber freuen, daß es der liebe Gott mit denen, die am Treffen teilnehmen konnten bzw. können, so gut meint.

Lm. Stadler verwahrte sich dann dagegen, daß man die Wähler der NPD in den Reihen der Vertriebenen sucht. Dies treffe zumindest für die Donauschwaben in keiner Weise zu, denn wer hat mehr als diese am eigenen Leibe verspürt, wohin blinder, nationalistischer Hass führt? Leider sei der Nationalismus in der Welt nicht überwunden. Im Gegenteil: die Entwicklungen in der Tschechoslowakei und in Rumänien seien nur mit nationalistischen Tendenzen zu erklären. Ein Nationalist sei auch de Gaulle, der durch seine Haltung vieles, was auf dem Gebiete der europäischen Zusammenarbeit erreicht wurde, zu zerstören drohe. Lm. Stadler bat deshalb die Landsleute, nicht stolz zu glauben, daß der oder jener die Vergangenheit klüger gemeistert hätte als der andere. In gewissem Sinne waren wir alle unschuldige Opfer. Man kann aber nicht übersehen, daß die verbrecherische Politik Hitlers den Anstoß zu unserer Vertreibung gab, obwohl die Völker unserer Heimatstaaten schon seit Jahrhunderten auf eine Gelegenheit warteten, diese verhaßten — weil fleißigen und tüchtigen — „Schwaben" loszuwerden.

Für uns Donauschwaben kann es daher nur eine Lösung geben: Wir wollen auch in Zukunft in Treue und Dankbarkeit zu unserem lieben deutschen Vaterlande stehen! Wir wollen als überzeugte Demokraten allen Bestrebungen von links und rechts entgegentreten. Wir wollen gemeinsam schützen und verteidigen, was wir durch unseren enormen Fleiß, unsere große Tüchtigkeit und nicht zuletzt durch die Hilfe Gottes wieder geschaffen haben. Wir brauchen uns in Deutschland als Donauschwaben nicht zu schämen, aber wir dürfen als Kerneier auch auf das stolz sein, was wir in unserer früheren Heimat, in der jetzigen Heimat Deutschland und in aller Welt geleistet haben.

Nach den Ausführungen Lm. Stadlers ergriff der verehrte Landsmann Ehrlich das Wort. Er ging auf die innenpolitische Situation in der Bundesrepublik sowie anderer europäischer Staaten ein und verstand es meisterhaft, als alter und erfahrener Pädagoge, mit diesen Problemen ins Reine zu kommen. Er ermahnte die Jugend, nicht leichtfertig all das aufs Spiel zu setzen, was ihre Väter hier in Deutschland aus dem Nichts heraus wieder geschaffen haben. Die Älteren wiederum bat er, zu versuchen, die Jugend mit ihren oft berechtigten Forderungen zu verstehen. Zu Straßenschlachten dürfe es nicht kommen. Obwohl die Demokratie mit Mängeln behaftet sei — wie übrigens alles Menschenwerk —, so sei sie immer noch jene Staatsform, die die beste von allen ist und dem einzelnen ein Höchstmaß an persönlicher Freiheit gewährleistet. Die Freiheit müsse aber da ihre Grenzen haben, wo man in den Bereich des Mitmenschen einzudringen beginnt. Im übrigen verteidigte Schuldirektor Ehrlich auch die in den letzten Tagen endgültig beschlossenen Notstandsgesetze, indem er diese für den Fall des inneren oder äußeren Notstands als notwendig bezeichnete. Viele hätten diese Gesetze bekämpft, ohne überhaupt zu wissen, warum. Abschließend sprach Lm. Ehrlich den Wunsch aus, es möge ihm vergönnt sein, auch im kommenden Jahr wieder beim Treffen der Kerneier dabeizusein. Für seine Ansprache erntete Schuldirektor a. D. Heinrich Ehrlich starken Beifall. Er wird von seinen Landsleuten sehr geschätzt und geliebt.

Im Anschluß daran sprach Pfarrer Hartmann. Er dankte zunächst Lm. Ehrlich für dessen richtungweisende Worte und bat die Anwesenden, diese auch zu beherzigen. Alsdann berichtete er, daß er mit seinem Bruder Jakob Hartmann, der als Pfarrer in Neukirch bei Rottweil tätig ist, kürzlich in Chicago an der Primiz des 4. Dieners im Weinberge des Herrn aus seiner engeren Familie teilnehmen konnte. An der schönen Primizfeier nahmen etwa 360 geladene Gäste aus Kernei teil. Der Neupriester heißt Stefan Tebes und ist ein Großneffe der beiden Pfarrer-Brüder Hans und Jakob Hartmann. (Der weitere Priester aus der Familie Hartmann-Halter ist der Dechantpfarrer Johann Halter in Delhi.) Die Eltern des Neupriesters sind Johann Tebes und Magdalena Tebes geb. Halter. Man kann sich sicher vorstellen, daß die Freude der beiden Pfarrerbrüder Hartmann sehr groß war, als sie für ihren Verwandten das Primizamt feiern durften.

Anläßlich seines Aufenthalts in den USA konnte Pfarrer Hans Hartmann auch die neue Fahne des Kerneier Pleasure Clubs in Chicago weihen. Als Symbol sind auf einer Seite die beiden legendenumwobenen Bäume aus der Tschonopler Straße und auf der anderen Seite Weizenähren aufgestickt. Die Weizenähren versinnbildlichen das Leben der Kerneier; sie weisen sowohl auf das notwendige tägliche Brot als auch auf den Wohlstand hin, den wir in unserer alten Heimat vor der Vertreibung erreicht hatten.

Die Brüder Hartmann haben drüben in den Staaten selbstverständlich auch sehr viele Landsleute in Chicago, dem übrigen Teil der Vereinigten Staaten und in Canada besucht. Dabei mußte Pfarrer Hans Hartmann die betrübliche Feststellung machen, daß zahlreiche kleine Kinder von Kerneier Landsleuten der deutschen Sprache nicht mehr mächtig sind. Besichtigt hatte man auch die weltberühmten Niagara-Fälle.

Nach einer statistischen Erfassung des Landsmannes Michael Stöckl, teilte Pfarrer Hartmann den gespannt Lauschenden noch mit, sollen in Chicago etwa 3500 Kerneier leben.

Herzliche Grüße entbot seinen Landsleuten auch Pater Krämer. Er ist Lehrer an der Theologischen Hochschule in Benediktbeuren am Kochelsee in Oberbayern und sein Fach ist die Heilige Schrift. Bis jetzt hat er zwei Licenciate erworben: eines in Theologie, das andere in der Heiligen Schrift. Zur Zeit arbeitet er an einer Promotion über die Heilige Schrift, die etwa im Herbst fertiggestellt sein wird. Für einen immerhin schon 43jährigen ist das eine enorme Leistung. Nach Abschluß seines Doktorats wartet eine Dozentur auf ihn. Auch wird er dann noch andere Ämter, mit denen man ihn bisher verschont hat, übernehmen müssen. Im „Gerhardsboten" schreibt er unter dem Titel „Worte des Lebens" und fühlt sich mit seinen Landsleuten eng verbunden.

Später ergriff auch Schwester Ottilie das Wort und dankte den Landsleuten, die es ihr durch Spenden ermöglicht hatten, für ihre Missionsstation ein Pferdchen zu erwerben. Dann lud sie alle Landsleute zu einem Besuch in Dalmatien ein.

Um 16 Uhr stieg das übliche Fußballspiel, das von Hans Gauder trefflich vorbereitet worden war. Diesmal standen 18 Spieler zur Verfügung, die gegen die sich heftig wehrende und mit fünf Spielern verstärkte Mannschaft des Sportclubs Blau-Weiß Stuttgart ein 9:2-Ergebnis erzielen konnten. Hans Gauder wäre froh, wenn er im nächsten Jahre wieder eine so spielstarke und gute Mannschaft auf die Beine bringen könnte. Wegen der 18 Spieler mußte sogar ausgewechselt werden, damit ein jeder eine Chance bekam.

Mit hereinbrechender Dunkelheit konnte Andreas Kösegi, der fast jedes Jahr in der alten Heimat auf Besuch weilt, den Landsleuten schöne Dias zeigen, die er anläßlich mehrerer Besuche zu Hause gemacht hat.

Auf die ersten Takte der Musikkapelle hatten schon zahlreiche Tanzlustige sehnsüchtig gewartet und als dann die Musik startete, kamen sie auch — im Laufe der langen Nacht — auf ihre Rechnung. Hoffentlich trifft dies auch auf den über 70jährigen Landsmann aus München zu, der sich beschweren wollte, weil die Musikkapelle, wie er gehört hatte, schon morgens um 4 Uhr Schluß machen wollte!

Gebe Gott, daß auch im nächsten Jahr wieder sehr viele Kerneier in Stuttgart-Münster zusammenkommen können. (Stadler)



Beim Drusch im Jahre 1944 in der einst reindeutschen und schönen Ortschaft Kernei, Batschka. Die Dreschmaschine, mit welcher diese Landsleute arbeiteten, gehörte Michael Würtz. Ob die hier Abgebildeten noch alle am Leben sind? Das Bild stellte Lm. Adam Fabian, 835 Plattling/Ndb., Dr.-Kriefl-Str. 19, zur Verfügung.

BeglaubigteÜbersetzung

aller Urkunden
billig und sofort
aus der jugosl., rumän., ungar., tschech., slowak., poln., russ. und aus allen anderen Sprachen für ganz Deutschland und für das ganze Ausland durch gerichtlich beeidigte und geprüfte Dolmetscher.
Ratenzahlung.

Donauschwäbisches Übersetzungs- und Auskunftsbüro

A. Kreutzer

75 Karlsruhe, Hebelstr. 17/3

Donauschwäbische Ortsneckereien (25)

Von Dr. Anton Peter Petri

Leut, Leut, ihr lieben Leut! Wißt ihr nicht, wo Schadat liegt? **Schadat** liegt im Graben, Buben sind die Räuber, Mädchen sind die Rosenstöcke, Morgen fahren wir auf Betschkerek! (leit, leit, iir liiwə leit! wistr net wo schadat leit? schadat leit im graawə, puuwə sin tii raawrə, medchər sin tii roosəschtek, morjə faarə mr uf petschkerek!); Sie werden wegen ihrer **Aussprache** geneckt: **Kinder kommt herein, zieht die Strümpfe an und macht die Fenstern zu, der Wind geht noch immer!** (khenər, komt ren, tsiit tii schtremp an on macht tii fenschtrə tsu, tə went keet noch emər!).

146. **Liebling,** B: **Hartköpfe** (hartkhep).

147. **Lindenfeld,** B: **Böhmen** (peemn); **Butterbatzeln** (putərpatsəln); **Grundbirnböhmen** (Krumbiənpeemn); **Höigatzen** (höigatsa) (statt „gehört" sagen sie g'höiat).

148. **Lókut,** U: **Lókut ist eine schöne Stadt!**

149. **Lovászhetény,** U: **Fränklein** (frenkli) (sie sprechen eine rheinfränkische Mundart).

150. **Lowrin,** B: **Fratschelweiber** (fratschlweiwər) (fratscheln = Einzelhandel mit Lebensmitteln); **Krautköpfe** (krautkhep); **Krautschwaben** (krautschwoowə); **Melonenbauern** (miloonəpaurə); **Sandhasen** (santhaasə).

151. **Mágocs,** U: **Mágocser Vorreiter** (ein M. stach eine Sau, sie war noch nicht tot, riß aus, trug ihn auf ihrem Rücken fort.)

152. **Mailath,** B: **Ulakenkrämer** (ulakənkreemər) (vgl. dazu **Daruwar**).

153. **Mány,** OB: **Esel** (eisəl); **In Mány sind die Esel daheim** (in maan san ti eisəl təhaam) (hier wurden früher Esel gezüchtet);

Donauschwäbische Gedenktage

25. Juni 1928:
Verband der Deutschen Volksgruppen in Europa tagt in Wien

Mit der Auflösung und Zerschlagung der mitteleuropäischen staatlichen Ordnung nach dem 1. Weltkrieg, die das Ergebnis nationaler Bewegungen und der nationalen Revolution unter der Parole der Selbstbestimmung der Völker waren, ergab sich die Notwendigkeit des Minderheitenschutzes für solche nationale Gruppen, die nicht in ihren eigenen Nationalstaat eingegliedert werden konnten. Eine Schwäche der politischen Neuordnung war die Tatsache, daß die neuen „Staatsvölker" ihren Staat nicht als Mittel des sozialen und auch des nationalen Interessenausgleichs sahen, sondern vornehmlich als Instrument zur Befriedigung ihrer eigenen nationalen Interessen auf Kosten anderer.

Durch die Friedensverträge erhielten auch die Donauschwaben, die bei Kriegsende gegen ihren Willen, unter Mißachtung des Selbstbestimmungsrechtes, auf drei Staaten zerteilt wurden, Minderheitenrechte zuerkannt. Dadurch sollten die Nationalitäten vor Übergriffen in den neuen Nationalstaaten durch die Unterzeichnermächte der Friedensverträge international geschützt werden. Die Minderheitenrechte waren somit ein Teil des positiven Völkerrechts geworden und wurden von einer Kommission des Völkerbundes überwacht. Da aber der Minderheitenschutz nur auf das Individuum abgestellt war, blieb er unzureichend. Die Minderheiten — unter ihnen auch die Donauschwaben —, waren bestrebt, ihre nationale Erhaltung und Entwicklung als Gemeinschaft zu sichern.

Bald stellte sich heraus, daß der Minderheitenschutz allein die Existenz der Minderheiten nicht ausreichend sichern konnte. Die nationalen Minderheiten blieben in allen staatlichen Gremien eine konstante Minderheit. In dieser Situation wuchs bei den Vertretern der Minderheiten in allen Staaten die Erkenntnis der Notwendigkeit des Zusammenschlusses, um so vor einer internationalen Öffentlichkeit die gemeinsamen Rechtsanliegen mit mehr Aussicht auf Erfolg vertreten zu können. Zunächst kam es zur Gründung des „Verbandes der deutschen Volksgruppen in Europa" im Oktober 1922, im Jahre 1925 konstituierte sich der „Europäische Nationalitätenkongreß" als „Internationale" der Minderheiten. Das politische Programm der deutschen und der europäischen Minderheitenbewegung bestand in dem Versuch, den Zwiespalt zwischen staatlich-politischer und national-kultureller Verpflichtung zu überwinden.

Auf der 6. Tagung des Verbandes der deutschen Volksgruppe am 25. Juni 1928 in Wien entwickelte der baltendeutsche führende Minderheitenpolitiker Paul Schiemann (1876-1944) aus Lettland in einem Grundsatzreferat die „Ziele der deutschen Nationalitätenbewegung". Mit eindrucksvoller theoretischer Schärfe führte Schiemann aus: „... Die Konsequenz des so aufgefaßten Selbstbestimmungsgedankens ist entweder die gewaltsame und brutale Transplantation von ganzen Bevölkerungsteilen aus einem Staat in den anderen mit allen ihren verderblichen Folgen oder der von Mello-Franco (dem brasilianischen Delegierten im Völkerbund) gezeichnete Weg, welcher dem Minderheitenschutz keine andere Aufgabe zubilligt, als das Aufgehen der Minderheit im Mehrheitsvolkstum zu erleichtern."

Der einzige, positive Ausweg aus diesem scheinbar zwangsläufigen Entweder — Oder von Assimilation und Umsiedlung bestand für Schiemann in der Verwirklichung national-kultureller Autonomien in einem „anationalen Staat", d. h. in der Trennung von national-kulturellen und staatlich-politischen Angelegenheiten oder einfacher, in dem zu respektierenden Nebeneinander von „Volksgemeinschaft" und „Staatsgemeinschaft". Um das Ziel einer „Entnationalisierung" des Staates zu erreichen, war es nach Schiemanns Meinung vor allem erforderlich, daß „alle Belange, die mit der nationalen Kultur im Zusammenhang stehen, dem Staat genommen und dem Volke selbst in die Hand gegeben werden". Erst dann könnten „alle Bewohner eines Staates aufrichtig am Staate mitarbeiten und an allen seinen Problemen teilnehmen". Alle Überlegungen zur besten Lösung des europäischen Minderheitenproblemes liefen nach Schiemann „auf die Teilung des Aufgabenkreises von Staat und Volkstum ... hinaus". Den angestrebten „entnationalisierten", „anationalen" Staat hielt er für eine dem nationalen Einheitsstaat überlegene Staatsform.

Im Sinne dieser Erkenntnisse u. Forderungen der Minderheitenbewegung wurde auch von den Donauschwaben die national-kulturelle Autonomie immer wieder gefordert und angestrebt, von ihren angeblich demokratischen Heimatstaaten aber niemals gewährt. jvs

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(19. Fortsetzung)

Johann Röser, dieser leutselige, humorbegabte und hilfsbereite Mensch, mußte es erleben, daß die einstigen radikalen „Madjaronen", die sich sozusagen über Nacht zu radikalen „Deutschen" geläutert hatten, die Führung für sich beanspruchten und ohne Rücksicht auf die Interessen des Volkes auch mit allen Mitteln erkämpften. Gegen Röser und seine Mitstreiter wurde eine **wüste Verleumdungskampagne** inszeniert. Angewidert von den häßlichen persönlichen Auseinandersetzungen, zog er sich von der Politik zurück, übersiedelte nach Budapest, wo er in bescheidenen Verhältnissen lebte. **Er starb im Jahre 1932 im Alter von 62 Jahren.** Die Presse Dr.Kräuters nahm von seinem Tode keine Notiz. Den „Nachruf" hielt ihm nun, 36 Jahre nach seinem Tode, Dr. Kräuter in seinen „Erinnerungen": **Wie im Leben wurde er noch im Tode verleumdet — fast mit den gleichen Worten.** „Über Tote nur Gutes oder nichts" — heißt es in einem lateinischen Sprichwort, bei Dr. Kräuter aber heißt es anders: **„Von Gegnern nur Schlechtes — sonst nichts".**

„Die Erfahrung aller Zeiten und Länder lehrt uns, daß Verleumdung und falsche Darstellung der Tatsachen oft die **unzweideutigsten Beweise** für den Eifer und möglicherweise auch die Wirksamkeit sind, **womit derjenige, gegen den sie gerichtet werden, dem Volke gedient hat".** (Fox, englischer Politiker).

Und Johann Röser hat seinem Volke gedient, —auch dann, wenn er nicht ohne Fehler war und in den turbulenten Zeiten des Krieges und des Zusammenbruches wirtschaftliche Rückschläge erlitt. Das ist auch anderen passiert.

Der Bauer Röser erlitt dasselbe Schicksal wie der Organisator der Banater schwäbischen Bauernschaft, „Vater **Ströbl"** — beide wurden von geschäftstüchtigen „Herrischen" kaltgestellt.

Menschen ohne Gesinnung?

Dr. Kräuter bezeichnet Röser-Brandsch-Kopony — wie erwähnt — als das **„Agricola-Triumvirat"**, das die Politik vor ihre Geschäfte spannte. Sie sind, laut Dr. Kräuter, Menschen ohne Gesinnung. Die hervorragende Rolle Rudolf Brandschs bei der Erweckung und Erhaltung des ungarländischen Deutschtums, besonders aber der Banater Schwaben, wurde von maßgebenden Historikern in verschiedenen Veröffentlichungen bereits eindeutig dargestellt. Doch Dr. Kräuter nimmt das nicht zur Kenntnis. Er deutet ihn nach seiner Methode: schon wegen seiner „Weltanschauung" — er war liberal, tolerant und nicht klerikal — **paßt er also nicht ganz in den Kreis der „Positiven".** Dennoch billigt ihm Dr. Kräuter auch **Vorzüge** zu: „Brandsch war neben Hans Otto Roth" — schreibt er — „der bedeutendste siebenbürgisch-sächsische politische Führer der Nachkriegszeit. Als glühender Nationalist widmete er sich der Wiedererweckung der Banater Schwaben. Er hat schon von 1906 an enge Fühlung mit Dr. Kremling und erst **nach** 1911 mit Adam Müller-Guttenbrunn (was nicht stimmt, denn schon nach seiner **im Jahre 1910 erfolgten** Abgeordnetenwahl im Hermannstädter Wahlbezirk trat er mit dem schwäbischen Schriftsteller in Briefwechsel) und förderte aufopferungsvoll zusammen mit Dr. Kraft das Siebenbürger Schülerwerk". Und das ist alles, was Dr. Kräuter über die Vorkriegspolitik Rudolf Brandschs zu berichten weiß. Um so mehr Negatives weiß er über die Person des Politikers. Obzwar sein „Wissen" nicht bewiesen ist, reicht es doch aus, um Rudolf Brandsch zu diskreditieren. Denn dieser Poltiker hatte „einen **fatalen politischen Schönheitsfehler** — schreibt er —: Zeit seines Lebens konnte er Geschäfteleien nicht lassen. Er wollte durch sie eine ‚wirtschaftliche Basis' schaffen — besonders anfangs — nicht für seine **privaten Ziele,** denn er lebte bescheiden und seine Gattin hatte **einiges Vermögen,** sondern für die politischen. Und weil er nichts von Geschäften verstand — da diese in der Kriegs- und Nachkriegszeit auf **Schiebereien** hinausliefen — trat er immer wieder mit Geschäftspartnern zusammen, über die die sächsischen **Volksführer** (!) die Köpfe schüttelten". Dr. Kräuter denkt natürlich in erster Reihe an den schwäbischen Bauern Röser, der sein „Partner" oder „Angestellter" in der Warenabteilung des bereits erwähnten „Deutschen Bauernbundes", der „Agricola", war. „Bei Falliten liegt der Verdacht einer **‚Krida'** immer nahe" — fügt Dr. Kräuter hinzu. Dieser ersten Verdächtigung folgen noch weitere, die das „katholische Mitglied" (und nicht das deutsche), wie er sich nennt, der „Deutschen Parlamentspartei" (die nie über 10—12 Mitglieder hinauskam und nichts anderes als eine **Fraktion** war, in der der **„katholische"** Abgeordnete bei den Intrigen gegen Rudolf Brandsch tüchtig mitmischte: 1931) über Brandsch und seine Geschäftspartner **erfahren** hat. Daß er im Jahre 1919 für Rumänien eintrat (Brandsch bereitete bekanntlich den Anschluß Siebenbürgens und des Banates vor), „gereichte dem alten Volkstumskämpfer nicht gerade zur Ehre ... denn sein Gesinnungswechsel bestand in der **Preisgabe des ungeteilten Donaudeutschtums** (es handelte sich doch nur um das Banat) aus rein **geschäftlichen** Erwägungen" — berichtet Dr. Kräuter. Er hat also mit Röser und Kopony die Schwaben an **Rumänien verkauft.** Und der Preis: Die Rettung des von der „bolschewistischen Machtergreifung bedrohten ungarischen **Schlachtviehmarktes"** für die „Agricola", des „Hauptgeschäftes" des „Triumvirats". „Und so kam für den verloren gegangenen ungarischen **Viehmarkt** nur der Temeschwarer in Frage, mit seinem Auftrieb der schwäbischen Heide" — informiert Dr. Kräuter weiter. Aber die „Viecherei" ist noch nicht zu Ende: Auch der „Alldeutsche Verband" wurde durch die „symbolische Zusammensetzung des Agricola-Triumvirats eingespannt: **Er vermittelte nämlich die Schlachtviehlieferungen nach Wien,** denn — so schreibt Dr. Kräuter — „der Einfluß des alldeutschen Mitgliedes des ungarischen Abgeordnetenhauses **dürfte** (!) wesentlich dazu beigetragen haben, daß der **Wiener** Magistrat während des Krieges die ‚Agricola' auf Grund eines Millionenvertrages mit der Lieferung von ungarischem Schlachtvieh zur Verpflegung der Wiener betraute". Der Einfluß der „Alldeutschen" auf den Wiener Magistrat, der damals den Christlich-Sozialen näher stand, war gleich null. Diese Art der Tätigkeit des „Alldeutschen Verbandes" hat außer Dr. Kräuter bisher noch niemand aufgespürt.

Die „Agricola" war, laut Dr. Kräuter, nach dem **Vorbild der Rotschilds** (!) organisiert: Brandsch lebte in Hermannstadt, Wilhelm Kopony in Temeschburg und Hans Röser in Budapest. Allerdings als Ungarn noch nicht endgültig aufgeteilt, sondern erst besetzt war. Aber die nach den Rotschilds organisierten „Großschieber" (das mußten sie doch gewesen sein) hatten auch noch **politische** Aufgaben: „Kopony informierte" Brandsch über die Tätigkeit des Schwabenrates und Röser, den er nun doch schon zum „Geschäftsführer" beförderte, vertrat ihn, neben seinem „Schlachtlieferungsgeschäfte gelegentlich in der Volkspolitik und versah ihn mit vertraulichen Informationen": **Spionagetätigkeit also als Abfallprodukt des Schlachtviehhandels.** Rudolf Brandsch „verfügte, als das bolschewistische Gewitter im Anzug war, daß vor allem die bedeutenden Kapitalien der ‚Agricola' (sie war doch schon Bankrott! Anm. d. Red.) **verschoben** und in Sicherheit gebracht wurden, zur Finanzierung einer radikal deutschen oder vorkriegsdeutschen, als Kulturverband **getarnten Verschwörung** gegen den **nationalistisch** gemäßigten Schwabenrat". Also, da hätten wir wieder die „Verschwörer" beisammen: Aber haben sich die „Vorkriegsdeutschen" nicht schon im Jahre 1906 gegen die „nationalistisch Gemäßigten" verschworen, die bis nach dem Zusammenbruch im Jahre 1918 alles nur nicht gemäßigte, sondern recht **radikale** „Madjaronen" waren? Und der **Anführer** dieser „Verschwörer" gegen jene, die im Solde der Madjarisierung standen, war bekanntlich **der Weißkirchner Rechtsanwalt Dr. Ludwig Kremling, mit dem Rudolf Brandsch auf das engste zusammenarbeitete.**

Brandsch war Führerpersönlichkeit

Nun, es lohnt sich nicht, noch weitere Beispiele von Verdächtigungen anzuführen. Was wirklich war — **machte** sich Dr. Kräuter, wie es in **seinem** Vulcovazer heimatlichen Dialekt heißt, **„nichts wissen".** Aber andere wissen, daß Rudolf Brandsch eine **Führerpersönlichkeit** war: groß, breitschultrig, standfest, von unerschütterlicher Ruhe, mit politischem Fingerspitzengefühl und von urwüchsigem Humor, den Genüssen des Lebens auch nicht abhold. Er war gewiß einer der wenigen **Nichtspießer** im „Klub der Parlamentarier".

Rudolf **Kessler,** der wie Rudolf Brandsch der Marburger Burschenschaft „Arminia" angehörte, schreibt in seiner treffenden Gedenkschrift: „Brandsch war ein Politiker, der **Mut** besaß und sich nie scheute, auch **gegen** den Strom zu schwimmen". Er war ein **vorzüglicher** Redner, der, wie Dr. Kaspar **Muth,** Karl von **Möller** und Hans **Beller,** die Massen **mitreißen** konnte. Er trat aus dem engen Kreis der Siebenbürger Sachsen heraus und setzte sich wie seine Landsleute Lutz **Korodi,** Wilhelm **Kapony** und Viktor **Orendi-Hommenau** auch für die **Rechte der Banater Schwaben ein.** In enger Zusammenarbeit mit Edmund **Steinacker,** Dr. Ludwig **Kremling** und seiner kleinen, aber begeisterten Schar schwäbischer Anhänger, war er bemüht, der Madjarisierung des ungarländischen Deutschtums Einhalt zu gebieten. Wegen seines Einsatzes geriet er mit Ministerpräsident Graf **Tisza** in Konflikt und verließ mit Wilhelm Kopony (1914) die Regierungspartei.

„Gehen Sie Ihren Weg!"

Brandsch war Mitbegründer des „Deutschen Tagblattes", des „Bauernbundes", des „Deutschen Bauernblattes" und später hatte er auf die aus der „Deutschen Bürgerzeitung" hervorgegangenen „Deutschen Tagespost", Hermannstadt, die nach dem ersten Weltkrieg auch im Banat gerne gelesen wurde, großen Einfluß. Als Rudolf Brandsch aus Protest gegen ihre



Kirchweihpaar in Lippa, rum. Banat.

Nationalitätenpolitik aus der Regierungspartei austrat, schrieb ihm Adam Müller-Guttenbrunn am 22. IV. 1914:

„Ich gratuliere Ihnen von Herzen! Sie ahnen **gar nicht, welchen Anteil** ich an Ihrer Sache genommen und wie sehr ich mich für dieselbe ereifert habe. Der **Ausgang freut mich riesig."** Und schon im Jahre 1911 ermunterte der Dichter Rudolf Brandsch: **„Gehen Sie, verehrter Freund, Ihren Weg, er führt zur Höhe! Sie sind ein Führer!"**

Im Rahmen des „Deutschen Kulturwerkes" in Wien wurde, wie bereits erwähnt, das „Schülerwerk" errichtet, dessen Zweck es war, schwäbische Schüler in den deutschen Schulen Siebenbürgens unterzubringen: Brandsch spielte dabei eine **führende** Rolle. (Auch jetzt leben noch mehrere einstige schwäbische Schüler sächsischer Schulen in der Bundesrepublik, u. a. Dr. Hans **Weber,** Arzt, früher Alexanderhausen; Dr. Hans **Bürger,** Arzt, Großkomlosch; und Jakob **Mager,** Diplomkaufmann (Hodony).

Politischer Sturm wegen Hatzfeld

Eine **Banater** Episode sei hier erwähnt, die zu scharfen Angriffen des chauvinistischen Teils der ungarischen Presse gegen Brandsch führte.

Am 20. August des Jahres 1916 haben 20 reichsdeutsche Journalisten eine Studienreise durch Ungarn unternommen und sollten auch einige schwäbische Gemeinden besuchen, um sich zu überzeugen, daß es den Deutschen in Ungarn nicht schlecht gehe. Rudolf Brandsch schrieb nun an verschiedene Vertrauensleute, sie mögen die Journalisten über die **tatsächliche** Lage des ungarländischen Deutschtums unterrichten. Einer seiner Briefe kam in die Öffentlichkeit, worauf scharfe Angriffe gegen ihn gerichtet wurden. Im „Steinakker-Nachlaß" befand sich auch der Wortlaut des Briefes, den Brandsch an seine **Hatzfelder** Vertrauensmänner richtete; er lautet:

„Sehr geehrter Herr! In der Zeit vom 24. bis 28. August werden etwa 20 Herren aus Deutschland nach **Hatzfeld** kommen. Diese Herren möchten gern mit wirklichen klaren deutschen Männern zusammenkommen, die ihnen keinen blauen Dunst vormachen, sondern ihnen sagen, wo uns deutsche Leute in Ungarn der Schuh drückt, daß wir **keine deutschen Schulen haben**

Werbt neue Bezieher
für den
„DONAUSCHWABEN"

usw. Wenn die Herren kommen, so beteiligen Sie sich auch am Empfang und sorgen Sie dafür, daß sich viele gute deutsche Leute zu den Herren gesellen und sie **aufklären.** Sonst könnte es leicht vorkommen, daß nur die **Herren Doktoren, Stuhlrichter** usw. mit den Herren zusammen kommen und ihnen allerlei erzählen, was nicht wahr ist. Wenn Sie noch jemand wissen, der ein guter klarer Deutscher und kein Chauvinist, **Herrenknecht** und Eljenschreier ist, so teilen Sie mir den Namen mit, damit ich ihm vielleicht auch schreiben kann. Mit herzlichen Grüßen: Rudolf **Brandsch,** Reichstagsabgeordneter."

Zwei Antworten von deutschen Landwirten auf den oben zitierten Brief des Abgeordneten mögen auszugsweise hier Platz finden. Einer schrieb: „Der Inhalt Ihres Schreibens hat mich sehr gefreut und ich werde, wenn ich rechtzeitig verständigt werde, dorthin fahren. Ich werde auch sorgen, daß die Herren **die Wahrheit hören werden."**

Ein anderer schreibt: „Sehr geehrter Herr Abgeordneter! Wir freuen uns sehr, daß die Herren auch in unsere schöne Gemeinde kommen. Wir glaubten schon, es sollten den Herren nur **behördlich** ausgesuchte Schwaben vorgeführt werden. Wir deutsche **Bauern hier sind schon reif genug, um den Herren die wirkliche Wahrheit zu sagen und Sie können ohne Sorge sein."**

Ein Sturm der Entrüstung tobte durch den ungarischen Blätterwald: „Magyarország" schrieb u. a.: „Rudolf Brandsch **denunziert und hetzt ...** Rudolf Brandsch, für den **Nagy-Szeben Hermannstadt** und **Zsombolya Hatzfeld** heißt, nennt patriotisch gesinnte südungarische Schwaben Herrenknechte und Éljenschreier. Er will, daß in diesen schweren Zeiten in Süd-Ungarn Unzufriedenheit und Hetzerei sei". Noch schärfer zieht die Zeitung **„Az Est"** gegen Brandsch los: „Rudolf Brandsch hat in einem in deutscher Sprache geschriebenen Rundschreiben die südungarischen Schwaben und die **deutschsprachige** Einwohnerschaft Ungarns aufgehetzt, anläßlich des Besuches der reichsdeutschen Journalisten **ihr Vaterland anzuklagen** und die ungarische Nation zu verraten". Die Zeitung fordert, daß man ihm nicht nur sein **Mandat annulliere, sondern ihn auch vor Gericht stellen müsse.**

(Fortsetzung folgt)



Hochaltar der Kirche in Lovrin, rum. Banat, Ende April 1968.

Bundesvorsitzender Dr. Adam Krämer in Chicago

Besuch des Altenheimes und Nik Peschs, Vortrag beim Heimatabend

Am Tage seiner Ankunft in den USA, am 28. Mai d. J., hielt sich Bundesvorsitzender Dr. Adam Krämer — während einer Zwischenlandung — mehrere Stunden auf dem Flughafen „O'Hare" in Chicago auf. Dort kam es auch zur ersten Begegnung und Besprechung zwischen ihm und dem Präsidenten der „American Aid & Old Peoples Home Society", Lm. Johann Bartl, sowie dem Ehrenpräsidenten des Verbandes der Donauschwaben Amerikas, Lm. Christ N. Herr, die ihren Freund aus der Bundesrepublik Deutschland auf dem Flughafen empfingen und begrüßten. In den frühen Abendstunden bestieg Dr. Krämer wieder ein Flugzeug, um über San Francisco — nach kurzem Aufenthalt bei Freunden — nach Los Angeles zu gelangen.

Am Donnerstag, dem 6. Juni, kehrte Dr. Krämer nach Chicago zurück. Er wurde wieder von Christ N. Herr und Johann Bartl, sowie von einer größeren Abordnung der Jugendgruppe der „American Aid & Old Peoples Home Society" erwartet und begrüßt. Die Mädchen der Jugendabordnung überreichten ihm einen großen Strauß roter Nelken.

Gleich vom Flugplatz fuhr man um die Mittagsstunde nach Lake Villa, welches 60 Meilen von Chicago entfernt liegt und wo sich am Ortsrande, auf einem weiten, besonders schönen Gelände das Altersheim der „American Aid Society" (auch Hilfsverein genannt) befindet. Bundesvorsitzender Dr. Adam Krämer hatte den Wunsch geäußert, dieses landsmännische Altersheim während seines diesmaligen Besuchs in Chicago besichtigen zu wollen. Die Landsleute Bartl und Herr sowie die Jugendlichen von der Begrüßungsabordnung begleiteten ihn dorthin. Lm. John Bernauer, Vorsitzender der Abteilung „Altersheim", und Lm. Sam Baumann, Mitbegründer und Direktor der „American Aid...", warteten beim Altersheim.

Hier verbrachte man den Rest des Nachmittags mit Besichtigungen und Besprechungen. Dr. Krämer war sichtlich beeindruckt von dem herrlichen, umfangreichen Platz und dem sauberen Hauptgebäude, welches seinem Zwecke entsprechend großartig ausgebaut und eingerichtet ist. Er sprach mit fast allen dort untergebrachten alten Landsleuten, die sich teils auf Bänken unter schattigen Bäumen außerhalb, oder im Gemeinschaftsraum innerhalb des Gebäudes versammelt hatten. Längere Zeit stand man schweigend vor der Gedächtnisstätte, einem Denkmal, welches man zu Ehren der Toten und Gefallenen der drei Herkunftsländer schon vor Jahren auf einer auserwählten Stelle errichtet hatte.

Präsident Bartl und Direktor Baumann brachten einiges Material aus dem Archiv der Organisation mit, welches Dr. Krämer durchsah und mit ihnen besprach. Auf dem Tisch lagen eine Menge Bilder und sonstige Unterlagen aufgestapelt, als Beweis dafür, daß die „American Aid Society" bereits im Herbst des Jahres 1944, als ein Teil der Landsleute in Flüchtlingstrecks noch unterwegs war, gegründet wurde und mit der Hilfeleistung an notdürftige Heimatlose begann. Darüber, sowie auch über die späteren, jahrelangen Hilfsaktionen der „American Aid Society" soll Lm. Herr nun eine schriftliche Abfassung machen, die man dann, mit noch vielem anderen Material — das man Dr. Krämer bei dieser Gelegenheit zum Teil schon überreichte — im Haus der Donauschwaben in Sindelfingen aufbewahren wird.

Am Abend traf sich der Vorstand der „American Aid Society" mit dem Bundesvorsitzenden Dr. Adam Krämer in der „Schwabenstube" zu einem gemeinsamen Nachtessen, dem wieder Besprechungen folgten. Gewohnt hat Dr. Krämer bei seinem langjährigen Freund Christ N. Herr, mit dem und Präsident Bartl er am nächsten Tag auch den kranken, besonders verdienstvollen Altpräsidenten der „American Aid Society" und Ehrenmitglied des Bundesverbandes der Donauschwaben, Landsmann Nik Pesch, in einem Pflegeheim auf der fernen Südseite der Stadt besuchte.

Nik Pesch ist trotz schwerem Leiden und nach mehrmaligen Schlaganfällen immer noch rüstig. Er ist sprech- und gehbehindert und wird in einem Rollstuhl innerhalb der Anstalt umhergefahren. Glücklich ist Nik Pesch in dieser Anstalt, wo er der einzige Landsmann und Deutsche überhaupt ist, nicht. Mit der Bedienung ist er auch nicht ganz zufrieden, weshalb er gerne in einer anderen Pflegeanstalt, wo er mit deutschen Menschen zusammensein könnte, untergebracht werden möchte. Man versprach ihm, diesbezügliche Schritte unternehmen und einen eventuellen Mehrbetrag dafür aufbringen zu wollen. Um zu beweisen, daß er doch auch noch auf „eigenen Füßen" stehen kann, ließ er sich stehend mit Dr. Krämer fotografieren. Die landsmännischen Zeitungen würden ihn interessieren. Man hat sie für ihn bestellt. —

Der Heimatabend am Freitag, dem 7. Juni, war wegen der großen, drückenden und sehr feuchten Hitze — unter der Dr. Krämer besonders litt — nicht wie erwartet besucht. Trotzdem sind aber doch viele Mitglieder gekommen und die Vorstände der landsmännischen Vereine waren vollzählig zugegen. Konsul Kuhn kam in Vertretung des Generalkonsuls der Bundesrepublik Deutschlands, Eugen Petz, die „Abendpost" und die „Lufthansa" schickten Vertreter; der Ehrenpräsident des US-Landesverbandes der Donauschwaben, Lm. Christ N. Herr, der Herausgeber und Redakteur der Chicagoer „Eintracht", Herr Jüngling, der Präsident vom „Südostverband", Hans F. Schwarz u. v. a. waren anwesend. Sekretär Josef Engert begrüßte den Ehrengast, sowie namentlich auch die genannten Vertreter und die Vereinspräsidenten. Seine kleine Tochter sprach ein Willkommensgedicht, worauf Scharlieder der Donauschwäbischen Jugendgruppe und der Jugend der „American Aid & Old Peoples Home Society" folgten, die begeistert aufgenommen wurden. Von Präsident Johann Bartl vorgestellt, sprach dann Bundesvorsitzender Dr. Adam Krämer. In seinen Ausführungen, die etwas länger als eine Stunde dauerten, berührte er alles, mehr oder weniger ausführlich, was die Landsleute in den Staaten interessiert: er berichtete über das in Sindelfingen zu erbauende „Haus der Donauschwaben", vom Aufbringen der Mittel dafür und über dessen Ausgestaltung; von den Studentenaufständen, von den parteipolitischen Erscheinungen und vom Notstandsgesetz in der Bundesrepublik sprach er und endete mit einer Danksagung an das amerikanische Volk sowie an die Landsleute in Amerika für die Hilfeleistung in den bitteren Nachkriegsjahren. Dr. Krämer schloß mit dem Satz: „Seid und bleibt gute Amerikaner, erhaltet aber trotzdem auch unsere Muttersprache!" Selbstverständlich überbrachte er auch die ihm aufgetragenen Grüße des Bundeskanzlers, des Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg, des Patenonkels und Oberbürgermeisters von Sindelfingen, sowie vieler anderer bundesdeutscher und landsmännischer Persönlichkeiten. Dafür und auch für seinen sehr interessanten Vortrag dankte man ihm mit anhaltendem Applaus. Im Rahmen einer kurzen Ehrung überreichte er die Goldene Nadel des Bundesverbandes der Donauschwaben aus Jugoslawien an die Landsleute Johann Bartl, Sam Baumann, John Bernauer und John Deppong, als Dank und Anerkennung für besondere, jahrelange Dienstleistungen im Hilfsverein Chicagos, sowie für deren Verdienste um die Landsleute. Es sprachen noch kurz der Konsul Kuhn und Hans F. Schwarz, worauf der Abend mit dem Gedicht von Jakob Wolf „Unverlierbare Heimat" ausklang.

Am darauffolgenden Tage verließ Dr. Krämer Chicago und flog vom „O'Hare"-Flughafen, wohin ihn seine Freunde Christ und Rosa Herr begleiteten, nach Cleveland/Ohio weiter. Er hat den Landsleuten in Chicago, trotz der sehr kurzen Zeit, doch viel zurückgelassen.

CNH.



Ein Nelkenstrauß zur Begrüßung Dr. Adam Krämers in Chicago.



Dr. Adam Krämer nach dem Empfang in Chicago mit Präsident Johann Bartl und der Jugendabordnung des Hilfsvereins.



Alt- und Ehrenpräsident Nick Pesch mit Dr. Krämer (rechts) und Johann Bartl.



Beim Ehrenmal für die Toten in Lake Villa: Dr. Krämer, Präsident Bartl (links), Christ N. Herr und die Abordnung der Jugend.

Donauschwäbische Gedenktage

29. Juni 1948:
Apatiner Heimatausschuß im Rahmen der kirchlichen Hilfsstelle nimmt seine Tätigkeit auf

Nach 1945 finden wir die Donauschwaben insgesamt als entwurzelte, entrechtete und zerstörte Notgemeinschaft, die ihre Bindungs- und Bewahrungskräfte aus den natürlichen Gemeinschaften der Familie, der Sippe, der Nachbarschaft und der alten Heimatdörfer schöpfte. Alle in der alten Heimat zu ihrer Betreuung und Entwicklung gebildeten Einrichtungen und Verbände wie Gemeinden, Schulen, Kirchen, Genossenschaften, Vereine, kulturelle und politische Organisationen, ihre Zeitungen und Zeitschriften waren mit ihrer Vertreibung untergegangen. Ihre Staaten aber, deren Bürger sie waren, denen sie Treue und Loyalität immerdar erwiesen hatten, die ihnen Schutz, Freiheit und Recht schuldeten, beraubten, vertrieben und vernichteten sie. Um die Ohnmacht und Verlorenheit des einzelnen zu überwinden, mußte der Anschluß an die Gemeinschaft gesucht und gefunden werden. Die familiären und nachbarschaftlichen Bindungen verhalfen zu gewissen Sammlungen und Verdichtungen. Daraus floß Kraft zur Begründung neuer Heimat in vielen Fällen.

Als unabweisbare Aufgaben jedwelcher Gemeinschaftsarbei drängten sich auf;

1. Die Rettung unserer Menschen, die entrechtet und entwürdigt in der alten Heimat sowie auf Straßen, in Lagern und Hinterhöfen im deutschen Sprachraum vegetierten;

2. Die Vertretung unserer Ansprüche und Forderungen in Verbindung mit unserer alten sowie mit der Notwendigkeit der Schaffung einer neuen Heimat;

3. Die Rettung, Wahrung und Entwicklung unseres geistig-sittlichen Wesens und kulturellen Erbes.

Die Aktivierung im Dienste dieser Aufgaben setzte ein Bemühen von unserer Seite voraus, aber auch Verständnis und Hilfe durch Kräfte unserer neuen Umwelt. Erste Ansatzpunkte einer überlegten Gemeinschaftsarbeit boten sich für verantwortungsbewußte Persönlichkeiten aus unseren Reihen zunächst auf karitativer und kirchlicher Grundlage. Landsmannschaftliche Zusammenschlüsse waren von den Besatzungsmächten noch verboten und wurden zum Teil auch von einheimischer deutscher Seite abgelehnt.

Die Kraft donauschwäbischer Gemeinschaft blieb aber vor allem in unseren ehemaligen Ortsgemeinschaften lebendig. Diese donauschwäbischen Ortsgemeinschaften sind in der neuen Umwelt bis auf den heutigen Tag Träger eines mannigfachen Gemeinschaftslebens, das in Herkunftsbewußtsein, Zusammengehörigkeitsgefühl, Opferbereitschaft und Leistungsfähigkeit durch keine andere Organisation überboten werden konnte.

Unter den Ortsgemeinschaften ist der „Apatiner Heimatausschuß" zuerst aktiv geworden. Unmittelbarer Anlaß zu dieser Aktivität war die Vorbereitung der 200-Jahrfeier der Gründung der Gemeinde Apatin, die im Jahre 1949 begangen werden sollte. Die Landsmannschaften bestanden zu dieser Zeit noch nicht, weshalb sich der „Apatiner Heimatausschuß" im Rahmen der kirchlichen Hilfsstelle in München kostituierte. Gleich nach der Kapitulation, noch im Jahre 1945, haben sich Prof. Martin Buschbacher, Peter Hauck und Josef Senz um die Sammlung und Bestandsaufnahme der Apatiner bemüht. Diese Arbeit wurde im Rahmen der Betreuungsstellen besonders von Peter Hauck in München und Stuttgart mehrere Jahre fortgesetzt.

Der im Rahmen der kirchlichen Hilfsstelle gebildete „Apatiner Heimatausschuß" nahm im Juni 1848 seine Tätigkeit auf. In einem von Pfarrer Peter Fernbach und Josef V. Senz unterfertigten Aufruf „An alle Apatiner in der Welt" wurde ein Apatiner Arbeitsprogramm mit mehreren Apatiner Gemeinschaftsvorhaben bekanntgegeben. Es heißt in dem Aufruf: „Zum Zwecke der Vorbereitung und Durchführung der für das Gedenkjahr 1949 vorgesehenen Arbeiten und Veranstaltungen hat sich ein Vorbereitungsausschuß gebildet. Dieser betrachtet es als eine seiner wichtigsten Aufgaben, die Verbindung mit allen Apatinern aufzunehmen und aufrechtzuerhalten. Der Heimatausschuß wird deshalb „Apatiner Heimatblätter" herausgeben, in denen das Bild unserer Heimat, wie wir es im Herzen tragen, das Werk und Wollen unserer Ahnen, das Leben und Wirken der Apatiner in Freud und Leid ihre Darstellung finden sollen." Die Durchführung würdiger Gedenkfeiern und die Herausgabe eines Heimatbuches wurden als weitere Vorhaben im Aufruf angekündigt.

jvs

Donauschwäbische Ortsneckereien (26)

Von Dr. Anton Peter Petri

Mányer-hanem pedig (maanə hanem pedig) (madj. hanem = sondern, aber, madj. pedig = aber doch, obgleich) (das Deutschtum war hier in der Minderheit, seine Sprache besaß viele madj. Lehnwörter).

154. **Máriagyüd**, U: **Juden** (judə) (von Gyüd); **Du kannst warten, bis die Juden von Mariagyüd kommen** (tuu khanst woatn, pis ti juutn fon marjut khumən!).

155. **Máriahalom-Kirva**, U: Ein Mädchen sagt zu seinem Tänzer: **„Simmandl, kannst leicht tanzen, hast die Leber gefressen"** (Simandl [= Simon], khanscht leicht tantsə, hast ti leewə kfresə) (hier wird heute ein bairischer-ua Dialekt gesprochen; 1785 wurde die Gemeinde aber mit Schwaben besiedelt, Reste der alten Mundart werden jetzt als Dorfneckerei verwendet); Vgl. auch: **Soroksár.**

156. **Maria-Theresiopel**, Ba: **Sawaditz; Sadawitz; Sauəditz.**

157. **Marienfeld**, B: **Die Marienfelder kennen nur guten Wein und besseren, sowie schöne Weiber und schönere; Marienfeld ist die erste Gemeinde im Banat — wenn man von Großkikinda kommt** (maarjafelt is tii erscht kəmeinde im Banaat — wamər fun krooskikinda khumt); **Marienfelder Bikafresser** (maarjafeldər pikafresər) (zu bika vgl. **Albrechtsflor**); **Marienfelder Goldlakaien** (maarjafeldər koltlakaajə); **Marienfeld — hat kein Geld** (maarjafelt — hat kha kelt); **Saufbrüder** (saufpriidər); **Weinköpfe** (weinkhep); Sie werden ihrer **Aussprache** wegen geneckt: **Hockt euch nur!** (hukə enk narə!); **Marienfelder Goldlakai — im Panz nur Wein — im Kopf nur Heu** (maarjafeldər koltlakaai — im phants nar waai — im khop nar haai); **Lorenz, mach's Tor auf, der Vater kommt mit dem Rohrwagen gefahren** (larents, machs taar uf, tr fatr khumt midəm raarwaagə kfaaar).

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(20. Fortsetzung)

Brandsch sandte eine Erklärung an die Redaktionen, in der es u. a. heißt:

„Es fällt mir nicht ein, mich mit Ihnen in eine Polemik einzulassen... Ich stelle nur wahrheitsgemäß fest, daß ich in meinem Brief den Adressaten ersucht habe, **der Wahrheit gemäß zu berichten**, um die deutschen Gäste vor **falschen Informationen** zu bewahren. Wenn das Verrat ist, so erkläre ich, daß ich auch **in Zukunft diesen Verrat begehen** werde, um so mehr als es Tatsache ist, daß wir ungarischen Deutschen außerhalb Siebenbürgens der **sprachlichen Rechte auf dem Gebiete der Schule, der Verwaltung und der Gerichte entbehren, ohne die wir als Volk nicht bestehen können.** Und all dies, trotzdem wir **zu jeder Zeit unsere Pflichten dem Staate gegenüber tadellos erfüllen".** (Diese Vorkommnisse werden auch in dem bereits erwähnten Buch von Ludmilla **Schlereth** erwähnt).

Brandschs letzte Rede im ungarischen Parlament (23. Oktober 1918) wurde bereits erwähnt. Nach dem Zusammenbruch entstand auf sein Betreiben der **„Deutsche Volksrat"** für Ungarn, und als das Schicksal Siebenbürgens bereits entschieden war, erfolgte am 8. Januar 1919 die Anschlußerklärung der Siebenbürger Sachsen und später auf den Rat Rudolf Brandschs auch der Anschluß der Bnater unter Führung der Anhänger der „Deusch-Schwäbischen Volkspartei" (worüber noch einiges zu sagen sein wird). An der Ausarbeitung des politischen Programms der Deutschen in Rumänien, das anläßlich einer Tagung am 6. — 7. September 1919 in **Temeschburg** in Anwesenheit der Vertreter **aller** deutschen Siedlungsgebiete Rumäniens (mit Ausnahme der Gruppe Dr. Muth-Blaskovics - Dr. Kräuter) verkündet wurde, hatte Rudolf Brandsch maßgeblich mitgewirkt. Er war der **erste** Vorsitzende der deutschen Fraktion im rumänischen Parlament und am 18. September 1921 wurde er auf dem **„Deutschen Tag"** in Czernowitz zu dem von ihm angeregten **„Verband der Deutschen in Rumänien"** gewählt; er führte ihn bis zu seiner Ernennung zum Unterstaatssekretär in der Regierung **Iorga** (1931). Ihm folgte Dr. Kaspar **Muth** (bis 1935), der dann von Fritz **Fabritius** abgelöst wurde. Brandsch gründete im Jahre 1927 den **„Deutschen Gewerbebund", die Dachorganisation der deutschen Gewerbetreibenden Rumäniens,** die ihn zu ihrem Vorsitzenden und Hans **Beller** zu seinem Stellvertreter wählten. Auf Anregung Brandschs wurde im Jahre 1922 der **„Verband der deutschen Volksgruppen in Europa"** gegründet, dessen Vorsitz er übernahm und in dem **„Kongreß der Organisation der nationalen Gruppen Europas"**, der stets in Genf tagte und alle Nationalitäten-Gruppen Europas umfaßte, spielte Brandsch eine führende Rolle. Er hatte nicht nur — wie erwähnt — auf die in Hermannstadt erschienene **„Deutsche Tagespost"**, die anfangs der Zwanzigerjahre auch von der jungen schwäbischen Akademikerschaft des Banats gerne gelesen wurde, maßgeblichen Einfluß, sondern gab auch die **„Deutschen Politischen Hefte"** (die „Gelben Hefte", wie sie Adam Müller-Guttenbrunn nannte) heraus, in denen Brandsch fast in **jeder** Nummer zu aktuellen politischen Fragen Stellung nahm. Zu ihren Mitarbeitern zählten führende Köpfe des Siebenbürger Sachsentums (Bischof **Teutsch**, Lutz **Korodi**, Adolf **Schullerus** und der einstige Dozent der „Deutschen Hochschule für Politik" in Berlin und spätere Bundespräsident Theodor **Heuss**). Zusammen mit Jakob **Bleyer**, Paul **Schiemann** und **Schmidt-Wodder** gab Brandsch später die repräsentative Zeitschrift **„Nation und Staat"** heraus, die sich mit Fragen der nationalen Minderheiten befaßte und ein beachtliches Niveau hatte. Im Jahre 1931 wurde Brandsch in der kurzlebigen Regierung **Iorga** (1931) zum Unterstaatsekretär ernannt und nach ihrem Sturze übernahm ihn auch die Regierung **Vaida-Voevod.** Als diese im Jahre 1933 zurücktreten mußte, **legte auch Brandsch sein Amt nieder — womit auch die politische Laufbahn eines Mannes beendet wurde, der zu den führenden politischen Köpfen des Deutschtums des Südostens zählte und dessen Verdienste heute widerspruchslos — mit Ausnahme Dr. Kräuters — anerkannt werden. Er führte sowohl im ungarischen Parlament wie später auch im rumänischen, sowie auch auf internationaler Ebene einen verzweifelten Kampf nicht nur um die Rechte seines eigenen Volkes, sondern trat auch aus Überzeugung für die Rechte aller unterdrückten nationalen Minderheiten ein.** Zu den Führern der Nationalitäten im ungarischen Parlament, besonders zu den Rumänen: Julius **Maniu**, **Vaida-Voevod**, Vasile **Goldis**, Caius **Brediceanu**, Valer **Braniste** u. a. sowie zu dem Slowaken Milan **Hodzsa**, hatte er enge Beziehungen, wodurch er manchen chauvinistischen Angriff auf die Rechte der deutschen Minderheit in Rumänien mildern konnte.

Stimmen über Brandsch

Aber gegen den immer **aggressiver** werdenden **Chauvinismus** reichten auch die Kräfte Brandschs nicht aus, der sich auch gegen die **Intrigen** seiner eigenen Parlamentskollegen zur Wehr setzen mußte.

Karl **Kessler** zitiert in seiner bereits erwähnten Schrift einige Äußerungen über Brandsch, die auch für die Banater Schwaben von Bedeutung sind; so:

Bischof D. Friedrich **Teutsch:** „Rudolf Brandsch, dessen **hervorragende Kraft die Agitation und die Opposition** war, erkannte, daß der nationale Gedanke unter den **Schwaben** eine Macht wurde, er war der Überzeugung, daß es eine **nationale** Pflicht der Sachsen sei, an dessen Pflege und Wachstum nach Kräften mitzuarbeiten."

Dr. Guido **Gündisch**, neben Jakob **Bleyer** einer der führenden Politiker des ungarländischen Deutschtums, schreibt in einem Brief an Jakob Bleyer: „Abgeordneter Rudolf Brandsch hat sich der politischen Bewegung der **südungarischen Deutschen** schon zu einer Zeit angenommen, als sie als alldeutsch verschrien war, er hat aber niemals mehr verlangt als **kulturelle Autonomie".**

Und zu seinem 50. Geburtstag schreibt die „Deutsche Allgemeine Zeitung", das Organ des Außenministers der Weimarer Republik Gustav **Stresemann** über Rudolf Brandsch: „Von den Führern auslandsdeutscher Volksgruppen ist im Reich und über die Grenzen des Reiches hinaus **keiner** so bekannt geworden wie der Siebenbürger Sachse Rudolf Brandsch... Schon **vor** dem Kriege trat er in enge politische Beziehungen zu den Abgeordneten der anderen Nationalitäten Ungarns. Besondere Aufmerksamkeit widmete er schon damals dem ungarländischen Deutschtum, das außerhalb seiner engeren Heimat besiedelt war, der **Schwaben des Banats**, der **Batschka** und des **Burgenlandes** sowie der Zipser Sachsen."

„Seit über 20 Jahren ist Rudolf Brandsch in der deutschen Volkstumsbewegung führend tätig. **Politischer Instinkt und volkstümliche Rednergabe kennzeichnen seine Persönlichkeit,** der an seinem Geburtstage auch im Reich mit Anerkennung und Sympathie gedacht wird." (20. Juli 1930).

Der verstorbene Bundespräsident Theodor **Heuss** erwähnt ihn in seinen „Erinnerungen" und schreibt: **„Im volksdeutschen Klub, Berlin, lernte man auch kennen den großartigen sicheren Rudolf Brandsch, der seine Heimatgenossen in Bukarest so tapfer und klug vertritt".**

Karl **von Möller** charakterisiert in dem von Dr. Karl Bell im Jahre 1926 herausgegebenen Buch „Das Deutschtum im Ausland: Banat", das auch Beiträge von Dr. Kaspar **Muth**, Prälat Franz **Blaskovics**, Dr. Hans **Eschker** enthält, Brandsch so: „Eine **bedeutende** Rolle spielte schließlich **bei der Erweckung** des gewissermaßen im Schlafe überrumpelten ungarländischen Deutschtums der damalige sächsische Abgeordnete im ungarländischen Reichstage und jetzige Vorsitzende des Verbandes der Deutschen Großrumäniens Rudolf Brandsch, der mit der **kleindeutschen,** das heißt sich auf das **eigene sächsische Volkstum** beschränkenden, im Fahrwasser des Regierungsschiffes segelnden Sachsenpolitik brach und auf Einfangung **aller** deutschen Quellen in Ungarn in einen schiffbaren Strom losarbeitete. Ein **zweiter** Sachse: der im Banat **begüterte** Wilhelm **Kopony**, beschritt denselben Weg."

Vom „Schlachtviehmarkt" und ähnlichen albernen Dr. Kräuter'schen Erzählungen ist hier allerdings nicht die Rede.

Der „Pangermane" Brandsch

Während Brandsch im Reich und auch unter den übrigen Nationalitäten anerkannt, geehrt und geschätzt wurde, war er in seiner Heimat, besonders in den letzten Jahren seiner politischen Tätigkeit, **unwürdigen Angriffen** ausgesetzt, die auch **von den Banater Mitgliedern der deutschen Parlamentsfranktion** — wie bereits erwähnt — weitgehend unterstützt wurden. Mit Hans Beller arbeitete er weiter zusammen (die von Dr. Kräuter erwähnten Gegensätze zwischen beiden sind **frei** erfunden) und das war neben den „weltanschaulichen" Gegensätzen mit ein Grund, ihn „abzuschießen".

Als er in die Regierung Iorga eintrat, bezichtigte man ihn des Opportunismus und versuchte seine politische Position zu untergraben. Dadurch **lieferte** man der chauvinistischen rumänischen Presse die Argumente gegen Brandsch, **was politisch verwerflicher war als die Anfechtung des Dr. Kräuterschen Mandats nach den Wahlen am 3. Juni 1920 durch Dr. Frecot.**

Die „Deutsche Partei" Rumäniens hat nach der Ernennung Rudolf Brandschs zum Minister für Minderheitsfragen ein Kommuniqué herausgegeben, in dem es hieß, daß man sie „bei der Ernennung nicht angehört habe und daß sie deshalb für die Zukunft sich ihre **volle Aktionsfreiheit sichere".** Diese desavouierende Erklärung der Deutschen Parlamentspartei, deren Obmannstellvertreter Dr. Kräuter war, **gab der rumänischen nationalistischen Presse Anlaß zu scharfen Angriffen gegen Brandsch und die Minderheiten überhaupt.** Besonders perfide attackierte der gew. liberale Justizminister Stelian **Popescu** in seinem Blatt **„Universul"** Brandsch, den er als „Pangermanen", den man nicht zu einem Minsterrat, in dem heikle nationale Fragen behandelt werden, **heranziehen könne.** Der Erzchauvinist Popescu gebrauchte also die **gleichen** Argumente, die früher die „schwäbische Elite" gegen Brandsch und seine Anhänger benützte: sie waren und blieben die „Pangermanen", weil sie zu ihrem Volkstum hielten.

Und im Banat haben die „Gemäßigten" Brandschs Haltung gegen die Madjarisierungsbestrebungen in der Vergangenheit noch nicht vergessen gehabt und sahen nunmehr die Gelegenheit als gekommen, den **letzten Führer der „Deutschen Volkspartei" politisch zu erledigen. Die Zeit, Rache für den Anschluß** des Banats an Rumänien zu nehmen, war gekommen. So wurden die Intrigen gegen ihn auch im Banat weiter fortgesetzt. Allein die **Jungschwaben standen hinter ihm.**

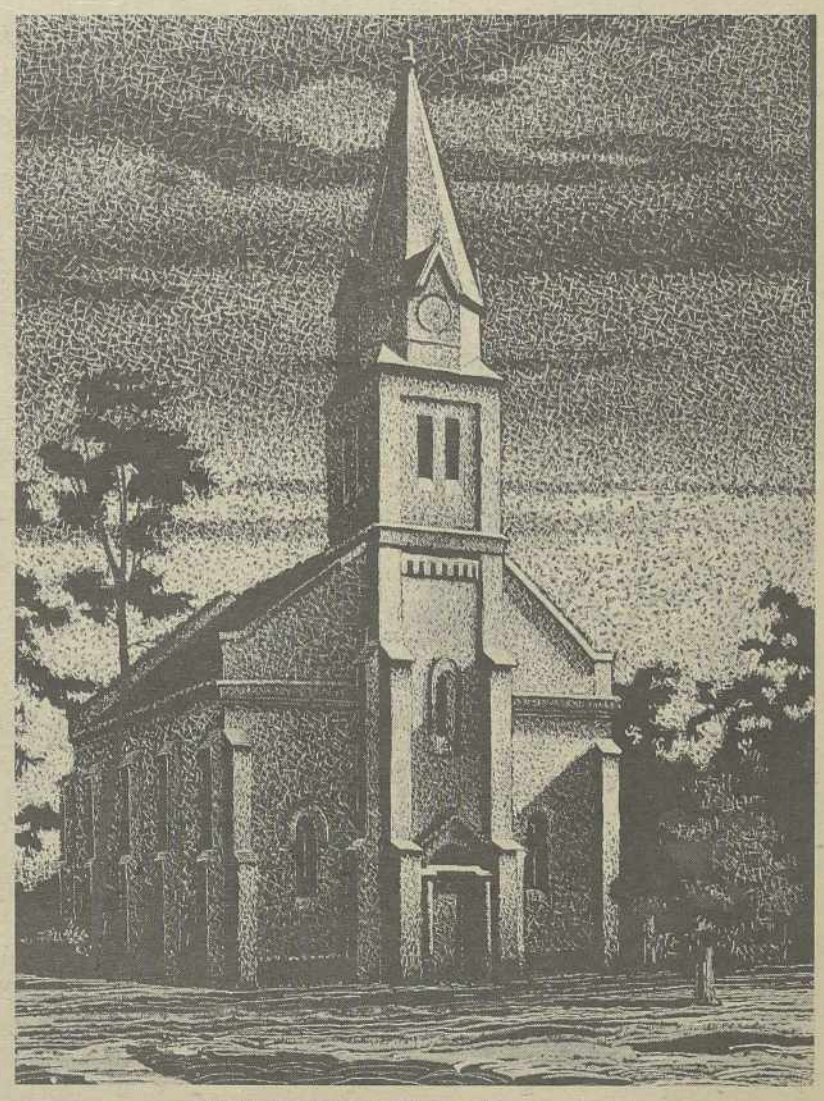
Brandsch besuchte schon als Minister mehrere Banater Heimatgemeinden wie: **Lovrin, Gottlob, Ostern, Hatzfeld** u. s. w. und wurde von der Bevölkerung stürmisch begrüßt.

Vertrauen für Brandsch

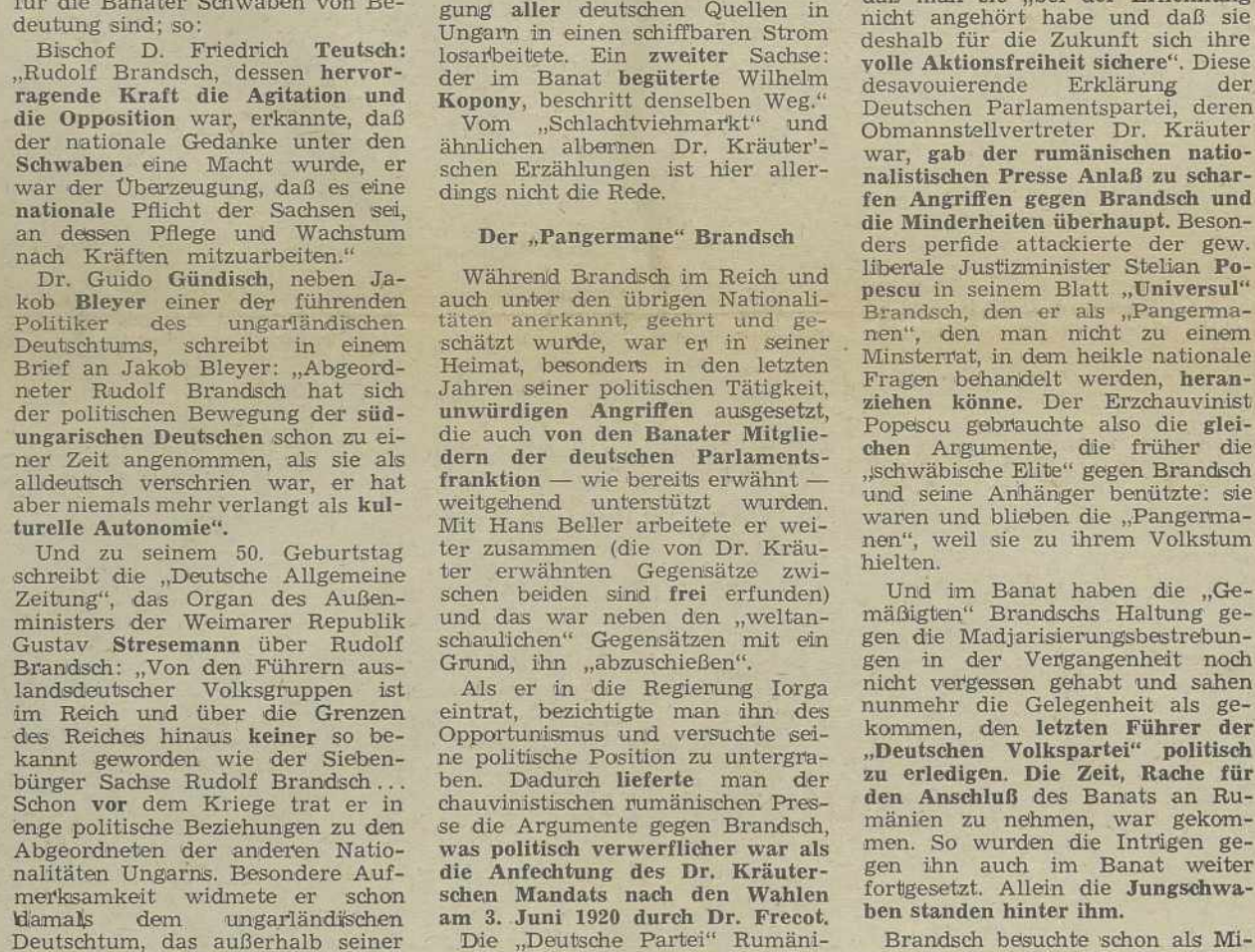
Am **26. April 1931** wurde in einer jungschwäbischen Kundgebung in **Liebling,** an der über **500 Menschen** teilnahmen, ein Beschlußantrag angenommen, in dem es unter anderem heißt: **„Mit großer Freude und Genugtuung nimmt die Versammlung die Ernennung des Herrn Abgeordneten Rudolf Brandsch zum Unterminister zur Kenntnis, den sie hiermit auf das herzlichste begrüßt und erklärt, daß sie die Politik desselben rückhaltlos anerkennt und bereit ist, ihm treue Gefolgschaft zu leisten.** Von diesem Beschlußantrag ist Minister Brandsch wie auch die „Deutsche Parlamentspartei" sowie die **„Deutsch-Schwäbische Volksgemeinschaft"** in Kenntnis zu setzen. **Liebling, am 26. April 1931."**

Die Redner bei dieser Kundgebung waren: Abg. Hans **Beller,** Josef **Gassner,** Heinrich **Anwender** und der spätere deutsche Vizebürgermeister der Stadt Temeschburg, Dr. Peter **Warth,** die auch die Verdienste Brandschs würdigten.

Brandsch hat auch im August 1928 an zwei Schiedsgerichtsverhandlungen in Temeschburg als Vorsitzender teilgenommen: in der einen wurde die Klage gegen Senator Dr. **Reitter** wegen übertriebener Honorarforderungen in einem Bogaroscher Hutweideprozess verhandelt, während sich die zweite mit den Angriffen der **„Arader Zeitung"** gegen die Volksgemeinschaftsführer befaßte. Vorsitzender war Rudolf **Brandsch** und die Mitglieder des Schiedsgerichts Rechtsanwalt Dr. Josef **Gabriel,** Schriftleiter Josef **Gassner,** Rechtsanwalt Dr. Fritz **Dutschak** und Redakteur und Druckereibesitzer Heinrich **Anwender. Es stimmt also nicht, daß Brandsch sich — wie Dr. Kräuter behauptet — bereits im Jahre 1921 aus der Banater Politik zurückzog.** (Fortsetzung folgt)



Gotteshaus von Bethausen im rum. Banat.



Das Bürgermeisteramt von Groß-St.-Nikolaus, rum. Banat. (Photo: Josef Eberle)

Lest und verbreitet den Donauschwaben

Rumänien

(Fortsetzung von Seite 3)

der rumänische Automobilclub ACR, Hauptbüro in Bukarest, Str. Nikos Beloiannis 27, Tel. 14 99 27 und 15 41 85. Der ACR unterhält Außenbüros in allen größeren Städten und Touristenzentren, meist in den Büros der örtlichen Carpati-Agenturen.

Bei Unfällen empfiehlt es sich, die Botschaft der Bundesrepublik in Bukarest (Strada Spatarului 45, Tel. 12 04 13) anzurufen. Die Konsularabteilung hilft in solchen Fällen.

Für Camping-Reisende besonders interessant: in Rumänien kann jeder — im Gegensatz zu allen anderen osteuropäischen Staaten — überall sein Zelt aufstellen. Er bedarf dazu keiner ausdrücklichen Genehmigung. Angesichts der reizvollen Landschaften, durch die die Überlandstraßen führen, machen bereits viele Touristen von dieser Möglichkeit Gebrauch.

„Verlorene Heimat in Freud und Leid"

Paul Otto Habermann beendete seine dritte Volkshochschul-Vortragstournee durch Südtirol über die Kulturleistungen des Deutschtums in Südosteuropa von der Ansiedlung bis zur Vertreibung sowie über dessen tragisches Ende

Wieder einmal erhalten wir aus Südtirol eine Nachricht; diesmal folgenden Inhalts: Der in Kreisen des Südostdeutschtums weithin bekannte Volkskundler und Heimatschriftsteller Paul Otto Habermann ist bei vielen Südtiroler deutschen Menschen längst schon kein Fremder mehr. Ist es doch schon seine dritte Vortragstournee, die er als Dozent des Verbandes der Volkshochschulen Südtirols an einer schon beträchtlichen Anzahl von dessen örtlichen Institutionen durchführen durfte (an dieser Stelle gebührt dem Präsidenten dieses Verbandes, Herrn Prof. Bruno Pokorny, der besondere Dank für dessen stets wohlwollende Vermittlung dieser Vorträge). Der Vortrag wurde jeweils an den einzelnen Volkshochschulen von den Anwesenden mit seltener Begeisterung aufgenommen. Und dies konnte wohl auch gar nicht anders sein; es handelte sich ja bei dem Vortragsthema um eine packende Schilderung über das Leben, die Arbeit, die Leistungen und das Leid von Generationen deutscher Menschen im Südosten Europas. Wenn der Vortragende über deren einmalige Kulturleistungen sprach, war es jeweils ein begeistertes Bekenntnis; und was er über deren unvorstellbare Leiden sagte, ist stets eine gewaltige Anklage gewesen. Und wenn er immer wieder darauf hinwies, daß jene einzigartigen Kulturleistungen nur vollbracht werden konnten durch Glaubensstärke, seltenen Gemeinschaftssinn, große Sparsamkeit und nimmermüden Fleiß, so ist dazu zu sagen, daß solcherart „Wort und Bild" bei den ebenfalls volks- und heimattreuen Südtiroler deutschen Menschen unvergessen bleiben wird. Die ausschließlich nur positiven Vortragsbewertungen — von denen nachstehend einige ganz, andere nur auszugsweise gebracht werden — dürften dies bestätigen.

Le. Re ...

Der gestrige Abend mit dem Vortrag von Herrn Habermann war für unsere Uraniagemeinschaft ein besonderes Erlebnis. „Verlorene Heimat in Freud und Leid", ein Thema, das uns hier an der südlichsten Grenze deutschen Volkstums am meisten anspricht, hat auf uns alle tiefsten Eindruck gemacht. Geradezu ergreifend war der Abschluß dieses Berichtes ... im Liede, das Frau **Annie Schmidt-Endres**, die derzeit größte lebende Lyrikerin dieser (Donauschwaben-) Volksgruppe, unserer Südtiroler Heimat gewidmet hat. — Vielen herzlichen Dank Herrn Habermann, dem nimmermüden Kämpfer und Verteidiger für die Rechte dieser entrechteten deutschen Menschen!

Salurn, d. 7. 5. 1968
Volkshochschule — Urania Salurn
gez. August Orion, Obmann

... Die Leistungen der deutschen Siedler und ihr tragisches Schicksal soll uns anspornen zur Heimatliebe und Heimattreue. Aus diesem Grunde danken wir Herrn Habermann recht herzlich für seinen schönen Vortrag, **der zu den schönsten Vorträgen zählt, die die Volkshochschule Prad-Stilfs bisher hatte.**

Prad, d. 8. 5. 1968
Die Leitung der Volkshochschule Prad i. V.
gez. Norbert Pinggera

PS. Mit besonderem Dank und Beifall wurde auch das ergreifende Gedicht „Ein Südtiroler bin ich" aufgenommen, das Frau Annie Schmidt-Endres den Südtirolern gewidmet hat und das Herr Habermann am Schluß seines Vortrages auf einem Dia zeigte und begeisternd vortrug.

(N. Pinggera)

Der Vortrag „Verlorene Heimat ..." war sehr aufschlußreich und nicht nur interessant, sondern auch lehrreich. Unseren Leuten wurden dabei die Augen geöffnet und sie werden dabei begriffen haben, daß Heimat nicht nur ein Wort ist, sondern ein kostbares Kleinod ... Auch das Gedicht „Ein Südtiroler bin ich" von Frau Annie Schmidt-Endres hat die Hörerschaft zutiefst ergriffen.

Kaltern, d. 9. 5. 1968
Der Leiter der Volkshochschule Urania Kaltern
gez. Max Morandell

Durch den Vortrag „Verlorene Heimat ..." wurden wir in folgendem bestärkt: Heimattreue, Heimatliebe ... Besonderen Dank für das schöne Gedicht „Ein Südtiroler bin ich" von Frau Annie Schmidt-Endres, das von der Verbundenheit zu unserer Heimat spricht.

Tramin, d. 10. 5. 1968
Volkshochschule — Urania Tramin
gez. Hans Giovanett, Obmann

Das Thema des Vortrages „Verlorene Heimat ..." ist für alle Südtiroler aktuell und von besonderem Interesse. Der Referent hat in warmen, begeisterten und eindringlichen Worten des schweren Lebensweg und Leidensweg der Südostdeutschen geschildert; er hat von den Greueltaten berichtet, die an den Deutschen im Südosten Europas begangen wurden ... Der Vortrag hat sicher dazu beigetragen, in den Zuhörern die Liebe zur Heimat und zum Volkstum, vor allem aber das Bewußtsein, daß der deutsche Mensch auf sein Volks stolz sein kann, zu stärken. In diesem Sinne machte das Gedicht „Ein Südtiroler bin ich" von Frau Annie Schmidt-Endres besonderen Eindruck. — **Der Vortrag muß als sehr wertvoll bezeichnet werden** und Herrn Habermann gebührt dafür unser aufrichtiger Dank!

Kurtatsch, d. 11. Mai 1968
Volgkshochschule — Urania Kurtatsch
gez. Leo Reisigl, Obmannstellv.

Die Urania Ritten ist von Ihrem Vortrag „Verlorene Heimat ..." sehr eingenommen und wird ihn für immer im Gedächtnis behalten ... **Wir möchten darauf hinweisen, daß der Vortrag überall gehört werden sollte!**

Ritten, d. 12. 5. 1968
Der Leiter der Volkshochschule Urania Ritten
gez. Luis Profunser

Für den Vortrag „Verlorene Heimat ..." müßte jeder Vortragssaal zu klein sein ... Die Tragik liegt darin, daß man zu dieser Überzeugung eben nach den Ausführungen des Herrn Habermann kommt. Auf den Vortrag eingehen, wäre nach meiner Meinung eine Verwässerung der Ausführungen des Herrn Habermann. — Der Abschluß des Vortrages war besonders ergreifend, als Herr Habermann das Gedicht „Ein Südtiroler bin ich" zum Vortrag brachte, das uns alle sehr zu Herzen ging. Der Verfasserin vielen Dank!

Naturns, d. 13. Mai 1968
Volkshochschule Urania Naturns
gez. Josef Frischmann

Auch in Bozen und Auer wurde an den dortigen Volkshochschulen der Vortrag „Verlorene Heimat in Freud und Leid" sowie als Abschluß das Gedicht „Ein Südtiroler bin ich" mit Dankbarkeit aufgenommen sowie (und dies ganz besonders in Bozen) mit außergewöhnlichem Beifall bedacht.

•

Nachstehend habe ich einer Ehrenpflicht zu genügen; es ist mir daher eine ganz besondere Freude, nachstehend die „Liebeserklärung" zu bringen, die unsere große donauschwäbische Lyrikerin, unsere sehr verehrte Lmn. **Annie Schmidt-Endres** (der ich mich in einer echten Seelenverwandtschaft und ehrlichen Freundschaft verbunden fühlen darf), Südtirol gewidmet hat.

Ein Südtiroler bin ich

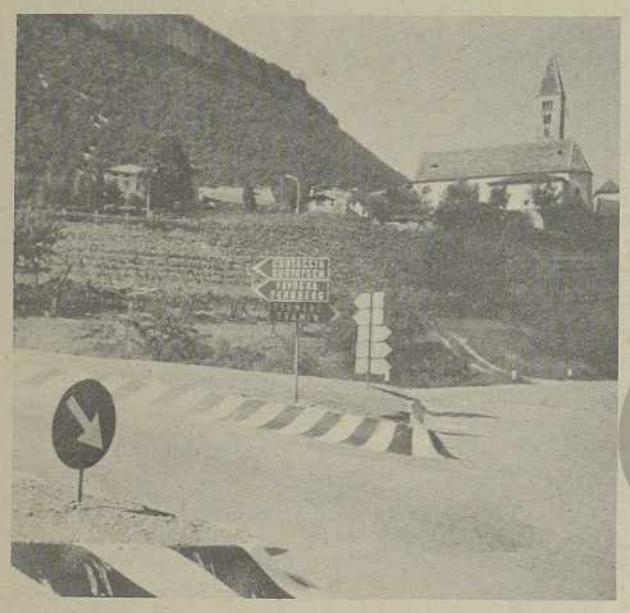
Worte und Weise von Annie Schmidt-Endres

1. Ein Südtiroler bin ich,
Ich bin ein Kind vom Land.
In schlichter Treue trag' ich
Tirolerisch' Gewand.
Und ist das Tuch verblichen ganz,
Stammt's doch noch von dem Urahn her,
Und sah es einst viel Glück und Glanz,
So sah es auch viel Tränen schwer.
oder:
Und ist mein Kleid oft grobes Tuch
Und rauschts von Samt und Seid' nicht schwer,
Ruht doch darauf manch Segensspruch,
Ruht doch darauf viel Stolz und Ehr.

2. Ich liebe frohe Runde,
Ich liebe Tanz und Scherz,
Und sing zu jeder Stunde
Mir Lust und Leid vom Herz.
Tirolerisch mei' Redensart,
Doch treu das Wort und grad sein Sinn,
Und klingts nicht fein und klingts nicht zart,
Rauschts liebend doch im Herz mir drinn.

3. Des Sonntags in der Frühe
Nehm' ich mein schönst' Gewand,
Und nehm aus meiner Truhe
Auch sonst manch buntes Band.
Ich mag nicht modisch fremden Tand,
Ich mag nicht modisch fremde Tracht,
Ich trag' in Ehr mei' schlicht Gewand,
Ich trag' in Ehr Tiroler Tracht!

4. Ich will sie immer tragen
Bis an mein Lebensend,
Bis einst nach harten Tagen
Zum Schlaf ich schließ die Händ.
Und wenn der Tod mein Auge bricht,
Und pilgre ich ins sel'ge Land,
Trag' ich vor Gottes Angesicht
Tiroler Tracht als letzt' Gewand!



Blick auf Kurtatsch, an einem Steilhang der linken Seite des Etschtales gelegen; im Vordergrund ein Wegweiser mit den Namen zweier der bekanntesten Weinorte in Südtirol. (Aufnahme: P. O. Habermann)

Welch tiefen Eindruck diese ergreifenden Worte einer edlen, großen Frau auf die Hörerschaft gemacht haben, ist bei den Vortragsbewertungen wohl schon zur Genüge bekundet worden ...

Mein Vortragsthema stand — wie bisher — auch diesmal unter dem Motto Heimatglauben — Heimattreue — Heimatliebe. Und gerade diese Eigenschaften sind es, denen sich seit rd. 1300 Jahren deutsche Menschen in Südtirol verschworen haben, für deren Erhaltung sie lebten, arbeiteten und für die sie — immer wieder — große Opfer brachten. Mir war es stets, als ob einen auch in Südtirol gewissermaßen etwas vom Hauch der verlorenen, unvergessenen alten Heimat im Südosten Europas umwehte; auch hier in Südtirol lebten und leben heimatverbundene deutsche Menschen; auch hier galt und gilt Gastfreundschaft als geheiligter Brauch; auch hier gibt es einen guten Tropfen „zum Verkoschte". Ein ganz besonderer „Glutofen" in Südtirol sind — neben anderen paradiesischen Flecken — die Rebenhänge von Kaltern, Tramin und Kurtatsch, wo die Trauben in der Gluthitze geradezu sichtbar der Reife entgegenkochen. Und dann ist Kurtatsch der Heimatort eines Kriegskameraden aus gemeinsamer sowjetischer Kriegsgefangenschaft, den ich alljährlich einmal besuche und bei dessen großer Familie — wo noch ein seltener Gemeinschaftssinn gepflegt wird — auch echte Südtiroler Gastfreundschaft als geheiligter Brauch gilt.

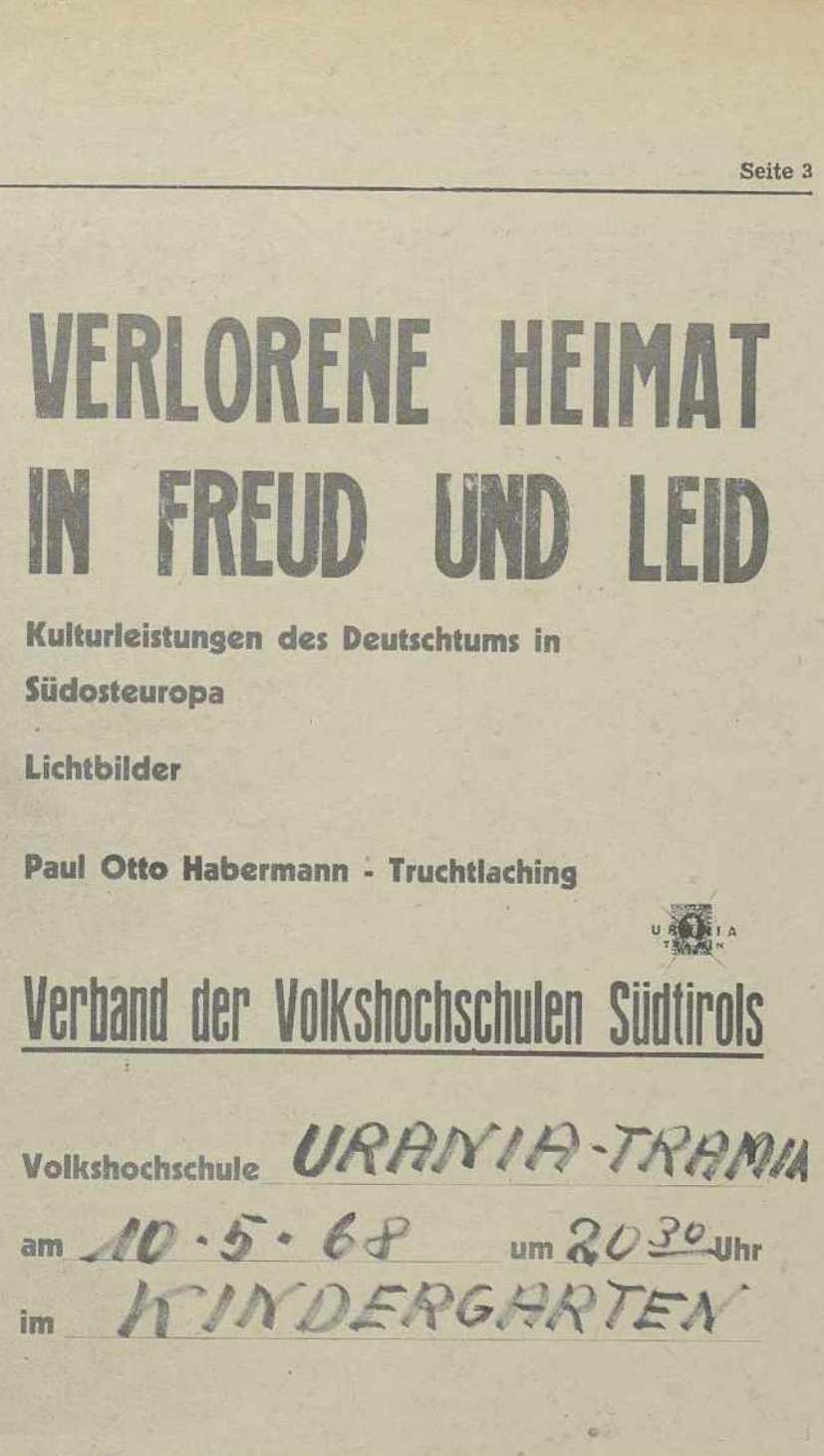
Wenn vom Südtiroler Rebensaft die Rede ist, dann gelten der „Kalterer See" und der „Gewürztraminer" als zwei Begriffe. In diesem Zusammenhang darf ich hier aber auch das mir längst schon vertraute Kurtatsch nennen, vor allem deshalb, weil der Kurtatscher Wein eben doch einer der edelsten seiner Art ist. Beweis: auf der internationalen Weinkost in Wien im Jahre 1959 hatte die Kurtatscher Kellereigenossenschaft für ihren „Kurtatscher Auslese" eine Goldmedaille erhalten ... Es ist schon so:

Soll dir stets ein echter Rebensaft winken, mußt du ihn jeweils an der Quelle trinken!

Denn nicht immer ist die Gewähr geboten, daß ein Exportwein mit noch so klangvollem Namen, außer Landes getrunken, immer echt ist ...

Noch einmal: Südtirol ist ein Urlaubsparadies im „Frühling, Sommer, Herbst und Winter." Mögen doch recht viele Deutsche daran denken, wenn sie sich mit ihren Urlaubsplänen beschäftigen. Ein jeder, der Südtirol und seine deutschen Menschen einmal kennenlernen durfte, wird immer wieder gerne dorthin kommen; es wird ihm unvergeßlich bleiben das deutsche Bauernland unter südlicher Sonne, das Berg-, Obst-, Wein- und Urlaubsparadies zwischen Brenner und der Klause von Salurn.

Paul Otto Habermann



Das Original dieses Plakats hatte am 10. Mai d. J. im weingesegneten Tramin — so wie es auch in mehreren anderen Orten Südtirols der Fall war — die dortigen heimattreuen deutschen Menschen zur Teilnahme an dem Volkshochschul-Vortrag „Verlorene Heimat in Freud und Leid" eingeladen.

Rumänien

Im Gegensatz zur Tschechoslowakei und zu Ungarn ist für die Erteilung des rumänischen Touristenvisums kein bestimmter Pflicht-Umtauschbetrag nötig. Das Visum wird von den offiziellen rumänischen Vertretungen im Ausland sowie an allen rumänischen Grenzübergängen kostenlos erteilt. Wichtig: Man muß darauf achten, daß man ein Touristenvisum und nicht ein normales Einreisevisum erhält, denn für Inhaber von Touristenvisa beträgt der Wechselkurs 1 Mark gleich 4,50 Lei, während Geschäftsreisende mit Normal-Visa nur den wesentlich ungünstigeren Kurs von 1 Mark gleich 3 Lei erhalten. Informationen und Prospektmaterial erhältlich bei dem Staatlichen Rumänischen Reisebüro Außenstelle Frankfurt am Main sowie in Bukarest bei der Zentrale des Reisebüros Carpati (Bulevard Magheru 7, Tel. 14 51 60).

Die Hauptverkehrsstraßen in Rumänien sind im wesentlichen gut bis sehr gut, durchwegs gepflastert oder asphaltiert. Vorsicht bei den oft sehr langen Orstdurchfahrten, da sich das dörfliche Leben trotz des Verkehrs auf den Straßen abspielt. Bei Fahrten von Bukarest an die Schwarzmeerküste (Konstanza 265 km) sollte man Wartezeiten für die Fähre über die Donau (von Giurgeni nach Oii) einkalkulieren: diese Strecke ist gegenwärtig die einzige Straßenverbindung von Bukarest zur Schwarzmeerküste. Eine Straßenbrücke über die Donau ist im Bau.

Die Verkehrsregeln in Rumänien entsprechen den international üblichen, ebenso die Verkehrsschilder. In den Städten meist Hupverbot — angezeigt durch ein Hinweisschild mit durchgestrichener Hupe und der Aufschrift claxonatul interzis.

Geschwindigkeitsbeschränkungen für Pkw auf Landstraßen 100 km/h, innerhalb von Ortschaften 60 km/h. Da die zum Teil sehr gut ausgebauten Straßen höhere Geschwindigkeiten erlauben und im allgemeinen ein sehr geringer Verkehr herrscht, drücken die Verkehrspolizisten ein Auge zu, wenn Ausländer das Tempo hundert überschreiten. Ohne Nachsicht sind die Polizisten jedoch, wenn sie bei dem Fahrer eine Alkoholfahne feststellen: das gibt empfindliche Strafen und Unannehmlichkeiten.

An der Qualität des Benzins merkt man, daß Rumänien eine traditionelle Erdölproduktion hat: es ist das beste in ganz Osteuropa. In den letzten Jahren wurden zahlreiche neue und moderne Tankstellen entlang den Überlandstraßen gebaut, so daß heute das Tankstellennetz ausreichend dicht ist. Die staatliche Benzinmarke — die einzige — heißt PECO. Angeboten werden drei Sorten von Benzin: Normal (75 Oktan) zu 1,45 Lei pro Liter, Regular (90 Oktan) zu 1,70 Lei und Premium (98 Oktan) zu 1,90 Lei. Bei den Automobilclubs in Deutschland sowie an den Grenzübergängen kann man etwas verbilligte Bons für Benzin erhalten.

Auch für Rumänen gelten die grüne Versicherungskarte und der nationale Führerschein. Andere Papiere sind nicht erforderlich.

Für Autofahrer in Not: es hilft

(Fortsetzung auf Seite 4)

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(21. Fortsetzung)

Die Banater Schlachtochsen

Die Banater Politik wurde aber, nachdem sich Rudolf Brandsch größeren Aufgaben zugewandt hatte, von dem Siebenbürger Sachsen Dr. Hans Otto **Roth** und später von Rittmeister Fritz **Fabritius,** dem sich auch die „Gemäßigten" **einschließlich der Katholiken,** angeschlossen haben, stark beeinflußt. Dr. Kräuter, der sich selbst als „katholisches Mitglied der deutschen Parlamentspartei" bezeichnet, weiß auch noch über Brandschs Beziehungen zur **Freimaurerei** zu berichten: „Wie immer" — schreibt er — „wenn Brandsch mit seinen Geschäfteleien in Verlegenheit kam, wollte (?) er von seinem **Logenbruder Vaida dringende Hilfe** verlangen". Und dann noch: „Als Logenbruder fand er (Vaida) nichts dabei, wenn die ‚Agricola' **gegen Ausfuhrpermisse für Banater Schlachtochsen Banater Schwaben liefere ...**"

In diesem miserablen Stil über verdiente Persönlichkeiten, deren Gesinnung und Leistungen für die Gesamtheit turmhoch über der sogenannten Politik arroganter politischer Hinterwäldler stehen, zu schreiben, ist bezeichnend; es ist der **gleiche** Stil mit dem man über 15 Jahre lang seine parlamentarischen „Pfründe" verteidigte.

Ein alter Kampfgenosse Rudolf Brandschs, der gewesene Staatssekretär Lutz **Korodi**, der den in administrativen und politischen Dingen völlig unerfahrenen einstigen Budapester Mittelschulprofessor Dr. Kräuter mit seiner steckengebliebenen Schulpolitik recht oft aus der **Patsche** zog, schreibt im Zusammenhang mit dem neuen Verwaltungsgesetz der Regierung Maniu:

Kampfgenosse Manius gewesen

„Zwar hat der Vorsitzende des Verbandes der Deutschen in Rumänien (zugleich Vorsitzender des Verbandes der deutschen Minderheiten in Europa) Rudolf Brandsch durch **persönliche** Fühlungnahme mit dem Ministerpräsidenten und dem Innenminister **Vaida-Voevod** erhebliche Milderungen des Gesetzes bewirken können. Brandsch war bis 1918 im ungarischen Reichstag Kampfgenosse **Manius** und des **genannten Innenministers**, der damals mit **rühmlichem Mannesmut als Abgeordneter auch für die Rechte der Banater Schwaben eintrat und sich sogar tätlichen Angriffen im Parlament aussetzte, indem er sich von seinen madjarischen Widersachern nur mit Gewalt aus dem Saal der Gesetzgebung hinausschleifen ließ".** (Lutz Korodi: „Auf deutscher Fährte in Südosteuropa", 1926).

Auch vor diesem Manne machen Dr. Kräuters Verdächtigungen nicht halt. Zu dieser Zeit zeigte er selbst wenig Mannesmut. Als sich der rumänische Abgeordnete Vaida-Voevod für die Schwaben exponierte, erwarb sich allerdings auch Dr. Kräuter Verdienste; doch sie lagen auf der **entgegengesetzten** Seite: er schrieb — wie er selbst erzählt — **um gute Honorare** für die in Berlin erschienene **ungarische** Propaganda-Zeitschrift „Jung-Ungarn". Diese wurde im Auftrage der ungarischen Regierung von dem Freimaurer **Vészi-Weiß** redigiert und galt — wie auch Dr. Kräuter bekennt — der „Abwehr alldeutscher Propaganda"; seine Aufsätze — rühmt er sich — wurden „in **großen Schlagzeilen** angekündigt", er sei aber nicht stolz darauf, denn es waren „Journalistenarbeiten', die er übernahm, weil er als 25jähriger das **„reich bemessene Honorar gut gebrauchen konnte"**. Schon das allein **qualifizierte ihn** offenbar, im Banat eine **politische** Rolle zu spielen, weniger aber über **verdienstvolle** Männer — die nicht um Lohn gegen die Interessen ihres eigenen Volkes agitierten — ein **moralisches Urteil zu fällen.** Und über die Zeitschrift „Jung-Ungar" kam er mit Adam **Müller-Guttenbrunn** in engere Kontakte, — schreibt er — denn dieser „las diese wegen ihrer polemischen Artikel gegen die Alldeutschen und auch wegen **meiner** (?) Berichte. Daher die **Bekanntschaft mit meinem Namen,** daher seine **unverkennbare Freude über meinen Besuch,** eines Landsmannes, der **deutsch** gebliebene Intellektuelle in **seinem, Müller-Guttenbrunns Sinne".**

Leider ist der Dichter schon lange tot, so daß er uns über seine „Freude über den Besuch seines Landsmannes", der Mitarbeiter einer Zeitschrift war, in **der der Dichter, dann die „Alldeutschen" Steinacker, Brandsch u. a. angegriffen wurden, nicht mehr berichten kann;** und auch der „Jung-Ungar" dürfte inzwischen so alt geworden sein, daß er sich an die Dr. Kräuter'schen Schlagzeilen **nicht mehr erinnert.** Schade! Wie geduldig ist doch das Papier der Memoirenschreiber: **selbst die ärgsten Flunkereien erträgt es.** Bei Brandsch und seinen Anhängern sprechen die **Taten,** in den „Erinnerungen" Dr. Kräuters sind nur blasse Spurenelemente der Wahrheit zu finden.

Brandsch, der Freimaurer

Nun, Rudolf Brandsch gehörte tatsächlich der Kronstädter Freimaurerloge „zu den drei Säulen" an. Außer ihm noch **zahlreiche Kronstädter Bürger,** deren **nationale** Gesinnung **einwandfrei** war. Das hat doch auch Brandsch ein Menschenalter hindurch bewiesen. Aber für den „Katholiken" Dr. Kräuter ist dies belanglos. Wichtig ist die „Freimaurerei": auf sie kommt **er immer wieder zurück.** Kein Wunder, denn die **katholische Kirche verfolgte sie mit allen Mitteln** und unter Papst **Clemens XII.** drohte ihren Anhängern die Todesstrafe. Die Freimaurerei entstand im XIV. Jahrhundert in England, verbreitete sich in der ganzen Welt, hat besondere Riten und zahlreiche Grade. Friedrich der Große, die Dichter: Lessing, Klopstock, Kleist, Goethe u. a. waren Freimaurer. **In New York und Umgebung gehören über 700 Donauschwaben Freimaurerlogen an. Sie waren die Träger des Hilfswerkes und die fleißigsten Spender, als die Landsleute in Europa nach dem Zusammenbruch in bitterer Not waren.**

Die katholische Kirche exkommuniziert ihre Mitglieder auch heute noch; Hitler löste die Logen auf und in den kommunistischen Staaten sind sie verboten. Unter dem Diktator Béla **Kun** wurden sie auch in Ungarn aufgelöst und ihr Vermögen beschlagnahmt.

Dr. Kräuter, der sich der Führung Fritz Fabritius' unterordnete und ihm bis Ende 1938 untertänig diente, versucht nun auch Brandsch mit der Freimaurerei zu diskreditieren. Früher taten es bereits seine „christlich-demokratischen Dienstherrn". So steht in dem Buch „Unser Weg" — von einem der treuesten Amhänger Fabritius', von Dr. Fritz Jickeli im Jahre 1935 verfaßt, folgendes:

Kein Verständnis für NS

„Bei Brandsch anerkannten wir als Verdienst, daß er als **erster** für den großdeutschen Gedanken eingetreten ist. Wir standen mit ihm aber wegen seiner Zugehörigkeit zu einer Freimaurerloge und den engen Beziehungen zu Bukarester internationalen Logen, aus denen wir seine **Verständnislosigkeit für den Nationalsozialismus ableiten mußten, in heftigem Gegensatze".**

Und im Jahre 1933 erklärte einer der militantesten „Jung-Fabritianer" des Banates, der **zugleich** mit Dr. Kräuter auf der Liste des Antisemiten **Goga** kandidierte: „Als Freimaurer darf Brandsch **befehlsgemäß** an **einer deutschen** Sache mitarbeiten: **nämlich an ihrer Zerstörung".** (Und Beller bezeichnete derselbe dann als **Erzreaktionär!)**

Und im **Volksprogramm** der „Deutschen Volksgemeinschaft Rumäniens", die auch Dr. Kräuter als Abgeordneter vertrat, hieß es: „Volksschädlinge mit **internationalen** Bindungen wie: **Marxismus** oder **Freimaurerei** haben den Verlust der **völkischen** Rechte zur Folge". Dr. Kräuter war aber bis 1944 im **„Vollbesitze"** seiner „völkischen Rechte". Eine Ausnahme gab es aber doch: auch Dr. Kaspar Muth hatte „internationale Bindungen": er gehörte dem **„Rotary-Klub"** an, dessen Hauptstelle in Chicago ist. Dachorganisation: **„Rotary international".**

Als sich Rudolf Brandsch endgültig aus der Politik zurückzog, wurde er zum „administrativen Inspektor" im rumänischen Innenministerium ernannt, welchen Posten er bis zum Zusammenbruch inne hatte.

„Ein sächsischer Kämpfer für Schwäbisches Recht"

Dann kam seine **Tragödie.** Darüber berichtet der einstige Chefredakteur der „Kronstädter Zeitung" Hermann **Schlandt** in den „Südostdeutschen Heimatblättern" (3. Folge 1954): „Es ist nicht anzunehmen, daß Brandsch unter der kommunistischen Diktatur aus seiner Reserve hervorgetreten ist. Er konnte in den Augen der Machthaber **kein Vorbelasteter eines verhaßten Regimes sein.** Er war nur eine **politische Persönlichkeit ungewöhnlichen Ausmaßes, die, wenn sie auch schwieg, zu viel Wissen um die großen und ewigen Fragen des Volkstums in sich trug, als daß man ihn frei hätte laufen lassen können. So wanderte Brandsch ins Gefängnis, wo er Ende 1953 im Alter von 72 Jahren gestorben ist.** Sein Ende ist von der **Tragik** der Zeit umwittert. Bei Beerdigungen von Gefängnisinsassen werden auch in Rumänien — und dort heute weniger denn je — große Umstände gemacht. So dürfte Brandsch keinen Grabstein bekommen haben. **Aber wenn es doch geschehen sollte, so standen die Worte bestimmt nicht auf ihm gemeißelt, die die Quintessenz seines Lebens und Wirkens gewesen sind: Ein sächsischer Kämpfer für schwäbisches Recht".**

Und als **solcher** soll er in der Geschichte des schwäbischen Volkes weiterleben — trotz der „Erinnerungen" Dr. Kräuters, die angesichts der Größe der von ihm verleumdeten Personen zur Bedeutungslosigkeit zusammenschrumpfen.

Ich habe Gelegenheit gehabt, mit Rudolf Brandsch an mehreren Volksversammlungen in den großen schwäbischen Heidedörfern teilzunehmen. Kaum ein Siebenbürger Politiker konnte seine schwäbischen Zuhörer mehr begeistern als Brandsch. **Er war nicht nur Politiker, sondern auch Mensch mit allen Stärken und Schwächen.** In demselben Jahr wie Rudolf Brandsch — sein Sohn fiel im Krieg, seine Witwe lebt in der Bundesrepublik — starben auch Lutz **Korodi** (dessen 100. Geburtstag im August die Banater Akademikerschaft in der Bundesrepublik und Österreich gedenkt) und Viktor **Orendi-Hommenau,** der erste Redakteur des „Ungarländisch-Deutschen Volksfreundes" und der ersten deutschen literarischen Zeitschrift des Banates: **„Die Heide". Auch sie gehören zu den Männern, denen das schwäbische Volk Dank schuldet.**

Und nun noch der Dritte

Und über den **Dritten** im „Agricola-Triumvirat", den gew. Abgeordneten, Senator und Grundbesitzer Wilhelm **Kopony,** erzählt Dr. Kräuter:

„Wilhelm Kopony hat während des Krieges einen kleinen Besitz im Banat in der Nähe der Gemeinde Moritzfeld erworben", von wo aus er „als Gast und stiller Beobachter die Sitzungen des Schwabenrats besuchte und Brandsch auf dem Laufenden über die Fortschritte der donauschwäbischen (?) Volksorganisation (?) und die völkische (!) Arbeit, die Volkstumsarbeit namentlich auf dem Gebiet des Schulwesens, die Leichtigkeit, mit dem **aus dem Volk das Geld zur Gründung** der ‚Schwäbischen Volkspresse' aufbringen konnte, hielt und nach der Ankunft Rösers im Banat hat er dessen Geschäftsgebaren zu überwachen".

Das [illegible] Kopony hat bereits vor dem ersten Weltkrieg Banater Grundbesitz erworben: das eine 140 Joch große Grundstück in der Nähe Temeschburgs an der Arader Straße hinter der Maut, das andere, größere, in Sosdia, das er auf Waldau taufte. Er war nicht „Gast", sondern **Mitglied des Schwabenrates** (der damals alles nur keine **„donauschwäbische"** Volksorganisation war) und nahm selbst an der deutschen Bewegung regen Anteil. Dazu hatte er jedenfalls **mehr Recht als Dr. Kräuter und Konsorten, da er bereits im März 1914 als sächsischer Abgeordneter im ungarischen Parlament eine Rede hielt, in der er für die Rechte der Banater Schwaben sowie der übrigen Nationalitäten Ungarns eintrat.**

Hier einige Sätze daraus: „Ich gehöre zu jener Schattierung von Sachsen, welche von den sächsischen Abgeordneten fordern, daß sie sich nach Möglichkeit nicht nur für speziell sächsische, sondern auch für **die Angelegenheit sämtlicher Stammesverwandten in ganz Ungarn interessieren.** Dies ist ein Punkt meines Programms ... Ich wohne schon seit **mehreren Jahren** als Grundbesitzer unter den **südungarischen Deutschen,** ich beschäftige mich mit ihren Angelegenheiten und so weiß ich, was **ihnen weh tut ...**"

„Im Zusammenhange mit den Volksschulen besteht tatsächlich Unzufriedenheit und zwar in viel **größerem Maße** als die ungarische Öffentlichkeit glaubt. Als Folge einer **falschen Schulpolitik** ist die **Intelligenz des Deutschtums in eine Richtung erzogen worden ...,** daß sich die breiten Schichten der landwirtschaftlichen Bevölkerung mit der Intelligenz in vielen **Fragen nicht mehr verstehen ...** Die Intelligenz ist in **erster Reihe** schuld, daß das deutsche Volk seine deutschsprachigen Schulen aufgab ... Es gibt eine sehr interessante Angelegenheit, womit man einen **Herzenston** des Volkes trifft. Es ist eine bekannte Tatsache, daß das Landvolk sehr viel darauf gibt, daß seine **Söhne als Unteroffiziere vom Militär nach Hause kommen.** Seitdem in Südungarn die Schulen mit **deutscher Vortragssprache seltener sind,** geht auch dieser Wunsch des Volkes nur selten in Erfüllung ..." Und dann auf die Reaktion des deutschen Volkes auf die Madjarisierung hinweisend, sagte er noch:

„Eine Bewegung des Geistes"

„Es handelt sich hier um das **Erwachen eines ganzen Volkes zur Achtung seiner Vorfahren, zur Liebe zu seinem Stamme, seiner Sprache.** Das ist eine **Bewegung des Geistes: Man kann ihr Hindernisse in den Weg legen, ihren Führern Unannehmlichkeiten bereiten, aufhalten läßt sich die Bewegung nicht, bis sich [illegible] ganze Deutschtum Ungarns um ihre Fahne schart ...**" „Die natürliche Kraftquelle, die in einem **guten Verhältnis des Deutschtums zum Madjarentum für den ungarischen Staat** liegt, müßte auf der **ganzen Linie gestärkt** werden, durch die Unterstützung des ungarischen Deutschtums, gestärkt auch durch die **Förderung** ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse ..." Deutsches Bauernblatt, 28. März 1914).

(Fortsetzung folgt)

Buchbesprechung

Rumänien — Zweitausend Jahre zwischen Morgenland und Abendland. Ein Bildband mit 80 Fotos von Peter Andreas Kroehnert, davon 33 ganzseitig, 5 doppelseitig und 4 farbig. Text von Hans Wolfram Hockl. 128 Seiten, 2 Karten. Leinen DM 25.— Pannonia-Verlag, 8228 Freilassing/Bayern, Postfach 10.

Der Pannonia-Verlag hat bisher eine ganze Reihe hervorragend zusammengestellter und ausgestatteter Bildbände über die früheren deutschen Siedlungsgebiete im Südosten Europas herausgebracht.

Ihnen läßt er jetzt ein ebenso ansprechendes Werk über Rumänien folgen. Der begleitende Text sammt von Hans Wolfram Hockl, der als Banater Schwabe, welcher in Bukarest studierte, sicher berufen ist, von der eingehenden Kenntnis des Landes her Wesentliches darüber zu sagen. Die Bilder machte Peter Andreas Kroehnert während zweier Sommerreisen (1966 und 1967), die ihn durch ganz Rumänien führten.

So ist ein Werk entstanden, das einen lebendigen Eindruck vom heutigen Rumänien vermittelt. Dieses Land, welches als erstes im Ostblock seinen eigenen Weg zu gehen versuchte, begegnet ja jetzt besonderem Interesse.

Für Rumänienreisende ist dem Werk ein Ratgeber mit vielen nützlichen Winken beigefügt.

Leopold Harhammer.

Mit Hubay im steirischen Tobelbad

„Aus Eugen Huber wurde Hubay Jenö", so betitelt sich im Donauschwaben vom 21. April ein Aufsatz von Johann Scheibling. Ich habe den Artikel mit wachsendem Interesse gelesen, denn ich habe den weltbekannten Geiger gut gekannt. Er war im Grunde seines Herzens immer ein Donauschwabe gewesen, dessen Vater zu Warjasch im Banat geboren wurde. Im Sommer hielt sich der große Violinvirtuose meistenteils in der Steiermark auf. Hier sind wir vor 35 Jahren einander erstmals begegnet.

Wir schreiben das Jahr 1933. Die Kurgäste und Sommerfrischler des kleinen, alten steirischen Kurbades, zwischen sanften Hügeln ins schmale Tal geschmiegt, langweilen, baden und amüsieren sich, andere wieder spielen mit Leidenschaft in der Sonnenglut Tennis. Die alten, hochgiebeligen Häuser liegen breit und erdgebunden da, die Sonnenuhr auf dem Vierkantturm des Schulhauses erstrahlt in ihrem Glanz, die mächtige Kirchenkuppel daneben sieht aus, als sei die Kirche dazu im Boden versunken und ragte nur mehr mit ihrer Kuppel aus der Erde. Eine freigiebige Fürstenlaune hat sie gebaut vor einigen Jahrhunderten. Eine blaubefrackte Jazzkapelle miaut durch die Stille, hie und da spielt sie sogar einen zündenden Marsch oder ein beliebtes Opernpotpourri.

Vor dem Sprudelbrunnen im grünen Pavillon führen zwei Herren ein Gespräch. Der eine: groß, stattlich, in kurzen Hosen, einem grasgrünen Sporthemd und einer blitzblauen Joppe. Den kenne ich. Es ist der Hofrat Marx aus Wien, Ehrenprofessor der Musikakademie in Budapest.

„Hubay? Was, der lebt noch?" Ich komme aus dem Staunen nicht heraus. Hubay. Jeder Geiger, jeder Musiker weiß, was das heißt. Auf fast jedem Etüdenheft, auf unzähligen Vortragsstücken steht der Name Hubay.

Ein glücklicher Zufall führte mich schon tags darauf sogar ins Allerheiligste des Mannes, dessen Geigerruhm die Welt durcheilte, in sein Arbeitszimmer. So sind wir gleich vertraut. Sein sanfter, gütiger und doch feuriger Blick ist jung wie sein Temperament und seine Liebenswürdigkeit. Bald sehen wir einander öfter.

Eines Tages saßen wir auf einer Bank am Waldesrand über dem Tale und Hubay erzählte, einmal angeregt, viel und gerne. Das Musikleben zweier Generationen erstand in den lebendigen Erzählungen vor meinen Augen. Wahrhaftig, man vergaß, wenn man in dieses frische Antlitz schaute, daß der Meister damals das fünfundsiebzigste Lebensjahr vollendete. Er erzählte von seinem Meister Vieuxtemps, der in einem Londoner Salon Paganini noch leibhaftig Geige spielen gehört hat — und Paganini war 1933 bald hundert Jahre tot. Aber diese Schilderung war so lebendig, daß man fast meinte, den Hexengeiger lebendig vor sich zu sehen.

Joachim und das Berlin der siebziger Jahre stieg in diesen jugendfrischen Erinnerungen auf, Liszt, der große Mensch und Meister, hatte Hubay nach Paris gebracht, wo er seinen Weltruhm begründete. Nie noch habe ich Liszt am Klavier so schildern hören. Sogar das letzte, öffentliche Konzert gab in den achtziger Jahren Liszt mit Hubay zusammen. Wir sprachen von Liszts Tätigkeit in Weimar, vom Corneliusskandal, von Brahms, der nach böser Nachrede schlafend vom Stuhl gefallen sein soll, als Liszt ihm seine grandiose Sonate in H-Moll vorspielte. Dabei erzählte Hubay, daß es ihm mit Saint Saens ebenso ergangen sei, und der Schalk sprang ihm aus den Augen. Saint Saens spielte seine eben vollendete Oper „Samson und Delila", wobei Hubay tatsächlich eingeschlafen ist.

Über seine Werke, seine Opern, Symphonien und Violinkonzerte, Bearbeitungen, über Aufführungen und Erfolge war Hubay unerschöpflich im Erzählen. Sogar mit Borodin und Cui hat Hubay musiziert. So erschienen alle die großen Namen lebendig vor mir, von Brahms, Grieg, Tschaikowsky, Liszt bis zu Toscanini, mit dem Hubay auch befreundet war. Auch von seinen Fahrten ins Banat, nach Warjasch und Temeschburg, erzählte Hubay begeistert.

Da und dort machte einer der Kurgäste den schüchternen Versuch, sich ihm zu nähern, aber er hatte kein Glück, Hubay wünschte mit keinem Menschen bekannt zu werden, er wollte sich erholen, wollte ausspannen und letzte Hand an seine Oper „Die Venus von Milo" legen. Zuweilen sah man ihn in Begleitung seiner Gattin, einer ungarischen Gräfin, ins Bad wandern. Bei Tische schlossen sie sich nicht den anderen Gästen an, sie suchten sich abseits einen stillen Winkel, ein Wall von Scheu und Achtung umgürtete den Tisch.

Gerade hatte er den letzten Strich unter die Partitur seiner Oper gesetzt, als es ans Abschiednehmen ging. Es fiel schwer, sich vom Meister wie vom Menschen Hubay zu trennen, denn er gehörte zu den Seltenen, die Liebe und Herzlichkeit in einem Maße auszutrömen vermögen, daß man sich wirklich verlassen fühlt, wenn sie von einem gehen.

Hubay gehörte zu jenen Menschen, die aus einer Vergangenheit des Glanzes zu uns herüberragen und die es immer noch verstehen, diesen Glanz sorgfältig zu bewahren. Sie sind im Aussterben begriffen, denn unsere Jugend hat andere Ziele und andere Lebenswerte, für die sie lebt und streitet.

Helfried *Patz*

Ein Besuch im Banat

Als Fremder „zu Hause" in Heufeld / Es ist alles so verwahrlost . . .

Von Eduard J. Streit

1941 in Heufeld geboren, 1944 interniert und 1947 mit meinen Großmüttern nach München geflüchtet, — das ist in Kürze mein Lebenslauf, der es mir erlaubt, vom Banat als von „meiner Heimat" zu sprechen. Nur allzu verständlich, daß ich diese meine Heimat wiedersehen und kennenlernen wollte. Dieses Jahr zu Ostern konnte der langgehegte Wunsch endlich verwirklicht werden.

Nachdem ich am Gründonnerstag mit meinen Eltern in Belgrad übernachtet hatte, fuhren wir am nächsten Tag bei strahlendem Sonnenschein auf einer schnurgeraden Asphaltstraße in Richtung Kikinda. All das, was meinen Eltern altvertraut und mit lieben Erinnerungen behaftet war, erschien mir fremd und ungewohnt: die langgezogenen Straßendörfer mit ihren ebenerdigen geduckten Lehmhäusern, die vielen Pferdefuhrwerke auf den Wegen und Feldern, die unermeßliche Ebene oder die fremdländischen Trachten usw. Doch mit jeder neuen Ortsdurchfahrt wurde mir das fremde Bild vertrauter, ja heimischer.

Dann Kikinda. Herrlich die Auffahrt vom Ortseingang hin zum Zentrum: der Kirche. Die Kirche mit ihrem schlanken Turm, dessen Spitze steil in den wolkenlosen Himmel ragt, hebt sich deutlich vom flimmernden Horizont ab. Langsam bringt uns die Hauptstraße zu ihr hin. Seitlich der Hauptstraße gepflasterte Wege, an die sich Baumalleen, Grünflächen und nocheinmal je ein Weg bis zu den Häusern hindehnen. Die meisten der Häuser werden gerade bemalt. Frauen tauchen lange Stockbürsten in ungewöhnliche Farben wie dem „Orthodoxisch-Blau" und einem seltsamen Orange.

Auf dem Stadtplatz diskutieren Männergruppen in ungarisch und serbisch. Dazwischen betteln ausgemergelte Frauen. Vor dem Bahnhof warten zerlumpte Kutscher mit [illegible] Einspännern auf Fahrgäste. Von Güterwaggons her warfen braune Zigeunerinnen, beladen mit riesigen Strohballen, während ihre Männer in der Sonne dösen. In den Seitenstraßen langweilt dörfliches Milieu. Gänse ruhen auf dem warmen Lehmboden, zerrupfte Hühner picken in den tiefen Fahrrinnen der Lehmwege, Spatzen stäuben ihre Milben mit dem pulverigen Staub — und das in einer Stadt, die einst wegen ihres modernen Charakters weithin bekannt war!

Wir verlassen bald darauf Kikinda und rollen auf ausgezeichnetem Kopfsteinpflaster über Ruskodorf und Mastort nach Heufeld. In Heufeld die übliche Auffahrt hin zum Ortsmittelpunkt. Doch diesmal grüßt keine Kirche den Gast. Statt dessen wuchert an ihrem ehemaligen Platz eine umzäunte Grünfläche. Vor dieser „Parkanlage" steht bei unserer Ankunft ein Schirmbildwagen, an dessen Türen sich die ärmlich gekleidete Dorfbevölkerung drängt. Der Menschenknäuel versperrt die Straße zur Weiterfahrt. Da hilft kein Hupen und kein Beseitewinken. Obwohl drei Polizisten dabeistehen, sieht sich keiner von ihnen genötigt, die Straße für uns freizumachen. „Es sind Deutsche", scheinen ihre mißtrauischen Blicke anzudeuten, „sollen sie getrost im Schmutz des Nebenweges fahren".

So empfängt mich mein Geburtsort abweisend und feindselig. Ein eigenartiges Gefühl überkommt mich. Beklemmend wird dieser Eindruck, als ich die Gemeinde näher betrachte: Heruntergewirtschaftete Häuser glotzen mit blinden Fenstern, Verputz bröckelt ab, Mauerwerk liegt bloß und mancher Ziegel fehlt auf den Dächern. An vielen Fundamenten wuchert grün der Schwamm. In den seltenen Rohrdächern nisten die Spatzen. Die Zäune wanken morsch zwischen Haus und windschiefen „Hambaren".

Ein trostloser Anblick für mich, ein schmerzhafter für meine Eltern. Sie verbinden mit jedem Haus, jedem Fleck Erde hier Jugenderinnerungen und Kindheitserlebnisse. Hier die Schule, wo man was lernte, aber auch Tatzen bekam; dort ein Haus der Verwandten, bei denen die Geschenke besonders reichlich ausfielen, — der Artesibrunnen schließlich, an dem sich die heranwachsende Jugend seit Generationen zum Stelldichein traf. Aber keine Kirche, kein Friedhof, kein Deutscher mehr.

Zwar tat es auch mir weh, meinen Geburtsort so verwahrlost zu sehen, doch im Gegensatz zu meinen Eltern zwang mich keine bewußt erlebte Jugendzeit zu wehmütiger Rückschau. Trotz des Schmutzes und des allgemeinen Niedergangs der Ortschaft sah ich Tatsachen, die mich stolz auf meinen Geburtsort blicken ließen: barocke, wuchtige Gebäude, die einst den außergewöhnlichen Reichtum der Bewohner nach außenhin widerspiegeln sollten; erstaunlich kunstsinnig angelegte Fassaden und Grundrisse, die den guten Geschmack der Erbauer zeigten. Alles dies, dazu noch Kapitele, Fenstersimse, Säulen, Malereien und ähnliches deuten die Verbundenheit zur österreichisch-ungarischen Donaumonarchie an, deren treuester und standhaftester Wachposten das Banat einst gewesen ist.

Fasse ich alle meine Eindrücke über Heufeld zusammen, so erschien mir Heufeld wie „ein einstmals herrschaftlicher Anzug, der jetzt zigeunerhaft getragen und behandelt wird".

Unser Reiseziel war jedoch nicht Heufeld, sondern Groß-Sankt-Nikolaus im rumänischen Teil des Banats.

Wir verließen deshalb das jugoslawische Banat und fuhren über Belgrad, Pantschowa und Werschatz zur rumänischen Grenze. Freundliche Zollbeamte fertigten uns an der Grenze ab und gaben uns den Weg frei nach Rumänien. Der Unterschied zwischen den beiden kommunistischen Staaten zeigte sich sofort an Äußerlichkeiten: Gekalkte Baumstämme, getünchte Häuser, saubere Seitenstraßen und gefegte Wege begleiteten uns seit dem Grenzkontrollpunkt.

Nach fünfzig Kilometer Fahrt sind wir in Temeschburg, einer belebten und einnehmenden Großstadt. An Wegweisern, Hotelreklamen und freundlichen Polizisten kann man erkennen: Temeschburg erwartet den deutschen Tourismus. Wegen des zu erwartenden Fremdenverkehrs wird auch die Straße nach Groß-Sankt-Nikolaus, soweit noch nicht in einem einwandfreien Zustand, erneut befestigt, geteert oder renoviert. Daneben sind aber auch die Privathäuser, die Gärten und Straßen entlang unseres Weges in einem erstaunlich sauberen und gepflegten Zustand. Man braucht nicht lange nach Erklärungen suchen. Bereits bei der ersten Rast wird es deutlich: Hier leben noch Deutsche. Saubere, ja pedantisch saubere Banater Schwaben, die auch ohne staatlichen Zwang alles in Ordnung zu halten wissen. Schade, daß auf diese Tatsache zu wenig in Schulen und öffentlichen Publikationsmitteln der Bundesrepublik hingewiesen wird. Denn wie ist es sonst zu erklären, daß bei landwirtschaftlichen Produkten aus dem rumänischen Banat unsere westdeutschen Hausfrauen zwar die Leistung Rumäniens in den höchsten Tönen loben, den Banater Schwaben aber, der die Saat ausstreute, den Keimling pflegte und die Früchte erntete, keines Wortes würdigen?

(Fortsetzung folgt)

Staatlich geprüfter Übersetzer
für die **rumänische Sprache**
Franz Wojakowski
85 Nürnberg 30
Fritz-von-Röth-Straße 31/II
Telefon: 0911/51 53 41
übersetzt alle einschlägigen Urkunden schnell und günstig. Offizielle Beschaffung von Personenstandsurkunden sowie Arbeitsbescheinigungen aus Rumänien füre die Rentenanträge usw.
Bei Anfragen bitte Porto beilegen.



Das Gymnasium in Gross-Kikinda — davor meine Eltern.



Einfahrt nach Gross-Kikinda, jugosl. Banat, von Gross-Betschkerek kommend.

Donauschwäbische Ortsneckereien (28)

Von Dr. Anton Peter Petri

166. **Mramorak,** B: **Schwaben** (schwoowə); Ein Mramoraker löste eine **Eisenbahnkarte,** der Zug fuhr inzwischen ab, er rief ihm höhnisch nach: **„Fahr nur, fahr, die Karte habe ich im Sack** (= Hosentasche) (faar nar, faar, ti khaart hen ich im sak!).

167. **Mucsi, das „Schilda der Schwäbischen Türkei",** U: **Mautschinger** (mautschingər); **Stiftfuldaer** (schtifoldər); Sie wollten das **Licht in Säcken in die Kirche tragen,** da diese keine Fenster hatte; Sie wollten den **Wind aufhalten;** Sie haben ihre **Kirche zur Straße hin verschoben;** Sie wollten die **Tiefe des Gemeindebrunnens messen;** einer ließ sich am anderen herab, der Ortsvorsteher hielt die lange Kette; um besser halten zu können, spuckte er sich dann in die Hände; Ihr **Gemeindestier sollte das Gras auf dem Kirchendach abweiden;** sie banden ihm einen Strick um den Hals und zogen ihn mit einem Aufzug hoch; als er die Zunge herausstreckte, schrie der Ortsvorseher: **„tsiikət narə, äär langət (= verlangt) schou!"** Die Frauen gingen zur Kapelle der hl. Anna und baten um **Regen;** als sie ihr Dorf erreichten, **hagelte** es. Sie eilten zurück und sagten: „Heilige Mutter Anna, du hast uns unrecht verschtanna! Wir haben um Regen gebitt, und du hascht uns Kissl (= Hagel) geschickt! Für däsmal is ja wohl zu spät, aber an annerschmal verhör dich net!"

168. **Munar,** B: **Großes Kanada von Munrad.**

169. **Murga,** U: **Murga liegt im Dellchen** (Margə leit im delchə) (Dellchen = kleines Tal, andere wollten Kleinheit des Ortes bezeichnen).

170. **Nadap,** U: Sie haben eine **„schlechte Sprache"** (ihre fränkische Mundart fiel den umwohnenden Bayern auf).

171. **Nagykovácsi,** OB: **Gockeln** (koukln) (weil sie den Hahn so nannten, die anderen Orte hatten „Haun" (Hahn) oder „Kokosch" (vgl. madj. kakas = Hahn) dafür;

Donauschwäbische Gedenktage

7. Juli 1768:

Der Kaiser erläßt eine allgemeine Verordnung gegen die Auswanderung aus dem Reich

Im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus hatte die Bevölkerungspolitik unter den Regierungsaufgaben eine zentrale Bedeutung erlangt. Es hieß: „Die Macht und das Vermögen eines Staates beruhen in der Stärke der Population". Für Österreich ergab sich die Notwendigkeit der Siedlungstätigkeit auch deshalb, weil durch das Zurückdrängen der Türken viele neue Länder an Habsburg gekommen sind: ganz Ungarn, Siebenbürgen, das Banat, das Batscher Land, Syrmien, Slawonien und zeitweise auch Nordserbien. Diese Gebiete waren während der über 150 Jahre dauernden Türkenherrschaft vollkommen verwüstet. Einst fruchtbare Gebiete waren menschenleer geworden. Ein Neuaufbau aus eigener Kraft war aus Mangel an Menschen nicht zu verwirklichen. Der Staat entschloß sich daher, die entvölkerten und verwahrlosten neugewonnenen Länder zu besiedeln. Die Menschen dazu mußte der Kaiser auf Verlangen des ungarischen Landtages und der Grundherren aus Gebieten herbeirufen oder aufnehmen, in denen auswanderungsbereite Bevölkerung vorhanden war: aus der Türkei und aus politisch schwachen Territorien des Reichsgebietes.

In den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts waren die schwächeren Territorialgebiete Deutschlands zu wahren Jagdgebieten für die Kolonistenwerber aller europäischen Länder geworden. Dabei kann von einer eigentlichen „Übervölkerung" in deutschen Landen zu dieser Zeit keineswegs gesprochen werden. Höchstens in einigen Gebieten gab es eine überdurchschnittliche Bevölkerungsdichte, die aber jederzeit durch Ausweitung der bebauten Ackerfläche ausgeglichen oder sogar in einen Bevölkerungsmangel verwandelt werden konnte. Die Bevölkerungsverluste des Österreichischen Erbfolgekrieges (1741—1748) und des Siebenjährigen Krieges (1756—1763) erzeugten weitgehend einen Bevölkerungsmangel, der umsomehr spürbar war, als vielerorts die Verluste des Dreißigjährigen Krieges (1618—1648) noch nicht ganz ausgeglichen werden konnten. In Bayern stand nach dem Österreichischen Erbfolgekrieg ein Drittel des Bodens unbebaut, 10 000 Bauernhufen waren verwüstet. In Lothringen war die Bevölkerung in zwei Kriegsjahrzehnten auf ein Viertel der Gesamtzahl zurückgegangen. Die Hälfte des Ackerbodens lag 1760 ungenutzt. In der Pfalz fanden ganze Scharen von Tagelöhnern aus der Schweiz Arbeit und Verdienst. Die Einwohnerzahl Preußens war unter den Stand von vor Beginn des friderizianischen Siedlungswerkes gesunken.

Es kann also nicht Übervölkerung oder Bodenmangel die Ursache der Auswanderung aus deutschen Landen gewesen sein, sondern eine durch die Kriege verursachte Lockerung der Bodenverbundenheit, eine gewaltige Durcheinanderschüttelung der Bevölkerung, die die Menschen anfällig für Verlockungen und Unternehmen aller Art machte. Es war daher auch die Kolonistenwerbung im Reichsgebiet nicht nur gegen die Belange der Einzelstaaten gerichtet, sondern sie bedeutet zugleich auch eine Schädigung der Interessen des Reiches und des deutschen Volkes. Es war deshalb im 18. Jahrhundert auch eine Lebensfrage für die deutschen Staaten und für das deutsche Volk, der Unruhe, dem Umherziehen und der Abwanderung der Bevölkerung die erforderlichen Schranken zu setzen. Im Reich waren es vor allem die deutschen Mittelstaaten, die die Auswanderung durch Verbote zu behindern trachteten. Die Zwergterritorien konnten sich das weniger leisten. Da sie selbst keine aktive Bevölkerungspolitik betrieben, hatten sie auch weniger Interesse an der Verhinderung der Auswanderung, von der sie unter Umständen auch noch einen Nutzen haben konnten, wenn sich Werber niederließen oder die Auswanderer auf ihrem Gebiete sammelten. Begünstigungen der Militär- und Kolonistenwerbung sowie Mißstände und Übergriffe der offen oder geheim wirkenden Werber riefen nach dem Eingreifen der Organe des Reiches.

Am 7. Juli des Jahres 1768 verkündete der Kaiser eine allgemeine Verordnung gegen die Auswanderung aus dem Reich. Freilich durfte dieser Erlaß dem Kaiser selbst in der Ansiedlungstätigkeit seiner eigenen Länder nicht hinderlich sein. Der Text des Verbotes war daher so formuliert, daß die Auswanderung nach Ungarn bei geschickter Interpretation nicht unbedingt unter das Verbot zu fallen brauchte. Das Edikt verbot „die zunehmenden heimlichen und ohne Erfüllung der reichkonstitutionsmäßigen Obliegenheiten stattfindenden Auswanderungen in fremde, mit dem Deutschen Reich in keiner Verbindung stehenden Gebiete". Außerdem wurde sämtlichen Ständen des Reiches befohlen, daß Sammelplätze auswandernder Reichsuntertanen aufgehoben, Auswanderer verhaftet und in die Heimat rücktransportiert, Emissäre ebenfalls verhaftet und peinlichst bestraft und dazu verhindert werden soll, daß Emigranten ihre Güter veräußern.

Nachdem Ungarn in jener Zeit mit Österreich in Personalunion verbunden war und dieses dem Reich angehörte, konnte auch für Ungarn eine Verbindung mit dem Reich vertreten werden. An das Verbot gesetzwidriger Auswanderung aus dem Reichsgebiet konnte sich Österreich formal dadurch halten, indem es fortan nicht mehr von Ungarn als Kolonisationsgebiet sprach, sondern von „österreichischen Ländern". So erhielt die Auswanderung nach Ungarn den Anschein einer reichsrechtlich zulässigen Binnenwanderung im Bereich des Reichgebietes, und der Mann aus dem Schwarzwald in Vorderösterreich wanderte aus, wenn er über den Berg ins Markgräflerland zog, aber er galt nicht als Auswanderer, wenn er in das ferne kaiserliche Banat oder nach Ungarn zog.

jvs

Lest und verbreitet den Donauschwaben

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(22. Fortsetzung)

Die Versammlungen Wilhelm Koponys in den schwäbischen Dörfern waren stets gut besucht, und an seinen Ausführungen über Landwirtschaft merkte man es, daß **ein Mann der Praxis** spricht, der sich seine Kenntnisse nicht aus Büchern, wie andere „Bauernführer", sondern aus **eigenen** Erfahrungen erwarb. Selbst die ernstesten Probleme konnte er den Bauern mundgerecht machen und wußte mit Witz und Humor seine Zuhörer zu fesseln. Er war nicht nur äußerlich eine **imposante** Erscheinung, **sondern seinem ganzen Wesen nach ein musischer Mensch und ein Herr.** Er brachte große **materielle** Opfer für die deutsche Sache. Bei den Hochschülerveranstaltungen der ersten Jahre nach dem Krieg war er stets dabei und das Lied, das er ins Banat brachte: **„Heil Dir, mein Heimatland"**, wurde auch in den Dörfern mit Begeisterung aufgenommen. In den Vereinigten Staaten wird es auch jetzt noch bei donauschwäbischen Veranstaltungen gesungen.

Koponys Verdienste um das Banater Schwabentum wurden bisher noch viel zu wenig gewürdigt; verdient hat er es aber nicht, durch den geschichtlichen Kehricht versagender „Erinnerungen" geschleift zu werden.

Warnung vor Dummheiten

Kopony war wie auch Brandsch mit den Mitgliedern des Hermannstädter Regierungsrates **(Maniu-Vaida)** noch aus seiner Abgeordnetenzeit befreundet. Anläßlich des Anschlusses des Banates an Rumänien warnte er seine einstigen rumänischen Kollegen, diesselben politischen „Dummheiten" zu begehen, die Ungarn ins Unglück stürzten. **„Wenn aber aller Vernunft zum Trotz"** — sagte er — **„zukünftige politische Zwerge die Lehren der im Kampf ergrauten Führer vergessen sollten, dann werden wir in unseren Organisationen, in unserem Kulturverband und unserer Deutsch-Schwäbischen Volkspartei, die nötige Kraft finden, um vereint mit unseren anderen deutschen Brüdern aus dem neuen Vaterland um unser gutes Recht nicht nur zu bitten, sondern es zu fordern".**

Die vereinte Kraft blieb aus und der Kulturverband wurde von den „Bekehrten" (den einstigen „Madjaronen") **unterminiert** und zu Grunde gerichtet.

Bei den ersten Wahlen ins rumänische Parlament wurde Kopony in den **Senat** und bei der Gründung der „Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft" zum **Obmannstellvertreter** gewählt, zog sich **aber bald von der Politik zurück.** Er starb in den dreißiger Jahren nach langer schwerer Krankheit (er hatte mehrere Schlaganfälle) in Wien. Auch dem Andenken dieses dem Banater Schwabentum **treuergebenen** sächsischen Politiker und trefflichen Menschen sind diese Zeilen gewidmet: **trotz der Dr. Kräuter'schen „Erinnerungen" sollte er nicht vergessen werden.**

Es wurde bisher versucht, die von Dr. Kräuter mit einer Flut von ehrenrührigen Behauptungen überschütteten Politiker, die in der Geschichte des Banater Schwabentums eine Rolle spielten, soweit es im Rahmen von Zeitungsartikeln möglich ist, **in Schutz zu nehmen und sie so vorzustellen, wie sie waren. Sie sind tot und können sich gegen Verleumdungen nicht mehr wehren. Aber ihre Angehörigen: Witwen, Kinder und Enkelkinder leben noch. Sollen diese sie in dem Zwielicht sehen, in das sie unversöhnlicher Haß rückte?** Und ein wichtiger Abschnitt unserer Geschichte in einem **Meer von Unwahrheiten versinken?**

Ohne Spitzfindigkeiten und Verdrehungen

Dr. Kausch schrieb in der Einleitung seines im Jahre 1939 erschienenen Buches: „Ich meine, es sei besser, die großen Zeitläufte **parteiisch** zu behandeln als sie totzuschweigen. Die Hauptsache ist, daß die Angaben wahr seien. Wer meint, ich rede unwahr, der möge die Angaben **entkräften, aber ohne Spitzfindigkeiten und Verdrehungen** — mit Beweisen von Wirklichkeitswerten". Dann: „Ereignisse, die vor 20 Jahren geschahen, gehören noch lange nicht der Geschichte an. Mitgefühl und Abneigung spielen bei der Beurteilung der Ereignisse noch eine allzugroße Rolle. So muß die Art der Aufarbeitung der Zeitereignisse in der Feststellung und **Sammlung** der Tatsachen bestehen."

Seither sind **29 Jahre** verstrichen. In diesem Zeitabschnitt hat sich bei uns sehr viel ereignet, mehr vielleicht als in den **hundert Jahren zuvor.** So ist es möglich, wenn auch kein abschließendes, so doch ein **abgeklärtes** Urteil darüber zu fällen. Dr. Kräuter hätte als Zeuge und **Mitgestalter** der politischen Entwicklung im Banat ihr **authentischer Chronist** werden können; er verlor sich aber im Labyrinth der persönlichen Angriffe, der Überbetonung seiner eigenen Rolle und der Rechtfertigung einer Politik, die — wie auch die von Dr. Kausch — nicht ohne Fehler war.

Was sich im Banat gleich nach dem Zusammenbruch im Jahre 1918 ereignete: die grundlegende Umgestaltung unserer staatsrechtlichen, nationalpolitischen und sozialen Lage hatte **vor** Beginn des ersten Weltkrieges **niemand** vorausgesehen. Völlig falsch ist es aber, die Geschichte unseres nationalpolitischen Bewußtwerdens auf den Zeitpunkt zu setzen, an dem die bisher in madjarischen Parteien tätig gewesenen, ihrem Volkstum entfremdeten, ja die Entfremdung fördernden Personn im nationalen Sinne **politisch aktiv** wurden. **Ideen sprießen nicht wie Spargel aus dem Boden**: die deutsche Bewegung begann wesentlich **früher** und sie einfach zu verleugnen, wäre Geschichtsfälschung.

Wenn Dr. Kaspar Muth in seinem Aufsatz in dem bereits erwähnten Buch **Dr. Bells**: „Das Banat" (1926) schreibt, „daß die Volkwerdung im national-politischen Sinne eigentlich erst **mit dem sogenannten Zusammenbruch beginnt"**, so entspricht das nicht den Tatsachen. „Bis dorthin waren wir eine Anzahl deutscher Familien, deutscher Dörfer" — schreibt er — „aber **kein deutsches Volk".** Und diese These vertritt auch Dr. Kräuter in seinen „Erinnerungen" und versucht sie mit unzulänglichen Mitteln zu rechtfertigen.

Mehrheit nicht entnationalisiert

Tatsache ist, daß das schwäbische Volk im Banat in seiner Mehrheit **nicht entnationalisiert war.** Unsere Dörfer blieben trotz der **verfehlten** Nationalitätenpolitik der ungarischen Regierungen und der verhängnisvollen verdummenden Schulpolitik des Grafen Apponyi im **wesentlichen deutsch.** Außer einer kleinen großbäuerlichen Schicht, die sich der von der madjarisierten Intelligenz in die Dörfer gebrachten „Mode", auch untereinander ungarisch zu sprechen, bediente, blieb die **Masse des Volkes seiner Sprache, seinen Sitten, Gebräuchen und Trachten treu.** Auch ohne die Berührung der Frontgeneration mit deutschen Soldaten und auch ohne Zusammenbruch wäre die „deutsche Bewegung", das heißt das Festhalten der **Dorfbevölkerung** an ihrer nationalen Eigenart, **nicht mehr zu unterdrükken gewesen.** Das politische System Ungarns hätte früher oder später durch die zwangsläufige Einführung des **allgemeinen und geheimen Wahlrechts eine strukturelle Wandlung zu Gunsten der Nationalitäten, so auch der Deutschen, durchgemacht.** Außerdem wäre eine an Siebenbürger sächsischen Schulen im deutschen Geiste erzogene Intelligenz herangewachsen.

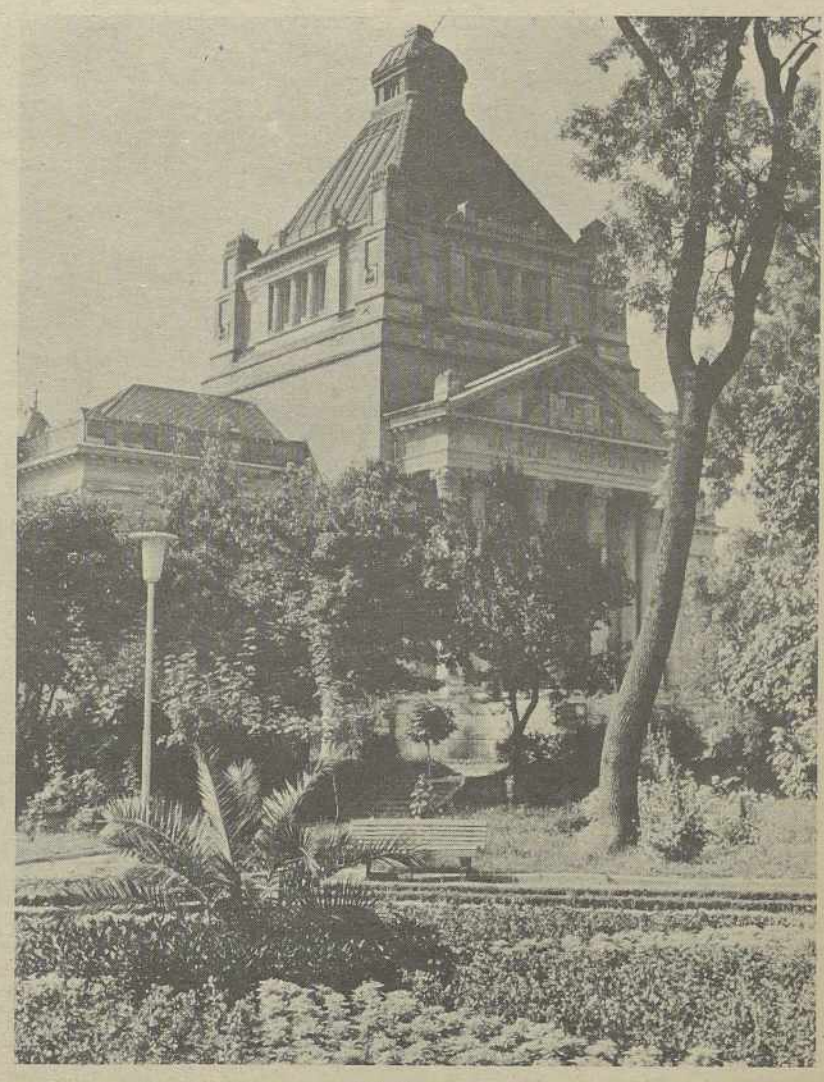
Wenn man also die Kontinuität der deutschen Bewegung mutwillig **unterbricht** und den Zeitpunkt **Null** mit dem Tag gleichsetzt, an dem eine volklich völlig entfremdete Intelligenzschicht ihre Vergangenheit über den Haufen warf und sich in den Vordergrund drängte, so ist das eine Beleidigung der Massen unseres Volkes und **Verachtung** der Männer, die opferbereit „die Flamme der nationalen Bewegung" schürten, die, wie Dr. Muth behauptete: „Selbst in der kleinsten deutschen Hütte des Banates lodert und auch nie erlöschen wird."

Zeichen des schlechten Gewissens

Ein Fehler war es, daß ein Großteil der schwäbischen Akademiker der Generation von der Jahrhundertwende an sich **weniger** um die „Hütten" als um die Bauernvereinsmitglieder und ihre **politische** Führerrolle in ungarischen Parteien kümmerte: jene aus den Hütten: **die Kleinhäusler, die Taglöhner und die „Knechte" mußten auswandern und sich in Übersee eine neue Heimat gründen.** Und daß man den Beginn der deutschen Bewegung auf die Zeit nach dem Zusammenbruch setzte, ist doch auch nur ein Zeichen des **schlechten** Gewissens jener, die sich ein Menschenalter hindurch ihr entgegenstellten.

Dr. Kräuter hat den Wunsch Dr. Kauschs, seine Behauptungen ohne „Spitzfindigkeit", sondern mit Argumenten zu entkräften, nicht erfüllt. Im Gegenteil: er versucht die in dem Dr. Kausch'schen Buch angeführten Zeitungsausschnitte, die ja zum Großteil nur **Bruchstücke** von längeren Artikeln sind, so zu deuten, daß sie ihren ursprünglichen Sinn **völlig verlieren.** So kann man freilich weder Behauptungen widerlegen, noch seinen eigenen Standpunkt glaubwürdig darstellen. Gewiß, auch **Dr. Kausch hat Behauptungen aufgestellt, die unrichtig sind oder auf Irrtümern beruhen**: aber er dringt nie in die Intimspähre seiner Gegner ein, **verleumdet nicht und tastet auch nicht die Menschenwürde seiner Widersacher an.** Wenn eine Geschichtsdarstellung auch **parteiisch** und **subjektiv** ist — so dürfte sie doch nicht **ausschließlich auf Kosten der Wahrheit gehen.** Die damaligen Ereignisse, die für das gesamte Südostdeutschtum **schicksalsentscheidend** waren, sind so vielschichtig, daß man ihrer Sinndeutung durch Schwarz-Weiß-Malerei nicht gerecht wird. Tatsache ist, daß weder Dr. Kausch noch Dr. Kräuter **wirkliche** Geschichte schreiben. Dazu waren beide **nicht objektiv** genug: aber Dr. Kräuters „Erinnerungen" sind wegen ihrer Aggressivität — abgesehen von den unzähligen falschen Analysen selbst — als **„geschichtliches Rohmaterial"** kaum zu verwenden. So leid es mir auch tut: auch ich müßte zur glaubhaften Widerlegung der Dr. Kräuter'schen Irrtümer eine Konfrontierung der Politik jener Personen wagen, die zum politischen Kreise Dr. Kräuters gehören und die bisher nur im Glorienschein der Unfehlbarkeit erstrahlten. Geschichte ist kein „Anachronismus" — sonst müßte man alles auslöschen, was die aufeinander folgenden Generationen vollbracht haben. Die **zeitgeschichtlichen Themen** zählen doch zu den frequentiertesten Wissensgebieten der heutigen Historiker. Und wo gehobelt wird, fallen auch Späne.

Ich hatte auch nicht die Absicht, „Erinnerungen" zu schreiben: als Journalist war ich wohl **Zeuge,** doch **nicht** — **Handelnder** der damaligen Zeit. Aber als Zeuge fühle ich mich **verpflichtet, keine falschen Aussagen zu machen**; natürlich kann ich irren. Völlig falsch wäre es aber, die damalige Zeit mit den Maßstäben des Heute zu messen: Der Nationalismus, angeheizt von den Völkern der neuentstandenen Staaten, **überflutete auch das gesamte Deutschtum des Südostens.** Aber die aus dem Krieg 1914—1918 heimgekehrten Soldaten bekannten sich nicht nur zu ihrem Volkstum, sondern brachten auch Ideen mit, die **stark sozialistisch beeinflußt waren. Der Sozialismus lag sozusagen in der Luft** und die Ereignisse in Budapest nach dem Zusammenbruch, die zu einer linksgerichteten Regierung führten, verstärkten die Hoffnung auf eine Gemeinschaft, in der der **soziale Gedanke über dem nationalen dominieren werde.** Die Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Die jungen Völker, die ihren Staat aufzubauen begannen, hatten **aus der Vergangenheit nichts gelernt**: aus dem konstruktiven Nationalismus entwickelte sich bald ein **unduldsamer Chauvinismus** — der sowohl die Ansätze einer sozialen Entwicklung wie die Versöhnung der in den Nachfolgestaaten lebenden Völker zunichte machte. Die **Parteienwirtschaft tat dann das übrige.**



Arad an der Marosch: Der von gepflegten Parkanlagen umgebene Kulturpalast.
(Photo: Josef Günther)

Auch in historischen Stunden — Zwietracht

Während der Zusammenbruch im Jahre 1918 die früheren Nationalitäten Ungarns: Rumänen, Serben, Slowaken in einer **einheitlichen** politischen Organisation zusammengeschlossen fand, besaßen die Deutschen in Ungern **mit Ausnahme der Siebenbürger Sachsen nur die „Deutsche Volkspartei" als politische Organisation: die Donauschwaben waren politisch zersplittert und statt sich mit aller Kraft der an sie herantretenden politischen Umgestaltung einheitlich und geschlossen zu stellen, teilten sie sich in zwei Lager und bekämpften sich wie Feinde.** Im **Banat** nahmen die Auseinandersetzungen **besonders scharfe** Formen an; in Temeschburg war die **Zentrale** der alten „Deutschen Volkspartei" und in dieser Stadt spielten auch die zwei **überragenden Persönlichkeiten der madjarisierten Intelligenz:** Dr. Kaspar Muth und Domherr Blaskovics die **führende Rolle.** Die Volksparteiler sahen das Heranreifen der Früchte ihres so zäh geführten Kampfes, während den anderen ihre Felle wegzuschwimmen drohten. Sie mußten sich sozusagen über Nacht umstellen, was die Volksparteiler, die für die deutsche Bewegung schwere persönliche und materielle Opfer brachten, nicht glauben konnten. Und so begann der Streit und der „Bruderzwist" dauerte bis zum 13. März 1921, dem Gründungstag der „Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft"; aber auch die trug schon von Anfang an Krankheitskeime in sich: die **soziale Frage, die später dann die Einheit völlig sprengte.**

Fortsetzung folgt)



Schwabenmädchen aus Guttenbrunn, rum. Banat, in ihrer reinseidenen Sonntagstracht.
(Photo: Erika Schmachtenberger-Bavaria)

Ein Besuch im Banat

Rumänien aus der Sicht eines jungen Bundesrepublikaners

Von Eduard J. Streit

(1. Fortsetzung)

Viele Touristen aus dem Westen behaupten, die Andersartigkeit des Regimes in Rumänien wäre für den Besucher nur schwer festzustellen. Dies trifft keineswegs zu! — Auch der oberflächlichste Gast kann viele Zeichen des kommunistischen Regimes finden.

Wer an einem christlichen Feiertag in Rumänien weilt, stellt sofort fest, daß es nur mehr inoffiziell gefeierte Weihnachten, Pfingsten oder Ostern gibt. Statt dessen werden an jeweils zwei arbeitsfreien Tagen die kommunistischen Feiertage begangen: Neujahr, „Tag der Arbeit" Anfang Mai und „Tag der Befreiung vom Faschismus" Ende August.

Neben diesen Eingriffen in den feiertäglichen Jahresablauf wird der interessierte Besucher Auswirkungen der Planwirtschaft bemerken können. Von der Planwirtschaft wurden gerade die Bauern stark in Mitleidenschaft gezogen. Sie mußten bereits kurz nach dem Kriege alle ihre Felder dem Staat überschreiben. Aus diesen „freiwilligen Überschreibungen" — wie es in den Geschichtsbüchern der Schulen vermerkt ist — wurden Kolchosen gebildet, um die Feldarbeit zu rationalisieren und den Boden auf Grund der neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse bearbeiten zu können. Doch die Kolchosenwirtschaft hat sich nicht so bewährt, wie es sich die Machthaber vorgestellt hatten. Zu viele arbeiten in die eigene Tasche, wie es die Berichte über Unterschlagungsaffairen zeigen. Des weiteren wird der Boden nicht mehr mit der Liebe und Sorgfalt bearbeitet, wie von den ehemaligen Eigentümern. Auf manchen Feldern wird heute daher oft mehr Saatgut ausgesät als an Getreide geerntet werden kann, wie mir von verschiedenen Seiten glaubhaft versichert wurde.

Eine Fehlplanung auf einem anderen Gebiet, der man heute oft begegnen kann: Bis vor einem Jahr war die Geburtenregelung vom Staat erlaubt und wurde gefördert. Aus volkspolitischen Gründen sah man sich jedoch gezwungen, die Geburtenregelung zu verbieten, um die Geburtenziffer zu erhöhen. Darauf waren Industrie und Krankenhäuser nicht vorbereitet. Deshalb besteht zur Zeit ein akuter Mangel an Windeln, Kinderwägen und nicht zuletzt an Betten in den Entbindungsstationen der Krankenhäuser.

Doch es wird weitergeplant. Fabriken, Schulen, Straßen und Kanäle müssen gebaut werden, um den wirtschaftlichen Anschluß zum Westen nicht völlig zu verpassen — um teilzuhaben am wirtschaftlichen Fortschritt.

Äußere Zeichen eines Fortschritts sollen verschönerte Ortschaften sein. Weil der Staat aber nicht die Mittel besitzt, um die erforderlichen Arbeiten von Fachkräften ausführen zu lassen, wird die Bevölkerung gezwungen, in „freiwilligem Arbeitseinsatz" am Sonntagmorgen Parkanlagen herzurichten, Wege zu säubern — aber auch Bahndämme aufzuschütten und Kanäle zu graben. Nach einer 6-Tage-Woche — der Samstag wird voll durchgearbeitet — stehen dann Sonntag früh der Arzt neben der Verkäuferin, der Erdarbeiter neben der Studentin und heben Erde für einen Entwässerungsgraben aus. Es wird nach Norm geschaufelt — und alle, ob Arbeiter, ob Studentin, haben die gleiche Norm zu erfüllen! Was ein Bewässerungsgraben fern von der Ortschaft mit der Verschönerung der Gemeinde zu tun haben soll, konnte mir nicht einmal ein überzeugter Kommunist erklären. Trotzdem, wer bei dieser Arbeit fehlt, oder seine Norm nicht erfüllt, kann, wie mir glaubhaft versichert wurde, seinen Arbeitsplatz verlieren. Und im Banat ist man froh, einen Arbeitsplatz zu haben, auch wenn der Verdienst niedrig ist.

Der durchschnittliche Monatsverdienst liegt nach inoffiziellen Schätzungen zwischen 800 bis 1000 Lei. Für eine Deutsche Mark erhält man zur Zeit 4,5 Lei. Somit würde das Durchschnittseinkommen bei zweihundert Mark liegen. Der tatsächliche Verdienst läßt sich jedoch besser an seiner Kaufkraft ermessen. So bezahlt man für eine Flasche Bier 4,5 Lei, für ein Huhn etwa 30 Lei (in einem landwirtschaftlichen Gebiet!) und für einen Anzug von minderer Qualität über 900 Lei. An diesen willkürlich gewählten Beispielen kann man ermessen, mit welchen Schwierigkeiten eine Familie im täglichen Leben zu kämpfen hat.

Um die Bevölkerung von diesen Schwierigkeiten abzulenken, errichtet man vielerorts neben dem Parteigebäude ein „Kulturheim". Hier darf sich der Staatsbürger bei Tanz (ohne alkoholische Getränke!), Theater-, Gesangs- oder Musikdarbietungen unterhalten — aber nur wenn es der Partei genehm ist! Neben dieser Öffentlichkeitsarbeit dienen die Kulturheime aber auch teilweise der politischen Schulung.

Der politische Unterricht wird, wie in jeder Diktatur, sehr ernst genommen. So werden die Geschichtsbücher nahezu mit jeder Richtungsänderung der rumänischen Politik ausgewechselt. Als der Staat sich von Volksrepublik in Sozialistische Republik umbenannte, wechselten die Lehrbücher, um selbst dem ABC-Schützen den Fortschritt des Kommunismus deutlich vor Augen zu führen. Nachdem immer mehr Stimmen gegen den früheren Parteichef, dem Vater des heutigen Rumänien, Gheorghiu-Dej laut werden, dürften die Schüler wohl in Bälde neue Schulbücher zu kaufen haben. Doch eine solche Vorhersage ist, wie alle Prophezeihungen, die den Weg einer Diktatur betreffen, selbst für den Fachmann kaum möglich.

Trotzdem kann man selbst als Laie sehen: Rumänien tendiert im großen und ganzen zum kommunistischen Nationalstaat in Form des jugoslawischen Systems. Das würde bedeuten, daß völkischen Minderheiten gewisse Einschränkungen hinsichtlich ihres Volkscharakters auferlegt würden. Von solchen Maßnahmen gegen die Deutschen im Banat merkt man nahezu gar nichts. Im Gegenteil: die Beamten, wie Zöllner, Polizeisten, Post- und Bahnbeamte — die ja den Staat vertreten — sollen den Banater Schwaben gegenüber freundlich, korrekt und aufgeschlossen sein. Aber nicht nur das. In den Volksschulen werden in verstärktem Maße wieder deutsche Sektionen (1.—4. Klasse) eröffnet und ausgebaut. Ja mancherorts sollen sogar die früheren Sitten und Bräuche wieder geduldet und unterstützt werden. So durfte z. B. nach Jahren in Tschanad wieder am Abend des Ostermontags eine Tanzveranstaltung stattfinden.

Bei genauer Überlegung allerdings wird man feststellen, daß dies nur Auswirkungen der diplomatischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und Rumänien, des sich ständig steigernden Touristenstroms aus Deutschland und der wirtschaftlichen Abhängigkeit von Westdeutschland sind. Sollte die westdeutsche Wirtschaftskuh einmal nicht mehr so viel Devisenmilch geben wie Rumänien erwartet, werden auch für die Banater Schwaben wieder ungünstigere Tage kommen.

(Schluß folgt)

Liebe donauschwäbische Heimatvertriebene!

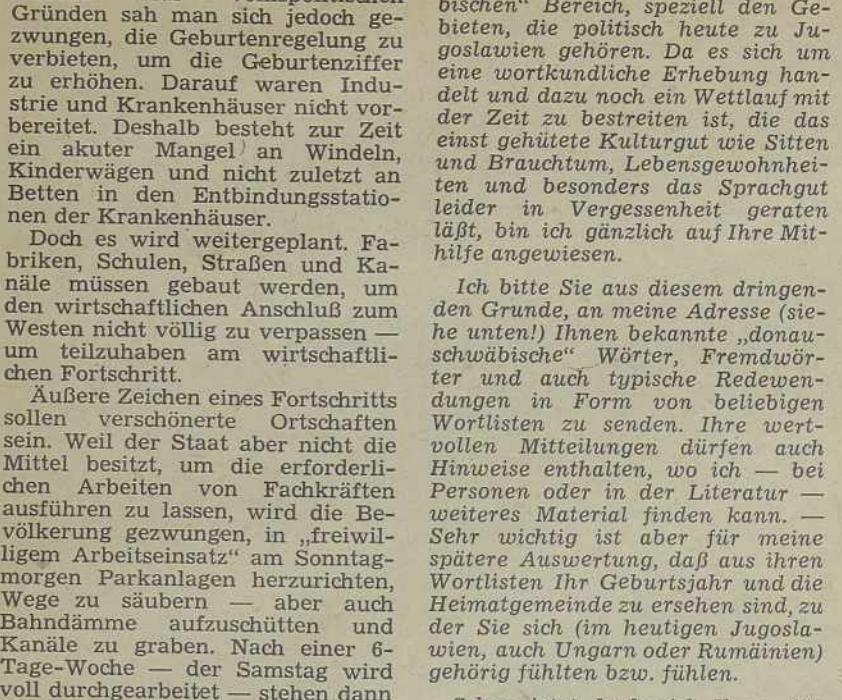
Als sprachwissenschaftlicher Doktorand an der Universität zu Tübingen muß ich mich heute auf diesem Wege an Sie alle wenden, vor allem an jene unter Ihnen, die der mittleren und älteren Generation angehören und die Sprache ihrer Heimat noch weitgehend beherrschen.

Für mein wissenschaftliches Vorhaben sammelte und sammle ich Wortbelege aus dem „donauschwäbischen" Bereich, speziell den Gebieten, die politisch heute zu Jugoslawien gehören. Da es sich um eine wortkundliche Erhebung handelt und dazu noch ein Wettlauf mit der Zeit zu bestreiten ist, die das einst gehütete Kulturgut wie Sitten und Brauchtum, Lebensgewohnheiten und besonders das Sprachgut leider in Vergessenheit geraten läßt, bin ich gänzlich auf Ihre Mithilfe angewiesen.

Ich bitte Sie aus diesem dringenden Grunde, an meine Adresse (siehe unten!) Ihnen bekannte „donauschwäbische" Wörter, Fremdwörter und auch typische Redewendungen in Form von beliebigen Wortlisten zu senden. Ihre wertvollen Mitteilungen dürfen auch Hinweise enthalten, wo ich — bei Personen oder in der Literatur — weiteres Material finden kann. — Sehr wichtig ist aber für meine spätere Auswertung, daß aus ihren Wortlisten Ihr Geburtsjahr und die Heimatgemeinde zu ersehen sind, zu der Sie sich (im heutigen Jugoslawien, auch Ungarn oder Rumäinien) gehörig fühlten bzw. fühlen.

Schon jetzt danke ich Ihnen für Ihre Bemühungen in meiner und in unserer aller Sache,

Rudolf A. Utschig
74 Tübingen 1
Mauerstraße 1



Auszug des Landsmannes Streit sen. auf die Krähenjagd in Groß-St.-Nikolaus, rum. Banat.



Der Hauptplatz von Groß-Kikinda, jugosl. Banat, am Karfreitag. Im Hintergrund die serbische Kirche.

Donauschwäbische Ortsneckereien (29)

Von Dr. Anton Peter Petri

Die Nagykovácser sind in der Meinung der Nachbargemeinden **„schlechti Leit"**, die keine **„Manieren"** haben; In **Békásmegyer** (s. d.) sagte man zu einem Ungeschickten: **„Du bist ein echter Trüllatsch (= Tölpel) von Kowatsch!"** (tu pist ən eichtə trülatsch fə koowatsch!); Die Gemeinde ließ einen Rinderstall erbauen; nach der Fertigstellung prüfte der Bürgermeister, ob die Tür hoch genug sei; er stellte sich auf die Schwelle, streckte beide Arme in die Höhe und sagte zufrieden: **„Die Tür ist hoch genug, denn einen größeren Ochsen wie ich gibt es nimmermehr!"** (ti tiiə is houch knuə, tein khən kreisərən ouks wiər ii kits nimmə); Der **Gemeindestier war verendet**, die Ortsvertretung beschloß, ihn auf der Weide zu begraben und ihm ein Denkmal mit Inschrift zu setzen. Der Dorfnotar versprach, einen schönen Grabspruch zu verfassen und den Stein zu beschriften. Groß war die Empörung der Bauern, als sie folgenden Spruch lesen mußten: **„Hier ruhet, Der einst gewesen Stier, Und was du warst, Das sind jetzt wir."** Vgl. auch: **Soroksár.**

172. **Nagymányok**, U: **Prahler** (praalər); **„Große Goschen - leere Taschen!" Wenn sie Milchsuppe gegessen haben, stellen sie sich auf die Gasse, stochern in den Zähnen herum, damit der Eindruck entsteht, daß sie Fleisch gegessen haben.**

173. **Nagytétény**, OB: **Hängauf** (heingauf) (um 1870 wurde ein von hier stammender Verbrecher aufgehängt); Als einmal bei der Fruchtweihe der Pfarrer die Saat mit Weihwasser besprengen wollte, entfiel seiner Hand der Weihwedel. **Der Mann, der ihn zurückbrachte, mußte getragen werden, denn sonst hätte er mit seinen Füßen zu viele Halme zertreten.** (In diesem Zusammenhang entstand eine Redensart: Wenn man etwas ausgesprochen hat, das man eigentlich hatte verschweigen wollen, sagte man: **„Das ist mir so ausgekommen, wie dem Tetinger Pfarrer die Spritze"**/ teis is mə aussəkhumə wiə rin Tetingə pfoara tə schpritsə).

Übersetzungen

von Urkunden, Dokumenten, Rentenunterlagen, Unterlagen für den Lastenausgleich aus folgenden Sprachen: Serbo-Kroatisch, Ungarisch, Rumänisch, Tschechisch, Slowakisch, Polnisch und Russisch durch beeidigten Dolmetscher

Johann Sabo
Übersetzungsbüro
68 Mannheim
Augusta-Anlage 49
(Nähe Wasserturm)
Postfach 20 02

Donauschwäbische Gedenktage

21. Juli 1718:

Mit dem Frieden in Passarowitz wird der Krieg gegen die Türken beendet

In dem von Österreich im Jahre 1716 augenommenen Krieg gegen die Türken gelang es dem kaiserlichen Feldherrn Prinz Eugen, dem endlen Ritter, dem über die Sawe vorstoßenden und im Banat noch sitzenden Feind bei Peterwardein (5. 8. 1716), bei Temeschburg (12. 10. 1716) und bei Belgrad (16. 8. 1717) schwere Niederlagen beizubringen. Das Tor zum Balkan war geöffnet. Mit Sehnsucht warteten die Balkanvölker auf ihre Befreiung. Sie wäre vielleicht möglich gewesen, wenn sich Spanien ruhig verhalten hätte. Das aber dachte nicht daran. Die Verlockung, den im Osten beschäftigten Kaiser, dessen Macht und Ansehen in fortwährendem Aufstieg begriffen war, zu beunruhigen, war zu groß. Ein Angriff auf Sardinien bereitete eine Invasion Italiens vor. Der neue Groswesir in Konstantinopel war ein Anhänger der Friedenspartei. Der ehemalige Festungskommandant von Belgrad, der Seraskier Mustafa Pascha, streckte in einem Schreiben an Prinz Eugen aus Nisch die Friedensfühler aus. Der Prinz berichtete darüber dem Kaiser und erarbeitete die Grundlagen für die Friedensverhandlungen: die Anerkennung des Besitzstandes.

Der Kaiser entschloß sich, das Friedensangebot anzunehmen. Man dachte zuerst daran, die Verhandlungen in Wien zu führen, Prinz Eugen hat aber abgeraten. Auch für die Forderungen aus Wien, die sich auf ganz Serbien, die gesamte Walachei und Moldau bezogen, war er nicht zu haben. Er war nicht nur ein großer Feldherr, sondern auch ein großer Staatsmann und riet deshalb zur Mäßigung. Am 21. Juli 1718 kam es dann in dem serbischen Städtchen Passarowitz endlich zum Frieden. Der Friede wurde auf 24 Mondjahre abgeschlossen. In den zwanzig Artikeln, die der Friedenskongreß annahm, wird das ganze Banat und Syrmien, das walachische Gebiet westlich der Aluta und ein Streifen am rechten Saweufer bis zur Drina von den Türken abgetreten. Österreich hatte damit seine weiteste Ausdehnung nach dem Südosten erhalten. Den katholischen Untertanen der Türkei wurde die freie Religionsausübung zugesichert. Venedig, das mit Österreich verbündet war, blieben Dalmatien sowie Teile Albaniens und der Herzegowina. Die Hospodare der Walachei und Moldau zahlten Tribut nach Wien. Damit schwang sich der Bogen kaiserlicher Macht von Antwerpen bis zum Schwarzen Meer, von der Ostsee über die Lombardei, die Romagna und Toscana bis Neapel und Sizilien, das im Tausche gegen das Königreich Sardinien dem Hause Österreich überlassen worden war. Daß mit dieser Verbindung Piemont-Sardinien die Keimzelle für die Einigung Italiens geschaffen war, die freilich nur mit Hilfe Frankreichs und Preußens später zu erreichen war, konnte selbst Prinz Eugen nicht voraussehen.

Dieses bisher scheinbar so lose Gefüge von Ländern, über das der Kaiser nun gebot, war eine folgerichtige Zusammenfassung der beiden großen Stromgebiete des eigentlichen Europa, des Rheins und der Donau, und der alten Reichslehen in Italien, dessen einzelne Gebiete, wie selbst italienische Historiker zugeben, niemals so gut verwaltet wurden wie zur Zeit der österreichischen Herrschaft.

Von größter Bedeutung war auch der Handelsvertrag, der mit dem Frieden von Passarowitz zustande kam. Freiheit des Handelns für die kaiserlichen Untertanen im ganzen türkischen Gebiet und in der Levante, auf der Donau und auf dem Schwarzen Meer, hier aber nur auf türkischen Schiffen. Auch der Handel nach Persien soll des türkischen Schutzes teilhaftig werden; Befreiung der österreichischen Kaufleute von allen Abgaben außer einer kleinen Maut- und Hafengebühr; Einrichtung von Konsulaten in den wichtigsten Handelsplätzen. Das waren die wichtigsten Bestimmungen, die dem Handel nach dem Osten einen neuen Weg eröffneten, sobald der Unternehmergeist und das Kapital der österreichischen Kaufmannschaft diesen zu beschreiten ermöglichen. Die Kostspieligkeit und Mühseligkeit des Landweges muß natürlich das Hauptgewicht auf die Ausnützung der Schiffahrtsstraßen leben. Aber auch der Ausbau der Straßenzüge über den Semmering und in Kroatien (Via Carolina) wird verfolgt. Von den Plänen und Projekten, die der Hofkammer in Mengen zugingen oder welche sie selbst ausarbeitete, die bisweilen an Ideen des Merkantilisten Johann Joachim Bechers anknüpften, kamen aber nur wenige zur wirklichen Ausführung.

Für uns Donauschwaben hatte der Frieden von Passarowitz zur Folge, daß die Hofkammer sich in verstärktem Maße an der Besiedlung der entvölkerten befreiten Gebiete beteiligte. Das zum kaiserlichen Kronland erklärte Banat wurde zum wichtigsten Betätigungsfeld der Hofkammer. jvs

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(23. Fortsetzung)

Wenn Dr. Kräuter vom „revolutionären" Schwabenrat spricht, so ist diese Bezeichnung unrichtig: **die Revolution im Banat: in Temeschburg und Reschitza, haben die Arbeiter gemacht, und in dem „revolutionären" Schwabenrat war kein einziger Arbeitervertreter.** Im Gegenteil: **die Arbeiter lehnten eine Zusammenarbeit mit ihm** — weil Domherr Blaskovics und Dr. Muth die führende Rolle spielten — **ab.** In der ersten Fortsetzung dieser Artikelserie wurde bereits auf die revolutionären Ereignisse im Banat sowie die Gründung des Banater Volksrates hingewiesen. Schon am 23. Juni 1918 schloß sich die Banater Arbeiterschaft der Budapester Streikbewegung an, und am 20. Oktober fand in Temeschburg eine Massenkundgebung statt, in der die Abdankung der Regierung Wekerle gefordert wurde. Und als Károlyi die Regierung übernahm, überstürzten sich auch in **Temeschburg, dem Zentrum der Banater Sozialdemokratie, die Ereignisse.**

Am 27. Oktober fand am Prinz-Eugen-Platz eine Massenversammlung statt, in der die Vertreter der Arbeiterschaft — es waren alle Nationalitäten: Deutsche, Ungarn, Serben, Rumänen vertreten — in **ihrer Muttersprache** Reden hielten und den sofortigen Friedensschluß forderten. Am 30. Oktober wurde — wie bereits erwähnt — der „Soldatenrat" gewählt (es waren immerhin 700 bis 800 Offiziere in der Stadt und **nicht** an der Front) und der Sozialistenführer Dr. Otto **Roth** forderte **als erster die Banater Autonomie und Gründung des Volksrates.**

Vor dem Stadthaus fand — wie der Führer der deutschen Sozialisten, der frühere Buchdrucker Josef **Gabriel**, in seinem bereits erwähnten Buch mitteilte, eine Massenversammlung der unter den Klängen der Militärkapelle des Temeschburger Hausregiments (k. u. k. Infanterieregiment No. 61) aufmarschierten Arbeiterschaft statt. Auf Aufforderung der Budapester Regierung wurden dann Nationalräte gebildet, die ihre Vertreter in den Volksrat schickten.

Damit war im Grunde genommen die Revolution in Temeschburg beendet: die Macht lag eine kurze Zeit lang in den Händen der Arbeiterschaft.

In manchen deutschen Dörfern verlief die „Revolution" etwas stürmischer. Die von der Front heimgekehrten Soldaten **vertrieben die Notäre (Gemeinderäte), die um entsprechende „Gegenleistungen" unrechtmäßige Kriegsdienstenthebungen durchführten**; oft mit Hilfe des Bauernvereins. Die Verbitterung hauptsächlich im letzten Kriegsjahr war deshalb unter der Bevölkerung sehr groß; und nicht ohne Grund hieß es: **„die Helden sind längst gefallen, die Klugen sind enthoben und um die dummen Kerle, die noch immer an der Front stehen, ist nicht schade!"**

Haltung der Arbeiterschaft

Die meisten Frontsoldaten waren noch nicht zurück, als der Schwäbische Soldatenrat gewählt wurde. Am 1. November 1918 hat sich — wie erwähnt — der Banater Volksrat konstituiert, der sich hauptsächlich mit der Sicherstellung der Versorgung der Bevölkerung und Verpflegung der heimkehrenden Soldaten befaßte. **Am 16. November 1918 zogen dann die ersten serbischen Truppen in Temeschburg ein**, die zunächst den Volksrat in seiner Tätigkeit nicht bremsten, später aber seine Machtbefugnisse stark einschränkten. Deshalb wurde bereits Ende November von der Sozialdemokratischen Partei ein bemerkenswerter Beschluß gefaßt. In diesem wird u. a. die **Sicherstellung der Versorgung der Bevölkerung, Förderung der landwirtschaftlichen und gewerblichen Produktion und Schaffen von Arbeitsgelegenheiten gefordert.** Dann heißt es wörtlich: „Die sozialdemokratische Arbeiterschaft und zwar in erster Reihe die ihre **internationale** Gesinnung nicht verleugnenden Sozialdemokraten **serbischer** Muttersprache **protestieren** dagegen, daß eine verschwindende Minderheit des serbischen Bürgertums mit Hilfe der serbischen Besatzungstruppen die in Mehrheit befindlichen **übrigen Nationen, daher auch die Arbeiterschaft, überall hinausdrängen, um dadurch die Herrschaft einer kleinen nationalistischen Bourgeoisie ins Leben zu rufen."**

Ferner heißt es in dem Beschloß: „Die sozialdemokratische Arbeiterschaft erklärt, daß die **Völker des Banates nur im Wege einer auch auf die Frauen auszudehnende Volksabstimmung über die Zugehörigkeit des Banates** (Temesch, Torontal, Krasso-Szörény) entscheiden wollen. Sie wird niemals eine von **außen** kommende und ohne Befragen der Völker getroffene Verfügung anerkennen, sondern auf Grund der Wilson'schen Forderungen mit aller Kraft das Selbstbestimmungsrecht für sich in Anspruch nehmen." Sie forderten ferner den **Ausbau der Gewerkschaften, „die ohne Unterschied der Nationalität und Religion sämtliche Arbeiter umfassen sollen."**

Am 21. 12. 1923 wurde der **Generalstreik** gegen die serbische Besatzungsmacht durchgeführt, die dann die Forderungen der Arbeiterschaft annahm.

Am 2. Dezember 1918 zogen französische Truppen — darunter auch Kolonialtruppen — in Temeschburg ein. Am 15. Januar 1919 dankte **Dr. Otto Roth ab und am 20. Februar haben die Serben auch die gesamte Verwaltung übernommen.**

Dr. Kräuter behauptet, daß Wilson in seinen 14 Punkten, die am 8. Januar 1918 proklamiert wurden und die den Zerfall der Österreich-Ungarischen Monarchie beschleunigten, die „Verpflichtung aussprach", bei „Festlegung der zukünftigen Grenzen sich **nicht** an historische Rechte, Verträge und **Versprechungen** zu halten, die von verschiedenen Regierungen gegeben worden waren, sondern allein an das Selbstbestimmungsrecht der Völker, auch der Besiegten".

So ganz stimmt diese recht weitherzige Auslegung auch wieder nicht. In **Punkt 11** der Wilson'schen Erklärung heißt es z. B., daß die „Beziehungen der Balkanstaaten zueinander durch **freundschaftliche** Verständigung auf den **geschichtlich** feststehenden Linien der Zugehörigkeit und des Volkstums bestimmt werden sollten".

Daß bei den Friedensverhandlungen auch dieser Punkt lediglich ein frommer Wunsch blieb, ist ja bekannt. Die Friedenskonferenz nahm auf die **nationalen Belange und auf das Volkstum wenig Rücksicht.** Die tatsächliche Auflösung der Monarchie wurde mit dem am **16. Oktober 1918 erlassenen Manifest Kaiser** (in Ungarn König) **Karls** eingeleitet. „Ich bin entschlossen, dieses Werk (den Neuaufbau des Vaterlandes, Anm. d. Red.) unter freier Mitwirkung meiner Völker im Geiste jener Grundsätze durchzuführen, die sich die Verbündeten Monarchen in ihren Friedensangeboten zu eigen gemacht haben... Diese Neugestaltung, durch die die **Integrität** der Länder der ungarischen Krone in keiner Weise berührt wird, soll jedem nationalen Einzelstaat seine Selbständigkeit gewährleisten... An die Völker, auf deren **Selbstbestimmung** das neue Reich sich gründen wird, ergeht der Ruf, an dem großen Werke durch **Nationalräte** mitzuwirken, die — gebildet aus den Reichstagsabgeordneten jeder Nation — die Interessen der Völker zueinander sowie im Verkehr mit meiner Regierung zur Geltung bringen sollen..."

Nun wurden die **diversen** Nationalräte gegründet, über die in der ersten Fortsetzung (11. Februar) bereits kurz berichtet wurde. Am 25. Oktober 1918 erfolgte die Gründung des ungarischen Nationalrates in Budapest. An seiner Spitze stand der linkskatholische **Priester** und führendes Mitglied der Unabhängigkeitspartei (48er) Johann **Hock**, der nach dem Zusammenbruch des Kommunismus emigrierte und des **Vaterlandsverrats** beschuldigt und verurteilt wurde. Da dieser Nationalrat im Grunde genommen von niemanden gewählt wurde, zog man seine Legalität auch in Zweifel. Zuerst bestand er aus 100, wurde dann später auf 1000 Mitglieder erhöht.

Ungarn wird Republik

Die Ereignisse in der ungarischen Hauptstadt nahmen eine geradezu dramatische Entwicklung: Graf Károlyi wurde Ministerpreäsident, **am 13. November 1918 dankte Kaiser Karl ab und am 16. November wurde Ungarn zur selbständigen Republik erklärt.** Das Regierungsprogramm Graf Károlyis brachte für jeden etwas: den Ungarn die **Loslösung von Österreich, den Nationalitäten** wurde **die Erfüllung ihrer Forderungen versprochen**, die rückschrittliche Gesetzgebung sollte demokratisiert, die reaktionäre Verwaltung modernisiert, soziale Reformen eingeführt und die Aufteilung des Grundbesitzes durchgeführt werden usw. Die Radikalisierung sollte bis zur Errichtung einer **„Ost-Schweiz"**, die — wie bereits erwähnt, Oskar **Jászi** in seinen Schriften schon vor dem Zusammenbruch propagierte, vorangetrieben werden. Die Nationalitäten sollten Selbstverwaltungsrechte erhalten, womöglich auf **territorialer** Grundlage, und wo das infolge der Verzahnung der verschiedenen nationalen Minderheiten nicht möglich ist, auf Grund eines **Personenkatasters.** Diese Grundsätze, die zusammen mit den früheren Forderungen der alten Volkspartei, der verschiedenen radikalen ungarischen Parteien (allgemeines, geheimes Wahlrecht, Bodenreform, Autonomie usw.) einst auf das heftigste bekämpft wurden, **fanden dann auch in dem sogenannten „Schwäbischen Manifest" ihren Niederschlag.**

Infolge der Bemühungen der ungarischen Regierung, die auseinanderstrebenden Nationalitäten durch weitgehende Versprechungen bei Ungarn zu halten, wurden auch die Deutschen politisch aktiv: Prof. Jakob **Bleyer** gründete bekanntlich am 1. November 1918 mit 17 Personen in Budapest den **Deutsch-Ungarischen Volksrat** „diesseits des Königsteins", also mit **Ausschluß der Siebenbürger Sachsen.** „Um jeden Preis und unter allen Umständen **halten wir an der Integrität Ungarns fest"** — hieß es in seiner Proklamation. Am 20. Oktober 1918 erklärte, wie bereits berichtet, eine von Dr. Muth und Franz Blaskovics beeinflußte Volksversammlung, daß die Schwaben entschieden an der **Unversehrtheit dieses Gebietes... im Rahmen des ungarischen Staates festhalten.** Das Programm des Dr. Bleyer'schen Volksrates war keineswegs radikal: **Keine Autonomie, keine höheren Schulen, keine sozialen Reformen.** Aber nicht nur die Siebenbürger Sachsen, auch die **organisierte Arbeiterschaft** wurde **abgelehnt,** da Dr. Bleyer aus weltanschaulichen (katholischen) Gründen **sozialdemokratische Einflüsse aus seiner Organisation fernhalten wollte.**

Am 3. November 1918 fand unter Vorsitz von Dr. Kaspar Muth in Temeschburg wieder eine Versammlung statt, in der Domherr Blaskovics der Hauptredner war. Auch in dieser Versammlung, in der dann der **„Schwäbische Nationalrat"** gegründet wurde, trat man für die Unversehrtheit der Grenzen Ungarns ein. Der Vorsitzende Dr. Muth erklärte, daß „sich die schwäbische Intelligenz (nicht auch das Volk? Anm. d. Red.) **am 20. Oktober** für die Integrität und für die politische Einheit Ungarns erklärt" habe „und für die Festigung der Demokratie" eintrete. Dem „Schwäbischen Nationalrat" gehörten außer Dr. Muth und Domherr Blaskovics der Hatzfelder Rechtsanwalt Dr. Andreas **Schira**, Hans **Donawell** (ein Billeder), Direktor der Höheren Handelsschule (beide verließen später, angewidert von den erbitterten Auseinandersetzungen um die Führung, das Banat: Dr. Schira, einer der **aufrechtesten** Männer jener Zeit, übersiedelte zuerst ins Burgenland, dann nach Salzburg und schließlich nach Wien, wo er bis zu seinem Tode als Rechtsanwalt tätig war; Hans Donawell begab sich nach Budapest, wo er zuerst Direktor der Deutsch-Ungarischen Bank war, sich aber später gleichfalls im Burgenland niederließ), Prof. **Striegl** (geb. in Großscham), Direktor **Kraushaar** (auch sie verließen das Banat); u. a. Obwohl dem Nationalrat auch alte Volksparteiler wie Dr. **Gabriel**, Dr. **Eschker** und Raiffeisendirektor Johann **Tengler** angehörten, stand er zunächst **doch unter dem Einfluß der früheren ungarisch gesinnten Intelligenz.**

Daß viele Banater Schwaben mit dem neugegründeten „Schwäbischen Nationalrat" nicht einverstanden waren, bewiesen auch die **Leserbriefe**, die nach seiner Gründung im „Deutsch-Ungarischen Volksfreund" erschienen sind. Hier einer vom 24. November 1918:

„Das schwäbische Element im Banat... kann eine Repräsentation von Leuten **solchen Schlages entbehren.** Wenn von irgendeiner Seite dem Banater Deutschtum Gefahr droht, so ist es nur von diesen über Nacht deutschfühlend gewordenen Madjaren zu gewärtigen."

Der „Schwäbische Nationalrat" schloß sich der Bleyer'schen Organisation an. Am 7. November meldete der „Pester Lloyd" den Anschluß des „Schwäbischen Nationalrates" an den Ungarischen Nationalrat. Sprachrohr des „Schwäbischen Nationalrates" war der von Domherr Franz Blaskovics redigierte **„Der Freimütige".**

Was für ein **unsicheres Element** auch der auffalend magyarenfreundliche „Schwäbische Nationalrat" war, geht aus dem bereits erwähnten Buch von Ludmilla Schlereth, dem diese Daten entnommen sind, hervor: „Anläßlich einer am 7. November stattgefundenen Besprechung in Budapest wurde sein Anschluß an den Bleyer'schen Volksrat erklärt und am 4. Dezember 1918 erklärte Prof. Striegl, daß der Anschluß **nicht** stattgefunden habe. Am 4. Dezember schrieb die „Neue Post": „Am 7. November in der in Budapest abgehaltenen Sitzung erklärten Dr. Schira, Dr. Schiff und Prof. Donawell, daß sich der Banater Schwabenrat **unserem** deutsch-ungarischen Volksrat angeschlossen habe. Das gleiche bestätigten auch Abt Domherr **Blaskovics**, Bankdirektor **Kraushaar** und Schriftleiter **Hollinger. Demgegenüber leugnet Herr Prof. Striegl, daß der Anschluß erfolgt ist..."**

Die deutschen Sozialdemokraten in Budapest schalten sich ein

Eine Woche nach der Gründung des Deutsch-Ungarischen Volksrates (Dr. Bleyer) erließen die Sozialdemokraten **deutscher** Muttersprache folgenden Aufruf:

„In einigen Tagen wird die Volksregierung das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht verwirklichen. Die Volksregierung steht auf der Grundlage der **Gleichberechtigung aller hier lebenden Völker** und die Verwirklichung dieses ihres Programms bedeutet auch für die **Deutschungarn Befreiung aus der bisherigen nationalen Bevormundung.** Jetzt erst wird es den Deutschungarn möglich werden, als **gleichberechtigtes** Volk in diesem Lande über ihre eigensten Angelegenheiten, über ihre Schulen und kulturellen Werte selbst zu bestimmen und zu entscheiden. Das Sozialdemokratische Landeskomitee der Deutschungarn hat sich behufs **Vereinigung der Kräfte und Sicherung eines einheitlichen Vorgehens zum Deutsch-Ungarischen Arbeiter- und Bauernrat konstituiert** und fordert hiermit die deutsch-ungarischen Arbeiter und Genossen aller Städte und Gemeinden Ungarns auf, sich zusammenzutun, sich zu organisieren und sich anzuschließen („Pester Lloyd", 7. November 1918). In diesem „Aufruf" wird zum ersten Male der **Gedanke einer deutschen Autonomie hörbar...** (Fortsetzung folgt)

An einem Sommermorgen

Der Sonne Licht verdrängt die Nacht,
es weckt verschlaf'nes Leben;
hat bunte Blumen mehr entfacht —
die eine Pracht ergeben.

Voll süßem Duft ist heut' die Luft:
das Herz, es schlägt in Freuden.
Wen das nicht aus dem Hause ruft,
der muß an Schwermut leiden.

Nikolaus Hübner

Pilgerzug nach Mariazell

Unter der geistlichen Leitung von H. H. Caritasdirektor Prälat A. Baumgärtner wird vom 26. bis 31. August der zweite Caritaspilgerzug in diesem Jahr von Stuttgart Hbf. nach Mariazell in der Steiermark/Österreich geführt. Zusteigemöglichkeiten in den Sonderzug bestehen in Stuttgart, Esslingen, Plochingen, Göppingen, Geislingen/St., Ulm, Augsburg, München, Rosenheim und Freilassing. Anmeldungen werden laufend entgegengenommen. Anmeldeschluß ist der 6. August. Ausführlicher Prospekt und Anmeldeformulare bei: Wallfahrtsleitung Mariazell, 7 Stuttgart-O, Neckarstraße 222, Telefon 43 29 80.

Gebäude- und Wohnungszählung noch in diesem Jahr

Der Bund der Vertriebenen macht seine Mitgliederorganisationen darauf aufmerksam, daß nach dem Wohnungszählungsgesetz 1968 (BGBl. I Nr. 17 S. 225) am 25. Oktober 1968 eine Gebäude- und Wohnungszählung vorgenommen wird. Diese Zählung dürfte neues und stichhaltiges statistisches Zahlenmaterial für eine gründliche Bestandsaufnahme erbringen, da die fortgeschriebenen Zahlen sich nicht mehr mit der Wirklichkeit decken.

Der BdV hat erreicht, daß gesonderte Angaben über Wohnungen gemacht werden, wo der Vorstand der Wohnpartei Vertriebener oder Deutscher aus der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands oder dem Sowjetsektor von Berlin ist. Die Fragen in dem Wohnungs- und Haushaltsbogen lauten:

Zu Frage 5: Sind Sie Inhaber des Bundesvertriebenenausweises A oder B?

Zu Frage 6: Sind Sie oder Ihre Eltern nach Kriegsende aus der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands oder aus dem sowjetischen Sektor von Berlin in das Bundesgebiet einschließlich Berlin-West zugezogen?

Diese Fragen sind mit Ja oder Nein zu beantworten. Die Verhandlungen ergaben, daß nur die Wohnpartei als Vertriebenenhaushalt gilt, deren Vorstand im Besitze des Ausweises A oder B ist.

Aus diesem Grunde wurden alle Landsleute darauf aufmerksam gemacht, daß sie, falls sie noch nicht im Besitze des Vertriebenenausweises A oder B sind, diesen umgehend bei dem örtlich zuständigen Vertriebenen- bzw. Flüchtlingsamt zu beantragen!

Die Ergebnisse der Wohnungszählung werden für die weiteren Maßnahmen zur Wohnungsversorgung der Vertriebenen von Bedeutung sein. Es soll darum erreicht werden, daß bei der Zählung auch wirklich alle Vertriebenenhaushalte erfaßt werden.

Die Bundesgeschäftsstelle

Voller Erfolg der Blaskapelle Rilli

„Wo ist bloß diese gute Kapelle her?"

Ulm-Söflingen. — Es ist schon zur Tradition geworden, daß jedes Jahr in Ulm-Söflingen das Kinderfest stattfindet. Unter den zahlreichen Musikkapellen, die diesmal mitwirkten, war auch die Blaskapelle Rilli aus Ermingen bei Ulm. Schon beim großen Umzug, der für die in die Tausende gehenden Zuschauer eine wahre Augenweide war, wurde die Blaskapelle Rilli stark beachtet und erhielt immer wieder reichen Beifall. Als es dann aber im Klosterhof in Söflingen unter den großen schattigen Bäumen zum gemütlichen Teil kam, wo jeder seinen Hunger und seinen Durst stillen konnte, war abwechslungsweise auf dem aufgebauten Podium auch die Blaskapelle Rilli erschienen. Bei der großen Hitze waren freilich schon viele müde geworden, doch als der Kapellmeister Rilli mit seinen Buben (so nennt er seine Musikanten) zu spielen anfing, da war es mit der Müdigkeit aus und vorbei: alles sang mit und schunkelte. Und die Musikkapelle spielte so gut, so schön und so fleißig, daß immer wieder gefragt wurde: „Wo ist bloß diese gute Kapelle her?!" Daraufhin wurde durch den Lautsprecher bekanntgegeben, daß es sich um die Blaskapelle Rilli aus Ermingen bei Ulm handelt, und daß Lm. Rilli aus Obrowatz in der Batschka stammt und schon in der alten Heimat sich der Musik verschrieben habe. Ihm und seiner Kapelle wurde in Söflingen viel Lob gespendet, was ein Beweis dafür ist, daß die Blaskapelle unseres Landsmannes Rilli die Herzen der anwesenden Musikfreunde gewann.

Übrigens ist die Blaskapelle Rilli auch die Blas- und Tanzkapelle des Orts- und Kreisverbandes der Landsmannschaft der Donauschwaben in Ulm und hat als solche schon oft auf donauschwäbischen Veranstaltungen gespielt. Engagiert hatte man die Kapelle Rilli auch anläßlich des 8. Ulmer Donauschwabentreffens. Rilli und seine „Buben" spielten schon vormittags beim kath. Gottesdienst die Schubert-Messe, dann bei der großen Kundgebung in der Donauhalle und schließlich nachmittags und abends in der großen Donauhalle, wo Tausende von Donauschwaben zusammengekommen waren und nun nach der flotten Musik der Kapelle Rilli fröhlich ihr Tanzbein schwangen. Auch hier klatschten die Anwesenden reichen Beifall.

So wollen wir hoffen und wünschen, daß Kapellmeister Rilli und seinen Musikanten weiterhin viel Erfolg nicht nur bei donauschwäbischen Veranstaltungen in der Patenstadt Ulm sondern auch bei anderen Anlässen und in anderen Orten, wo man Sinn und Interesse an guter Blasmusik hat, beschieden sei. Denn: wo Lm. Rilli mit seiner Blaskapelle auftritt, da geht es rund, da gibt es keine Müdigkeit mehr. Und das ist ja auch gar kein Wunder, denn Lm. Rilli ist Donauschwabe — und die Donauschwaben haben ja bekanntlich die Blasmusik schon im Blute. Wir können auf Lm. Rilli und seine „Buben" wirklich stolz sein. Vollmer

Donauschwäbische Gedenktage

28. Juli 1948: Der ehemalige Senator und Präsident der Deutschen Schulstiftung in Jugoslawien, Dr. Georg Graßl, in Salzburg gestorben

Nach der Ansiedlung lebten die Donauschwaben in ihren Gemeinden und Landschaften als „deutschi Leut" (wie sie sich selbst nannten) oder als Schwaben (wie sie von ihren andersnationalen Nachbarn genannt wurden) ein unbewußtes Dasein als Gemeinschaft. Die sich abzeichnende donauschwäbische Gemeinschaft hat sich zunächst in einem generationenlangen Angleichungs- und Wachstumsprozeß in verschiedenen Lebensbereichen herausgebildet, vor allem in einer gemeinsamen Lebens- und Verhaltensweise, die ihren Ausdruck in Äußerungen des Volkstums sowie einer volkstümlichen Kultur fanden. Erst die drohende Überfremdung und kulturelle Gefährdung durch die aufstrebende nationalistische oder nationalstaatliche Machtpolitik ihrer andersnationalen Nachbarn ließ auch in den Donauschwaben die Erkenntnis der Notwendigkeit des nationalen Schutzes und Zusammenschlusses reifen, aus der das Bewußtsein der Existenz und des Umfanges der donauschwäbischen Gemeinsamkeit und Gemeinschaft wachsen konnte.

Das Entstehen und Wachstum der bewußten donauschwäbischen Gemeinschaft ist dem Wirken einer nicht allzu großen Zahl von Persönlichkeiten zu verdanken, die in ihrer Mitte die Funktion der nationalen Erwecker und der nationalpolitischen Aktivisten übernommen hatten. Diese Persönlichkeiten betätigten sich als Sprecher und Vertreter der Donauschwaben anderen nationalen Gemeinschaften oder den Heimatstaaten gegenüber und begründeten eine Reihe von Institutionen und Organisationen, in denen das Gemeinschaftsleben der Volksgruppe hinfort eine Pflege- und Schutzstätte finden sollte. So ist die bewußte Gemeinschaft, der jüngste deutsche Neustamm der Donauschwaben eigentlich das geistige und volkspolitische Werk dieser Persönlichkeiten und der von ihnen geschaffenen Einrichtungen und Organe der Selbstbestimmung, Selbstverwaltung und Selbstdarstellung, weshalb diese Persönlichkeiten nicht nur die Erwecker und Begründer, sondern auch die eigentlichen Träger der donauschwäbischen Gemeinschaft geworden sind. Die Existenz der donauschwäbischen Gemeinschaft ist mit diesen Persönlichkeiten untrennbar verbunden. Zu den markantesten führenden Persönlichkeiten der Donauschwaben in Jugoslawien zwischen den beiden Weltkriegen gehörte der am 23. April 1863 in Pantschowa/Banat geborene Georg **Graßl.** Sein Vater, Peter Graßl, war Heimatschriftsteller und einer der führenden donauschwäbischen Schulmänner seiner Zeit, der von 1860—1880 an der 1851 gegründeten ersten k.-k.-Unterrealschule im donauschwäbischen Bereich unterrichtete und die pädagogische Monatsschrift „Schulfreund" für die öster.-ung. Militärgrenze von 1871 bis 1876 in Pantschowa herausbrachte. Georg Graßl besuchte und absolvierte in Ermangelung einer deutschen höheren Schule das serbische Gymnasium in Neusatz. Anschließend studierte er in Graz, Wien und Prag Rechts- und Staatswissenschaften. 1891 promovierte er in Graz als Doktor der Rechte und trat dann in den österreichischen Staatsdienst. Er kam bald in den bosnischen Verwaltungsdienst und rückte bis zum Sektionschef der Kultus- und Unterrichtsabteilung der Landesregierung auf. Als solcher verstand er es, die Belange aller Völker in Bosnien wahrzunehmen und für alle mit dem gleichen Maß zu messen. Viele Serben anerkannten seine segensreiche Tätigkeit und seine Erfolge.

Übersetzungen

von Urkunden, Dokumenten, Rentenunterlagen, Unterlagen für den Lastenausgleich aus folgenden Sprachen: Serbo-Kroatisch, Ungarisch, Rumänisch, Tschechisch, Slowakisch, Polnisch und Russisch durch beeidigten Dolmetscher

Johann Sabo
Übersetzungsbüro
68 Mannheim
Augusta-Anlage 49
(Nähe Wasserturm)
Postfach 20 02

Nach dem Zusammenbruch der Monarchie zog sich Dr. Graßl mit seiner Familie in seine Heimatstadt Pantschowa zurück, doch blieb er hier nicht lange, weil die damaligen Führer der Deutschen ihn nach Neusatz riefen, um ihn an die Spitze der neugegründeten deutschen Tageszeitung **„Deutsches Volksblatt"** zu stellen. Hier wurden von ihm auch nach längeren Verhandlungen nach dem Vorbilde der kulturellen Organisationen der Sudetendeutschen und unter Heranziehung einiger Bestimmungen der Satzungen des in Bosnien schon vor dem Umsturze bestandenen Kulturvereines „Prosvjeta" die Satzungen des **„Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes"** ausgearbeitet und im Jahre 1920 vom damaligen Innenminister auch genehmigt.

Am 20. Juni 1920 wurde im großen Garten der Schießstätte in Neusatz die Gründungsversammlung des Kulturbundes abgehalten. Zu diesem Anlaß gab Dr. Graßl die Grundsätze der nationalen Arbeit der Deutschen in einer großen Rede bekannt. Er führte u. a. aus: „... Der Kulturbund, den wir zu gründen im Begriffe sind, steht auf dem Boden der unbedingten Staatstreue. Daran soll man nicht rütteln und nicht deuten! Wir wollen keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß die im Kulturbund organisierte, national bewußte deutsche Bevölkerung ihrem neuen Vaterlande treu angehören und ihm hingebungsvoll dienen will mit allen Kräften und allen Gaben, die ihr der Allmächtige verliehen hat. Herz und Geist wollen wir bilden, ganze, möglichst vollkommene Menschen wollen wir werden. Vollkommene Menschen erwachsen aber nur auf völkischem Boden, denn das Beste im Menschen ist derart verankert in seinem Volkstum, daß es, losgelöst von diesem fruchtbaren Nährboden, verkümmern und verderben muß. **Jede wirkliche Kultur ist nationale Kultur, nur nationale Kultur hat Farbe und Duft, nur sie allein lebt und wirkt in den Herzen der Menschen und erhebt sie über den gemeinen Alltag hinaus in eine höhere, reinere Sphäre von Menschentum.** Und so wollen denn auch wir unsere Eigenart pflegen, überzeugt, dadurch und gerade dadurch am meisten auch zum Aufschwunge unseres Vaterlandes beizutragen."

Von 1920—24 war Dr. Graßl Bundessekretär des Kulturbundes, der zum Träger der Schul- und Kulturautonomie werden sollte, wenn es nach dem Willen der Deutschen gegangen wäre. Nach dem behördlichen Verbot des Kulturbundes, wurde Dr. Graßl politischer Vertreter der Deutschen im Parlament und später vom König ernannter Senator. Ihm oblag vor allem die Betreuung des deutschen Schulwesens sowie die Vertretung der Schulbelange in den gesetzgebenden Körperschaften und den Schulbehörden gegenüber. Mit der Gründung der **„Deutschen Schulstiftung"** wurde von ihm diese Funktion in deren Rahmen wahrgenommen; er war geschäftsführender Kurator und Präsident der Schulstiftung. So wurde er zum eigentlichen maßgebenden Baumeister des deutschen Schulwesens in Jugoslawien.

Mit dem Ausbruch des deutsch-jugoslawischen Krieges verließ er Belgrad und übersiedelte nach Wien. Sein großes Werk der Erweckung des donauschwäbischen Volkes und der schulischen Erziehung und Bildung der deutschen Jugend war zu Ende. Der Schöpfer und hervorragende Träger dieses Werkes war in den Wirren der Kriegs- und Nachkriegszeit untergetaucht. Am 28. Juli 1948 starb er in Salzburg und wurde auf dem Kommunalfriedhof beigesetzt. Solange es eine bewußte donauschwäbische Gemeinschaft geben wird, wird sein Name und sein Werk aber unvergessen bleiben. jvs



Eine Seitenstraße in Groß-St.-Nikolaus, rum. Banat.



Einer der typischen Ziehbrunnen, wie sie in Groß-St.-Nikolaus noch oft anzutreffen sind.

Donauschwäbische Ortsneckereien (30)

Von Dr. Anton Peter Petri

174. **Nakodorf,** B: **Sandhasen** (santhaasə).

175. **Nemanovci,** Sl: **Sie haben den Gemeindestier auf das Kirchendach gezogen, damit er dort das Gras abweide.**

176. **Nemesnádudvár,** U: **Hier sind die „wütige Leut"** (wütende Leute); **Sie haben ihre Kirche zur Straße hin geschoben; Sie haben den Gemeindestier auf das Kirchendach gezogen, damit er dort das Gras abweide.**

177. **Németkér,** U: **Sie hielten die untergehende Sonne für einen brennenden Baum, kamen mit der Feuerspritze und wollten löschen.**

178. **Neu-Arad,** B: **Fratschelweiber (fratschlweiwər); Grundbirnenhacker (krumpäärhakər); Neu-Arader-Wickenwacken — mit den krummen A.... backen** (nei aradər wikə wakə — mitə krumə aa.... pakə); **Tabakschwärzer** (thuwaksschwärtsər); **Tratschweiber** (tratschweiwər).

179. **Neu-Banovci,** Syr.: **Donaustratzer** (doonəschtratser) (ma. stratzen = cacare); **Gelsenkönigmäster** (kelsekhēenichmeschtər); **Riedwölfe** (riidwelf); **Rutenschneider** (ruuədəschneidər).

180. **Neubeschenowa,** B: **Paketerwolf** (pakeetərwolf) (ma. für Ratte); **Pferdshändler** (phärdshendlər); **Sajumsen** (saajumsə) (ma. Ameisen).

181. **Neudorf,** Sl: **Hanikeln** (haniklə) **(Batschka:** allgemeine Bezeichnung für die Lutheraner bzw. Kalvinisten).

182. **Neu-Palanka,** Ba: **Hussiter** (husitər) (ma. für sehr störrisch); **Sandhasen** (santhaasə).

Der Leser greift zur Feder

Wachablösung im Lieblinger Gemeindehaus

In den letzten Jahren waren die Deutschen in Liebling infolge Zuwanderung vieler Rumänen in die Minderheit geraten, aber sie waren dennoch sehr stolz auf ihre rein deutsche Gemeindeverwaltung. Selbst die ortsansässigen Rumänen waren mit der neuen Ordnung zufrieden, und das obwohl auch hier in Liebling die Partei oberstes Gesetz ist. Gemeinderichter war der junge Jakob Weidenbach, ein Nachfahre alter, angesehener Großbauern, während der Notär, der jetzt Gemeindesekretär haißt, Peter Winter, ein Sohn des früheren Herausgebers der „Pollerpeitsch", war. Als Kassier und Buchhalter wirkte Konrad Schank, Nachkomme guter Lieblinger Bauern.

Nach fruchtbarer Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Rumänen hieß es plötzlich eines Tages: Morgen haben wir Wahl! Also einigte man sich auf die neuen Leute. Doch anstatt einer Wahl geschah folgendes: Ein Delegierter der kommunistischen Partei aus Tschakowa erschien, zog einen Zetel aus der Tasche und verlas einen daraufstehenden Namen. Es war ein Rumäne aus der Nachbargemeinde Folia, den er zum neuen Richter bestimmte. Dann ernannte er Peter Winter aus Temeschburg zum Sekretär, einen Genossen Micu aus der Nachbargemeinde Berin zum Kassier und einen weiteren Temeschburger zum Buchhalter. Damit war die sogenannte Wahl der neuen Gemeindevorstehung beendet. Die Folgen? Resignation und Müdigkeit unter der deutschen Bevölkerung.

Übrigens hat der Besucherstrom aus dem Westen Europas nach Liebling wieder eingesetzt. Die jungen kommen mit ihrem Auto, die alten mit der Bahn. Alle freuen sich, wenn der eine oder der andere kommt. Sonntags ist dann die Kirche immer voll. Jeder einzelne Besucher wird vom Pfarrer von der Kanzel herab begrüßt und nach Ende des Gottesdienstes begrüßen sich noch alle in der Kirche. Mit Freude reicht jeder jedem die Hand und man fragt nach dem und jenem. Der Pfarrer und der Kirchenvater sind glücklich über die Spenden, die die Besucher in die Opferbüchsen werfen. Oft finden sich ganz ansehnliche Beträge in Umschlägen, die den Namen des Spenders tragen. Von dieser Übung, die der Kirchengemeinde zur spürbaren Hilfe wurde, will sich kein Besucher mehr ausschließen. Gegenwärtig sind viele Gäste aus Übersee in Liebling, und nun wird auch der erste Ball für die Besucher geplant. Die Kontakte zwischen hüben und drüben sind sehr herzlich. Gäste aus dem Westen sind stets für alle eine Freude. Nun, wie sang Hans Moser? „Daheim ist daheim!"

Hans Eisler, Hartnageldorf

Ein Besuch im Banat

Rumänien aus der Sicht eines jungen Bundesrepublikaners

Von Eduard J. Streit

(2. Fortsetzung und Schluß)

Immer wieder stellt man mir die Frage: Wie leben die Banater Schwaben unter dem kommunistischen Regime in Rumänien?

Verallgemeinerungen sind stets gefährlich. Besonders dann, wenn sie sich auf einen derartig kurzen Besuch wie den meinen stützen. Trotzdem sei es mir gestattet, Schlüsse aus dem zu ziehen, was ich in Groß-Sankt-Nikolaus und den umliegenden Ortschaften gesehen habe.

Zumeist sind die Banater Schwaben noch äußerst konservativ, d. h. der alten Zeit und damit auch Grund und Boden stark verhaftet. Dem Neuen, das heißt dem kommunistischen Regime gegenüber sind sie wenig aufgeschlossen, weil sie ihren Grundbesitz an die neuen Machthaber verloren haben. Nur das Haus und ein kleiner Küchengarten verblieben ihnen bei dieser Verstaatlichung als Eigentum.

Ebenso einschneidend empfanden sie die Eingriffe in das religiöse Leben. Die kirchlichen Feiertage entfielen zu Gunsten der kommunistischen. Der Kirchgang wurde zur ungern gesehenen privaten Angelegenheit. Der Religionsunterricht wurde aus der Schule verbannt. Nur nach Überwindung großer Schwierigkeiten und mit bewundernswertem Einsatz verstehen es die Priester die Messe zu lesen und einen geregelten Gottesdienst aufrechtzuerhalten, in Religion zu unterrichten und sich um die sonstigen kirchlichen Belange zu kümmern. Ihrem unermüdlichen Einsatz ist es auch zu verdanken, daß die Friedhöfe in tadellosem Zustand sind, daß Gräber und Grüfte auch für Familien gepflegt werden, von denen niemand in der alten Heimat lebt. Ebenso ist es den Priestern zu verdanken, daß Beerdigungen noch mit der Würde früherer Tage begangen werden und die Leichenzüge nicht nur aus der alten Bevölkerung bestehen.

So groß wie bei Beerdigungen die Trauer, so groß ist bei Hochzeiten die Freude. Trotz der materiellen Schwierigkeiten kennt man noch Hochzeitsgesellschaften mit mehr als zweihundert Gästen. Zum Tanz spielt dann oft eine Kapelle von acht bis fünfzehn Mann auf. Ihren zumeist alten Weisen kann man die angeborene Musikalität der Banater entnehmen. Doch nicht nur die alten Lieder werden gepflegt, auch weiche Melodien, die man dem Westdeutschen Rundfunk abgelauscht, stehen in dem Repertoire der Kapelle. In Tschanad zum Beispiel übt Lehrer Wunder die Stücke selbst ein. Bei den Veranstaltungen versteht er es dann, die Gäste mit seinem hervorragenden Gesang zu begeistern.

Doch nicht nur bei großen Familienfesten, auch im häuslichen Kreis, bei kleineren Festen schwingt man noch das Tanzbein. Dazu wird oft eine Fünf-Mann-Kapelle aus Groß-Sankt-Nikolaus verpflichtet. Die Stärke dieser Musiker ist der mehrstimmige Gesang. Wer sie gehört hat, bedauert aufrichtig, daß es von diesem Kreis keine Schallplattenaufnahmen gibt.

Ja sogar ohne Kapelle finden sich junge Leute noch zum Gesang zusammen! Und das Ständchensingen ist genauso wenig ausgestorben wie das Mädelspritzen zu Ostern oder die sonstigen hübschen Bräuche.

Worüber sich jeder schwobische Tourist am meisten freut: hier wird der schwäbische Dialekt noch rein gesprochen, hier verdirbt noch kein fremdes Wort den Wohlklang der Sprache. Daß daneben auch Hochdeutsch in Wort und Schrift beherrscht wird, dafür sorgen vielerorts die Pfarrer und Lehrer. In Tschanad zum Beispiel war es vorwiegend das Verdienst des Lehrers Wunder, daß nach mehr als zehnjähriger Pause erneut eine deutsche Sektion an der Volksschule eingerichtet werden durfte. Mit viel Geduld und Eifer bringt Lehrer Wunder den ABC-Schützen die Grundlagen unserer abendländischen Kultur nahe. Seine Erfolge sind erstaunlich, und das obzwar er weder deutsches Unterrichts- noch Anschauungsmaterial besitzt. Daneben fehlt ihm ein Gedankenaustausch mit einem deutschen Berufskollegen. Für jedes Druckerzeugnis, für jedes Foto, für jedes Bild und für jede Schrift, die für die Unterrichtung 6- bis 10jähriger Schüler geeignet ist, wäre er sehr dankbar. Vielleicht könnten ihn Berufskollegen mit diesem Material (per Drucksache) unterstützen. Hier seine Anschrift:

Hans Wunder
Cenad Nr. 100
Judeţul Timiş
Soz. Rep. Rumänien

Wie ihm mit einfachen und wenig kostspieligen Mitteln aus einer ernsten Situation geholfen werden kann, so kann jeder den Banatern mit einem Brief Mut und Hoffnung geben. Fährt man allerdings auf Besuch, so sollte man nie vergessen: Was uns als kaum beachtenswert erscheint, gilt in Rumänien als Kostbarkeit. So bezahlt man für ein Paar Damenstrümpfe noch heute mehr als einen Tagesverdienst!

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(24. Fortsetzung)

Nachdem die Gruppe um Professor Bleyer sowohl die Siebenbürger Sachsen wie die deutsche Arbeiterschaft ablehnte, fand am 10. Noevmber in Budapest in Anwesenheit von **150 Vertretern aus allen deutschen Siedlungsgebieten Ungarns die Gründung des „Deutschen Volksrates in Ungarn" statt.** Zum Ehrenvorsitzenden wurde der alte Vorkämpfer der deutschen Bewegung in Ungarn, Edmund **Steinacker,** und zu Vorsitzenden der Obmann der Ungarländisch-Deutschen Volkspartei Dr. Ludwig **Kremling,** Abgeordneter Rudolf **Brandsch** und der Führer der deutschsprachigen Sozialdemokraten, der Ödenburger Heinrich **Kalmár,** der übrigens bei den Abgeordnetenwahlen im Jahre 1901 in Temeschburg mit dem Programm der Sozialdemokratischen Partei gegen den gew. Minister **Baron Fejérvary** auftrat und natürlich durchfiel. Dem deutschen Volksrat gehörten, wie erwähnt, auch führende Donauschwaben an. Und zwar: Reinhold Heegn (Werschetz), Dr. E. Rittinger (Werschetz), Dr. Otto Erling (Marienfeld), Johann Röser (Gertianosch), Dr. Stefan Kraft (India), Franz Maul (Deutschboly), Josef Bolz (Neuschowe), Friedrich Hess (Neusatz), ferner Peter **Faulstich** und andere. Auch führende Sachsen traten dem Volksrat bei, darunter auch der Journalist Emil **Neugeboren,** Stadtpfarrer Adolf **Schullerus,** Dr. Guido **Gündisch** u. a. Auch der Sozialist Viktor **Knaller** war Siebenbürger Sachse.

Wichtige Programmpunkte

Das Programm wurde von Steinacker entworfen und enthält folgenden bedeutungsvollen Satz, der Dr. Kräuter zu irrigen Schlußfolgerungen Anlaß gibt. Er lautet: **„Wir stehen nach wie vor auf dem Boden des ungarischen Vaterlandes und treten für dessen Unversehrtheit so lange es möglich ist ein und verlangen dessen Demokratisierung.** Wir beanspruchen gleich allen anderen Völkern das Recht auf **Selbstbestimmung** und wollen mit ihnen, mit dem madjarischen Volk, als Gleichberechtigte leben. Wir fordern deshalb die **kulturelle Autonomie auf allen Gebieten, besonders auf dem des Unterrichtswesens.** Wir fordern die Berücksichtigung unserer **geistigen, wirtschatflichen, politischen** und **sozialen** Interessen und Wünsche auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, eine möglichst enge Zusammenfassung unseres Volkes in **einheitliche** Verwaltungsgebiete. Wir fordern die ungehinderte Benütznug unserer **deutschen Muttersprache** in der **Verwaltung,** im **Gerichtswesen** und allen anderen Zweigen des Staatslebens".

In diesen Programmpunkten sind im Grunde alle Forderungen, die später im „Schwäbischen Minifest", nur schärfer formuliert, enthalten. Daß sich die deutschen Sozialdemokraten, denen immerhin 70—80 000 organisierte Arbeiter angehörten, auch dem deutschen Volksrat anschlossen, war ein großer Gewinn für diesen.

Bemerkenswert ist, daß an der gründenden Versammlung des Deutschen Volksrates am 10. November auch ein Anhänger Prof. Bleyers, und zwar der spätere Marienfelder Arzt Dr. Thomas **Schön,** damals Leutnant, teilnahm und als **einziger gegen alle** Beschlüsse der Versammlung stimmte. Thomas Schön, dessen Vater übrigens im Jahre 1912 beim „Alldeutschen Verband" auch um ein Stipendium für seinen Sohn für das Studium in Deutschland ansuchte, war einer der **schärfsten** Vertreter der Blaskovics'schen Richtung im Banat. Sein Artikel **„Landgraf werde hart"** rief zum Kampfe gegen jede oppositionelle Regung auf.

Dem Deutschen Volksrat angeschlossen

260 Gemeinden schlossen sich dem Deutschen Volksrat an, auch der Banater „Schwäbische Nationalrat", in dem die Radikaleren offenbar nun die **Oberhand** gewannen, traten dem Deutschen Volksrat bei, der mit Unterstützung der Vereinigung „Ostdeutscher Hochschülerschaft" eine ungemein rege kulturelle und politische Tätigkeit entfaltete. Rudolf Brandsch hatte schon damals (im Nov. 1918) in kluger Voraussicht **die Errichtung einer „Geschäftsstelle für das Deutschtum im Südosten" vorgesehen, die später alle Südostdeutschen, ohne Rücksicht auf ihre Staatszugehörigkeit, zusammenfassen sollte.** So heißt es in dem Halbjahresbericht des Volksrates, „daß **es wohl in Zukunft kein Deutschtum in Ungarn mehr geben wird, wohl aber werden und wollen wir vom Deutschtum des Ostens sprechen".** Der „Deutsche Volksrat für Ungarn" hatte eine eigene **Lehrbücherkommission** geschaffen, und „forderte die **Schulausschüsse** der Gemeinden auf, **die deutsche Unterrichtssprache einzuführen, und sich von den Geistlichen und Notären nicht täuschen zu lassen, daß keine Schulbücher und Lehrkräfte vorhanden seien."**

Ein Brief Dr. Erlings

Aufschlußreich ist ein Schreiben vom 18. November 1918 des bekannten Vorkämpfers für die Rechte der Banater Schwaben Dr. Otto **Erling** (Großkikinda-Marienfeld) an den Nestor der deutschen Bewegung, Steinacker, in dem dieser über die Gründung des Deutschen Volksrates für Ungarn (Dr. Kremling-Brandsch) am **10. November** in Budapest berichtet: „Trotz der entsetzlichen Verkehrsverhältnisse" — schreibt er — „hatte ich mich entschlossen, am 10. November nach Pest zu fahren und habe es auch nicht bereut. **Der Anschluß der Sachsen und die Art und Weise, wie es geschah, wird mir unvergeßlich bleiben.** Nur fürchte ich, daß wir uns nicht lange **der wertvollen Mitarbeit der Sachsen und der sächsischen Abgeordneten werden erfreuen können.** Nach den stattgefundenen Verhandlungen ist es ja klar, daß **die Rumänen Anspruch auf Siebenbürgen erheben** und so müssen die Sachsen ebenso wie wir mit Hangen und Bangen den zukünftigen Ereignissen entgegensehen. **Wie wohl die Rumänen auch das Banat einschließlich des Torontaler Komitates beanspruchen, ist es nicht wahrscheinlich, daß wir an Rumänien fallen, während die Sachsen fast sicher Rumänien angegliedert werden.** In diesem Zusammenhange fürchte ich, daß unser Zusammenschluß nur von **kurzer Dauer** sein wird... Übrigens hat auch Dr. **Kraft** aus India an den Verhandlungen teilgenommen." Aus diesem Schreiben wurde damals schon die Möglichkeit der **Angliederung des Banats an Rumänien angedeutet und vorausgesagt, daß die Siebenbürger Sachsen bestimmt an Rumänien fallen.** Übrigens stellt Dr. Erling auch mit Genugtuung fest, daß sich **die deutschen Sozialdemokraten dem Volksrat anschlossen.**

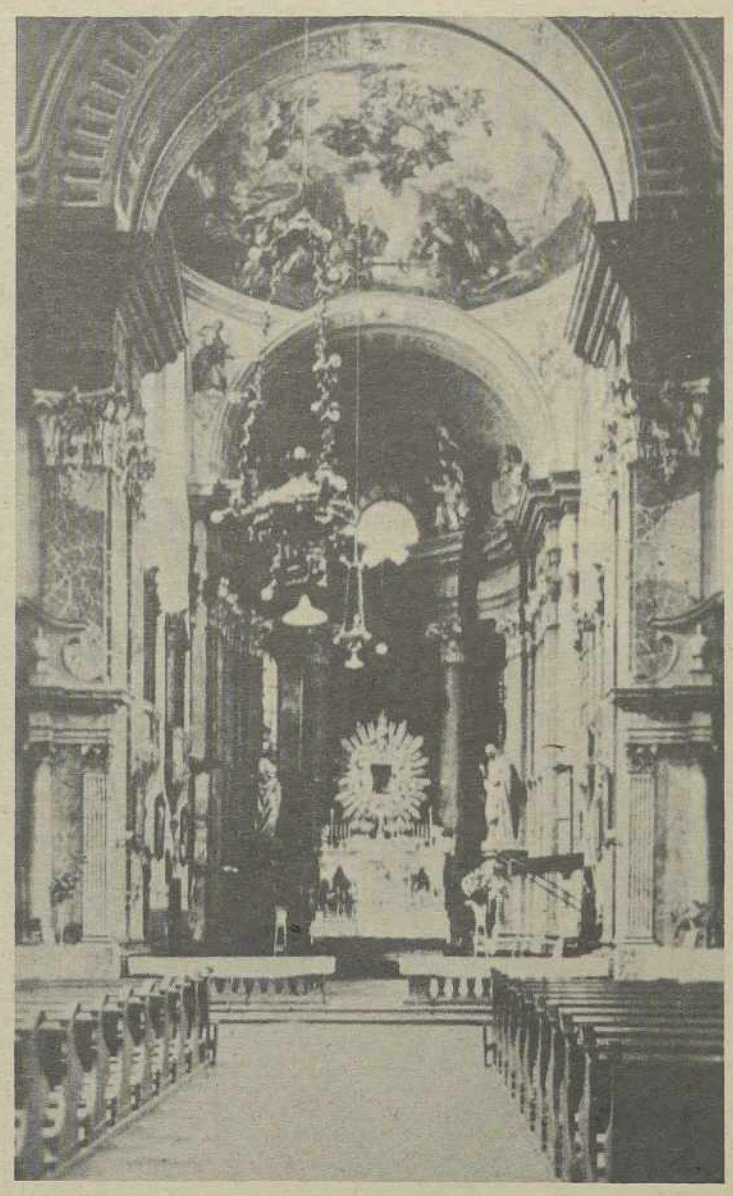
Der Deutsche Volksrat vergrößerte sich immer mehr, einige, die sich dem Dr. Bleyer'schen angeschlossen hatten, gingen zu dem von Brandsch-Dr. Kremling geleiteten über, darunter auch der „Schwäbische Nationalrat", in dem die radikale Richtung unter Einfluß von Direktor Johann Tengler und Dr. Hans Eschker über die von Dr. Muth und Blaskovics vertretene Richtung an Einfluß gewann; auch der „Sächsische Zentralausschuß" schloß sich dem Deutschen Volksrat an und Rudolf Brandsch erweiterte das bereits veröffentlichte Programm mit der Forderung nach **völliger Gleichberechtigung der deutschen Autonomie im Schul- und Kirchenwesen und Zusammenfassung der Deutschen in ihren Verwaltungsbezirken unter eigenen Beamten.**

Ein interessantes Schriftstück aus dem Nachlaß des Führers des ungarländischen Deutschtums, Prof. Jakob Bleyer, veröffentlicht Hedwig Schwind in ihrem Buch: „Jakob Bleyer — ein Vorkämpfer und Erwecker des ungarländischen Deutschtums", (1960), das **vor** der Friedenskonferenz angeblich von **Adam Müller-Guttenbrunn** verfaßt wurde. Es hat bestimmt auch die Haltung der Banater Führer der ungarländischen Deutschen Volkspartei beeinflußt. Unter: „Die Forderungen der Deutschen in Ungarn" wurde eine **Denkschrift** in einer Versammlung von zahlreichen Mitgliedern der Volkspartei, des Deutsch-Ungarischen Kulturwerkes, der Vereinigung Deutscher Hochschüler aus Ungarn und des Vereins zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn verlesen und angenommen, in der es u. a. heißt „daß der Begriff einer einheitlichen ung. Nation überholt" sei... Die Unterzeichneten fordern daher volle **politische** und **kulturelle Gleichberechtigung auf Grund des Nationalitätengesetzes 1868.** Die zerstörten deutschen Volks- und Mittelschulen sollten wiederhergestellt und eine **deutsche Hochschule, deutsche Lehrer- und Priesterbildungsanstalten sowie ein völkisches Wahlkataster gebildet werden, kurz alle bisherigen Beschränkungen des nationalen Lebens in den deutschen Siedlungsgebieten sowie die Knebelung der Presse müßten aufhören.** Beim Friedenskongreß sollte auch ein Abgesandter des deutsch-ungarischen Volkes dessen **natürliche** Rechte zur Geltung bringen." Hier wurde zum **erstenmal** der Gedanke aufgeworfen, mit **Vertretern der Friedenskonferenz Kontakte aufzunehmen, was dann nach der Anschlußerklärung der Banater Schwaben an Rumänien auch erfolgte.**

Notwendige Richtigstellung

Die Entwicklung der deutschen Volkspolitik in Ungarn wurde bereits in zahlreichen Publikationen geschildert und analysiert. Sie wurde hier nur deshalb wieder angeführt, um einige von Dr. Kräuter aufgestellte Thesen über die von ihm und seiner Richtung vertretenen Politik im Banat richtigzustellen und besonders die Rolle des langjährigen Vorsitzenden der Ungarländisch-Deutschen Volkspartei, Dr. Ludwig Kremling, zu klären.

Dr. Kräuter berichtet von einer „inneren rumänisch-serbischen Demarkationslinie" — von der östlich der deutschen Bevölkerung mehr **Bewegungsfreiheit** gelassen, die dann so ausgenützt wurde, um **schon am 3. 11. 1918 in einer „revolutionären Versammlung den Willen der Banater Deutschen nach Verbleib im Rahmen des ungarischen Staates auch in unanfechtbarer Weise zum Ausdruck zu bringen."**



Altar der Kirche in Maria-Radna, rum. Banat.

Die „Bewegungsfreiheit" war um diese Zeit **noch nicht gehemmt,** (höchstens durch die miserablen Verkehrsverhältnisse), denn die Serben besetzten doch erst am 16. November 1918 Temeschburg und „revolutionär" war die Versammlung auch nicht, denn sowohl der Banater Volksrat wie der Prof. Bleyer'sche Volksrat und auch der von Dr. Kremling und Rudolf Brandsch geführte standen damals noch auf dem Standpunkt, **daß es möglich sein werde, die Wünsche der Deutschen im Rahmen des ungarischen Staates verwirklichen zu können.**

Der Aufruf des Budapester Nationalrates an die Gemeinden, Volksräte zu gründen, fand **überall** lebhafte Zustimmung. Aber ein Teil der schwäbischen Soldaten befand sich um diese Zeit noch auf dem Rückzug von der Front, so daß sie an einer regelrechten Wahl nicht teilnehmen konnten. Dennoch wurden solche in den Dörfern durchgeführt. In der Heimatgemeinde Dr. Muths, in **Lovrin,** wurde z. B. in der ersten Novemberwoche, also nach der „revolutionären" Temeschburger Versammlung, der Nationalrat gewählt; in einer Woche löste er sich auf, worauf ein zweiter, **weiter links stehender Nationalrat gewählt wurde,** der aber auch nicht von längerer Dauer war. Dennoch war die Begeisterung unter dem Volke groß und man hoffte vor allem, daß neben der Wiedereinführung des deutschen Unterrichts in den Schulen, **der in vielen schwäbischen Gemeinden auf eigene Faust — oft gegen den Willen der Intelligenz — eingeführt wurde, auch die sozialen Probleme gelöst werden würden.** Denn die „Habenichtse" standen an der Front und forderten ihr Recht, das sie von der revolutionären Regierung in Budapest erhofften.

Die Stimmung in den schwäbischen Gemeinden schildert Dr. Otto Erling in dem bereits **erwähnten** Brief an Steinacker. „Im Banat wird jetzt in jeder schwäbischen Gemeinde ein deutscher, schwäbischer **Volks- oder Nationalrat gebildet,** dem sich die Leute alle — man sieht **aus innerem Bedürfnis** — anschließend. Die Stimmung ist nie so **günstig gewesen als gegenwärtig.** Sogar in Kikinda konnte ich die schwäbische Bevölkerung zusammenbringen und zu meinem größten Staunen herrscht volles Verständnis auch für **kulturelle Sachen. Mitglieder sind die deutschen Sozialdemokraten ebenso wie die ärmeren Schichten,** wie auch die wohlhabenden Bauern, Handwerker, Kaufleute, ja sogar die Beamten **schwäbischer** Abstammung. Nach langem Zureden gelang es mir auch, meinen Cousin Karl (Dr. Karl Erling) zum Präses zu gewinnen.

Frischer Geist zu spüren

In **Marienfeld** haben die Bauern sogar im **Mädchenkloster** es durchgesetzt, daß der **Unterricht ausschließlich in der Muttersprache erfolgt.** Überall ist ein **frischer** Geist zu spüren." Das waren die wirklichen „revolutionären" Taten: **Die Verdeutschung der Schulen, die auf Anregung der alten Volksparteiler in vielen schwäbischen Gemeinden durchgeführt wurde ohne Hilfe des Schwabenrates — der zu dieser Zeit über die Integrität des ungarischen Staates und die Staatsform debattierte.** So schrieb Domherr Blaskovics am **16. November** 1918 in der **„Temesvarer Zeitung":** „Unter den gegebenen Verhältnissen ist nichts anderes zu erhoffen, als daß wir alle uns der Idee einer **demokratischen Republik** anschließen und aus Ungarn eine Art Ost-Schweiz bilden, in welcher Freiheit und gleichmäßige Berücksichtigung aller Nationalitäten hoffentlich jenen Gemeinsinn und Anhänglichkeit an das **gemeinsame Vaterland** wecken und **befestigen** werden, ohne welche kein Staat bestehen kann." Blaskovics, dessen Leitspruch, wie Dr. Kräuter berichtet, von „seiner Studienzeit an bis zu seinem letzten Atemzug: **Gott, König, Vaterland"** war, trat schon einen Tag bevor der König abdankte, **für die Republik ein.** Und **der „revolutionäre Schwabenrat" hatte kein einziges Mitglied aus dem Arbeiterstand.**



Paradezimmer in einem Bauernhaus in Billed, rum. Banat.

(Fortsetzung folgt)

Eine Reise nach Kanada

Lm. Matthias Roth aus Stanischitsch besuchte Verwandte und Landsleute in Amerika

Kanada! — Auch dieses riesige, reiche und — in jeder Hinsicht — noch sehr entwicklungsfähige Territorium (rund 10 Millionen qm mit etwa 18 Millionen Einwohnern) galt und gilt als „Land der unbegrenzten Möglichkeiten". Auf alle Fälle galt für jeden Landsmann, der sich dort eine neue Heimat zu schaffen gedachte, die Tatsache, daß er zunächst erst einmal vom Kolonistengeist der Ahnen beseelt sein mußte. Und das erforderte vor allem eiserne Härte gegen sich selbst, dann einen unbändigen Fleiß (das Wort „Achtstundentag" hatte da im Sprachschatz keinerlei Geltungsberechtigung) und — zumindest vorerst — schließlich Verzicht auf mancherlei Annehmlichkeiten. Seine erstklassigen Weizenböden haben es Kanada ermöglicht, daß es zu einem der größten Weizen- bzw. Getreideerzeuger der Erde wurde. Die dortigen Nadelholzbestände riesigen Ausmaßes stellen einen anderen wichtigen Wirtschaftszweig dar. Vor allem aber sind die Bodenschätze zu nennen, die in allen Arten und in ungeheuren Mengen vorkommen. In ebenfalls sehr großen Mengen kommen dazu noch Kohle und Wasserkräfte. All das zusammen hat Kanada zu einem der größten wirtschaftlichen Machtfaktoren werden lassen. Daß dem so ist, daran haben — und zwar ununterbrochen schon seit ein paar hundert Jahren — deutsche Menschen in hohem Maße einen bedeutenden Anteil. Und dazu gehören — besonders ab 1945 — auch Landsleute aus allen ehemaligen deutschen Siedlungsgebieten Südosteuropas . . . Im Jahre 1967 war Kanada das Gastland der Weltausstellung, zugleich feierte es sein 100jähriges Jubiläum als Nation . . . Und ebenfalls im Jahre 1967 hatte Lm. Matth. Roth in Kanada seine Verwandten und Landsleute besucht, die er seit dem Raub der alten Heimat nicht mehr gesehen hatte (einige davon schon fast die doppelte Zeit). Über seine Erlebnisse dort drüben soll er nun nachstehend erzählen . . . Aus rediaktionellen Gründen mußten seine Aufzeichnungen teilweise umstilisiert werden, und technische Erwägungen zwangen uns auch, eine Straffung des Inhalts vorzunehmen.

Pau Otto Habermann



An einem Sonntagnachmittag in Batsch-Borschod/Ungarn. Von links nach rechts: Martin Potz (einstmals Mühlenbesitzer in Stanischitsch/Batschka), Elisabeth Wiragh, deren Ehemann Stefan Wiragh, Oskar (Sohn der Eheleute Wiragh) und Josef Elmer aus Tschatalja. Das Photo sandte uns Lm. Stefan Wiragh, 8229 Kirchanschöring, der einst in Batsch-Borschod einen 5½ Kat.-Joch großen Weinbesitz hatte.

Der Flug über den Atlantik

Lm. Matth. **Roth** erzählt: Mein Abflug von Hamburg erfolgte am 5. Juli 1967 und führte zunächst bis Frankfurt/Main; der Start zum Weiterflug begann einige Stunden später mit einer Boeing 707. Von Frankfurt bis zum ersten kanadischen Landeplatz war es ein Nonstoppflug; die Flugroute führte über Belgien, den Kanal, England, Schottland, und dann — in einer Höhe von rd. 10 500 Metern — über die riesige Wasserwüste des Atlantik. Der Flug über diesen Ozean dauerte — bei etwa 950 Stundenkilometern und bestem Flugwetter — rd. fünf Stunden. Nach Überquerung der großen Insel Neufundland (durch den St.-Lorenz-Golf vom kanadischen Festland getrennt. Ha.) erreichten wir kurz darauf den ersten Zielpunkt in Kanada: Montreal. Es war 20.45 Uhr kanadischer Zeit. Nach Erledigung der Einreiseformalitäten erfolgte der Weiterflug über Ottawa nach dem Zielort meiner Kanadareise: Toronto; hier war die Ankunftszeit 21.50 Uhr Ortszeit. Meine wiederholten Versuche, aus dem riesigen Flugplatzgelände herauszukommen, waren zunächst gescheitert. Weil für unsere Air-Canada-Maschine eine beträchtliche Verspätung angesagt war, hatten sich meine Verwandten, die als „Empfangsdelegation" erschienen waren, inzwischen wieder entfernt. Und diese Verwandten, denen mein Besuch galt, waren: meine Schwester Anna und Schwager Hans **Naunheimer**, Bruder Georg, Schwester Barbara **Lewang**, Schwägerin Maria sowie deren Kinder Anni **Lemke**, Katharina **Wuggening** und deren Familien, dann Jakob **Roth** mit Katharina und den beiden Jungen, weiter Jakob und Magdalena **Hollerbach** und deren Kinder Mary, Ann und Peter, die in Newmarket, Ont., ihr Heim haben.

Nachdem also meine Versuche, aus dem Flugplatzgelände herauszukommen, gescheitert waren, blieb für mich nur mehr die Möglichkeit, mich mit meiner Schwester Anna (deren Ruf-Nr. ich hatte) telefonisch in Verbindung zu setzen; es war nach 37 Jahren wieder das erste Mal, daß ich ihre Stimme - wenn zunächst auch nur per Telefon — vernehmen durfte. Von nun an verlief alles Weitere planmäßig . . .

Es war inzwischen 23 Uhr Ortszeit geworden, da gab es den großen Augenblick eines ergreifenden Wiedersehens. Die jetzt erschienene „Empfangsdelegation" bestand aus folgenden Teilnehmern: die Schwester Anna (daheim Miedi genannt) und Barbara (Bewi), der Bruder Georg (Jura), Schwager Hans und Schwägerin Maria (Marjan). Die überaus herzliche Begrüßung war dadurch etwas getrübt worden, daß der Sohm meiner Schwester Barbara, Hansi (John), vor kurzer Zeit im blühenden Alter von 28 Jahren gestorben war, während sie ihren Mann schon im Jahre 1960, auch in Toronto, verlor. So weinte und klagte sie sich eben an meiner Brust aus . . .

Ein Stück Batschkaheimat in Toronto

Durch das nächtliche Toronto fuhren wir dann mit dem Wagen des Schwagers Hans in das Heim seiner Familie in 21 Culnann Ave, Toronto 18, Ont. Nun war Wirklichkeit geworden, was ich nach langen Jahren im stillen immer wieder so heiß herbeigesehnt hatte. Wenn jetzt die Schwestern, der Bruder, Schwager und Schwägerinnen die alte Batschkaheimat verkörperten, so trug schließlich ergänzend auch der nach heimatlicher Art mit ach so heimatlich-vertrauten Leckerbissen gedeckte Tisch erheblich dazu bei, sich eben wie einst drheem oder drhaam zu fühlen. Ja, und schließlich lösten auch mehrere Sorten „flüssiger Nahrung" mehr und mehr die Zungen . . . das Erzählen wollte schier kein Ende nehmen. Und ich hatte dabei noch für zwei andere zu erzählen: für meine Frau Elma und für unsere Tochter Katharina, die beide wegen der finanziell „angespannten" Haushaltslage nicht hatten mitfliegen können. Als die erste „Plenarsitzung" beendet war, ist es 4.30 Uhr Ortszeit gewesen. So begann eben bereits ein neuer Tag . . .

Donnerstag, 6. Juli 1967! — Es war ein herrlicher Sommertag in Toronto. Am Nachmittag hatten meine Schwester Barbara und ich unsere Nichte Anni besucht; der Weg führte an einem Hochspannungswerk vorbei, dessen Anlage größer als einen Quadratkilometer sein soll. Wie mir gesagt wurde, soll es mehrere solcher Anlagen in Toronto geben. Als wir auf einer Hochbrücke eine Eisenbahnlinie überquerten, erfahre ich, daß es auf dieser Linie „Kurzarbeit" gäbe, da die Mehrzahl der Menschen entweder mit eigenem Wagen oder aber mit dem Flugzeug reisen. Das Wort „Achtstundentag" scheint hier noch ein unbekannter Begriff zu sein, denn die Arbeitszeit erstreckt sich in der Regel von 8 Uhr bis 21 Uhr . . .

Bei der Nichte Anni angekommen, gab es — wie konnte es auch anders sein — eine herzliche Begrüßung; viel mußte ich aus der Jugendzeit erzählen, wo ich mit ihren Eltern zusammen beim **Rikkert**-Vetter auf dem Salasch war . . Inzwischen war auch der Neffe Jan **Lemke** von der Arbeit nach Hause gekommen. Bei Weinbrand, Wein und Bier hörten wir uns eine Langspielplatte mit der Elisabethserenade an; als ich die „deutsche" Melodie hörte, kam ich mir sehr fremd und verlassen vor. Im stillen dachte ich, daß es für mich doch gut sei, nicht in diesem fremden Lande bleiben zu müssen, wo ich doch wohl meistens nur auf einer Schallplatte meine (deutsche, Ha.) Muttersprache hören kann. Besonders viel mußte ich erzählen über meine frühere Tätigkeit als „Schauspieler" in der alten Heimat, wo ich, im Rahmen der Veranstaltungen des Kulturbundes, in unserer Theatergruppe den Vetter Jörgl, den Wiesenbauer, den Müller, den Dunsels Michel, Josef und vieles andere mehr spielte . . . Auch hier bei diesen lieben Menschen war die Zeit schnell vergangen; es war bald Mitternacht, als uns Jan Lemke wieder zu meiner Schwester Anna zurückführte.

Beobachtungen am 7. Juli 1967: Im Völkermuseum „Pioneer Village-Doon Ontario" bei Kitchener kündet eine Abteilung davon, daß Kanada — einst — die meisten Vogelarten gehabt haben dürfte. Heute ist sein Vogelbestand ein sehr spärlicher. Singvögel soll es — außer den Rauchschwalben — kaum mehr geben. Die Ursache dafür: in der Landwirtschaft werden zuviel Gifte benutzt; es wird ein derart starkes Gift als Unkrautvertilgungsmittel bei Gemüse, Kohl, Kartoffeln, Wurzeln, Zwiebeln gespritzt, daß der Bauer dabei eine Gasmaske tragen muß. Bei Unvorsichtigkeit in der Handhabung bewirke dieses Gift vor allem Atemnot und Augentränen sowie starken Juckreiz. Die Insekten werden dabei zwar vernichtet, leider aber auch unzählige Vögel . . .

Am 8. Juli 1967 sind wir an der Autobahn vorbeigefahren. In diesem Zusammenhang darf auf etwas Besonderes aufmerksam gemacht werden: Etwas abseits war ein sog. Autokino mit einer großen Bild-Auffangfläche aus Stein, der Parkplatz hatte Raum für rd. 800 Wagen. Auf dem Platz gibt es kleine feststehende Säulen — ähnlich unseren Parkuhren —, an die man heranfahren muß; nach dem Einwerfen von 50 Cent kommt automatisch ein Kopfhörer zum Mithören zum Vorschein.

Der Boden in der Umgebung von Toronto ist sehr lehmig; bei Trokkenheit ist er hart wie Stein und erinnert an den Jarasch in der alten Heimat.

Das Klima ist während der Sommerzeit subtropisch; der Winter jedoch ist sehr kalt. Das ist auch die Ursache dafür, daß die Häuser außen mit einem „Schutzkleid" aus Aluminium versehen sind, und daß die der Nordseite zugekehrte Hälfte der Bäume „tot" ist.

In Toronto unterwegs

Es war am Sonntag, 9. Juli 1967. — Mit Schwester Anna und Schwager Hans waren wir in die Stadt gefahren, um in der katholischen St. Patrik-Kirche die Frühmesse zu besuchen. Über die Straßenverhältnisse wäre zu sagen: im allgemeinen schlecht und schmutzig in den Randgebieten der Stadt. Die sog. Schnellstraßen jedoch sind sehr großzügig angelegt; sie haben in der Regel nach jeder Richtung vier Fahrbahnen. Auf unserem Weg kamen wir auch ein Stück am Ufergebiet des Ontario-Sees vorbei; der Uferstreifen ist eine schöne langgestreckte Grünanlage, in der auch Bäume willkommenen Schatten spenden. Unser Ziel war — wie schon erwähnt — die St.-Patrik-Kirche, ein großer, geräumiger Bau mit 5 Altären. Im Innern dieses Gotteshauses sind zur linken für die Verstorbenen Lämpchen aufgestellt, die Tag und Nacht brennen; es ist ein ergreifendes Zeugnis dafür, daß hier auch die Schwoweleit noch an dieser alten Heimat-Tradition festhalten . . . An dieser Stelle war nun auch für mich in Erfüllung gegangen, was ich seit langem schon so heiß ersehnt hatte: noch einmal im Leben mit meiner Schwester Anna und dem Schwager Hans zusammen in einem Gotteshaus dem Herrgott danken zu dürfen, daß dieser Wunsch seine Erfüllung fand. Ja, und dann aber auch gemeinsam für alle jene Lieben beten zu dürfen, die in der alten Heimat als Opfer der Tito-Schergen sterben mußten; zu diesen Opfern müssen wir auch unsere liebe Mutter zählen . . .

Den Rückweg legten wir auf einer anderen Strecke zurück, die auch an dem neuen Rathaus vorbeiführte; dieser Baukomplex besteht aus zwei Gebäuden im Halbrund, wovon das eine 27, das andere 22 Stockwerke hoch ist. Überall war reichlicher Flaggenschmuck aus Anlaß des 100jährigen Bestehens Kanadas gehißt.

Nachmittags machten wir Besuch bei meiner Nichte Anni und ihrer Familie (Jan und die beiden Kinder Rosemarie und Richard). Bald stellten sich auch die Eltern von Jan Lemke ein; es waren Vater **Matthias Lemke** (pensionierter Friseur) und Frau Maria, die beide aus Kolut in der Batschka stammen und das alte, liebe Schwowisch noch gut beherrschen. Alles in allem: es war ein köstlicher Abend in fröhlicher Stimmung, bei Whisky, Musik und Tanz; eine Tonbandaufnahme hat dies alles zur immerwährenden Erinnerung aufgenommen . . . Anschließend galt mein Besuch meinem Bruder Georg und dessen Frau Maria; nach einer ersten anregenden Aussprache gingen wir um 23 Uhr Ortszeit zur wohlverdienten Ruhe.

(Fortsetzung folgt)

Donauschwäbische Ortsneckereien (31)

Von Dr. Anton Peter Petri

183. **Neupanat**, A. Kom: **Die Neupanater schlachten den Fako** (ti neipanaatər schlachtn ten fako (vgl. madj. fakó = Falbe).

184. **Neu-Sankt-Anna**, A. Kom.: **Giebelrutscher** (giiwlrutschər); **Stehler** (schteelər) (ma. für Räuber).

185. **Neusatz**, Ba. **Stadtbauern** (schtatpaurə).

186. **Neu-Schowe**, Ba: **Hartköpfe** (hartkhep); **In Schowe ist nichts zu loben** (in schoowə — is niks tsu loowə); **In Schowe schlägt die Kirchenuhr** (in schoowə schlaat ti khärchəuur) (kann man schnell Schläge bekommen); **Sie haben ihre Kirche zur Straße hingeschoben.**

187. **Neusiedl**, B: **Lattnägel** (latneegl); **Sandhasen** (santhaasə).

188. **Neu-Siwatz**, B: **Siwatzer Wammes** (siwatsər wamәs) (haben das „Leibl" bis zum **Wams** zugeknöpft); **Siwatzer-Ziegelkratzer** (siwatsər-tsiglkratsər); **Sie haben eine Gassenbank „gestreckt"** (vgl. **Hajoch).**

189. **Neu-Werbaß**, Ba: **Herrenbauern** (härəpaurə); **Großhanse** (krooshansə); **Die W. haben ein Krokodil im Kanal; Den Werbaßern haben sie den Nachtwächter gestohlen; Die Werbaßer haben einen Maulwurf zum Tode verurteilt und ihn lebendig begraben; Trappgansjäger** (Die **Tscherwenkaer**/s. d./ haben mit ihren Windreutern so viel Wind gemacht, daß diese davonflogen; die Werbaßer haben sie dann als Trappgänse abgeschossen); **Madjaronen** (madjaroonə); **Werbaßer Alleswisser** (wärwasər aləswisər); **Werbaßer Arichmacher** (wärwasər aarichmachər); **Werbaßer Fetthebcher** (wärwasər feetheepchər); **Werbaßer Saumäster** (wärwasər saumeschtər);

Donauschwäbische Gedenktage

4. August 1883

In einem Erlaß äußert sich Bismarck über das Schicksal der Deutschen in Ungarn

Aufgefordert vom eigenen Kaiser und Reich, gerufen vom Landtag und den Großen des Landes, kamen die Vorfahren der Donauschwaben nach der Verdrängung der Türken in das ferne und wüste Land „Hungarn" gezogen, um hier für alle Zeiten als unmittelbare k. k. Untertanen ein Aufbauwerk in die Wege zu leiten, das der Erschließung und Europäisierung des Donaulandes und seiner Völker gewidmet sein sollte. Freilich blieb dieses Aufbauwerk nur solange gewährleistet, solange Freiheit und Gleichberechtigung der Deutschen inmitten andersnationaler Nachbarn gesichert werden konnten. Als aber die Herrschaft des Kaisers durch aufstrebende Völker und Mächte innerhalb und außerhalb der Monarchie geschwächt wurde, konnte er seine Schutzpflicht den Donauschwaben gegenüber nicht mehr in dem bei der Ansiedlung in Aussicht gestellten Ausmaße erfüllen. Für diese zeichnete sich daher im Laufe der fortschreitenden staatsrechtlichen Neuordnung und der damit verbundenen außen- und innepolitischen Umstellung immer offenkundiger eine nationale und volkspolitische Gefährdung ihrer Existenz und Zukunft ab.

Bemerkenswert und für die Entwicklung der Deutschen in Ungarn von Bedeutung ist das öftere politische, ja sogar militärische Zusammengehen der Madjaren mit den Preußen, die immer bereit waren, sich mit den Gegnern der Habsburger zu verbünden. Die Niederwerfung der ungarischen Revolution im Jahre 1849 ließ die Madjaren wieder ihre Fühler zu den Preußen ausstrecken. In der aufkommenden Rivalität zwischen Österreich und Preußen im Rahmen des Deutschen Bundes sympathisierten madjarische Kreise mit den Preußen. Eine Ungarische Legion kämpfte sogar 1866 mit Preußen gegen Österreich. Nach dem Ausgleich ist es dann Bismarck, der den Madjaren durch wirtschaftliche und politische Hilfe die Erstarkung ihres zentralistischen Machtstaates sicherte, und sie in ihrem Bestreben zur Herstellung eines Großungarn als madjarischer Einheitsstaat weitgehend unterstützte. Außer den kommunalen Ausgaben verschlangen in Ungarn der Ausbau der bürgerlichen Staatsorganisation, die Ministerien, Ämter, die Organisierung der verschiedenen Institutionen, die Gewaltorganisation und die Aufrechterhaltung des Verwaltungsapparates usw. große Summen; dieses Geld wurde hauptsächlich von ausländischen Banken gedeckt. Um in den siebziger Jahren einen drohenden ungarischen Staatsbankrott zu verhindern, befürwortete Bismarck eine ungarische Staatsanleihe in Höhe von 153 Millionen bei Rotschild. Der preußische Kanzler wollte damit aber auch einer Schwächung des Dualismus und einer damit verbundenen Stärkung der „großdeutschen" Politik in Österreich vorbeugen.

Die wachsende Bedrohung des Deutschtums in Ungarn durch die immer stärker um sich greifende Madjarisierung, lenkte die Aufmerksamkeit deutscher Kreise auf die ungarischen Verhältnisse. In Berlin entstand 1881 der Deutsche Schulverein, im Zusammenhang mit dem in Österreich gegründeten Schulverein, der seine Arbeit bloß auf die österreichischen Gebiete erstreckte und dadurch eben Anlaß gab, für Transleithanien in Deutschland die besondere Vereinigung zu schaffen. Die vom Schulverein zugunsten der Deutschen in Ungarn entfaltete Aktivität löste in Ungarn eine heftige Gegebenbewegung aus, die auch im ungarischen Parlament und im Reichstag in Berlin zur Sprache gekommen sind. Bismarck soll mit dieser Angelegenheit im Zusammenhang davon gesprochen haben, daß in einem Verein „ein Professor mehr rede als zehn Minister verantworten können".

Und doch kann Bismarck keine totale Gleichgültigkeit am Schicksal der Deutschen in Ungarn zugeschrieben werden. Das geht unter anderem aus einem Erlaß Bismarcks vom 4. August 1883, dessen Inhalt der Budapester Regierung bekannt gegeben werden sollte, hervor, in dem es u. a. hieß: „Die politische Beurteilung der Dinge hat uns zu der Überzeugung geführt, daß im Gebiet der Stefanskrone die madjarischen und die deutschen Interessen untrennbar sind. Dasselbe kann man von den slawischen und ungarischen nicht sagen. Ich muß es deshalb mehr für eine richterliche als für eine staatsmännische Auffassung halten, wenn man in Ungarn meint, zu gleichmäßiger Behandlung aller nichtmadjarischen Nationalitäten verpflichtet zu sein und die Deutschen mit den Slawen und Walachen in dieselbe Kategorie stellt". Es kann aus diesem Erlaß der Ratschlag entnommen werden, die befreundete Budapester Regierung täte gut daran, im Hinblick auf den Panslawismus einen Ausgleich mit den ungarländischen Deutschen zu erstreben.

jvs

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(25. Fortsetzung)

Nach dem Zusammenbruch im Jahre 1918 wurden — wie aus den bisherigen Darstellungen hervorgeht — auch in Ungarn, sicher durch das kommunistische russische Rätesystem angeregt — verschiedene Räte gebildet: zuerst die „Soldatenräte", dann der „Große Ungarische Nationalrat" in Budapest, der an Stelle des Parlaments hätte treten sollen, dann die Arbeiter- und Bauernräte, die Volksräte der Nationalitäten u. s. w. Die Deutschen hatten **gleich zwei:** den Dr. Bleyer'schen und den von Rudolf Brandsch und Dr. Kremling geführten. Auch im **Banat** wuchsen die Räte aus dem Boden: der „Banater Volksrat" unter Führung der Arbeiterschaft, dann der „Schwäbische Soldatenrat", aus dem der „Schwäbische Nationalrat" hervorging, der zuerst „Südungarischer Nationalrat" hieß, aber auch „Banater Schwäbische Volksrat", dann „Schwabenrat", oder „Banater Schwabenrat" genannt wurde. Alle diese Benennungen kommen in einem einzigen Artikel Dr. Kaspar Muths in der „Schwäbischen Volkspresse" vom 21. März 1918 vor.

In den Gemeinden nahm man, wie erwähnt, den Aufruf der Budapester Machthaber zur Gründung von Volks- und Gemeinderäten auch recht ernst und gründete drauf los. Oft wechselten die Räte mehrmals in einem Monat. Die Serben lösten im Februar 1919 den Banater Volksrat auf, sein Vorsitzender Dr. Otto **Roth** wurde von den Franzosen zuerst nach Arad, dann nach Szegedin gebracht, von der ungarischen Gegenregierung verhaftet und nach dem Sturz der Räteregierung nach Budapest verschleppt, wo er längere Zeit im Gefängnis saß. Auch der „Schwabenrat", der nach Annahme des sogenannten „Schwäbischen Manifestes" seine Tätigkeit mehr auf das **schulpolitische** Gebiet verlegte, auf dem „Radikale" und „Gemäßigte" mit Begeisterung wetteiferten, fiel der Auflösung zum Opfer.

Das Schwergewicht der deutschen Bewegung in Temeschburg verlagerte sich immer mehr auf die Klubs, in denen nicht nur deutsche Geselligkeit gepflegt wurde, sondern, wie auch aus den verschiedenen Vorträgen hervorgeht — **politische und kulturelle Fragen erörtert wurden.**

Über das „Schwäbische Manifest", auf das sich Dr. Kräuter immer wieder als Ausdruck des Willens der **gesamten Banater und Batschkaer Schwaben beruft,** soll etwas ausführlicher berichtet werden. Umsomehr als seine **politische** Bedeutung in einigen Arbeiten schwäbischer Geschichtsschreiber stark **überbewertet** wird.

Das schwäbische Manifest

Dr. Kräuter berichtet über seine Vorgeschichte wie folgt:

„Die östlich der serbischen Demarkationslinie gelegenen 138 schwäbischen Gemeinden entsandten für diesen Zweck (dem Verbleib bei Ungarn zuzustimmen, Anm. d. Red.) ihre in **geheimer** Abstimmung **gewählten** Vertreter" am 8. Dezember 1918 (und nicht wie Dr. Kräuter versehentlich feststellt am 8. Dez. 1919) „in den Festsaal der Temeschburger **Kadettenschule**, wo sie einen aus 14 Mitgliedern bestehenden Schwabenrat mit der **Vertretung** des **südungarischen Donaudeutschtums** (?) beauftragten. Dieser legte unter Vorsitz von Dr. Kaspar Muth der Versammlung als Beschlußfassung das sogenannte Schwäbische Manifest zur Annahme vor. Es war in der Zeit vom **3. 11. bis zum 8. 12. 1918** unter Mitarbeit des Beauftragten Dr. Kremlings **Dr. Kraft**, der dann in der Leitung seiner Partei (?) sein Nachfolger werden sollte, ausgearbeitet worden. Er selber, Dr. Kremling, konnte an dieser Arbeit nicht teilnehmen, denn er war von den serbischen Besatzungsbehörden in seiner Bewegungsfreiheit behindert worden. Eine Wahl von Gemeindevertretern aber gestatten diese westlich der **inneren** (?) Demarkationslinie nicht. Das von der Versammlung einstimmig angenommene Manifest enthält zwei wesentliche Forderungen: 1. Volksabstimmung aller Einwohner des Banates und der Batschka im Hinblick auf die Anwendung der Prinzipien Wilsons in der **Frage der Staatszugehörigkeit,** bzw. der östlichen *Schweiz.*

2. **Kulturautonomie für das ungeteilte Donaudeutschtum."**

Was Dr. Kräuter hier im Zusammenhang mit dem „Schwäbischen Manifest" erzählt, ist zum Großteil erfunden. Denn Dr. Kraft, der bekanntlich in India (Srem) beheimatet war und mit dem Banat **nichts** zu tun hatte, hat weder im Auftrag Dr. Kremlings noch in sonst einem Auftrag an dem Manifest mitgearbeitet. Denn sowohl Dr. Kremling wie Dr. Kraft waren **führende** Mitglieder des in Budapest amtierenden **„Deutschen Volksrates für Ungarn"**, Dr. Kremling sogar *Mitobmann* und zugleich Mitglied des Landeskomitees, dem auch Dr. Kraft angehörte. Der Volksrat hatte aber schon bei seiner Gründung **sein Programm,** wie bereits erwähnt, veröffentlicht und dem Ungarischen Nationalrat in Budapest bekanntgegeben: seine Hauptpunkte: **Verbleib bei Ungarn so lange es möglich ist und Autonomie für das ungarländische Deutschtum**! Das Schwäbische „Manifest" unterscheidet sich von diesen Forderungen nur darin, daß es den **Verbleib des Banats und der Batschka bei Ungarn unter allen Umständen betonte** und sich damit auf den Standpunkt des Dr. Bleyerschen Volksrates stellte. So war doch für die in der Zentrale des

In wenigen Wochen wird der

Donau-Schwaben-Kalender 1969

seinen Weg zu den Landsleuten in aller Welt antreten. Er beinhaltet wiederum zahlreiche geschichtliche, erbauliche und humoristische Beiträge und über 130 schöne Bilder aus der alten und neuen Heimat. Dieser von der Redaktion des „Donauschwaben" gestaltete Kalender gehört in jede donauschwäbische Familie!

Deutschen Volksrates tätigen Politiker sicherlich kein Anlaß, sich an der Manifestation eines **regionalen** Volksrats zu beteiligen. Regionale Volksräte gab es doch auch noch in der Zips, in der Tolnau und in Westungarn, die dem einen oder anderen **Budapester Volksrat** angehörten. Dr. Kremling und Dr. Kraft waren alte Volksparteiler und hatten wirklich keinen Grund, sich für ein Manifest einzusetzen, das ihre **einstigen erbitterten Gegner** einer Versammlung vorlegten, an der sie selbst unbeteiligt waren. Dr. Kraft befand sich um diese Zeit übrigens in Budapest und nahm auch an Volksversammlungen im **Burgenland** teil, während Dr. Kremling nur verhindert war, **nach Budapest zu reisen und offenbar gar nicht die Absicht hatte, nach Temeschburg zu kommen.** Nirgends ist ein Anhaltspunkt zu finden, daß er das wollte.

Dr. **Riess**, der Nachfolger Dr. Muths als **Gauobmann** der Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft, behauptet in seinem Buch „Deutsches Volkswerden im Banat, Reden und Aufsätze von Dr. Kaspar Muth" (Temeschburg 1935), daß das Manifest von Dr. Muth verfaßt wurde. Der Siebenbürger Publizist **Emil Neugeboren**, dessen enge Beziehungen zu Franz Blaskovics und Dr. Muth bekannt waren, stellte im „Siebenbürgisch-Sächsischen Tagblatt" die Behauptung auf, daß Dr. Muth der Verfasser des Manifestes gewesen sei. Die „Schwäbische Volkspresse" (26. September 1919) druckte die Behauptung kommentarlos nach. Die gegnerische „Deutsche Wacht" behauptete hingegen, daß Dr. Muth die radikalen schulischen Forderungen des Manifestes gar **nicht billigte** und daß der eigentliche Verfasser des Manifestes der alte Volksparteiler, Direktor der Raiffeisenzentrale Johann **Tengler** war. Diese Behauptung wurde in der „Arader Zeitung" (1930) **widerspruchslos wiederholt.** Aber Eingeweihte haben es nicht vergessen, daß auch der bereits erwähnte Dr. Andreas **Schira** an dem Manifest mitgearbeitet habe und auch Prof. Josef **Striegl** daran beteiligt war.

Wer hat das Manifest verfaßt?

Und Dr. Kräuter wagt sogar die Behauptung, daß das „Schwäbische Manifest" in vollem **Einverständnis** mit Dr. Kremling und der Ungarländisch-Deutschen Volkspartei von Dr. Muth und Dr. Kraft (den er übrigens wiederholt als Banater bezeichnet) erarbeitet wurde und die „unbezweifelbare (!) Willensäußerung" des ganzen Donaudeutschtums (vom Arader Gau über die Batschka, die Srem und die Schwäbische Türkei vielleicht?) war, und daß dem **juristisch ungebildeten Tengler** die Formulierungen (die weder juristisch noch sprachlich sehr glücklich sind, Anm. d. Red.) des Schwäbischen Manifestes nicht zugetraut werden können. Aber der juristisch „ungebildete Jurist" leitete immerhin über ein Jahrzehnt die **Raiffeisenzentrale**, stand mit Adam Müller-Guttenbrunn, Edmund Steinacker, Dr. Kremling, in regem Briefwechsel und in persönlichem Kontakt, und seiner umsichtigen Finanzpolitik war es auch zu verdanken, daß der „Deutsch-Ungarische Volksfreund" trotz der Schikanen seitens der ungarischen Administration und der perfiden Angriffe im „Freimütigen" und des „Temesvari Hirlap" bestehen konnte. Das bestätigten auch die alten Volksparteiler Franz Wettel und Dr. Josef Gabriel.

Direktor Tengler schrieb jedenfalls **vier Wochen vor dem Beginn der Waffenstillstandsverhandlungen** (3. bis 13. November 1918) an Edmund Steinacker: „Unsere Bauern bekunden ein **niegeahntes** lebhaftes Interesse an der Neugestaltung der Staatsordnung und hoffen, daß eine Proklamation Sr. Majestät ihnen **volle kulturelle Bewegungsfreiheit** sichert, **eigene Verwaltungsbehörden bis zu einem für das ganze südungarische Deutschtum zu ernennenden Obergespan gewährt, ferner einen deutschen Volksrat, der berechtigt ist, alle Maßnahmen zum Schutze des Volkes vorzunehmen, selbst, wenn die Erhaltung eines solchen auch mit einer Separatsteuer verbunden wäre ...**"

In diesen Gedankengängen sind zweifellos bereits Ansätze einer **Banater Autonomie** erkennbar, und da Direktor Tengler als Obmannstellvertreter auch öfter den **Vorsitz** des „Schwabenrates" führte, scheint es sicher zu sein, **daß auch er an der Redigierung des Manifestes beteiligt war.** Jedenfalls haben mehrere daran mitgearbeitet, **keinesfalls aber Dr. Kraft, wie Dr. Kräuter behauptet.**

Dr. Muth sollte Obergespan werden

In diesem Zusammenhang sei vermerkt, daß nachdem Dr. Muth seine Stelle in der 24stündigen Regierung des Grafen Hadik nicht mehr antreten konnte, er **für die Obergespanstelle des Banates vorgesehen war.** Dieses Gerücht wurde auch im Banater Volksrat, mit dem der „Schwabenrat" in der ersten Zeit friedlich zusammenarbeitete, lanciert. Als dann Dr. Jakobi von dem Regierungskommissär Dr. Otto Roth als Obergespan eingesetzt wurde, war es auch mit der Zusammenarbeit aus. Und als Heegn von den Serben ernannt wurde, verflog die letzte Hoffnung.

Ob die am 8. Dezember 1918 stattgefundene Volksversammlung (von einer Nationalversammlung kann doch gar nicht die Rede sein, zumal alle Vorbedingungen dazu völlig fehlten) berechtigt war, **auch für die Batschka oder auch nur für das West-Banat Beschlüsse zu fassen, ist gar nicht so sicher.**

Verweigerten ihre Unterschrift

Unter den Gemeindevertretungen, die das Manifest unterzeichneten, **fehlen nämlich die wichtigsten** und zwar die **Südbanater Städte,** die an der Spitze der deutschen Bewegung standen: **Werschetz, Weisskirchen** und **Pantschowa; ihre Vertreter lehnten grundsätzlich ein Zusammengehen mit Kreisen ab, die sie über ein Jahrzehnt bekämpften.** Auch **Großbetschkerek, Großkikinda und Lugosch** haben offenbar ihre Unterschrift verweigert.

In dem „Manifest", das in der von Dr. Nikolaus **Koch** verfaßten Monographie der Gemeinde **Lovrin** wörtlich abgedruckt wurde, heißt es u. a.:

„Auf Grund unseres Selbstbestimmungsrechtes und im Vertrauen auf unsere gerechte Sache, hat das große Komitee des Schwäbischen Nationalrates im Namen des **südungarischen Schwabenvolkes** nach **schriftlichem** Anschluß von 138 schwäbischen Gemeindeorganisationen des Banates und der Bácska und in Anwesenheit der Gemeindeobmänner am 8. Dezember 1918 einhellig folgenden Beschluß gefaßt": nun folgen die einzelnen Punkte des Beschlusses.

Merkwürdig erscheint, daß **nicht** 138, sondern **nur** die Namen von 137 Orten auf dem Manifest verzeichnet sind; von Temeschburg findet man nur die Fabrikstadt unter: **„Temesvár-Gyárváros"**. (Übrigens sind fast alle Gemeinden mit ihrem ungarischen Namen angeführt.) Warum sind wohl die übrigen Vorstädte Temeschburgs nicht vermerkt? **Oder die Stadt Temeschburg als ganzes angeführt?**

Dann: unter den angeführten Gemeinden befindet sich keine **einzige aus der Batschka.** So ist es eine Fälschung, wenn Dr. Kräuter vom **ganzen „Donauschwabentum" spricht.**

Was für eine Bewandtnis es mit der „äußeren" oder „inneren" Demarkationslinie hat — die Dr. Kräuter anführt — wo in der „inneren" die Leute in ihrer Bewegungsfreiheit gehindert wurden, ist auch nicht klar, zumal die Namen von Gemeinden, die weit **westlicher** als z. B. Werschetz liegen wie **Karlsdorf, Etschka, Sigmundhausen** doch vertreten waren. Und wenn der Anschluß **schriftlich** erfolgen konnte, hätten es doch **alle** deutschen Gemeinden und Städte ohne Rücksicht auf ihre Bewegungsfreiheit **tun können. Auch Dr. Kremling.**

Die Führer der alten Volkspartei, die Werschetzer mit Ing. **Heegn** und Dr. **Rittinger,** die Weisskirchner mit Dr. Kremling und Ritter von Kurz, sowie auch die Pantschowaer mit Dr. Simon **Bartmann** und Johann **Dussing** blieben **demonstrativ** fern und gaben auch **keine schriftliche Erklärung ab.** Die Versammlung war **zahlenmäßig** eine imposante Willensäußerung — **doch im Namen des ganzen „südungarischen Schwabenvolkes" bindende Beschlüsse zu fassen, war sie nicht berechtigt.**

Von diesen Dingen nahmen die neuzeitlichen Historiker des Banates keine Notiz: selbst **Annabring,** der als besonderer Experte in Banater Sachen herausgestellt wird, und seine Nachbeter schweigen darüber. Nur Nikolaus Hans **Hockl,** einer der treuesten Anhänger Fabritius', des Obmannes der „Deutschen Volksgemeinschaft Rumänien", die auch Dr. Kräuter im Parlament vertrat, schreibt in seinem im Jahre **1940** im Verlag der Druckerei Anwender erschienenen Büchlein **„Das deutsche Banat"** über das Fernbleiben der Vertreter der bedeutendsten Südbanater Städte: **„Diese Tagung des Schwäbischen Nationalrats war von allen Gruppen und Richtungen beschickt worden mit Ausnahme der Südbanater Städte Werschetz, Weisskirchen, Pantschowa, die ein Zusammengehen mit den ungarnfreundlichen Kreisen grundsätzlich ablehnten."**

. . . für Ungarn zu retten

Später hörte man von dem Manifest nichts mehr: selbst die „Gemäßigten" beriefen sich in ihren späteren politischen Aktionen nicht mehr auf es. In Kreisen des Budapester Deutschen Volksrates vertrat man die Ansicht, daß diese Versammlung mit ihren Beschlüssen der **letzte Versuch war, den strittigen südungarischen Raum für Ungarn zu retten.**

Der Inhalt des Manifestes sieht nur auf den ersten Blick so radikal aus: Es enthält von **allen** Programmen der verschiedenen Volksräte, der radikalen ungarischen Parteien, der Nationalitäten, der Sozialdemokraten usw. **etwas.** Selbst die Ideen des Freimaurers Jászi wurden in dem Manifest verwertet. Den Anstoß zu den radikalen Formulierungen gab wie erwähnt die Erklärung der Regierung **Károlyi**; sie wollte durch weitgehende Versprechungen an die Nationalitäten den mit Zerfall bedrohten Staat retten. In dem Schwäbischen Manifest heißt es z. B.: „Im Sinne dieses Programms soll das **neue Ungarn auf dem Grundgedanken des Kantonsystems zur östlichen Schweiz ausgebaut werden.**" Genau wie Oskar Jászi es lange vor dem Erscheinen des Manifestes vorschlug.

(Fortsetzung folgt)

Auslandsversorgung von Kriegsopfern in Jugoslawien

Gemäß § 7 (2) des Bundesversorgungsgesetzes (BVG) wird dieses Gesetz auch auf Deutsche und deutsche Volkszugehörige, die ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in den zur Zeit unter fremder Verwaltung stehenden deutschen Gebieten oder im **Ausland** haben, angewendet.

Der Anspruch auf Versorgung von Kriegsopfern, die ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt nicht in der Bundesrepublik Deutschland haben und nicht in Staaten, mit denen die Bundesrepublik Deutschland diplomatische Beziehungen unterhält, kann mit Zustimmung des Bundesministers für Arbeit und Sozialordnung Versorgung in angemessenem Umfang gewährt werden. (Versorgungsbeihilfe bzw. Teilversorgung). Wird Versorgung gewährt, so ist sie nach Art, Höhe und Dauer festzulegen (§ 64/2/des BVG 1). Dies geschah und geschieht auch hinischtlich der Kriegsopfer in Jugoslawien.

§ 64 (1) BVG 1 (berechtigter Personenkreis) sagt, daß Berechtigte Deutsche und deutsche Volkszugehörige, die ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in Staaten haben, mit denen die Bundesrepublik Deutschland diplomatische Beziehungen unterhält, erhalten Versorgung wie Berechtigte im Geltungsbereich dieses Gesetzes, soweit die §§ 64a bis 64f nichts Abweichendes bestimmen.

Die Landsmannschaft der Donauschwaben hat sich, nachdem die Bundesrepublik Deutschland mit Jugoslawien diplomatische Beziehungen aufnahm, an das zuständige Versorgungsamt, also Fulda, gewandt, mit der Bitte um Mitteilung, ob nun Kriegsopfer in Jugoslawien eine Versorgung wie Berechtigte in der Bundesrepublik Deutschland bekommen können.

Das Versorgungsamt Fulda antwortete:

„Auf das Bezugsschreiben teile ich Ihnen mit, daß durch die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit Jugoslawien eine Erhöhung der Teilversorgung nicht eintritt.

Für Kriegsopfer, die ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt in solchen ost- und südosteuropäischen Staaten haben, mit denen die Bundesrepublik Deutschland diplomatische Beziehungen unterhält (§ 64 Abs. 1 BVG), stehen **besondere** Gründe i. S. des § 64e Abs. 1 BVG einer Versorgung in dem in § 64 Abs. 1 BVG bezeichnetem Umfang entgegen. Da bei den Kriegsopfern, die in Jugoslawien ihren ständigen Wohnsitz haben, der § 64e Abs. 1 BVG anzuwenden ist, kann die Teilversorgung nicht erhöht werden."



Heimatkirche von Tschesterlek, jugosl. Banat.

§ 64e Abs. 1 BVG lautet: „Ist zu besorgen, daß den Kriegsopfern oder Gruppen von Kriegsopfern in einem zur Zeit unter fremder Verwaltung stehenden deutschen Gebiet oder in einem bestimmten Staat aus Gründen, die die Kriegsopfer nicht zu vertreten haben, auf Dauer keine Versorgung in dem in § 64 Abs. 1 bezeichneten Umfang gewährt werden kann, oder stehen andere besondere Gründe einer solchen Versorgung entgegen, so erhalten sie eine Teilversorgung nach Maßgabe des § 64 Abs. 2 Satz 2 bis 4. § 64d Abs. 2 Satz 2 ist anzuwenden."

Die Landsmannschaft der Donauschwaben aus Jugoslawien ist der Ansicht, daß die Stellungnahme des Versorgungsamtes Fulda nicht richtig ist, zumal seitens Jugoslawien keine Gründe vorliegen, die eine Vollversorgung in dem in § 64 Abs. 1 bezeichneten Umfang unmöglich machen. Der Landsmannschaft sind keinerlei Gründe, die einer Vollversorgung entgegenstehen, bekannt.

Um nun die Frage Vollversorgung oder Teilversorgung zu klären, sollte ein Bescheid über die Gewährung einer nur Teilversorgung geklagt und ein höchstgerichtliches Urteil von grundsätzlicher Bedeutung erzwungen werden.

Die Landsmannschaft der Donauschwaben aus Jugoslawien, Stuttgart, Charlottenplatz 17/II., wäre für Stellungnahmen aus dem Kreis unserer Fachleute und Mitglieder sehr dankbar. o. v.

Eine Reise nach Kanada

Lm. Matthias Roth aus Stanischitsch besuchte Verwandte und Landsleute in Amerika

Lm. Matthias Roth aus Stanischitsch (jetzt Hamburg) war zu einer Reise über den großen Teich gestartet; sein Reisezweck waren Besuche bei Verwandten und Landsleuten in Kanada; sein Reiseziel war die Riesenstadt Toronto (fast eine Million Einwohner), in der auch viele Donauschwaben eine neue Heimat gefunden haben. Während Lm. Roth im Einführungsbericht zunächst von dem ergreifenden Wiedersehen mit seinen engeren Verwandten berichtete, die er Jahrzehnte schon nicht mehr gesehen hatte, erzählte er dann weiter von den ersten Eindrücken in diesem fremden, riesigen Lande ... In der heutigen Fortsetzung folgen Einzelheiten über Beobachtungen kanadischer Verhältnisse sowie über weiteres frohes Erleben bei Verwandten und Landsleuten.
Paul Otto Habermann

Es war der 10. Juli 1967; heute beginnt mein fünfter Urlaubstag in Kanada. Wie schon erwähnt, war ich diesmal bei der Familie meines Bruders Georg zu Gast. Nachdem wir — nach heimatlicher Art — tüchtig gefrühstückt hatten, gingen mein Bruder und ich einkaufen. Die Geschäfte waren nach meinen Begriffen primitiv und auch nicht gerade sauber. In dieser Gegend gibt es auch jene große Fabrik, die die weltbekannte „Palmolive"-Seife produziert. Etwas später machten wir einen Besuch im Zentralkrankenhaus von Toronto; es ist ein riesiger kasernenähnlicher Bau, in dem ein Betrieb herrscht wie auf einem Großstadtbahnhof. Was dabei besonders auffiel, war die außergewöhnliche Hilfsbereitschaft und das stets freundliche Wesen des Personals.

Wenn man in einer Apotheke zu tun hat, stellt man fest, daß diese zum Großteil mehr Drogerien mit Lebensmittelabteilungen sind; es gibt hier außer Medikamenten auch Tabakwaren, Fotoartikel, Schreibwaren, ja sogar Fisch u. v. a.

Am Abend holte uns der Sohn meines Bruders Georg, Jakob, ab und brachte uns mit dem Wagen zu seiner Familie; so lernte ich da-

Bruch-
Leidende. Heilungsmöglichkeit durch DB-Patent. Schrift über Bruchheilung kostenlos. Heilprakt. Josef Thalmaier, 82 Rosenheim, Innstraße 76

bei meine Nichte Katharina und deren Söhne Jakob-Georg und Johann-Matthias kennen, die ich ja noch nie gesehen hatte. Hier, am Ende von Toronto, wohnen sie in einer landschaftlich schönen Gegend ... Wir frischten viele Erinnerungen auf, die Jakob noch an den alten Heimatort Stanischitsch sowie auch an Deutschland hatte.

Traurige Erinnerungen an die alte Heimat

Heute ist der 12. Juli 1967; am Abend machten wir Besuch bei einer Jugendkameradin, deren verstorbener Mann daheim mein guter Kamerad Andreas **Virag** gewesen ist, der ein Friseurgeschäft betrieb ... Seine Witwe Margarete (Greti) lebt also nun hier in Toronto in einem Altbau im Chinesenviertel mit einem Sohn zusammen. Auch hier gab es viel zu erzählen, besonders über das tragische Schicksal ihres Mannes, das dieser noch in der alten Heimat erleiden mußte ... Dieses tragische Ende von Landsmann Andreas Virag sah so aus:

Am 18. Dezember 1944 stand Lm. Virag vor seinem Haus auf der Gasse. Einige Partisanen kamen heran, die mehrere deutsche Männer des Ortes vor sich hertrieben. Einer der Partisanen stieß Lm. Virag mit dem Gewerhkolben in die Seite und beschimpfte ihn, dann wurde er mit den anderen Unglücklichen weggetrieben ... Bevor er aus dem Haus gegangen war, hatte seine Frau noch gesagt: „Bleib herinn, Andrees, du waascht, die nehme dich mit, wenn sie dich sehe!" — Er hatte ein gutes Gewissen, und deshalb war er der Meinung, man werde ihm schon nichts tun, weil er ja auch noch niemandem etwas zu leide getan habe. Und dieser sein guter Glaube wurde ihm zum Verhängnis ... Unter Schlägen wurde jene damalige traurige „Auslese", in die man ihn hineinstieß, über Kruschiwl nach Gakowa getrieben. Und in diesem berüchtigten Vernichtungslager ist er dann auch in einem ehem. Pferdestall bei 18 Grad Minus gestorben ... So sind damals tausende von unseren Menschen bestialisch hingemordet worden. Trotz solcher (und noch viel, viel schlimmerer, scheußlicherer Taten jener Meuchelmörder dort unten. Ha.) fahren heute die Schwaben immer wieder dorthin und bringen Tito und seinen Mördern die Devisen ...

Auch in Kanada ist nicht alles Gold was glänzt

13. Juli 1967! — Wieder im Heim der Familie vom Bruder Georg. Nach dem Frühstück werde ich vom Schwager Hans Naunheimer abgeholt, da ich ja in seinem Hause mein „Hauptquartier" hatte. Weil es Georg und Maria gesundheitlich nicht besonders gut ging, machten sie sich schon berechtigte Sorgen, denn Rente vom Staat gibt es erst nach Vollendung des 70. Lebensjahres. Die Höhe einer solchen Rente beträgt monatlich 135 Dollar, das sind im Wert-Verhältnis bei uns so viel wie 135 DM. Dabei ist dann noch zu berücksichtigen, daß man für Arzt, Krankenhaus und Medikamente einen Teil der Kosten zu leisten hat; für Brillen und Zahnprothesen beispielsweise muß man sogar den vollen Betrag selbst bezahlen.

Um 14 Uhr Besuch bei dem Ehepaar Matthias Lemke (alter Heimatort, wie schon erwähnt: Kolut/Batschka); Lm. Lemke hatte auch in Kanada ein Friseurgeschäft betrieben. Da er jetzt jedoch schon Rentner war, bot er mir seinen Laden zur Übernahme an; dieses freundliche Angebot lehnte ich jedoch deshalb ab, weil ich keine Lust hatte, für immer nach Kanada auszuwandern ... Die Gastfreundschaft in ihrem Hause werde ich zeitlebens in dankbarer Erinnerung behalten.

Wie's daheim einst war ...

Am 14. Juli 1967 kam folgender Anruf von meinem Neffen aus — dem etwa 70 km entfernten — Newmarket, Jakob **Hollerbach** (in Rumänien geboren, betreibt er mit Familie derzeit eine Gemüsefarm): „Komme mit Anhang um 19.30 bei Euch an." — Nun, der „Anhang" bestand aus Jakobs Ehefrau Magdalena, deren beiden Kindern sowie Magdalenas Mutter (letztere ist meine Schwester Barbara Lewang). Besonders mit meiner Nichte Magdalena galt es liebe Erinnerungen aufzufrischen, und hier wieder in erster Linie die aus jener Zeit, wo sie bei den Großeltern Lewang in Kruschiwl wohnte, von wo ich sie gar oft mit dem Fahrrad zu uns nach Stanischitsch holte. Und wenn dann an solchen Tagen der Abend kam, wollte die (damals, bitte) kleine Magdalena unbedingt wieder nach Kruschiwl und somit zur Altmotter zurück. Ja, und diese Altmotter lebt heute noch als über Achtzigjährige in Stuttgart bei ihrem Sohn Franz ...

Trotz allem: Kanada ist eine fremde Welt

15. Juli 1967! — Meine Schwestern Anna und Barbara sind mit mir zu einem Reisebüro gefahren, um alle notwendigen Formalitäten für meinen Rückflug zu erledigen, der am 25. Juli 1967 erfolgen sollte. Anschließend machten wir einen Stadtbummel. Wir kamen in eine Gegend mit kleinen, wirr durcheinander gebauten Häusern; es ist ein Stadtviertel, wo viele sozial schwache Familien wohnen. Meist sind es Rentner, die ihre Miete an die Stadtverwaltung von Toronto zahlen müssen, und zwar — je nach Bankkonto — in Höhe von 45 bis 100 Dollar monatlich. Eine solche Wohnung besteht aus einem Korridor, zwei eingebauten Nischen, einer Toilette mit Sitzbad, je einem Schlaf- und Fremdenzimmer mit eingebautem Schrank, einem großen Wohnzimmer und einer Küche. Aus der Sauberkeit und Gepflegtheit der einzelnen Häuser, ist festzustellen, ob hier entweder ein Schwabe oder sonst ein Deutscher wohnt, oder aber einer der vielen Fremdvölkischen. Auf alle Fälle ist Kanada für uns Westeuropäer nicht nur eine andere, sondern eine fremde Welt. Manch einer unserer dortigen Landsleute, der vorher nicht in Deutschland gewohnt hat, mag diese Welt dort schön finden. Und dennoch: es gibt so wenig Verbundenheit, so wenig Zusammenhalt, selbst in den Familien. Ein jeder ist bestrebt, so schnell wie möglich Dollars zusammenzuraffen. Und so werden die rein menschlichen Kontakte untereinander kaum mehr gepflegt, und das auch fast kaum mehr mit Verwandten und guten Bekannten ... Jedenfalls darf sich kein Landsmann irgendwelchen Illusionen hingeben, wenn er nach Kanada auszuwandern gedenkt; er muß dort vor allem — und dies auch heute noch — erst ein Pionier sein, so wie es unsere Vorfahren waren, die einst im Südosten Europas aus Ödland blühende Ackerfluren schufen.



Anläßlich der 150-Jahr-Feier der Franzthaler am 17. Juli 1966 in Wels. Am Rednerpult in der Stadthalle Lm. Nikolaus Hefner.

Was mir in und um Toronto sonst noch besonders auffiel

Beim Einkaufsbummel äußerte ich meine Kaufwünsche selbstverständlich in deutscher Sprache. Sehr oft reagierten die Verkäufer darauf mit folgenden Worten: „Sie sind Deutscher?" — Darauf meine Antwort: „Ja, aus Hamburg." — Von dem Augenblick an sprachen sie nur mehr englisch zu mir.

Diese gleiche Beobachtung machte ich des öfteren in den öffentlichen Verkehrsmitteln; wenn sich hier meine Geschwister mit mir deutsch unterhielten, standen immer wieder Leute neben uns auf, oder andere wendeten sich ab. Unterhielten sich andere Leute in irgendeiner jener Sprachen, die von den Angehörigen der 48 in Toronto vertretenen Nationen gesprochen werden, wurde darauf niemals irgendwie negativ reagiert.

Am 16. Juli 1967 war große Zusammenkunft aller meiner Verwandten im Heim der Familie meiner Schwester Anna. Da ich noch am gleichen Tage abends eine „Landpartie" anzutreten hatte, war ich vorerst mit dem Packen meines Reisegepäcks beschäftigt. Die Besucher kamen um 14.30 Uhr; es wurde — wie üblich — viel erzählt sowie echt Schwowisch g'esse un g'trunke. Ja, und um 22.30 Uhr war „Zapfenstreich". Die Newmarketer Reisegesellschaft, mit mir als Gast, hatte noch etwa eine Fahrstunde über Land zurückzulegen, bis zum Zielort ... Auch hier war es weit nach Mitternacht, als dieser „Tag" zu Ende war; schon längst hatte ein neuer begonnen.

Die Umgebung von Newmarket ist weite Ebene, nur in größerer Entfernung nimmt der Boden Hügelformen an; er ist teilweise bewachsen mit verkrüppelten Fichten, Birken und Pappeln. Angebaut werden verschiedene Kohlsorten, Zwiebeln, rote Rüben, Kartoffeln, Kürbis, Mohn und Salat. Der Boden ist sehr moorhaltig und erinnert an das Marschland in Schleswig-Holstein. Bei andauerndem Regen ersticken viele der Bodenfrüchte, da dieser Boden ja nicht viel Wasser aufnehmen kann. Das geerntete Gemüse wird in Bradfort, einer Stadt in der Nähe, bei einem Aufkäufer abgeliefert. Die Arbeit im Gemüsebau ist eine verhältnismäßig schwere Arbeit, die allerdings unseren Landsleuten keine allzu große Mühe macht. Und solche Landsleute aus der alten Heimat sind sehr viele hier ansäßig geworden; man erkennt das schon an der Bauweise der Häuser sowie deren äußerer und innerer Sauberkeit. Und so konnte man sich dort bald heimisch fühlen. Bei einer „Lagebesprechung" wurde der Plan gefaßt, am anderen Tage die weltberühmten Niagara-Fälle zu besuchen. Und davon möchte ich im nächsten Bericht erzählen.

(Fortsetzung folgt)

Donauschwäbische Gedenktage

7. August 1938:

Der Sprachkundler und Volksforscher Prof. Philipp Hilkene (1875—1938) in Neusatz gestorben

Am 7. August 1938, also vor 30 Jahren, ist Prof. Philipp Hilkene im Alter von 63 Jahren gestorben. Mit ihm verlor das Deutschtum Jugoslawiens eine seiner prominentesten geistigen Kapazitäten. Der am 12. März 1875 in Neuwerbaß geborene Gelehrte besuchte das Gymnasium in Neuwerbaß, Neusatz und Sarwasch, um dann sein Studium in Budapest, Genf, Lausanne und Paris fortzusetzen. Er widmete sich vor allem der deutschen, französischen und später auch der ungarischen Literatur. Nach Beendigung seiner Studien unterrichtete er an Handelsschulen in Fünfkirchen, Budapest u. a. O. Während des Krieges stand er an allen Fronten und war zuletzt als Hauptmann Kommandant einer Unteroffiziersschule. Nach Kriegsende nahm er seine Lehrtätigkeit an einer Handelsakademie in Budapest wieder auf, hielt aber auch Vorlesungen an der Orientalischen Akademie. Inzwischen stellte ihn die Entwicklung in der Heimat vor die Entscheidung seines Lebens. Die vorläufige Grenzziehung trennte das Batscher Land von Ungarn ab. Vor Abschluß des Friedensvertrages besuchte er im Herbst 1919 Neuwerbaß. Eine Rückreise wurde ihm aber verweigert, obwohl Prof. Hilkene in jener Zeit als Germanist einen Lehrstuhl der Budapester Universität übernehmen sollte. In der Heimat verblieben, übernahm er dann eine Lehrstelle am Werbaßer Gymnasium und unterrichtete deutsche und französische Sprache.

Das Werbaßer Gymnasium war eine vollausgebaute höhere Schule, in der nach dem Kriege die Einführung der deutschen Unterrichtssprache erreicht wurde. Nach Abschluß des Friedensvertrages steigerte sich aber von Jahr zu Jahr der Druck der staatlichen Unterrichtsverwaltung gegen die deutsche Unterrichtssprache, der schließlich zum Abbau der vier oberen Klassen mit deutscher Unterrichtssprache in Neuwerbaß führte. Die Beeinträchtigung der Arbeit der deutschen höheren Schulen machte eine freie Betätigung und Entfaltung unserer aktiven geistigen Kräfte unmöglich.

Diese Entwicklung des deutschen Schulwesens unter dem Druck der verständnislosen serbischen Unterrichtsbehörden zwang Prof. Hilkene zu wissenschaftlicher Arbeit in der Stille und Verborgenheit. Er widmete sich auch dem Studium der neuen Staatssprache und der serbischen Literatur und legte beachtliche Arbeiten als Ergebnisse dieser Beschäftigung vor. Doch erst mit seiner Übernahme an die Deutsche Lehrerbildungsanstalt in den dreißiger Jahren eröffnen sich für seine geistigen Fähigkeiten neue Perspektiven. Er trat nun mit Schriften an die Öffentlichkeit, die wohl in seinen stillen Jahren herangereift waren, und veröffentlichte Beiträge in den donauschwäbischen Kulturzeitschriften, die uns zur Ehre gereichten und uns zuversichtlich stimmen konnten.

Seine literarkritische Untersuchung und ästhetische Analyse von Adam Müller-Guttenbrunns Roman „Meister Jakob und seine Kinder" ist bis heute das Beste, was über diesen größten donauschwäbischen Dichter und sein Werk geschrieben wurde. Es heißt darin: „Was nun den Roman unseres Dichters zu einem so bedeutenden Kunstwerk macht, geradezu unvergleichlich in seiner Art, das eben ist dies, daß er seinen Gestalten einen weiten völkischen Hintergrund verlieh. Er hat sie dadurch dem Bildhauer ähnlich auf einen gewaltigen Sockel gestellt, von wo aus sie ringsum die Lande beherrschen, alles Licht und alle Blicke an sich ziehen ... Und so scheint an diesem Gemälde alles typisch, nichts der Willkür des einzelnen preisgegeben, alles durch Naturbestimmung, durch Sitten und Herkommen geregelt ... Aus der Idee der Naturbestimmung gewinnt Müller-Guttenbrunn eine wahrhaft großzügige Psychologie, deren jeder Dichter auch bedarf und die geradezu das Wesen der Poesie ausmacht. Da hier das Streben, seine Naturbestimmung im Rahmen des völkischen Lebens zu erfüllen, das einzige Triebrad der Seele ist und alles aus biologischer Notwendigkeit entspringt, wie einfach, wie durchsichtig und klar stehen da die Charaktere vor uns. Sie haben eine wunderbare Ökonomie der Anlage ... Durch den durchsichtigen Aufbau und das elementare und überzeugende Wesen seiner Gestalten erinnert Müller-Guttenbrunn wiederholt an die edle Einfalt und die schlichte Gewandung erlauchter altgriechischer Kunst ... Große künstlerische Konzeptionen sind nur auf Grund einer großzügigen Psychologie möglich. Auch bei Müller-Guttenbrunn dürften wir lernen, daß eine Psyche ohne Ethos undenkbar ist, daß alle wahrhafte psychologische Erkenntnis die Ethik, das ist die dem Menschen angeborene Zuordnung zu einem höheren Ganzen, mit dem vereint er erst ein Wesen bildet, als Grundlage voraussetzt." Wenn wir Philipp Hilkene und seinem Werk, das uns nur in einigen Schriften und Beiträgen bewahrt ist, während zahlreiche Werke seines unveröffentlichten Nachlasses, die von seiner Familie nach Budapest mitgenommen worden waren, zugrunde gingen, ein treues Gedenken bewahren, so ehren und erhöhen wir uns dadurch selbst.

jvs

Donauschwäbische Ortsneckereien (32)

Von Dr. Anton Peter Petri

Werbaßer Übergescheite (wärwasər iwərkschəidə); **Sie bekommen die Tscherwenkaer Bärenhaut über die Ohren gestreift, damit sie den anderen Menschen keinen Bären mehr aufbinden können; Windbickeln** (wintpiklə).

190. **Nitzkydorf, B: Molkensäcke** (molkəsek); **Rausputzer** (rausputsər).

191. **Novoselo,** Ba: Die einzige Ortschaft in der Batschka, die einen **schwäbischen Dialekt** sprach. **Betang** (vgl. madj. bitang = Vagabund); **Hinabpurzler** (naapurtslər) (ma. naa = hinab); **Ofenseller** (ofəselər); **Schneegänsefänger; Schneegänsejäger; sie haben den Gemeindestier mit einem Strick auf das Kirchendach hinaufgezogen; als dieser die Zunge herausstreckte, rief der Bürgermeister: „Ziəgət nar, äär leleət (= leckt) scho!"**; Sie werden ihrer **Aussprache** wegen von den Nachbargemeinden geneckt: **Schalucker** (schalukər) (= Fensterladen); Der Fuchs hat an der Roßmühle eine Gans **„fərtswuətschkərlət"** (zerrissen); Alles, was **„leebələt on tseebələt"** soll **„petschkələ aantsiiəgə"** und soll **„temələ khomə!"**; Die Gänse **„pfludərət un schnätərət"** im Wasser; **Mo keesch naa?** (Wo gehst du hin?); **Mo pisch kwest?** (Wo bist du gewesen?); **In Ofəselə an dr Frutschkanelə hots gədrumelt! Ein Pferd hat „a Hingili fərtswutschkajt!"**; Jeder **„was katowali wil, nuß khumə muß am Jendrek** (FIN) **truß!"** (Jeder, der dammen will, muß zum Jendek hinauskommen).

192. **Obrowatz,** Ba: **Dachziegelkratzer** (tachtsiiglkratsər); **Kübelstratzer** (khöwlschtratsər).

193. **Ofsenitza,** B: **Hopsenitz; Springdorf.**

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(26. Fortsetzung)

In dem „Schwäbischen Manifest" wird zwar das Selbstbestimmungsrecht gefordert, doch gleich hinzugefügt, daß „über die **territoriale** Zugehörigkeit des Banates und der Bacska nicht nur **völkische,** sondern **insbesondere geschichtliche, geographische und wirtschaftliche** Gesichtspunkte entscheiden"; das war eine **eindeutige Stellungnahme für Ungarn.** Kurz zusammengefaßt beanspruchte das Manifest die „volle souveräne Autonomie" in Kulturfragen, im Unterrichtswesen, mit unbeschränktem Recht, **Schulen aller Art und Grade,** wirtschaftliche Vereinigungen und Institutionen aller Art, bei freiem Gebrauch der deutschen Lehr- und Verkehrssprache zu errichten; eine autonome deutsche Selbstverwaltung mit selbstgewählten Organen, eine autonome deutsche Gerichtsorganisation, eine autonome deutsche Akkerbauverwaltung mit dem Recht der Durchführung einer „agrardemokratischen Besitzreform, Abschaffung sämtlicher **weltlicher und kirchlicher Fideikomisse** und Latifundien nebst dem Rechte, ein Höchstmaß des Bodenbesitzes festzustellen; durchgreifende soziale Wohlfahrtseinrichtungen für die landwirtschaftliche und industrielle Arbeiterschaft, Pressefreiheit, freies Vereins- und Versammlungsrecht, autonome Rechtssatzungsbefugnisse für alle Rechtsgebiete der schwäbisch-nationalen Autonomie, eine autonome schwäbisch-nationale Volksvertretung auf Grund des **allgemeinen, geheimen, gleichen** und **direkten Wahlrechts** aller schwäbischer Männer und Frauen, eine autonome Finanzbefugnis und Anteil an den Mitteln des Gesamtstaates im Verhältnis zur schwäbischen Steuerleistung, eine **kirchliche Autonomie auf schwäbisch-nationaler (!)** Grundlage, eine der Seelenzahl proportionelle, entsprechende und autonom zu wählende Vertretung im gemeinsamen Staatsparlament und in allen gemeinsamen Vertretungskörperschaften, und die **internationale Sicherung dieser Minderheitsrechte.**

Was die Rumänen schon im Jahre 1901 forderten

Die Nationalitäten haben mehrere wichtige Forderungen des Manifests bereits viel früher formuliert: So forderte bereits die im Jahre **1901** in Hermannstadt abgehaltene Nationalkonferenz der Rumänen folgendes:

1. Anerkennung unseres Volkes als politische und **staatsbildende Individualität,** Sicherung seiner völkischen und organisatorischen Entwicklung durch öffentlich anerkannte Institutionen. Zugleich fordern wir die Erfüllung unserer **Ansprüche auch für die übrigen Völker, die alle zusammen den ungarischen Staat bilden;**

2. daß in der Verwaltung, Justiz und im Unterricht der Gebrauch der Sprache der Völker des Vaterlandes in solchem Ausmaß gesetzlich zugesichert werde, daß **jedes Volk im Staate in seiner Muttersprache gerichtet, verwaltet und unterrichtet werde,** indem die öffentlichen Beamten in jedem Landesgebiet aus den Söhnen des Volkes, das dieses Gebiet bewohnt, erwählt oder ernannt werden;

3. **volle Autonomie** für alle Konfessionen und Zuschüsse aus Staatsmitteln.

Und in einem Aufruf aus dem Jahre 1910: **„Was die Nationalitäten wollen"**, fordern sie **volle Gleichberechtigung, gesetzliche Sicherstellung des Gebrauchs der Muttersprache, volle Autonomie der Gemeinden und Komitate, ferner allgemeines, geheimes, gemeindeweises Wahlrecht, Vertretung der Nationalitäten im Abgeordnetenhaus, vollständige Pressefreiheit, Versammlungs- und Vereinsrecht, Beseitigung der Fideikommisse, Parzellierung der Staatsgüter, wirksame Unterstützung der Interessen der Arbeiter, Schutz derselben, unentgeltliche Arzneien und ärztliche Behandlung der Arbeiter und Bauernbevölkerung; „Wir fordern, daß Rumänen und Deutsche, mit einem Wort alle Nationalitäten als gleichberechtigte Bürger betrachtet werden und ihre Sprache und Kultur ebenso wie die der Madjaren gefördert werde".** Beispiele über **soziale** Forderungen könnten noch aus den „Forderungen" der Sozialdemokraten, der „Kleinen Bauernpartei", des linken Flügels der Justh-Partei usw. angeführt werden, aus denen hervorgeht, daß das **„Schwäbische Manifest" nicht viel Neues brachte.** Deshalb ist der Streit, wer es verfaßte, völlig belanglos.

Schließlich heißt es in dem Manifest: „Wir fordern, daß bei den **Friedensverhandlungen das schwäbische Volk durch einen eigenen Delegierten vertreten sei.** Und dieser Vertreter war der **einstige Liquidierer des deutschen Schulwesens in Ungarn: der frühere 48er Parteigenosse Franz Blaskovics' und Dr. Muths Graf Albert Apponyi.**

Graf Apponyi vertrat den „Schwabenrat" in Paris

Der in Cleveland (USA) lebende bekannte ungarische Politiker und Kenner der politischen Verhältnisse des Südostens, Prof. Dr. Elemér **Homonnay,** hat zu den Bemühungen einer gewissen Gruppe Banater Politiker in den Jahren 1918—19, eine **„Banater Republik"** unter dem Namen **„Banatia"** zu gründen, Stellung genommen und dabei ein Dokument über diese Frage veröffentlicht. Der ungarndeutsche Historiker Dr. Anton **Tafferner** zitiert dieses Memorandum in seiner in dem „Jahrbuch donaudeutscher Lehrer", Ausgabe 1959, erschienenen Dokumentation: „Diplomatische Vorgeschichte der Aufteilung des Banates nach dem ersten Weltkrieg und die Politik des Banater Schwabentums" und fragt zugleich, wer wohl das Memorandum der Pariser Konferenz unterbreitet habe. Darauf antwortet Dr. Kräuter: **Graf Albert Apponyi.**

Dr. Elemér Homonnay publizierte das Memorandum im Jahre 1955 im „Neuland" und gab auch einige Aufschlüsse darüber. In dem Memorandum heißt es:

„Die **vier** Nationalitäten, die das Banat und die Batschka bewohnen, sind fest der Ansicht, daß als Ergebnis des letzten Krieges das alte Reich St. Stephans, das tausendjährige Bollwerk der christlichen Kultur, nicht in seinen Grundfesten erschüttert werden sollte um eines Nachbarn übertriebener Ansprüche willen.

Wir richten daher an die Vereinten Mächte folgenden Appell:

1. Die Länder Süd-Ungarns wünschen **mit dem Mutterland verbunden zu sein,** aber mit vollen autonomen Rechten für die Minderheiten in kultureller, verwaltungsmäßiger und politischer Hinsicht, wenn notwendig, garantiert durch die Mächte.

2. Wenn die Friedenskonferenz den leisesten Zweifel an der Wahrhaftigkeit dieses Wunsches haben sollte, so bittet die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung um **Abhaltung einer Volksabstimmung unter neutraler Kontrolle.**

3. Sollte dieser Wunsch aus einigen uns unbekannten, mit der internationalen Politik verbundenen Gründen nicht erfüllbar sein, so **plädiert die Mehrheit der Völker für die Errichtung einer neutralen Republik, genannt „Banatia".** („Hungarian Peace Nagotiations, hrgg. vom Ung. Außenministerium, Band 2).

Dazu schreibt der Professor:

„Das Memorandum der Banater Schwaben, gerichtet an die Pariser Friedenskonferenz nach dem ersten Weltkrieg, ist eine geschichtliche Tatsache. Der vollständige Text ist im 2. Band des vom ungarischen Außenministerium herausgegebenen vierbändigen Werkes ‚Hungarian Peace Negotiations' als Beilage XII/9 erschienen. Diese Veröffentlichung ist in jedem größeren amerikanischen Publik-Library zugänglich . . .

Daraus geht hervor, daß in der **Eingabe des Donauschwabentums** an die Friedenskonferenz erst an **dritter Stelle auch die Möglichkeit einer Selbständigkeit des Banates erwogen wird für den Fall, daß eine Lösung im Rahmen Ungarns oder im Sinne einer dasselbe Ziel verbürgenden Volksabstimmung nicht verwirklichbar sein sollte.** Im Abschlußkapitel dieses Memorandums wird auf Dr. Kaspar **Muth** und den Temeschwarer Prälaten Franz **Blaskovics ausdrücklich als auf die eigentlichen Führer der Banater Schwaben verwiesen".**

„Wie dieses Memorandum zustande kam und **wie es nach Paris geleitet wurde,** wird allerdings von Dr. Homonnay nicht weiter ausgeführt" — stellt Dr. Tafferner fest.

Auf welchem Wege gelangte das Memorandum nach Paris?

Dr. Kräuter gibt nun in seinen „Erinnerungen" eine **geradeso aufsehenerregende wie bezeichnende** Antwort:

„1. Die **drei** Sätze des „Banatia-Memorandums" sind eine **kurze Zusammenfassung** des „Schwäbischen Manifestes".

2. Das Memorandum wurde im **März 1919** dem Grafen Apponyi, der Ungarn bei der Friedenskonferenz vertrat, von Prof. **Striegl** überbracht, als er **gleichzeitig** mit **mir** in Budapest weilte, um als Vertreter des Schwabenrates an den Sitzungen des Regierungsausschusses beim deutschen Ministerium beizuwohnen.

3. Die Einleitung, der Hinweis auf das **alte Reich St. Stephans** ist eine 'argumentation ad hominem': Graf Apponyi war ein im **Jesuitenkollegium von Karlsburg** (soll wohl Kalksburg heißen, Anm. d. Red.) erzogener, **strenggläubiger Katholik** (!).

4. Er hatte sein Madjarisierungsgesetz von 1907 (den größten Fehler seines Lebens) bereut und wollte nun **diesen Fehler gutmachen,** als einer der angesehendsten, wenn nicht beste . . . Redner der Friedenskonferenz in französischer, englischer und italienischer Sprache. Durch dieses, auch deutsche Rednertalent, seine deutschen Reden, hatte er ja vor dem Krieg **unsere Volksgenossen betört"** (!). (Nicht so sehr das Volk, sondern die Intelligenz, die zu seinen Volksgenossen zählte. Anm. d. Red.)

Dr. Kräuter behauptet, daß das Memorandum nur eine **Zusammenfassung** des „Schwäbischen Manifestes" sei. In dem Manifest wird aber nur behauptet, daß „das große Komitee des Schwäbischen Nationalrates das **südungarische Schwabenvolk"** vertrete. Wieso man sich dann in dem angeführten „Memorandum" anmaßt, im Namen **„der vier Nationalitäten",** also auch der **Rumänen, Serben und Ungarn** zu sprechen, ist unerfindlich. Obwohl schon die Behauptung, der Schwabenrat vertrete das südungarische Schwabenvolk — wie bereits nachgewiesen — **nicht den Tatsachen entspricht,** ist es kaum zu glauben, daß die vier Nationalitäten ausgerechnet Graf Apponyi beauftragt hätten, sie bei der Friedenskonferenz zu vertreten. Abgesehen davon, daß die Banater **Rumänen** in der am **1. Dezember** 1918 in **Karlsburg** stattgefundenen Anschlußerklärung vertreten waren, die Serben aber schon **am 12. November 1918** in **Neusatz** ihren Anspruch auf das Banat, also Abtrennung von Ungarn proklamierten, dürften auch die deutschgesinnten Mitglieder des Schwabenrats wie: Dr. Eschker, Johann Tengler, Wilhelm Kopony kaum damit einverstanden gewesen sein, daß Graf Apponyi, **der den deutschen Schulen in Ungarn den Garaus machte, die Sache des Schwabenrats vertrete.** Vorausgesetzt natürlich, daß die Behauptung Dr. Kräuters den Tatsachen entspricht, scheint es eine **private Aktion hinter dem Rücken des Schwabenrates gewesen** zu sein und Dr. Muth und Prälat Blaskovics, die beide Parteigenossen des „strenggläubigen" Grafen waren und mit dessen Hilfe — wie erwähnt — Dr. Kremling im Lovriner Bezirk nicht zu einem Parlamentsmandat kommen konnte, dürften tatsächlich — wie auch Dr. Homonnay andeutet — die Urheber dieser Affäre gewesen sein.



Landsmännin Erika Herrmann (72 Tuttlingen, Hegaustraße 10) in Neupetscher Tracht. Diese Aufnahme wurde im Juni 1967 — gelegentlich eines Verwandtenbesuches — in Neu-Petsch, Rumänien, gemacht.

Graf Apponyi als Vertreter des „revolutionären Banater Schwabenrates" — ist das nicht ein Treppenwitz der Geschichte!

„Das Memorandum des Schwabenrates an die Siegermächte wegen Erhaltung Südungarns (des Banates und der Batschka) im ungarischen Staatsverband als **autonome Provinz** blieb ebenso unberücksichtigt wie das im Auftrag der Volkspartei überbrachte (Beschluß vom 10. August 1919 zu Temeschburg), das die Eingliederung des **gesamten** Banates in Groß-Rumänien verlangte. Das Deutschtum, das auf der Konferenz von Versailles auf der Anklagebank saß, hatte **keine Aussichten, gerechte Forderungen wirksam vertreten zu können, am wenigsten eine deutsche Minderheitsgruppe."** (Anton Valentin: „Neuland", 29. Januar 1955).

Neun Monate später . . .

Und da die Rumänen bei den Friedensverhandlungen vertreten waren, hatten sie natürlich Kenntnis von dem „Memorandum" und seinen Urhebern und so dürfte das mit ein Grund gewesen sein, daß neun Monate später Franz Blaskovics, Dr. Kaspar Muth und Prof. Josef Striegl in Fogarasch interniert wurden (worüber noch berichtet werden soll).

Im „Schwäbischen Manifest" war auch mit **keinem Wort** von dem „alten Reich St. Stephans, dem tausendjährigen Bollwerk der christlichen Kultur" die Rede und Dr. Homonnay behauptet mit Recht, daß in dem Memorandum erst an **letzter Stelle der Wunsch geäußert wurde — wenn alle anderen Möglichkeiten versagen — eine selbständige Banater Republik „Banatia" zu gründen.**

Von dieser uns durch Dr. Kräuter mitgeteilten **Separataktion** wußte im Banat niemand etwas: man sprach zwar von einem utopistischen Plan einer „Banater Republik", **daß aber Graf Apponyi vom „Schwabenrat" einen politischen Auftrag erhielt, blieb ein Geheimnis.** Die Zeitungen, auch die offiziellen wie „Schwäbische Volkspresse" und „Der Freimütige" schwiegen. Offenbar wußte auch das Regierungskomitee in Budapest, dem Prof. **Striegl** angehörte, nichts davon: denn um diese Zeit hatte schon Prof. Jakob Bleyer als Vorsitzender des Deutsch-Ungarischen Volksrates abgedankt und die Mehrheit des Regierungsrates bestand aus **erprobten** Kämpfern der deutschen Sache.

(Fortsetzung folgt)



Einstmals gehörte dieses schöne Haus in Uiwar, rum. Banat, Frau Jakabosch. Heute befindet sich in diesem Gebäude die Entbindungsklinik. (Auf dem Schornstein ließ sich sinnigerweise ein Storchenpaar häuslich nieder!)

Eine Reise nach Kanada

Lm. Matthias Roth aus Stanischitsch besuchte Verwandte und Landsleute in Amerika

Am Schluß der 1. Fortsetzung dieser Reiseschilderung von Lm. Roth wurde ein Besuch der weltberühmten Niagara-Wasserfälle angedeutet. Und davon soll nachstehend die Rede sein. Um aber keine Verwechslungen aufkommen zu lassen, darf zunächst auf folgendes hingewiesen werden: Bei diesen gewaltigen Niagara-Fällen handelt es sich im Nordosten des Niagara-Flußlaufes (der ein etwa 100 km langer Verbindungsarm zwischen dem Erie- und Ontario-See ist und zugleich die Grenzlinie zwischen Kanada und den USA bildet), also auf USA-Seite, um den 320 m breiten und 60 m hohen Fall; im Südwesten ist es der 900 m breite und 48 m hohe kanadische Fall. Und eben dieser kanadische Fall ist es, der auch Hufeisenfall genannt wird; es ist errechnet worden, hier stürzen in der Sekunde 300 000 Liter Wasser mit einer Geschwindigkeit von 50 km in eine Tiefe von 48 Metern. Die elektrische Kraftleistung — die allerdings nicht voll ausgenützt ist — betrage um etwa acht Millionen H. P.; es ist dies die englische Abkürzung der Worte Horse-Power, also Pferdestärke, diese macht 76 mkg/sec. aus, entspricht somit etwas mehr als unsere deutsche PS mit 75 mkg/sek. — So, und nun soll wieder Lm. Roth erzählen ...

Mein Niagara-Fall-Erlebnis

Mit sechs Personen waren wir von Newmarket etwa 200 km nach den Niagara-Fällen gefahren; es war kurz vor 13 Uhr, als wir die moderne, sehr gepflegte Stadt Niagara-Falls erreicht hatten. Hier war alles auf Fremdenverkehr, noch besser auf Souvenir-Geschäft eingestellt. Der erste Eindruck des gewaltigen Naturwunders der Niagara-Wasserfälle war überwältigend. Durch die Wucht der herabstürzenden Wassermassen steigt ein feiner Sprühregen aus der Tiefe empor und ergießt sich rieselnd über die vielen Menschen auf der Promenade. Bei der großen Hitze damals war es für uns eine angenehme Erfrischung. Zu den beiden Aussichtstürmen fahren an der Außenseite je vier Gondeln 178 m in die Höhe; die Aussicht ist einzigartig, und der Blick reicht bis nach der Stadt Buffalo auf der USA-Seite. Diese Aussichtstürme sind eine Wunderkonstruktion, kosten dafür aber auch die Phantasiesumme von 10 Millionen Dollar ... Später fahren wir, mit Gummibekleidung versehen, mit einem Fahrstuhl in einen Stollen; alles erzittert ringsum und die Wassermassen rauschen und donnern so gewaltig, daß man sich gegenseitig nur in die Ohren schreiend verständigen kann.

Bei dem Versuch, das Hoheitsgebiet der USA zu betreten, wurde mir — da ich nach dorthin kein Einreisevisum hatte — bedeutet, beim US-Konsulat in Niagara-Falls erst ein solches zu beantragen. Mit meinem geplanten Abstecher nach den USA war es also nichts geworden. In diesem Zusammenhang darf ich darauf hinweisen, daß sich zumindest die US-Grenzorgane am Niagarafluß nicht im geringsten jenen Hinweis zu akzeptieren bemühten, der mir bei der Lufthansa in Hamburg bei Ausstellung meiner Reisepapiere gegeben wurde und wonach man bei einem Aufenthalt bis zu acht Tagen für die USA kein Visum benötige ... Immerhin, ich hatte zumindest etwa eine halbe Stunde das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" betreten, in dem mein Vater während der Jahre 1914—1920 gelebt hatte ...

Wir waren wieder zurück in die Stadt Niagara-Falls gefahren, hatten Einkäufe gemacht und gut gegessen. Anschließend galt unser Besuch dem Museum für Völkerwanderung; die Figuren — alle in Wachs — zeigen ein sehr anschauliches Bild der Geschichte aus der Zeit der Pioniere bis in die Neuzeit. Abends ging es wieder zurück zu den Niagara-Fällen...

Die Uhr zeigte 21.30 Uhr. Die Wasserfälle wurden mit großen Scheinwerfern gelb, grün, rot und blau angestrahlt. Tausende von Menschen schauen sich dieses einmalige Ereignis täglich an (Kenner weisen darauf hin, daß rd. drei Millionen Menschen jährlich dieses einmalige Naturschauspiel bewundern. Ha.). Jedenfalls ist es ein herrliches Bild, von dem man gar nicht genug bekommen kann (Vielleicht darf im Zusammenhang mit diesem Hinweis über die künstliche Beleuchtung der Wasserfälle — die freundliche Genehmigung der Leser voraussetzend — ergänzend noch folgendes angeführt werden: „Scheinwerfer recken ihre Lichtarme durch das Dunkel und erfassen das Wasser, dessen Getöse in der Nacht noch lauter erscheint, leuchtende Wasserstaubwolken brodeln. In tausend und abertausend Strahlen und Farben spiegelt sich das Licht wider, funkelt, sprüht und gleißt. Ströme erleuchteten Wassers fallen ins Dunkel. Sie schienen sich mit dem Licht vollgesogen zu haben und leuchteten noch weit unten. Alles ist Leben, alles bewegt sich, wallt und wogt ... Jetzt, nachdem die Erwartung, ein Naturwunder unbeschreiblicher Schönheit zu sehen, verschwunden ist, nachdem die Wirklichkeit der Phantasie die Nahrung entzogen hat, kann ich unbefangen alle Schönheit genießen. Fürwahr, es ist nicht übertrieben, was ich von dir hörte — Niagara!" Soweit Georg Leichner in seinem Buche „Abenteuerliches Kanada". — Ha.).

Worüber deutsche Zeitungen wenig schreiben

18. Juli 1967! — Noch immer in Newmarket. Nach dem Abendessen machten wir einen Besuch in der Nachbarschaft. Es war die Absicht, die Familie **Seidel**, vor allem aber eine Landsmännin von mir, Christina **Imhof**, zu besuchen; leider waren sie damals auf Besuch in die alte Heimat gefahren. Einige Häuser weiter trafen wir eine Anzahl Landsleute der älteren Generation, die — ach wie heimatlich anmutend — im Halbkreis beinandersaßen um zu Dischkurieren ... Das Grundstück gehörte dem Ehepaar Matthias **Debert** aus Kruschiwl. Was diese Landsleute besonders interessierte, war das „Thema Deutschland". Dabei wurde gesagt, daß die kanadische Zeitung „Kurier" geschrieben habe, in Deutschland gäbe es sehr viele Arbeitslose. Meine Landsleute waren mehr als erstaunt, als ich ihnen erklärte, daß es bei uns an Fremdarbeitern Hunderttausende gäbe, deren Zahl immer wieder ergänzt würde. (Das stimmt zwar, doch wäre dies zahlenmäßig in solchem Ausmaße bei weitem nie notwendig geworden, wenn es unsere Bundesregierung nicht von Anfang an versäumt hätte, im Zuge einer energischen Familienzusammenführungsaktion die aussiedlungswilligen Landsleute aus Ungarn und Rumänien herauszubekommen. — Ha.)

Was ich hier noch erfuhr, dürfte auch wissenswert sein: Seit dem letzten Besuch der englischen Königin ist in Kanada vieles teurer geworden, darunter auch das Brot, und zwar um 10 Cent je Kilo. Und dies in einem Lande, das Millionen Tonnen Getreide erzeugt und ausführt. Die Autosteuer wurde von 60 auf 75 Dollar für das nächste Jahr erhöht. Häuser und Grundstücke stiegen während der letzten 6 Jahre um 50 Prozent. Ein Auto, Marke „Pontiac", kostet 3800 Dollar. Der Durchschnittslohn eines Arbeiters beträgt 2,50 Dollar die Stunde, während ein Facharbeiter einen Stundenlohn von rd. 4,40 Dollar erhält. Ja, und eine Staatsrente gibt es erst mit Vollendung des 70. Lebensjahres, und zwar je nach Bedarf, von 135 bis 140 Dollar monatlich.

Wieder nach Toronto

Am 19. Juli 1967 abends gab es bei meinen derzeitigen Gastgebern in Newmarket, Magdalena und Jakob Hollerbach, ein Abschiedsessen.

Nach dem Frühstück am 20. Juli 1967 bei meiner Schwester Barbara, fuhren wir mit dem Lkw meines Neffen Jakob nach Thorhill, wo wir auf dem dortigen Friedhof an den letzten Ruhestätten meines Schwagers Johann **Lewang** (gest. im Jahre 1960) und dessen Sohnes Hansi (gest. im Jahre 1965) zu einem kurzen Gedenkgebet verweilten. Mit dem Bus ging die Fahrt diesmal wieder nach Toronto, wo mich fünf Postkarten mit Neuigkeiten und Grüßen meiner Lieben aus Hamburg erfreuten.

21. Juli 1967! — Nun war ich also wieder in Toronto im Heim der Familie meiner Schwester Anna und des Schwagers Hans Naunheimer ... An dieser Stelle darf ich meinen Geschwistern in Kanada ein kleines Lob aussprechen; sie sind alle so geblieben, wie sie in der alten Heimat im Elternhaus erzogen wurden: bescheiden, einfach, religiös, sparsam, immer bestrebt von früh bis abends fleißig zu arbeiten. Alles bei ihnen ist ordentlich und sauber. Ja, und dann hatte man bei ihnen — nach altem Heimatbrauch — auch schon vor der Haustür die Straßenschuhe auszuziehen und in die bereitgestellten Hausschuhe zu schlüpfen, bevor man die Wohnung betrat ... Wenn ich mir nun noch ein allgemeines Urteil über Kanada erlauben darf, so möchte ich sagen: das Leben in Kanada ist hart, genauso wie in der alten Heimat, d. h., wenn einer als einfacher Arbeiter sein Brot verdienen muß. Und trotzdem möchte beispielsweise keiner meiner Verwandten dort drüben, aber auch keiner der Landsleute, die ich dort kennenlernen durfte, wieder nach Jugoslawien zurück.

Am 22. Juli 1967 kam ein Telefonanruf von einem Wirag-Sohn, daß sein Vater, Hans **Wirag** (früher wohnhaft in der Außenreihe in Stanischitsch), nach langer Krankheit im Alter von 71 Jahren in Toronto verstorben sei ...

Kurz nach Mittag kam mein Schwager Hans Naunheimer mit der Tochter Katharina und deren beiden Kindern; leider können diese Kinder kein Wort Deutsch (!?. Lm. Roth schreibt hier: „leider". Ja, so muß man hier wohl sagen. Denn eine Fremdsprache ist zwar ein geistiges Kapital, das Zinsen trägt und niemals einer „Währungsreform" unterworfen ist, aber doch nur — und das ist wohl das wichtigste dabei — **neben der Muttersprache.** — Ha.). Am Nachmittag fuhren wir auf die Farm von Schwager Hans und Schwester Anna. Neu war hier für mich das vielgerühmte und gepriesene Picknick; was man bei dieser „Mahlzeit im Freien" benötigt, waren Dreifuß, Kochplatte mit Rost und ein Feuer zur „Bearbeitung" all der vielen guten Sachen für Gaumen und Magen ...

Am Abend waren wir wieder nach Toronto zurückgefahren. Kaum waren wir zuhause angekommen, läutete das Telefon anhaltend und stürmisch; meine Schwester nahm den Hörer ab und sagte dann plötzlich: „Mattheis, kommen mal schnell her, da ist ein Deutscher am Apparat." Kaum hatte ich den Hörer am Ohr, da vernahm ich kurz und bündig die Worte: „Hier ist Martin Englert." Ja, ich hatte mich nicht getäuscht; es war die Stimme von Martin **Englert,** meines einstigen besten Stanischitzer Kameraden, die ich hier nach langen 28 Jahren erstmals wieder hörte. Auf beiden Seiten war die Freude groß; wir verabredeten uns für den nächsten Vormittag ...

Aus der Jugendzeit ...

Am 23. 7. kam mein Kamerad Martin mit seinem Wagen vorgefahren, um mich zu einem Stadtbummel mit gründlicher Aussprache abzuholen. Es gab eine selten herzliche Begrüßung nach so vielen Jahren. Martin Englert wohnt in einem schönen großen Landhaus. Später wurde ich dort von dessen Ehefrau in liebenswürdiger Weise willkommen geheißen; auch sie ist eine ehemalige Stanischitscherin, und zwar die **Mesarosch** Margarete, deren Vater in unserem Heimatort Stellmacher gewesen war. Bei Wein und einem guten Mittagessen galt unsere unermüdliche Unterhaltung sehr ausgiebig der Jugendzeit, noch mehr allerdings der während jener Zeit gemeinsam vollbrachten Jugendstreiche ... Wie hatte doch einmal ein Dichter gesungen: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit, klingt ein Lied mir immerdar, o wie liegt so weit, o wie liegt so weit, was mein, was mein einst war." —

(Schluß folgt)

Neues aus Nürnberg

Nürnberg. — In der Zeit vom 27. Juni bis 29. Juli d. J. wurden in der Durchgangsstelle für Aussiedler in Nürnberg insgesamt 1307 Personen registriert. Davon waren 624 männlichen und 683 weiblichen Geschlechts.

Unter 6 Jahren waren 110 Personen, zwischen 6 und 9 Jahren 56, zwischen 9 und 14 Jahren 100, zwischen 14 und 18 Jahren 90, zwischen 18 und 21 Jahren 51, zwischen 21 und 25 Jahren 74, zwischen 25 und 45 Jahren 404, zwischen 45 und 65 Jahren 285 und über 65 Jahre 137.

Von diesen 1307 Personen kamen aus Schlesien 11, aus Polen 3, aus der Tschechoslowakei 1191, aus Ungarn 10, aus Rumänien 34, aus Jugoslawien 56, aus Österreich 1 aus den übrigen Aussiedlungsgebieten 1.

Die einzelnen Bundesländer haben die Aussiedler wie folgt aufgenommen: Hamburg 2 Personen, Niedersachsen 20, Nordrhein-Westfalen 148, Hessen 172, Rheinland-Pfalz 6, Baden-Württemberg 345, Bayern 612 und Saarland 2.

O. V.

Lest und verbreitet den Donauschwaben



Beim Kindertrachtenfest der Vereinigung der Donauschwaben in Toronto/Canada. Von links nach rechts: Rita Böhm (5 Jahre alt), Stefi Mark (6 Jahre alt) und Linda Mark (4 Jahre alt).

Donauschwäbische Gedenktage

19. August 1848:

Hauptmann Franz Maderspach verteidigt mit deutschen Bürgern die Stadt Weißkirchen gegen die aufständischen Serben

Die Deutschen Ungarns waren in den Jahren 1848 und 1849, als revolutionäre Bewegungen und Kämpfe die Monarchie erschütterten, in tragischer Weise zwischen alle Fronten geraten. Weil sie kein eigenes nationales oder gar revolutionäres Konzept entwickelt hatten, konnten sie das Geschehen nicht einmal im eigenen Bereich, viel weniger noch im größeren Rahmen beeinflussen. Am ehesten vielleicht noch durch ihr im allgemeinen gemäßigtes Verhalten, das sich einem geordneten evolutionären Fortschritt verbunden fühlte.

In gewichtigen oder weniger gewichtigen Ansätzen und Aktionen sind aber im donauschwäbischen Bereich alle möglichen Bestrebungen vertreten. Es sei als Beispiel erwähnt das revolutionäre Vorgehen gegen madjarische Anmaßung und Suprematieansprüche in der Gemeinde Ebersdorf-Weprowatz durch den Bauernschmied Michael Urnauer; der mit Mut und Tapferkeit geführte Kampf des Glasermeisters Johann Hübsch, der sich nach serbischem Vorbild als „deutscher Wojwode" bezeichnete, den dieser mit seinen deutschen Bauernsoldaten im Bereich der Militärgrenze unter kaiserlicher Fahne gegen die aufständischen Madjaren und Rumänen führte; die Verteidigung der Stadt Weißkirchen mit deutschen Bürgern durch Hauptmann Franz Maderspach gegen die aufständischen Serben. Nicht vergessen seien aber auch sonst die zahlreichen Fälle heldenhaftester Selbstverteidigung donauschwäbische Männer und Bürgerwehren in einer großen Zahl von donauschwäbischen Gemeinden zum Schutze der Bevölkerung und des Eigentums.

Rühmlich bekannt ist vor allem die Tat der Errettung der Stadt Weißkirchen durch Hauptmann Franz Maderspach. Wir müssen uns dabei vor Augen halten, daß Weißkirchen damals ein Vorort der kaiserlichen Militärgrenze war, in dem ein Grenzerregiment seinen Sitz hatte; daß die rebellierenden Serben ebenso wie die Militärgrenze auf der Seite des Kaisers gegen die aufständischen Madjaren standen; und daß Hauptmann Franz Maderspach mit seinen Leuten und der deutschen Bevölkerung der Stadt Weißkirchen auf madjarischer Seite sich gegen das plündernde und brandschatzende Vorgehen der Serben wandte. Diese auf den ersten Blick nicht ganz verständliche Situation wird erst klarer auf dem Hintergrund der damaligen staatsrechtlichen und militärischen Zustände. Gleich beim ersten Aufodern der Revolution sanktionierte der Kaiser am 7. April 1848 das Gesetz über das verantwortliche ungarische Ministerium. Darin wurde bestimmt, daß „in allen bürgerlichen, kirchlichen, finanziellen, militärischen, wie im allgemeinen in allen Angelegenheiten der Landesverteidigung Se. Majestät fortan die vollziehende Gewalt ausschließlich durch das ungarische Ministerium üben werde". Dem Wortlaute des Gesetzes entsprechend mußten die Militärbehörden in Ungarn von Wien die Weisung erhalten, fortan den Befehlen der Pester Regierung zu entsprechen. Alle in Ungarn stehenden Regimenter, ungarische wie österreichische, legten vom 1. Juni 1848 ab den Eid auf die Verfassung des Landes ab; die Verfügung über die Festungen ging ebenfalls an das ung. Ministerium über.

Daß es zum Revolutionskrieg in Ungarn gekommen ist, ist wohl in der Hauptsache auf das demagogische Genie und die unnachgiebige Haltung Ludwig Kossuths zurückzuführen. Daneben drängten aber auch andere Kräfte zur Entscheidung. Das waren auf der einen Seite die nichtmadjarischen Nationalitäten, die sich der Suprematie der Madjaren nicht unterwerfen wollten; dann aber die Hof- und Militärpartei, die nicht willens war, sich durch ein Parlament hüben oder drüben die Zügel entwinden zu lassen. Von den Madjaren in ihren nationalen Forderungen abgewiesen, wandten sich Serben und Kroaten dem Kaiser zu, machten seine Sache zu der ihrigen und zogen für die Autorität des Kaisers gegen die Madjaren zu Felde. Zunächst wagte der Hof aber noch nicht, gegen die Madjaren aufzutreten, da das kaiserliche Heer im Krieg gegen Italien gebunden war. Die Generale und Truppen in Ungarn erhielten den Befehl, den Aufstand der Serben niederzuwerfen. So haben sich kaiserliche Regimenter und Offiziere in Ungarn daran gewöhnt, ihr Blut für die Sache des ungarischen Staates gegen diejenigen einzusetzen, die sich für Österreich und den Kaiser gegen Ungarn erhoben. Damit begann die Verwirrung in den Reihen der Offiziere wie der Mannschaften, die, zu spät für die kaiserliche Sache, bald vor die Wahl zwischen ihrem Treueid für den Herrscher und ihrem Schwur auf die ung. Verfassung gestellt wurden. Der günstige Ausgang des Feldzuges in Italien erlaubte dem Kaiser anschließend ein schärferes Vorgehen gegen die unbotmäßigen Madjaren. Diese kamen nun in eine bedrängte Lage. Szechenyi, Eötvös und Batthyany verzweifelten, Kossuth scheute aber auch vor dem Äußersten nicht zurück und riß die Regierungsgewalt an sich. Der Übertritt von Offizieren und Soldaten aus der kaiserlichen Armee zur nationalen Landwehr wurde mit rascher Vorrückung belohnt.

Auf dem Hintergrund dieses verwirrenden Geschehens hat Hauptmann Maderspach die Aufgabe übernommen, in Weißkirchen eine National-Miliz zur Verteidigung der Stadt aufzustellen. Es gelang ein Bataillon Bürger in der Stärke von 1800 Mann zum Schutze der Stadt auf die Beine zu bringen. Am 19. August 1848 griffen 6000 Serben Weißkirchen an und verübten schreckliche Greueltaten. Maderspach mit seinen Leuten errettete aber die Stadt und die Bevölkerung vor der Vernichtungswut der Serben. 51 Weißkirchner blieben auf dem Schlachtfeld, die Verluste des Feindes betrugen das Zehnfache. Ihrem Retter setzten die Weißkirchner später einen Gedenkstein auf dem Friedhof und benannten eine Straße nach ihm.

jvs

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(27. Fortsetzung)

Uneinigkeit im Schwabenrat

Die Gegensätze im Schwabenrat waren latent, obwohl man stets bemüht war, dem Volke Einigkeit vorzutäuschen. „Radikale" und „Gemäßigte" hackelten oft miteinander und die positiven Leistungen dieser „revolutionären Volksorganisation" — wie Dr. Kräuter dieses aus 14 Mitgliedern bestehende Gremium nennt — waren nicht so erschütternd. Daß es auch nach der Auflösung des „Schwabenrates", noch im Mai 1919, recht scharfe Gegensätze zwischen „Gemäßigten" und „Radikalen" gab, geht auch aus einem Artikel des „wohl bedeutendsten unter den Banater schwäbischen Juristen", mit dem Dr. Kräuter „langjährige enge freundschaftliche Beziehungen pflegte" — wie er behauptet — **Dr. Josef Gabriel** hervor. Er schrieb: „Den Gemäßigten muß unbedingt der Vorwurf gemacht werden, daß sie ihre **Unfehlbarkeit** ausgerufen haben und es bei ihnen nur eine **Meinung** gibt, der sich **alle blind** unterwerfen. Ihr bekannter Führer... besitzt alle Eigenschaften eines **Selbstherrschers**... Seine herrschsüchtige Natur bestimmte ihn zum **Führer einer Richtung**... Seine Ansichten sind aber zufolge seiner häufigen, **temperamentvollen persönlichen** Ausfälle gegen jene, die mit ihm nicht einer Meinung sind, **nicht geeignet, eine Verständigung herbeizuführen".** („Deutsche Wacht", 20. Mai 1919).

Dr. Kausch schrieb in seinem Buche, daß der dem „Siechtum verfallene Schwabenrat" mit allen übrigen National- und Volksräten von den Serben aufgelöst wurde und „daß die spätere Behauptung der ‚Schwäbischen Volkspresse', als hätte die **radikale** Richtung die Auflösung des Schwabenrats erwirkt, **unwahr** sei, da doch **sämtliche** Nationalräte aufgelöst wurden. Hier dürfte sich Dr. Kausch irren, denn Reinhold Heegn, der Temeschburger Obergespan unter den Serben, schreibt in seinem bereits erwähnten Brief an Edmund Steinacker: „Während der Revolution wurde in Temesvar ein Schwabenrat gegründet. **Leider haben in diesem Dr. Kaspar Muth und Konsorten die Oberhand gewonnen, so daß ich denselben auflösen mußte, da diese Patrioten die Schwaben wieder ins madjarische Fahrwasser bringen wollten".** Und Dr. Muth erklärte noch im Juli 1919: „Die Schwaben sind den Serben und Rumänen gegenüber eine Nationalität, aber nicht den Ungarn gegenüber".

„Zweite Willensäußerung" blieb ohne Ergebnis

Und das „revolutionäre" Manifest war bereits vergessen: die „Zweite Willensäußerung" seit dem Bestehen des Banates... **blieb ohne greifbare politische Ergebnisse.** Selbst Karl von **Möller** „vergaß" es in seinem Bericht in dem vom Dr. Bell herausgegebenen Buch **auch nur zu erwähnen.**

Etwas wurde von dem Manifest doch verwirklicht: und zwar Punkt 5: „... die agrardemokratische Besitzreform und die Abschaffung sämtlicher weltlicher und kirchlicher Fideikommisse und Latifundien (gebundene, nicht veräußerliche Güter, Anm. d. Red.), nebst dem Rechte, ein Höchstmaß des Bodenbesitzes festzulegen..." Diese Forderungen verwirklichten dann **verschiedene Regierungen in Rumänien** (und auch **in Jugoslawien): es kostete die schwäbischen Bauern Tausende Hektar Boden und die Kirchen ihre Güter.** Und Punkt 6 — Geltendmachung der **sozialen** Gerechtigkeit — bestand dann darin, daß man den Arbeitern, weil sie einer „internationalen Organisation" angehörten, **den Weg in die von Dr. Kräuter immer betonte „demokratische Volksorganisation" versperrte.**

Und die Forderung nach **Pressefreiheit** hätte nur für die Volkspartei einen Sinn gehabt. Ihre Presse: „Der Deutsch-ungarische Volksfreund", „Der Werschetzer Anzeiger", die „Kikindaer Zeitung", die „Süd-Batschkaer Zeitung" u. a. wurden verfolgt, ihre Redakteure verurteilt. So zum Beispiel auch der **Vetter** des von Dr. Kräuter nach seinem Tode so gefeierten alten Volksparteilers Franz **Wettel**, der Werschetzer **Wilhelm Wettel**, der noch im Jahre 1915 in zwei Presseprozessen in dem einen zu drei Monaten, in dem anderen zu zwei Monaten verurteilt wurde, weil er in diesem die **„Temesvári Hirlap", das Leiborgan der „schwäbischen Intelligenz", ein „Revolverblatt" nannte.**

Gefängnis für Wettel

Dr. Edmund **Rittinger** gibt seiner Empörung in einem Schreiben vom 14. Juni 1915 an Steinacker Ausdruck: „Sie sehen" — schreibt er — „daß auch im Kriege wir Deutsche nicht besser behandelt werden. Nun muß aber für Wilhelm Wettel unbedingt etwas unternommen werden; denn, das geht doch nicht an, **daß ein deutscher Schriftleiter, weil er für das Deutschtum eingetreten ist, nun im Kriege, wo wir mit Deutschland vereint kämpfen, drei Monate sitzen muß."**

Auch Franz Wettel wurde übrigens wegen Pressevergehen verurteilt. Die „Führer" des Schwabenrates hatten ihre Presse; ihr Hauptorgan war das von Domherrn Blaskovics geleitete und von der Regierung subventionierte Blatt **„Der Freimütige":** je krasser die Gefahr des angeblichen „Pangermanismus" durch die „patriotischen Blätter" **hochgespielt** wurde, **um so ausgiebiger flossen die Subventionen sowie die Unterstützung des „Vereins zur Verbreitung der ungarischen Sprache".** Und des magyarischen Klerus.

Eine der wichtigsten demokratischen Forderungen des Manifestes, die wir **souverän** hätten verwirklichen können, **wurde bewußt sabotiert,** und zwar **„die Wahlen in die autonome schwäbisch-nationale Volksvertretung".** Sie wurden mit der am 13. März 1921 erfolgten Gründung der „Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft" aktuell, fanden aber erst nach erbittertem Kampfe mit der Opposition **im Jahre 1933, also 15 Jahre nach** dem vom „revolutionären Schwabenrat" verkündeten „Schwäbischen Manifest" statt. **Daraus könnte man auch Schlüsse auf die demokratische Glaubwürdigkeit der Volksführer ziehen und sich mit ein bißchen Phantasie auch die Machtkämpfe ausmalen, die entbrannt wären, wenn das Schicksal uns eine „autonome Republik" beschert hätte.**

Und wenn Dr. Kräuter immer wieder darauf hinweist, daß der Schwabenrat eine „Deutsch-schwäbische Volksorganisation" gründete, so entspricht dies auch nicht den Tatsachen: eine Organisation muß über Mitglieder verfügen und solche hat der Schwabenrat nicht gehabt. Die erste deutsche politische Organisation im Banat war die als Nachfolgerin der alten Ungarländisch-Deutschen Volkspartei gegründete Deutsch-Schwäbische Volkspartei (10. August 1919); dann folgte die „Schwäbische Autonomiepartei" (eine politisch recht unglückliche Benennung) (20. Mai 1920) und am 21. März 1921 die „Deutsch-Schwäbische Volksgemeinschaft".

Dr. Kräuter berichtet in seinen „Erinnerungen", offenbar in einem Zustand völligen Erinnerungsschwundes, daß die **„südungarische Deutsch-Schwäbische Volksgemeinschaft"** am 8. 12. 1918 gegründet wurde und bezeichnet sie **sogar als „CDU".** Die Banater Schwaben müssen doch begabte „Führer" gehabt haben, die in kluger Voraussicht die „Christlich-Demokratische Union" schon im Jahre **1918** gegründet haben, als man in Deutschland noch nicht einmal im Traume daran dachte.

Die Rolle Dr. Kremlings, seine volkspolitische Tätigkeit sowie sein verzweifelt geführter Kampf gegen die Madjarisierung sind in dieser Artikelserie schon geschildert worden. Dr. Kräuter reiht ihn einfach in die Gruppe der „Madjaronen" ein und will den unorientierten Lesern seiner „Erinnerungen" klar machen, daß dieser über Nacht seine **zwanzigjährige politische Vergangenheit,** die ihm große materielle und geistige Opfer abverlangte, **verleugnete,** seine **alten Mitkämpfer verriet** und plötzlich jene **umarmte,** die ihn und seine Mitstreiter wegen ihrer Gesinnung **verfolgten** und **einige von ihnen auf die Anklagebank und ins Gefängnis gebracht haben.**

Die „Beweise" für solche Wandlungen zu erbringen, fällt Dr. Kräuter ja nicht schwer: Wie er den Briefwechsel zwischen Adam Müller-Guttenbrunn und Rudolf Brandsch manipulierte, wurde in dieser Artikelserie ausführlich behandelt. Wenn das von Rudolf Brandsch über den Briefwechsel im Jahre 1939 herausgegebene und im Verlag der Beller'schen „Extrapost" gedruckte Büchlein nach 20 Jahren seines Erscheinens nicht in die Hände Dr. Kräuters gekommen wäre, hätte man es nicht gewußt, daß Dr. Kremling seine Gesinnung radikal geändert habe. Dr. Kräuter behauptet, daß „Dr. Kremling nicht nur mit **dem Inhalt des Schwäbischen Manifestes einverstanden war,** sondern betonte auch darüber hinaus: ‚Wir wollten nie los von Ungarn und wollen auch heute nicht'" und berichtete, daß er den serbischen Vertretern, die eine Anschlußerklärung an Serbien forderten, diese verweigerte.

Man glaubte an die ungarischen Versprechungen

Zunächst sei festgestellt: Im Jahre 1918 sprachen sich **alle deutschen Volksräte,** die Budapester wie die regionalen, für den **Verbleib ihrer Siedlungsgebiete bei Ungarn aus** und **traten in Wort und Schrift für die Integrität Ungarns ein. Auch die Siebenbürger Sachsen.** Man glaubte an die Versprechungen der ungarischen Machthaber und hoffte, daß im Zuge der Neuordnung des ungarischen Staates die Rechte der deutschen Minderheit endlich erfüllt und gesichert werden. Die schon erwähnte Regierungserklärung des Grafen Károlyi verstärkte diese Hoffnungen und der Glaube an die Durchführung der Wilsonschen Grundsätze ließen diese auch als berechtigt erscheinen. Erst als immer mehr Nachrichten über das Tauziehen der Siegermächte auch im Zusammenhange mit der staatlichen Zugehörigkeit des Banats und der Batschka in die Öffentlichkeit drangen, begannen die **politisch denkenden** Vertreter des ungarländischen Deutschtums auch **andere Möglichkeiten** ins Auge zu fassen. In der Zeit der Ungewißheit wurde viel über die Neuordnung des Südostraumes geschrieben und debattiert und bei den meisten war der Wunsch der Vater des Gedankens: die bedingungslos für Ungarn eintretende Gruppe glaubte auch dann noch, daß das Banat bei Ungarn bleiben werde, als es die Spatzen bereits von den Dächern pfiffen, daß **nur mehr eine Wahl zwischen der Zugehörigkeit des Banates zu Serbien oder Rumänien bestehe.**

Daß Dr. Kremling um diese Zeit, als er den vom 9. Dezember 1918 datierten Brief an Brandsch, der sich damals noch als Mitobmann Dr. Kremlings im Deutschen Volksrat und Mitglied des Landeskomitees in Budapest befand, schrieb, auch noch an das Wunder eines Friedens im Sinne der Selbstbestimmung der Völker glaubte, ist begreiflich. Wenn Dr. Kräuter von „Staatstreuen" (darunter versteht er die madjarophile Gruppe) und „Volkstreuen" (die sogenannten „Pangermanen") spricht, so ist das Irreführung. Die alten Volksparteiler haben **niemals gegen den ungarischen Staat, niemals gegen das ungarische Volk oder die Einheit des Landes Stellung genommen:** sie waren **„staatstreu" und „volkstreu":** ihr Kampf galt der **gewaltsamen Madjarisierung** und sie waren auch in der Zeit schwerster Bedrückung (in der Graf Apponyi das Schulgesetz erbrachte) **treue ungarische Staatsbürger.** Das geht aus **allen** ihren Erklärungen hervor. Die „Staatstreuen" waren aber **gegen die nationalen Interessen ihres eigenen Volkes, die sie bedingungslos der Staatsidee opferten.** Als das Banat dann zu Rumänien kam, übernahmen sie auch **diese** Grundsätze der alten Volkspartei: **„treu zum Staat und treu zum Volk"** wurde zur Grundthese auch der Politik der einst „Staatstreuen", der „Madjaronen".

Dr. Kremling schrieb am **9. Dezember 1918** an Rudolf Brandsch beziehungsweise an den „Deutschen Volksrat in Ungarn" den Brief, der Dr. Kräuter zu merkwürdigen Schlußfolgerungen Anlaß gab. Es war **reiner Zufall,** daß der Brief, „für dessen Absendung sich" — wie Dr. Kremling schreibt — „jetzt eine **Gelegenheit** bietet", auf den **Tag** nach der Erbringung des „Schwäbischen Manifestes" (8. Dezember 1918) fiel. Hätte er schon früher „Gelegenheit" gehabt, sein Schreiben mit dem hochpolitischen Inhalt nach Budapest zu schicken, hätte er dies sicherlich getan, zumal er es der Post — wegen der serbischen Zensur — nicht anvertrauen wollte.

(Fortsetzung folgt)

Übersetzungen

von Urkunden, Dokumenten, Rentenunterlagen, Unterlagen für den Lastenausgleich aus folgenden Sprachen: Serbo-Kroatisch, Ungarisch, Rumänisch, Tschechisch, Slowakisch, Polnisch und Russisch durch beeidigten Dolmetscher

Johann Sabo
Übersetzungsbüro
68 Mannheim
Augusta-Anlage 49
(Nähe Wasserturm)
Postfach 20 02

Bruch-
Leidende. Heilungsmöglichkeit durch DB-Patent. Schrift über Bruchheilung kostenlos. Heilprakt. Josef Thalmaier, 82 Rosenheim, Innstraße 76

Banater Mediziner trafen sich

(Fortsetzung von Seite 1)

Ich bin der festen Überzeugung, daß sich bereits unsere Kinder — von geringen Ausnahmen abgesehen — hier in Westdeutschland, in Österreich oder in den Vereinigten Staaten **völlig assimilieren werden. Von der Erhaltung des Banater deutschen Volkstums und der Weiterentwicklung donauschwäbischer Kultur kann auf die Dauer nicht mehr die Rede sein.**

Die Fragen des **Lastenausgleichs** und der wirtschaftlichen Eingliederung sind im wesentlichen bewältigt, sie beschäftigen nachhaltig nur noch die Nachgekommenen und einige wenige, die mit ihren Problemen nicht fertig werden.

Die Familienzusammenführung nicht geglückt

Unser großes Anliegen, die Erweiterung der **Familienzusammenführung, ist uns nicht geglückt.** Die Fronten haben sich so versteift, daß nur noch **ganz wenige** Personen die Ausreise aus Rumänien erhalten. **Von der deutschen Regierung ist keine Hilfe zu erwarten.** Angesichts der bisherigen Erfolglosigkeit aller Bemühungen und mit der Besserung der Lebensbedingungen in Rumänien scheinen sich immer mehr Landsleute mit dem Dortbleiben abgefunden zu haben. Sie haben sich vielfach eine bescheidene neue Lebensgrundlage aufgebaut, die sie nur ungern aufgeben möchten, um hier zum **drittenmal** von vorne anzufangen.

Was bleibt dann noch zu tun übrig?

Das letzte Treffen unserer Landsmannschaft hat mir sehr deutlich gezeigt, daß ein großer Teil der älteren Generation die Gemeinschaftsorganisation als Ersatz der Heimat notwendig hat. Wir können sie nicht im Stich lassen.

Verständnis für unsere Landsleute

Wir müssen hier in der gesamtdeutschen Öffentlichkeit Verständnis für die Leistungen unserer Volksgruppe wecken und die Kenntnis, daß im Banat noch immer 250 000 deutsche Menschen leben, weitesten Kreisen bewußt werden lassen.

Das binnendeutsche Volk soll die wenigen, die draußen sind, nicht vergessen. Und wir selber, die hier lebenden Schwaben, müssen in der Pflege der Beziehungen zu unseren Brüdern und Schwestern in der alten Heimat vorangehen. Wir müssen mit den Verwandten in Verbindung bleiben, wir müssen vereinsamten Armen helfen. Unserer materiellen Hilfe soll sich die Vermittlung kultureller Werte anschließen. Gute Bücher, auch Fachbücher, Schallplatten, Noten und gute Zeitschriften sind überall erwünscht. Das alles zu organisieren, halte ich für unsere Pflicht. Ja, ich bin sogar so vermessen anzunehmen, **daß unsere Kinder für die Betreuung der im Banat verbliebenen Deutschen trotz aller Assimilation zu gewinnen sein werden, wenn wir unserer Organisationsform und Arbeitsweise ihrer Mentalität und den geänderten Verhältnissen anpassen werden."**

Medizinsche Filme

Nach der mit **starkem Beifall** aufgenommenen Rede wurden zwei spannende medizinische Filme vorgeführt, die auch bei Nichtmedizinern Interesse fanden. Auch der prächtige Farbfilm Franz **Dürrbecks** über verschiedene Veranstaltungen der Banater Schwaben (Patenschaft, Treffen, Siedlungen usw.) fand begeisterte Zustimmung.

Als Abschluß des äußerst stimmungsvoll verlaufenen Abends gab **Nikolaus Engelmann** in gewohnt geistreicher Weise einige Begebenheiten aus der Schulzeit des feiernden Jahrgangs zum Besten, die stürmische Heiterkeit hervorriefen.

Bis zur Sperrstunde blieben die meisten beisammen und bei einem guten Tropfen „Pfälzer" blühten die Erinnerungen der Studentenzeit in der ersten deutschen Oberschule nach dem ersten Weltkrieg in Temeschburg wieder auf und beschwingten die Gemüter der inzwischen in das „beste Mannesalter" getretenen Schüler des einstigen Deutschen Realgymnasiums, die den Sturm der „schlimmen Jahre" heil überstanden und es zu Erfolg und Ansehen brachten...

Dr. Klaus Günther und Hans Diplich hielten Vorträge

Sonntag nach der Messe trug der bekannte Banater Dichter und Kulturreferent der Landsmannschaft der Banater Schwaben, Studienrat Dr. Klaus **Günther** einige seiner Gedichte vor, die, sowie der tiefschürfende Vortrag des Oberstudienrats Hans **Diplich** über **„Barocke Formen** im Südosten", begeisterte Aufnahme fanden. Hans Diplich wird voraussichtlich noch in diesem Jahr sein umfassendes Werk über dieses Thema fertighaben; es wird im Verlag des „Südostdeutschen Kulturwerks" erscheinen.

Nach einem gemeinsamen Mittagessen, das Nikolaus Engelmann noch mit geistreichen Apercus würzte, fand die Veranstaltung zur Zufriedenheit aller Teilnehmer ihr Ende. Eine spontan eingeleitete Sammlung brachte etwa 340 Mark für das **Semmelweis-Denkmal** ein. Eine Gruppe der Teilnehmer fuhr noch am selben Tag nach Temeschburg, wo ein Treffen mit den im Banat lebenden Maturanten dieses Jahrgangs stattfindet. (-r)

Beglaubigte Übersetzung

aller Urkunden
billig und sofort
aus der jugosl., rumän., ungar., tschech., slowak., poln., russ. und aus allen anderen Sprachen für ganz Deutschland und für das ganze Ausland durch gerichtlich beeidigte und geprüfte Dolmetscher.
Ratenzahlung.

Donauschwäbisches Übersetzungs- und Auskunftsbüro

A. Kreutzer
75 Karlsruhe, Hebelstr. 17/3

Donauschwäbische Ortsneckereien (34)

Von Dr. Anton Peter Petri

„In Perbal haben sie einen Richter (= Ortsvorsteher) gesetzt (gewählt), haben sie eine Tschutra (vgl. madj. csutora = Feldflasche) Wein, weil sie den Wein gesoffen hatten, haben sie erst keinen Richter gehabt!" (in päawal homsə ən richtə kseitst, homsə ən tschutra wain, wails in wain hom ksoufə khot, homsə äascht khə richtə khot!); Die Perbaler beschlossen einst, ihre **Gemeindewiese** zu verkaufen. Der Ortsvorsteher begab sich mit einigen Bauern dorthin, um den Verkaufspreis zu bestimmen. **Er durfte die Wiese nicht betreten, da er nur Schaden angerichtet hätte. Vier Männer nahmen ihn auf die Schultern und trugen ihn.**

204. **Perjamosch,** B: **Perjamoscher „eppes"** (epəs) (ma. für etwas); **Perjamoscher feiern „Gluckenkirchweihe"** (klukəkhärwäi) (sie haben ihre Kirchweihe im Mai wenn die Hühner brüten); **Sandhasen** (santhaasə).

205. **Perkosowa,** B: **In Perkos — ist der Teufel los!** (in pärkos — is tr teiwl los).

206. **Pesak,** B: **Schollenhopser** (scholəhopsər).

207. **Pest,** U: **Herrisches Gesindel** (härischəs ksindl); **Pester Hendelfänger** (pestər heendlfängər) (ma. heendl = Huhn); **Pester Tschirkefogo** (vgl. **Arad); Stadtleute** (schtatlait); **Stadtpack** (schtatpak).

208. **Pesthidegkút,** OB: **Kreuzschlepper** (kräitsschleipə) (als man hier seinerzeit die „Lustkirche" außer Betrieb setzte, übernahmen die Budakaläszer ein Kreuz aus dieser Kirche; da das Kreuz von P. nach Budakalász **„geschleppt"** wurde, entstand dieser Übernahme); **Kropfete, Kropfparade** (kroupfətə, kroupfparaad) (1933 rund 15 Einwohner mit Kropf behaftet); **Simbelmacher** (simblmochə) (Simbal = Brotkorb, Ortsbewohner verkauften früher solche Brotkörbe in den umliegenden Ortschaften).

Eine Reise nach Kanada

Lm. Matthias Roth aus Stanischitsch besuchte Verwandte und Landsleute in Amerika

Im Verlaufe der Schilderung der letzten Fortsetzung ist u. a. auch davon berichtet worden, daß das Leben in Kanada hart sei. In der nachstehenden Fortsetzung wird u. a. von einer Erkundungsfahrt nach der Stadt Kitchener erzählt, wo in einem Museum vielerlei Gegenstände aus den Bereichen des Lebens und der Arbeit zu besichtigen sind, die aus der Zeiit der ersten Kanada-Siedler stammen, unter denen auch viele Deutsche waren. Alle jene Gegenstände erzählen auch von einer vergangenen Zeit harter Arbeit, und nur die, die den eisernen Willen dazu hatten, konnten dabei bestehen. Denn das Land war auch hart und es war rücksichtslos. Und so ist es dort noch heute: Kanada, das „Land der ungeheueren Weiten", ist zugleich ein Land ungeheuerer Naturschätze aller Art; es kann zwar noch immer viele, viele Menschen brauchen, aber nur solche, die Härte kennen gegen sich selbst, und die von einem eisernen Arbeitswillen beseelt sind. Für solche Menschen ist Kanada noch für lange Zeit ein „Land der Zukunft"!

Paul Otto Habermann

Nach dem Erinnerungsaustausch zwischen meinem Kameraden Martin Englert und mir kam der Schwager Martins, Anton **Mesarosch,** mit seinem Wagen vorgefahren; auch hier gab es eine herzliche Begrüßung. Für mich war es eine gute Gelegenheit, eine Bitte meiner Tochter Katharina vorzutragen, nämlich das sog. Pioneer-Village Pionier-Dorf. — Ha.) bei Doon/Ontario zu besuchen und dort eine Anzahl Fotos zu machen. Mein Wunsch wurde erfüllt, obgleich jene Museumsanlage „nur" 128 km von Toronto entfernt — und zwar bei Kitchener — liegt. Kurz vor 16 Uhr erfolgte die Abfahrt; sie führte durch eine schöne hügelige und bewaldete Landschaft. Kurz nach 17 Uhr waren wir am Ziel. Was es da an Gegenständen aus der Zeit der ersten Kanadakolonisten zu sehen gab, waren Ackerwalzen, Häckselschneider, Butterfaß, Ackerpflug, Sämaschine, dann gab es eine Lokomotive aus dem Jahre 1911; alle diese Dinge sind in Holzbauten untergebracht. In einem besonderen, 90 Jahre alten Holzhaus lebte einst der erste dortige Schriftsteller, der aus Schottland stammte; im Schlafzimmer, in der Küche sowie im Arbeitszimmer ist noch das Inventar — einschließlich einer Schreibmaschine — vorhanden. In einem festen Bau, dem Völkermuseum, sind — neben verschiedenen Geldsorten, Waffen, Uhren, Wagen und vieles andere mehr, darunter auch sämtliche Vogelsorten Kanadas — ein schon vergilbtes Altes Testament in altdeutscher Schrift sowie Zeitungen und Dokumente von den ersten deutschen Siedlern. Für mich gab es also eine schöne Fotoausbeute... Kurz vor 22 Uhr waren wir wieder in Toronto.

Mein Abschied von den beiden Stanischitschern, Martin Englert und seiner Margarete, war ein sehr herzlicher. Das Schicksal führt uns oft eigenartige Wege; mich ließ es nach Kanada reisen, um meinen besten Kameraden aus unvergessener Jugendzeit, ohne vorher gegenseitig darüber etwas geplant zu haben, nach 28 Jahren erstmals wiederzusehen. Beide wollen im kommenden Jahre ihre Eltern in Süddeutschland besuchen und — selbstverständlich — auch zu mir nach Hamburg kommen. Und darauf freue ich mich schon heute...

24. Juli 1967! — Meine Besuchszeit in Kanada nähert sich langsam ihrem Ende. Mit Schwester Anna bin ich noch einmal zu Einkäufen unterwegs; sie will — zu den vielen schon vorhandenen — immer noch mehr Geschenke „für nach Deutschland zum mitnehmen" besorgen... In ihrem Heim steht sie, ihre harten Arbeitshände vor jeder Mahlzeit zum Gebet gefaltet, am Tisch und bedankt sich beim Herrgott für die täglich gewährten reichlichen Gaben, sowie wir es einst daheim von unserer lieben, unvergessenen Mutter gelernt hatten...

25. Juli 1967! — Mit meiner Schwester Anna und dem Schwager Hans in der Frühe unterwegs zur Teilnahme an der Beerdigung von Hans Naunheimers Onkel, Johann Wirag; es waren 22 Wagen mit Leidtragenden, die den Toten auf seinem letzten Wege begleiteten. An der Grabstätte waren — außer den Familienangehörigen — insgesamt über 80 Landsleute, die ehedem in unserem Stanischitsch beheimatet gewesen sind, versammelt, darunter auch Georg **Rossmannitz** und Frau sowie Lm. **Hauth** (Schneider von Beruf). Es war zwar eine traurige, zugleich aber auch eine rührende Freude, als wir „alten" Stanischitscher uns hier wiedersehen durften. Leider war es an einem Ort, wo man nicht froh sein konnte, weil man einen lieben Menschen, einen guten alten Bekannten zur letzten Ruhestätte begleitet hatte...

Nach der Rückkehr von der Beerdigung war es Zeit zum Mittagessen; meine Schwester Barbara hatte sich besonders darum bemüht. Ja, denn „Henkersmahlzeiten" — so wird allgemein behauptet — seien immer reichlich und gut. Auch für mich war es ein Abschiedsessen; denn für den Bruder und Onkel aus Deutschland war der letzte Besuchstag in Kanada gekommen. Und der Abschied von allen war ein schwerer. Besonders meine beiden lieben Schwestern Anna und Barbara brachten vor lauter Aufregung kaum mehr Worte hervor, als die, meine Lieben in Hamburg recht herzlich zu grüßen und ein baldiges Wiedersehen in Deutschland zu wünschen... Ja, und dann im Eiltempo zum Flugplatz und dort im Laufschritt zur Startbahn. Noch ein letztes Winken, und hinein ging es in eine vierstrahlige Boeing der Air-Canada, die um 16.50 Uhr startete. Der Flug führte über Ottawa nach Montreal und dauerte knapp eine Stunde. Montreal war Umsteige-Flughafen für Lufthansapassagiere nach Deutschland. Und hier an den Schaltern der deutschen Lufthansa hörte ich endlich wieder Deutsch. So gerne ich zu meinen lieben Schwestern und ihren Familien gekommen war, so gerne kehrte ich nun doch wieder zurück nach Hamburg.

Abflug in Montreal um 19.25 Uhr; der Flug über den Ozean erfolgte in einer Höhe von über 11 000 m, die Geschwindigkeit betrug rund 1000 km/h. Es war ein ruhiger Flug bei Mondschein und sternenklarem Himmel. Um 0.30 Uhr erleben wir ein Naturwunder: obgleich erst kurz nach Mitternacht, kam doch schon die Sonne auf...

26. Juli 1967! — Es ist 1.10 Uhr und wir fliegen über Frankreich. Da ertönt folgende Lautsprecher-Durchsage: „Alles anschnallen, Rauchen einstellen, fertigmachen, wir landen in Kürze in Köln-Bonn." Um 1.54 Uhr erfolgte dort die Landung... Der Start zum Weiterflug nach Hamburg begann um 8.35 Uhr; um 9.45 Uhr landeten wir auf dem Flugplatz Hamburg-Fuhlsbüttel, und hier erfolgte ein frohes Wiedersehen mit meinen Lieben...

Abschließend möchte ich noch einmal meinen lieben Geschwistern und ihren Familien sowie allen Freunden in Kanada, aber auch allen anderen, die ich während meines dortigen Aufenthaltes kennenlernen durfte, danken für die seltene Gastfreundschaft, die mir stets in Erinnerung bleiben wird...

*

Lm. Matthias Roth, ehedem in Stanischitsch beheimatet (dieser freundliche Ort in der — einst — fruchtgesegneten Batschka war auch mir gut bekannt), hat vorstehend die Schilderung über seine Kanadareise beendet. Der Zweck dieser Reise war, nach langen Jahren schmerzlicher Trennung endlich einmal seine Geschwister und alle übrigen Verwandten wiederzusehen. Über das dabei Erlebte und Gesehene hatte er — im allgemeinen — in seinem Reisebericht erzählt. Mir sei nun abschließend noch kurz gestattet, einiges auch über das landsmannschaftliche Leben — im besonderen — hinzuzufügen.

Lm. Roth hatte sich während seiner Besuchszeit in Kanada zum Großteil in Toronto aufgehalten. Im Zusammenhang mit seiner Schilderung darüber, darf noch ergänzend erwähnt werden, daß von unseren Landsleuten in Toronto (es ist die zweitgrößte Stadt Kanadas) schon im Jahre 1958 das erste „Haus der Donauschwaben" errichtet wurde. Und dann waren im Laufe der Zeit in Kanada in einer Anzahl anderer Städte auch LM-Ortsverbände entstanden, so besonders in Montreal, Windsor, Kitchener, Hamilton, Voncouver, Leamington. Der aktivste LM-Ortsverband war und ist der von Toronto, der sich auch immer wieder bemüht, nicht nur Verbindungen zu den LM-Organisationen in den USA und in den europäischen Ländern aufzunehmen, sondern diese Verbindungen auch mehr und mehr auszubauen und zu pflegen. Ja, und dann sind es auch die Landsleute in Toronto, die alljährlich ihren „Tag der Donauschwaben" mit großer Begeisterung begehen.

Unter den Städten in der Umgebung von Toronto, in denen Donauschwaben leben, darf auch St. Catharina genannt werden, das in etwas mehr als 20 km Entfernung von den weltberühmten Niagara-Wasserfällen liegt. In dieser Stadt fand auch Lm. Matthias **Müller** aus Franzfeld (jug. Banat) eine neue Heimat.

Ein anderer Banater Landsmann, Alois **Ruppert,** der aus Traunau (einer Nachbargemeinde von Guttenbrunn) stammt, hat sich ebenfalls bei Toronto, und zwar in dessen unmittelbarer Nähe, eine neue Heimat geschaffen; es ist dies eine große, bäuerliche Mustersiedlung, der er — in treuem Gedenken an den alten Banater Heimatort — auch den Namen Traunau gegeben hat.

Ehrenvoll genannt werden sollen nun abschließend noch die Landsleute (Ehepaar) Peter und Magdalena **Quiring** (beide waren einst auch im rumänischen Banat beheimatet, und zwar Lm. Quiring in Wojteg, seine Ehefrau in Tschakowa). Sie sind nicht nur die Initiatoren und Organisatoren, sondern auch die nimmermüden „Aktivisten" der privaten deutschen Sprach- und Akkordeonschule in Kitchener, wo sie nun schon seit langem ihre segensreiche Tätigkeit entfalten (bis 1916 hieß Kitchener, diese ehedem **deutsche Siedlungsgründung,** die sich vom Dorf zur Großstadt entwickelt hatte: **Berlin).** Die Gründer der Kitchener Sprach- und Akkordeonschule, also das Ehepaar Quiring, haben sich das hohe Ziel gesetzt, die deutsche Muttersprache, das deutsche Lied, aber auch deutsche Sitten und deutsches Brauchtum in Kanada zu erhalten, wo aber bereits nicht mehr vorhanden, diese wiederzuerwecken und zu pflegen. Und diesem Vorbild eifern auch die anderen privaten Sprachschulen in Kanada unermüdlich nach...

Es wäre zu wünschen und zu hoffen, daß das Bestreben jener deutschen Idealisten in Kanada weiterhin von Erfolg gekrönt sei, damit dort das deutsche Wort, das deutsche Lied, aber auch deutsche Sitte und deutsches Brauchtum (und das bezieht sich selbstverständlich auch auf das Donauschwabentum in Kanada) zu Nutz und Frommen sowohl aller dortigen Menschen deutscher Volkszugehörigkeit als auch ihres neuen Heimatlandes Kanada erhalten bleiben für allen Zeiten.

ENDE

Spätsommer

Ein zeitgenössischer Kehrreim

Von Johannes Wurtz

Um die Schinderwiese
kreist der Wald
wie ein geflügeltes Ungeheuer,
das vor Hunger erwachte.

*

Stare singen dort Freiheitslieder
den Vogelhändlern zum Trotz.
Sie spinnen ihre Strophen
zu Silberfäden
und hängen sie über den murmelnden Bach
wie eine Brücke.
Libellen tanzen darüber.

*

Am Zipfel der Schinderwiese
wedelt ein Haselstrauch.
Dahinter fummelt ein Gammler.
Sein Spruch des Tages:
Verflucht! — Man muß doch etwas tun

*

Er muß seine Läuse fangen
und schabt sich verwegen den Bart.
Er möchte sich auch noch
von heimlichen Nöten befreien,
bevor der Flurhüter kommt...

*

Er räkelt sich und beginnt
beim Mittagläuten
aus Wolken und Sonnenstrahlen
ein weltumspannendes Schiffstau
zu drehn.
Er weiß, er ist Großes imstande. —

*

Der Wind spielt mit einem
betrunkenen Falter
aus grünlichem Gold,
dann lockt er verschlafene Ährenfelder
zu einem Brauttanz.
In einem zerbrochenen Mostkrug
hängt die letzte Strophe eines alten Ernteliedes. —

*

Zwei Sensenschläge rauschen
über die träumende Schinderwiese —
Irgendwo zimmert ein Specht.
Der Gammler flucht:
Ich weiche nur der Gewalt.

*

Über distelgeschmückten Garbenreihen
schwärmen die Stare
Zum Ausflug in das Land,
wo der Pfeffer wächst.
Auch leere Schwalbennester bleiben —
mit dem Schleier eines Spinngewebs verhängt — zurück.

Donauschwäbische Gedenktage

8. August 1958:

Verband der Donauschwaben als gesamtdonauschwäbische Organisation in Ulm gegründet

Ein volkspolitisches Bewußtsein ist den Donauschwaben erst mit der Abwehr der ihnen drohenden nationalen Überfremdung durch die Madjarisierung und Kroatisierung um die Jahrhundertwende erwachsen. Die in dieser Zeit im Bereich der Donauschwaben entstandenen Zusammenschlüsse verfolgten sie noch nicht, oder die erst undeutlich artikulierten donauschwäbischen Anliegen als gemeindeutsche Forderungen in organisatorischer Gemeinschaft mit allen deutschen Gruppen der ungarischen Reichshälfte. Das trifft zu auf den 1899 gegründeten „Verein deutscher Hochschüler aus den Ländern der ungarischen Krone", aber auch auf das 1900 herausgebrachte „Deutsche Tagblatt für Ungarn" und insbesondere auf die 1906 gegründete „Ungarländische Deutsche Volkspartei". In allen diesen Einrichtungen lag wohl der Schwerpunkt des Betätigungsfeldes bei den Donauschwaben, es waren die Deutschen Westungarns (des heutigen Ost- und Westburgenlandes) und der Zips aber selbstverständlich miteingeschlossen, ja selbst Siebenbürger Sachsen unterstützten diese Zusammenschlüsse auf das tatkräftigste, wenn auch deren Mehrheit gut organisiert und volkspolitisch in aktivster Weise in eigenständigen Organisationen alle Bereiche des Gemeinschaftslebens pflegten und verteidigten.

Nach 1918 trat das schwäbische Selbstbewußtsein artikulierter zutage, es fand aber auch diesmal für eine schärfere Profilierung und tatsächliche Verwirklichung eigenständiger Anliegen keine Möglichkeit. Die Donauschwaben wurden durch die Grenzen von Trianon auf vier Staaten verteilt (auch zur Tschechoslowakei kamen einige). Die als Grundsätze der neugeschaffenen politischen Ordnung verkündete Selbstbestimmung und Gleichberechtigung konnte von keiner dieser Teilgruppen allein, sondern höchstens zusammen mit allen anderen im gleichen Lande lebenden, in den Minderheitenstatus gedrängten Deutschen gefordert werden. Ein eigenes volkspolitisches Konzept zu verfolgen war für die Donauschwaben in dieser Zeit weder möglich noch ratsam.

Nur der Forschung gelang es in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen die Gemeinsamkeit und die Kultureinheit der Donauschwaben durch beachtliche und überzeugende Ergebnisse nachzuweisen. Robert Sieger und Hermann Rüdiger führten die gemeinsame Namensbezeichnung für diese auf mehrere Staaten verteilte Volksgruppe in die Wissenschaft ein, die aber aus Rücksicht auf die nationalstaatliche Empfindlichkeit der Heimatstaaten nur selten und mit Vorsicht von den betroffenen Menschengruppen verwendet wurde. Erst die in dieser Zeit heranwachsende junge Generation gewann durch eine in stärkerem Maße verwirklichte eigenständige Ausbildung ein gesamtdonauschwäbisches Selbstbewußtsein, weshalb es auch nicht verwunderlich erscheint, daß erstmalig im Jahre 1940 der Versuch einer zusammenfassenden Darstellung donauschwäbischer Entwicklung mit der Schrift „Kurze Geschichte der Donauschwaben" von Josef V. Senz vorgelegt wurde. Ein gemeinsames volks- oder kulturpolitisches Konzept der Donauschwaben mit erforderlicher Institution und Funktion hat es vor der Vertreibung nicht gegeben.

Was bei der donauschwäbischen Katastrophe 1944 von früheren Errungenschaften und Leistungen übrig geblieben war, erstreckte sich auf das Erbe an Erfahrungen und Erkenntnissen, das freilich an die Menschen gebunden war, die sich darauf zuerst zu besinnen hatten. Nun hatte der Faktor Mensch im Vorgang der eigenständigen Gestaltung des Lebens der donauschwäbischen Gemeinschaft noch nicht jene Stellung und Bedeutung erlangt, die ein verantwortungsbewußtes und erfolgreiches Funktionieren auch in solchen Notstandszeiten gewährleistet hätte. Die Führungsgremien waren schwach und undifferenziert, deshalb auch nicht befähigt und beweglich genug, um mit veränderten Situationen fertig zu werden. Die undifferenzierte politische und weltanschauliche Situation ermöglichte es nach dem Kriege zahlreichen ehemals führenden Donauschwaben wieder auf den Plan zu treten, die Initiative zu ergreifen und die Belange und Interessen der Gemeinschaft wahrzunehmen. Von diesen Aktivisten, die weltanschaulich nicht ausschließlich national, sondern auch kirchlich oder liberal verankert waren, und von einer am Schicksal der Gruppe interessierten Geistlichkeit, Lehrerschaft und sonstigen Intelligenzschicht gingen die Initiativen zur Gründung der ersten donauschwäbischen Zusammenschlüsse und Organisationen aus.

Es entstanden Hilfs- und Beratungsstellen auf kirchlicher oder karitativer Grundlage. Nach Aufhebung des Koalitionsverbotes entstanden oft donauschwäbische organisierte Landsmannschaften, wo eigene Kräfte am Werke waren, südostdeutsche oder heimatstaatliche Landsmannschaften hingegen zumeist dort, wo der Einfluß binnendeutscher Verwaltung oder Organisation ausstrahlte. Die Folge dieser Entwicklung war die Zersplitterung in eine Vielfalt von Organisationen. Einem föderalen Zusammenschluß auf donauschwäbischer Ebene blieben größere Erfolge versagt.

Die Unzufriedenheit mit der unzulänglichen Position und Leistung der Donauschwaben in einzelnen Bereichen, Gremien und Verbänden ließ das Verlangen nach einem wirksameren donauschwäbischen organisatorischen Zusammenschluß laut werden. Vor allem jüngere Kräfte bemühten sich darum. Es wurde dann am 8. August 1958 in Ulm gegen die Stimmen der maßgebenden Vertreter der heimatstaatlich organisierten Landsmannschaften der „Verband der Donauschwaben" als Einheitsorganisation unter Dr. Georg Wanger, Anton Bertl und Friedrich Binder gegründet. Dieser setzte sich die Schaffung der Einheit und Einigkeit zum Hauptprogrammpunkt. Wenn er diesen Punkt auch nicht realisieren konnte, so hat sich der Verband doch große Verdienste um die Herausstellung der großen gemeinsamen Aufgaben der Donauschwaben erworben, die er zum Teil mit unzureichenden Kräften und Mitteln auch zu verwirklichen versuchte (Kulturpreis, Kulturzeitschrift, Sammlung der Kulturschaffenden, Haus der Donauschwaben u. a.).

jvs

Bundesorgan der Heimatvertriebenen aus Jugoslawien, Rumänien und Ungarn.

Herausgeber:
Donauschwäbischer Heimatverlag
Druck Südd. Zeitungsdienst G. m. b. H.
708 Aalen/Württ., Bahnhofstraße 65
Postfach 125, Telefon (07361) 67 11

Chefredakteur und für den Inhalt verantwortlich: Franz Schuttack

„Der Donauschwabe"
erscheint wöchentlich

Nur im Abonnement beziehbar — kein Einzelverkauf.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

Für Inserate z. Z. Preisliste Nr. 6a gültig.

Bezugsgebühr:

In Westdeutschland mit „radio + television rtv" bei Postinkasso monatlich DM 2,30, bei Vorauszahlung an den Verlag halbjährlich DM 12,40, für das ganze Jahr DM 24,80. Die Preise sind Bruttopreise! Unternehmer können einen Vorsteuerabzug von 5,21 % vornehmen.

Vom Ausland kann die Bezugsgebühr mit internat. Postanweisung überwiesen werden.

Österreich vierteljährlich 27,— Schilling, übriges europäisches Ausland vierteljährlich 6,— DM, Nord- und Südamerika jährlich 8,80 Dollar, Australien 8 Dollar. Luftpost jährlich zusätzlich 10 Dollar. Vertretung für Canada: John Bischof, 182 Hiawatha Rd., Toronto 8, Ontario. Vertretung für Australien: Overseas Periodicals (Aust.) PTY. LTD., 3 Seddon St., Bankstown, N.S.W., 2200.

Konten des Verlages: Postscheckkonto Karlsruhe 25090. — Bankkonto: Kreissparkasse Aalen/Württ. 3921.

Kündigungen des Abonnements nur bis zum 1. Mai oder 1. November auf den Schluß des Kalender-Halbjahres beim Verlag. Kündigungen bei der Post haben keine Rechtswirksamkeit. — Erfüllungsort: Aalen/Württ.

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(28. Fortsetzung)

In dem Brief Dr. Kremlings steht **kein Wort**, daß er — wie Dr. Kräuter behauptet — **mit dem „Schwäbischen Manifest" einverstanden sei.** Wahrscheinlich ist es vielmehr, daß er **dessen Inhalt gar nicht kannte.** Er wollte doch nur, da er nun „Gelegenheit hatte", in aller Eile „über **unsere hiesigen** (die Weisskirchner) **Volksverhältnisse"** berichten. In seinem etwas kompliziert ausgedrückten Bericht heißt es: „Ich hatte, um im öffentlichen Wege einen deutschen Volksrat zu wählen — den Nationalrat hatten wir schon mit anderen Nationalitäten; derselbe wurde aber durch das serbische Kommando aufgelöst — und um unsere kulturellen und nationalen Forderungen gegen jedermann festzustellen, endlich um die Schulen in die Hände zu bekommen, mit maßgebenden Deutschen eine **Volksversammlung für den 8. Dezember einberufen,** mußte aber, da wir kein freies Versammlungsrecht haben, ein **diesbezügliches Gesuch einreichen."** Dr. Kremling wollte also **an dem gleichen Tag,** an dem auch in der Temeschburger Kadettenschule die Volksversammlung stattfand, die das „Schwäbische Manifest" annahm, in **Weißkirchen einen deutschen Volksrat gründen,** woraus doch deutlich hervorgeht, daß er mit dem **„Schwäbischen Nationalrat" keine Zusammenarbeit anstrebte oder sich gar diesem unterwerfen wollte.** In seinem Brief heißt es weiter: „Ich werde jetzt bezüglich Anschlußes an den **‚Deutschen Volksrat' in Budapest Bogen zirkulieren lassen, Ihnen** (Rudolf Brandsch, Anm. d. Red.) **dieselben zusenden, denn wir Deutsche hier sind natürlich alle für ihn** (und nicht für den Schwabenrat. Anm. d. Red.). Man hat aber Furcht vor uns und kann und will uns nicht zu Wort kommen lassen!" Und am Schluß seines Briefes wünscht er dem **„wackeren Deutschen Volksrat noch recht guten Erfolg und bittet die Antwort auf gleichem Wege** — also ‚per Gelegenheit' — ihm zukommen zu lassen. Es ist selbstverständlich, daß Dr. Kremling das Programm jenes Volksrates vertritt, **dessen Obmann er ist.** Und wenn sich die Weißkirchner dem Budapester Deutschen Volksrat anschlossen, ist es unverständlich, warum er und sein Anhang sich **noch dem Temeschburger regionalen Schwabenrat anschließen sollte,** der doch selbst einem der Budapester Volksräte (welchem, darüber herrschte — wie erwähnt — bis zuletzt Zweifel) angehörte. Es ist also **glatter Unsinn, Dr. Kremling in den Kreis zwingen zu wollen, der unter Führung von Dr. Kaspar Muth und Domherr Franz Blaskovics stand.**

Wie Dr. Kremling zu der Politik unmittelbar nach dem Zusammenbruch stand, geht aus seinem Schreiben vom **28. Oktober** 1918 an Edmund Steinacker hervor; darin erklärte er im Zusammenhang mit der Erklärung Brandschs vom 23. Oktober 1918 im ungarischen Parlament, daß er mit deren Inhalt einverstanden sei, „doch **hätte ich**" — schreibt er — **„eine schärfere Tonart für angebracht gehalten".** Er habe auch Brandsch sein Einverständnis mitgeteilt. „Brandsch hat zugleich mit Ihnen an mich geschrieben" — heißt es weiter in

Denkt an die da drüben!

dem Brief — „und ich habe ihm die **Vollmacht formell seitens der Ungarländisch-Deutschen Volkspartei gegeben und ihn ermächtigt, dem Dr. Bleyer, den ich nicht kenne, der sich aber in unserem Namen breitmacht und Brandsch angriff, in unserem Namen zu antworten."**

Dr. Kremling gab dann noch bekannt, daß er an der Gründung des „Deutschen Volksrates" in Budapest teilnehmen werde. Er hoffe, daß bald Waffenstillstand geschlossen werde. „Es **rächen sich nun die Sünden unserer ‚Herren' sehr, auch jetzt haben sie noch keine Vernunft angenommen und wollen unsere Schwaben durch von oben bestellte Leute a la Bleyer, Herczeg etc. an der Nase führen und in ein chauvinistisches Pf... lager führen, um schön brave Kinder zu bleiben". Diesem von Dr. Kremling erwähnten „Lager" gehörte auch die Gruppe des Domherrn Franz Blaskovics an, die im Banater Nationalrat führend tätig war;** sie wollte doch dasselbe und dieser soll sich dann Dr. Kremling angeschlossen haben? Dr. Kremling berichtet Brandsch weiter, daß er eine Versammlung abhalten wollte, doch wurde diese von dem Bevollmächtigten der (serbischen) „Neusatzer Konstituante für Weisskirchen nicht bewilligt", „weil wir Deutschen, die sich in der **bekannten Deklaration** (des **Deutschen Volksrats für Ungarn und nicht des Banater Schwabenrates.** Anm. d. Red.) für die Integrität Ungarns einsetzten, uns politisch nicht äußern können". Dr. Kremling ging dann zum serbischen Oberst, dem er sich vorstellte, und sein Begleiter bemerkte, daß Kremling Präsident der Deutschen Volkspartei und Mitvorsitzender des Deutschen Volksrates sei, die **sich beide an Ungarn anschlossen, für die Integrität Ungarns einträten** und weil „wir Deutsche eine derartige **politische Manifestation** machten, die Versammlung derzeit nicht zu bewilligen sei". „Man eröffnete mir" — schreibt Dr. Kremling weiter — „daß wir zu der **Woiwodina** gehörten und zwar Temesch, Torontal, Batschka und Syrmien und daß diese Provinz sich zu Serbien geschlagen habe, so daß ich, wenn ich erklärte, daß die Deutschen **auch den Anschluß an Serbien wünschten, sofort die Versammlung abhalten könnte,** was ich energisch und rundweg mit dem **abgewiesen** habe, daß wir Deutsche auf dem Boden der Heimat stehen und nie nach **außen** gravitierten und wir uns nur der Friedenskonferenz unterwerfen müssen und werden und unsere nationalen und kulturellen Forderungen in allen Fällen aufrechterhalten und uns nicht als Ware behandeln lassen. Im **Banat** sind wir ein maßgebender Faktor und ohne uns darf nichts Bindendes unternommen werden. Man hat uns nie gefragt und somit kann der Beschluß der Neusatzer Konstituante (Nationalversammlung) nur für die Südslawen, aber nicht für die in der Woiwodina wohnenden 700 000 Deutsche bindend sein"... „Gesprächsweise erwähnte... ich, daß ich selbst ein **Anhänger des Separatismus** bin und auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes für ein **selbständiges Banat** eintrete, dies aber nur auf Grund einer **gerechten Volksabstimmung".** Dr. Kremling beklagt sich dann noch, daß man keine Reisebewilligung erhält und auch keine Versammlungen abhalten könne. Zum Schluß des Berichtes Dr. Kremlings, **dessen berechtigte Verbitterung verständlich ist,** schreibt er dann noch: „Unsere Deklaration (für die **Integrität Ungarns,** die der Deutsche Volksrat in Budapest abgab) hat uns — wie **ersichtlich** ist — **den Boden des Selbstbestimmungsrechtes für ein separates Banat abgegraben".** Wenn also schon die etwas zurückhaltende Erklärung des Budapester Deutschen Volksrates „den Boden des Selbstbestimmungsrechtes für ein separates Banat abgegraben" habe, umsomehr müßte es doch bei der **wesentlich schärferen Formulierung des Schwäbischen Manifestes der Fall gewesen sein.** Im Dezember sah natürlich die Lage ganz anders aus als **einige Monate später:** sowohl Dr. Kremling wie alle klarsehenden Politiker mußten bald zur Einsicht kommen, daß die Integrität Ungarns nicht mehr zu halten und ein **selbständiges Banat nur mehr eine Illusion sei.**

Bemerkenswert sind die Nachrichten aus dieser Zeit über den **Gesundheitszustand des 57jährigen Dr. Kremling.** So berichtet Dr. Otto **Erling** am 5. August 1918 an Edmund Steinacker, er habe Dr. Kremling in **Herkulesbad,** wo er zur Kur weilte, besucht und Dr. Kremling habe ihm mitgeteilt, daß er **gesundheitlich sehr schlecht daran sei;** nach Aussage des Arztes leide er **an hochgradiger Arterienverkalkung.** Er solle sich keinen Aufregungen aussetzen... Ein Herkulesbader Arzt soll ihm gesagt haben, er müsse auf **alle Möglichkeiten gefaßt sein,** da ihn **wann immer der Schlag treffen könne.** Übrigens soll Dr. Kremling seit einiger Zeit mehrere Anfälle gehabt haben, berichtet Dr. Erling. „Er versprach mir, nach Wien zu fahren und sich untersuchen zu lassen."

Am 18. Oktober 1918 schreibt Dr. Kremling in seinem erwähnten Brief an Steinacker: **„Meine Gesundheit und meine Nerven sind durch die aufregende Politik zerstört, ich habe fortgeschrittene Arterienverkalkung und muß mich jeder Aufregung in der Politik enthalten..."**

Reinhold Heegn berichtet in seinem Brief vom 9. Mai 1919 an Steinacker: **„Dr. Kremling ist krank, man berichtet, daß er vom Schlage gerührt sei..."**

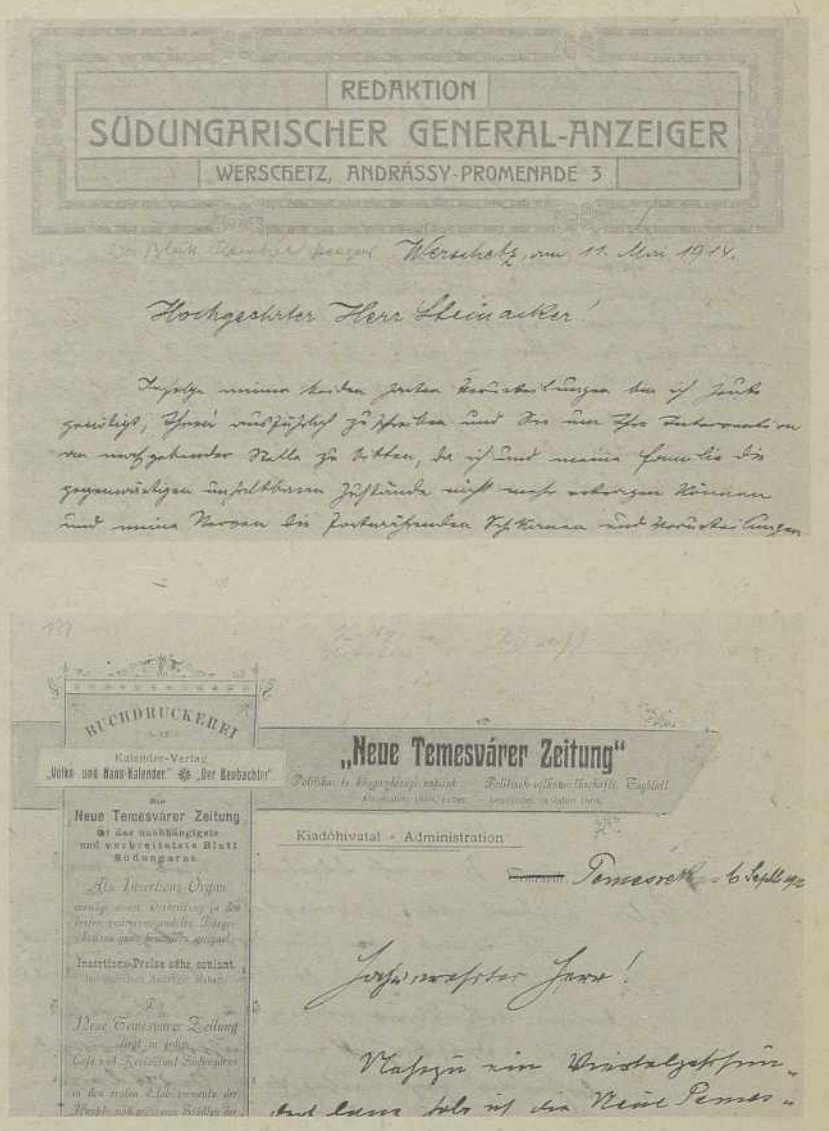
Die Behauptung Dr. Kräuters über angebliche Beziehungen Dr. Kremlings zum „Banater Schwabenrat" sind **unzutreffend.** Die politischen Ansichten, die er im Jahre 1918, als alles noch in Fluß war und die Ungewißheit mit sich stets widersprechenden Gerüchten genährt wurde, vertrat, **wurden auch von vielen Volksparteilern geteilt.** Politiik ist ber kein starres System, sondern die Kunst, Erfolge zu erzielen. Während die ungarisch gesinnte Mehrheit des Schwabenrates die **Integrität** Ungarns als ihr **Hauptziel** betrachtete, hofften Dr. Kremling und die Mehrheit seiner Anhänger, daß die **Autonomie der Deutschen im Rahmen des ungarischen Staates verwirklicht werden wird.** Und während die sogenannten „Gemäßigten" auf ein Wunder warteten, handelten die Volksparteiler: **Ihre Anschlußerklärung neun Monate nach dem Brief Dr. Kremlings an Rudolf Brandsch war der einzige politisch richtige Weg. Ein Jahr später gab Dr. Kaspar Muth eine Loyalitätserklärung im Bukarester Parlament ab, womit die Richtigkeit der Politik der Volkspartei bestätigt wurde.**

Nach der endgültigen Zerteilung des Banates, bei der die einstigen Hochburgen der deutschen Bewegung, wie Werschetz, Weisskirchen, Pantschowa sowie Neusatz in der Batschka an Jugoslawien fielen, hörte man eine Zeitlang nichts mehr von Dr. Kremling. Bei der am 17. Dezember 1922 in **Hatzfeld,** das damals noch zu Jugoslawien gehörte, erfolgten Gründung der „Partei der Deutschen" (der „Schwäbisch-Deutsche Kulturbund" wurde bereits am 20. Juni 1920 ins Leben gerufen) wurde dann der 61jährige Dr. Ludwig Kremling zum Obmann und Dr. Stefan Kraft zum geschäftsführenden Obmann gewählt.

Im Jahre 1929 richtete Dr. Kremling als **Landeshauptmann** zusammen mit Dr. Kraft Neujahrsgrüße an die Deutschen Jugoslawiens.

Dr. Kremling starb am 29. Mai 1930 in Neusatz, im Alter von 69 Jahren. Trotz seiner Krankheit hat er ein verhältnismäßig hohes Alter erreicht.

(Fortsetzung folgt)



Donauschwäbische Gedenktage

1. Sept. 1928

Die pädagogische Monatsschrift „Unsere Schule" wird vom „Schwäbisch-Deutschen Kulturbund" in Neusatz herausgebracht.

Es hat fast ein Jahrzehnt gedauert, bis sich das Deutschtum in Südslawien geistig-kulturell soweit gesammelt hat, das Wagnins der Herausgabe einer Kulturzeitschrift auf sich zu nehmen. Die erstrebte und geforderte Kulturautonomie wurde vom Staate mit einer restlosen Verstaatlichung und Knebelung des deutschen Schulwesens beantwortet. Die Entwicklung einer „eigenen donauschwäbischen pädagogischen Provinz" konnte deshalb nur sehr unzulänglich verwirklicht werden. Vor allem mußte doch die deutsche Lehrerschaft für die eigene Kulturarbeit gewonnen werden, wenn überhaupt eine tragfähige Grundlage für eine sinnvolle Betätigung im Bereich des kulturellen Schaffens gelegt werden sollte.

Schon gleich nach der Gründung des neuen Staates waren in der deutschen Lehrerschaft Kräfte lebendig, die auf einen Zusammenschluß in einem Lehrerverein drängten. Man hoffte damit ein Instrument zur Vertretung von Rechtsansprüchen und Standesinteressen, aber auch zur fachlichen Fortbildung und Anregung des freien pädagogischen Schaffens zu gewinnen. In einem Beitrag der Zeitung „Deutsches Volksblatt", Neusatz, Nr. 1141/1923, 2 unter dem Titel „Eine deutsche Lehrerorganisation" wird u. a. ausgeführt: „...In einem kleinen Kreise deutscher Lehrer wurden von dem Zustandebringen eines deutschen, pädagogischen Fachblattes kühne Träume geträumt. Materielle Schwierigkeiten waren es, die uns von unserem Vorhaben zurückgehalten hatten. Es ist noch nicht zu spät. Wenn wir uns fest zusammenschließen, können wir uns noch immer die geistige Nahrung verschaffen, die unsere serbischen Kollegen in ihrer Muttersprache schon seit fünf Jahren genießen, und die uns jetzt entweder aus dem Auslande zukommt, oder uns ganz und gänzlich verschlossen ist..."

Die deutsche Lehrerorganisation kam nicht zustande, die Frage der deutschen Lehrerausbildung blieb vorläufig ungelöst, und das Wunschbild der Schulautonomie schien infolge der Verstaatlichung in unerreichbare Ferne gerückt. Da entschloß sich der „Schwäbisch-Deutsche Kulturbund" als die zentrale Kulturorganisation der Volksgruppe mit der Herausgabe der Zeitschrift **„Unsere Schule"**, Deutsches Schul- und christliches Erziehungsblatt. Monatsheft für Lehrer, Professoren, Eltern und Kinder, ein Sammelbecken für die geistigen Anregungen und Bestrebungen zur Erneuerung des deutschen Schulwesens bereitzustellen. Über die Zielsetzung dieser Kulturzeitschrift wurde in Folge 1 vom 1. September 1928 folgendes ausgeführt: „Seit dem mehr als zwei Jahrhunderte währenden wechselvollen Dasein unseres **Donauschwabentums** ist es zum erstenmale der Fall, daß für dieses eine eigene deutsche Schulzeitung mit der vornehmen Aufgabe herausgegeben wird, Lehrer und Elternhaus für eine sittlich-religiöse und deutschvölkische Erziehung unserer Schulkinder und der schulentwachsenen Jugend zu vereinigen.

„Unsere Schule" ist von dem Geiste der Gerechtigkeit, Duldsamkeit und Friedfertigkeit durchdrungen, sie soll als Wegweiser und Sendbote einer besseren Zukunft in Familie und Schule in Sachen der Erziehung und Ausbildung das Licht einer gewissenhaften Aufklärung tragen: sie will die Wärme eines beseelenden Gemüts und die Festigkeit der unwandelbaren Treue zu Volk und Staat verpflanzen, kurzum, für eine richtige Erziehung unseres jungen Nachwuchses sorgen.

Als besorgte Freundin unseres Nachwuchses, als Fürsprecherin der kulturellen und materiellen Bedürfnisse unserer Schulen und Lehrer, als Vermittlerin und Besprecherin von Verordnungen, Neuerungen und sonstigen Notwendigkeiten auf dem Gebiete des Schulwesens, als Ratgeberin in allen Schul- und Erziehungsfragen will „Unsere Schule" ihre Aufgabe erfüllen. In lebendiger Zusammenarbeit mit den drei wichtigsten Erziehungsfaktoren, dem **Elternhaus,** der **Schule** und **Kirche,** will sie diesen ein starkes, gemeinsames Verantwortungsbewußtsein für die Erziehung unseres Nachwuchses geben, Elternbesprechungen anregen und dgl. mehr.

Zur Erziehung der reiferen Jugend will sie zur Gründung von allen Klassen und Schichten überbrückenden Jugend-, Turn-, Gesangvereinen und Volksbüchereien aneifern und entsprechende Anleitungen geben.

Durch gehaltvolle pädagogische Aufsätze, Fortbildungskurse, Ausflüge und Mustervorträge bei besonderer Berücksichtigung der Leitsätze der Arbeitsschule und der forschenden und versuchenden Pädagogik, soll an der Hebung der Bildungshöhe unserer deutschen Lehrerschaft gebend und anregend mitgearbeitet werden.

Ferner gedenkt „Unsere Schule" an der sprachlichen und pädagogischen Verbesserung unserer Schulbücher mittätig zu sein; sie wird der Veranstaltung von Schul- und Volksfesten, der Errichtung von Büchereien, Heimatmuseen, Erholungsheimen, Lehrerkonvikten, Armenunterstützungsfonden, die besonders unseren Lehrerwitwen und -waisen zugute kämen, das Wort reden". Außerdem verspricht die Zeitschrift Ratgeber für die Familienforschung und für die Kinderstube Vermittler von einwandfreiem Lesestoff und Geschenkberater zu sein. Sie verlangt als Vergeltung für ihre Bemühungen um den gehaltvollen Ausbau dieser Monatsschrift nur reges Interesse, viel Verständnis und Mithilfe an der Weiterverbreitung. jvs

Der Volkskaiser Josef II.

Von Jakob Pfeil

Wenn man einen Rückblick auf die Habsburger Dynastie anstellt, muß man feststellen, daß diese Regierungszeit nicht nur ein Dienst am Staat, sondern auch am Volke war. Man wußte schon damals, daß ein Staat nur durch Klugheit, Weisheit, Gerechtigkeit und Aufklärung, was zugleich Humanität und soziale Verbesserung bedeutet, Fortbestand haben kann. Gerade diese edlen und aufopferungsvollen Aufgaben brachten Kaisern und Königen treffliche Ehrennamen ein, wie „weise" Monarchin Maria Theresia, der „alte" Kaiser Franz Josef. Doch Josef II. wurden viele Namen, wie „Josef der Deutsche", der „Barmherzige" und der „Volkskaiser" beschieden.

Obwohl schon Ferdinand I. die Lage der Leibeigenen verbesserte, tat das weitere Maria Theresia mit dem Urbarium-Erlaß. Es war ein Statut, welches das Höchstmaß der Abgaben der Untertanen regelte, um sie vor Willkür zu schützen. Noch während ihrer Regierungszeit wirkte Sohn Josef II. auf Grund großer Fähigkeit und Begabung als Mitregent. Nach dem Tode seiner Mutter wurde er 1780 Alleinregent. Er sah seine höchste Aufgabe in der Aufklärung und im Fortschritt, welche Errungenschaften allen Volksschichten zugute kommen sollten. Wahrlich, eine in die Zukunft blickende Aufgabe, die aber zu verwirklichen nicht einmal einem Kaiser ohne Schwierigkeiten möglich war. Gerade in der damaligen Zeit stand die konservative Feudalherrschaft dieser Entwicklung, besonders in Ungarn, im Wege.

Der Adel als privilegierte Klasse, die sich auf veraltete Rechte stützte, lebte auf Kosten der arbeitenden Menschen ein „herrisches" Leben. Die Adeligen waren abgabenfrei, nur die Leibeigenen mußten Steuern und Abgaben entrichten. Es kam sogar vor, daß die Untertanen nicht einmal Verzugsrechte hatten und als Eigentum betrachtet wurden. Der Adel berief sich auf das Recht von 1514, welches in dem Gesetzbuch von Verböczy, in dem „Tripartitum juris consultadinarii inklity regni Hungariae" verankert war, und das ihm alle Rechte einräumte und den Untertanen alle Pflichten auflud.

Der Autor Fetjö schreibt zu den Privilegien: Der trockene, unmenschliche juristische Geist, den das „Tripartrium" dem ungarischen Kleinadel einflößte, verhinderte jahrhundertelang jede fortschrittliche Entwicklung in Ungarn. Der ungarische Adel behauptete, seine Freiheit wegen seiner Verdienste zur Landesverteidigung beanspruchen zu können. Aber die ungarische Armee, deren Gründung in das Hochmittelalter zurückging, hat sich zur Landesverteidigung bei den Türkeneinbrüchen als unfähig erwiesen. Die Befreiung Ungarns war nicht den Adeligen zu verdanken, sondern den österreichischen, bayrischen und verbündeten Truppen. Die etwa 300 000 ungarischen adeligen Herrschaften, kleine und große, rauchten ihre Pfeife, saßen auf ihren Höfen und lebten sorglos in die Zukunft hinein. Sie ähnelten der englischen Gentry. Gobineau nennt sie die weisen Hunnen. Die Arbeit galt für sie als Schande, was ein ungarisches Gedicht trefflich beschreibt: Ich lese nicht, ich schreibe nicht. ich bin ein ungarischer Adeliger. Zu dieser Gleichgültigkeit sagt der französische Volkswirtschaftler Turgot: Mutwillig konnten die Herrschaften (Adel) das Land brach liegen lassen und das Volk hungerte.

So ist es kein Wunder, daß Josef II. auf die Krönung zum ungarischen König verzichtete, um nicht auf die veraltete Verfassung geloben zu müssen. Jedweder Fortschritt wäre damit verbaut gewesen. Was tat der „Volkskaiser" nun für sein Volk? 1781 erließ er das berühmte Gesetz über die individuelle Freiheit. „Wir heben die sogenannte Leibeigenschaft auf, die einen Untertanen zu ewigen Zeiten zum Tributpflichtigen seines Herren machte und ihn an die Scholle fesselte, und wir werden in Zukunft die Anwendung des Wortes ‚Leibeigener' nicht mehr dulden."

Auch das Toleranz-Patent, welches die Religionsfreiheit beinhaltete, wurde erlassen.

Angeregt durch die physiokratische Lehre sollte eine bessere Ausnützung der Landwirtschaft erzielt werden. Die Zusammenlegung aller Steuern auf die „Grundsteuer", die nicht nach dem Ertrag, sondern nach dem tatsächlichen Grund und Boden zu bemessen war, wurde angestrebt. Dadurch würden brachliegende Ländereien entweder verpachtet oder verkauft werden, was eine höhere Produktion und die Beseitigung der Hungersnöte bedeutete. Dieses Ziel schwebte dem Kaiser vor. Um dies verwirklichen zu können, wurde die Zusammenschreibung (Konskription) und Vermessung angeordnet, wobei der Adel keine Ausnahme bildete. Zur Begründung schrieb der Kaiser: „Die Erde wurde den Menschen von Natur aus geschenkt, sie ist die einzige Quelle, aus der aller Reichtum fließt."

Weiter ist im neuen kaiserlichen Strafgesetz die Todesstrafe abgeschafft worden, weil der Monarch die Ansicht vertrat, daß sie nicht abschreckend wirke.

Josef II. war ein frommer, gottesfürchtiger Mann, nach seinem besten Wissen und Gewissen regulierte er die kirchlichen Angelegenheiten. Er ordnete die Errichtung neuer Pfarreien an und ließ Kirchen renovieren. So erhielten z. B. auch die Gemeinden Gara, Kolut, Vaskut, Szantova, (Herczegszanto), Bikity (Bacsbokod) und Baracska (Nagybaracska) Kapläne. Er verfügte auch die Besoldung der Pfarrer und Schulmeister, was nach seinem Tode wieder aufgehoben wurde.

Im Jahre 1786 ist das neue Erbrecht eingeführt worden, welches die gleichen Erbansprüche aller Kinder festlegte. Dieses Erbrecht ist uns bis zur Vertreibung vertraut gewesen. Anders war es vorher gewesen, wo nur der Erstgeborene das Erbrecht hatte.

Infolge des ersten Anerberechtes erbte nur der erste Sohn die Sessionen. Die anderen blieben ohne Besitz, und nahmen dann die Gelegenheiten, in anderen Orten festen Fuß fassen zu können, gerne wahr.

Um das Jahr 1727 siedelte die Herrschaft Csobor einige raitzische Hirten nach Csavoly an. Der Besitz kam 1730 an den Erzbischof von Kalocsa, der ständig weitere Leute ansiedelte. Wegen den schlechten Lebensbedingungen flüchteten 1746 viele Ureinwohner (Raitzen) in die Nähe von Maria Theresiopel, welche Streusiedlung den Namen Csavoly bekam. So schloß man 1772 einen Urbarium-Vertrag, nach welchem die Raitzen und einige Magyaren, je nach Familiengröße, einen Grund von 8 bis 200 Joch zur Bearbeitung bekamen. Daß es Mangel an Ackerbaukenntnissen oder die Abgaben von Zehent und Robot-Lasten waren, die die Leute beunruhigten, können wir nur vermuten. Fest steht, daß weitere Familien 1778 die Ortschaft verließen. So sah sich der Bischof von Kalocsa (Adam Patachich) als Grundherr gezwungen, weitere Ansiedlungswillige, nämlich Deutsche, die der Landwirtschaft und Profession (Handwerk) kundig waren, anzusiedeln.

Es gab bis 1782 schon viele einzelne deutsche Familien, wie Keller, Friedrich, Klein, Stegner, Fritz, Ginder usw., die dort lebten. Doch 1782 kam das Gros mit mehr als 50 kinderreichen Familien, denen ständig weitere nachfolgten. Dadurch fühlten sich die Ureinwohner trotz getrennter Hausstellen gekränkt und machten zusammen mit dem Pfarrer den sogenannten Reichskolonisten Schwierigkeiten. Der „Volkskaiser", der die Siedlungsgebiete oft, als einfacher Mann gekleidet, zu Roß und Wagen bereiste und nach dem Rechten sah, hatte inzwischen eine große Popularität bei der Bevölkerung erlangt. Die verbitterten Ansiedler faßten daher den Entschluß, dem Kaiser eine Bittschrift zu übergeben, in der es u. a. hieß:

„Euer k. k. Majestät!

Wir sind als deutsche Reichseinwohner im Jahre 1782 von dem verstorbenen Bischof von Kalocsa auf diesem Orth, welcher vorher eine wilde Schafweide war, angesetzet und mit einem Pfarrer begabet worden, aber derselbe ist von Geburt ein Raitze und thut uns alles nur mögliche Unglück an."

Es folgten weitere Klagen über schlechte Behandlung, ungerechtfertigte Forderungen, Belästigungen und harte Gerichtsurteile. Außerdem wurde berichtet, daß der Pfarrer Bosniak zu den Ansiedlern gesagt habe: Wir bleiben hier und die Deutschen müssen fort.

Die Bittschrift unterzeichneten die Kolonisten Steiner, Freilinger (oder Freidinger) und Bauer im Namen der ganzen Gemeinde. Sie baten seine Majestät allergnädigst um Schutz, Hilfe und Erbarmung.

Im Auftrage des Kaisers wurde das Batscher Komitat ersucht, binnen zweier Wochen die Klage der Csavolyer Ansiedler untersuchen zu lassen. Das Komitat hat den Bezirksstuhlrichter von Baja, Voinich, ernannt und von Kalocsa einen Vertrauensmann verlangt, der dann mit dem Oberstuhlrichter die Untersuchung durchzuführen hatte. Wegen mangelnder Unterlagen kennen wir die Untersuchungsergebnisse nicht — die Akten wurden aus blindem Patriotismus verbrannt. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß sich alles zur Zufriedenheit beider Nationalitäten geklärt hat. Auch der Pfarrer blieb weiter in seinem Amt. Bei fortdauernder Uneinigkeit hätte der Kaiser bestimmt schärfer durchgegriffen, wie er es auch bei den zwei Raitzenortschaften Bukcsinovics und Altkaravukova tat. Im allgemeinen hat die Bevölkerung jedoch friedlich mit den Raitzen zusammengelebt. Sogar eine Zusammenheirat beider Nationalitäten war keine Seltenheit. Das beweisen die raitzischen Namen in deutschen Familien, wie Pancsics, Mandics, Ikotics, Milasin, Jerkovics usw.

Josef II. war nicht von blindem Nationalismus und Chauvinismus beseelt. Er sah überall nach dem Rechten, und das war gut so. Interessanterweise diente in seiner Armee ein Feldkurat namens Milasin (der ein Raitze aus der Ortschaft Csavoly war). Bei einer Pulverturmexplosion in Wien fiel dem Kaiser die aufopferungsvolle Betreuung dieses Feldkuraten auf. Mit lasin zog mit der Armee nach Südosten. Nach einer siegreichen Türkenschlacht fragte der Kaiser den Oberkommandierenden, wen er für eine Auszeichnung vorzuschlagen hätte. Dieser sagte, wenn es einer verdient, dann der Feldkurat Milasin. Worauf ihn der Kaiser zum Domherrn ernennen wollte. Der Feldherr machte seine Majestät darauf aufmerksam, daß Milasin ein Franziskaner sei und so die Würde eines Domherrn nicht annehmen dürfe. Darauf ordnete der Kaiser an: „Das tut nichts, dann ernenne ich ihn zum Bischof". So ist aus dem kleinen Feldkurat der Bischof von Stuhlweißenburg geworden, was in den damaligen Zeiten für einen Nicht-Adeligen eine Seltenheit war. Wahrlich eine edle Tat, denn für den Kaiser waren alle Nationalitäten und Klassen gleichberechtigt.

Die aristokratische Gleichgültigkeit brachte oft Kolonisten in bittere Not. 1786 kamen weit über 100 Familien nach Ruma zum Grafen Pejachevich. Hier kümmerte sich niemand um sie. Ihr Elend wurde immer größer. So schrieben sie einen Bittbrief an den ungarischen Hofkammeralverwalter Urmenyi und beklagten sich. Josef II. erfuhr davon und regelte alles zugunsten der Siedler. Einige kamen nach Zombor, Parabuty und viele nach Bácsalmás, wo sogar 100 josefinische Siedlerhäuser für die Kolonisten erbaut wurden. Der Graf Pejachevich mußte sich persönlich beim Kaiser für seine Leichtfertigkeit verantworten.

In der josefinischen Zeit wurden folgende neue Ortschaften errichtet: Tozsa, Cervenka, Neu-Verbas, Kleinker, Sekitsch (Szeghegy), Bulkes und Jarek. Zu den vorhandenen Dörfern wurde dazugebaut in: Palanka, Neu-Sivacz, Soove, Kula, Parabuty, Rácz-Milititis, Brestovacz, Veprovacz, Kernei, Tschonopel, Bezdan, Stanisitsch und Almas.

Die insgesamt 3 300 Häuser mit etwa (jedes ca. 500 Gulden - Silber) kosteten 1 750 000 Gulden. Das war wirklich eine beachtliche Leistung, die nur der österreichische Staat verwirklichen konnte. Unter der josefinischen Zeit wurde aber auch viel für die Industrialisierung getan. Ein Beispiel: 1781 ist in Altofen eine Seidenfabrik mit 40 Maschinen, die 4240 Spulen betätigten, errichtet worden.

Auf dem landwirtschaftlichen Sektor ist Kaiser Josef II. die Einführung von Kartoffeln, Hanf, Tabak usw. zu verdanken. — Leider erlitten viele Errungenschaften nach seinem Tode eine Rückentwicklung.

Überall sorgte der Monarch für Kultur und Bildung. Er war ein „Volkskaiser" der Aufklärungszeit. Vom politischen Fortschritt und der Humanität erhoffte er eine zentralistische Festigung. Aber gerade das störte die ungarische Aristokratie, die von Preußen Rückenstärkung erhielt.

Die preußische Gesandtschaft spielte oft eine wichtigere Rolle als der ungarische Landtag in Preßburg. Es tauchte sogar bei den ungarischen Magnaten der Gedanke auf, einen preußischen König für Ungarn zu wählen. Er lehnte aber aus trifftigen Gründen ab, denn es war nicht leicht, einen Vielvölkerstaat zu regieren.

Wissenswert ist noch, daß die damalige Amtssprache Latein war, welches die Leibeigenen nicht verstanden. Der Kaiser wollte auch diesen Zustand ändern und fragte 1784 bei der ungarischen Kanzlei an, ob sich die magyarische Sprache als offizielle Landessprache eigne. Die ungarische Kanzlei antwortete verneinend. Dann erst wurde angeordnet, die deutsche Sprache als Verbindungssprache in diesem Vielvölkerstaat einzuführen. Eine Germanisierung lag dem Kaiser wirklich fern, weil sie mit dem politischen Denken der Aufklärungszeit nicht vereinbar war.

Wenn man heute die Geschichte rückblickend so betrachtet, so weiß man, daß die damaligen fast revolutionierenden Erlasse inzwischen Realität geworden sind. Auf Anraten seiner Berater nahm der Kaiser zwar viele seiner Verordnungen zurück, doch die Probleme wurden später doch in seinem Sinne gelöst.

Schon zu Lebzeiten zeigte Josef II. seine Bescheidenheit. Der Stadtrat von Ofen wollte ihm 1783 ein Denkmal setzen, doch lehnte er dies mit folgenden Worten ab: „Wenn alle Fehler ausgerottet sein werden und die wahre Liebe zum Vaterland und öffentlichen Wohl wiederhergestellt ist, wenn Handel und Wandel zur Blüte entfaltet sein werden, dann erst verdiene ich eine Gedenksäule."

Ein weiterer Beweis seiner Bescheidenheit ist es, daß er nur in einem einfachen Bronzesarg in der Kapuzinergruft zu Wien beerdigt wurde. Neben ihm ruhen in einem Doppel-Prunksarkophag seine Mutter Maria Theresia und ihr Gatte Franz und harren der Auferstehung.

In einer stillen Stunde sollten wir an den größten Kaiser aller Zeiten denken und unsere Nachwelt an seine Taten erinnern. Die Welt soll wissen, daß er die Leibeigenschaft abschaffte und ihm, dem „barmherzigen Kaiser", viele Errungenschaften zu verdanken sind, die wir heute als Selbstverständlichkeit hinnehmen.



Kapuzinergruft in Wien: Im Vordergrund der Sarkophag Kaiser Josef II., dahinter jener seiner Eltern.



Diese Aufnahme entstand aläßlich des „Tages der Heimat" 1968 in New York. Wir sehen die Kleinsten der Donauschwäbischen Jugendgruppe New York, rechts etwas im Hintergrund die Trachtenkönigin vom Verband der Deutschen aus Rumänien. Auf der Bühne auf beiden Seiten die Fahnengruppe. Am Rednerpult von links nach rechts: Festleiter Adam Roth, Vorsitzender Hans J. Bundy, Vizepräsident Joseph K. Klapper. Im Hintergrund sitzen die Gäste aus dem In- und Ausland.

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(29. Fortsetzung)

Nach der Angliederung der Woiwodina an Jugoslawien gab es im Gegensatze zum rumänischen Banat dort **keinen Bruderzwist.** Warum? Darüber schreibt der weit über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus bekannte und auch im Reich anerkannte Schriftsteller und alte Volksparteiler Otto **Alscher** (der übrigens im Dezember 1944 und nicht, wie irrtümlich angeführt wurde, im Jahre 1945 in einem rumänischen Lager starb) in der „Lugoscher Zeitung" vom 9. März 1930:

„Ein Vergleich mit den an Jugoslawien angegliederten Schwaben ist nicht unangebracht. **Bei diesen gab es keinerlei Bruderkampf, dort gelangte keiner der früheren Feinde ihres Volkstums zu irgendeiner Führerrolle.** Die dort führenden Männer waren **immer** Vorkämpfer für das deutsche Volkstum; sie gingen gleich daran, die angestammten Kulturwerte wieder zu erneuern und neu zu schaffen; obwohl sie unter ungleich schwierigeren Verhältnissen zu kämpfen hatten, gelang ihnen **sehr rasch** die seelische Durchdringung und intellektuelle Hebung ihres Volkes".

Und im **Banat:** „Erst als die völkische Wiedergeburt" — schreibt Alscher — „schon Tatsache geworden, die **nicht mehr zu ändern war,** stellten sich die heutigen Führer und früheren **Gegner** des deutschschwäbischen Volkes an dessen Spitze; anstatt aber auf dem gegebenen Wege (dem Weg der alten Volkspartei, Anm. d. Red.) weiterzubauen, setzte der **häßliche Bruderkampf** ein, **der Kampf der Personen** und nicht für die Sache. Es war fast so, **als wollten jetzt jene, die immer die deutsche Wiedergeburt bekämpft hatten, und wieder an die Macht gelangt waren, Rache nehmen an denen, die nun doch triumphierten".**

Alscher schrieb diese Zeilen vor 38 Jahren und Dr. Kräuter nimmt in seinen „Erinnerungen" immer noch Rache an all jenen, deren Ideen „triumphierten", die selbst aber im Kampfe mit den **materiell wesentlich stärkeren und rücksichtsloseren Interessengruppen unterlagen.**

Seitenhiebe für Junker

Wenn Dr. Kräuter in seinen „Erinnerungen" Dr. Kremling, den er geradesowenig kannte wie seine Gesinnungsgenossen, auf Grund eines Briefes für seine Gruppe beschlagnahmt, um wenigstens damit eine gewisse Kontinuität zwischen den plötzlich zum Schwabentum erwachten einstigen „ungarischen" Parteiführern und der von Dr. Kremling geführten alten Volkspartei herzustellen, so versetzt er dem deutschen Minister Johann Junker gleich mehrere Seitenhiebe: wie Dr. Kräuter bei Adam Müller-Guttenbrunn nicht ankam, so scheint auch sein Antichambrieren bei dem neuernannten deutschen Minister ohne Erfolg geblieben zu sein: **Minister Junker verzichtete auf den von dem Zipser Mittelschulprofessor Dr. Weber protegierten Dr. Kräuter und berief Dr. Kausch zum Sektionsrat in sein Ministerium;** und das genügt, um auch Johann Junker nach der „bewährten Methode" in seinen „Erinnerungen" zu behandeln.

Dr. Kräuter schreibt: „Mit der Durchführung des VI. Volksgesetzes wurde als deutscher Minister **Ende Februar 1919** der Szegediner pensionierte Tafelrichter Johann Junker (1875—1925?) betraut, der bis dahin mit der Politik, zumal mit der deutschen **Volkstumsbewegung** nie etwas zu tun gehabt hatte, obwohl er seine deutsche Abstammung (genau so wie **ich!**) nie verleugnete. Seine Ernennung zum Deutschen Minister (Dr. Kräuter schreibt nach der Röser'schen Orthographie groß!) verdankte er offenbar (!) dem Umstand, daß er weit und breit der **einzige schwäbische Freimaurer war und sogar einen hohen Grad hatte.** Er war die Verkörperung des ungarischen Biedermannes, des ‚régi jó öreg táblabiró', des guten alten Tafelrichters von einst, grundehrlich, gewissenhaft und selbstverständlich bis in die **tiefste Seele ungarisch staatstreu...** Gerade seine Staatstreue hatte ihn ja (ebenso wie Bleyer, Dr. Muth und ihre Gesinnungsgenossen) (gemeint sind doch die 48er? Anm. d. Redaktion) von der gelegentlich mit zentrifugalen Nationalitäten kollaborierenden Ungarländisch-Deutschen **Volkspartei ferngehalten".**

Und nun wird auch Minister Junker in die „Agricola" verwickelt, da „nach den vertraulichen Informationen des Budapester Geschäftsführers der ‚Agricola' (Röser) er schon bei Antritt seines Dienstes auf **verlorenem** Posten stand. Hinzukam — was Brandsch besonders als ‚Agricola-Eigentümer' interessierte — daß ein **bolschewistisches Gewitter** im Anzug war und jeden Tag ausbrechen konnte".

Es ist wirklich kein Vernügen, einen so „glaubensstarken" Katholiken, der sich doch in den zehn Geboten Gottes auskennen müßte, ständig „bewußter Irrtümer" zu überführen. Was Dr. Kräuter hier über den Minister Junker, auf den das Banater schwäbische Volk stolz sein müßte, in seinen „Erinnerungen" von sich gibt, entspricht nicht den Tatsachen.

Wer war Theodor Junker?

Tafelrichter Johann Junker wurde als viertes Kind des Johann Junker am 22. Februar 1864 (und nicht 1875, wie Dr. Kräuter behauptet) in **Marienfeld** geboren. Von 1875 bis 1883 besuchte er das Piaristengymnasium in Szegedin, dann Studium der Rechtswissenschaften in Budapest, im Jahre 1888 Staatsprüfung, von 1889—93 Notär (Assessor) an der königlichen Tafel in Szegedin und nach einer zweijährigen Vorbereitung Bezirksrichter in **Modosch,** der Heimatgemeinde Dr. Kauschs. Von 1895 bis 1912 war Junker Richter am Gerichtshof in **Großbetschkerek** und von 1912 bis zum Zusammenbruch Tafelrichter in **Szegedin.** Alle, die ihn kannten, beschrieben ihn als **vorzüglichen Juristen und guten Deutschen:** sein Bruder **Josef Junker,** ein aufrechter, mutiger Bauer, zählte wie **die ganze Familie zu den sogenannten „Pangermanen"** Marienfelds. (Josef Junker, ein begeisterter „Fußballdrucker", erlitt während eines Fußballspiels am Temeschburger Sportplatz einen Schlaganfall mit tödlichem Ausgang).

Tafelrichter Junker wurde von seinen engeren Landsleuten Dr. Karl und Dr. Otto **Erling,** (beide geborene Marienfelder) den **Vorkämpfern der deutschen Bewegung im Banat,** dem Deutschen Volksrat, beziehungsweise dem Regierungsausschuß zur Ernennung vorgeschlagen. Das Schwergewicht bei der Ernennung der deutschen Beamten lag beim **„Deutschen Volksrat,** da Dr. Bleyer, als das Autonomiegesetz erlassen wurde, den Vorsitz seines Volksrates niederlegte, den der gewesene Torontaler Obergespan Dr. Georg **Steuer** übernahm, der der 48er Partei angehörte. In dem Regierungsausschuß hatten die „Pangermanen" die Mehrheit, da sich außer dem angeblichen Freund Dr. Kräuters, dem Zipser Dr. A. Weber, nur noch wenige Anhänger Bleyers in dem Regierungsausschuß befanden. Der Regierungsausschuß konstituierte sich **anfangs Februar** und nahm nach eingehender Beratung den Standpunkt ein, daß die im Autonomiegesetz gewährleistete Selbständigkeit nur als **„Abschlagszahlung"** betrachtet werden könne. Ein weiterer Ausbau und ehrliche Durchführung des Gesetzes müsse sofort in Angriff genommen werden.

Zum Minister ernannt

Am 9. Februar 1919 berichtet das Budapester „Deutsche Tagblatt", daß auf Wunsch der Regierung der Regierungsrat eine Liste der zu ernennenden Beamten für das deutsche Ministerium einreichen möge. In einer Nachtsitzung wurde — wie es im Halbjahresbericht des Volksrates zu lesen ist — **„der Szegediner** Tafelrichter Johann Junker, ein Banater Schwabe, der sich im öffentlichen Leben infolge seiner richterlichen Laufbahn zwar nicht beteiligt hat, **aber in den deutschen Kreisen Südungarns als guter Deutscher bekannt war, zum deutschen Minister,** Heinrich Kalmár und Dr. Peter Jeckel (ein Siebenbürger Sachse) zu Staatssekretären im Deutschen Ministerium bezeichnet und in den nächsten Tagen **bestätigt."** Der deutsche Minister besuchte mit seinem Staatssekretär Kalmár schon in den nächsten Tagen Westungarn, um Schwierigkeiten bei der Einführung der **Verwaltung** zu beheben. (Daß er auf diese Reise auch Dr. Kräuter — der doch weder mit dem Ministerium, noch mit dem Regierungsausschuß Verbindung hatte, und auch kein Verwaltungsfachmann war, mitnehmen wollte, wie dieser angibt, ist sehr zu bezweifeln.)

Dr. Otto Erling schreibt am **18. November 1918** an Edmund Steinacker, daß Tafelrichter Johann Junker **ein Bruder Josef Junkers sei, der „sehr verständig und couragiert und von imponierendem Äußerem ist. Beide gehören zu uns".** Tafelrichter **Junker** war also schon **vor der „großen Nationalversammlung" in Temeschburg als Minister im Gespräch und sein Bruder Josef Junker gehörte auch dem Ausschuß der „Deutsch-Schwäbischen Volkspartei"** an.

Als die Kommunisten kamen

Als die Kommunisten am 21. März 1919 die Macht übernahmen, wurde der „Deutsche Volksrat für Ungarn" in „Deutscher Kulturbund für Ungarn" umgestaltet, während der „Deutsch-Ungarische Volksrat" (Dr. Bleyer) aufgelöst wurde. **Minister Junker trat zurück.** Statt des deutschen Ministeriums wurde ein „Deutsches Volksamt" sowie ein „Deutscher Landesrat" und ein „Vollzugsausschuß" ins Leben gerufen. Der „Landesrat" setzte sich hauptsächlich aus den gewählten Räten der einzelnen deutschen Gebiete zusammen und beschäftigte sich hauptsächlich mit kulturellen Aufgaben: Der gew. Staatssekretär Heinrich Kalmár wurde „Volksbeauftragter" und Leiter des „Deutschen Volksamtes", von dem alle das Deutschtum betreffenden Verordnungen ausgingen. Das „Deutsche Volksamt", in das die früheren Beamten des deutschen Ministeriums übernommen wurden, wurde als „gegenrevolutionärverdächtig" streng überwacht. (Hedwig Schwind: „Jakob Bleyer, Ein Vorkämpfer und Erwecker des ungarländischen Deutschtums".)

Mit diesem Systemwechsel ging auch die „deutsche Bewegung", die im ganzen Lande einen so erfreulichen Aufschwung nahm, zu Ende: **Von den Versprechungen blieb nichts mehr übrig, der verzweifelte Kampf Prof. Jakob Bleyers, der sich zu einer imposanten Führergröße entwickelte, und sein tragisches Ende sind ja bekannt.**

Man hätte annehmen können, daß das Autonomie-Gesetz, das dem Deutschtum im Verhältnis zu früher weitgehende Rechte zusicherte, und die Ernennung eines deutschen Ministers auch unter der „erwachten" schwäbischen Intelligenz Genugtuung und Freude auslöse. Das trifft aber nicht zu: Im Blatt des Domherrn Blaskovics **„Der Freimütige"** wurde in einer Briefkasten-Notiz das Autonomie-Gesetz (von dem Dr. Kräuter schreibt, daß es die Forderungen des „Schwäbischen Manifestes" erfüllte) als **bedeutungslos** bezeichnet und die Personen des Ministeriums in der üblichen Tonart des Blattes herabgesetzt: **„Minister Junker ist Freimaurer, der Staatssekretär Kalmár Jude und Dr. Kausch kam ‚halt' auch so zufällig hinein."**

Haß, immer wieder Haß

Viel Haß strömte aus dem „Freimütigen" im Laufe seines Bestehens in das schwäbische Volk: **Er erfand die „Los-von-Rom-Bewegung", der Dr. Kräuter einen Teil seiner „Erinnerungen" widmet, im „Freimütigen" wurde Beller zum „Heiratsschwindler" und „Winkeladvokaten" degradiert, die Sachsen, weil sie deutsch und evangelisch waren, beschimpft und die Volksparteiler als „Kirchenfeinde" und „Vaterlandsverräter" denunziert.** Und so mußte auch Minister Junker zum Freimaurer gestempelt werden. Dr. Kräuter wühlt in den vergilbten Blättern des Hasses und frischt die persönlichen Angriffe wieder auf.

Am 8. Mai 1919 wurde von bewährten Männern der deutschen Bewegung, unterstützt von dem deutsch gebliebenen **städtischen Bürgertum** (Dr. Kräuter bezeichnet die Gründung als „Putsch") der „Deutsch-Schwäbische Kulturverband" gegründet und der gew. Minister Junker zum **Bundesobmann** gewählt. Darüber weiß Dr. Kräuter folgende Geschichte zu erzählen: „Der gewesene Budapester Deutsche (zum zweiten Male großgeschrieben) Minister **türmte** nach der bolschewistischen Machtergreifung in seine Banater Geburtsgemeinde Marienfeld. **Einige Male wurde er auch in Temeschwar gesehen, aber nie bei Veranstaltungen des Josefstädter Klubs oder des Kulturverbandes.** Das Märchen seiner ‚Wahl' wurde von Kausch 1939 **erfunden** und in seinem Buch veröffentlicht, weil er wußte, daß Junker, der als **treuer ungarischer Patriot** nach Szegedin zurückkehrte, sobald hier die Luft rein war, 1939 schon seit vielen Jahren im Szegediner Friedhof ruhte und nicht protestieren konnte gegen die Behauptung, daß er Bundesobmann des Kulturverbandes gewesen sei, der sich rühmte, den Anschluß an Rumänien erklärt zu haben."

Auch diese Dr. Kräuter'sche „Erzählung" entspricht nicht der Wahrheit. Denn Minister Junker, der nicht nur in Marienfeld, sondern **auch in Temeschburg eine Wohnung hatte, wurde nicht nur zum Bundesobmann gewählt, sondern nahm auch an den Ausschußsitzungen des Kulturverbandes teil;** er kehrte nur deshalb nach Szegedin zurück, um seine **berechtigten Pensionsansprüche** zu regeln — **und nicht, weil er mit der deutschen Bewegung nicht einverstanden gewesen wäre.**

Johann Junker starb am 9. Juni 1922 in Szegedin und ruht dort auf dem Städt. Friedhof. (Josef V. Senz hat übrigens in seiner vorzüglich redigierten Sparte: „Donauschwäbische Gedenktage" in unserem Blatt zutreffende biographische Daten über ihn veröffentlicht, Anm. d. Red.) Es ist ein Jammer, daß Dr. Kräuter bei der Schilderung des Lebens ihm nicht genehmer Personen nicht einmal zufällig bei der Wahrheit bleibt. Und immer wieder kommt er auf die **„Staatstreue"** zurück, als ob diese im Gegensatz zur **„Volkstreue"** stünde.

Amüsante Erzählung

Was Dr. Kräuter dann noch über die Ernennung Dr. Kauschs zum Sektionsrat im Deutschen Ministerium, der ihn ausgestochen hat, erzählt, ist sehr amüsant. Obwohl Dr. Eschker ihn vorschlug, wurde doch Dr. Kausch, „der Kandidat Tenglers", ernannt, denn, **„wer wollte schon in das vom Bolschewismus bedrohte Budapest delegiert werden?"** — schreibt Dr. Kräuter. Also wohl **deutsch sein — aber ohne Gefahr und persönliche Opfer. Die Opfer mußten immer die „Volkstreuen" bringen.** Auch jetzt! Aber einen Auftrag hatte er doch von dem „revolutionären" Schwabenrat bekommen: er mußte auf „seiner Reise nach Budapest (also doch!) in Szegedin Station machen", da er „Kausch, den Kandidaten Tenglers, aufsuchen und ihn **gegebenfalls(?) als Kandidaten des Schwabenrates dem ‚Deutschen'** **Minister vorschlagen sollte.** Das geschah dann auch und obwohl er bei meinem Besuch auf mich keinen überwältigenden Eindruck machte (was wahrscheinlich auf Gegenseitigkeit beruhte, Anm. d. Red.) zog Dr. Michael Kausch am 1. März 1919 als **Berichterstatter** für Banater deutsche Schulfragen in das Budapester Deutsche(!) Ministerium ein." Also Dr. Kausch, der alte „Pangermane", kann es dem „Madjaronen" Dr. Kräuter verdanken, daß er in das deutsche Ministerium kam, an dessen Spitze — wie erwähnt — **ein Mann stand, dessen Beziehungen zu den deutschbewußten Politikern in eingeweihten Kreisen bekannt waren!** Was er außerdem noch über seinen angeblichen Freund Dr. Weber, der — wie Dr. Kräuter schreibt — „neben dem damaligen **Nationalitätenminister Kalmár** (der Minister war doch Junker! Anm. d. Red.) als Orts- und sachkundiger **Referent** die deutschen Schulfragen seiner Zipser Heimat und der Hauptstadt bearbeitete, selbstverständlich ohne zwinglichen Dienstgrad", sagt, ist geradeso unglaubwürdig wie seine Budapester „Exkursion" überhaupt. Dr. Weber bekleidete nur eine **untergeordnete Stelle, sein Vorgesetzter war eben der Sektionschef Dr. Kausch, während Dr. Kräuter nur „gutachtliche Meldungen" dem ungarischen Unterrichtsministerium zu erstatten hatte.**

(Fortsetzung folgt)

Kurzer Traum

Als ich mitten in der Großstadt
an der Haltestelle stand,
hört' ich plötzlich Zitherklänge
wie aus einem andern Land.

Und es war mir wie das Träumen
einer längst entschwund'nen Zeit,
und ich dachte traumverloren —
meiner Jugendseligkeit.

Niemals hört' ich diese Weisen
so empfunden wie grad' jetzt,
doch der Traum ging schnell
vorüber —
weil die Großstadt — weiterhetzt.

Bruno Döring

Landsleute!

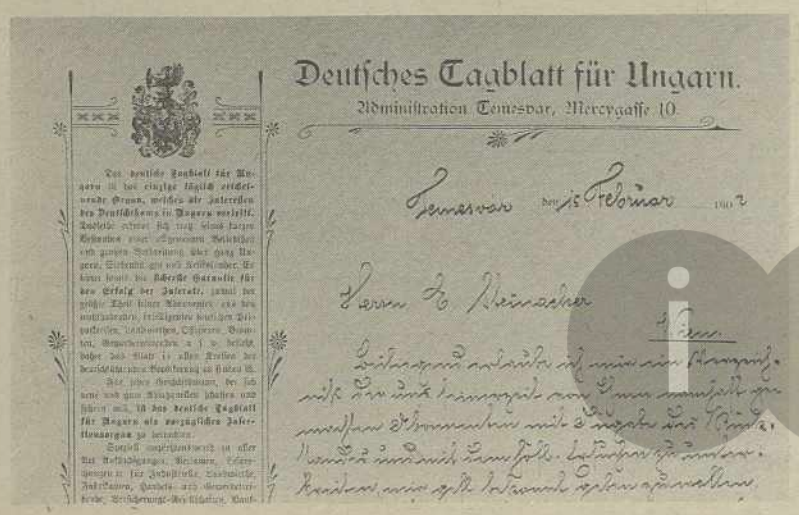
Je mehr Abonnenten eine Zeitung hat, desto durchdringender ihre Stimme! Stärkt Eure Heimatzeitung, werbt Neubezieher für den

‚Donauschwaben'

Franztaler Kirchweihfest 1968

Das diesjährige Kirchweihfest findet aus verschiedenen Gründen bereits am Samstag, dem 14. September, statt. Wie alljährlich, treffen wir uns auch diesmal wieder in der Turnhalle zu Stuttgart-Weilimdorf. Die donauschwäbische Kapelle „Eintracht" wird unter der Leitung des Kapellmeisters Lorenz Djemand zur Unterhaltung und zum Tanz aufspielen. Saalöffnung um 15 Uhr, Tanzbeginn um 19 Uhr. Der Festausschuß lädt alle Franztaler Landsleute zu diesem Kirchweihfest recht herzlich ein und bittet um zahlreiches Erscheinen. Landsleute, die Bekannte haben, die auch am Kirchweihfest teilnehmen wollen, sollen diese mitbringen.

Mathias Linz


Deutsches Tagblatt für Ungarn.
Administration Temesvar, Mercygasse 10.
Temesvar den 15 Februar 1902
Herrn K. Weinacker


„Gross-Kikindaer Zeitung"
GROSS-KIKINDA.
Herausgeber und Schriftleiter: ARTHUR KORN.
Gross-Kikinda, den 29ten October 1901
Geehrter Freund!

Ein Tag in Hatzfeld

Beobachtungen eines 17jährigen bundesrepublikanischen Donauschwaben

Zwölf Tage war ich nun schon in Lenauheim und genoß meinen Urlaub in vollen Zügen. Jeden Tag brannte die Sonne vom Himmel und trocknete die Erde aus. Die drückende Schwüle war unerträglich. Von morgens 10 Uhr bis in den späten Nachmittag hinein waren die Straßen menschenleer. Nur Pferdegespanne und Lastwagen der Kollektivarbeiter ratterten über die ungepflasterten Straßen und wirbelten haushohe Staubwolken auf. Erst gegen Abend, wenn die Sonne lange Schatten warf, kam Leben in das Dorf. Man traf sich auf der Straße, besuchte einander und sprach über das Wetter und über die alten Zeiten. Was mir am meisten während meines Aufenthaltes in Rumänien auffiel, war die Freundschaft der Menschen untereinander. Schnell hatte ich Freunde gefunden, die für mich sogar eine Party veranstalteten.

Es war am 13. Tag. Um 5.30 Uhr stand ich auf. Meine erste Sorge galt dem Wetter. Graue Wolken hingen am Himmel und es sah keineswegs nach Badewetter aus. Verärgert zog ich eine Jacke an, und während ich zum Bahnhof ging, hoffte ich insgeheim auf Sonne und blauen Himmel.

Ich hatte mich mit meiner Brieffreundin verabredet und holte sie ab. Zusammen erreichten wir den Zug und fuhren um 6.30 Uhr in Richtung Hatzfeld ab. Entgegen meinen Erwartungen waren die Sitze der Wagen gepolstert. Ich hatte nämlich früher schon mit den rumänischen Zügen schlechte Erfahrungen gemacht. Wir fanden einen Platz und setzten uns. Nach 10 Minuten begann es zu regnen.

„Schade", sagte Heidi seufzend, „wir haben vielleicht ein Pech!" — „Ja", entgegnete ich, „aber was machen wir nun so lange in Jimbolia (Hatzfeld)?" — „Ich weiß nicht? Wenn es dort nicht so sehr regnet, zeige ich dir die Stadt, gutt?" — „Na schön, ich lasse mich von dir führen", entgegnete ich. (Das Wörtchen „gutt" wird kurz gesprochen und ist eine Redensart, der ich oft begegnet bin und die ich schließlich selbst angewendet habe. Es bedeutet bei einer Frage: Bist du einverstanden. Und bei einer Antwort: Es ist in Ordnung. So wie das amerikanische O. K.).

Hatzfeld liegt nahe der rumänisch-jugoslawischen Grenze. Deshalb gibt es dort sehr viele Soldaten, und es wird oft kontrolliert. Als wir ausgestiegen waren, erblickte ich zwei Männer in Uniform an der Bahnhofssperre. Der eine hatte einen Ausweis in der Hand und schaute jeden Passanten an. Heidi lächelte mir zu und nachdem wir die Sperre ungehindert passiert hatten, sagte sie: „Das ist nichts Neues. Die suchen jemanden." Ich blickte lächelnd zurück. Bei mir war alles in Ordnung, ich hatte meinen Reisepaß und den Personalausweis dabei.

Wir überschritten eine Straße und erreichten den Gehweg. Es regnete nicht mehr, doch der Himmel war immer noch bedeckt und graue Wolken ließen die Sonne verschwinden. Das Pflaster der gewölbten Straße erschien glitschignaß. Kein Auto war zu sehen, nur Fuhrwerke, die hin und wieder ratternd an uns vorbeifuhren.

Es war noch früher Morgen und die Geschäfte geschlossen, deshalb schauten wir die Schaufenster an und ich mußte mir gestehen, es gab alles zu kaufen. Leider sehr teuer und für die meisten Leute unerschwinglich.

Gerade noch rechtzeitig erreichten wir eine Gaststätte und hatten uns kaum an einem freien Tisch niedergelassen, da begann es in Strömen zu regnen. Die Tür des kleinen Raumes stand offen und wir saßen etwa sechs Meter von ihr entfernt nahe der Wand. Hinter der Theke, die man mit acht Schritten erreichen konnte, stand ein junger Mann. Mit großem Geschick füllte er die leergetrunkenen Gläser der Gäste, um danach eilig an unseren Tisch zu kommen. Sehr höflich fragte er nach unseren Wünschen. Er redete, natürlich mit einem kleinen Akzent, jedoch meines Erachtens nach sehr gut deutsch. Da es vorerst nichts anderes gab, bestellten wir jeder ein Stück gebackene Leber. Noch nie in meinem Leben — ich bin, „Schnitzel" ausgenommen, Vegetarier — hatte ich Leber gegessen und ausgerechnet hier... Noch während ich darüber nachdachte stand Jack (sein bürgerlicher Name war Jakob), ein Bekannter, den wir unterwegs getroffen hatten, auf und fragte: „Was wollt ihr trinken: Wein, Soda oder Schnaps?" — „Für mich Wein", entschied ich, während Heidi von Getränken absah. Jack ging an die Theke und verlangte von der Frau des Wirtes, die diesen nun vertrat, die Getränke.

Viele Leute waren inzwischen eingetreten und ich hatte Gelegenheit, einige zu beobachten. Rechts von uns hatte sich eine Familie niedergelassen. Die Eltern waren ärmlich gekleidet. Ihr Sohn, er war noch keine acht Jahre alt, lief fortwährend zwischen seinem Platz und der Theke hin und her und brachte seinem Vater scharfe Getränke. Man sah es ihnen an, sie waren Zigeuner ohne festen Wohnsitz. Das verriet allein schon das viele Gepäck, das sie bei sich hatten.

Die Stütze Ihrer Gesundheit! ALPE FRANZBRANNTWEIN ORIGINAL Erzeugnis der ehem. ALPA Werke in BRÜNN ALPE-CHEMA-CHAM/BAY

Das Essen wurde aufgetragen und ich war erstaunt: Neben dem handgroßen Stück Leber erhielt jeder von uns grünen Paprika und zwei geschnittene Tomaten, dazu genügend viele Semmeln. „Ich bin gespannt, ab ich alles zwinge!?", sagte ich. Und auch Heidi hatte bedenken. „Oh, so groß ist mein Hunger nun auch wieder nicht", meinte sie. Jack sagte nichts. Ganz ruhig fing er an zu essen und so griffen auch wir zu Messer und Gabel. Meine Sorgen waren umsonst gewesen. Das Essen war fabelhaft, und der Wein schmeckte ausgezeichnet dazu. Doch alles konnte ich nicht verzehren, es war zu viel. Jack hatte inzwischen alles gegessen. Aber auch Heidi hatte ein Stück übrig gelassen. Wir plauderten ein wenig über dieses und jenes und kamen schließlich auf meine Abreise zu sprechen. „Wie lange bist du noch hier?", wollte Jack wissen. „Donnerstag reise ich ab, leider!", bedauerte ich. „Wirklich schade. Wir haben uns zu spät kennengelernt." Mit diesen Worten erhob er sich und schritt zur Theke.

„Wirklich?", sagte Heidi traurig lächelnd.

„Kannst du die Abreise nicht um ein- oder zwei Tage verschieben?" — „Du weißt, wie gerne ich das tun würde, aber es geht nicht. Erstens verfallen dann meine Platzkarten für den Zug, und zweitens erwarten mich meine Eltern am Freitag. Meine Mutter würde sich sehr sorgen, wenn ich nicht ankäme. Du verstehst mich doch?" „Ja", sie senkte den Blick.

Jack kam zurück. „Für mich wird es Zeit. Ihr werdet sicher noch hierbleiben; doch ich muß zum Bahnhof. Ich habe schon alles bezahlt." Ich wollte dazwischenreden, doch er winkte ab. Er reichte mir die Hand: „Mach's gut, Hans, und komm' gut heim. — Auf Heidi passe ich schon auf, wenn du nicht mehr hier bist." Er blinzelte mir lächelnd zu und verschwand mit einem „Servus" durch die Tür.

Es hatte aufgehört zu regnen.

Heidi, die noch etwas wichtiges zu erledigen hatte, ging nun ebenfalls hinaus und versprach mir, bald wiederzukommen.

Ich war jetzt allein und wurde auf einen alten Mann aufmerksam, der mit einem Glas Schnaps in der Hand auf mich zukam. Er sprach mich rumänisch an, doch da ich die Sprache leider nicht beherrsche, sagte ich auf deutsch: „Entschuldigen sie, ich kann sie nicht verstehen. Ich bin Deutscher!" — „Ach so", redete er nun fließend in deutscher Sprache. „Ich fragte sie eben: ‚Hat das Essen gut geschmeckt?' " — „Oh ja", lachte ich, „ausgezeichnet". — „Das ist schön". — Aber sie haben etwas übriggelassen!" — „Ja, es war sehr viel, und außerdem habe ich heute früh schon einmal gegessen." — „Dann essen sie das nicht mehr?" — „Nein." — „Darf ich es mir nehmen?" Ich war sprachlos. Das hatte ich noch nie erlebt. „Meinetwegen", brachte ich hervor und beobachtete mit Erstaunen, wie der Alte sein Taschentuch hervorzog, es auf dem Tisch ausbreitete und die Leberreste samt Paprika, Tomaten und Semmeln hineinlegte, das Tuch wieder zusammenfaltete und in seiner Hosentasche verschwinden ließ. „Danke schön", sagte er mir zunickend und setzte sich wieder neben mich auf seinen Platz.

„Das Wetter ist schlecht", meinte er. „Ich müßte dann noch Brot kaufen gehen, aber ich habe kein Geld mehr. Für zwei Lei (= 50 Pfennige) würde ich es bekommen..." Ich ahnte, auf was er hinauswollte: Ich sollte ihm zwei Lei geben. „Ohne mich", dachte ich; denn wer Schnaps trinkt, kann sich auch Brot leisten.

„Haben sie denn keine Arbeit?", versuchte ich abzulenken. „Ich kann nicht mehr arbeiten, ich bin schon zu alt, 65 Jahre." Er sah mir aber gar nicht danach aus. „Naja, ich verstehe. — Was werden sie nun tun?" — „Wenn ich zwei Lei hätte..." fing er wieder an. Eine kurze Stille trat ein und nach ein paar Sekunden trank er sein Glas aus und erhob sich. „Nochmals Dankeschön und auf Wiedersehen", sagte er und trottete hinaus.

Kurze Zeit später kam Heidi zurück. „Du hast dich sicher gelangweilt?", fragte sie etwas besorgt. „Wo denkst du hin", entgegnete ich, „ich sorge schon dafür, daß ich keine Langeweile habe. — Du, ich habe eben etwas Merkwürdiges erlebt..." Ich erzählte ihr die Geschichte mit dem alten Mann und sie lachte. „Sowas gibt's bei euch nicht, wie?" — „Ich weiß es nicht. Ich habe das noch nie erlebt."

Nach diesem Gespräch verließen wir das Gasthaus. Heidi wollte noch etwas einkaufen. Wir betraten das Geschäft. Interessiert sah ich mich um, doch ich fand nichts anderes als bei uns. Hier besah sich eine Frau Strümpfe, dort kaufte eine Taschentücher und eine dritte war über einen Pullover entzückt, den die Verkäuferin ihr zeigte. Diese sprachen rumänisch aber auch deutsch, und zwar im donauschwäbischen Dialekt, den man im Banat überall hört. Ich habe einmal mit einem Rumänen schwäbisch gesprochen, und er hat mir gesagt, er könne mich sehr gut verstehen. Nur wenn ich nach der Schrift spräche, wisse er nicht mehr, was ich meine.

Jetzt kam Heidi an die Reihe. Sie sprach zwar nach der Schrift, doch ich möchte, um dem Leser diesen Dialekt vor Augen zu führen, das Gespräch, das sie mit der Verkäuferin führte, wortwörtlich widergeben: „Was willt ihr?", fragte die Frau. „Hät ihr farbichi Bäner do?", wollte Heidi wissen. „For was braucht ihr se dann?" — „Ich wes net, ich soll se for e Kumeratin metbrenge." — Die Verkäuferin drehte sich um und schüttelte nach kurzem nachsehen den Kopf. „Mir han a gar kenni mer do. — Vielleicht grid ihr se in am anre Gschäft!"

Ja, ungefähr so klingt es. Ich habe von meinen Großeltern einen Satz aufgeschnappt, der, wenn ich ihn zuhause sage, immer Gelächter hervorruft. Er lautet: Kenner kumt ren, zäht die Schträmb an, de Wend geht. (Kinder kommt herein, zieht eure Strümpfe an, der Wind geht.)

Nachdem wir das Geschäft verlassen hatten, gingen wir langsam der Straße entlang und die Sonne schien nun warm vom Himmel. Wir sollten bei Else, das ist eine Freundin von Heidi, zu Mittag essen; doch zunächst hatte ich etwas anderes vor.

„Komm", hielt ich Heidi an, „bevor wir zu Else gehen, schauen wir uns die Kirche an, gutt?" — „Gutt. — Elses Vater und ihr Bruder spielen Orgel. Vielleicht übt einer gerade."

Die schwere Flügeltür ließ sich leicht öffnen, und wir betraten einen kleinen Vorraum, der vor uns, durch ein Eisengitter abgetrennt, in das Schiff mündete. Rechts und links führten Holztreppen nach oben. Jemand spielte Orgel. Erfüllt vom Zauber der Musik, ging ich leise auf Zehenspitzen die linke Treppe hinauf und erreichte, gefolgt von Heidi, das Chor. Dort spielte ein Junge, ich schätzte sein Alter auf 15 Jahre, das Instrument, dessen Klang die Kirche geheimnisvoll in sich aufnahm. Als der Junge uns sah, brach er sein Spiel abrupt ab.

„Heidi, an dich habe ich am allerwenigsten gedacht. — Grüß dich!" rief er aus. — „Servus", lachte Heidi, „darf ich vorstellen..." sie nannte meinen Namen und stellte ihn auch mir vor. Ich fand Peter vom ersten Augenblick an sympatisch, und ich sollte meine Meinung auch später nicht ändern. Nach der leise geführten Begrüßung blickten wir vom Chor aus ins Schiff und ich sah die Pracht dieser Kirche. — Dann stiegen wir wieder hinab und gingen, nachdem wir Weihwasser genommen hatten, durch die Gittertür in das Kirchenschiff. Es glänzte und strahlte.

Als wir wieder draußen waren, schlug es vom Turm 11.30 Uhr. „Jetzt müssen wir uns aber beeieilen", drängte Peter. „Das Mittagessen wird gleich fertig sein."

Freundlich wurden wir von der Familie aufgenommen. Zu Mittag gab es Gulasch und nachher sprachen wir über westdeutsche Schlager und über die Mode. Ich war erstaunt über das Interesse, doch es waren ja auch junge Menschen, so wie ich. — Ich habe zwar während meines Besuches keine Miniröcke, so wie sie bei uns getragen werden, gesehen; doch die Mädchen lassen auch schon etwas ahnen. Auch Heidi trug kniefreie Röcke.

Wir unterhielten uns noch eine Zeitlang, und dann wurde es Zeit für uns zu gehen. Wir verabschiedeten uns von der netten Familie und eilten zum Bahnhof. Gerade noch rechtzeitig erreichten wir den Zug. Wir fuhren an den Häusern vorbei und verließen die Stadt. Hoch überragte der Kirchturm den Ort und glänzte silbern in der Sonne.

Heidi stand neben mir am Fenster. „Ich danke dir", sagte ich, „ich danke dir für diesen schönen Tag."

Hans Enderle

„Krönung der Patenschaft"

Donauschwaben trafen sich in Sindelfingen

Von den Ereignissen in der CSSR war am Wochenende das Bundestreffen der Donauschwaben in ihrer Patenstadt Sindelfingen überschattet. So mahnte der baden-württembergische Finanzminister Gleichauf in der Hauptkundgebung, bei aller Verständigungsbereitschaft wachsam zu sein. Der Finanzminister hob hervor, daß es Baden-Württemberg mit seiner 1954 verkündeten Patenschaft über die Donauschwaben stets sehr ernst genommen habe. Die Patenschaft sei mit der Konstituierung des Vereins „Haus der Donauschwaben" nun gekrönt worden. Nach langen Vorbereitungen sei der Weg zum Bau einer Stätte der Begegnung und Sammlung donauschwäbischen Kulturgutes in Sindelfingen geebnet. Trotz der schwierigen Finanzlage steure das Land zu diesem Bau 500 000 Mark der 1,2 Millionen Mark Gesamtkosten bei.

Der Donauschwaben-Kulturpreis wurde in diesem Jahr in einer Höhe von 5000 Mark dem aus dem jugoslawischen Banat stammenden Professor Dr. phil. Dr. theol. Wilhelm Keilbach verliehen. Die beiden Förderpreise von je 2500 Mark gingen an den aus dem rumänischen Banat stammenden Lyriker Dr. Klaus Günther (Schorndorf) und an den aus Ungarn vertriebenen Schriftsteller Dr. Hans Christ (Marienberg/Westerwald).

Der „Donauschwabe" wird über den Verlauf des „Tages der Donauschwaben" in Sindelfingen demnächst ausführlicher berichten.

Donauschwäbische Gedenktage

12. September 1683:

Der Sieg der kaiserlichen Truppen gegen die Türken am Kahlenberg bei Wien

Im Zuge der deutschen Ostsiedlung der Neuzeit sind die Vorfahren der Donauschwaben in das pannonische Becken gekommen. Der eigentliche Beginn dieser Südostwanderung ist nicht einfach zu bestimmen. Bei der Übernahme der ungarischen Königskrone nach der Mohatscher Schlacht (1526) hatten die Habsburger zunächst eine schwere Verteidigungsaufgabe zu vollbringen. Unter tatkräftiger Mithilfe madjarischer Habsburggegner war der größte Teil Ungarns unter türkische Herrschaft geraten. Nur ein schmaler Streifen im Westen und Norden Ungarns blieb türkenfrei. Mit äußerster Anstrengung konnte ein weiteres Vordringen verhindert werden. Die Verteidigung des übernommenen Restungarns war nur mit ausgiebiger Hilfe des Reiches möglich. Die ungarischen Kriegssteuern reichten dazu keinesfalls aus. Auch die Burgbesatzungen im freien Teil Ungarns bestanden im 16. Jahrhundert zur Hälfte aus Deutschen, weil die Madjaren nicht ausreichten. Wie neuere Forschungen nachwiesen, sind in dieser Zeit aber auch deutsche Zivilisten in das freie oder befreite Ungarn eingewandert, um die zerstörten Städte und Festungen aufzubauen und zu bevölkern. Es kann daher bei dieser Einwanderung bereits von Vorläufern der späteren „Schwabenzüge" gesprochen werden.

Der eigentliche große Wendepunkt in den Bemühungen um Befreiung und Wiederaufbau Ungarns stellt die am 12. September 1683 erfolgte Niederlage der Türken in der Schlacht am Kahlenberg bei Wien dar. Bereits früher hatten die Türken einige Male versucht, Wien, das ihnen den weiteren Vorstoß versperrte, zu nehmen. Es war aber immer mißlungen. Und nun versuchte es der türkische Feldherr Kara Mustapha, der sich vom Sohne eines anatolischen Obsthändlers zum beherrschenden Staatsmann des Osmanenreiches emporgeschwungen hatte, mit einem mächtigen Heere von 200 000 Mann, gegen das die einzelnen Länderaufgebote nicht aufkamen. Es war die schwierige Aufgabe des Kaisers und seiner Diplomatie, gegen diese drohende Gefahr eine große christliche aktive Koalition auf die Beine zu stellen. Es gelang die Herauslösung Polens aus der französischen Allianz. Dem Bündnis zwischen Kaiser, Papst und Polenkönig schlossen sich Venedig und auch Spanien an, das finanzielle Hilfe versprach. Im entscheidenden Augenblick kam auch aus den Reichsländern Hilfe: aus Bayern, aus Kursachsen und Reichsgeneralfeldmarschall Fürst von Waldeck führte schwäbische und fränkische Kreistruppen heran. Der mit Frankreich verbündete Große Kurfürst war allerdings an der Befreiung Wiens nicht beteiligt.

Paprika

sowie Tortenblätter, Franzbranntwein, Kakao, Mohn, geräucherte Bratwürste u. sämtliche Back- und Schlachtgewürze liefert billigst **Karl Putterer, Würzburg,** Frankfurter Str. 33a. Bei Paprika und Gewürzen ab 25,— DM portofrei.

Die befestigte Stadt Wien wurde von Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg verteidigt. Am 7. Juli verließ der kaiserliche Hof die Hauptstadt, um sich am rechten Donauufer nach Linz und weiter nach Passau zu begeben, gefolgt von allen denen, die Pferd und Wagen zur Verfügung hatten. Die vornehmste Stadt des Reiches, das Bollwerk des christlichen Abendlandes, in dem sich noch 60 000 Menschen aufhielten, erwartete den Zugriff der türkischen Armee. Kara Mustapha hatte sich die Eroberung der Stadt zum Ziele gesetzt. Da er als Seraskier (Kronfeldherr) alle Vollmachten besaß und wie der Sultan selbst befahl, war sein Wille maßgebend. Stimmen der Vernunft, die in einer langen Belagerung eine Gefahr erblickten, schenkte er kein Gehör. Die Vorbereitungen für den Entsatz der eingeschlossenen Stadt, die im August allmählich zur Vollendung gediehen, übersah er in seinem blinden Ehrgeiz. Die Bürgerschaft und die Besatzung leisteten das Menschenmögliche. Selbst die wildeste Tapferkeit der fanatisierten Türken vermochte sich nicht den Weg in die Stadt zu bahnen.

So war denn endlich der 12. September, der große Tag Österreichs, gekommen. Das christliche Heer von rund 65 000 Mann, in dem drei Viertel Deutsche waren, stand bereit. Am linken Flügel, unmittelbar an der Donau, standen die kaiserlichen und sächsischen Einheiten, in der Mitte am Kahlenberg die Reichstruppen, Bayern, Schwaben und Franken, den rechten Flügel in der Gegend von Hütteldorf bildeten die Polen. Nachdem noch der Segen des Himmels herabgefleht war, setzte sich das Befreiungsheer nach dem sorgfältig ausgearbeiteten Plan von Herzog Karl von Lothringen in Bewegung, und die Schlacht begann. Der erfolgreiche Angriff entfaltete eine solche Wucht, daß die in Verwirrung geratenen türkischen Reihen in regelloser Panik die Flucht ergriffen, die auch Kara Mustapha mit sich fortriß. Das 50 000 Zelte umfassende Lager der Türken fiel in die Hände der Sieger.

Bald wurde die epochale Bedeutung dieses vollkommenen Sieges klar. Österreich war von der Türkengefahr endgültig befreit. Deutschland atmete auf. Die siegreichen kaiserlichen Heere drängten in den nächsten Jahren die Türken auch aus Ungarn. Damit stand dieses unter der Türkenherrschaft entvölkerte und verwahrloste Land zum Wiederaufbau und zur Wiederbesiedlung, damit aber auch zur Aufnahme gerufener deutscher Siedler bereit, aus deren Nachfahren im Laufe der nächsten Jahrhunderte der jüngste deutsche Neustamm — die Donauschwaben — sich entwickelte.

jvs

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(30. Fortsetzung)

Bemerkenswert ist im Zusammenhange mit dem Deutschen Ministerium das Rundschreiben des Deutschen Volksrates für Ungarn an die deutschen Volksräte der Gemeinden, das zur Zusammenarbeit mit der Budapester Zentrale im Sinne des Volksgesetzes VI:1919, das den Deutschen das Recht auf eigene Selbstverwaltung, Schulen u. s. w. zusichert, aufruft. Das Rundschreiben des Deutschen Volksrates über die Verdeutschung der Schulen wurde bereits nach der Erlassung der Lovászy'schen Schulverordnung vom November 1918 an die Gemeinden verschickt. Nach Anleitungen über die rechtliche Form der Volksratsgründung heißt es in dem Rundschreiben:

„Der deutsche Gemeindevolksrat vereinigt, wie der Deutsche Volksrat für Ungarn (Dr. Kremling - Brandsch - Kálmar, Anm. d. Red.) **alle Deutschen ohne Unterschied der Partei, des Standes und des Glaubens; im deutschen Volksrat sind alle Parteiinteressen zu vergessen und der Gedanke nur dem Schutze des Deutschtums zu widmen. Der deutsche Sozialdemokrat kämpfte Schulter an Schulter mit dem Anhänger des deutschen Bauernbundes und den Christlichsozialen** (geführt von dem Prälaten **Giesswein**, Anm. d. Red.) **für die deutschen Schulen und die deutsche Kultur. Jeder schätze und achte den Mann der Gegenpartei, der offen und ehrlich seine Gesinnung zeigt, und lasse ihn bei seiner Überzeugung.**"

„Genau so wie der Deutsche Volksrat für Ungarn **keine ausübende** Gewalt besitzt und keine Nebenregierung darstellt, so ist der Gemeindevolksrat keine ausführende, sondern nur eine überwachende Körperschaft. Der deutsche Volksrat der Gemeinde bringt den deutschen Volkswillen zur Geltung, überwacht die Tätigkeit des Schulstuhles, der Gemeindevertretung usw., schützt und fördert das Deutschtum. Er regt die Bildung von Fortbildungsklassen, Lesevereinen, Volksbibliotheken, Vereinen usw. an, welche zur politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Hebung des Deutschtums geeignet sind.

Gesuche, Beschwerden von einzelnen Personen, Vereinen sind direkt, diejenigen der ganzen Gemeinde grundsätzlich im vorgeschriebenen Amtswege an das Deutsche Ministerium in Budapest, V. Klotildegasse 15, zu leiten. Nur **in dringenden Fällen**, oder wenn die Gewißheit vorhanden ist, daß derartige Anliegen von den amtlichen Zwischenstellen nicht weitergeleitet werden, sind die Volksräte ermächtigt, **diese Akten dem Deutschen Volksrat für Ungarn** zur Vorlage an das Deutsche Ministerium zu **überreichen.**

Gemeinderichter, Notäre oder sonstige Amtspersonen, die das alte System der Unterdrückung der Deutschen fortsetzen, sind uns unnachsichtlich vom deutschen Volksrat der Gemeinde zur Anzeige zu bringen.

Redner, die in deutschen Gemeinden die Bevölkerung vom Deutschtum abbringen wollen, verstoßen gegen das erlassene Volksgesetz, sind als Feinde der neuen Ordnung zu betrachten und sofort auszuweisen. Delegierte des Deutschen Volksrates für Ungarn erhalten entweder vom Deutschen Volksrate oder von der sozialdemokratischen Parteileitung Beglaubigungsschreiben und Redner ohne dieses Ausweispapier sind nicht zu dulden."

Diese **liberalen** und **toleranten** Grundsätze, die auch die Hauptgründe des Programms der alten Volkspartei zu verwirklichen trachteten, **hätten die Grundlage zur Einigung der Deutschen in Ungarn bilden können.** Im „Schwäbischen Manifest" fehlen sie aber.

Gesinnungsfreund vorgezogen

Als dieses Rundschreiben des Deutschen Volksrates für Ungarn in Zusammenarbeit mit dem „Deutschen Ministerium" erlassen wurde, stand an dessen Spitze Johann **Junker** als Minister und Dr. Michael **Kausch** bekleidete die Stelle eines Sektionsrates. Auffallend ist die scharfe Stellungnahme gegen die Amtsorgane der Gemeinden, die die Unterdrückung der Deutschen fortsetzen wollen. Und solche gab es **noch sehr viele, besonders im Banat, gegen die in erster Linie die als „Pangermanen" versoptteten Volksparteiler auftraten.**

Dr. Kausch wurde vom Budapester „Deutschen Volksrat" vorgeschlagen und von Minister Junker akzeptiert. Denn dieser kannte Dr. Kausch und dessen Familie noch **aus seiner Modoscher und Großbetschkereker Dienstzeit**, er wußte, daß der Bruder Dr. Kauschs, Rechtsanwalt Dr. **Peter Kausch**, in der deutschen Bewegung eine angesehene Rolle spielte, **daß also die Brüder Kausch der gleichen Gesinnung sind, wie er selbst.** So war es nur selbstverständlich, daß bei **gleicher Qualifikation** Minister Junker **seinen Gesinnungsfreund dem völlig unbekannten, erst seit 4 Monaten politisch vorsichtig tätig gewordenen Dr. Kräuter vorzog. Und das dürfte wohl der Hauptgrund des unversöhnlichen Hasses Dr. Kräuters gegen Kausch sein.**

Die Behauptung, daß Dr. Kausch den Plan Dr. Kräuters bezüglich eines Schulgebäudes in Temeschburg sabotierte, ist auch nicht bewiesen: Wenn aber der Schwabenrat tatsächlich so „revolutionär" gewesen wäre, wie Dr. Kräuter ihn bezeichnet, hätte er doch **auch ohne Budapest die Schulgebäudefrage lösen können.** Er war es aber nicht; er wartete stets auf die **Weisungen der Budapester Regierung.** Und nicht selten **sabotierten die untergeordneten ungarischen Stellen selbst die Anordnungen der ungarischen Ministerien, was auch aus einem Bericht aus Westungarn hervorging.** Und die „radikale Umgestaltung" des Banater Schulwesens lag zunächst gar nicht in der Absicht des Schwabenrates. Er ging nur **vorsichtig** und sehr **behutsam** vor, um **sich bei den alten Verbündeten der „Staatstreuen" nicht unbeliebt zu machen.**



Das Wappen der „Vereinigung Deutscher Hochschüler aus den Ländern der ungarischen Krone in Wien". In der Vereinigung, die mit Adam Müller-Guttenbrunn eng zusammenarbeitete, spielte Dr. Stefan Kraft eine führende Rolle.

Klubgründungen

Was Dr. Kräuter über die in Temeschburg nach dem Zusammenbruch gegründeten deutschen Klubs zu berichten weiß, ist mehr Polemik mit dem Buch Dr. Kauschs als Schilderung von Tatsachen. Um das Deutschtum der Stadt zu erfassen, wurden in den Vorstädten auf Anregung des Volksparteilers **Johann Tengler** „Deutsche Klubs" gegründet. Der erste am 9. Dezember 1918 in der Josefstadt. Die treibende Kraft dieser Gründungen war der bereits öfter erwähnte Schriftsteller und Journalist Viktor **Orendi-Hommenau.** Durch seine rührige Tätigkeit waren bald 150 angehende Mitglieder beisammen, die die Gründung des Klubs aussprachen. Der spätere städtische Senator Dr. Ernst **Heim** wurde Obmann, Stellvertreter Orendi-Hommenau. In die Leitung wurden angesehene deutschbewußte Bürger der Josefstadt — die Auswahl war nicht sehr groß — gewählt. Laut den von Orendi-Hommenau für den Josefstädter Klub ausgearbeiteten Satzungen — die übrigens auch der später gegründete Klub in der Vorstadt Fabrik, dessen Obmann Dr. **Kräuter** wurde, übernommen hat — stellte sich der Klub u. a. die Aufgabe: **„Förderung des Deutschtums im Banat, Aufklärung und Führung des schwäbischen Volkes, Unterstützung der deutsch-schwäbischen Kultur durch Gründung einer Bücherei, Veranstaltung von Vorträgen und Vortragungen, Förderung der deutschen Geselligkeit usw."**

Volksbewußte Männer

Von den Vorträgen, die Dr. Kausch in seinem Werk erwähnt, seien nur einige angeführt: Orendi-Hommenau sprach über Peter **Rosegger**, Oberst von Möller trug sein Gedicht **„Deutsche Legende"** vor, Reinhold Heegn, der übrigens in dem schon erwähnten Brief (9. Mai 1919) an Steinacker über die „Deutsch-Schwäbischen Klubs" berichtet, daß „diese **zum Mittelpunkt der deutschen Bewegung Temeswars wurden**, in dem die alten Chauvinisten jedwede schwäbische Bewegung verhinderten", sprach über die **„Verdeutschung der Statdt Temeschburg".**

Neben den regelmäßig stattfindenden Vorträgen, die stets gut besucht waren,fanden auch künstlerische Veranstaltungen von beachtlichem Niveau statt. So gab der hervorragende blinde schwäbische Musiker Karl **Mathes** zu Ehren des deutschen Obergespans Reinhold Heegn und des „Schwabenführers" Johann Röser einen Konzertabend, an dem auch die Sängerin Hedi **Wolf**, spätere Frau von Angerbauer, mitwirkte. Johann Röser, der wie auch Adam Müller-Guttenbrunn und Dr. Michael Kausch zum Ehrenmitglied des Klubs gewählt wurde, erwiderte auf die Begrüßungsansprache des Klubobmanns, daß „unsere schwäbischen Künstler sich von nun an **in ihrer Muttersprache für die Kultur ihres Volkes begeistern und betätigen können und es nicht mehr notwendig haben, anderen Völkern als Kulturdünger zu dienen."** Dr. Kräuter ironisiert den Mann, der so sprach, als „Kulturmäzen", der von Orendi (der „sich nur als eine Art Verwalter in dem Klub zu schaffen machte") „katzbuckelnd als ‚prominenter' Flüchtling vor dem Budapester roten Terror begrüßt" wurde. Die Gehässigkeit Dr. Kräuters überschattet selbst die belanglosesten Ereignisse, die mit seinen von ihm verteufelten Gegnern zusammenhängen.

Wie schwer es deutschbewußte Künstler auch in Temeschburg hatten, beweist das Schicksal des aus Weißkirchen stammenden schwäbischen Klavierkünstlers **Mathes**. Er wurde wegen seiner deutschen Gesinnung abgelehnt. Das damals schon madjarisierte deutsche Bürgertum war chauvinistischer als die Rassemadjaren: Franz **Steiner**, Redakteur der „Südungarischen Reform", eines der aggressivsten chauvinistischen Blätter des Banates, lehnte die definitive Anstellung Mathes' in der städtischen Musikschule mit der Begründung ab, daß er die ungarische Sprache **nicht** hinreichend beherrsche.



Gotteshaus in Warjasch, rum. Banat, nach der Renovierung.

Reges kulturelles Leben

Bei einer anderen Veranstaltung trug Karl von Möller sein dem Dichter Adam Müller-Guttenbrunn gewidmetes Gedicht vor, während Reinhold **Heegn** die Notwendigkeit des **Zusammenschlusses aller nationalgesinnten Deutschen des Banates betonte** und zugleich mitteilte, daß „laut einer Verfügung der serbischen Regierung auch in den **Banater Schulen der Unterricht in der Muttersprache erfolgen könne** und daher auch in den **Temesvarer Schulen der deutsche Unterricht einzuführen sei."** Peter **Gänger**, der spätere Hauptschriftleiter der „Schwäbischen Volkspresse", der im Jahre 1924 nach Kalifornien auswanderte, sich dort rege in der Donauschwäbischen Landsmannschaft betätigte und heute in Wien lebt, trug eigene Gedichte vor. Ein außerordentlich **reges kulturelles** Leben herrschte also im Josefstädter Deutschen Klub: bekannte Künstler, auch aus anderen Städten, traten auf. Und sieht man die Liste der aktivsten Mitglieder durch, so findet man neben den Namen der alten Volksparteiler wie Dr. Eschker, Dr. Gabriel, Orendi, Kopony, Röser (der übrigens im Jahre 1930 zum letztenmal im Banat war), Otto und Oskar Scherter, Angerbauer auch Namen junger deutscher Akademiker wie Dr. Emmerich **Bauer**, Architekt Mathias **Huber**, Ing. **Beißer**, Anton **Hertl** und andere. Auch deutschgesinnte katholische Geistliche wie Dr. Josef **Babinszky** betätigten sich aktiv im Klub. Weitere Vorträge seien noch erwähnt: Orendi sprach über die Tagung der Karpatendeutschen in Rumänien und würdigte die Verdienste Edmund Steinackers. Dr. Kausch berichtete über Schulfragen, Johann Tengler und Philipp Jahn über die Stimmung in den Dörfern, in denen sich die Intelligenz noch immer gegen die deutsche Bewegung stemmte. Röser schlug die Gründung eines **deutschen Frauenvereins** vor, während Karl v. Möller anläßlich der Übersiedlung des Klubs in die „Sieben Kurfürsten" über Prinz Eugen und die ersten deutschen Ansiedler sprach. Dr. Heim regte die Erichtung eines **Theaterfonds** an, Rudolf Brandsch gab einen politischen Lagebericht; Johann Röser referierte über das Genossenschaftswesen und Hans Beller über die Auswanderung; wenn diese schon nicht verhindert werden könne, „sollten die Auswanderer wenigstens angehalten werden, mit den bestehenden deutschen Vereinen in Amerika die Verbindung aufzunehmen." Er verlas dann ein begeistertes Schreiben des begabten, aus Segenthau stammenden Hochschülers Georg **Löffler**, der später führend in der Jungschwäbischen Bewegung stand und als Redakteur der „Temesvarer Zeitung" im Alter von 28 Jahren starb.

(Fortsetzung folgt)

Paprika

sowie Tortenblätter, Franzbranntwein, Kakao, Mohn, geräucherte Bratwürste u. sämtliche Back- und Schlachtgewürze liefert billigst **Karl Putterer, Würzburg,** Frankfurter Str. 33a. Bei Paprika und Gewürzen ab 25,— DM portofrei.



Die männlichen Teilnehmer des ersten Schwabenballes in Groß-St.-Nikolaus, rum. Banat, im Jahre 1932. In der ersten Reihe (der dritte von links) Hans Lamesfeld, welcher damals als 1. Geldherr fungierte und heute in Frankreich lebt.

Der Leser greift zur Feder

Ich muß Ihnen mitteilen, daß der „Donau-Schwaben-Kalender 1969" wieder ein Prachtstück geworden ist. Er bietet mannigfaltigen Lesestoff und herrliche Bilder aus der verlorenen Heimat. Nimmt man ihn zur Hand und blättert darin herum, so fühlt man sich wirklich in die alte Heimat versetzt. Ich kann dieses Jahrbuch einem jeden Landsmann und einer jeden Landsmännin nur wärmstens empfehlen, denn es ist in der Tat ein Stück Heimat. Im übrigen eignet es sich auch sehr gut als Geschenk.

Franz Weger, Schorndorf

Die Verleihung des Kulturpreises der Donauschwaben 1968

Den Kulturpreis erhielt Prof. Dr. Dr. Wilhelm Keilbach, die beiden Förderpreise die Landsleute Dr. Klaus Günther und Dr. Hans Christ

Im Rahmen des Bundestreffens der Landsmannschaft der Deutschen aus Jugoslawien in Sindelfingen fand auch in einer eigenen Feierstunde des Landesbeirats für die Verwirklichung der Patenschaft über die Volksgruppe der Donauschwaben die Verleihung der diesjährigen Kultur- und Förderpreise statt. Die Veranstaltung hatte nicht nur einen äußeren würdigen Rahmen, da sie im Konzertsaal der Stadthalle abgehalten wurde, sondern war auch in ihrem ganzen Programm getragen von dem Ernst, der einer solchen Handlung geziemt. Landsmann Jakob Wolf konnte in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Jury für die Verleihung der Kultur- und Förderpreise im Landesbeirat prominente Gäste in großer Zahl begrüßen, so insbesondere die nachstehend aufgezählten: Oberbürgermeister **Gruber** als Oberhaupt der Patenstadt und gleichzeitig Schirmherr des Bundestreffens, Ministerialreferent **Dr. von zur Mühlen** als Vertreter des Bundesministers für Vertriebene Kai Uwe von **Hassel**, Oberregierungsrat Helmut **Haun** vom Innenministerium Baden-Württemberg, Hauptabteilung für Vertriebene, den Bürgermeister Wilhelm **Körner** von Sindelfingen, mehrere Stadträte und Patenschaftsräte, den Ehrengast aus den USA, Anton **Rumpf**, den Bundesvorsitzenden der Landsmannschaft der Banater Schwaben, Ministerialrat Micheal **Stocker**, in Vertretung des Bundessprechers der Landsmannschaft der Deutschen aus Ungarn Landsmann Edmund **Jäckel**, den Hauptgeschäftsführer des BdV-Landesverbandes Baden-Württemberg, Robert **Maresch**, Dr. Josef



Prof. Dr. Dr. Wilhelm Keilbach gelegentlich seines Festvortages bei der Verleihungsfeier im Rahmen des Bundestreffens der Donauschwaben in Sindelfingen.

Trischler vom Rat der Südostdeutschen, den Bundesvorsitzenden unserer Landsmannschaft, Dr. Adam **Krämer**, sämtliche Mitglieder des Bundesvorstandes, die am Vormittag an der Bundesversammlung mit allen Referenten teilgenommen haben, von der Geistlichkeit Konsistorialrat Prof. Josef **Haltmayer**, Pfarrer **Hartmann** aus Maichingen, die Gottscheer Trachtengruppe aus Klagenfurt mit dem Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft der Gottscheer, Dr. Viktor **Michitsch** aus Villach/Kärnten, den Maler Sebastien **Leicht** u. a.

Ein besonderer Gruß galt den Preisträgern, deren Namen erst in der offiziellen Bekanntgabe genannt wurden, sowie dem die Feier umrahmenden Quintett des Landsmannes Freivogel.

Als Vertreter der Landesregierung von Baden-Württemberg entschuldigte Oberreg.-Rat Haun das Fernbleiben eines unmittelbaren Repräsentanten der Regierung mit dem Zeitpunkt des Bundestreffens, zu dem die Regierungsprominenz noch in den Ferien weile. Er kündigte jedoch für die Hauptkundgebung am Sonntag Finanzminister Gleichauf an, der die Übergabe des Kulturpreises und der Förderpreise vornehmen werde, auch wenn aus Gründen der Organisation schon einen Tag zuvor die eigentliche Verleihungsfeierlichkeit vor sich gehe. Er teilte mit, daß nach dem Gedanken des Kulturpreises diese Ehrung zunächst einem würdigen Vertreter der Landsmannschaft zum Ruhme seines Herkunftslandes ebenso wie in Anerkennung seiner Leistung im neuen Heimatland zugedacht sei, daß aber die donauschwäbische Herkunft nicht unerläßliche Vorbedingung sei, der Preis auch an andere Persönlichkeiten verliehen werden könne, deren Werk im Zusammenhang mit dem donauschwäbischen Volkstum stehe.

Der Kulturpreis wurde verliehen an Prof. Dr. phil. Dr. theol. Wilhelm Keilbach von der Universität München; die Förderpreise erhielten der Lyriker Dr. Klaus Günther, Schorndorf, und der Schriftsteller Dr. Hans Christ, Bad Marienberg. Die Preise, die vom donauschwäbischen Patenland Baden-Württemberg geschaffen wurden und getragen werden, sind mit 5000 DM, bzw. je 2500 DM dotiert. Die Laudatio für die drei Preisträger hielt Jakob Wolf in siner Eigenschaft als amtierender Vorsitzender des Ausschusses für die Verleihung der Kultur- und Förderpreise der Donauschwaben im Landesbeirat für die Verwirklichung der Patenschaft des Landes Baden-Württemberg über die Volksgruppe der Donauschwaben. Jakob Wolf erläuterte zunächst die allgemeine Voraussetzung für die Auszeichnung mit dem Kulturpreis. Danach ist für die Verleihung ein abgerundetes Lebenswerk bestimmendes Kriterium, auf dem Gebiet der Wissenschaft, der Literatur oder der Kunst.

Der Träger des diesjährigen donauschwäbischen Kulturpreises

Prof. Keilbach ist 1908 in Ernsthausen im jugoslawischen Banat geboren. Sein wissenschaftlicher Werdegang, den Jakob Wolf ausführlich darlegte, ist gekennzeichnet durch eine große Vielfalt der Studiengebiete im Rahmen der Philosophie und Religionswissenschaft. Als ein Zeichen für seine wissenschaftliche Kapazität wie seine persönliche Integrität ist die Tatsache anzusehen, daß Prof. Keilbach noch bis 1955 als ordentlicher Professor an der Universität Zagreb wirkte, ehe er nach Wien und bald darauf nach München ging. Im Jahre 1968 wurde er von Papst Paul IV. zum Berater des Sekretariats für die „Nicht-Glaubenden" ernannt. Das Schriftenverzeichnis dieses außerordentlichen Gelehrten umfaßt Werke in lateinischer, kroatischer und deutscher Sprache und kann in seiner geistigen Weite wie seinem materiellen Umfang hier auch nicht annähernd dargestellt werden. Als originalen Beitrag aus diesem Werk las Jakob Wolf einen Abschnitt aus dem Buch „Einübung ins philosophische Denken": „Der gesunde Menschenverstand", in dem der Autor einem spekulativen Denken widerriet und die Bindung des Denkens an die Erscheinungswelt als Ausgangsgröße wertet.

Förderpreise an Dr. Günther und Dr. Christ

Dr. Klaus Günther, der mit einem Förderpreis ausgezeichnet wurde, ist Jahrgang 1921 und stammt aus dem rumänischen Banat. Nach einem wechselvollen persönlichen und Ausbildungsschicksal promovierte er 1959 mit der Dissertation „Die Negerliteratur französischer Sprache" zum Dr. phil. und ist heute als Vertragslehrer an der Höheren Handelsschule in Schorndorf tätig. Neben Mitarbeit an Sammelausgaben umfaßt Günthers Werk Lyrik in drei schmalen Bänden. Aus dem 1962 erschienenen Buch „Maß und Verwandlung" las Jakob Wolf das Gedicht „Der Ziehbrunnen"; er erhebt sich als Zeichen ruhigen und herrschenden Gleichmaßes aus der weiten Ebene.

Dr. Hans Christ, dem der zweite Förderpreis zugesprochen wurde, ist Sohn bäuerlicher Tagelöhner aus Ungarn; seine Mutter belebte das häusliche Leben durch reiche Erzählkunst. Hans Christ hat früh mit schriftstellerischen Arbeiten begonnen und sich im praktischen Dienst schon in seiner ungarischen Heimat der Jugendarbeit gewidmet. Sein beruflicher Lebensweg ist überaus farbig und vielgestaltig; heute arbeitet er als Studienlehrer im Europa-Haus Bad Marienberg/Westerw. Sein hervorstechendes geschlossenes Werk ist ein Band Lyrik und Prosa, in dem er Schicksal aus der Generation „zwischen den Zeiten, zwischen den Grenzen" reflektierend zeichnet. Eine Probe seiner zugreifenden Lyrik gab Jakob Wolf mit dem Gedicht „Auf einer Litfaßsäule".

Festvortrag von Prof. Keilbach

Den Übergang zum Festvortrag von Prof. Keilbach bildeten drei Lieder nach Mörike-Texten, unter Begleitung am Flügel gesungen von Irma Merkel. Die Ansprache Prof. Keilbachs, die eine Vorlesung ersten Ranges war, befaßte sich mit dem Thema „Glaube im Umbruch?". Sie war in ihrer Aussage grundsätzlicher, ja richtungsweisender Natur und im einzelnen so tiefgründig, daß es dem Chronisten nicht gelingen kann, durch wenige Sätze einen Eindruck von der tatsächlichen Qualität dieser Ausführungen zu geben. Prof. Keilbach ging aus von der Religiosität als einem Grundphänomen menschlichen geistigen Lebens, das in der heutigen Zeit gewisser Religionsfeindlichkeit nicht ausmünden kann z. B. in Atheismus. Es gibt keine Gottlosigkeit im Sinne von Glauben an nichts, es gibt allenfalls einen götzenhaften Ersatz Gottes. Im selben Sinn gibt es auch keine Autonomie des Menschen, kein Verständnis der Welt aus sich selbst heraus. Gott ist nicht Füllsel für die leeren Stellen unserer Erkenntnis. Nach dem eindeutigen und bewußt katholischen Verständnis Prof. Keilbachs ist Gott gegenüber dem Menschen eine andersartige personhafte Wirklichkeit, ein qualitativ anderes Gegenüber. Prof. Keilbach befaßte sich und setzte sich in gründlichen Ausführungen auseinander mit religions- und denkpsychologischen Tendenzen der Gegenwart, grenzte in breiter Auseinandersetzung seine Erkenntnis ab gegen Bonhoeffer und Tillich, die die amerikanische Theologie in verstärktem Maße beeinflußten, und widersprach entschieden der Suspension Gottes aus einer säkularisierten, ohne Gottnotwendigkeit begreiflich gewordenen Welt. Im Sinne der unantastbaren Eigengröße Gott widersprach Prof. Keilbach auch einer Demokratisierung des kirchlichen Lehramtes, einer plebiszitären Wahrheitsfindung unter dem Deckmantel der Mündigkeit. Nach seiner Erkenntnis hat göttliche Offenbarung nur dann Sinn, wenn sie souveräne Normen setzt. Dieses Verständnis, das zugleich den Stempel tiefer Religiosität trug, war am eingängigsten wiedergegeben in der Gegenüberstellung: Es gelte nicht zu fragen, was Offenbarung sein dürfe, damit der Mensch des jeweiligen Heute nicht Anstoß nehme; es gelte vielmehr zu fragen, wieviel guten Willen der Mensch des jeweiligen Heute aufbringen müsse, um im Sinne der Offenbarung zurechtzukommen. In dieser konservativen Religionsphilosophie fanden die Zuhörer Halt im Angesicht sogenannten „Umbruchs"; sie ehrten den Redner durch langanhaltenden Beifall.

Diese gehaltvolle, auch zeitlich angemessen gedehnte Feierstunde endete mit dem Allegro aus dem Bläserquintett g-Moll von Franz Danczi.



Die beiden Förderpreisträger: Dr. Klaus Günther (links) und Dr. Hans Christ (rechts).

Ein Freund der Donauschwaben gestorben

Am 18. August ist in Alexandria, Virginia/USA, der frühere Abteilungsleiter im Auswärtigen Amt in Washington, Elmar **Falk**, nach langer schwerer Krankheit gestorben. Falk, ein alter Freund Peter Wagners, war 1951 als Einwanderungskommissär in der Bundesrepublik und Österreich, wo er auch — dank Peter Wagners — mit den Donauschwaben in Verbindung kam: er lernte sie kennen und wurde ihr Freund. Zur reibungslosen Abwicklung der Auswanderung donauschwäbischer Gruppen in die USA hat er wesentlich beigetragen. Durch sein sympathisches und hilfsbereites Wesen erwarb er sich unter den Donauschwaben große Sympathien. Sein Ableben hat bei allen, die ihn kannten, Trauer ausgelöst.

An einem Herbsttag

Von Nikolaus Hübner

Nach einem Sommer kühl und regenreich,
ward uns der Herbst ein wenig hold.
Doch warn schon oft die Wiesen bleich
und stärker wird im Laub das Gold.

Noch hängt dort einsam eine Frucht,
die man beim Ernten nicht entdeckt;
danach der Wandrer gerne sucht,
weil sie so voll und würzig schmeckt.

Wie balde, balde ein rauher Wind ein Heer
von bunten Blättern weiterfegt —
und alle Zweige scheinen lebenleer.
Doch Tannengrün das Hoffen weckt.

Donauschwäbische Gedenktage

19. September 1898:

Dompredigter Adam Berenz, ein donauschwäbischer Kämpfer gegen Neuheidentum und Nationalsozialismus, in Apatin/Abthausen geboren

Auch im Donauschwäbischen entbanden die Impulse des Liberalismus, des Nationalismus und Sozialismus eigene freiheitliche Kräfte, unter denen eine nationale Bewegung sich um die Jahrhundertwende mit einem artikulierten Programm zu betätigen begann. Das von Wilson verkündete Prinzip der Selbstbestimmung der Völker als Grundlage einer neuen staatspolitischen Ordnung entfachte zunächst auch im Bereich der Donauschwaben nationale Kräfte und Hoffnungen, die nach Abschluß der Friedensverträge in den Nachfolgestaaten unter dem Terror nationalistischer Organe der neuen Machthaber zerbrachen. In den Jahren 1920 bis 1930 konnten wohl wichtige Zusammenschlüsse auf wirtschaftlichem, kulturellem und politischem Gebiete für die Deutschen in Südslawien gegründet und aufgebaut werden. Eine befriedigende Lösung der Existenzfragen der Volksgruppe war gegen den übermächtigen Druck des Staates allerdings nicht zu erreichen, sicherlich auch deshalb, weil weite Kreise in dieser Zeit noch passiv beiseite standen. Für die Beseitigung volkspolitischer Unzulänglichkeiten einzutreten war das erklärte Ziel der Aktivität im Rahmen der aufgebauten nationalen Verbände, aber auch der von der Jugend getragenen Erneuerungsbewegung.

Während sich die in den nationalen Verbänden aktivierten, vorwiegend liberalen Kreise auch um die Mitarbeit der Geistlichkeit bemühten und eine Synthese zwischen Glaube und Volkstum anstrebten, entwickelte sich die völkische Erneuerungsbewegung in ihrer nationalen Ausschließlichkeit immer mehr zu einer Gefährdung des religiös-kirchlichen Lebens in unseren Gemeinden. Was an neuheidnischem Gerede in Wort und Schrift und an kirchenfeindlichem Getue auf unser gläubiges Volk und auf die heranwachsende Jugend losgelassen wurde, mußte von der Kirche und Geistlichkeit als Kampfansage aufgefaßt werden. Für die Kirche gab es kein Ausweichen mehr, der aufgezwungene Kampf mußte aufgenommen und durchgefochten werden.

Wortführer in dem nun seit 1935 entbrennenden Kampf zwischen nationaler und religiöser Erneuerung der Deutschen in Jugoslawien und später in Ungarn, zwischen der „neuen deutschen" und der christlichen Weltanschauung, wurde der damalige Apatiner Pfarrvikar (spätere Domprediger) und Schriftleiter der katholischen Wochenschrift „Die Donau", Adam Berenz. Dieser gehörte nicht gerade der jungen Generation der Geistlichkeit an. Er hatte, am 19. September 1898 in Apatin als Sohn eines Korbflechters geboren, seine Theologiestudien in Kalotscha noch nicht ganz abgeschlossen, als der Krieg zu Ende ging und seine Heimat an den neugegründeten Staat Südslawien kam. Seine im Geitse der Madjarisierung erfolgte Ausbildung erfuhr durch den Zusammenbruch eine nationale Überprüfung. Das nationale Geschehen im donauschwäbischen Bereich ließ ihn nicht gleichgültig. Er stand der natonalen Gemeinschaftsarbeit aufgeschlossen gegenüber, übte aber in den Jahren staatlicher Bedrückung zwischen 1920 bis 1935 die befohlene oder freiwillige Zurückhaltung der deutschen Geistlichkeit aus. Er war in diesen Jahren in Abthausen und anderen Gemeinden des Batscher Landes als vortrefflicher und beliebter Priester und Religionslehrer tätig und erwarb sich besonders als hervorragender Kanzelredner einen Ruf. Die Klarheit und Einfachheit der Sprache, die Prägnanz und Brillianz seiner Formulierung wurden allgemein gerühmt. Daß er den Belangen seines Volkes nicht teilnahmslos gegenüberstand, blieb nicht verborgen. Wenn es in dieser stillen Zeit zu keiner planmäßigeren Mitarbeit der Geistlichkeit gekommen ist, so hat das seine entwicklungsgeschichtlichen Gründe.

In der nach 1935 aufkommenden geistigen Auseinandersetzung, die in der Wochenschrift „Die Donau" in der ständigen Rubrik „Im Lichte des Scheinwerfers" geführt wurde, bewies Berenz nicht nur erstaunlichen Mut, sondern auch unerschütterliche Glaubenskraft und vorausschauende Einsicht, die uns aufrichtige Bewunderung abnötigen. Seine Ablehnung und Verurteilung Hitlers und des Nationalsozialismus, wo doch selbst katholische Kirchenfürsten in Deutschland sich mit diesen abgefunden hatten, wurde von der ganz unter der Fernwirkung des erfolgreichen Dritten Reiches nur national eingestellten jungen Generation nicht verstanden und als „Volksverrat" abgelehnt.

Für die weltliche Gemeinschaftsarbeit bot seine Opposition freilich keine einleuchtende Alternative. Und doch hat der Kampf von Berenz gegen Neuheidentum und Nationalsozialismus sowie für die religiös-kirchliche Selbstbesinnung und Erneuerung auch für die volkspolitische Arbeit und das nationale Schicksal der Donauschwaben nachhaltige Bedeutung. Seine polemischen und aufklärenden Artikel sind der dokumentarische Nachweis der Existenz einer beträchtlichen religiös-kirchlichen Abwehr und Widerstandsbewegung, die den Nationalsozialismus offen ablehnte und bekämpfte und damit die Behauptung unserer jugoslawischen Entrechter und Vertreiber entkräftet, die Donauschwaben seien alle Nationalsozialisten gewesen. Darüber hinaus sind diese Beiträge der Nachweis einer national-kulturellen Selbstbesinnung der donauschwäbischen Priester, die in steigendem Maße die eigenständige volkspolitische Arbeit und Verantwortung anerkennen und bejahen wollen. Und heute kann die Zustimmung und das Vertrauen der weltlichen Vertretung der Donauschwaben zu den Bestrebungen unserer Priester um sittlich-religiöse Bewahrung und Erhaltung der Donauschwaben nicht zuletzt als Ergebnis des Kampfes von Berenz und des um ihn und mit ihm wirkenden Kreises angesprochen werden. jvs

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(31. Fortsetzung)

Besonders rege war der Kulturaustausch zwischen dem Deutschtum von **Werschetz** und **Weißkirchen** und sogar Vertreter der Deutschen Volkspartei aus der Baranya sowie der Batschka hielten Vorträge. Der Maler Roxer sprach über das Schicksal der Deutschen in Kroatien und Slavonien. Und schon am 30. Mai 1919 wurde der Beschluß zur Gründung einer **„Deutschen Hausbau AG"** gefaßt, doch infolge der ständigen Streitereien erhielt das Banater Deutschtum erst zwanzig Jahre später ein repräsentatives „Deutsches Haus" in Temeschburg. Auch die Gründung eines **deutschen Gesangvereins** wurde vorgeschlagen, denn einen solchen gab es in der „Hauptstadt des Banates" nicht.

Im April 1919 wurde auch ein „Deutscher Klub" in der Fabrik gegründet, dessen erster Präses der alte Volksparteiler Ing. Rudolf **Hauser**, ein äußerst sympathischer Mann und Freund des Schriftstellers Franz Xaver Kappus, war. Nach seiner Abdankung wurde Dr. Kräuter zum Vorsitzenden gewählt. Dr. Kräuter hielt schon vorher, wie er in seinen „Erinnerungen" behauptet, im „Fabriker Társaskör" (Geselligkeitsverein des madjarisierten Bürgertums dieser Vorstadt, in dem der damalige Generaldirektor der mit der bischöflichen Aula wirtschaftlich verbundenen „Ersten Temesvarer Sparkasse" und Mitglied des Vereins zur Verbreitung der



ungarischen Sprache, J. Sztamorai, der auch seinen Namen madjarisierte, eine führende Rolle spielte) einen Vortrag vor „Temeschwarer Deutschen" über die „Deutsche Sprache in **Raum und Zeit**" („wohl der erste deutsche Vortrag in Temeschwar seit Jahrzehnten" — schreibt er, was aber nicht der Wahrheit entspricht, da im Deutschen Klub in der Josefstadt schon wesentlich früher solche stattfanden) — ein Thema, das die Fabrikler madjarisierten Spießer brennend interessiert haben dürfte. Handelsschuldirektor Johann **Donawell** sprach über wirklichkeitsnähere Fragen, über die deutschen Schulen. In diesem Klub ergriff auch Dr. Kaspar Muth das Wort.

Ein nationales „Mischmasch"

Die Zusammenarbeit der beiden Klubs war in der ersten Zeit sehr freundschaftlich: In einer seiner Veranstaltungen kam neben Dr. Kräuter auch die „negative Auslese" wie: Röser, Orendi, ferner Karl v. Möller zu Wort. Während der Josefstädter Klub mehr Gewicht auf künstlerische Darbietungen legte, traten im Fabriker Klub hauptsächlich Dilettanten auf. In dem Josefstädter wurde politische Bildungsarbeit im **deutschen** Sinne verichtet, während in der Fabrik nur zaghaft die aktuellen politischen Fragen behandelt wurden. Es war ein nationales „Mischmasch" ohne klare politische Zielsetzungen.

Im Josefstädter Klub spielten die „Pangermanen" die führende Rolle, in der Fabrikstadt führten hauptsächlich die „Madjaronen" das Szepter. Statt sich zu einigen und das Temeschburger Deutschtum zu sammeln, **wurde seine bestehende Spaltung zementiert.** Die „Madjaronen" gründeten **gegen** den schon bestehenden Josefstädter Klub einen **zweiten** — der mit großem Tam-Tam angekündigt wurde — aber außer der **Gründungsversammlung** keine andere Tätigkeit entfaltete: er **schlief nach einem Monat sanft ein.** Die Machtkämpfe, auch auf dem Gebiet der Geselligkeit, widerten viele an, **so daß auch der zuerst gegründete Josefstädter Deutsche Klub bald seine Aktivität einbüßte.**

Bezeichnend sind die Argumente, mit denen die „Madjaronen" den Deutsch-Schwäbischen Klub in der Josefstadt ablehnten. Ihr Organ, die „Schwäbische Volkspresse", schrieb am 27. April 1919:

„Die deutschsprachigen (nicht die **deutschen**, Anm. d. Redaktion) Bürger der Josef- und Elisabethstadt haben es in herzerhebender Weise bewiesen, daß **jene Richtung**, die von einigen Herren im Josefstädter Deutschen Klub inauguriert (!) wurde, nicht jene Richtung ist, mit der sie sich als ernste und **rechtlich denkende Temesvarer und ungarische Staatbürger identifizieren können** und haben die Gründung eines Banater Deutsch-Schwäbischen Klubs für die **Josef- und Elisabethstadt beschlossen.** Christjan **Saljó** (er war als Holzhändler eine Zeitlang verantwortlicher, das heißt „Sitzredakteur" der „Schwäbischen Volkspresse", Anm. d. Redaktion) betonte, welche immense Arbeit die **Führer** (!) des Schwabentums geleistet haben und bemerkt, daß sich die Schwaben selbst führen, daß sie nicht auf **fremde Leute** angewiesen sind, die die Führerrolle nur an sich reißen wollen, um das Volk ihren **Geschäftsinteressen** dienstbar zu machen und auszunützen." Und auch Dr. Muth erklärte im Zusammenhang mit dieser Klubgründung, daß „Fremdlinge die Majorisierung des Schwabentums anstreben, die den **Nationalismus** nur als Reklame benützen, um ihre persönlichen Interessen dadurch zu fördern".

Es ging also nicht um Grundsätze oder gar um Ideale, sondern lediglich um die **„Führerrolle".** Daß dabei immer wieder die Beschuldigung der Gegner, sie machten nur aus „Geschäftsinteresse" Politik, erhoben wurde, war die übliche Methode, mit der jede Gegenmeinung unterdrückt wurde; sie wird in den „Erinnerungen" auch jetzt noch in massiver Form angewendet, genau wie während der schärfsten Auseinandersetzungen des bis zur **Selbstzerfleischung gesteigerten Bruderkampfes.**

Die Ära der Klubs war also bald vorbei: die „Gegengründungen", die von der Dr. Kräuter'schen „Elite" immer erfolgten, wenn die „Deutschbewußten" etwas ins Leben riefen, führten **immer wieder zu Zwistigkeiten, die dann selbst die gutwilligen, sich zum Deutschtum bekennenden Temeschburger Bürger abstießen.**

Bemerkenswert ist die Haltung der sogenannten „schwäbischen Intelligenz", die Dr. Kräuter stets als „Elite" bezeichnet, zur **Theaterfrage.** Da die „Pangermanen" zu dieser Zeit noch kein Presseorgan hatten, forderten sie durch **„Anschlagzettel" deutsche Schulen und ein deutsches Theater.** In diesem Zusammenhang sei auf den schon erwähnten Brief (9. 5. 1919) des damaligen Temeschburger Obergespans Reinhold Heegn an Steinacker verwiesen, in dem er schreibt: „Grüßen Sie Adam Müller-Guttenbrunn und sagen Sie ihm, daß auch die **deutsche Theaterfrage** in **Temesvar** gelöst wird: **im Guten oder im Bösen".**

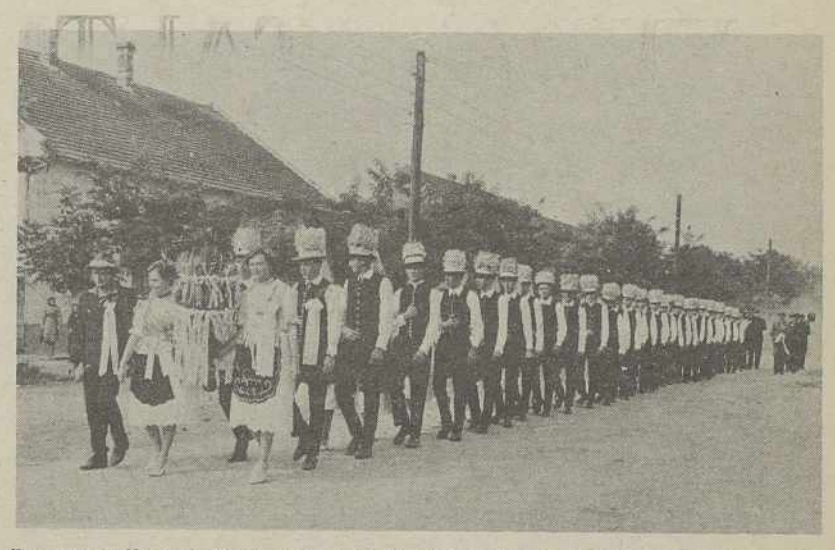
Die deutsche Theaterfrage interessierte Adam Müller-Guttenbrunn besonders stark. Schon im Jahre 1903 schrieb er an Orendi, der im „Volksfreund" immer wieder die Frage eines deutschen Theaters aufwarf, daß er **„mit Vergnügen das Streben der Bevölkerung Temesvars, endlich wieder einmal den Genuß deutscher Theatervorstellungen zu bieten", verfolge ...** „Ein Gastspiel wäre das geeignete Mittel dazu. Ich als Banater Schwabe könnte die Sache vielleicht entrieren. Ich bitte, erwägen Sie, wie es anzufassen wäre. Wenn es möglich ist, **ohne Verluste durchzudringen, bin ich bereit, mein Ensemble oder doch einen Teil desselben in Temesvar und anderen Städten des Landes gastieren zu lassen.** (Müller-Guttenbrunn war damals Direktor des **Kaiser-Jubiläumstheaters,** Anm. d. Redaktion). Ich erbitte mir Ihre gefälligen Ratschläge in der hier angeregten Sache, die **sensationell** wirken und **national** von großer Bedeutung werden könnte".

Und was schrieb die „Schwäbische Volkspresse" (18. April 1919), deren damaliger Chefredakteur Dr. Kräuter war, über diese kulturelle Frage: „Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre, daß in diesen ernsten Zeiten ernste Männer **keine wichtigere Aufgabe zu lösen haben als die Theaterfrage.** Meine Herren! Jetzt, wo Welten untergegangen sind, wo ganze Völker vor der Frage: ‚Sein oder Nichtsein' stehend **für** (!) ihre Zukunft bangen, jetzt schlagen Sie sich die Köpfe wegen des Theaters ein? Ist das nicht Theater genug? Meinen Sie nicht, meine Herren von der ‚Deutschen Wacht'?"

„Also, Ihrer Meinung nach beginnt das selbständige nationale Leben beim Theater. Ihnen ist es Wurst, ob der Friede, auf den die ganze Menschheit mit brennender Sehnsucht wartet, zustande kommt oder nicht. Ihnen ist es gleichgültig, ob der Bolschewismus die Errungenschaften vieler Generationen vernichtet oder nicht. Sie brauchen ein Theater. Na ja, **kann man denn wo anderst Komödie spielen?"**

„Was Sie treiben, ist reine Strohdrescherei ... Denn Sie haben sich vorgenommen, deutsche Politik zu machen, ohne sich darüber zu informieren, wie die Sache des Deutschtums zu Beginn Ihrer Politik gestanden ist ... Wissen Sie tatsächlich nicht, wie weit andere schon gekommen sind ... Sie brauchen Ihre Kräfte für das deutsche Theater nicht zu vergeuden. **Das haben wir schon seit 29. Jänner 1919.** So auch die deutsche Selbstverwaltung und die deutsche Gerichtsbarkeit. Mit einem Wort, seit 29. Jänner 1919 haben **wir** die deutsche Autonomie gesetzlich zugesichert, in der **alles inbegriffen ist, was Sie fordern ...** Und wissen Sie, wie die anderen die Autonomie bekommen haben? Nein, das scheinen oder wollen Sie auch nicht. Wir sagen es Ihnen: ohne Lärm zu machen, mit bescheidenem Auftreten, immer den guten Ton wahrend, sind **wir** (?) an die Arbeit gegangen und haben alles, alles bekommen, was wir verlangt haben. Sie werden uns wahrscheinlich vorwerfen, daß man in der **Praxis wenig von den obengenannten Errungenschaften sieht?** Ja, meine Herren, daß sich so etwas nicht aufblasen läßt, daß die praktische Durchführung eine wohldurchdachte Arbeit sein muß, das wissen Sie geradeso gut wie wir ... vergeuden Sie Ihre Zeit und Energie nicht für Sachen, die wir schon haben."

(Fortsetzung folgt)



Der Kerweihzug in Bogarosch, rum. Banat, am 18. August d. J. Die Paare marschieren unter Musikbegleitung durch die Hauptstraße. Zwei hübsche Mädchen tragen vorneweg den schönen Rosmarinstrauß.



„Kerweih! - Was noch Dorscht!"

Die Bogaroscher Kirchweih 1968 war ein Erlebnis für alle

Heuer im Sommer weilten wir — meine Frau, unsere drei Kinder und ich — in der alten Heimat. Und überall feierten wir bei Verwandten und alten Freunden ein herzliches Wiedersehen. Ein besonderes Ereignis, an das wir noch lange denken werden, war die Bogaroscher Kerweih. Sie wurde in diesem Jahre auf den 18. August vorverlegt, damit auch die Studenten mithalten konnten. Das wirkte sich freilich auch auf die Anzahl der Paare aus: 30 Kirchweihpaare — Buwe und Mädle — gingen um den Maibaum. Das ganze Fest wurde nach altem Brauch und nach alter Sitte abgehalten. Die Mädchen waren in Tracht, die Buben hatten geputzte Hüte und Leiwlsknöpfe.

Schon am Samstag, dem 17. August, nachmittags um 14 Uhr, erklang die Musik (es war die Blaskapelle aus Lenauheim), vor der die Kerweihbuwe mit ihrem Kerweihhelfer durch das Dorf marschierten und tanzten; es wurden die Kerweihgäscht bzw. „Gerichtsleut" eingeladen. Um 18 Uhr wurde der Kerweihbaum mit großem Hallo und unter den Augen zahlreicher Schaulustiger, die nirgends fehlten, vor der Kirche auf der Mitte der Damm (Straße) aufgestellt. Oft rief der Kerweihhelfer: „Buwe, was ha'mr heit!" Und alle antworteten laut: „Kerweih! — Was noch Dorscht!"

Am Sonntag in der Frühe um 8 Uhr zogen die Kerweihpaare von der 2. Geldfrau aus in die Kirche. Nach der hl. Messe ging es weiter zum Pfarrhaus, um den Pfarrer einzuladen. Dann begab man sich wieder zurück zur 2. Geldfrau.

Am Sonntag in der Frühe um Uhr wurde am Kirchweihbaum der Vorstrauß (Rosmarinstrauß) verlizitiert. Der 1. Geldherr leitete das ganze mit einem Gedicht ein. Wenn es hies: „... und zum ... trink mr mol! ... Musik!", da spielte die Blasmusik ein kurzes Kerweihstückl. Verlizitiert wurde der Vorstrauß vom 2. Geldherrn nach altem Brauch: „Ein jeder darf lezediere! Bleibt der Strauß in der Gesellschaft, ist zehn Prozent zu bezahlen, geht er aus der Gesellschaft, ist Lei für Lei zu bezahlen, geht der Strauss aus der Gesellschaft, bleibt die Musik in der Gesellschaft!" Und dann ging es los. Zuerst wurde der Strauß auf 100 Lei gesetzt — und so ging es dann weiter bis zu 27 000 Lei.

Dann kam der Tanz um den Maibaum, zuerst für den Vortänzer, dann für den 1. und 2. Geldherrn, nachher für alle anderen Kirchweihpaare. Gespielt wurde ein schöner Walzer. Viele Ortsbewohner und Kerweihgäste von auswärts standen am Kerweihplatz rund um die Paare, um zu hören und zu sehen, wie es einst mal war und jetzt ist.

Im großen Saal des „Camins" wurde getanzt. Der Eintritt kostete 5 Lei, die Kirchweihpaare hatten jedoch nichts zu bezahlen. Die Einnahmen bekam die „Camin"-Gesellschaft. An Schaulustigen, besonders vielen älteren Frauen, hatte es nicht gefehlt, so daß zum Tanzen nur wenig Raum übrig blieb. Es wurde am Sonntag-, Montag- und Dienstagabend getanzt. Am Montag waren von 14 bis 18 Uhr die eingeladenen Gerichtsleute zum Tanz erschienen. Inmitten des Saales war eine Reihe Tische aufgestellt worden, an denen die geladenen Gäste Platz nahmen.

Eine fröhliche Stimmung herrschte selbstverständlich auch unter den Schaulustigen bzw. Gästen, und man schwang das Tanzbein, daß es eine wahre Pracht war. Leider konnten die Kerweihpaare nur wenig allein tanzen, weil junge Schaulustige und Gäste sich immer am Tanz beteiligten. Oft hörte man den Kerweihordnungsmann rufen: „Buwe! Was ha'mr heit?" Und die Buwe und Mädle riefen im Chor zurück: „Kerweih! — Was noch Dorscht!"

Zum Tanze spielte an einem Tag die Bogaroscher Tanzkapelle unter der Leitung von Robi Laub auf, am nächsten Tag die Bogaroscher Tanzkapelle unter der Leitung von Professor Hammes. Die Musik spielte insbesondere viele Walzer und Polkas.

Peter Schütz

Übersetzungen

von Urkunden, Dokumenten, Rentenunterlagen, Unterlagen für den Lastenausgleich aus folgenden Sprachen: Serbo-Kroatisch, Ungarisch, Rumänisch, Tschechisch, Slowakisch, Polnisch und Russisch durch beeidigten Dolmetscher

Johann Sabo
Übersetzungsbüro
68 Mannheim
Augusta-Anlage 49
(Nähe Wasserturm)
Postfach 20 02

Donauschwäbische Ortsneckereien (38)

Von Dr. Anton Peter Petri

Krummhaxige (krumhaksichə); **Städtler Frechdachse** (schtedlər frechtaksə).

224. **Sankt-Hubert, B: Franzosen** (frantsoosə); **Franzosendorf** (frantsoosətorf); **Schollenhopser** (scholəhupsər); **Welsche** (welschə); **Welsches Dorf** (welschəs torf); Vgl. auch: **Seultour.**

225. **Sartscha, B: Schollenhopser** (scholəhupsər); **Spottvers: „In Sartscha ist es die Mode** (= Brauch, Gebrauch), **dort fährt man mit der Tschees** (vgl. franz. chaise = Halbkutsche), **der eine Gaul hat Plattfüße, der andere ist nervös; der Kutscher, der ist bucklig, die Räder, die sind krumm, und alle fünf Minuten, da fällt der Karren um!"** (in sartschə is ti moodi, tart faart mr mitər tschees, tr eeni kaul hat platfiis, tr anri is närwees; tr khutschər, täär is puklich, ti reedr, tii sin krum, un ali finf minutə, to faltə kharə um!).

226. **Sarwasch-Hirschfeld,** Sl: **Sarwascher Kambel** (saarwaschər khambl) (ma. khambl = Kamm).

Schildgebirge, U: **Waldeseln** (woideisln).

227. **Schöndorf,** B: **Schöndorfer Schnickenschnacken — mit den krummen A .... backen!** (scheendorfər schnikəschnakə — mitə krumə aa .... pakə).

228. **Schuschara,** B: **Narren** (narn).

229. **Schutzberg/Glogovac,** Bos.: Hier gab es die **„Zipser"** und die **„Schwaben"** (aus der Mittelbatschka); **Die Zipser verspotteten die Schwaben: „Dort unten, dort oben, dort tanzen die Schwaben; Sie bringen eine schwarze Kuh herein und tanzen wie die Schwein!"** (düit untn, düit obm, düit tantsn tii schbobm; sii brengən a schbatse khuu herein un tantsn bii tii schbein!) (hier wird **aber auch** eine Mundarteigentümlichkeit der Zipser verspottet: sie verwenden b statt w).

Erinnerungen an Karlsdorf

Von Johann Buchner, Tailfingen/Württemberg

Meine Herkunft: Mein Großvater war Johann Buchner (geb. 1815), der mit Anna Schneider (geb. 1817) verheiratet war. Schneider Matz-Vetter in der Hauptgasse und Schneider Hans-Vetter in der Kirchengasse waren die Brüder meiner Großmutter. Mütterlicherseits war mein Großvater Anton Mayer (geb. 1828), der mit Theresia Fahrner (geb. 1830) verheiratet war. Sie hatten einen Sohn namens Georg (geb. 1851). Er war später Offizier beim k. u. k. Inf.-Reg. 61 und als Oberst Mayer bekannt. Die Tochter hieß Katharina (geb. 1854). Meine Buchner-Großeltern hatten vier Söhne. Von diesen war Johann Buchner (geb. 1851) mein Vater, der mit Katharina Mayer verheiratet war. Mein Vater war in Karlsdorf Wagnermeister. Meine Geschwister waren: Anna, verh. mit Ludwig Krewetsch; Georg, verh. mit Theresia Schneider; Therese, verh. mit Schmelz, das zweite Mal mit F. Wagner; Hermine, verh. mit Josef Pursch; sodann meine Wenigkeit.

Die „Spielschul'" um das Jahr 1889 und die Lehrer der Volksschule:

Damals besuchte ich die „Spielschul'", die ein „privates Unternehmen" war. Die „Spielschullehrerin" wurde „die krumm' Lehrerin" genannt. Sie hatte keine Vorbildung als Kindergärtnerin und betrieb die Spielschule als Nebenverdienst in ihrer Wohnung, im Wohnzimmer. Ich erinnere mich noch an folgende Kinder: Ninka Gratzer, die später den Vizenotär Leidecker heiratete, und die Zwillinge Joscha und Irma Herz. Als Spielzeug hatten wir „Holzkletzeln", Zigarrenschachteln, „Pfitschipfeile", „Glacksen" aus ausgehöhlten Hollunderästen, die uns unsere „Krumm'-Lehrerin" anfertigte. Sie machte uns auch noch Kühe aus Zeitungspapier u. ä. m. Wenn wir alle beisammen waren, sperrte sie die Tür zu und ließ uns mit den Spielsachen am Fußboden spielen. Sie aber legte sich auf den Diwan nieder und schlief, was ihre tägliche Gewohnheit war ... Ich trieb mit ihr allerlei Schabernack, zupfte sie, schlug mit dem Zimmerbesen drauf, aber alles vergebens, bis ihr die Sache beim Aufwachen zu dumm wurde ... Wir mußten leere Zwirnspulen und kleine Nägel bringen. Um die Aushöhlung der Spule wurden vier Nägel eingeschlagen, an die Wollfäden in vier verschiedenen Farben befestigt wurden, und dann lernten wir „Schnürchen-Weben". Das machten wir mit Vorliebe. Wir lernten „Fuchs du hast die Gans gestohlen", „Tipi-tapi-Hähne", „So spielen wir, ja so spielen wir" usw. singen. Als Bezahlung bekam sie Viktualien, die längste Wurst vom Schweineschlachten u. ä. m. — Die Lehrer der Volksschule waren: Direktor Josef Jung, Herr und Frau Nocker, Fräulein Terezka, die den Lehrer Retzler-Rozsa heiratete, Herr Josef Halbhuber, später Fräulein Somogyi.

Der 1. Mai in der Volksschule

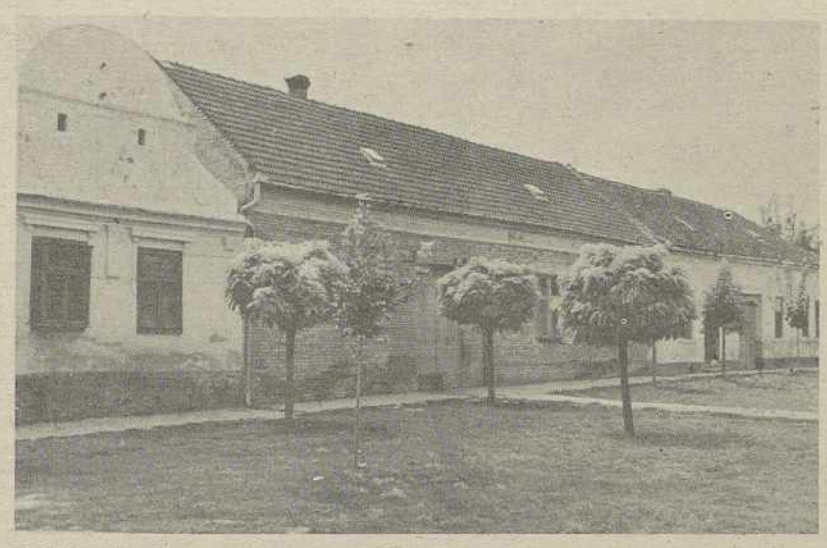
Die Schulklassen wurden an diesem Tage mit Blumensträußen und Kränzen geschmückt. Der Lehrer oder die Lehrerin bekamen ein Kaffeeservice, ein Bilderalbum mit Plüschdeckeln usw. geschenkt, wie eben das hierzu gesammelte Geld gerade ausreichte. Auf der großen Tafel stand zu lesen: „Wir bitten den Herrn Lehrer (Frl. oder Frau Lehrerin) ergebenst, er gebe uns heute frei", was auch geschah. Um 12 Uhr war Abmarsch. Mit Gesang und Musikbegleitung marschierten wir in die „Erste Setzling", das war ein kleines Wäldchen, wo die Lehrkräfte dann allerlei lustige Dinge arrangierten, wie z. B. „Sacklaufen", „Stangenklettern", auf den Stangen waren Würstchen, die man als erster erklettern mußte; weiters „Palatschinken", die mit Marmelade, „Pekmez" genannt, bestrichen waren, aus tiefen Suppentellern, ohne Benützen der Hände, herauszunehmen, die Hände waren auf den Rücken gebunden, — und andere Sachen. Ein Wasserwagen sorgte für Getränk, ebenso der Sodawasserfabrikant Stefani mit Sodawasser und „Kracheln". Der Bäcker Jakobs verkaufte Bretzeln, Kipfel, Semmeln. Bald war alles ausverkauft ... Am Abend ging es dann unter Jubel und Gesang heimwärts. Das waren damals schöne Zeiten. Der Schulunterricht erfolgte in ungarischer Sprache; in deutscher Sprache wurde nur wenig unterrichtet. Wir mußten alles auswendig lernen, leierten alles wie ein Papagei herunter und wußten nicht, was es bedeutete, was sehr unrichtig war. Aber die „ungarische Fuchtel" wollte es so. Es gab feste „Pratzel", und die Knaben bekamen mit dem „Spanischen Rohr" auf den Hosenboden; wir mußten knieen und wurden eingesperrt (Nachsitzen). Es war eine harte Zucht, aber sie war gut.

Lm. Johann Buchner, der Verfasser dieser „Erinnerungen", die eine bemerkenswerte und interessante Zeitgeschichte enthalten, starb am 20. 12. 1958 in Tailfingen. Das Manuskript stellte uns die Frau des Verblichenen, Theresia Buchner (Ebingen), zwecks Veröffentlichung zur Verfügung.

Die „Honoratioren" in dieser Zeit

Der Herr Notär hieß Anselm, seine Tochter Aurora, sein Sohn Oskar. Seine Frau ist jung gestorben, seine zweite Frau kam aus Pantschowa und hieß Bachmann. Apotheker war Herr Seitz; seine Gattin hatte kurzgeschorenes Haar wie ein Mann. Die Tochter hieß Dora, der Sohn Erwin. Ärzte waren Herr Dr. Hesse und Herr Dr. Elter; dessen Frau hieß geb. Graf, die gleich nach der Trauung starb. Advokat war Dr. Moritz Breuer. Profos des Gerichtsgefängnisses war Herr Kimporian, sein Sohn hieß Kornel. Der Sohn von Dr. Hesse war Hauptmann Hesse, ein wohlhabender Mann, der ein Herrenhaus im besten Sinne des Wortes besaß, sich aber nichts gönnte, alte Zeitungen sammelte und das Haus, wie auch sich selbst, vernachlässigte. Weiters hatten wir noch den Herrn Leutnant Wainz, ein hochfeiner, wohlhabender Mann, der einen rötlichen Vollbart trug. Er hatte zwei Söhne, Joschi und Alexander, der später in Karlsdorf als „Schani-bacsi" bekannt war. Dann hatten wir noch den Major Kesan, dessen Haus von der Ecke Hauptgasse bis zum Herz'schen Früchtemagazin (spätere Häuser hießen Schneider - Tomi - Volk) in der Bahngasse reichte. Seine Frau war ein reiches Bauernmädchen, eine geborene Braun. Die Kinder hießen Femy und Sophie, der Sohn Paul, der im Jahre 1891 im 20. Lebensjahre starb. Der Postmeister hieß Adam Ort, seine Ziehtochter Piroska. Die beiden führten das Postamt. Gerichtsnotär war Herr Militari, der die Tochter des damals einzigen Serben im Ort namens Pantelitsch heiratete. Die Familie Pantelitsch war aber ganz deutsch eingestellt. Kaufleute waren in jener Zeit: Kaspar Gratzer, Spezerei-, Kurz- und Spielwarenhandlung an der Ecke Haupt-/Bahnhofgasse; damals ein erstklassiges und großes Geschäft. Herr Gratzer beschäftigte sich auch mit Landwirtschaft und Weinbau. Ein großes Spezereigeschäft besaß Herr Frank aus Werschetz, bei dem Herr Johann Kehr angestellt war. Später übernahm Herr Kehr das Geschäft und baute es durch Fleiß und hervorragende Kenntnis aus; dessen Sohn Eduard Kehr erweiterte es und baute es zu der im ganzen Südbanat gekannten und bekannten Großhandlung aus. Ein weiterer Kaufmann war Herr Sylvester Graf, der wegen seines kalten Benehmens nicht beliebt war. Er starb im besten Mannesalter, seine Frau war eine geborene Ewinger. Ihr Haus war nach dem damaligen Geschmack luxuriös eingerichtet; es reichte von der Salamifabrik Herz bis zu Hans Fokt (später Hauser-Herz). Ein sehr seriöser Kaufmann war Herr Grünhut, dessen Geschäft in jener Zeit das beste in Karlsdorf war, in dem man alles bekam. Er konkurrierte auch mit allen Kaufleuten und war sehr beliebt bei den Leuten. Herr Konrad Kobis besaß ein gut eingerichtetes Schnitt- und Kurzwarengeschäft und war ein reeller und ruhiger Kaufmann; er starb an Lungentuberkulose. Das Geschäft übernahm später Herr Feri Ziegler. An der Ecke der Kasern-/Hauptgasse hatte Herr Krummer ein Spezerei- und Gemischtwarengeschäft, das der Bruder der Postmeisterin, „Tante Etusch" genannt, kaufte. Später, als das Kehr'sche Geschäft schon ausgebaut war, wurden von Herrn Kehr an mehreren Stellen des Ortes kleine Spezereiläden, „Kreislereien", als Filialen errichtet, die aber nach und nach verschwanden. In der Kirchengasse war noch das Geschäft Feimer. Gegenüber der Kirche war eine große Mehlhandlung des Herrn Birta, der im Volk sehr beliebt war, weil er den armen Leuten mit Kredit half. Wilhelm Adler aus Werschetz hatte ein großes Wein- und Schnapsdepot, welches später Herr Hoffmann kaufte und weiter ausbaute. Ein zweites Depot hatte die Firma Sandor Zoffmann aus Werschetz. Eine Holz- und Kohlenhandlung hatte Herr Klauber in der Hauptgasse und zählte zu den größten Kaufleuten in der Umgebung. In der Karlsdorfer Gesellschaft wurden die Klaubers gerne gesehen. Täglich war Herr Klauber bei der Kartenpartie im Kasino, wo seine Frau den Kiebitz machte.

(Fortsetzung folgt)



Karlsdorf im Sommer 1963: Das Gebäude in der Mitte ist das Stammhaus der Familie Buchner. In ihm wurde der Verfasser dieser Erinnerungen geboren. Vor dem zweiten Weltkrieg wurde es baulich umgestaltet. Jetzt ist es — von Fremden bewohnt — stark verwahrlost. Rechts das Haus von Nik. Stump, links das Haus von L. Krewetsch.



Die „Burg" war das Viertel bei der Gendarmeriekaserne, und zwar die Häusergruppe in der Kasernengasse und in der Hauptstraße ca. 500 bis 800 Meter ab Kaserne als Mittelpunkt in die Straßen hineingerechnet. Die Bewohner der „Burg" unternahmen jedes Jahr im Monat Juni einen Ausflug zur „Csárda" und zum „Lindental" in Wekerle, „Majalis" genannt. Schon Wochen vorher fieberte man diesem Ausflug entgegen.

Donauschwäbische Gedenktage

20. Sept. 1788:

Die Bevölkerung von Pantschowa muß im letzten Türkenkrieg flüchten

Die bedrohliche Nachbarschaft der Türken war für das Aufbauwerk der Donauschwaben eine ständige Gefahr. Wohl sollte nach den Befreiungskriegen durch die Erweiterung der Militärgrenze eine Sicherung der befreiten Gebiete gegen die Angriffslust und die Unzuverlässigkeit der Türken gefunden werden. Doch auch diese vermochte einige Male den Vorstoß der Türken nicht aufzuhalten. Ein erster Durchbruch gelang den Türken in den Jahren 1738/39. In einer ähnlichen Lage befand sich die Heimat der Donauschwaben mit ihren Siedlern auch bei dem zweiten Vorstoß der Türken.

Im Jahre 1787 schloß Kaiser Joseph II. mit der Zarin Katharina ein Bündnis gegen die Türkei und schon am 24. August erklärte die Pforte an Rußland den Krieg. Nun zog Joseph II. im November längs der Südgrenze seines Reiches sein Heer zusammen. Die Banater Armee bestand aus 12 800 Mann, ihr Oberkommandant war G. M. Graf Wartensleben. Die Feindseligkeiten begannen schon am 2. Dezember mit einem Handstreich der Österreicher auf Belgrad, der jedoch mißlang. Am 1. Februar 1788 wurde das Deutschbanater Regiment auf Kriegsfuß gestellt, die Kriegserklärung österreichischerseits erfolgte am 9. Februar. Schon damals vernahm man, daß die Türken das Banat angreifen werden.

Vorläufig gab es nur kleine Plänkeleien. Der Krieg wurde mit wenig Schwung geführt, er löste in Österreich keinerlei Begeisterung aus. Am 7. August brachen die Türken bei Orschowa ein und besiegten den österreichischen General Papilla. Auf diese Nachricht hin brach Kaiser Joseph II. mit der Hauptarmee aus Semlin gegen Karansebesch auf. Pantschowa als Einfallstor ins Banat wurde anfänglich nicht behelligt, weil in der Nachbarschaft, in Semlin, das österreichische Hauptheer unter dem Kommando des Kaisers lagerte. Am 21. September mußte sich der Kaiser nach dem verlorenen Gefecht bei Slatina zurückziehen und nördlich Karansebesch wieder eine feste Position beziehen. Nun wollte er die Türken in die Ebene locken, weshalb die südwestliche Ecke des Banats von den Kaiserlichen freigegeben wurde. Während in Werschetz der Bauernschmied Johann Jakob Hennemann mit seinen Mannen die Verteidigung der Stadt und ihrer Umgebung gegen die vordringenden Türken übernahm, brach über das unbefestigte Pantschowa das Unglück plötzlich und deshalb um so schrecklicher herein.

Am 20. September 1788 erhielten die Militärstellen schon den Auftrag zur Räumung. Nachmittags um 4 Uhr ließ der Pantschowaer Platzkommandant Oberst Wildberg austrommeln, daß alles binnen zwei Stunden gegen Opova aufbrechen soll. Was nun folgte war ein Chaos, verstärkt durch den Umstand, daß kurz vorher Kubin vom kaiserlichen Militär verlassen wurde. Dabei wurden alle Vorräte den Flammen überliefert, damit sie nicht in die Hände des Feindes kämen. Nicht nur die Magazine, sondern auch das noch auf den Feldern in Kreuzen und Tristen stehende Getreide und Heu wurde geopfert. Als die Pantschowaer dies erfuhren, flohen alle, nur das Notwendigste mitnehmend. Ihr Hab und Gut mußte dem Feind als Beute überlassen werden.

Das Korps des Generals Lilien zog sich über Opova zurück. Das Deutschbanater Oberstenbataillon und eine Division Nassau deckten den Rückzug. Die Pantschowaer Bevölkerung wurde in die Titeler Gegend und weiter in das Batscher Land eingewiesen. Die Bevölkerung des Deutschbanater Regimentes erhielt auf Befehl des Kaisers Unterkunft in Klein-Kumanien. Mit Verwunderung beobachtete man von Belgrad aus die Geschehnisse in Pantschowa. Man vermutete zuerst eine Falle. Als sich die Belgrader Türken aber vom wahren Sachverhalt überzeugt hatten, kamen sie herüber und besetzten die leere Stadt. Sie fanden reiche Beute und richteten sich nach ihrer Art häuslich ein — aus der röm.-kath. Kirche wurde ein Pferdestall gemacht — und überschwemmten dann die Gegend, raubend, sengend und alles vernichtend.

Inzwischen hatte sich die Hauptarmee des Kaisers geordnet und überging wieder zum Angriff. Die Türken wurden zurückgedrängt. Am 24. Oktober, während der Vorbereitungen zum Angriff auf die Stadt, kam dem Kaiser die Meldung zu, daß Pantschowa geräumt sei und in Flammen stehe. Vor dem Abzug zündeten nämlich die Türken den deutschen Ortsteil an. Auf Befehl des Kaisers wurde die Stadt als eine strategisch wichtige Position sogleich von den Wurmserhusaren besetzt. Eine andere Abteilung Wurmserhusaren unter Major Wachenheim verfolgte die Nachhut der Türken.

Die Türken hatten den Pantschowaern nur rauchendes Mauerwerk hinterlassen. Verschont blieben nur die katholische Kirche, das Ordenshaus der Piaristen, daneben die Schule, das große kaiserliche Getreidemagazin, das Spital daneben und der größte Teil der Serbenstadt. Am 25. und 26. Oktober war auch der Kaiser in der Stadt. Er tröstete und ermutigte die der Armee gefolgten wenigen Pantschowaer, sagte ihnen Hilfe zum Aufbau ihrer Häuser zu. Am 28. Oktober wurde für den Winter ein am 13. November beginnender Waffenstillstand geschlossen. Damit hatte der 1788er Feldzug, dem 147 Banater Ortschaften zum Opfer fielen, ein ruhmloses Ende genommen. Der Feldzug im nächsten Jahr unter Graf Hadik und dem alten Laudon führte zur Einnahme der Festung Belgrad. Das war aber kein entscheidender Erfolg und er wog auch nichts gegenüber dem tragischen Geschick, das den Kaiser ereilte, als er sich in den sumpfigen Donauniederungen den Todeskeim holte. Das verunglückte Unternehmen wurde durch einen Frieden beendet, der Österreich keinerlei Gewinn aus seinen Opfern brachte. Rußland aber war als Rivale auf dem Balkan erschienen.

Die Pantschowaer waren in ihre zerstörte Heimat zurückgekehrt. Was das Feuer nicht verzehrt, die Türken nicht weggeschleppt oder vernichtet hatten, war den Plünderungen der unteren Schichten der Bevölkerung zum Opfer gefallen. Die Militärbehörden boten ihre Hilfe an. Alles regte sich und bald blühte wieder neues Leben aus den Ruinen.

jvs

Den Rumaern zur Beachtung

Es geht um die Grabstätten unserer Angehörigen in der alten Heimat

Rumaer Landsleute, die kürzlich den Friedhof in der alten Heimat besuchten, erhielten ein vom 31. Mai d. J. datiertes Rundschreiben, welches vom „Unternehmen für kommunale Dienste" (Preduzeče za komunalne usluge), genannt „Komunalac", herausgegeben wurde.

In dem Rundschreiben heißt es, daß der „Komunalac" zur gesamten Verwaltung der Rumaer Friedhöfe bestellt wurde, und zwar mit dem Auftrag, „daß die Friedhöfe als Ruhestätten der Verstorbenen und das Ansehen des Ortes Ruma gewahrt werden".

Der „Komunalac" gibt weiterhin bekannt, daß alle Bürger, die den Wunsch haben, daß ihre Gräber erhalten und gepflegt werden und die gewillt sind, einen gewissen Beitrag zur Erhaltung und Pflege des Friedhofs sowie der Gräber ihrer Verstorbenen beizusteuern, aufgerufen werden, ihre Gräber innerhalb von sechs Monaten beim „Komunalac" anzumelden.

Jene Gräber, für die in diesem Zeitraum, d. h. binnen sechs Monaten, keine Anmeldung erfolgt, werden aufgelassen und die sterblichen Überreste in einem Massengrab bestattet.

Zur Anmeldung befugt sind: Ehepartner, Söhne, Töchter, Eltern und andere nähere Verwandte, evtl. auch Nichtverwandte, wenn sie ein Grab gemeinsam zu betreuen wünschen und hierzu einen Beauftragten nominieren können.

Zur Klärung aller noch offenen Fragen haben sich unsere Gewährsleute an den „Komunalac" gewandt und so bald von dort die entsprechenden Auskünfte vorliegen, werden sie in dieser Heimatzeitung bekanntgegeben.

Wir bitten daher alle Landsleute aus Ruma, diese Bekanntmachung an ihre Verwandten und Bekannten weiterzuleiten, damit zur gegebenen Zeit die Anmeldung sogleich vorgenommen werden kann.

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(33. Fortsetzung)

Gründung des Deutsch-Schwäbischen Kulturverbandes

Da das Interesse für die deutschen Vorstadt-Klubs ständig abnahm, wurde unter Leitung der führenden Mitglieder des Josefstädter Deutschen Klubs am 9. Mai 1919 der „Deutsch-Schwäbische Kulturverband" gegründet. Die Anreger waren Johann Röser, der Journalist Karl Hell, Viktor Orendi-Hommenau und Abgeordneter Wilhelm Kopony (dieser starb nicht, wie irrtümlich angeführt, Ende der dreißiger, sondern **anfangs der vierziger Jahre**, nach einer vergeblichen ärztlichen Behandlung in Wien, in Temeschburg. — Anm. d. Redaktion).

Bereits im Dezember des Jahres 1911 gründete Orendi einen „Volksbildungsverein für Ungarn". Die Gründung fand am 22. Dezember 1911 statt — schreibt Dr. Kausch — **(was ein Irrtum ist, denn sie erfolgte erst am 28. Dezember 1911);** an ihr nahmen u. a. Rudolf Brandsch, der Schriftsteller Pfarrer Georg Schwalm und der soziale Dichter der Banater Schwaben, der Neuarader Nikolaus Schmidt teil. Zu den Gründern gehörten ferner Röser und Fr. Wettel. Orendi sandte auch an Edmund Steinacker, der übrigens die Gründung begrüßte, eine Einladung zur Gründungsversammlung. In der Einladung wird u. a. mitgeteilt, daß der zu gründende Kulturverein sich ausschließlich mit **Bildungs- und Kulturfragen befassen werde und keine Politik mache**, die Gründungsversammlung finde in der Wohnung Orendis in der Elisabethstädter Wilhelm-Mühle-Gasse statt (in einem öffentlichen Lokal wäre eine Zusammenkunft wegen der ungarischen Behörde gefährlich gewesen), alle Vorarbeiten seien getroffen, fertige Entwürfe lägen vor und mehrere begeisterte Kulturfreunde hätten ihr Erscheinen zugesagt. Daß die Gründung eines Deutschen Kulturvereins in dieser Zeit mit Gefahren verbunden war, geht auch aus einer der Einladung beigefügten handschriftlichen Bitte Orendis hervor — die Zuschrift **streng vertraulich** zu behandeln. Die Einladung unterzeichnete Orendi als „Wirkliches Mitglied der deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft Wien". In den Statuten werden als Ziel des Vereins „Die Förderung der Kulturbestrebungen der Deutschen in den Ländern der **heiligen Stefanskrone** durch Veranstaltung von Vorträgen, **Theateraufführungen**(!), Preisausschreiben für literarische Werke und volkstümlich wissenschaftliche Bücher; Veranstaltung von Abendkursen, Gründung von deutschen Schulen, Gesang- und Turnvereinen, Lesehallen, Bibliotheken, Herausgabe von Werken schöngeistigen und wissenschaftlichen Inhalts, Stipendien für Schüler usw." angegeben. Der Verein wurde zwar gegründet, aber selbst die harmlosen Satzungen wurden von den ungarischen Amtsstellen **nicht genehmigt.** Die lauteren Absichten scheiterten an dem Chauvinismus der damaligen Machthaber.

„Der Michel muß geweckt werden"

Orendi schickte auch an Adam Müller-Guttenbrunn eine Einladung zur gründenden Versammlung des Kulturvereins; der Dichter schrieb am 22. Dezember 1911 an Orendi u. a.: „Schon lange hat es mich mit Trauer erfüllt und mit Bangen vor der Zukunft des Schwabentums, wenn ich daran dachte, wie so wenig geschieht für die Bildung des Volkes ... Ich begrüße es daher mit großer Genugtuung, daß nach dieser Richtung etwas geplant wird. Doch würde ich **nicht** empfehlen, sogenannte **Kulturvereine** zu gründen, denn das Wort ist abgegriffen und hat einen **politischen** Beigeschmack. **Volksbildungsvereine** brauchen wir, in denen **nicht politisiert,** sondern nur geistig gearbeitet wird. Es gibt unendlich viel Schönes, Nützliches und Wissenswertes, von dem unser Volk keine Ahnung hat. Und doch liegen in diesen Dingen die Zusammenhänge mit dem großen deutschen Kulturvolk, das stetig fortschreitet, während der südungarische Bauer vereinsamt zurückbleibt. Das dürfen wir nicht länger mitansehen. **Der Michel muß geweckt werden, sonst verschläft er den Anschluß und seine Kinder werden nicht einmal mehr die Gebetbücher der Eltern und Großeltern lesen können.** Schaffen wir Volksbildungsvereine, geben wir den Mitgliedern ein Volksbildungsblatt in die Hand, gründen wir Büchereien und Zeitungen und Lesehallen, in denen nur deutsche Bücher und Zeitungen zur Verfügung sind, eröffnen wir dort Abendkurse für solche, die ihre ungenügende Schulbildung ergänzen wollen. Helfen wir den **Halbanalphabeten,** sich im Lesen, Schreiben und Rechnen zu vervollkommnen, wo das nötig sein sollte und bringen wir den Schwaben die Erkenntnis bei, daß dafür **auch Opfer gebracht werden müssen ...** Wir brauchen einen Deutschen **Volksbildungsverein** mit ungezählten Ortsgruppen, wenn wir Schritt halten wollen mit den anderen Völkern Ungarns. Ich begrüße Sie und die versammelten Volksgenossen herzlichst und will gerne mit Rat und Tat beistehen."

Organisation ohne Politik

Was Adam Müller-Guttenbrunn vorschlug, wollte Orendi-Hommenau also schon im Jahre 1911 verwirklichen: eine kulturelle Organisation **ohne Politik,** sie scheiterte, weil — wie erwähnt — die Satzungen nicht anerkannt wurden. **Es mußte der Zusammenbruch kommen, um den Schwaben eine kulturelle Organisation zu ermöglichen.** Der „Deutsch-Schwäbische Kulturverband" wurde also gegründet. Der gew. Minister Johann **Junker** wurde zum Bundesobmann und zu geschäftsführenden Obmännern wurden Sektionsrat Dr. Michael **Kausch** und Oberst Karl von **Möller** gewählt. Schriftwarte: Dr. Ernst **Heim** und Hochschüler Josef **Zauner,** Säckelwart Robert von **Angerbauer,** Bücherwart: Prof. Dr. Peter **Schiff** und Anwalt Dr. **Frecot.** Dr. Frecot ist der Sohn von Dr. Melchior Frecot, den — wie erwähnt — Steinacker als den **einzigen** deutschbewußten Intellektuellen in der Bauernvereinsleitung bezeichnete und der **bereits im Jahre 1901 den von der ungarischen Klassenjustiz verurteilten Journalisten Alwin Kramer verteidigte.**) Man hoffte, daß sich auch die sogenannten „Gemäßigten" der Organisation anschließen und wenigstens kulturpolitisch eine **einheitliche Linie** befolgen würden. Sie taten es aber nicht. Auf Grund der Erfahrungen mit der Zerschlagung des Josefstädter Deutschen Klubs sicherten sich die Gründer gewisse Rechte und zwar, daß die Leitung **auf fünf Jahre gewählt wurde.** Wegen diesem selbstverständlichen Paragraphen in den Satzungen konzentrierte sich dann die Aktion der „Madjaronen" **gegen** den Kulturverband: **er mußte wie die deutschen Klubs zerstört werden.** Daß sich die Gründer auf den Brief Adam Müller-Guttenbrunns vom Jahre 1911 beriefen, ist nur selbstverständlich; nur die Zielsetzungen des Verbandes wurden nach Erlassung des deutschen Autonomie-Gesetzes **erweitert,** da dieses Gesetz **auch den Deutschen in Ungarn, also auch den Banater Schwaben, das Recht auf freie kulturelle Entfaltung zusicherte.** Adam Müller-Guttenbrunn konnte im Jahre 1911 den **gewaltigen Umbruch** nach dem ersten Weltkrieg **nicht voraussehen,** deshalb paßte er seine erwähnten Vorschläge den damals herrschenden Verhältnissen an: **Eine Welt brach im Jahre 1918 zusammen und andere Voraussetzungen wurden für die kulturelle und politische Entfaltung der Banater Schwaben geschaffen, die genützt wurden.**

Weil sich Dr. Kausch anläßlich der Gründung des Kulturverbandes auf den Brief Adam Müller-Guttenbrunns berief, bezeichnet Dr. Kräuter ihn in seinen „Erinerungen" **einfach als Schwindler.**

Er berichtet, daß auch ihm die Satzungen des Kulturverbandes zugeschickt wurden, doch habe er den Eindruck gewonnen, daß „eine Art Konkurrenzunternehmen zu **unserer(!)** am 8. Dezember 1918 gegründeten Volksorganisation" beabsichtigt sei, „die sich von **unserer** nur dadurch unterschied, daß ihre Leitung nicht aus einer Wahl hervorgehen, sondern nach dem Vorbild von Aktiengesellschaften besorgt werden solle, von Klubmitgliedern, deren nationale Gesinnung erprobt war". Vieles, was Dr. Kräuter noch über den Kulturverband berichtet, ist belanglos oder falsch. Seine Behauptungen, daß die Satzungen des Kulturverbandes nicht genehmigt wurden, trifft nicht zu, denn dieser wurde doch während der Amtszeit Reinhold Heegns als Obergespan gegründet, der ihm die Funktionsbewilligung zusicherte und auch unter rumänischer Herrschaft übte der Kulturverband eine sehr rege Tätigkeit aus, **bis er nicht, wie die Klubs, von den Gegenspielern der Deutschbewußten zerstört und eine neue kulturelle Organisation unter dem Namen „Banater Deutscher Kulturverein" gegründet wurde, über den noch berichtet werden wird.**

Dr. Kräuter macht madig

Dr. Kräuter versucht nach fast fünfzig Jahren, die Gründung des Deutschen Kulturverbandes madig zu machen; völlig unsinnig sind seine Behauptungen, Beller sei Beauftragter Schönerers gewesen, in dessen Sinne er die Drähte auch im Kulturverband zog, und daß Röser die **„totale Führung"** unseres Volkes mit dem Verband übernehmen wollte. Beller spielte im Kulturverband keine führende Rolle und Röser war der Typus des bäuerlichen Demokraten; ein „Gegenstück" zu den **intellektuellen Autokraten,** die über 12 Jahre die politische Macht im Banat inne hatten. Geradezu grotesk ist die Behauptung, daß die Wahl der Bundesleitung des Kulturverbandes gar **nicht** stattgefunden habe, sondern von Dr. Kausch **zwanzig Jahre später einfach erdichtet wurde,** „um vor der damaligen erneuerten Jugend als Totumfaktum des Kulturverbandes, als geschäftsführender Obmann renommieren zu können". Jeder, der sich im Kulturverband betätigte, beziehungsweise mit seiner Leitung in Verbindung stand — und das war fast eine **ganze Hochschüler-Generation,** die in den ersten Jahren zu den hohen Schulen Österreichs und Deutschlands drängte — weiß, daß diese Behauptungen Dr. Kräuters **unwahr** sind. **Viele Hochschüler verdanken es dem Kulturverband, daß sie überhaupt an deutschen Hochschulen studieren konnten.**

Und nun noch einige Stimmen über den Kulturverband:

Was wollte der Kulturverband?

Karl v. Möller, der Obmannstellvertreter des Kulturverbandes, schreibt in der „Deutschen Wacht" vom 14. Juni 1919: „Das schwäbische Volk ist im Begriffe, neuen Staaten eingefügt zu werden. Im Kulturverband wurde eine Organisation geschaffen, die das Zeug in sich hat, **die schwäbische Kultur den neuen Herren gegenüber ohne Rücksicht auf politische Grenzen zu vertreten ...** Im Sinne des modernen Minderheitenschutzes ist eine rein kulturelle Leitung in der Lage, **über alle Grenzen hinweggreifend die kulturelle Einheit des Schwabentums zu wahren ... Die etwa in Ungarn verbleibenden Schwaben in der Baranya dürfen ihre Verbindung mit den Brüdern im Banat und in der Batschka nicht aufgeben, die syrmischen Deutschen, dann die Schwaben in Bosnien sollen nicht übersehen werden."**

Und in ähnlichem Sinne schreibt auch Johann **Tengler**: „Sollten wir **nicht in einen** Staat einverleibt werden, so wollen wir wenigstens unsere völkische Gemeinschaft pflegen. Diese Formen wären **gemeinschaftliche kulturelle, wirtschaftliche und volkspolitische Organisationen, die sich auf alle Gebiete erstrecken müssen."**

In verschiedenen Städten und Dörfern wurden Ortsgruppen gegründet, das kulturelle Leben im Banat nahm einen **nie geahnten Aufschwung** und selbst die von den „Madjaronen" gegründete **„Lenau-Gesellschaft"**, die bald in ein besseres Jenseits hinüberschlummerte, konnte die Tätigkeit des Kulturverbandes nicht behindern.

Dr. Kräuter behauptet, daß der Kulturverband eine „Konkurrenzorganisation zu **unserer** am 8. 12. 1918 gegründeten Volksorganisation war" und „einen schwäbischen Intellektuellen, der sich zum Kampfe gegen den Schwabenrat, das heißt **gegen das schwäbische Volke hergegeben hätte, gab es nicht. Keinen einzigen."** Der Schwabenrat war aber keine Volksorganisation und der Kulturverband keine Konkurrenzorganisation. Deshalb fanden sich auch **viele schwäbische Intellektuelle**, die in gut besuchten Volksversammlungen für den Ausbau des Kulturverbandes und Gründung von Ortsgruppen in Städten und Dörfern eintraten; hier einige Namen: Dr. Josef Gabriel, ein alter Volksparteiler, den Dr. Kräuter als **„seinen Freund"** bezeichnet, Prof. Mathias Huber, Schriftsteller Otto Alscher, Dr. Andreas Konrad, Prof. und späterer Direktor des Deutschen Realgymnasiums Franz Knebel, Ing. Josef Beisser, Dr. Ernst Heim, Dipl.-Ing. Andreas Dammang, Hauptschriftleiter der „Deutschen Wacht" und späterer Generaldirektor der Frommer-Werke in Budapest, Redakteur Heinrich Anwender, der alte Werschetzer Volkstumskämpfer Dr. Eduard Rittinger, Dr. Karl und Dr. Otto Erling sowie der gew. Minister und Bundesobmann Johann Junker (Marienfeld), der alte Volksparteiler in Neusatz Friedrich Hess und Dr. Peter Schiff, erster Direktor des Deutschen Realgymnasiums, der bereits im Oktober 1918 in der Lugoscher Zeitung „Südungar" für die Gründung eines deutschen Kulturvereins eingetreten ist, natürlich auch Dr. Kausch, Karl von Möller, Hans Beller, und mehrere schwäbische Hochschüler. Sie sprachen in Volksversammlungen und gründeten Ortsgruppen. Zahlreiche deutschbewußte Lehrer wirkten mit: die Behauptung Dr. Kräuters ist also eine **bewußte Irreführung.**

(Fortsetzung folgt)

Bruch-
Leidende, Heilungsmöglichkeit durch DB-Patent. Schrift über Bruchheilung kostenlos. Heilprakt. Josef Thalmaier, 82 Rosenheim, Innstraße 76



Banater Kirchweihpaar anläßlich des Kirchweihfestes am 11. September 1966 in Temeschburg-Mehala.

Berichtigung

In dem Beitrag „Banater evang. Kirchenbezirk — Opfer des 2. Weltkrieges", veröffentlicht in unserer Folge vom 29. September d. J., hat sich ein bedauerlicher Fehler eingeschlichen. Im letzten Absatz muß es heißen: Die Pfarreien sind besetzt in Birda, Karansebesch, Liebling, Lugosch, Reschitza und Semlak. Krajowa und Turnau-Severin werden von Karansebesch betraut.

Die Redaktion



Anläßlich des Kirchweihfestes am 11. September 1966 in Temeschburg-Mehala hielt der Kirchenratspräses Kappler eine Ansprache. Links im Vordergrund Dompropst Dr. Josef Waldner, vor ihm Pater Johannes Blum.

Donauschwäbische Ortsneckereien (40)

Von Dr. Anton Peter Petri

235. **Solymár,** OB: **Bockmelker** (poukmöögə) (weil hier viele Ziegen gehalten werden); **Klauenwichser** (kloowiksə); **Liedrige** (liədrigə) (man behauptet, sie seien liedrige Leute); **Lügenmaschel** (luugnmaschl) (man sagt, sie lügen gerne); **Szamaaren** (samaarə) (vgl. madj. szamár=Esel) (vielleicht hat der Wortklang des Ortsnamens zu dieser Spottform geführt); Die **Nagykovácser** erzählen: „Einmal fuhr durch Solymár ein Wagen, der mit Kürbissen beladen war. Unterwegs fiel ein **Kürbis** herunter und blieb auf der Straße liegen. Verwundert blickten die Bewohner das seltsame Ding an; derlei hatten sie noch nicht gesehen. Einer meinte, das könne nur ein **Eselei** sein. Es wurde sogleich beschlossen, dieses im Wald auszubrüten. Jedes Mitglied des Gemeinderates sollte eine Zeitlang darauf sitzen. Als der Bürgermeister eben darauf saß, rannte ein **Hase** an ihm vorbei. In der Meinung, dies sei der junge Esel, sprang der Bürgermeister vom Kürbis auf, lief dem Hasen nach, in dem er rief: **Ihaha, ihaha, tu pist jo mäi(n) Khind, pläip nuə schtee!"**

236. **Sombor,** Ba: **Herrengeschmeiß** (härəkschmaas); Vgl. auch: **Kernei.**

237. **Somogydöröcske,** U: **Hier mußte man vierspännig fahren** (weil der Dreck so tief war); **Sie rauften, wenn man sie fragte, wie tief der Dreck auf ihrer Ortseinfahrtsgasse sei.**

238. **Soroksár,** OB: **Besenbinder** (peisnpində) (hier wurden gute Kehrbesen verfertigt); **Brotlackierer** (proutlakiərə) (hier gab es viele Bäcker; bevor das Brot in den Ofen eingeschossen wird, bestreicht man es mit Wasser; Vorgang heißt ma. **„kwikst", „lakiiert"); Laibwichser** (laawlwiksə) (vgl. **Brotlackierer); Grundbirnenbauern** (krumpüinpauən); **Milch-Marie** (mülimaari) (weil Frauen Milch nach Budapest brachten und verkauften); **Seiltänzer** (söüjtaintsə) (Eine wahre Begebeiheit gab zu diesem Spottnamen Anlaß: Vor vielen Jahren kam ein Seiltänzer in den Ort, um seine Kunststücke zu zeigen. Vor dem Auftritt rief er den Schaulustigen zu, sie mögen nun gut aufpassen und auf das Seil sehen.

VERANSTALTUNGEN

Traubenfest in Volkmarode

Der Vorstand des Kreisverbandes Braunschweig der Landsmannschaft der Donauschwaben lädt hiermit alle Mitglieder, Freunde und Bekannte recht herzlich zum Traubenfest ein, das am 19. Oktober d. J. in der Gaststätte „Zum Berge", Volkmarode, Berliner Heerstraße 1, stattfindet. Es spielt eine Kapelle heimatliche und moderne Musik. Kassenöffnung: 19 Uhr. Eintritt: 2,50 DM. Schluß: ?

Zumal es sich hierbei um eine traditionelle Veranstaltung handelt und sich jeder gerne an die früheren Weinlesefeste erinnert, hofft der Kreisvorstand, daß alle Landsleute gerne zum Traubenfest nach Volkmarode kommen werden. Es wird bestimmt ein Fest nach dem Motto „wie bei uns drhom".

Verkehrsverbindung: a) Straßenbahn-Linie 3 bis Voigtländer, dann 25 Minuten zu Fuß; b) Bus, Bahn und KVG. Parkplätze sind ausreichend vorhanden.

Großer Kirchweihtanz in Margrethausen

Traditionsgemäß veranstaltete der Ortsverband Tailfingen des Verbandes der Donauschwaben auch in diesem Herbst ein Fischpaprikaschessen. Der Schützensaal in Truchtelfingen war so besetzt, daß die Nachzügler keinen Platz mehr erhalten konnten. Mitglieder des Ausschusses und deren Frauen hatten keine Mühe gescheut, ein schmackhaftes Essen auf den Tisch zu stellen. Nach alter Sitte waren die Fische auf offenem Feuer in Hängekesseln zubereitet worden. Eine temperamentvolle Kapelle sorgte für Unterhaltung und Tanzmusik.

*

Am 12. Oktober d. J. wird der Kreisverband Balingen mit den Ortsverbänden Tailfingen und Ebingen einen großen Kirchweihtanz in der Festhalle zu Margrethausen abhalten. Mitwirkende sind die Bauernkapelle Ostdorf und die Donauschwäbische Trachten- und Akkordeongruppe Reutlingen, unter der Leitung von Lm. Leidecker. Der Saal wird um 19 Uhr geöffnet. Alle Landsleute sind herzlichst eingeladen

15. Donauschwäbische Kerwei in Speyer

„Kummt, tanzt ums Faß un juchzt, Ihr Leit, in Speyer uff dr Kerwei!" Mit diesen Worten lädt die Donaudeutsche Trachtengruppe Speyer alle Landsleute aus der Pfalz und Nordbaden zur 15. Donauschwäbischen Kerwei, dem fröhlichen Treffen für alt und jung, am Samstag, dem 5. Oktober, 20 Uhr, in der Stadthalle zu Speyer recht herzlich ein.

Die Stadthalle wird abermals für eine Nacht Schauplatz eines Heimatfestes sein, das weit über die Grenzen Speyers hinaus bekannt ist. Die „Speyerer Kerwei" ist eine der beliebtesten landsmannschaftlichen Veranstaltungen in der Pfalz.

Die sehr rührige Trachtengruppe Speyer wird mit Trachtlern aus der Pfalz, dem Sudetenland sowie anderen Donauschwäbischen Trachtengruppen diesen Abend zu einem Folklore-Fest gestalten.

Zum Tanz spielt wieder die bekannte Kapelle Keller, unter Leitung des Landsmannes Franz Keller, wobei jung und alt auf seine Kosten kommen wird. Der Stadthallenwirt bietet wie stets bekannte Pfälzer Weine und donauschwäbische Spezialitäten aus der Küche, und zwar zu gediegenen Preisen, an.

Saalöffnung: 18.30 Uhr. Parkplätze sind vor der Stadthalle vorhanden.

Landsleit! Kummt alli un laßt di Sorge sei, do gibts scheeni Musich un gudr Wei!

Die Kerweibuwe

Traubenball in Singen

Die Landsmannschaft der Donauschwaben veranstaltet am 12. Oktober d. J. in der Singener Scheffelhalle (Schaffhauserstraße) ihren traditionellen Traubenball. Saalöffnung: 18 Uhr. Beginn: 20 Uhr. Eintrittspreis pro Person: 4 DM. Es spielt die Original-Donauschwäbische Blasmusik aus Dachau unter der Leitung des Landsmannes Augustin. Übrigens werden an diesem Abend auch zahlreiche schöne Gewinne auf ihre Gewinner warten. Die Veranstalter werden sich freuen, wenn recht viele Donauschwaben und auch sonstige Gäste zum traditionellen Traubenball kommen.

Die Vorstandschaft
i. A. M. Mathes

Traubenfest in Hagen

Das diesjährige „Traubenfest" der Donauschwaben in Hagen wird am 12. Oktober 1968 in der Gaststätte „Löwenbräu" im Stammlokal der Donauschwaben durchgeführt. Zum Tanze spielt die Kapelle Huber unter der Leitung von Hans Roggenbach/Iserlohn. Der Vorstand würde sich über zahlreichen Besuch sehr freuen.

Donauschwäbische Kirchweih in Nürnberg

Die Donauschwäbische Landsberg, und die Trachtengruppe Nürnberg, und die Trachtengruppe Nürnberg veranstalten am 9. November d. J. in der Jahnturnhalle zu Nürnberg, Hummelsteiner Weg, ihre diesjährige Kirchweih, zu welcher alle Landsleute aus nah und fern herzlichst eingeladen sind.

Es spielt auch heuer wieder die Ellertaler Blaskapelle unter der Leitung unseres Landsmannes Jakob Graßl aus Setschan/Banat. Mitwirken wird übrigens auch die Banater Trachtengruppe aus Coburg.

Zu unserem Kirchweihfest erwartet die Besucher eine große Tombola, welche zugunsten der Trachtengruppe Nürnberg durchgeführt werden wird. Beginn der donauschwäbischen Kirchweih in Nürnberg um 19 Uhr, Saalöffnung 18 Uhr, Eintritt 4 DM.

Erwähnt sei ferner noch, daß die Trachtengruppe Nürnberg am 2. November d. J. mit einem Bus zum Großen Kirchweih-, Kultur- und Trachtenfest nach Coburg fahren wird. Jene Landsleute, die nach Coburg gerne mitfahren möchten, sollten sich bis spätesten 30. Oktober d. J. melden bei Lm. Anton Zettl, 85 Nürnberg, Bodelschwinghstr. 3, Telefon 434581.

15. Traditionelles Weinlesefest in Heilsbronn

Der Ortsverband Heilsbronn der Südostdeutschen Landsmannschaft lädt hiermit die Bevölkerung von Heilsbronn und Umgebung zum 15. traditionellen Weinlesefest ein, welches am 5. Oktober d. J. in der alten Münsterstadt Heilsbronn, im Saalbau Götz („Deutscher Kaiser"), Nürnberger Straße 12, stattfindet. Es spielt die Trachtenkapelle des Spielmannszuges Heilsbronn. Um 19 Uhr erfolgt ein Standkonzert am Marktplatz, um 20 Uhr gemeinsamer Abmarsch der Trachtengruppe Nürnberg und Heilsbronn zur Eröffnung der Veranstaltung.

Durch die Spenden der Heilsbronner Kaufleute ist es wieder, wie jedes Jahr, möglich, eine große mit wertvollen Preisen ausgestattete Tombola durchzuführen. Wir danken all unseren Spendern recht herzlich.

Und wie einst daheim werden auch Weinköniginnen gewählt. Jedes junge Mädchen bzw. jede junge Frau hat die Möglichkeit, Weinkönigung zu werden, wenn sie am Weinlesefest teilnimmt.

Bernhard Lebherz, Vorsitzender

Kirchweihfest in Haßloch

Die Landsmannschaft der Südostdeutschen, Ortsverband Hassloch, veranstaltet am 12. Oktober d. J. in der Friesenhalle zu Hassloch ihr traditionelles Kirchweihfest. Hierzu sind alle Landsleute samt Bekannten und Freunden herzlichst eingeladen. Die Veranstalter sind bemüht, eine fröhliche und beschwingte Tanznacht zu bieten. Es spielt die Heimatkapelle Keller. Beginn: 20 Uhr.

Jakob Stiefel

Fröhlicher Traubenball

Nürnberg. — Am 14. September d. J. fand im Ludwigssaal der diesjährige Traubenball des Kreisverbandes Nürnberg der Landsmannschaft der Donauschwaben und der Trachtengruppe Nürnberg statt. Erschienen waren etwa 300 Gäste, darunter auffallend viele Jugendliche, sowie einheimische Freunde. Und nicht wenige waren in Tracht gekommen.

Zunächst führte die Trachtengruppe in den schönen, prächtigen Gewändern einige heimatliche Tänze vor, dann folgten Tangos und auch moderne Tänze.

Um 11 Uhr wurde die mit Spannung erwartete Wahl der Weinkönigin und der Prizessinnen durchgeführt, und zwar auf demokratische Weise, d. h. mit Stimmzetteln. Mit 59 Stimmen kürte man die 18-jährige Marianne Zettl, welche eine herrliche donauschwäbische Tracht trug, zur Weinkönigin 1968. Ihr zur Seite standen die beiden Prinzessinnen Veronika Manger und Eva Foydl.

Alsdann wurde die mit viel Liebe und Mühe geschaffene Herbstdekoration des Saales, bestehend aus Trauben, Kukuruz und Paprika, zum „Stehlen" freigegeben. Allerdings paßten die weiblichen Polizisten höllisch auf und bestraften die Diebe sofort an Ort und Stelle.

Gegen Mitternacht versteigerte man zwei prächtige mit viel Kunstsinn angefertigte Erntekronen, wodurch die etwas magere Kasse der Landsmannschaft ein wenig aufgefüllt wurde. Erst um 2 Uhr in der Nacht verließ die vergnügte Gesellschaft den Saal mit schönen Erinnerungen an ein gutgelungnes, echt donauschwäbisches Fest. W.

Stadt Ulm spendet für „Heimatkette"

Ulm/Donau. — Als 9. Stifter für die „Heimatkette" der Volksgruppe der Donauschwaben hat sich nunmehr auch die Patenstadt Ulm a. d. Donau mit 250 DM zur Beteiligung an der Finanzierung bereiterklärt. Die Stadt Ulm hat diesem originellen, historischen Kunstwerk gegenüber mehrmals ihre Anerkennung und Wohlwollen ausgesprochen.

Zur Zeit werden Geschäftsordnung und Verleihungsbestimmung konzipiert, damit der demnächst zusammentretende Stiftungsrat darüber beraten kann. Erfreulich ist, daß einige Presseorgane wie die Südwest Presse, Ulm, Volksbote, München, Der Donauschwabe, Aalen, und das Mitteilungsblatt der Landsmannschaft in Klagenfurt/Kärnten für Text und Foto der „Heimatkette" ihre Spalten zur Verfügung stellten. Auf Wunsch hat das donauschwäbische Kleinod anläßlich der BdV-Ausstellung am 20. September in Mainz einen repräsentativen Platz eingenommen.

Und schon spricht man in Ulm von einem neuen, auf seine Weise wieder attraktiven Projekt, woran die Patenstadt Ulm selbst sehr interessiert ist.

Franz Helfrich, Ulm/Donau

Hier sehen Sie die beliebte





Kirche und Luther-Saal in Neu-Pasua.



Auf diesem Platz in Neu-Pasua stand einst die Dorfkirche, die von den Titopartisanen total zerstört wurde.

Schwarzer Tag für die Neu-Pasuaer

Vor genau 20 Jahren wurde die Dorfkirche zerstört

Als ein Wahrzeichen von Neu-Pasua ragte die Kirche mit ihrem spitzen Turm über alle Dächer des Dorfes hinaus. Jeder, der sich noch an die alte Heimatgemeinde erinnern kann, sieht die Dorfkirche, auch wenn sie heute nicht mehr steht, im Geiste noch immer. Die Ahnen hatten dieses ihr Gotteshaus mit viel Mühe und Fleiß aufgebaut; unter großer Beteiligung wurden über 100 000 Ziegelsteine herbeigefahren.

All jene, die bis zum Jahre 1944 in Neu-Pasua geboren wurden und dort geheiratet haben, sind in dieser schönen Kirche getauft und getraut worden. Und nach jeder Beerdigung erfolgte im Gotteshaus eine Gedenkfeier.

Diese unsere Heimatkirche steht heute leider nicht mehr. Sie wurde vor genau 20 Jahren mutwillig zerstört. Kein Stein wurde auf dem anderen gelassen. Das erfüllt uns alle mit großem Schmerz.

In letzter Zeit häufen sich die Besuche von Landsleuten in der alten Heimat. Traurig müssen sie feststellen, daß das Wahrzeichen, nämlich die Dorfkirche, nicht mehr steht. Dadurch hat man Neu-Pasua alles genommen.

Wir trauern um unser schönes Gotteshaus. Wir wissen aber auch, daß wir nicht daran gebunden sind, sondern auch hier in der neuen Heimat neben unseren Häusern eine Stätte gefunden haben, wo wir uns in Gemeinschaft mit den anderen vor Gottes Angesicht versammeln können. Unser Platz ist da, wo Gott uns hingestellt hat. Da ist die irdische Heimat, wo wir neben der Arbeit auch noch die Zeit nehmen, mit Gott in Gemeinschaft zu treten und sein Wort in unsere Zeit hineintragen. Es muß uns darum mit Dank erfüllen, daß wir dazu auch in der neuen Heimat reichlich Gelegenheit haben. Und es ist wichtig, daß wir diese Gelegenheit auch reichlich nützen.

Pfr. Rometsch

Einladung zum Fünfziger-Treffen aller Männer und Frauen aus Neu-Pasua, Jahrgang 1917, 1918 und 1919

Wie schon früher angekündigt, findet am 20. Oktober (Kirchweihsonntag) das Fünfziger-Treffen der Männer und Frauen aus Neu-Pasua statt. Pfarrer Rometsch ladet hiermit alle recht herzlich ein, zu diesem Treffen nach Dettenhausen bei Tübingen ins Sportheim zu kommen. Die Ortschaft Dettenhausen liegt zwischen Tübingen und Stuttgart.

Folgendes Programm ist vorgesehen: 9.30 Uhr Gottesdienst mit Gedenkfeier für die Verstorbenen und Gefallenen der drei Jahrgänge; 11 bis 12 Uhr Gedankenaustausch; 12 Uhr Mittagessen und Mittagspause; 14 bis 15.15 Uhr Fußballspiel. Ab 15.30 Uhr und bis zum Schluß gemütliches Beisammensein.

Wir kommen in Dettenhausen im Sportheim bei unseren Landsleuten Weber zusammen, die für unser leibliches Wohl sorgen werden.

Auf ein frohes Wiedersehen mit allen!

Pfr. Jakob Rometsch
7341 Steinenkirch
Tel.: 07332/807

Landestrachtenfest wie einst daheim

Reutlingen fordert alle auf, sich hierfür gründlich vorzubereiten

Die Ortsgruppe Reutlingen der Landsmannschaft der Donauschwaben veranstaltet, wie bereits kurz mitgeteilt wurde, am 9. November d. J. ein großes Landestrachtenfest, zu welchem alle Donauschwaben aus nah und fern recht herzlich eingeladen sind. Reutlingen ist bekanntlich zu einem Zentrum für Heimattrachten geworden, was natürlich nicht nur der großen und erfolgreichen Donauschwäbischen Trachtengruppe Reutlingen, sondern auch dem Umstand zu verdanken ist, daß dort die Heimatausschüsse Sackelhausen, Franzfeld und Neu-Pasua ihren Sitz haben, die dieses Brauchtum schon seit Jahren pflegen. Sie haben ihre Trachten entweder aus der alten Heimat mitgebracht oder diese aber hier nachgemacht. Motor der Donauschwäbischen Trachtengruppe Reutlingen ist — auch das soll hier gesagt werden — Lm. Karl Leidecker.

Reutlingen will ein Trachtenfest aufziehen, wie es in der alten Heimat in Temeschburg, Neusatz, Groß-Betschkerek, Karlsdorf usw. üblich war. Es soll eine Demonstration unserer schönen Heimattrachten vor den übrigen Vertriebenengruppen, vor dem einheimischen Publikum und vor den Behörden werden. Daher sind nochmals alle Landsleute aufgerufen, ihre Trachten aus der alten Heimat aus den Truhen zu holen, sie in Ordnung zu bringen und damit auf dem Landestrachtenfest zu erscheinen. Sollte es Landsleute geben, die Trachten aus der alten Heimat besitzen, diese ihnen aber nicht mehr passen, so werden sie gebeten, sich bei Karl Leidecker, 741 Reutlingen, Regensburger Str. 112, zu melden. Er wird dann eine Trachtenträgerin bzw. einen Trachtenträger stellen. Diese Trachten werden auf dem großen Landestrachtenfest am 9. November d. J. in Reutlingen wie bei einer Modenschau vorgeführt, wobei man dann den Anwesenden sagen wird, aus welcher Gemeinde die Tracht stammt und wem sie gehört

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(32. Fortsetzung)

Dr. Kausch bemerkt hierzu mit Recht, daß man „schwer feststellen könne, **ob die Dummheit oder die Arroganz des Verfassers dieses Artikels größer ist.**" Denn das Autonomiegesetz wurde — wie ausführlich berichtet — auf Betreiben der **Volksparteiler** und der **Sozialisten** erbracht. Dr. Bleyer legte — wie erwähnt — weil er mit ihm nicht einverstanden war, den Vorsitz des Deutsch-Ungarischen Volksrates nieder, und „Der Freimütige" war bekanntlich auch nicht begeistert davon. **Aus der Autonomie wurde nichts und das deutsche Theater wurde erst 14 Jahre später durch den Siebenbürger Sachsen Gust Ongyert verwirklicht.** Ein selbständiges deutsches Theater in Temeschburg erhielten die Banater erst unter den Kommunisten.

Das alte Temeschburger deutsche Bürgertum hatte eine andere Auffassung vom deutschen Theater als die „schwäbische Elite". Bekanntlich ist vor der Jahrhundertwende das Temeschburger **deutsche** Theater zweimal abgebrannt. Man vermutete Brandstiftung chauvinistischer Elemente. Die Brandstiftungen wurden **niemals** restlos aufgeklärt. Und der „große" Temeschburger Bürgermeister Dr. Karl **Telbisz**, der bulgarischer Abstammung war, erklärte anläßlich der Eröffnung der ungarischen Spielzeit im Jahre 1899 öffentlich: **„In den heiligen Hallen des Temesvarer Franz-Joseph-Theaters soll nie wieder ein deutscher Laut ertönen."** Und das dürfte auch der Grund gewesen sein, daß sich die „Madjaronen", auch **noch nach** dem Umsturz, für ein deutsches Theater nicht begeistern konnten.

Eine kulturhistorische Denkschrift

Schon im Jahre 1884 traten zehn deutschbewußte Stadträte im Namen der Temeschburger Bürgerschaft für eine deutsche Spielzeit ein. Nach einem Stadtratsbeschluß gegen das deutsche Theater, richteten die angesehenen Stadträte Eduard **Schlichting**, F. **Kratochwill**, Karl **Rieger** und andere, darunter auch der Rumäne Vasile **Ingea**, eine Denkschrift in **deutscher Sprache** an den damaligen Innenminister Graf Koloman **Tisza**, in der folgendes steht:

„Euer Exzellenz!

In der am 22. d. Mts. hier abgehaltenen Generalversammlung des Munizipal-Ausschusses wurde mit 32 gegen 10 Stimmen der Beschluß gefaßt, daß vom Herbste des Jahres 1885 ab — entgegen der bisherigen Gepflogenheit — im Winter eine **ungarische** und im Frühjahr eine **deutsche** Theatergesellschaft spielen solle. Gleichzeitig wurde bestimmt, daß der ungarischen Theatergesellschaft aus der Stadtkassa eine **Subvention von 1600 Gulden gewidmet werde.** Mit diesem Beschluß soll angeblich dem Wunsche eines großen Teiles der Bevölkerung willfahrt und zugleich einer patriotischen Pflicht genügt werden. **Gegen diesen Beschluß, den wir als übereilt betrachten, ergreifen wir in offener Frist den**

Rekurs.

Wir ehrerbietigst Unterzeichneten, nicht minder patriotisch gesinnt als die Sieger in der Generalversammlung vom 22. d. Mts., folgen nur unserem **lebhaften Rechtsgefühl** und glauben, nur unsere bürgerliche Pflicht zu erfüllen, wenn wir, auf Grund unbestreitbarer Tatsachen und an Hand des Gesetzes, unsere **Gegenmeinung vor dem Horte der Justiz furchtlos darlegen. Es stärkt uns hierbei die Überzeugung, daß ein freiheitlicher Staat an seinen freimütigen Bürgern einen besseren Schutz findet, als an solchen, die jede Unbill ratlos und schweigend über sich ergehen lassen.**

Zur Sache übergehend, erscheint uns vor allem das Zugeständnis an die deutschsprachigen Bewohner Temeswars, wonach alljährlich im Frühjahr das städtische Theater einer deutschen Theatergesellschaft eingeräumt werden soll, **als beinahe wertlos.** Denn ein deutscher Theaterdirektor, der seine Mitglieder für ein halbes Jahr verpflichten muß, dürfte es kaum lohnend finden, einer zweimonatlichen Spielzeit wegen, aus Österreich nach Temeswar zu kommen, umsoweniger, als er im Sommer mangels einer Arena, die wir weder hier, noch in einer anderen im weiteren Umkreis befindlichen Stadt besitzen, mit Aussicht auf materiellen Erfolg wird spielen können. **Die deutschsprachigen Temeswarer werden demzufolge kaum noch auf eine regelmäßige Theatersaison rechnen dürfen.** Der Beschluß der Generalversammlung ist, ganz unparteiisch betrachtet, ein **übereilter,** weil, im Falle, daß eine genügend gute ungarische Theatergesellschaft nicht gefunden werden sollte, die Stadt Temeswar Gefahr läuft, im

Unsere Jugend

Keine Jugend
wird ewig leben.
Sie geht verwegen
ihre Wege,
sie lehrt und lernt
und vergißt ihr Herkommen,
und sie meint,
eine neue Schöpfung zu sein.
Sie wachsen aber
mit den Jahren
in den großen Kreislauf
hinein,
den Gott ihnen
zubilligte —
auch wenn sie wähnen,
ihr freier menschlicher Wille
würde sich selber
das Ende bereiten.

Hubert Ries

Winter 1885/86 ein gesperrtes Schauspielhaus zu besitzen.

Die hiesigen Bevölkerungs- und sprachlichen Verhältnisse berechtigen nicht zu der Annahme, daß der Wunsch nach einem ungarischen Theater für die Winterzeit von der **Mehrheit** der Bevölkerung gewünscht wird, eher zur **gegenteiligen.**

Die Deutschen in der Mehrheit

Nach der letzten Volkszählung hat Temeswar 33 694 Einwohner, **darunter 7289 Ungarn, welche also ein starkes Fünftel und 18 539 Deutsche, welche sonach die größere Hälfte der Bewohner bilden. Der ungarischen Sprache ist nur ein Dritteil (6746) mächtig, darunter viel Jugend, aber sehr wenig Frauen. Den restlichen Nationalitäten gehören 1096 an, worunter aber wieder viele sind, wie auch die Endesgefertigten, die die ungarische Sprache nur mangelhaft beherrschen. Im übrigen sprechen auch 5039 Ungarn und ein beträchtlicher Teil der übrigen Bewohner deutsch, also zumindest 25 000 Temeswarer.** Auch das Zeitungswesen liefert hiefür ein klares Bild. Während hier nur **ein einziges** ungarisches Tageblatt mit sehr geringer Verbreitung in Bürgerkreisen erscheint, haben sich die deutschen Tagesblätter seit dem Jahre 1868, zu welchem Zeitpunkte nur **eine** deutsche Zeitung bestand, **vervierfacht.** Aus diesen statistischen Daten erhellt noch, daß es die Mehrheit der Bevölkerung ist, die **auf ein Kulturinstitut, in dessen Besitz sie seit 90 Jahren steht, nun plötzlich Verzicht leisten soll zugunsten des fünften Teiles der Bevölkerung, wobei aber gefordert wird, daß die Gesamtbevölkerung diese neue Einführung durch eine vorläufige Subvention von jährlichen 1600 Gulden aus dem Stadtsäckel unterstützen soll, wobei wir daran denken müssen, daß eine Erhöhung dieser Subvention voraussichtlich stattfinden dürfte.**

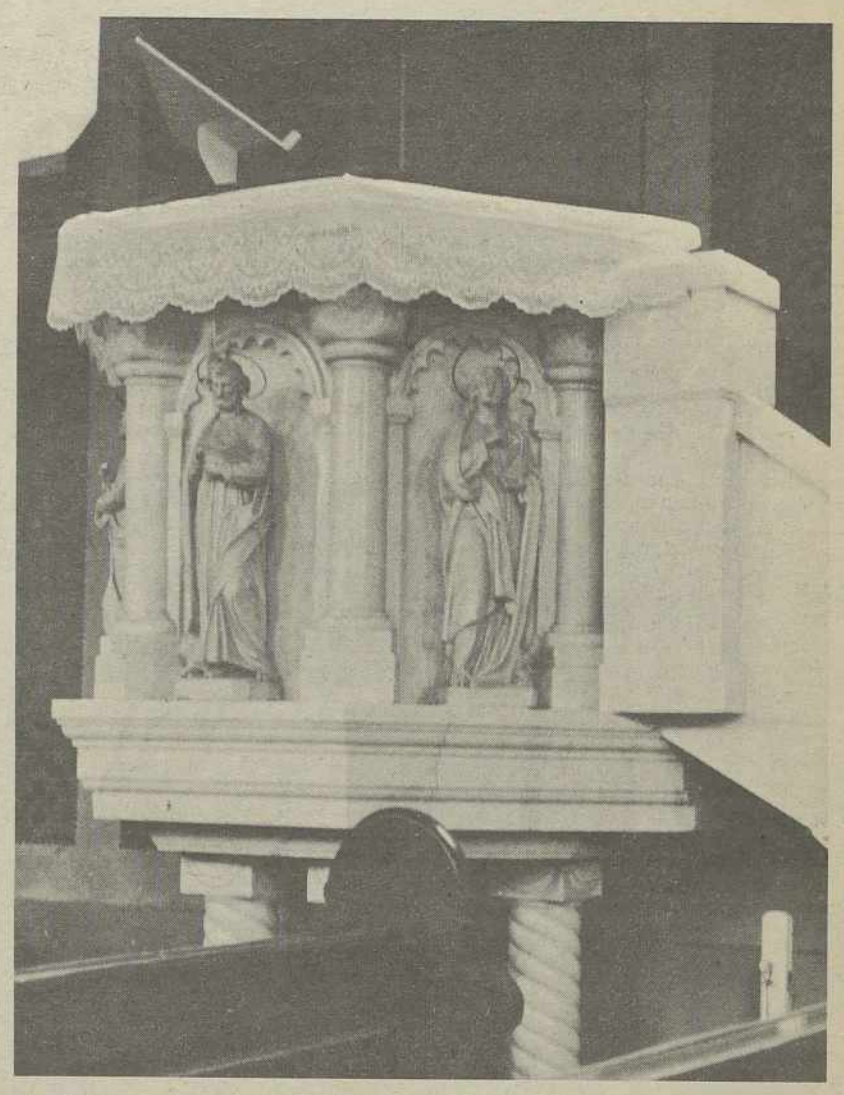
„Patriotische Pflicht"?

Das Opfer, welches die **Mehrheit** der Bewohner zugunsten der **Minderheit** bringen soll, wird als **patriotische** Pflicht bezeichnet. Dieser behaupteten, aber **nicht weiter begründeten Pflicht** gegenüber bemerken wir kurz: Der Generalversammlungsbeschluß trägt **nicht** das Kennzeichen der echten Vaterlandsliebe und der Unterordnung unter das Gesetz der Moral. Er steht **im Gegensatz zu den hier obwaltenden Bevölkerungs- und Sprachverhältnissen, wie auch dem Gesetz über die Gleichberechtigung der Bürger, sieht also einer Vergewaltigung ähnlich.** Die Bevölkerung deutscher Zunge ist dadurch in **tiefe Mißstimmung versetzt worden und namentlich unseren Frauen greift es ans Herz, weil kaum einige wenige von ihnen der ungarischen Sprache mächtig sind.** Wenn es aber dennoch eine praktische Pflicht erfordern sollte, ein so schweres Opfer zu bringen, dann hätten sich die Herren Beschlußfasser vorher für die **Abänderung oder Aufhebung des Gesetzes über die Gleichberechtigung bemühen sollen, damit sich in Zukunft niemand mehr auf dieses Gesetz berufen kann.** Die Zeit für die Entscheidung in der hiesigen Theaterfrage wird erst dann gekommen sein, wenn einmal die Mehrheit der Einwohner die ungarische Sprache vollkommen beherrschen wird. **Von diesem Zeitpunkte aber trennen uns vorläufig noch viele Jahre.**

Wir können die Gesetzlichkeit des erbrachten Beschlusses zwar nicht bestreiten, ihn aber als Ausdruck des Willens und des Wunsches der Mehrheit der Bewohner dieser Stadt **unmöglich anerkennen.** Dieser Beschluß ist in Anwesenheit von 42 Repräsentanten überraschender Weise gefaßt worden, während 92 Stadtvertreter der Sitzung gar nicht bewohnten. **Die Theaterfrage ist als Kulturfrage von hoher Bedeutung und verdiente wohl, mit mehr Rücksicht auf die tatsächlichen Verhältnisse behandelt zu werden, und nicht wie irgend ein alltäglicher Verwaltungsgegenstand.** Zum Verkauf auch des bescheidensten städtischen Grundstücks ist die Zustimmung der absoluten Mehrheit **aller** Munizipal-Ausschußmitglieder erforderlich, wie sollte dann eine Kulturfrage, deren überstürzte Lösung in der Bevölkerung Unfrieden hervorrief, nicht einer bedächtigen Lösung würdig sein, einer Lösung, die **dem wahren Wunsche der Bevölkerung entspricht?** Indem wir die hiesigen Verhältnisse in Betracht ziehen, hegen wir die Überzeugung, daß eine **geheime Abstimmung** der Wählerschaft in der Theaterfrage — die selbstverständlich nur als **Wunsch** der Bürger angesehen werden könnte — den Beschluß der odiosen Generalversammlung schwerlich bekräftigen würde.

Zugunsten der Magyaren

Der zuerst Unterzeichnete hat im September v. J. dem Herrn Bürgermeister gesprächsweise den Gedanken vorgetragen, ob es nicht möglich wäre, mit der Nachbarstadt **Arad** eine Vereinbarung zu treffen, gemeinschaftlich mit uns eine ungarische und eine deutsche Theatergesellschaft zu verpflichten und den Spielturnus derart einzurichten, daß im Winter jede Gesellschaft abwechselnd hier und in Arad spielen solle. Durch eine solche Vereinbarung wäre der Wunsch unserer ungarischen Mitbürger erfüllt und der zwischen den beiden Theatergesellschaften entstehende edle Wetteifer könnte der ungarischen Gesellschaft nur zum Vorteil gereichen. In der letzten Sektionssitzung erwähnte der Herr Bürgermeister, er habe in dieser Sache mit einflußreichen Personen in Arad Fühlung genommen, **habe jedoch keinerlei Entgegenkommen gefunden.**



Die Kanzel im röm.-kath. Gotteshaus zu Marienfeld, rum. Banat.
(Photo: Josef Günther)

Wir unterbreiten unseren Rekurs Eurer Exzellenz, mit geziemender Ehrerbietung, zur hochgeneigten Entscheidung.

Temeswar, den 31. Dezember 1884." (Es folgen **10 Unterschriften,** darunter als erste die des hochangesehenen Stadtvaters Eduard **Schlichting).**

Diese mannhafte Stellungnahme der deutschen Bürgerschaft ist ein **wichtiges zeitgenössisches Dokument.**

Aber zehn Jahre später war es auch mit der „deutschen Gesinnung" der Bürgerschaft Temeschburgs zu Ende: sie wurde durch die mit allen Mitteln geförderte Madjarisierung mürbe gemacht. So schrieb in den Neunziger Jahren eine in deutscher Sprache erscheinende Temeschburger Zeitung (war es die „Südungarische Reform" oder „Der Freimütige"? Beide waren die Wortführer der Madjarisierung. Anm. d. Redanktion):

„Temeswar wurde von zwei Dingen verpestet: von einem Kanal in der Vorstadt Josefstadt und vom deutschem Theater". Dazu bemerkt Karl v. Möller in dem schon mehrmals erwähnten Buch Dr. Bell's „Das Banat" (1926): „Und dieses deutsche Theater verschwand unter dem Beifall der deutschen Bürgerschaft, die sich zum Kuriosum herausputzte, deutschredendes, deutschblütiges Volk mit madjarischen Idealen zu sein. Allmählich verschwand auch das deutsche Reden, nur das deutsche Blut blieb, aber es regte sich nicht... Nicht zuletzt, **weil seine Akademiker nicht mehr Führer, sondern vielfach Verführer des Volkes geworden waren."**

Im Jahre **1910** bekannten sich in Temeschburg 31 644 zum Deutschtum, während die Zahl der Ungarn 28 551 betrug. Die deutsche Mehrheit hatte auch damals noch kein deutsches Theater.

Im April 1919 wurde — wie erwähnt — die Frage des deutschen Theaters von den „Madjaronen" abgelehnt und **sechs Monate später** schreibt ihr Organ, die „Schwäbische Volkspresse": „Wir haben seinerzeit **dagegen protestiert,** daß man gleich anfangs die Theaterfrage aufs Tapet bringe, wo es viel **wichtigere** Fragen zu lösen und zu erledigen gab, **länger kann aber die Sache nicht hinausgeschoben werden."**

Plötzlich ist also ein Gesinnungswandel eingetreten, auch jene, die das deutsche Theater zuerst ablehnten, machten sich nun dafür stark. Verschiedene Lösungen wurden versucht: Ein Theaterverein wurde gegründet, Eingaben wurden vom Kulturverband bei der Stadtverwaltung eingereicht, sowohl Dr. Kausch wie Dr. Muth intervenierten beim Bürgermeister und der Schriftsteller Franz Xaver Kappus forderte in einer Artikelserie die Lösung der deutschen Theaterfrage, die schließlich mit dem mißglückten Versuch des Ensembles Ida **Günther** in Temeschburg scheiterte. **Wäre das Temeschburger Deutschtum in dieser schicksalentscheidenden Zeit einig gewesen, hätte man eine lebensfähige kulturelle Organisation aufbauen und für die Kultur wirklich etwas tun können.**

(Fortsetzung folgt)



Das einstige Graf Csekonics'sche Kastell in Hatzfeld, rum. Banat.

»Stirb und werde!« . . .

(Fortsetzung von Seite 1)

unseren begabten Kindern, Jungen und Mädchen — mit staatlicher Förderung — den Hochschulbesuch und schließlich die Erlangung von Hochschuldiplomen zu ermöglichen. Den Sekretariaten der einzelnen Landsmannschaften erwächst daraus eine sehr wichtige zusätzliche landsmannschaftliche und heimatpolitische Aufgabe und ein weites Betreuungsfeld. Es ist vollkommen müßig und verfehlt, die Frage zu stellen, ob die Landsmannschaften überall in der Welt noch eine notwendige und sinnvolle Aufgabe haben. So lange wir Heutigen leben — allenfalls noch. Die Sorgen des nächsten Jahrhunderts überlassen wir unseren Nachfahren. Unsere historischen und heimatpolitischen Aufgaben werden künftig nicht weniger als bisher, aber es werden andere sein. Unser organisches Hineinwachsen in das neue Europa erfordert neue, geistig ausgerichtete Kräfte aus unserem Nachwuchs und eine neue politische Führung, die sich auf die Zukunft und deren Forderungen konzentriert. Die jetzige heimatpolitische Führung lichtet sich einerseits immer mehr und wird andererseits immer passiver. Daher ist eine verjüngte Führung mit neuen Zukunftsaufgaben unentbehrlich. Es wäre in der Tat verfehlt, aus diesem politischen Garniturwechsel eine Streitfrage zu machen. Mit ein bißchen Klugheit und Verantwortung wie Voraussicht ist dieser Garniturwechsel leicht durchzuführen. Die „Älteren" müssen ihr politisches Testament machen und die Jungen ihr politisch verbindliches Programm für die Zukunft aufstellen. Das „Stirb und werde!" ist ein ewiges Lebensgesetz. Jede Stunde soll uns — im Dienste unseres Volksstammes hier wie in der alten Heimat und überall in der weiten Welt — dazu bereit finden!

Ein Dank gebührt allen, die ein langes Leben im guten Glauben und in Ehren ihrem Volk in Not in einer nicht gerade friedlichen Umwelt gewidmet und geopfert haben. Das wollen wir nicht vergessen!

Der jungen Generation in Stadt und Land, die bereit ist, ihr Leben den hohen Zukunftsaufgaben unseres Volkes zu widmen, sollten wir Mut zusprechen im kleinen wie im großen. Sie kann und sie wird mit den neuen auf sie zukommenden Aufgaben fertigwerden!

Erinnerungen an Karlsdorf

Von Johann Buchner, Tailfingen/Württemberg

(1. Fortsetzung)

Das Gewerbe zu dieser Zeit

Tischlermeister: Baumkratz, Feit, Keller, Gulding, Jäger. Bindermeister: Fokt, Glatz und Latzkitsch. Wagnermeister: Ostermann, Staßny, Stemper, Armbruster, Buchner, Krachtus, Seiter, Krämer. Schmiedemeister: Otzel, Ferd. und Franz Buchner, Jegel, Karl und Josef Schütz, Wanson, Eisen, Krewetsch, Eiser, Jani Buchner. Hutmacher: Landgraf, Buchner. Färber: Basler. Bürstenbinder: Anton Mansano, ein Italiener, genannt „Italiener-Toni". Riemermeister: Stefani und Blattmann. Bäckermeister: Jakobs, Armbruster. Schuhmacher: Kolla, Kali-Kostian, Rohr, Batisweiler, Handloser, Ziegler, „Schrupp-Schuster" genannt. Spenglermeister: Martin und Franz Schneider, Egidi. Schneidermeister: Kalitowitsch, Jonov, Pursch, Mischo Baumkratz, Jäger, Buchert, Handloser, Stemper, Allgeier, Rohr, auch Uniformschneider. In späteren Jahren gab es noch einen Schneider, der „der bucklige Schneider" genannt wurde, seine Frau die „Pepi Schneider", dann Schöpfer, Späth und Filipps, letzterer wurde Blitzschneider genannt, weil er eine Arbeitshose so schnell machte, daß man darauf warten konnte. Damenschneiderinnen: Stefani, Handloser, Ziegler, Kernst, Tomi, Gulding, Späth. Weißnäherinnen: Zubert, Feit, allgemein „Klari-Tant" genannt; sie war eine sehr agile Frau und beliebt, die Mutter des in der ganzen Umgebung bekannten „Feits-Peter". Weiters „Becks Ev", die man „Bartls-Schlosser" nannte. Gerber und Opankenmacher: Berberich, Frikker. Friseure, „Palwierer" genannt: Waldrich und Benne. Die Rasierer bekamen in jener billigen Zeit 3 Gulden jährlich oder eine „Metz" Weizen, „Frucht" genannt, und mußten dafür wöchentlich zweimal ins Haus kommen und rasieren. Glasermeister: Eiser, bei ihm wurden auch die Hochzeitsgeschenke gekauft. Fleischermeister: Windisch, Ewinger und die Salamifabrik Herz und Sohn, welche schon zu dieser Zeit ein Bergriff war. Frau Herz war an der Kasse im Geschäft; sie war in jeder Hinsicht eine tüchtige Hausfrau und Wirtschafterin, die viel zum Aufbau des Unternehmens beitrug. Sie war eine geborene Zindritsch und sehr beliebt. Eine weitere Industrie war damals die Ziegelei des Herrn Jakob Kalitowitsch, der auch eine Mehlhandlung hatte. Seine Frau wurde „Evi-Basl" genannt; die beiden Söhne hießen Lorenz und Nikolaus; Lorenz war Reserveoffizier und übernahm den Ziegelofen; Nikolaus wurde Ingenieur. Einen zweiten Ziegelofen besaß Michael Stark, der später an August Wainz verkauft wurde.

Gasthäuser: Wilhelm Adler, Ewinger, Pächter war Schuldner; Kalitowitsch, Pächter war Wilhelm Hoffmann, später Franz Schrodis, Sebastian Gratzer, „Büchsenmacher" genannt. Bei ihm haben jeden Sonntag die „Kraschowener" in ihrer Volkstracht ihre Freimusik gehabt. Die Volkstracht bestand aus einem langen weißen Hemd mit buntem Umhang; so gingen sie auch in die Kirche. Die Musik machte ein Leierkasten. Er stand immer an seiner Stelle und diente als „Orchester". Bei dieser Musik tanzten sie bis zum Morgengrauen. Neben dem Friedhof war auch ein Gasthaus; das Haus gehörte Heinrich Kleinfelder. Man nannte das Lokal „Der Bumskeller", weil das Lokal tiefer als die Straße lag; man mußte auf Stufen hinabsteigen. Der Pächter hieß Schallmajer und war der Mann der Schwester aller Hoffmänner. Sie wurde „Ritzi-Basl" und auch „die schwarze Katz" genannt. Und so hieß man auch das Lokal. Man sagte: „Geh'n wir zur Schwarzen Katz", oder „Geh'n wir in den Bumskeller"...

Eine mustergültige Bienenzucht

In der Zeit meiner Kinderjahre gehörte beinahe der ganze Komplex vom Anwesen des Herrn Leutnant Wainz bis zum Friedhof Herrn Kleinfelder, der dort eine Bienenzucht errichtete, die in der ganzen nahen und weiten Umgebung ihresgleichen nicht hatte. Die Bienenkörbe mit den Bienenvölkern waren wie ein Miniaturdorf aufgestellt, Gassen und Straßen gebildet, in der Mitte des „Bienendorfes" eine entzückende kleine Kirche... Aus nah und fern kamen die Menschen; aus Werschetz, Pantschowa, Betschkerek, um sich dieses Wunderwerk anzusehen, natürlich aus respektvoller Entfernung wegen der fleißigen, aber auch kriegerischen Bienen.

Unterhaltungen wie der Silvesterabend, wurden in den Gasthäusern abgehalten und gefeiert. Man aß im Gasthaus, wobei Spanferkel das Hauptgericht war. Es gab keinen Ball, keine Unterhaltung an der Spanferkel gefehlt hätten. Unzählige wurden knusprig braun oder goldgelb gebraten aufgetischt. Auch ganz junge Lämmer, sogenannte „Milchlämmer", mußten als „Lämmernes" den Weg des eßbaren Fleisches gehen. Das war eine Delikatesse. Bis zum Herbst ging es so zu, und von den Lammfellen hatte sich fast in jedem Haus der Mann eine Pelzkappe oder einen Pelzmantel machen lassen.

Und dann der Fasching

Die Faschingsunterhaltungen dauerten 4 Tage. Samstag war überall Ball und an den anderen drei Tagen „Freimusik". Damals waren noch solche Zeiten, daß viele Mädchen für jeden Abend ein neues Tanzkleid bekamen.

Die Karlsdorfer Mühlen

In Karlsdorf war eine Dampfmühle, deren Eigentümer Herr Krischer war. Seine Buben waren Riesenkerle, starben aber leider im Mannesalter, nur der jüngste, namens Toni, gedieh. Er wurde Offizier und war Leutnant. Der „Krischer-Toni" war ein Lebemann, der ein gutes Bier niemals verabscheute... Er erbte auch die Dampfmühle; weil er aber daran kein Interesse hatte, verkaufte er sie einem Verwandten, ebenfalls ein Krischer, und so blieb die Mühle im Krischer'schen Besitz bis 1944.

Außerdem gab es noch einige „Roßmühlen". Sie wurden so genannt, weil sie mit Pferdegespannen betrieben wurden. Diese Mühlen waren nur zum Flachmahlen eingerichtet. Eine davon war in der Kaserngasse, und da der Eigentümer als Müller ein weißes „Jankerl" anhatte, wurde er „weißes Röckel" genannt. Eine Ölmühle war im Besitz meines Großvaters Anton Mayer. Sie wurde auch mit Pferden betrieben, die das riesige Antriebsrad im Kreise herumzogen. Der Sohn meines Großvaters war der Oberst Mayer im k. u. k. Inf. Rgt. Nr. 61, also im Temesvarer Hausregiment, in dem viele Karlsdorfer ihren Militärdienst leisteten.

Sparkassen hatte Karlsdorf zwei. An der Spitze der einen stand Herr Stefan Hefelle, Amtsdiener war Stafan Kernst. In der anderen, ich glaube es war die Volksbank, war Herr Gyurkitza Buchhalter, der sehr angesehen war. Amtsdiener war Herr Tomi.

Damals hatten wir als pensionierten Lehrer Herrn Jaschke, der neben dem Pfarrhaus wohnte.

Bezirksrichter beim Amtsgericht war Herr Richter Gerlich und Justitzbeamter war Herr Aurel Kratschunov, dessen Schwester als „Darinka-Néni" bekannt war.

Der röm. kath. Pfarrer hieß Gittler, der später Dechant wurde. Meßner war Herr Schab, dessen Sohn ein erstklassiger Schüler war und studierte. Er wurde Rechtsanwalt und ließ sich in Weißkirchen nieder. Wir nannten ihn nur „Schabs-Matz".

Die Gemeindehebammen in jener Zeit waren: die „alte Juritschitsch"; deren Helferin und Nachfolgerin war Fanni Erbo, „Fanni-Tant" genannt, sodann Ritzi Hefelle.

Das Gemeindehaus

Wie ich schon erwähnte, war in jener Zeit Herr Anselm Gemeindenotär. Gemeinderichter war in dieser Zeit Herr Matz Schneider, der bei der Bürgerschaft sehr angesehen war. Nach ihm folgte Nikolaus Weinz und dann Murgul. Gemeindekassier war Herr Sonntag, der jahrzehntelang diese Stelle bekleidete. Er war unentbehrlich und unersetzlich. Ein ehrlicher, anständiger, gewissenhafter Mann, der viele Notäre und Gemeinderichter überdauerte. Bei jeder Gemeindewahl blieb er der Kassier.

Der Vize-Richter und die „Geschworenen" hatten den Auftrag, abwechselnd täglich die Fütterung der Gemeindestiere zu überwachen und darauf zu achten, daß die Stiere vom Kuhhalter das vorgeschriebene Futter erhalten.



Beim Bau des Arbeiterheimes in Karlsdorf im Jahre 1927. Zu den Initiatoren gehörte auch Lm. Georg Buchner. Bauherren waren die Sozialistische Partei und der Arbeitersportklub „Radnički".



Friedhof in Karlsdorf. Die Kapelle und die beiden Familiengrüfte (mit den Kuppeln) Kehr und Herz.

Und die Hochzeiten damals?

Sie dauerten in jener gesegneten Zeit beinahe eine Woche lang. Die weiblichen Verwandten kamen schon einige Tage vorher ins Hochzeitshaus, um Zucker zu stoßen. Es wurden drei bis vier Hut Zucker zu je zehn bis elf kg verbraucht. Nüsse wurden aufgeschlagen; Rosinen, die sogenannten „Zibeben", mußten geputzt und entstielt werden. Dann Mandelschneiden, Eiernudelmachen für die Suppe war die Tätigkeit der Helferinnen. Und da war schon eine Hochzeitsstimmung im Hause.

Drei Tage vor der Hochzeit kam die Hochzeitsköchin ins Haus. Nun halfen alle beim Kuchenbacken, denn es wurden ja drei große Schubladen voll mit Kleingebäck gebraucht. Fünf bis zehn und oft auch noch mehr Torten mußten gebacken werden. Auf den Tischen standen die immer vollen Weinflaschen zur „Stärkung" der Helferinnen. Hausfrau und Hausherr waren im Anbieten des Umtrunks unermüdlich.

Am zweiten Tag vor der Hochzeit wurden die Hochzeitsbrote gebacken. Schweine, Spanferkel, Kälber mußten ihr Leben lassen. Eine große „Schlacht-Molder" war mit Suppen-, Brat- und Backhühnern, Gänsen, Enten und natürlich auch mit „Pockerln", d. h. Truthühnern, angefüllt. Das Federvieh mußte gerupft werden, und da waren viele Hände notwendig.

(Fortsetzung folgt)

Sie lebten einstens in Surtschin

Nafolgend veröffentlichen wir die Namen jener deutschen Familien, die im Jahre 1944 in Surtschin, Kreis Semlin, Jugoslawien, lebten, und zwar mit Angabe der Vermißten und Gefallenen. In der Klammer ist jeweils angegeben, aus wievielen Personen die Familie bestand.

1. Hügel Jakob (5); 2. Lohmann Ludwig (5); 3. Stiefel Heinrich (5); 4. Mell Adam (5); 5. Mell Christian (3); 6. Mell Christian (3); 7. Scheurmann Martin (5), Sohn Peter gefallen; 8. Popp Peter (4); 9. Grauer Jakob (4), er vermißt; 10. Scheuermann Andreas (8); 11. Mayer Johann (6), Sohn Johann vermißt; 12. Stiegelmar Paul (7), er vermißt; 13. Schauwecker Johann (6); 14. Stiegelmar Lorenz (3); 15. Schank Friedrich (6), er gefallen; 16. Bessemer Jakob (3), er gefallen; 17. Metzger Peter (5); 18. Holzmüller Heinrich (2); 19. Holzmüller Johann (3), er gefallen; 20. Kühfuss Friedrich (5); 21. Riegel Jakob (3); 22. Mayer Jakob (5); 23. Bessemer Johann (5); 24. Zeller Christoph (5); 25. Bessmer Georg (2); 26. Bessemer Johann (6); 27. Scheuermann Peter (4), er vermißt; 28. Scheuermann Franz (7); 29. Grauer Jakob (2); 30. Grauer Michael (6); 31. Mayer Bernhard (4); 32. Werle Philipp (2); 33. Werle Philipp (6); 34. Schmidt Mathias (6); 35. Huber Jakob (3); 36. Manz Friedrich (2); 37. Schmidt Georg (5); 39. Befort David (5); 82. Grauer Jakob (4), er vermißt; 83. Popp Andreas (5); 84. Burbach Willi (3); 85. Hofmann Johann (5); 86. Heinz Johann (5); 87. Schmidt Paul (5); 88. Weber Heinrich (6), er vermißt; 89. Noll Gottlieb (5); 90. Noll Gottlieb (6); 91. Weber Bernhard (3); 92. Klauser Jakob (5); 93. Flohr Friedrich (5), er gefallen; 94. Heinz Samuel (5); 95. Fetter Friedrich (4); 96. Metzger Peter (2); 97. Scheuermann Adam (3); 98. Scheuermann Peter (7); 99. Feiler Friedrich (7); 100. Grauer Philipp (4); 101. Grauer Michael (4); 102. Holzmüller Karl (4); 103. Schank Elisabeth (1); 104. Scheuermann Michael (6); 105. Keiler Jakob (2); 106. Keiler Samuel (2); 107. Dorlach Peter (3); 108. Popp Adam (2); 109. Popp Michael (5); 110. Popp Johann (3); 111. Benner Johann (3), er verschleppt; 112. Scheuermann Michael (2); 113. Will Phillip (3); 114. Stiegelmar Johann (2); 115. Riegel Jakob (6); 116. Hauch Adam (6); 117. Popp Johann (6); 118. Schneider Wilhelm (2); 119. Kowatsch Katharina (3); 120. Lutz Aurel (5); 121. Grauer Michael (7), Sohn Wilhelm gefallen.

(Fortsetzung folgt)

Donauschwäbische Gedenktage

24. September 1868:

Der kroatisch-ungarische Ausgleich kommt zustande

Der im Jahre 1867 geschlossene Ausgleich zwischen dem Kaiser und den Madjaren stellte die Donaumonarchie auf völlig neue Grundlagen. Die Niederlage gegen Preußen verdrängte Österreich aus seiner deutschen Stellung und Aufgabe. Im Ausgleich entsagte die Krone dem deutschen Führungsanspruch in der Monarchie und gewährte den Madjaren die Erfüllung fast aller ihrer Wünsche. Die Neuordnung schwächte die Stellung des Deutschtums, drängte es in die Verteidigung und lieferte zahlreiche Bastionen staatlicher Ordnung und Gerechtigkeit dem stärker um sich greifenden unduldsamen nationalstaatlichen Geiste aus. Dieser Geist aber zerfraß das gegenseitige Vertrauen und friedliche Zusammenleben der Völker im Staate.

Indes wurden die wesentlichen Grundlagen der Großmachtstellung der Monarchie im Ausgleichswerk dadurch bewahrt, daß sich die ungarische Nation bereit erklärte, auf gewisse Teile der Souveränität im Interesse der Gesamtheit zu verzichten, die Außenpolitik, das Heerwesen und die Finanzen, soweit sie sich auf diese gemeinsamen Angelegenheiten bezogen. Für die gemeinsamen Angelegenheiten wurde eine eigene Einrichtung geschaffen, die sogenannten Delegationen, ein aus je 60 Mitgliedern bestehender Ausschuß der beiden Parlamente, von denen 40 aus dem Abgeordnetenhaus, 20 aus dem Oberhaus gewählt wurden. Diese Ausschüsse berieten abwechselnd in Wien und Budapest, und zwar in getrennten Sitzungen. Nur zu Abstimmungen traten sie zusammen. So rigoros wurde der Grundsatz der Gleichberechtigung und staatsrechtlichen Unabhängigkeit durchgeführt. Bei der durch den Ausgleich durchgeführten Neuordnung fällt das Übergewicht der ungarischen Reichshälfte in die Augen. Es bestand freilich weder in der Volkszahl noch in der wirtschaftlichen Kraft, sondern in der Geschlossenheit des einheitlichen Staatskörpers und des politischen Willens, der nach alter Gewohnheit von einer politisch geschulten aristokratisch-bürgerlichen Schicht gelenkt wurde. Die Integrität der Stephanskrone wurde ja wieder hergestellt, Siebenbürgen und das Königreich Kroatien und schließlich (1881) auch die von Österreich geschaffene, von Deutschen, Kroaten und Rumänen besiedelte „Militärgrenze", die gegen die Türken aufgebaut war, als integrale Teile Ungarns anerkannt und ihm überantwortet; ebenso die nach der Revolution 1848/49 gebildete Provinz „Serbische Wojwodschaft und Temeser Banat". So wurde das Königreich Ungarn ebenso ein Nationalitätenstaat wie Österreich, aber von Anfang an wurde die Fiktion von der einen politischen Nation aufrechterhalten.

Der Ausgleich zwischen dem Kaiser und Ungarn brachte für Kroatien noch keinen staatsrechtlich geregelten Status. Deswegen war der Kaiser ebenso wie Ungarn bemüht, die in Kroatien Herrschenden für den Ausgleich zu gewinnen. Da aber weder der Sabor des Jahres 1865 noch der des Jahres 1866 nachzugeben bereit war, wurden im Dezember 1867 Neuwahlen durchgeführt, die Männer des herrscherlichen Vertrauens in den Sabor brachten. Jetzt bestand Aussicht auf einen Kompromiß. Das Ergebnis der Unterhandlungen der beiden Parlamente über die Regelung der Beziehungen Kroatiens zu Ungarn war der kroatisch-ungarische Ausgleich. Dieser wurde am 24. Sept. 1868 endlich angenommen, obwohl er auch sehr schwere Bedingungen für Kroatien enthielt. Dieser Ausgleich war ein bilateraler Staatsvertrag, dessen Charakter als Staatsakt sich daraus ergibt, daß Kroatien und Ungarn ihn als Gesetze ihrer höchsten gesetzgebenden Körperschaften erbrachten (Kroatien als Ges. Art. I/1868, Ungarn als Ges. Art. XLIV/1868). In staatsrechtlicher Hinsicht ist die Tatsache von besonderer Bedeutung, daß Kroatien erst mit diesem Ausgleich den österreich-ungarischen Ausgleich anerkannte. Eine solche Anerkennung wurde weder von den ung. Komitaten noch von Siebenbürgen erwartet. Daraus ist zu schließen, daß der ohne die Beteiligung Kroatiens geschlossene österreich-ungarische Ausgleich für Kroatien erst mit dem Abschluß des kroatisch-ungarischen Ausgleichs Gesetzeskraft erlangte. So erhielt der österreich-ungarische Ausgleich eigentlich den Charakter eines Dreiervertrages und eine Eigentümlichkeit des Dualismus der Monarchie bestand darin, daß in der ungarischen Delegation (zur Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten der Monarchie) auch Kroatien vertreten war, und zwar dergestalt, daß vier Vertreter des kroatischen Abgeordnetenhaus und 1 Mitglied des kroatischen Oberhauses der ungarischen Delegation angehörten.

In ihrem Kampf gegen die zentralistische, nationalstaatliche Handhabung der Regierungsgewalt durch die Madjaren wiesen die übrigen in Ungarn beheimateten Nationalitäten (Rumänen, Serben, Slowaken, Ruthenen, Deutsche) immer wieder auf das konkrete Beispiel Kroatien hin und forderten auch für sich eine territoriale Autonomie, die bei aller Anerkennung des gemeinsamen Vaterlandes und der gemeinsamen Staatssprache in gewissen Bereichen für die eigene Sprache eine bevorzugte Stellung auf dem eigenen nationalen Territorium gesichert und damit der nationalen Überfremdung und Unterdrückung entgegenwirkt, die Gleichberechtigung in einem erforderlichen handgreiflichen Ausmaß verwirklicht hätte. jvs

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(34. Fortsetzung)

Bezeichnend ist folgende Stelle eines am 26. Juni 1920 im „Banater Tagblatt" erschienenen, begeistert zustimmenden Artikels des aus der **Batschka** stammenden und in Hermannstadt lebenden Professors Dr. Stefan **Klett;** er schreibt:

„Vielleicht ist es für unsere Brüder in der Heimat von Interesse zu erfahren, welchen Eindruck ihre **rege nationale Tätigkeit** in der Ferne erweckt. Vor allem ist es der **Kulturverband**, der unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Die täglich wiederholende Mitteilung von neuen Gründungen, von neu hinzutretenden Ortsgruppen, die begeisterte Stimmung, die über diesen Berichten liegt, alles ist dazu angetan, den Kulturverband als den Kern erscheinen zu lassen, aus dem sich der herrliche Baum einer volksbewußten schwäbischen Zukunft entwickelt ... Der Kulturverband ist das **feste Band, das alles, was schwäbisch ist und schwäbisch denkt, kulturell zusammenschließt. ... Wir Schwaben bedurften dringend einer solchen Organisation und die Männer, die den Verband ins Leben riefen, haben sich unvergängliche Verdienste um die schwäbische Sache erworben.**"

Und auch der von Dr. Kräuter geleitete Deutsche Klub in der Vorstadt-Fabrik schloß sich als Ortsgruppe dem Kulturverband an; **allerdings ohne Dr. Kräuter** und seinen Anhang.

Die Rolle des „Deutsch-Schwäbischen Kulturverbandes" in den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch ist so **bedeutungsvoll**, daß sich vielleicht doch einmal jemand findet, der die Geschichte dieses Verbandes niederschreibt. **Seine nationale und volkserzieherische Tätigkeit war wesentlich größer als die politischen Erfolge des „Schwabenrats"**, der in den schicksalsschweren Jahren der staatsrechtlichen Umgestaltung fast keine, die praktische Politik betreffenden Entscheidungen von bleibendem Wert faßte. Die ganze Kraft der Mehrheit des Schwabenrates erschöpfte sich in fruchtlosen Debatten über die staatliche Zugehörigkeit des Banates und in der Hemmung des kühnen Vorwärtsdrängens der deutschen Bewegung. Weil die ausschließlich „Staatstreuen" kaum einen Schritt wagten, der als Antipathie gegenüber Ungarn ausgelegt werden konnte, waren sie Bremsklötze der Bewegung. Neben tatsächlichen Verwirklichungen aller Art, wie Verdeutschung der Schulen, seien hier nur die aufrüttelnden Versammlungen in den Dörfern, die verschiedenen Vorschläge in der Frage des „Deutschen Hauses", die Gründung des **ersten** Frauenvereins, die Veranstaltung des **ersten** Schwabenballs, die **Berufsberatung der Hochschüler**, die Ausstellung von Deutschtumsnachweisen, ohne die man an den deutschen Hochschulen nicht aufgenommen werden konnte, die Anregung, einen **deutschen Sängerbund zu gründen**, die Errichtung von **deutschen Abendschulen**, Vorschläge zur Gründung eines **deutschen Sportklubs in Temeschburg**, und andere Vorhaben kultureller Art **als bleibende Leistungen des Kulturverbandes erwähnt.**

Neben dem ständigen In-den-Rücken-fallen hemmte der Mangel an Geld den systematischen Ausbau des Kulturverbandes: so lange „Vater Röser" Geld hatte, gingen die Organisationsarbeiten flott vonstatten; die Mittel wurden aber immer rarer und mit dem **Hinüberwechseln** von Karl v. Möller, Dr. Josef Gabriel und Dr. Hans Eschker zu den einstigen „Madjaronen", den Abgang des größten Teils der Hochschüler zu deutschen und österreichischen Universitäten — wodurch der Kulturverband seine eifrigsten Propagandisten verlor — schrumpfte seine Tätigkeit zusammen. Als Dr. Kausch dann noch auf undemokratische Weise aus der Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft, die sich allmählich zu einer Partei entwickelte, ausgeschlossen wurde, ging der mit soviel Idealismus und Begeisterung gegründete „Kulturverband" ein.

Otto Alscher schreibt in der „Lugoscher Zeitung" vom 9. März 1930: „Nach dem Kriege war das Banater deutsche Volk in der glücklichen Lage, in ein nationales Erwachen einzutreten. Auch hier gab es eine **Revolution, den völligen Umsturz früherer Ansichten, der sich aber nicht sozialpolitisch vollzog, sondern fast rein kulturell;** und doch, wenn man die Menge der schon lange aufgespeicherten Kräfte in Betracht zieht, die auf diesen Augenblick zur freien Entfaltung der völkischen Wiedergeburt harrten, muß man überrascht sein, **wie mühselig sich diese Geburt vollzog.** Vor allem weil die **günstigste Zeit zur Erlangung völkischer und kultureller Rechte fast gar nicht ausgenützt wurde. Was sich damals in den Jahren 1919—20 an politischen und kulturellen Vorteilen für das schwäbische Volk bot, wurde von keinem der Männer, die heute die „Deutsch-Schwäbische Volksgemeinschaft" (Dr. Muth, Blaskovics, Dr. Kräuter. Anm. d. Red.) führen, ausgenützt, sondern mit Rudolf Brandsch, Johann Röser, Wilhelm Kopony, Dr. Kausch an der Spitze waren es wenige andere, mit den schwäbischen Bauern als Gefolgschaft, die deutschen Schulen, die politische Vertretung des neuen Vaterlandes durchzusetzen.** Und so pardox es klingen mag, ein Rumäne, der vor kurzem verstorbene Dr. **Braniste**, hat **mehr für die deutsche Schule getan als jene, die vom schwäbischen Volk abstammten und infolge ihrer Intelligenz hiezu berufen gewesen wären".**

Der Kulturverband mit Dr. Kausch an der Spitze wurde schon gleich nach seiner Gründung boykottiert, was mit ein Grund war, daß er langsam einschlief.

Die von den „Alleinherrschern" in der Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft wie Dr. Muth, Franz Blaskovics, Dr. Kräuter beeinflußte Banater Geschichtsschreibung **verschwieg die Tätigkeit des Kulturverbandes und verfocht zäh die These, daß die Volkwerdung der Banater Schwaben erst Wirklichkeit wurde, als sie selbst nach Jahren der Irrungen zu ihm zurückfanden. Es ist Zeit, daß mit dieser Fälschung unserer Geschichte Schluß gemacht werde.**

Gründung des Banater Deutschen Kulturvereins

Im Monat **Dezember 1926** wurde dann von jenen, die den Deutsch-Schwäbischen Kulturverband boykottierten, eine **Gegenorganisation** unter dem Namen **„Banater Deutscher Kulturverein"** gegründet. Obwohl auch seine Satzungen **recht harmlos** waren, **wurde er erst im Jahre 1929, also drei Jahre später, als juristische Person anerkannt.** Aber auch in seinen Satzungen wurden die Rechte der Gründer gesichert, ähnlich wie beim Kulturverband, der laut Dr. Kräuter durch **Schwindel** zustande kam. Unter den Gründern finden sich u. a. folgende Namen: Franz Wettel, Dr. Josef Gabriel, Dr. Josef Schütz, Frau Grete Eschker, Josef Nischbach, Dr. Peter Schiff, Dr. Hans Weresch, Dr. Andreas Konrad, Dr. Nikolaus Hoffmann, Franz Blaskovics, Dr. Kaspar Muth, Prof. Mathias Huber, Hans Eck, Dr. Lothar Unterweger, Anton Valentin, Dr. Hans Mayer, Prof. Johann Hagel, Peter Heinrich, Prof. Franz Knebl, Lehrer Jakob Fuchs. Weder die Schriftsteller Karl v. Möller und Otto Alscher noch Dr. Kräuter scheinen in der Gründerliste auf. Die erste Leitung bestand aus: Franz **Wettel**, Ehrenobmann, Obmann Dr. Josef **Gabriel**, Stellvertreter Dr. Josef **Schütz** und Grete Eschker, Vereinsanwalt: Dr. Andreas Konrad. Der Ausschuß bestand aus Dr. Nikolaus Hoffmann, Orthopäde, Dr. Blasius Schütz, Franz Blaskovics, Dr. Kaspar Muth, Mathias Huber, Hans Eck, Erwin Schiller, Sekretär der Volksgemeinschaft, und Dr. Lothar Unterweger.

In dem im März 1930 herausgegebenen und in einem holprigen Deutsch verfaßten Bericht heißt es, daß der „Verein vor allem bemüht war, durch Gründung von Zweigvereinen und Werbungen von Mitgliedern nicht nur eine bessere **materielle** Grundlage zu schaffen, sondern auch die Zahl der Mitarbeiter zu vermehren. In dem **letzteren** (!) liegt eigentlich das **Wesen** unserer Aufgabe, das ist Freunde, Mitarbeiter und Unterstützer (!) zu gewinnen, möglichst in jedem Orte. **Unsere bisherige Erfahrung sagt uns, daß das heutzutage nicht gerade leicht ist."**

Das kann wohl gesagt werden, zumal es in drei Jahren nur in folgenden Städten gelang, Ortsgruppen zu gründen: Lugosch, Temeschburg-Fabrik, Temeschburg-Ronatz, Temeschburg-Josefstadt, Lippa, Sackelhausen, Königshof, Grossjetscha, Warjasch, Deutschsanktnikolaus, Hodoni, Dognatschka. Und in drei Jahren erreichte er, laut Bericht, eine Mitgliederzahl **von rund 500 — bei einer schwäbischen Bevölkerung von nahezu 340 000.** Und in dreiundzwanzig Gemeinden wurden Vorträge gehalten, was im Vergleich zum Deutsch-Schwäbischen Kulturverband ein recht mageres Ergebnis war. Laut Bericht sollte ein schwäbisches Museum gegründet werden; „ein weiterer Wunsch ist, das durch unseren hochgeschätzten Ehrenobmann Franz Wettel seinerzeit ins Leben gerufene Werk: Die Herausgabe der Banater Volksbücher fortzusetzen. Es ist dies eine Sammlung der Heimatortschaften. Allerdings ist das von noch zu **schaffenden Mitteln** abhängig". Die weitere Tätigkeit „soll nicht eine Arbeit in **Saus und Braus** sein, sondern eher eine stille, aber doch tiefgehende Schutzarbeit, die getragen ist von Liebe zu unserem Volke und dem Glauben an unsere Zukunft", heißt es in dem Bericht des **deutschen** Kulturvereins wörtlich.

So sah also der von Amtsleiter A. Titz verfaßte Bericht der „repräsentativen Kulturorganisation" der Banater Schwaben aus, **acht Jahre nach der Gründung der Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft.** Dann wurde noch berichtet, daß seit 1927 zehn Hefte des offiziellen Organs des Kulturvereins, der „Banater Deutschen Kulturhefte" erschienen. „Nicht sehr gut scheint es mit der Bücherei des Vereins zu sein: Zehn Buchserien zu **je 35 Büchern kamen als Spende aus Kassel."**

Besonders hervorgehoben wird in dem Bericht, daß der Jugendverein in Mercydorf und der Mädchenklub in der Vorstadt Fabrik sogar eine Serie der **Borromäusbücherei** erhielten. Die gesamte Bücherei besteht aus **775 Bänden, davon spendete die Volksgemeinschaft allein 110.** „Wir mußten uns wiederholt überzeugen, **daß an dem nationalen Selbstbewußtsein und deutschen Gemeinschaftsgedanken noch viel zu arbeiten ist"**, stellt der Bericht fest.

Als Dr. Josef Gabriel zum österreichischen Konsul ernannt wurde, und andere Gründer aus dem Verein ausschieden, übernahm Dr. Franz **Kräuter** die Führung des Vereins. Über seine Erfolge liegen keine Berichte vor. Daß der Verein sich aber zu dieser Zeit **nicht nur mit kulturellen Fragen befaßte, sondern auch Politik trieb,** geht aus einem langen Aufsatz über Ziele und Tätigkeit des Kulturvereins hervor, der am 25. Dezember 1938 in der **„Banater Deutschen Zeitung"** erschien; darin heißt es: „Die **deutsche Weltanschauung** steht dabei **an der Spitze des Arbeitsprogramms und das muß so sein, denn ohne die deutsche Weltanschauung müßte heute der bloße Versuch einer Kulturbetätigung kläglich versagen. Die gewaltige deutsche Weltanschauung drückt unserem Jahrhundert ihren Stempel auf ... Dementsprechend steht im Arbeitsplan des Kulturvereins die völkische Schulung."**

„Auch die **Reinhaltung** unserer schwäbisch-fränkischen Bauweise wird als Programmpunkt angeführt und damit verbunden auch die Ausmerzung aller **volksfremden Einflüsse** im Banat".

Wirklich ein **zeitgemäßes Programm für einen Kulturverein.** Was würde Adam Müller-Guttenbrunn dazu sagen, den Dr. Kräuter gegen den alten Kulturverband ausspielt? Der denkende Leser wird sich ja selbst den Reim darauf machen.

Der Kulturverein, an dessen Spitze Dr. Kräuter stand, versuchte seine prekäre materielle Lage nicht nur durch **Mitgliedsbeiträge zu verbessern: Die Leitung schloß mit der Wiener Versicherungsgesellschaft „Phönix" einen Vergünstigungsvertrag ab — er erhielt für seine Zutreiberdienste, wie einst die Schwäbische Zentralbank, von dem Auswanderungsagenten Brück entsprechende Entlohnung.** Die „Phönix" kam aber auf den Hund und die scharfe Kritik an der weniger kulturellen als geschäftlichen Tätigkeit des Kulturvereins führte zu **scharfen** Auseinandersetzungen in der Presse. (Fortsetzung folgt)

Heimatverlust schlimmstes Geschehen für ein Volk

(Fortsetzung von Seite 1)

gutgeht, ist mein Vaterland"). Er beklagte ein übernationales Europäertum mit bewußter Heimatlosigkeit, als eine Verfallserscheinung, die wurzellos mache. Die Frage, was ist Heimat?, beantwortete er in vier Punkten:

1. Heimat ist, soziologisch gesehen, eine zwischenmenschliche Situation gesellschaftlicher und menschlicher Beziehungen in einem bestimmten Raum; kein Zustand, sondern ein Vorgang.

2. Heimat ist, physologisch gesehen, vom Bewußtsein her mütterliche Lebenslandschaft mit Muttersprache, Vaterhaus (Dach über dem Kopf), eine verehrungswürdige Kraft, ein vertrauter Umkreis. (Letzterer heute stark wechselnd.)

3. Heimat ist, theologisch gesehen, Verbundenheit; nach Thomas von Aquin: Kindheitsverhältnis, das Tugend und Pietät schuldet. Heimat ist kein autonomes, sondern ein theonomes Recht (Urrecht), in dem die schenkende und bewahrende Liebe Gottes transparent werde. Gewaltsamer Heimatraub sei deshalb ein Verbrechen gegen Gottes Güte.

4. Heimat ist, juristisch gesehen, der ordnungsgemäß erworbene Wohnsitz und der unbehelligte Verbleib an demselben, ohne Diskriminierung aus rassischen oder religiösen Gründen, in den Menschenrechten verankert. Auf die Zukunft weisend sprach Professor Haltmayer von den ungeheuren Wandlungen im Bauerntum. Der Verbundenheit mit der Heimat und ihre schöpferische Kraft werde aber auch in Zukunft eine nicht geringe Rolle zufallen.

Zusammenfassend könne man sagen, daß es eigentlich gut um die Sicherheit der Heimat bestellt sei, obwohl gerade in diesen Tagen die Welt durch ein eklatantes Unrecht erschüttert werde. Der Weg in die Zukunft sei ungewiß. Die Welt befindet sich in einem unerhörten Wandlungsprozeß. Auf allen Gebieten und in allen Lebensbereichen vollziehen sich Umschichtungen von größter Tragweite. Der Bauer werde zum Lebensmitteltechniker, der Handwerker zum Industriearbeiter, der wiederum von Branche zu Branche wechsle.

Im Anschluß an das Referat sprach Architekt Weißbarth. Er sah die Heimat aus dem Gesichtskreis des Baumeister und Kunstschaffenden. Unter Heimat verstehe er nicht nur den juristisch zugesicherten Raum, sondern auch den Lebensraum mit seinen Bauten, Kunstwerken, Burgen, Schlössern mit dem hohen Gefühlswert. Planvoll gegründete Städte und Dörfer, vor allem das Bauernhaus eigener Prägung nach eigener Art schaffte diese heute vermißte Geborgenheit. Es sei deshalb erste landsmannschaftliche Aufgabe, dieses kostbare Erbe zu erhalten und die Erinnerung weiterzutragen. Besonders möchte er die Kirchen und Klöster der Heimat erwähnen. Das eigenwillig verspielte Barock barg eine Fülle von Kunstwerken und selbst die späteren nüchternen Bauten des Klassizismus seien von einmaliger, herber Schönheit. In ihnen allen verbargen sich nicht nur die Hochkunst, sondern auch die vielen Werke bester Volkskunst. Wahrhaft ein hohes künstlerisches Erbgut, das zu erhalten und zu pflegen unsere Pflicht sei.

Architekt Weißbarth definierte den Begriff Heimat als den ersten wirklich erlebten, überschaubaren Bereich, der den Menschen formt, vielschichtig, durch Gefühl und Natur, Wirtschaft und geschichtliche Größe. Den Heimatbegriff gebe es fast nur in Deutschland. Das Ausland habe dafür wenig Verständnis. Er ist im Urgrund der agrarischen Gesellschaft verhaftet. Für die Industriegesellschaft ist er wenig transparent. (Guter Zahltag wichtiger als Heimatliebe.) Architekt Weißbarth beschwor das Heimatempfinden der Donauschwaben in den Ländern, wo sie einst und heute lebten, leben als die sittliche Kraft der Heimat („in der Fremde läßt man sich leichter gehen"), als Gewordenes und immer neu Werdendes, das aus der Vergangenheit in die Zukunft reiche, eine Aufgabe, der man sich in keiner Zeit entziehen könne. Es gelte für alle die Pflege der heimatlichen Kultur und der Erinnerung an die donauschwäbische Heimat, an der die verschiedenen Völker Südosteuropas Anteil hätten.

Weißbarths Ausführungen gipfelten in der Feststellung, daß jede Gegenwart gleichermaßen auf Vergangenheit fußt, wie sie auf Gegenwart und Zukunft hinzielt. Das wollen wir auch in dem sinnfälligen Ausdruck unseres Gemeinschaftslebens, in der Ortschaft, die uns Heimat ist, spüren.

Wenn wir also den Heimatbegriff, gegründet auf die Ehrfurcht der überkommenen Heimatwerte und in dem Streben nach Wiedervereinigung einer anständigen Heimatgesinnung als Gemeingut aller Menschen betrachten, werden wir dem Ziele einer neuen Kultur für Heimat und Volk spürbar näher kommen.

Kreisvorsitzender Weiner sprach von zwei Herzen in der Brust der Donauschwaben: Der Liebe zur alten Heimat in den Donauländern und der Liebe zur neu erworbenen Heimat in der ältesten, der Urheimat der Donauschwaben. Er erklärte, was die Donauschwaben an die alte Heimat bindet und verglich es mit der Liebe eines jungen Mannes zu Mutter und Frau. Beide fügte er zusammen zur „deutschen Heimat". Ihr gegenüber bestehe die Pflicht, an die Heimat zu glauben, das Erbe der Ahnen weiterzutragen, die Erinnerung an die Toten zu pflegen und sich zu mühen, ganz in die neue Gemeinschaft hineinzuwachsen. Heimat und Recht auf Heimat bedeute auch das Recht auf die Freiheit der Heimat. Er nannte persönlich erlebte Beispiele von Menschen der fremden Völker in der donauschwäbischen Heimat, die die Unfreiheit dort nicht mehr ertrügen, so ohne äußere Gewalt die Heimat verlören und sich hilfesuchend an Donauschwaben wenden. Er sprach von der Enttäuschung, die von Besuchen zurückgekehrte Heimatvertriebene erleben, weil sie zwar manchmal noch das äußere Bild ihrer Heimat, aber nicht mehr ihr inneres Wesen finden.

Weiner fragte, was denn die Donauschwaben noch an ihre alte Heimat binde. Aus einem eigenen Erleben müsse er sagen, daß er sich noch nie so fremd vorgekommen sei, wie in diesem Jahr, als er vor seinem Geburtshaus gestanden habe. Ein wahrer Schock habe ihn überfallen. In aller Liebe der alten Heimat zu gedenken, ihr Erbe erhalten, müsse uns aber dazu bestimmen, in der neuen Heimat umsomehr unsere Pflichten zu erfüllen. Heimatvertriebene aus anderen Landen hätten vielleicht andere Ansichten, andere Probleme, auch darüber, ob eine Rückkehr ohne Gewalt ratsam wäre.

In der anschließenden Diskussion kamen immer wieder Anregungen, das Erbgut zu erhalten und zu pflegen, aber auch der Hinweis, daß die Donauschwaben sowohl als ehemaliger Bewohner der Batschka, des Banats und des Burgenlandes, wie auch als Neubürger in doppelter Verpflichtung stehen.

Donauschwäbische Ortsneckereien (41)

Von Dr. Anton Peter Petri

Er erschien dann, kehrte aber plötzlich der Menge den Rücken, zeigte ihr seinen Hintern und verschwand. Für diesen Streich hätte er fast sein Leben eingebüßt);

Maria Theresia erhob S. zu einem Marktflecken. Der Bürgermeister rief in seinem Eifer bei seiner Festrede: „Vivat Schorokschar! Maria Theresia ist ein Marktflecken!" (Wiiwat Schorokschaar! Maaria Thäreesia is a marktflekn!); **Die Soroksárer baten in einer Dürreperiode:** „Ach, lieber Gott, wir bitten schön — Schick uns doch ein bißchen Regen; für Soroksár und Csepel, für andere kein Tröpfchen!" (Ach, liiwər kot, meer bitə scheen — schik uns toch ə bisjə reen; far schorokschaar un tschepəl, far anərə khee trepəl!);

Die S. baten die hl. Anna um Regen, es kam Hagel, sie machten der Heiligen Vorwürfe: „Heilige Mutter Anna, du hast uns nicht gut verstanden; Wir haben ja um Regen gebetet, du hast uns aber Hagel geschickt!" (Hailiche muədər Anna, tu host uns näit kuət fərschtanə; miə hom jo um ə reegele pit, tu host unts owə schtaanele (Hagel) kschikt!);

Neckverse: „Schorokschar und Tschepele, Harászt und Tekele, Und ein kleines Weckele!" (Schuərikschaar unt tschepele, haarast unt Tekele, un ə klaans wekəle!); „Schorokschar und Tschepele, Pest und Ofen kein Tröpfele!" (Schuərikschaar unt Tschepele, Peist unt Oufn khə trepfele!); „Schorokschar unt Tschepele — nem esett egy Trepfele!" (Schuərikschaar unt Tschepele, nem esett egy trepfele!);

In S. wurde einst ein **Brunnen** gegraben. Da man nicht einig werden konnte, **wohin die ausgegrabene Erde zu bringen sei,** frug man in der Nachbargemeinde um Rat. **Dort riet man ihnen, ein zweites Loch zu graben und die überflüssige Erde hineinzuwerfen.**

Die S. **wallfahrten** einmal im Sommer und **baten Gott, er möge ihnen zwei Sommer und einen Winter geben.** Als sie abends im Heimatort eintrafen, **sagte der Pfarrer:** „Nun geht ruhig nach Hause, Gott hat unsere Bitte erhört. Jetzt haben wir Sommer, dann kommt der Winter und darauf folgt wieder ein Sommer!"

Erinnerungen an Karlsdorf

Von Johann Buchner, Tailfingen/Württemberg

(3. Fortsetzung und Schluß)

Auf einen Lausbubenstreich folgt der „Schlappenstreich“ ...

Als ich 7 Jahre alt war, heiratete meine Schwester Anna; das war am 21. Feber 1891. Sie war eine nach der damaligen Mode gekleidete elegante Braut mit langer Schleppe und langem Schleier. Das Brautpaar ließ sich fotografieren, doch zum Unglück zerbrach die Platte. Da sie aber unbedingt ein Brautbild haben wollten, entschieden sie sich etliche Wochen nachher, sich nochmals fotografieren zu lassen. Das Brautkleid samt Zubehör wurden verpackt zum Fotografen mitgenommen, um sich dort umzukleiden. Beim Auspacken des Brautkleides zeigte es sich, daß vom langen Schleier der sonst über die Schleppe hinausreichte, ein über 1 Meter langer Streifen fehlte ... Meine Schwester mußte sich von einer Verwandten, sie hieß Lori Beneduck, einen Schleier borgen. Meine Mutter ahnte sofort, wer den herrlichen Schleier „vermeistert“ haben könnte. In meiner Kinderzeit waren in der ganzen Gasse keine Buben, nur der Echele Hans allein. So waren meine Spielkameraden nur Mädchen. Unser Spielzeug war nach Mädchenart die Puppe, und da begann für mich das Verhängnis ... „Jani, gib mir ein Stück Schleier für mein Popp'n“, bat mich eine Spielgefährtin, und aus gutem Herzen schnitt ich vom Brautschleier meiner Schwester ein Stückchen ab. Das wurde zur Seuche, zur Epidemie unter meinen Spielkameradinnen, denn bald bat die eine, bald die andere: „Jani, bring' mir nur ein kleines Stück Schleier für mein' Popp'n“, — und ich schnitt immer mehr ab vom Brautschleier meiner Schwester. Die Mädels warteten dann immer auf der Gasse, bis ich mit meiner Beute angerückt kam. Das Ende der Sache war recht betrüblich für mich, denn als meine Mutter den Übeltäter entdeckte, bekam ich von ihr auf den Hosenboden kräftige Hiebe mit den „Schlappen“, und diese Schlappenstreiche habe ich bis heute nicht vergessen ... Das Merkwürdige an der Sache war, daß meine Schwester auch beim zweiten Fotografieren kein Brautbild bekam, denn der Fotograf hatte auch dieses Bild, besser gesagt auch diese Aufnahme verpatzt. Der „Künstler“ hieß Ripka. An diese Kinderstreiche denke ich als 74jähriger auch heute noch mit Schmunzeln zurück.

Die Märkte in Karlsdorf ...

In jener Zeit waren die Karlsdorfer Jahrmärkte nicht so gut besucht. Dagegen waren aber die Karlsdorfer Wochenmärkte in der ganzen Umgebung bekannt und wurden gerne besucht. Sie fanden jeden Mittwoch stat. Schon um Mitternacht kamen die Wägen angefahren, um einen guten Platz zu bekommen, denn davon hing ja oft der vorteilhafte Verkauf ihrer Pferde, Schweine und dergleichen ab. Sämtliche Gassen des Ortes waren mit den Wagen voll "besetzt". Es wimmelte am Markttag nur so von Menschen und allerlei Tieren. Der große Platz, genannt Haupt- oder Marktplatz, war durch die Getreidewagen ebenfalls gut besetzt, außerdem war er noch für Kaufleute und Händler eingeteilt. Die „Leinwand-Slowaken“ nahmen eine ganze Reihe in Anspruch und wurden gerne von den Karlsdorfer Weibern aufgesucht. Damals waren die „Leinwand-Slowaken“ für viele Karlsdorfer Frauen wichtig, denn sie kauften ihre Sachen bei diesen ein. Das Geld, welches sie für die Butter, Eier, Hühner, den Käse, Rahm und die verschiedenen Gemüsesorten bekamen, wurde gleich für den Einkauf verwendet. Damals erzielte die Bäuerin beim Verkauf ihrer oben erwähnten Prudukte gegen 10 bis 15 Gulden. Ein Stück „Kanafas“ für Bettzeug kostete 5 Gulden, der beste „Kanafas“ 7 Gulden. Eine Rolle „Rumburger“- oder „Riesenleinwand“ war 23 m lang und kostete ebenfalls fünf bis sieben Gulden. Der beste Druck für ein Kleid kostete 30 Kreuzer pro Meter. Damals benötigte man sieben Meter für ein Kleid. Eine Bauersfrau, die ihre Hühner, Butter, Eier, Gänse, Enten, ihren Rahm und Käse u. ä. m. verkaufte, brauchte den Geldbeutel ihres Mannes für ihren Einkauf nicht in Anspruch zu nehmen, denn sie sorgte schon dafür, daß sie am Mittwoch für ihre Einkäufe genug Geld hatte.

„Panorama“ und die „Werkel-Fanni“ am Wochenmarkt ...

Der Wochenmarkt hatte der Gemeinde Karlsdorf sehr großen Nutzen gebracht. Damals wartete jeder Geschäftsmann, jeder Gewerbetreibende usw. auf den Wochenmarkt. Der Mittwoch war für ganz Karlsdorf sozusagen ein Feiertag, für viele Frauen ein Treffpunkt für den Tratsch und Klatsch, für Schulkinder damals ein schulfreier Tag. Der Markttag war für die Schulkinder immer ein froher, ereignisreicher Vormittag, denn sie gingen mit ihren Müttern zum Wochenmarkt und dort gab es für sie „Alawitschka“ (Türkischer Honig), Zuckerfeigen und andere Nascherein. Die Mütter mußten schließlich den Geldbeutel verstecken, um Ruhe zu haben ...

Einmal im Jahr tauchte in Karlsdorf das „Panorama“ auf, das über den Mittwoch verblieb. Es war so besucht, daß kein Platz zu finden war. Beim Eingang in das Zelt diente als Reklame eine lebende Riesenschlange, auch ein Papagei war beim Eingang, der besonders für uns Kinder als Lockobjekt fungierte.

In jener Zeit wurde im „Panorama“ als Sensation die Ermordung unserer Kaiserin und Königin Elisabeth in Genf gezeigt. Jeden Mittwoch war am Wochenmarkt die „Werkel-Fanni“ aus Werschetz anwesend. Sie war die größte Attraktion des Marktes, denn ohne sie, ohne ihren Werkel- oder Leierkasten war der Wochenmarkt uninteressant. Damals gab es kein Kino, von einem Rundfunk war gar nicht zu reden, und somit war die gute „Werkel-Fanni“ aus Werschetz die Person, die damals viel zur Zerstreuung beitrug. Ihr Werkel besaß 10 Musikstücke, die sie der Reihenfolge nach abspielte, ableierte; zu jedem Musikstück zeigte sie ein passendes Bild, das auf eine ungefähr 4 m hohe Stange hochgezogen wurde. Wenn sie zu singen begann und ihren Leierkasten betätigte, zeigte sie mit einem langen Stock auf das Bild, welches zu dem Musikstück paßte. Lied im Leierkasten, Gesangstext und Bild paßten zusammen. An eine rührselige Sache, dem „Geschmack“ der damaligen Zeit entsprechend, kann ich mich gut zurückerinnern. Ein Bild mit einem Mädchen, daneben eine Wiege, in der ein Kindchen lag, war hochgezogen. Sie zeigte mit dem Stock auf das Bild, werkelte mit der anderen Hand und sang dazu folgenden schmalzigen Text: „Drei Jahre lang habe ich geliebet; was hab' ich jetzt davon? Ein Kindlein in der Wiege; das ist der Sünde Lohn ...“ Dies verdolmetschte sie sofort ins Rumänische, denn viele rumänische Frauen waren auch immer anwesend. Diese standen weinend um die „Werkel-Fanni“, um das Werkel und um das Bild herum ... Dann ging die Fanni mit einem Teller in der Hand sammeln. Immer hatte sie einen „vollen Erfolg“, denn die Zuhörer und Zuschauer waren stets tiefgerührt von der Darbietung und vom Bilde. Auf diese Weise wurden alle 10 Bilder hochgezogen, die Musikstücke abgewerkelt und „abgesungen“. Dies war vor 65 Jahren unser „Kino“.

Bis gegen 10 Uhr waren die Weiber mit dem Verkauf ihrer Produkte fertig. Hierauf wurde zuerst der „Leinwand-Slowak“ besucht, sodann deckten sie ihren Hausbedarf ein. Und zuletzt wurde Ausschau nach der Partnerin gehalten, um einen „kräftigen Dirschkursch“ abzuhalten, der wie üblich folgend begann: „Na, was hascht kaaft?“ ...„Ich hab' heint gar nix ordentlich's kaaft, nur Feije, Äppel, Birne un' Gwetsche.“ „Na, was kochscht heint?“. „Ich waas noch net, was ich koche' soll ... Ich geh' jetzt niwer zum Herz, nehm' mer Lamblfleisch und koch' Haaasabgsodenes mit Nudel'.“ ... Dann wurde darüber fleißig getratscht, was in Karlsdorf in der vergangenen Woche allerlei geschah ... So sah man die Frauen stehen und dann das „Weiberparlament“ bilden, in dem der liebe Nächste „mal an die Reihe kam“.



Beschädigte Heiligenfigur am Hauptaltar der Karlsdorfer Kirche. (Photo Bleichert)

Und die Männer?

Manche Männer kamen am Mittwoch zum Mittagessen gar nicht nach Hause, denn da war in den Wirtshäusern doch "Aldomäsch“ (Umtrunk bei einem gelungenen Verkauf oder Kauf), wenn die Männer durch den Pferdehandel gut verdienten. Und in jener Zeit hatten sie schönes Geld „gemacht“. Für viele Karlsdorfer Männer war der Mittwoch-Wochenmarkt ein Glückstag, denn oft wurde damals das Geld leicht und schnell verdient.

Zum Schluß kommend, darf ich jene Personen nicht unerwähnt lassen, die man in Karlsdorf als „alte Jungfrauen“ oder „alte Junggesellen“ kannte und die sich einer allgemeinen Beliebtheit erfreuten: die Damen Margarethe Schneider, genannt „Margret-Tant“; Vilma Petzrek; Darinka Kratschunov; Tinka Wiegert; Mathilde Wiegert. Sodann die Herren Joschi Wainz und Hauptmann Hesse.

Und nun bin ich am Ende meiner Erinnerungen angelangt. Meine Gedanken weilen im schönen Karlsdorf und die Sehnsucht zaubert vor meine Augen das einstige Karlsdorf, wie es in der Erinnerung aller Karlsdorfer lebt. Freunde und liebe Landsleute! Vergessen wir nie unseren einst so schönen Heimatort!

Ich befinde mich zur Zeit im Krankenhaus zu Ebingen. Da hat man Zeit und Muße, über viele Dinge nachzudenken. Meine Gedanken wandern zurück in jene Zeit, in der sich unser Karlsdorf in Aufwärtsentwicklung befand. Ich sehe vor meinen Augen viele Dinge und Menschen aus jener Zeit, die, wenn ich sie in diesem Artikel nannte, auch bei meinen alten und älteren Karlsdorfer Landsleuten gute Erinnerung an sie wachrufen werden. —

In dieser Hoffnung grüßt Euch alle, wo Ihr auch immer sein möget,

Euer Karlsdorfer Landsmann
Johann (genannt Jani) Buchner,
Ebingen, Ende Juni 1958.

Sie lebten einstens in Surtschin

Nafolgend veröffentlichen wir die Namen jener deutschen Familien, die im Jahre 1944 in Surtschin, Kreis Semlin, Jugoslawien, lebten, und zwar mit Angabe der Vermißten und Gefallenen. In der Klammer ist jeweils angegeben, aus wievielen Personen die Familie bestand.

122. Riegel Heinrich (5); 123. Jeiter Jakob (6), Sohn Jakob vermißt; 124. Scheuermann Jakob (4); 125. Avemaria Daniel (4), er vermißt; 126. Scheuermann Philipp (5), Sohn Philipp vermißt; 127. Schäfer Jakob (4); 128. Schäfer Mathias (2); 129. Schäfer Mathias (4); 130. Renner Johann (5); 131. Hufnagel Konrad (8); 132. Renner Johann (5); 133. Renner Josef (7), 2 Personen im Lager verstorben; 134. Renner Konrad (6), er vermißt; 135. Bardua Peter (6); 136. Renner Jakob (5); 137. Fleiner Jakob (6); 138. Kumpf Josuas (4); 139. Wittmann Martin (5), er vermißt; 140. Geier Heinrich (4); 141. Haser Peter (7); 142. Pfaff Christian (6), Sohn Jakob gefallen; 143. Naß Jakob (3); 144. Nass Josef (4); 145. Scheuermann Samuel (6), er im Lager verstorben; 146. Scheuermann Christian (12), Sohn Nikolaus vermißt; 147. Renner Martin (6); 148. Scheuermann Ludwig (6); 149. Scheuermann Ludwig (3), er vermißt; 150. Renner Adam (4); 151. Bessemer Johann (4); 152. Avemaria Karl (7); 153. Kehl Ludwig (4); 154. Riegel Johann (5); 155. Spinner Elisabeth (1); 156. Söhne Jakob (5); 157. Bieber Valentin (4); 158. Wittmann Martin (6); 159. Scheuermann Jakob (6); 160. Reich Peter (5); 161. Reitenbach Samuel (5); 162. Ulmer Friedrich (5), Sohn Ludwig gefallen; 163. Popp Josuas (4); 164. Magatsch Anton (4); 165. Ulmer Elisabeth (4); 166. Renner Friedrich (5); 167. Neumann Johann (4), Sohn vermißt; 168. Scheuermann Johann (2); 169. Scheuermann Nikolaus (5); 170. Jeiter Adam (2); 171. Bauder Friedrich (4); 172. Wittmann Konrad (2); 173. Mathais Bernhard (6), Sohn Christian vermißt; 174. Koch Valentin (4); 175. Scheuermann Samuel (2); 176. Schäfer Jakob (5); 177. Popp Johann (5); 178. Stiefel Jakob (2); 179. Schwaiger Friedrich (3); 180. Scherer Adam (3), er vermißt; 181. Scherer Peter (3), er vermißt; 182. Grauer Hans-Georg (3); 183. Haser Johann (3); 184. Reich Valentin (5); 185. Kniesel Philipp (2); 186. Beck Josef (3), er vermißt; 187. Klaus Karolina (2), Sohn Philipp vermißt; 188. Reich Jakob (5); 189. Klaus Heinrich (6); 190. Gutwein Johann (5); 191. Wittmann Jakob (5), er vermißt; 192. Geier Jakob (2); 193. Balzer Jakob (5); 194. Bieber Adam (4); Sohn Philipp vermißt; 195. Bieber Friedrich (5), Sohn Georg gefallen; 196. Bieber Georg (2); 197. Türkis Andreas (6); 198. Türkis Martin (3); 199. Bieber Jakob (3); 200. Bieber Jakob jun. (4); 201. Flohr Martin (2); 202. Harfmann Philipp (3); 203. Böhmler Bernhard (3), er vermißt; 204. Bieber Adam (3), Sohn Georg vermißt; 205. Bolz Michael (5), er und Sohn Jakob vermißt; 206. Bolz Georg (5), er vermißt; 207. Hauch Adam (4).

(Schluß folgt)

Donauschwäbische Gedenktage

16. Oktober 1918:

Kaiser Karl ruft die Völker der Monarchie zur Bildung von Nationalräten auf

Im Ersten Weltkrieg gerieten auf dem Boden der Monarchie sowie in ganz Mitteleuropa zwei politische Auffassungen in ernste Auseinandersetzung, die dynastisch-feudale und die demokratische. Die hier lebenden Menschen, Völker und politischen Kräfte wurden zu äußerstem Einsatz aufgerufen. Ihr Vorhandensein und ihr politisches Gewicht wurde mehr als bisher in Erwägung gezogen. Die Existenz der Völker und Volksgruppen wurde beachtet und man begann sich politisch um sie zu bemühen. Neben die staatsbildenden und staatstragenden Völker traten jetzt auch die bisher weniger beachteten Völker und Volksgruppen, und sie fanden für die Notwendigkeit nationalpolitischer Eigenständigkeit mehr Verständnis und Anerkennung als das früher der Fall war. Auch den Donauschwaben gingen die Augen auf und sie erkannten, daß Leben, Freiheit und Zukunft der eigenen Gemeinschaft nur auf eigener Kraft und eigener Anstrengung beruhen werden.

Die Siedlungsheimat der Donauschwaben war im Verlaufe des Krieges nie zum eigentlichen Kriegsschauplatz geworden. Sie blieb daher auch von den Verheerungen des Krieges weitgehend verschont. Desto größere Veränderungen brachte der Ausgang des Krieges aber für die Heimat und die Volksgruppe der Donauschwaben. Österreich-Ungarn ging seiner Auflösung entgegen. Nach dem Tode Kaiser Franz Josefs (1916) konnte die Auflösung nicht mehr aufgehalten werden. In der Stunde höchster Gefahr wollte die Regierung die Völker der Monarchie noch einmal zusammenbringen, sie durch weitestgehende Zugeständnisse ihren nationalen Forderungen gegenüber gewinnen. Es war aber bereits zu spät. Das Parlament fungierte eigentlich nur noch als das Forum, auf dem die nationalstaatlich eingestellten Abgeordneten die tatsächliche Auflösung proklamierten, in Wien ebenso wie in Budapest.

Auch das Manifest Kaiser Karls vom 16. Oktober 1918 war zu spät gekommen. In diesem wandte sich der Kaiser an seine Völker und erklärte: „Nunmehr muß ohne Säumnis der Neuaufbau des Vaterlandes auf seinen natürlichen und daher zuverlässigen Grundlagen in Angriff genommen werden ... Ich bin entschlossen, dieses Werk unter freier Mitwirkung Meiner Völker im Geiste jener Grundsätze durchzuführen, die sich die verbündeten Monarchen in ihrem Friedensangebot zu eigen gemacht haben. Österreich soll, dem Willen seiner Völker gemäß, zu einem Bundesstaat werden, in dem jeder Volksstamm auf seinem Siedlungsgebiet sein eigenes staatliches Gemeinwesen bildet ... Diese Neugestaltung, durch die die Ingegrität der Länder der ungarischen heiligen Krone in keiner Weise berührt wird, soll jedem nationalen Einzelstaat seine Selbständigkeit gewährleisten ... An die Völker, auf deren Selbstbestimmung das neue Reich sich gründen wird, ergeht Mein Ruf, an dem großen Werk durch Nationalräte mitzuwirken, die — gebildet aus den Reichstagsabgeordneten jeder Nation — die Interessen der Völker zueinander sowie im Verkehr mit Meiner Regierung zur Geltung bringen sollen. So möge unser Vaterland, gefestigt durch die Eintracht der Nationen, die es umschließt, als Bund freier Völker aus den Stürmen des Krieges hervorgehen ...“

Die Idee der Neuordnung, der man den großen Zug nicht absprechen kann, kam viel zu spät und wurde unter Verhältnissen verkündet, die nicht mehr beherrscht wurden. Für die Alliierten existierte eine österreichische Regierung nicht mehr, wie es die Note Wilsons vom 18. Oktober 1918 klipp und klar ausdrückte, die es den Nationen selbst überließ, als anerkannte Mächte ihre Wünsche zur Geltung zu bringen.

Gemäß dem kaiserlichen Manifest vom 16. Oktober hatten sich sogleich die Nationalversammlungen und Nationalregierungen der einzelnen Völker gebildet. Der tschechoslowakische Nationalrat in Paris erklärte am 19. 10. formell die Unabhängigkeit des tschechoslowakischen Staates. Bereits am 6. Oktober bildeten die Südslawen ihren Nationalrat, der Regierungsautorität beanspruchte. Am 7. Oktober wurde in Warschau der unabhängige polnische Staat verkündet, der auch die polnischen Gebiete der Monarchie umfassen sollte. Am 21. Okt. wurde für das deutsche Österreich eine provisorische Nationalversammlung konstituiert und am 25. Okt. wurde gemäß der Aufforderung des Kaisers der ungarische Nationalrat gebildet, der sich in „allen Angelegenheiten der ungarischen Nation“ als allein zuständig erklärte. Nach dem Vorbild anderer Völker und Volksgruppen der Donaumonarchie konstituierten auch die Deutschen Ungarns gleich zwei Nationalräte und bekundeten damit ihre nationalpolitische Unausgegorenheit. jvs.

Achtung, Landsleute!

Wer noch keinen „Donau-Schwaben-Kalender“ für das Jahr 1969 bekommen hat, wird gebeten, ihn umgehend zu bestellen. Der Bestellzettel befindet sich auf der letzten Seite des Heimatblattes.

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(35. Fortsetzung)

Das Ergebnis: Die „Kritiker" wurden am 9. Juli 1936 einfach aus der Vereinsleitung ausgeschlossen und die Zweigvereine aufgelöst: dieses satzungswidrige, diktatorische Vorgehen rief natürlich starke Empörung unter den Mitgliedern hervor — da viele durch den Bankrott der „Phönix" auch materielle Verluste erlitten —, so daß die Generalversammlung am 17. Juli 1936 nur **mit Assistenz eines starken Polizeiaufgebotes abgehalten werden konnte: rumänische Polizei gegen eigene Volksgenossen im Zeichen der Kultur!** Und die Satzungen wurden so abgeändert, daß Jugendliche nicht mehr Mitglieder werden konnten. Im Vergleich zu diesem Kulturverein war der Kulturverband, trotzdem er die Mandatsdauer seiner Gründungsmitglieder aus begreiflichen Gründen auf fünf Jahre festlegte, eine **weitaus demokratischere Organisation.** Und wenn Dr. Kräuter dem Kulturverband dennoch diktatorische Gelüste vorwirft, so sei auf einen anderen Fall hingewiesen, an dem er nicht ganz unbeteiligt war: Mitte Januar 1930 fand die Wahl des „katholisch-nationalen Schulrates" statt: Die Mitglieder wurden auf **lebenslänglich** gewählt. Wurde eine Stelle im Schulrat durch Ableben frei, so wurde sie durch Kooptierung wieder besetzt. Dieser Vorgang, der damals 9 Geistliche, 8 Advoka- Befremden hervorrief, war doch nichts anderes als Mißachtung der demokratischen Spielregeln. Nebenbei: In den Schulrat kamen damals: 9 Geistliche, 8 Advokaten, 6 Ärzte, 3 Bankdirektoren, 7 Erzieher und nur 4 „andere". Auch in diesem Gremium war die Arbeiterschaft nicht vertreten. Die Zusammensetzung des Schulrates sowie die Art seiner „Wahl" stärkte natürlich auch den Ruf nach nationalen Schulen. Über diese Dinge schweigt Dr. Kräuter.

Vor fünfzig Jahren ...

In den Monaten August, September, Oktober, November und Dezember des Jahres 1918 traten für das gesamte Donauschwabentum schicksalsentscheidende Ereignisse ein. Vor **fünfzig Jahren** also, als die Österreich-Ungarische Monarchie infolge des verlorenen Krieges zusammenbrach und die Nationalitäten aus ihrem alten Staatsverband auszuscheiden begangen, wurden auch die **Weichen für die zukünftige staatsrechtliche Entwicklung der Donauschwaben gestellt.** Die einzelnen Phasen der Ereignisse dieser Monate wurden in dieser Artikelserie ausführlich behandelt. Hier sei nochmals auf die Tage hingewiesen, die vor **fünfzig** Jahren für die Entwicklung von Bedeutung waren:

Am **17. August 1916** wurde zum erstenmal die zukünftige staatliche Zugehörigkeit des Banates ins internationale Gespräch gebracht: Zwischen der Entente und Rumänien wurde ein Vertrag abgeschlossen, in dessen Sinne das ganze, ungeteilte Banat an Rumänien fallen sollte.

Am **8. Jänner 1918** wurden die 14 Punkte Wilsons proklamiert.

Am **26. September 1918** kapitulierte **Bulgarien,** wodurch die Südfront aufgerissen und ihr beginnender Zerfall eingeleitet wurde. In Ungarn machten sich bereits Zeichen des Aufruhrs bemerkbar.

Am **22. Oktober** begründete Graf Michael Károlyi den von seinem Parteigänger Martin Lovászy eingebrachten Initiativantrag, in dem die Abdankung der Regierung Wekerle, Beendigung des Krieges und Heimbeförderung der ungarischen Truppen gefordert wurde. Der Antrag wurde abgelehnt.

16. Oktober: Manifest Kaiser Karls.

21. Oktober: Erste Stellungnahme der schwäbischen Intelligenz für die Integrität Ungarns.

21. Oktober: Letzte Rede Vaidas im ungarischen Parlament. Scharfe Erklärung.

23. Oktober: Abdankung der Regierung Wekerle.

25. Oktober: Entschluß der im Palais Graf Károlyi versammelten ungarischen Politiker zur Gründung des „Ungarischen Nationalrates" im Sinne des Manifestes Kaiser Karls. Aufruf: „Wir fordern alle Völker und alle Regierungen des Auslandes auf, in allen Ungarn betreffenden Angelegenheiten statt mit der gegenwärtigen Regierung, die nunmehr jeden Zusammenhang mit dem arbeitenden Ungarn verloren hat, mit dem ungarischen Nationalrat unmittelbar Fühlung zu suchen, da dieser allein berechtigt

Denkt an die da drüben!

ist, im Namen jener ungarischen Nation zu sprechen und handeln berufen ist, deren Blut und Arbeit Ungarn aufrecht erhält."

27. Oktober: Am Parlamentsplatz in Budapest billigte eine Volksversammlung von 30 000 Menschen die Resolution des Nationalrates.

Am **28. Oktober:** Betrauung des Grafen Johann **Hadik** mit der Regierungsbildung, „auf möglichst breiter Grundlage und mit einem radikalen Programm". In der Regierung Hadik war Dr. Kaspar Muth als Staatssekretär vorgesehen. Doch zu spät: Hadik war nicht einmal 48 Stunden lang im Amt.

30. Oktober: Aufruf Dr. Bleyers zur Gründung eines Volksrates.

30. bis 31. Oktober: Ausbruch der Revolution.

31. Oktober: Erzherzog Josef ernennt Graf Michael Károlyi zum Ministerpräsidenten.

31. Oktober: Aufruf in der „Preßburger Zeitung" zum Zusammenschluß der Deutsch-Ungarn, Gründung eines Kulturvereins.

31. Oktober: Gründung des Schwäbischen Soldatenrates in Temeschburg.

1. November: Gründung des Deutsch-Ungarischen Volksrates (Dr. Bleyer).

1. November: Konstituierung des Banater Volksrates.

3. November: Gründung des provisorischen Schwäbischen Nationalrates in Temeschburg.

7. November: Groß-Versammlung des „Deutsch-Ungarischen Volksrates", an der auch Brandsch teilnimmt. Stürmische Auseinandersetzungen zwischen den zwei deutschen Richtungen.

7. November: Der „Pester Lloyd" meldet Anschluß des Banater Schwabenrates an den Deutsch-Ungarischen Volksrat.

7. November: Aufruf der Sozialdemokraten zur Gründung des deutsch-ungarischen Arbeiter- und Bauernrates.

10. November: Gründende Versammlung des Deutsch-Ungarischen Volksrates für Ungarn (Rudolf Brandsch); sie nannte sich „Volksversammlung der Deutschen Ungarns dieseits und jenseits des Königsteins".

12. November: Erklärung Dr. Bleyers gegen Rudolf Brandsch und den von ihm gegründeten Volksrat.

13. November: Abdankung Kaiser Karls und Entbindung „seiner Völker" von ihrem Eide.

13. November: Waffenstillstandsabkommen in Belgrad unterzeichnet.

13. November: Verhandlungen der Vertreter des rumänischen Nationalkomitees mit Minister Jászi in Arad über die Forderungen der Nationalitäten.

15. November: Einzug serbischer Truppen in Temeschburg (ungefähr 5000 Mann). Über den Zeitpunkt des Einmarsches bestehen verschiedene Behauptungen: Der Temeschburger Arbeiterführer Josef Gabriel gibt in seinem Buch „Zur Geschichte der Banater Arbeiterbewegung", den **15. Oktober 1918** an. Dr. **Koch** weiß zu berichten, daß die erste serbische Abteilung am **18. November** in Lovrin einzog. Dr. **Krischan** setzt den Zeitpunkt auf den **19. November,** während Dr. Kräuter **den 20. November** angibt. „Délmagyarországi Közlöny" berichtet bereits am 12. November, daß serbische Truppen in Werschetz, am 15. November in Detta und Busiasch einzogen und am 16. November eine Abordnung Temeschburger Bürger beim serbischen Kommandanten vorsprach.

16. November: Erweiterter ungarischer Nationalrat forderte in einem „Volksbeschluß" die Regierung auf, für den Ausbau der Demokratie zu sorgen. Dieser Beschluß war die rechtliche Grundlage für das Autonomiegesetz (29. Januar 1919).

17. November: Tagung der Deutsch-Sächsischen Nationalversammlung.



Mädchen in Bogaroscher Tracht vor 30 Jahren.

22. November: Schulverordnung des Unterrichtsministers Martin Lovászy: Der Schulunterricht sollte in den Staatsschulen sämtlicher deutscher Städte in deutscher Sprache begonnen werden. Auch die konfessionellen und Gemeindeschulen wurden aufgefordert, sich an die Verordnung zu halten.

24. November: Angliederung des Banates an Serbien proklamiert, wogegen Rumänien protestiert mit dem Ergebnis, daß die Serben veranlaßt wurden, den Osten des Banates zu räumen, der bis zur endgültigen Entscheidung der Friedenskonferenz von französischen Truppen besetzt wurde. (Dr. Krischan: „Südostdeutsches Archiv).

25. November: Serbische Nationalversammlung in Neusatz.

1. Dezember: Nationalversammlung der Siebenbürger und Banater Rumänen in Karlsburg (Alba Julia). **Anschlußerklärung an Rumänien und Annahme der sogenannten „Karlsburger Beschlüsse".**

2. Dezember: Der französische General Gambetta mit französischen Truppen in Temeschburg.

8. Dezember: Große Nationalversammlung der Banater Schwaben in der Kadettenschule zu Temeschburg. **Annahme des „Schwäbischen Manifestes".**

9. Dezember 1918: Gründung des „Deutschen Klubs" — Temeschburg-Josefstadt.

Das sind also Gedenktage, die **nach 50 Jahren** verdienen, in Erinnerung gerufen zu werden.

(Fortsetzung folgt)

Neues Heimatbuch Lazarfeld notwendig

Am 1. Oktober d. J. erinnerte ich mich an den 1. Oktober 1944. Seither sind 24 Jahre verstrichen. Russische Truppen marschierten damals in unsere schöne und reindeutsche Gemeinde Lazarfeld ein. Das war das Ende einer 145jährigen blühenden banater Siedlung. Aber die Russen waren noch nicht einmal das Schlimmste. Die Tito-Partisanen übernahmen das Regiment und haben am 18. April 1945 alle ins Lager gesteckt. Ein hartes Los für uns. Wir wurden für vogelfrei erklärt und hatten kein Recht, uns irgendwo zu beschweren. Viel Spott, viele Mißhandlungen mußten wir ertragen und gar viele mußten sogar ihr Leben lassen.

Ich habe oftmals in Zeitungen die Frage gefunden, ob alle Serben daran schuldig waren. Niemand stellte aber bisher die Frage, ob die Schwaben daran schuld seien.

Peter Bohn, Haus Nr. 83, ließ mir in jenen Tagen einmal sagen, ich solle in mein Haus kommen, der darin wohnende Serbe hätte etwas für mich. Also bin ich am 5. Juni 1947 in mein Haus gegangen, wo ich sehr freundlich empfangen wurde. Dann fragte mich der neue Bewohner sogleich, ob ich der Hausherr sei. Ich sagte ja. Da ging er ins Haus hinein und kehrte umgehend wieder zurück. Ich mußte meinen Namen sagen. Ich antwortete: „Schneider". Daraufhin übergab er mir die Monographie der Gemeinde Lazarfeld, die er in meinem Haus gefunden hatte. Er glaubte, es sei dies ein Familienbuch, weil darin der Name Schneider so oft erwähnt wurde.

Dieses Heimatbuch war nach 145 Jahren das einzige Erbteil, das mir blieb. Haus, Hof, Feld und Vieh konnte ich nicht mitnehmen, aber die Monographie der Gemeinde Lazarfeld blieb mir und stellt eine liebe Erinnerung an die alte Heimat dar.

Jetzt wäre es Zeit und auch Gelegenheit, um ein neues Heimatbuch Lazarfeld herauszubringen. Versäumen wir dies, wird es niemals mehr ein solches Werk geben. Daher ersuche ich alle Landsleute um Unterstützung, sei es mit verwertbarem Material oder finanzieller Hilfe. Gleichzeitig werden die Geburtsdaten aller Familien, die bis zum Jahre 1945 in ihren Häusern gelebt haben, benötigt, ferner die Daten der Verstorbenen, Gefallenen und auf andere Weise zu Tode Gekommenen, samt Angabe, wo und wann. — Anschrift: Michael Schneider, A-1150 Wien 15, Eduard-Sueß-Gasse 8/6, Österreich.



Im Hofe der Familie Schneider in Engelsbrunn, rum. Banat. Soeben kehrte die Kuh von der „Hald", d. h. von der Weide zurück.

Der Bauer liebt die Scholle

In stiller Ebene, umgeben von fruchtbaren Feldern und Wiesen, liegt die Gemeinde Pardan. Die deutschen Bewohner dieses Ortes waren Bauern, meistens mit mittlerem Besitz. Ganz reiche gab es nur wenige. Die Arbeit im Hof und auf dem Felde wurde vorwiegend mit Arbeitskräften aus dem Ort selbst bewältigt, nur wenige Knechte waren von auswärts, aus ärmeren Dörfern der Umgebung, nach Pardan gekommen, um hier eine Arbeitsstelle zu finden. In Pardan waren fast alle Handwerker und die für den täglichen Bedarf notwendigen Geschäfte vorhanden. Mußte man aber einmal in die nahegelegene Kreisstadt, um größere Einkäufe zu tätigen, so bot sich die Eisenbahn als günstiges Verkehrsmittel an. Die Bahnstation befand sich direkt am Rande des Dorfes, so daß es also kein Problem war, sie zu erreichen. Das wußten die Pardaner ganz besonders zu schätzen, denn nicht jedes Dorf hatte das Glück, einen eigenen Bahnhof zu besitzen.

Der Bauer verbrachte mit seinen Arbeitskräften die meiste Zeit des Jahres draußen in Gottes freier Natur. Denn vom frühen Frühling an und bis in den späten Herbst hinein gab es auf den Feldern genug Arbeit. Es lag aber auch eine große Verantwortung auf dem Bauern: alles mußte richtig und rechtzeitig gesät werden. Und war das Jahr gut, so war auch die Ernte schön und ausgiebig. Da lachte das Herz derer, denen das Feld gehörte. Man nannte den Bauern auch oft König auf dem eigenen Hofe, weil er sich die Arbeit selbst einteilen konnte und nur von der Witterung abhängig war.

Der Stolz des Bauern war aber auch sein Vieh. Einen Hof ohne Haustiere konnte man sich überhaupt nicht vorstellen und es gab auch keinen. Großer Wert wurde natürlich auf die Pferde gelegt, denn diese brauchte man so notwendig wie das tägliche Brot. Und so trachtete ein jeder Bauer, die schönsten zu besitzen. Die Burschen und jungen Männer gaben sich besondere Mühe beim Reiten, das man schon von frühen Kindesbeinen an lernte. Man hatte Spaß daran. Das Reiten war aber auch deshalb notwendig, weil die Brunnen auf den Feldern weit voneinander entfernt lagen, und so mußte man häufig zum Tränken der Pferde dorthin reiten. Ein schönes Pferd war stets der größte Stolz des Bauern und des Ansehens wert.

Bei großer Hitze war es für Mensch und Tier allerdings auch schwer, besonders dann, wenn auf den Feldern weit und breit kein schattiger Platz entdeckt werden konnte, und erst recht in jener Zeit, wo die Fliegen stark in Erscheinung traten. Aber die Leute auf dem Lande kannten nichts anderes und waren mit dem, was sie hatten, zufrieden und dem Allmächtigen dafür dankbar. So wie der Handwerker seinen Beruf liebte, so war der Bauer mit Vieh und Feld eng verbunden und fühlte sich in seiner Haut wohl.

Die älteren Leute, die heute in den Fabriken oder auf sonstigen Arbeitsplätzen stehen, würden sicher auch jetzt noch gerne Herr auf eigener Scholle in Pardan sein, auf jener Scholle, die sie von ihren Vorfahren übernommen hatten. Unsere Altvorderen fanden hier einst nur Sumpf und haben dieses ungastliche Gebiet in jahrzehntelanger harter Arbeit in ein fruchtbares Ackerland umgewandelt. Doch dann kam das schreckliche Jahr 1944 und wir haben alles verloren, was unser fleißiges donauschwäbisches Völkchen generationenlang schuf. Johann Vollmer

Ich besuchte die alte Heimat

(Fortsetzung von Seite 3)

Fluß sehr vertraut geworden, denn er kam mir unzählige Male vor Augen. Zunächst hatte ich ihn auf der Hinreise in Passau, Linz, Wien und Budapest gesehen, jetzt in Deggendorf, Regensburg, Ulm und Scheer/Württ., wo die Donau an einer Stelle sehr schmal und einem breiten Bach ähnlich ist. Diese Donau ist unser Schicksalsstrom, der Schicksalsstrom der Donauschwaben. Von Ulm aus fuhren unsere Ahnen mit Plätten auf der Donau dem Banat entgegen, in der Hoffnung, dort eine bessere Zukunft zu finden. Nach fast 200 Jahren kehrten unzählige Nachkommen dieser Kolonisten wieder in die Heimat der Vorfahren zurück.

Am Ende meiner lehrreichen Reise in die alte Heimat kann ich aus vollster Überzeugung sagen: Wo der Schwabe auch immer sein mag, er läßt sich nicht unterkriegen!

Catherine Grosskopf geb. Filippi,
5419 N. Artesian,
Chicago, Ill., 60625,
USA

Ich besüchte die alte Heimat

Um 1 Uhr in der Nacht traf ich in Klein-Betschkerek (Banat/Rumänien) ein

Am 1. August 1968, pünktlich um 6.40 Uhr morgens, fuhr der internationale Expreß vom Linzer Hauptbahnhof ab. Auf Einladung weitläufiger Verwandter und aus eigenem Interesse befand ich mich auf der Reise in die alte Heimat, welche ich 1944 als junges Mädchen verließ. Mein Ziel war Klein-Betschkerek im rumänischen Banat. Der Schnellzug, welcher aus der Schweiz über Deutschland kam, fuhr durch Österreich und Ungarn bis Bukarest. Voller Neugier und Spannung sah ich zum Fenster des Zuges hinaus, denn ich wollte so viel wie nur möglich von der Welt, die „mein" Zug durchfuhr, sehen. Schnell eilte er durch das landschaftlich schöne Österreich der ungarischen Grenze entgegen. Durch den Regenmangel im letzten Sommer war die ungarische Tiefebene total ausgetrocknet. Der Mais war klein und sah — gleich den Weinreben — welk und dürftig aus. Die Ernte war schon vorüber, nur ab und zu sah man noch einen Mähdrescher in Bewegung, um das letzte Getreide einzubringen. Riesengroße Strohschober standen auf leeren Feldern und daneben meistens eine Kollektivwirtschaft.

Zwischendurch machte man sich mit den Mitreisenden bekannt. Es war äußerst interessant, denn in unserem Abteil befanden sich Urlauber aus verschiedenen Ländern. Wir verständigten uns untereinander in deutsch, englisch, rumänisch, ungarisch und französisch. Die Sprachkenntnisse der einzelnen wurden uns allen zum Vorteil, besonders bei der Paßkontrolle. In Arad und Temeschburg hieß es: Umsteigen! Um 1 Uhr nachts traf ich endlich mit dem Personenzug in Klein-Betschkerek ein.

Das Dorf ist mehrheitlich rumänisch geworden, neue Namen stehen über den Giebeln der renovierten Häuser, andere wiederum sind kaum mehr erkennbar, manche Häuser sind dem Einsturz nahe. Der frühere deutlich erkennbare deutsche Charakter des Dorfes ist erheblich geschwunden. Von den einstigen 2400 deutschen Einwohnern leben heute nur mehr 600 in Klein-Betschkerek. Die katholische Kirche (1811 erbaut), welche dem hl. Stefan geweiht ist und stets der Stolz des Dorfes war, steht in ihrem barocken Stil wieder frisch und sauber da. Sie wurde erst kürzlich mit Hilfe der Klein-Betschkereker aus dem Westen renoviert. Beim ersten Blick auf das Gotteshaus könnte man glauben, es sei ihm noch nie ein Leid zugestoßen, aber das Innere erzählt von schweren Zeiten, die mit Geduld und Ausdauer überstanden wurden. Nur der Klang der Kirchenglocken ist unverändert geblieben. Die Glocken sind es auch, die die Gläubigen regelmäßig morgens und abends zum Gebet rufen. Unter den Stufen des Hauptaltars befindet sich ein neuer Altar, die Messe wird in deutscher Sprache gelesen. Freilich nahm ich am Gottesdienst teil und ich muß gestehen, er erinnerte mich an meine Kindheit. Seelsorger ist der Pfarrer von Neu-Beschenowa, welcher jeden Sonntag und zu besonderen Anlässen herüberkommt, um die Messe zu lesen.

Am nächsten Tag fuhr ich mit dem Fahrrad nach Neu-Beschenowa. Meistens mußte ich das Fahrrad schieben, da es vorher viel geregnet hatte und der Weg schlecht war. Der Asphaltweg zwischen den beiden Dörfern befand sich im Bau und soll noch dieses Jahr fertig werden. Zumal Neu-Beschenowa der Gemeinde Klein-Betschkerek verwaltungsmäßig angeschlossen wurde, ist für die Bewohner beider Orte eine allgemeine Erleichterung eingetreten. Ich bewunderte den Mais, der hoch und kräftig stand, die Wassermelonen waren im Reifen. Die Getreidefelder waren schon leer — man arbeitet ja auch hier mit Mähdreschern, die die Ernte schnell einbringen — und man machte sich daran, umzuackern. Wehmut überkam mich: diese Erde lockte unsere Altvorderen im 18. Jahrhundert aus dem Reich hierher und sie machten sie durch unglaublichen Fleiß und Tüchtigkeit im Laufe der Zeit zur Kornkammer Europas. Kurz vor Neu-Beschenowa, an dem kleinen See, waren einige Leute beim Steinschlagen. Ich sah ihnen eine Weile zu.

Die alte Kirche in Neu-Beschenowa steht unter Denkmalschutz und darf nicht (!) renoviert werden. Über dem rechten Seitenaltar sind die Gebete der hl. Messe in großer Druckschrift angebracht, um das Ablesen leichter zu machen.

Eine Fahrt mit dem Zug nach Temeschburg, der schönen Hauptstadt des Banats, war für den nächsten Tag geplant. Und so geschah es denn auch. Kurz vor der Ankunft setzte Regen ein, der erst im Laufe des Nachmittags aufhörte. Der Wochenmarkt in der Josefstadt ging aber trotz des Regens weiter. Der letzte Paprika war noch zu finden und die ersten Wassermelonen wurden angeboten. Die vielen Neubauten in der Stadt, darunter auch große Wohnhäuser, erstaunten mich sehr. Gepflegt und sauber wirken die zahlreichen Blumenanlagen in der Inneren Stadt. In den Geschäften hielt ich mich nur kurz auf, weil der Verkauf bzw. die Bedienung nur sehr langsam vorsich ging und zu viele Kunden eben auf die Bedienung warteten. Alle Geschäfte sind von 1 bis 4.30 Uhr nachmittags geschlossen. Anschließend ging ich ins Banater Museum. Leider erlaubte die Zeit nur einen flüchtigen Durchgang, denn der Zug um 5.30 Uhr zurück nach Klein-Betschkerek durfte nicht versäumt werden. Von Interesse waren für mich in diesem Museum die verschiedenen Trachten Rumäniens, darunter auch einige schwäbische (Banat) und sächsische (Siebenbürgen). Das Ölgemälde von Stefan Jäger „Einwanderung der Schwaben" ist wirklich bewundernswert und dürfte den meisten Landsleuten bekannt sein. Im Herbst soll dieses Gemälde in ein anderes Museum überführt werden. In diesem Museum kann man übrigens in bildlicher Reihenfolge auch die Geschichte Rumäniens betrachten. In Temeschburg erkundigte ich mich noch nach der weltberühmten Türkenfestung und erfuhr, daß die letzte Mauer dieser Festung vor einigen Jahren niedergerissen wurde. Schade.

Nun war es aber schon Zeit, zum Zug zurückzueilen, deshalb blieb für den Besuch der Banater Metropolitankirche — die rumänische orthodoxe Kirche — an welcher ich vorbei mußte, keine Zeit mehr übrig. Von Außen ist sie wunderschön, von Innen sicher auch. Auf dem Josefstädter Bahnhof herrschte Großbetrieb, was mich sehr überraschte. Viele Leute, die auf dem Wochenmarkt waren, und auch Stadtarbeiter befanden sich auf dem Heimweg. Die Jugend der umliegenden Dörfer hat auch schon zum großen Teil Beschäftigungen in der Stadt gefunden, die Begabteren von ihnen besuchen die Schulen in Temeschburg. Die Männer eilten in ihre Züge, gruppierten sich darin und spielten Karten, daß es nur so rauschte. Eine rumänische Frau hatte sich aufgeregt und schimpfte. Warum? Nun, drei Männer hielten einen Sitzplatz für einen noch fehlenden Kartenspieler besetzt und gaben ihn nicht frei. Die Frau wetterte furchtbar, aber die Männer ließen sie unbeachtet und gaben ihr auch keine Widerrede. Doch darüber geriet die Frau noch mehr in Rage und ihre Stimme überschlug sich förmlich. Ich konnte ein herzhaftes Lachen nur mühsam unterdrücken, denn Rumänisch in dieser Form war mir schon sehr lange nicht mehr zu Ohren gekommen.

Ein Tag verblieb mir noch, um Bekannte und ehem. Schulfreundinnen zu besuchen. Diejenigen, welche Tabak zur Verarbeitung übernommen hatten, waren tagsüber anzutreffen, weil das Einreihen und das Trocknen des Tabaks zu Hause erfolgt. Andere wiederum sind auf den Feldern oder in der Kollektivwirtschaft tätig und daher nur abends daheim. Die Kinder erzählten mir von den vielen Hausaufgaben. In der Volksschule werden sie bis zum 4. Schuljahr in Deutsch unterrichtet und lernen nebenbei Rumänisch. In der Oberschule kommt noch die russische Sprache dazu. Für jedes Fach ist eine Lehrkraft vorhanden.

Mein Besuch war zu Ende und ich mußte Abschied nehmen von meinen so äußerst freundlichen Gastgebern. Erst später, als der Zug schon längst die Grenze hinter sich gelassen hatte, konnte ich in Ruhe über das Geschehen bzw. das Erlebnis im rumänischen Teil des Banats nachdenken. Vorher hatte man mit dem Umsteigen, den Zöllnern und der Kontrolle der Reisepapiere ohnehin genug zu tun.

Die Haltestelle Wien-Westbahnhof wollte ich auf keinen Fall verschlafen. Wien ist für alle Donauschwaben von historischer Bedeutung. Denn hier wurde, nachdem Prinz Eugen das Banat den Türken entrissen hatte, die Ansiedlung unserer Ahnen im Südosten beschlossen. Von besonderem Interesse für mich war das Schloß Belvedere, die einstige Sommerresidenz des Prinzen Eugen, welche 1721-23 erbaut wurde.

In der Bundesrepublik Deutschland fuhr ich mit dem Auto die Donau entlang in westlicher Richtung. Unterwegs war mir dieser

(Fortsetzung auf Seite 4)



Vor dem Gottesdienst in Klein-Betschkerek, rum. Banat, werden noch Gäste aus dem Westen erwartet.

Akaziebläddер

Von Annie Schmidt-Endres

Akaziebläddер, hergetrieb, ...
Wer hat dorch eich e Gruß mer g'schrieb?
Von weither, von r'e annri Flur, ...
Dir traat die gleichi Heimatspur,
Wie ich se traan for Schritt on Tritt
For Traam on for Erinn'rung mit.

Akaziebläddер, dir wisst's gut,
E heisses Land voll Sonn on Glut
Hat mich en seiner Wie' gebor,
On weisse Blieje vor seim Tor
Han voll on schwer gerauscht en's Blut,
Wie jonger Moscht vergärt sei Gut.

Akaziebläddер, eich han ich
Oraakl gfroot, on liebt er mich:
Von Herz, met Schmerz, ganz weenich bloss, ...
Odr garnet — wie halt g'fall mei Los.
Entbläddert haad ich manches Blaat,
Dass heimlich mer's mei Schicksal saat.

Bej Kerweistrauss on Maiebaam
Träämt' ich mei erschte Liewestraam.
Musik hat g'schallt dorch Dorf on Gass',
Mer han getanzt oms grossi Fass,
Die Streiss on Bänner senn nor g'floo,
Mer ware jong, verlibbt on froh.

Heit hat die Welt sich romgedreht,
E kalder Wend oms Herz ons weht.
's es aus met onsrer Kerweizeit,
No neije Notte drehn die Leit, ...
Nor manchi, die met gro'e Hoor
Traan 's aldi Lied noch ur-echt vor.

(Aus dem Buch „Akaziebläddер", erschienen im Donauschwäbischen Heimatverlag, 708 Aalen/Württ.)

Donauschwäbische Gedenktage

23. Oktober 1918:

Abgeordneter Rudolf Brandsch (1880—1953) verkündet im ung. Reichstag die Forderung der Deutschen in Ungarn.

Je näher das Ende des 1. Weltkrieges rückte, desto offensichtlicher wurde der Zusammenbruch der alten staatlichen Ordnung in der Österreich-Ungarischen Monarchie. Auch die Donauschwaben konnten ihn nicht mehr übersehen. Das Recht der Selbstbestimmung, von den Alliierten propagiert und im Manifest des Kaisers aufgegriffen, war auch ihnen verkündet worden. Die Ereignisse im Herbst 1918 drängten zu raschen und weittragenden Entscheidungen.

Bereits lange vor Ausbruch des Krieges war unter erschwerten und ungünstigen Bedingungen eine zielbewußte nationale Gemeinschaftsarbeit aufgenommen worden, die sich vor allem im Rahmen der 1906 gegründeten „Ungarländischen Deutschen Volkspartei" vollzog. Die Entfaltung dieser Tätigkeit war freilich während des Krieges durch das aufgehobene Vereins- und Versammlungsrecht und die Pressezensur empfindlich behindert worden. Je länger der Krieg aber dauerte, desto notwendiger wurde die nationalpolitische Aktivität auch im Bereich der Donauschwaben. Von immer breiteren Kreisen wurde das erkannt, vor allem auch unter den Soldaten.

Am 20. Oktober 1918 versammelten sich in Temeschburg Vertreter zahlreicher schwäbischer Gemeinden aus Südungarn. Sie fordern völlige kulturelle Freiheit, treten aber auch noch für die Wahrung der politischen und wirtschaftlichen Einheit des ungarischen Staates ein. Während die Kroaten, Serben, Rumänen und Slowaken vom ungarischen Staate bereits abgefallen waren, hielten nur die Deutschen an der Einheit Ungarns fest. **Sie erwiesen sich dadurch als die stärksten Stützen einer übernationalen Ordnung,** wie sie im alten Österreich weitgehend verwirklicht, in Ungarn freilich nur gesetzlich zugesichert war.

Die Vertreter der Nationalitäten im ungarischen Reichstag begannen schon im Oktober 1918 eine immer deutlicher werdende Sprache zu sprechen. Am 18. Oktober gab der Abgeordnete Alexander Vaida-Voievod bekannt, daß das rumänische Volk in Ungarn das Selbstbestimmungsrecht und ein vollkommen freies nationales Leben für sich beanspruche. Für die Slowaken verkündete dasselbe der Abgeordnete Juriga am 19. Oktober. Der in Agram gebildete kroatische Nationalrat hatte das Selbstbestimmungsrecht für die Kroaten bereits eigenmächtig verwirklicht. In der Zips protestierten die Deutschen gegen tschechoslowakische Ansprüche. Da ergriff am 23. Oktober 1918 der Abgeordnete Rudolf Brandsch im ungarischen Reichstag das Wort, um, wie er ausdrücklich betonte, nicht als Siebenbürger Sachse, sondern als deutscher Vertreter „auf Grund eines Beschlusses nationalgesinnter „Vertrauensmänner" in einer kühnen Rede die verzweifelte Lage des gesamten ungarländischen Deutschtums zu schildern und seine gerechten Forderungen eindringlich hervorzuheben. Er zeigte den krassen Gegensatz der einigermaßen völkisch gesicherten Verhältnisse der Siebenbürger Sachsen zu der großen geistigen Notlage des übrigen Deutschtums in Ungarn als Folge einer verfehlten madjarischen Schul- und Kulturpolitik auf und sprach weiter von der fast zur Regel gewordenen Nichtgenehmigung oder Auflösung deutscher Vereine mit nationaler Grundlage. Zum Schluß verlas Brandsch eine Erklärung, die auf Beschluß der „Ungarländischen Deutschen Volkspartei", des von Brandsch und Johann Röser geleiteten „Deutschen Bauernbundes" und des unter dem Vorsitz des Schriftstellers Otto Alscher stehenden „Deutsch-Ungarischen Kulturrates" verfaßt worden war. In der Erklärung heißt es: „Wir, die in den Ländern der Stefanskrone lebenden Deutschen, waren stets ein Element der Ordnung und der Achtung vor dem Gesetze und haben unsere Treue stets glänzend bewiesen. Auch im Weltkriege haben wir die größten Opfer gebracht in der gewissen Hoffnung, daß wir den eigenen Interessen dienstbar sind, wenn wir für den Bestand des Vaterlandes kämpfen. Wir erwarten keine Anerkennung, doch hoffen wir zuversichtlich, daß die nach Friedensschluß eintretenden neuen Verhältnisse auch unserem Volke auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens die Rechte bringen werden, die auch uns die Sicherung unserer nationalen kulturellen Entwicklung für immerwährende Zeiten ermöglichen. Wie auch die Verhältnisse in unserem Vaterland sich gestalten mögen, wir Deutsche fordern die freie Entwicklung unserer nationalen Kultur auf allen Gebieten und in jeder Hinsicht, wir fordern den freien Gebrauch unserer deutschen Muttersprache in den verschiedenen Zweigen des öffentlichen Lebens und die Einführung und Einhaltung von Gesetzen, die diese Rechte feststellen und für immer gewährleisten". Diese loyale, aber selbstbewußte Rede von Brandsch sollte der Auftakt zu einer neuen Zeit in Ungarn sein, die Freiheit, Gleichheit und gerechte Nationalitätengesetze versprach und zum Teil auch brachte, die nach den Friedensverträgen aber wieder nicht verwirklicht wurden. jvs

Batschka, Kroatien, Slawonien, Syrmien

Unsere Leser aus den obengenannten Siedlungsgebieten werden herzlichst gebeten, uns leihweise gute Photographien aus ihren einstigen Heimatgemeinden zur Verfügung zu stellen. Wir wollen die besten daraus aussuchen und sie dann entweder im „Donauschwaben" oder aber im „Donau-Schwaben-Kalender" kostenlos veröffentlichen. Besonders interessieren Bilder von Kirchen, Schulen, Häusern, Straßenzügen, Friedhöfen, Trachten, Hochzeiten, Taufen, kirchlichen und weltlichen Festen, Innenhöfen, Bauern bei der Arbeit, Vieh, Landschaften. Jedes Bild muß mit dem Vermerk versehen sein, wann und wo es entstand bzw. was es darstellt. Die Photos, die wir nicht benötigen, gehen umgehend an die Einsender zurück, die anderen behalten wir eine Weile in der Redaktion und werden sie nach der Veröffentlichung unbeschädigt an die Einsender zurückgeben.

„Der Donauschwabe"
708 Aalen/Württ.
Bahnhofstraße 65

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

36. Fortsetzung

Franzosen im Banat

Nicht nur die serbischen Truppen beherrschten das Banat, auch die der zurückgehenden deutschen Armee Mackensens nachziehenden Teile der französischen Balkan-Armee, in der sich starke Kolonialeinheiten (Spahis aus den arabischen Kolonien Frankreichs sowie Kolonialtruppen aus Senegal und anderen „dunklen" Gebieten Afrikas) befanden, verblieben einige Monate im Banat. Französische Kommandeure waren: in **Temeschburg** zuerst General **Gambetta,** der von General **Farret** abgelöst wurde. In Lugosch und **Karansebesch** stationierte zunächst General **Berthelot,** an dessen Stelle dann General Farret kam. In Arad kommandierte Oberst de **Gontrecourt** die französischen Truppen. In Temeschburg kam es öfter zu Ausschreitungen, besonders Frauen wurden durch Araber und Neger belästigt. Über den General Farret ist zu sagen, daß er sich im Gegensatz zu den übrigen französischen Truppenkommandeuren in **die Banater Politik einmischte.**

Bezeichnend ist in diesem Zusammenhange ein Schreiben des von den Serben eingesetzten Temeschburger Obergespans Reinhold **Heegn** an Edmund Steinacker vom 9. Mai 1919. „Ich habe im Anfang sehr viel **gegen französische Intrigen zu kämpfen gehabt.** Die Franzosen wollten **keinen deutschen Obergespan.** Der damalige französische General kam zum Glücke weg und der jetzige General spricht sehr gut deutsch und ist mit uns sehr liebenswürdig." Nun, dieser General Farret hegte starke Sympathien für Ungarn und stand mit den sogenannten „gemäßigten" Schwabenführern in engem Kontakt. Reinhold Heegn war aber einer der führenden Männer der **alten Volkspartei** und wurde so, weil diese in der Vergangenheit mit den verschiedenen Nationalitätengruppen zusammenarbeitete, als Obergespan eingesetzt. Das Verhältnis zwischen ihm und der Gruppe Dr. Muth-Blaskovics war, wie bereits erwähnt, nicht gut; diese sahen aber in General Farret **einen Förderer ihrer ungarischen Integritätspolitik.** Obwohl man wußte, daß die Sympathien der Franzosen eher den Rumänen — mit denen sie enge kulturelle Kontakte pflegten, mit ihnen zusammen kämpften — galten, waren die „Gemäßigten" von dem naiven Glauben besessesn, daß die hohen französischen Militärs die offizielle Pariser Politik zu ihren Gunsten, zu Gunsten Ungarns beeinflussen können. Das glaubten auch der 48er Graf **Károlyi** und Martin **Lovászy,** die aus ihrer Ententefreundlichkeit kein Hehl machten. Sie wurden bitter enttäuscht, als die ungarische Delegation bei den Waffenstillstandsverhandlungen in Belgrad von dem französischen Marschall d'Esperay gedemütigt wurde.

Mysteriöse Geldsendungen

Auch in Temeschburg bauten die „ungarntreuen Schwaben" auf die Hilfe der Franzosen. Und so wurde General Farret ihr „Liebling". Allerdings war die „Liebe" des Franzosen nicht allein auf seine Sympathie zu Ungarn und den Schwaben zurückzuführen: **mysteriöse Geldsendungen kamen aus Budapest, man sprach von 100 000 Kronen, mit denen man die Zuneigung des Generals noch zu stärken versuchte . . .**

Feldmarschall Mackensen zog sich mit seiner Armee aus Rumänien über Hermannstadt und Arad zurück; mehrere Einheiten seiner Truppe kamen auch durch das Banat und seine Hauptstadt Temeschburg, in der Mackensen während des Balkanfeldzugs sein Hauptquartier aufschlug; zur gleichen Zeit als er von den Graf-Karolyi-Leuten interniert wurde, versuchten die Madjarophilen schwäbischen Politiker mit **Hilfe der Franzosen** ihre Ziele zu erreichen. Sie versuchten es den Franzosen zu erklären — wie Dr. Kausch in seinem Buch auf Grund von Presseberichten schildert — daß die Banater Schwaben **eigentlich keine Deutsche, sondern französischer Abstammung seien, die im Laufe der Zeit germanisiert wurden;** zum Beweis wurden im Banat vorkommende französische Namen angeführt und wo das nicht möglich war, wies man darauf hin, daß ein Großteil der Banater „Schwaben" aus dem **Elsass, Lothringen und Luxemburg** in das Banat kamen, also aus Provinzen, die wieder zu Frankreich gehören, oder wie Luxemburg franzosenfreundlich eingestellt sei. Man könne doch dieses „kulturiverte Volk" nicht den „Balkanesern" als Beute hinwerfen — argumentierte man; es müsse also eine **souveräne Autonomie im Rahmen des ungarischen Staates erhalten,** vorausgesetzt, daß Ungarn lebensfähig sein werde. Der schon so oft erwähnte „Der Freimütige" erfand sogar das Märchen, daß einst **die Gemeinderichter jedem, der französisch sprach, 25 Stockhiebe verabreichen ließen, so daß die Germanisierung bald durchgeführt wurde** („Deutsche Wacht", 15. Mai 1919). Aber auch die „Schwäbische Volkspresse" verbreitete damals die Mär, daß die Franzosen im Banat **mit Gewalt germanisiert** wurden.

Stabsoffiziere eingeladen

Französische Stabsoffiziere wurden in Banater Gemeinden eingeladen, ein General besuchte, wie die „Temesvarer Zeitung" berichtete — mit seinem Stab den Bileder Ingenieur Johann **Piere,** einen treuen Anhänger Franz Blaskovics, wo sie reichlich bewirtet und für die Politik dieser Gruppe gewonnen werden sollten.

Welche Motive: Ob Politik, Gastfreundschaft oder Obrigkeitsdenken die Hauptmotive dieser engen Kontakte mit den französischen Besatzungstruppen waren, ist natürlich nur schwer festzustellen.

Als der französische General Farret von Temeschburg nach Lugosch versetzt wurde, fand ein **Abschiedsbankett** statt, an dem neben den führenden Persönlichkeiten des Ungarntums auch Domherr Blaskovics und Dr. Kaspar Muth teilnahmen, der einem Bericht der „Temesvarer Zeitung" zufolge u. a. sagte: „Mögen Sie der Bevölkerung unserer Stadt und unserem so unglücklichen Vaterlande Ihre **Sympathien auch weiterhin nicht versagen.**" Und die „Schwäbische Volkspresse", deren Chefredakteur damals Dr. Kräuter war, schreibt in ihrer Folge vom 23. März 1919, daß es der **Liebenswürdigkeit** des Generals Farret zuzuschreiben sei, daß „die Bevölkerung Temesvárs das Scheiden dieses prächtigen Mannes mit Bedauern empfindet . . . und **die Bevölkerung Temesvárs den Mann niemals vergessen wird.**" Farret hat nicht nur ein schlechtes Verhältnis zum deutschen Obergespan der Stadt gehabt, sondern auch die Einführung der serbischen Verwaltung verhindert — zu Gunsten der Ungarn. Er **gründete auch eigenmächtig das „Komitat Lugosch",** in dem er die **ungarische Verwaltung einführen wollte.** In Lugosch verbot er den Zeitungen das Wort „deutsch" zu gebrauchen: die Banater waren in seinen Augen keine „Deutsche", sondern „Schwaben" und es gebe hier **„keine deutsche Kultur",** sondern nur eine schwäbische **Zivilisation".** Ob General Farret oder sein Adjutant Oberleutnant **Beaumont** die ungarischen **Bestechungsgelder** erhielt, ist nicht bekannt. Beaumont machte auch andere Geschäfte, an denen er gut verdiente. Gewiß ist nur, daß er vor das **französische Militärgericht in Großkikinda kam und degradiert wurde.** Und auch sein Chef General Farret kam ins Gedränge, denn am 29. August 1919 berichtet die „Schwäbische Volkspresse" mit Berufung auf eine französische Zeitung, „daß die Oberste französische Kriegsleitung gegen General Farret, welcher bekanntlich im Frühjahr unter dem Protektorat der französischen Truppen das Lugoscher Komitat schuf (!) und dasselbe als zu Ungarn gehörend deklarierte, **die Untersuchung angeordnet** hat." Die „Madjaronen" wurden wieder um eine Hoffnung ärmer. Und hier gilt der Spruch: **„Außer Spesen nichts gewesen!"**

Der damalige Lugoscher rumänische Erzpriester Dr. Gheorghe **Popovici** hatte mit seinem Memorandum, das er dem französischen General **Berthelot** überreichte, mehr Erfolg: nicht nur Lugosch, sondern auch der größte Teil des Banates kamen zu Rumänien. Es würde sich lohnen, einmal in einer separaten Schrift den Einfluß der französischen Besatzung im Banat und die daraus entstandenen politischen Folgen zu analysieren.

Die stammesmäßigen Beziehungen zu den Franzosen, beziehungsweise Elsass-Lothringern wurden nach dem zweiten Weltkrieg in den Jahren 1946 bis 48 wieder ins Spiel gebracht. Der einstige Banater Senator Dr. Emmerich Reitter leitete mit mehreren Banatern eine Aktion zur Ansiedlung Banater Schwaben in Frankreich. Die **hoffnungslos** erscheinende Lage unserer bäuerlichen Flüchtlinge gab den Anlaß zu dem Unternehmen. Bauern sollten in Frankreich beziehungsweise im Elsass und in Lothringen Grund und Boden erhalten. Nachdem sich eine großzügige Ansiedlung unserer Bauern in Frankreich als immer aussichtsloser erwies, zog sich Dr. Reitter von der Aktion zurück. Der Banater Verwaltungsbeamte Jean **Lamesfeld** griff den Gedanken auf und es gelang ihm bekanntlich, eine größere Gruppe in Frankreich — worüber schon oft berichtet wurde — anzusiedeln. Aber auch im Elsaß und in Lothringen siedeln noch Donauschwaben, obwohl viele der Frankreich-Auswanderer inzwischen wieder in die Bundesrepublik kamen.

Wo Temesvar, dort auch Torontal!

Das Interesse französischer Journalisten am Banat trat auch im Frühjahr 1919 in Erscheinung: Der Redakteur der großen Pariser Zeitung „Matin", **Lebrun,** hatte eine Unterredung mit den Vertretern der **Radikaldeutschen,** Dr. Josef **Gabriel** und Johann **Tengler,** und interessierte sich nach ihrem Standpunkt bezüglich der staatlichen Zugehörigkeit des Banates. Antwort: „Wenn das Banat von Ungarn nicht abgetrennt wird und Ungarn lebensfähig ist, **wünschen wir bei Ungarn zu bleiben, sonst wünschen wir mit der Batschka und der Baranya eine Autonomie".** Lebrun sagte, die Frage der Autonomie wurde bereits fallen gelassen, es könne **nur mehr von der Wahl zwischen Rumänien und Serbien die Rede sein.** Antwort: **„Sollte das Banat zwischen Rumänien und Serbien aufgeteilt werden, so verlangen wir, daß die deutschen Gebiete jenem Staate einverleibt werden, zu dem die Stadt Temesvar gehören wird."** („Temesvarer Zeitung", 1. Mai 1919). Auch die „Deutsche Wacht" berichtet über die Begegnung und fügte obigem Bericht noch hinzu, daß Dr. Gabriel und Tengler erklärten: **„Unser Wunsch ist, zusammen zu bleiben . . . Wo Temesvar dort auch Torontal!"**

Am 1. Mai weilten auch französische, englische und amerikanische Pressevertreter in Temeschburg und nahmen mit führenden schwäbischen Politikern **beider** Richtungen Fühlung: Dr. Hans **Eschker,** Johann **Tengler** und Andreas **Dammang** von den „Radikalen" und Dr. Kaspar Muth von den „Gemäßigten". Die drei ersten erklärten wieder, daß im Falle, daß Ungarn als Staat nicht lebensfähig ist, sie eine selbständige Republik wünschen: **Banat,** Batschka und Baranya. Als die Journalisten erklärten, es handle sich **nur** um das Banat, verlangten sie, **daß das Banat als ganzes einem Staat einverleibt werde.** Auch Dr. Muth teilte im großen ganzen diese Ansicht. **Endlich einmal eine Einigkeit in einer das gesamte Donauschwabentum beherrschenden Frage.**

„. . . das ganze Schwabentum . . ."

In der „Schwäbischen Volkspresse" präzisierte Dr. Muth seinen Standpunkt: 1. „Wenn ein lebensfähiges, nicht bolschewistisches Ungarn erhalten wird, wollen wir bei Ungarn bleiben; 2. Geht das nicht, so ist es der einhellige Wunsch unseres Volkes, **daß aus der Bácska und dem Banate eine selbständige, neutrale Republik geschaffen werde.** 3. Wenn auch das nicht möglich sein sollte, wünscht unser Volk eine derartige Lösung der Gebietsfrage, daß die **schwäbische Nation ganz beisammen bleibe.** Wenn aber die Bácska und der südliche Teil des Komitats Temes zu Jugoslawien kommen, **so möge das ganze Schwabentum dorthin gelangen.** 4. Ist aber nur vom Banat die Rede, so mögen wir **alle entweder zu Rumänien oder alle zu Jugoslawien kommen. Letztere Lösung wäre schon deshalb vorzuziehen, weil dort auch die Batschka ist . . ."**

(Fortsetzung folgt)



Bei einer Besprechung mit Senator Dirksen in Washington D. C. in Sachen Wiedergutmachung für unsere in der alten Heimat verlorenen Vermögenswerte und über landsmannschaftliche Probleme. Von links nach rechts (stehend) Andreas Batliner (Groß-Scham, rum. Banat, jetzt Chicago), Helmut Pleuger und John C. Meiszner, Nationalpräsident der A. A. S.

„Keiner wie Du so hold zu werben weiß . . ."

Geiger- und Sängerkrieg in Wien / Die Krone der Geiger war Karl Szenassy

In dem prunkvollen Vestibül des ehemaligen Militärkasinos am Wiener Schwarzenbergplatz hingen genau vor 35 Jahren die Wimpel und Fahnen von 42 Ländern der Erde, vom deutschen Adler bis zum französischen Dreifarb, vom Halbmond bis zum Sternenbanner. Mit einem gewissen Stolz in den Mienen wurden sie uns von Herrn Rosner gezeigt: Er war es, von dem die Idee ausging, die die Stadt Wien dann im Sommer 1933 übernahm, die Idee eines Wettkampfes für Sänger und Geiger aller Zonen, wie er vielleicht seit den althellenischen Zeiten nicht gekämpft worden ist. Die Sportvereine mit ihren Olympischen Spielen mochten hierin Vorbild gewesen sein. Man muß sagen, das Nachbild war geglückt, in allen Hinsichten, auch was die Hitze des Kampfes anlangte.

Das Niveau der Geiger lag dabei weitaus höher als das der Sänger und Sängerinnen. Zur engsten Wahl erschienen fast lauter Wunderkinder oder Hubermänner. Von ungefähr 200 guten Geigern waren 140 ausgeschieden und 60 beste zur Hauptprüfung zugelassen worden. Von den 60 besten wurden 45 ausgeschieden und es blieben 15 allerbeste, die um vier hohe Preise zu ringen hatten. Unter ihnen waren geradezu Phänome: so die Krone der Geiger, der Jungdonauschwabe Karl **Szenassy** aus Neusatz, der, kaum 21 Jahre alt, beim Schlußkonzert dort anfing, wo die Sarasates und Prihodas aufzuhören pflegten. Er bearbeitete die Es-Dur-Etüde (die auch Liszt für Klavier bearbeitete) noch einmal für seinen Gebrauch. Ein Überpaganini mußte daraus werden. In den Wieniawski-Variationen über Haydns „Gott erhalte" schien er manchmal zwei Geigen zu spielen. Seine Akkorde klangen wie ein reingestimmtes Glockenspiel, die linke Hand pizzikierte einen Baß dazu. Dann gab es Ausstrahlungen von Passagen, Arpeggien, von Flageolets, die, oft in Doppelgriffen, die alte Melodie umleuchteten. Wenn seine linke Hand Skalen blitzartig pizzikierte, daß die Töne wie Erbsen kollerten, ging ein Lächeln der Bewunderung durch den Saal. Und alles selbstverständlich. Mit einer beneidenswerten Nervenlosigkeit. Ohne Lampenfieber, mit einer maschinellen Sicherheit.

Natürlich spielte Szenassy mehr Virtuosenmusik als Musik, manchmal spielte er reine Zirkus-Akrobatik; aber das Phänomen war unbestreitbar. Die Preisrichter, unter denen selbst Meister der Geige saßen, hörten dem jungen Menschen in der schwarzen bis zum Halse geschlossenen Bluse kopfschüttelnd zu. Ein kluges, braungebranntes Gesicht, dunkle, tiefliegende Augen, glattes, schwarzes Haar, nach rückwärts gekämmt, verliehen ihm ein durchaus sympathisches Aussehen.

Ihm wurde der erste Preis zugeteilt. Außerdem erhielt Szenassy die von dem Dresdner Geigenbauer Koch gestiftete Meistergeige. „Ich habe schon mit neun Jahren in Neusatz begonnen, Geige zu spielen", sagte er, „und mit elf Jahren trat ich mit dem Mendelssohn-Konzert zum erstenmal öffentlich auf. Ich ging dann nach Budapest, wo ich zuerst bei Studer Violine lernte. Mit Studer machte ich auch eine Konzertreise in die Schweiz. Dann kam ich in die Schule meines donauschwäbischen Landsmannes Jenö Hubay, und der Meister selbst zählte mich zu einem seiner Lieblingsschüler."

Unter den Juroren befand sich auch eine kleine Dame mit japanischem Typ, mächtige Brillen vor den Augen: es war Ko-Ando-San, die Leiterin der Geigerschule von Tokio. Sie lächelte ihr Japanerlächeln, aber zu lachen hatte sie so wenig wie die anderen Kommissionsmitglieder. Alle dachten mit Beckmesser: „Ein saures Amt, und heut' zumal . . .!" Denn da war auch noch die Italienerin Gioconda de Vito, ein hinreißender Violinteufel, dessen bezwingendem Spiel sich niemand entziehen konnte, und der zwanzigjährige Kölner Siegfried Borries spielte das Brahms-Konzert mit männlicher Reife und Größe, man kann es in einem Philharmonischen Konzert nicht brahmsischer hören. Dennoch: den Hauptpreis bekam der Jungdonauschwabe Karl Szenassy aus Neusatz. Das Publikum jubelte. Szenassy stand in einer Hagelwolke von Begeisterung. Wie schön, sich durchzukämpfen und -zubeißen, geprüft und gekrönt zu werden!

Helfried Pat...

Liebe Leser in Österreich!

Das Bezugsjahr 1968 geht zu Ende. Wir haben der heutigen Nummer des „DONAUSCHWABEN" wieder einen Erlagschein beigelegt.
Mit diesem können Sie Ihre Abonnementsgebühr für das IV. Quartal in Höhe von öS 27,– bzw. für eventuell zurückliegende Monate auf unser Postscheckkonto 109 385 Wien einzahlen.

Verlagsleitung

Dr. Hildegardis Wulff zum Gedenken

Von Dr. Anton Peter Petri

„Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde!" Dieses Wort des Herrn kann man über das Leben und Wirken der hochwürdigsten Priorin Dr. Hildegardis Wulff setzen, denn ihr Tun, Handeln und Leiden beweisen diese geistige Grundhaltung zur Genüge. Als die Bekennerin nach Monaten schmerzvollen Leidens vor sieben Jahren starb, trauerte das Banater Deutschtum um eine seiner größten Persönlichkeiten. Wenn diese Zeilen nur ihr Andenken bewahren wollten, wären sie nutzlos, denn ihrer gedenken die Banater, wo immer sie auch seien, in welchem Lager immer sie auch früher standen und heute stehen. Warum dann diese Überschrift? Warum dieser Artikel? Weil unsere Gläubigen mit dem äußeren Lebensablauf der tapferen Streiterin im Dienste des Herrn vertraut gemacht werden sollen.

Lieselotte Wulff wurde am 8. September 1896 zu Mannheim als Tochter eines Großindustriellen geboren. 1906 bis 1914 besuchte sie ein Gymnasium ihrer Vaterstadt, dann studierte sie von 1914 bis 1920 in Bonn und Heidelberg Germanistik, Geschichte und Philosophie. In Heidelberg trat sie zum Katholizismus über und begann nach ihrer Promotion an der Seite der Generalpriorin Maria Benedikta Föhrenbach und der Schwester Maria Elisabeth Steinbacher († 1932) im Jahre 1920 mit dem Aufbau der Benediktinerinnen-Kongregation von der heiligen Lioba. Bis zu ihrer Berufung in das Banat unterrichtete sie als Dozentin an der Sozialen Frauenschule des Deutschen Caritasverbandes in Freiburg im Breisgau. In dieser Eigenschaft hielt Schwester Dr. Hildegardis Wulff, wie sie sich mit ihrem Schwesternnamen nannte, vom 3. bis zum 7. Januar 1928 und vom 23. bis zum 27. Oktober 1928 pädagogische Vorträge in der Temeschburger „Banatia". Schon 1927 erbat sich Bischof Dr. Augustin Pacha Schwester Hildegardis Wulff zur Gründung einer klösterlichen Niederlassung in Temeschburg. Im März 1929 war es dann endlich soweit, die ersten Ordensangehörigen zur heiligen Lioba kamen unter der Leitung von Schwester Hildegardis in die Banater Landeshauptstadt.



Priorin Hildegardis Wulf

Im Banat bestand seit 1919 ein interkonfessioneller „Deutscher Frauenverein", der zu Beginn des Jahres 1930 in 22 Ortsgruppen rund 3200 Mitglieder zählte. Er wurde von 1921 bis 1933 von Martha Grete Eschker (* 24. Juli 1887 zu Tilsit in Ostpreußen), der Gattin unseres unvergessenen Dr. Hans Eschker, geleitet. Mit einem wahren Feuereifer hat sich Schwester Hildegardis der Frauen- und Mädchenorganisationen angenommen. Am Pfingstmontag 1930 hielten die „Mädchenkränze" in Lowrin ihre Hauptversammlung ab. Es nahmen über 1000 Mädchen aus 30 Ortsgruppen daran teil.

Schwester Hildegardis, die von allem Anfang an ihre Tätigkeit auf betont konfessionell katholische Grundlage stellte, hatte manche Kämpfe zu bestehen, da der Frauenverein ja satzungsmäßig interkonfessionell war. Diese Kämpfe kann man aber als ein Kinderspiel bezeichnen, wenn man an jene denkt, die sie nach der Ausbreitung der Erneuerungsbewegung im Banat und in Siebenbürgen auszufechten hatte. Die Gegner schenkten sich nichts, hier bewährte sich die „tapfere Streiterin Gottes" immer wieder. Ihre Impulsivität, ihr glänzender Geist, ihre hinreißende Beredsamkeit, ihre blendenden Zeitungsartikel aus jener Zeit sind Zeugnisse ihrer Kompromißlosigkeit, wenn es um Glaubensdinge ging. Rückblickend kann ohne Übertreibung gesagt werden, daß ihre großangelegte apostolische Tätigkeit sich bis 1944 für die ganze kath. Kirche Rumäniens segensreich ausgewirkt hat, wenn sie in den letzten Jahren vor dem Zusammenbruch auch durch den Nationalsozialismus stark gehemmt war. Aus dem schon 1929 in Temeschburg gegründeten „Katholischen Deutschen Frauenverein" waren 1933 90 Ortsgruppen mit etwa 5000 Mitgliedern geworden. — 1930 baute sie in der Banater Landeshauptstadt eine Niederlassung ihres Ordenshauses auf, die bei der Auflösung im Jahre 1949 45 Mitglieder zählte. 1931 stellte ihr die Aula in der Temeschburger Kronengasse ein Haus zur Verfügung. Sie richtete hier eine Volkshochschule, ein Seelsorgehelferinnen-Seminar und 1936 das St.-Anna-Spital ein, Einrichtungen, die sich für das Banater Deutschtum segensreich auswirkten.

Durch den rumänischen Staatsstreich vom 23. August 1944 begann für die Deutschen in Rumänien ein Leidensweg, der auch heute noch nicht beendet ist. Neben Prälat Josef Nischbach war es damals die Verewigte, die sich unentwegt für die Belange des Banater Deutschtums im Rahmen der dürftigen Möglichkeiten einsetzte. 1946 bis 1948 nahm sie sich besonders der deutschen Flüchtlinge aus Jugoslawien an, die den titoistischen Konzentrationslagern entkommen waren. Am 20. August 1950 wurde sie mit Prälat Josef Nischbach, Dr. Franz Kräuter und Schwester Patricia Zimmermann nach Ostberlin geflogen und am 1. Juni 1959 dem Westberliner Polizeipräsidium überstellt. Nach einer Ruhepause im Mutterheim St. Lioba in Freiburg/Breisgau und einer Neuorientierung über die veränderten Zeitverhältnisse reiste sie nach Kanada, um dort die seelsorgerische Tätigkeit wieder aufzunehmen. Schwer erkrankt kehrte sie im Frühjahr 1961 nach Freiburg zurück. Nach Monaten qualvollen Leidens starb sie am Freitag, dem 20. Oktober 1961, an der Stätte, wo sie 32 Jahre vorher auszog, um im Sinne ihres Gelübdes zu wirken. Prälat Josef Nischbach hielt im Rahmen des Donauwörther Treffens der Banater Schwaben aus Rumänien eine Totenehrung. Einige seiner Sätze sollen als Abschluß dieser kleinen Würdigung seiner Mitstreiterin stehen:

„Wenn wir uns anschicken, im Rahmen unseres Heimattreffens eine Totenehrung zu begehen, soll unsere Haltung zunächst die der Ehrfurcht sein. Ehrfurcht vor denen, die vor uns ihre Lebens- und Berufspflichten getan haben und das Kreuz ihres irdischen Lebens trugen. Sie waren mit uns durch den Schöpferwillen Gottes des Vaters in eine Blutsgemeinschaft eingeordnet. Sie gehören mit uns in dasselbe Erlösungswerk, das der Herr an uns getan hat, der uns sein Leben als Unterpfand unseres ewigen Lebens schenkte. Wir waren mit ihnen in der Liebeskraft des Heiligen Geistes zu einer Gnadengemeinschaft verbunden und stehen auch jetzt noch hierin mit ihnen zusammen, denn unser Gott ist kein Gott der Toten, sondern ein Gott der Lebendigen, sagt die Schrift. Schöpfung, Erlösung und Heiligung fügen uns mit ihnen in die unzertrennliche Einheit der Gemeinschaft der Heiligen, in der wir hier, die Vertreter der 45 000 Banater Vertriebenen im großen deutschen Lebensraum, zur Stunde in Donauwörth, ihrer nicht nur gedenken wollen, sondern wärmste, unmittelbarste Lebensgemeinschaft pflegen. Für Gott, den Allumfassenden, Einzigen und Ausschließlichen bestehen keine Grenzen zwischen Schöpfung und Heiligung, zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen zeitbedingtem und ewigem Leben ... Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, das ewige Licht leuchte ihnen, Herr, lasse sie ruhen in Frieden. Amen."



Grabstätte der Priorin Hildegardis Wulf auf dem Friedhof von Günterstal (Freiburg im Breisgau).

Herbst

Von Nikolaus Lenau

**Rings ein Verstummen, ein Entfärben:
Wie sanft den Wald die Lüfte streicheln,
sein welkes Laub ihm abzuschmeicheln;
ich liebe dieses milde Sterben.**

**Von hinnen geht die stille Reise,
die Zeit der Liebe ist verklungen.
Die Vögel haben ausgesungen,
und dürre Blätter sinken leise.**

Philipp Teppert 60 Jahre alt



Der Landesbezirksvorsitzende von Nord-Württemberg der Landsmannschaft der Donauschwaben, Philipp Teppert, Kirchheim unter Teck, der heute als Sparkassen-Oberinspektor tätig ist, vollendet am 22. Oktober 1968 sein 60. Lebensjahr.

So bescheiden wie sein ganzes Leben, so ist auch jetzt sein persönlicher Wunsch, kein großes Aufsehen aus diesem Anlaß zu erregen.

Es ist bekannt, daß Lm. Teppert seit seiner frühesten Jugend in der Volkstumsarbeit und in der Vertreibung immer im Dienste der Gemeinschaft stand. Nur durch seine Einsatz- und Opferbereitschaft, durch seine Entschlossenheit und Leistung ist der Landesbezirk Nord-Württemberg auch heute noch der stärkste Bezirk der Landsmannschaft.

Die von ihm organisierten Veranstaltungen, angefangen mit den Trachtengruppen 1952, Dichterlesungen, bis zum 8. Ulmer Treffen der Donauschwaben haben geistiges Niveau, menschliche Anziehungskraft gehabt und deshalb auch immer einen zahlreichen Besuch.

Die Unterzeichneten wünschen dem Bezirksvorsitzenden Philipp Teppert weiterhin volle Gesundheit, damit er dem Landesbezirk noch lange erhalten bleibt, danken ihm aber gleichzeitig für alles das, was er für die Gemeinschaft geleistet hat.

gez. **Jakob Hild**
Kreisvorsitzender
Backnang

gez. **Jakob Engel**
stellv. Kreisvorsitzender
Kirchheim unter Teck

gez. **Michael Schmidt**
Kreisvorsitzender
Wernau

gez. **Anton Fuchs**
Kreisvorsitzender
Ulm/Donau

gez. **Adam Kraft**
Kreisvorsitzender
Stuttgart-Rot

gez. **Jakob Sihler**
Kreisvorsitzender
Geislingen/Steige

gez. **Franz Farkasch**
Kreisvorsitzender
Sindelfingen

gez. **Martin Reinhardt**
Kreisvorsitzender
Ludwigsburg

gez. **Richard Harle**
Kreisvorsitzender
Waiblingen

gez. **Peter Johler**
Sprecher der Ortsgemeinschaft Filipowa
Leutenbach

Donauschwäbische Gedenktage

31. Oktober 1918:

Der sozialdemokratische Sprecher Dr. Otto Roth fordert die Gründung eines „Banater Volksrats" und die Autonomie des Banats

Eine Folge der Aufforderung des kaiserlichen Manifestes vom 16. 10. 1918 war auch die Gründung des ungarischen Nationalrates am 25. Oktober 1918, der sich in seiner veröffentlichten Proklamation offen als Gegenregierung erklärte. Es heißt darin: „Schließlich fordern wir alle Völker und alle Regierungen des Auslandes auf, in allen Ungarn betreffenden Angelegenheiten statt mit der heutigen Regierungsgewalt, die nunmehr jeden Zusammenhang mit dem arbeitenden Ungarn verloren hat, mit dem ungarischen Nationalrat unmittelbar Fühlung zu suchen, da einzig dieser im Namen jener ungarischen Nation zu sprechen und zu handeln berufen ist, deren Blut und Arbeit Ungarn aufrecht erhält."

In der Provinz bildeten sich regionale Nationalräte. Am 31. Oktober 1918 fand in Temeschburg in Anwesenheit von 750 Teilnehmern eine Offiziersversammlung statt. An derselben nahm auch Dr. Jakobi seitens der radikalen Bürgerschaft teil, während seitens der Arbeiterschaft Dr. Otto Roth, Alfred Pinker und Leopold Somlo anwesend waren. Nachdem Obstlt. Bartha den Armeekommandobefehl verlesen hatte, beantragte Dr. Roth in einer begeisternden Rede **die Autonomie des Banats** und die Gründung des Banater Volksrats. Mit großer Begeisterung machte sich die Offiziersversammlung diese Vorschläge Dr. Roths zu eigen.

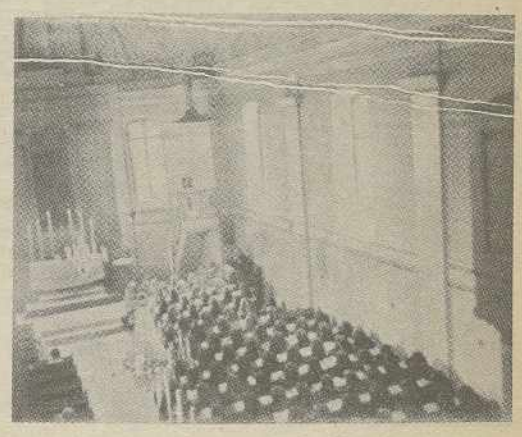
Inzwischen zog die Arbeiterschaft auf den „Paradeplatz". Einzelne Branchen kamen mit roten Fahnen angerückt und belebten den Platz. Es war ein historischer Moment! Die inzwischen gewählten Offiziersmitglieder der Nationalräte und die Führer der Arbeiter gingen dann in den Rathaussaal, wo Bürgermeister Geml und Obergespan Korossy mit einer großen Anzahl von Stadtrepräsentanten und städtischen Beamten versammelt war. Namens der Arbeiterschaft stellte Franz Geistlinger den Antrag, Obstlt. Albert Bartha zum Militär-, Dr. Otto Roth aber zum Zivil-Kommissar des Banates zu ernennen, die dann mit dem Banater Volksrat vereint die Führung des Banats in Händen haben sollten. Dieser Antrag wurde mit allgemeiner Zustimmung angenommen. Von den Spitzen der Stadt- und Komitatsbehörden als auch den Arbeiterführern umgeben, traten Obstlt. Bartha und Dr. Roth auf den Balkon des Rathauses und gaben der nach Tausenden zählenden Menge den Beschluß der Vertrauensmänner kund, gleichzeitig versichernd, daß sie im Interesse der Bevölkerung des Banats alles aufbieten werden. Die Musikkapelle des 61. Inf. Reg. war mit den Kadettenschülern aufmarschiert und spielte abwechselnd die Hymne und die Marseillaise. Am Nachmittag trat die städtische Generalversammlung zusammen und sprach aus, daß der Banater Volksrat als Exponent des Budapester ungarischen Nationalrates zu betrachten sei. Nach der städtischen Generalversammlung trat der Banater Volksrat zusammen, in den sämtliche Nationalräte auf nationaler Basis und sämtliche Parteien ihre Vertreter delegierten. Die organisierte Arbeiterschaft sorgte für eine würdige Vertretung. Als Vertreter der Arbeiterschaft wurden in den Volksrat gewählt: Anton Kister, Karl Eichler, Friedrich Hack, J. Ferenczy, Stef. Slawik, Johann Kallay, Desider Neumann, Josef Mikus, Bela Gleichner, Johann Koch, Paul Bancsov, Andr. Gittling, Jos. Seibert, Zoltan Blazs, Ernest Hupov, Josef Groß, Karl Metelka, Karl Fixmer, Franz Gültig, Joh. Werth, Adam Prinz, Katicza Szalma, Peter Ilincsa und Anton Denes.

Die Banater Revolution hatte einen innen- und außenpolitischen Zweck. Sie entstand aus dem Selbsterhaltungstrieb und setzte sich zum Ziel: 1. zu verhindern, daß das Banat Kriegsschauplatz werde und 2. die Aufrechterhaltung der territorialen und volkswirtschaftlichen Einheit des Banats. Neben diesen außenpolitischen Zielsetzungen wurden als interne Ziele verfolgt: 1. Die Herstellung und Wahrung der öffentlichen Sicherheit sowie 2. Sicherstellung der Versorgung der Bevölkerung.

Die Geschicke des Banats wurden in dieser Übergangszeit durch den Volksrat geleitet mit Dr. Otto Roth an der Spitze, dem Dr. Koloman Jakobi mit Rat und Tat zur Seite stand. Kaum 8 Tage nach der Konstituierung des Banater Volksrates wurde als Nachfolger des zurückgetretenen Bela Linder Obstlt. Albert Bartha, der Militärkommissar für das Banat, zum Kriegsminister ernannt. Die Budapester Regierung hat hierauf Dr. Otto Roth, der bisher nur gewählter Volkskommissar des Banates war, zum Banater Regierungskommissär ernannt. Nach Abschluß des Waffenstillstandes mit den Ententemächten in Belgrad besetzten serbische Truppen am 17. 11. 1918 Temeschburg. Nun entbrannte ein heftiger Kampf um die Macht zwischen dem Banater Volksrat und dem Serbischen Nationalrat, wobei nur die sozialdemokratische Partei dem Banater Volksrat zu Hilfe eilte.

Landsleute!

**Spendet für den Erweiterungsbau „Haus der Südostdeutschen"!
Konto Nr. 1286 Kreissparkasse Landau/Pfalz**



Interieur der Kirche von Neu-Pasua mit Altar und Kanzel.

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(37. Fortsetzung)

In den bis jetzt erschienenen Fortsetzungen wurden die zwei gegnerischen Gruppen, die im Banat um die Macht rangen, als „Pangermanen" und „Madjaronen" bezeichnet. Diese Bezeichnung wurde in den Auseinandersetzungen, die mit der Gründung der Ungarländisch-Deutschen Volkspartei begannen und nach dem im Jahre 1918 erfolgten Zusammenbruch der Österreich-ungarischen Monarchie ihren Höhepunkt erreichten, zur gegenseitigen Diskriminierung gebraucht bzw. mißbraucht. Die gegen die gewaltsame Madjarisierung des Deutschtums in Ungarn kämpfenden Politiker wurden als „Pangermanen" gebrandmarkt, obwohl sie im Gegensatze zu den „Panslawisten" keine irredentistischen Ziele verfolgten. Die Slawen der Monarchie strebten aus ihrem Verbande heraus: die Tschechen wollten einen eigenen Staat und die Südslawen zu Serbien. Die „Pangermanen" in Ungarn waren aber **treue Bürger** ihres Vaterlandes und wie auch aus den bisherigen Ausführungen dieser Artikelserie hervorging, bekundeten die führenden deutschen Politiker des alten Ungarn wie Edmund Steinacker, Dr. Kremling, Brandsch und Röser in zahlreichen Reden und Aufsätzen ihr **Treuebekenntnis zu Ungarn.** Sie konnten keine Irredentisten sein, denn mit Ausnahme der Deutschen Westungarns siedelten sie weit weg vom Mutterlande.

Ihr Kampf galt auch **nicht dem ungarischen Volke**, sondern einem **politischen System**, das eine systematische Entvolkung des ungarländischen Deutschtums anstrebte. Dieses System wurde auch von einem Großteil des ungarischen Volkes abgelehnt. Die Stimmen der ungarischen Massen kamen aber vor dem ersten Weltkrieg infolge des rückschrittlichen Klassenwahlrechtes nicht zur Geltung. Die „Pangermanen" kämpften demzufolge auch für das allgemeine und geheime Wahlrecht, oft Schulter an Schulter mit der Arbeiterschaft, um für die nationalen Rechte ihres Volkes eine breitere demokratische Basis zu schaffen. Sie wurden von den Trägern des Systems: den Grafen, Baronen und Gentrys, auf das schärfste bekämpft und als „Vaterlandsverräter" vor Gericht gestellt. Die Nationalitätenfrage wurde zum Sprengstoff des Reiches der Heiligen Stephanskrone.

„Gemäßigte" und „Radikale"

Als „Madjaronen" wurden die ihrem Volke entfremdeten Intelligenzler bezeichnet, die nicht nur auf gesellschaftlichem Wege die Entnationalisierung förderten, sondern auch in den herrschenden ungarischen Parteien, wie zum Beispiel im Banat, führende Rollen spielten. Als nach dem Zusammenbruch im Jahre 1918 die Frage der Madjarisierung immer mehr an Aktualität verlor, wurde die **Vergangenheit** von den Kämpfen und Auseinandersetzungen der **Gegenwart** verdrängt: Aus den „Pangermanen" wurden die „Radikalen" und aus den „Madjaronen" die „Gemäßigten". Die ersteren forderten die **radikale Durchführung** der von der revolutionären ungarischen Regierung versprochenen Rechte, während die letzteren nur zögernd ihre überholten politischen Ansichten dem „neuen Zeitgeist" anpaßten. Aber auch diese Bezeichnungen verloren allmählich ihren Sinn. Als das Banat endgültig zu Rumänien kam, wurden aus den einst lammfrommen „Gemäßigten" die **radikalsten Vertreter** der schwäbischen Politik: Aus den einstigen radikalen „Madjaronen" und späteren „Gemäßigten" wurden also **radikale „Deutschnationale"**, während die früheren „Radikalen" dem Rumänentum gegenüber eine **loyalere Haltung** einnahmen. Unsere zeitgenössischen Geschichtsschreiber halten aber noch immer an der klischeehaften Kategorisierung: **„Gemäßigte"** und **„Radikale"** fest, obwohl diese Bezeichnung nur für die erste Zeit nach dem ersten Weltkrieg zutrifft. Wie es denn auch sei: als **nationale Minderheit befanden wir uns sowohl in Ungarn wie auch in Rumänien und Jugoslawien in ständiger Defensive:** unsere Politik war eine **Politik der Notwehr, der Selbstverteidigung.** Wenn heute Geschichtsschreiber unser Ringen um Selbstbehauptung als ein störendes Element in dem alles nur nicht idyllischen Dasein der Mehrheitsvölker betrachten, so ist das gerade so unrichtig wie der Versuch, uns die Alleinschuld an der Katastrophe im südostdeutschen Raum in die Schuhe zu schieben. Unsere Geschichte begann nicht mit der Rekrutierung für die Waffen-SS und das krampfhafte Bemühen „Widerstandskämpfer" zu produzieren, ändert an unserer Lage nichts. Wir bleiben doch die „Sündenböcke" und für eine Revision der Kollektivschuldlüge werden weder Tito noch andere kommunistische Machthaber zu haben sein. Die Situation des Deutschtums in Jugoslawien war nicht die gleiche wie in Ungarn oder Rumänien und auch die Folgen nach dem Krieg waren nicht dieselben. Und die von Festrednern immer wieder strapazierte Behauptung, daß unser Zusammenleben mit den Mehrheitsvölkern geradezu paradiesisch gewesen sei, dürfte ein Tribut an die herrschende, aber immer sinnloser werdende „Entspannungspolitik" sein, — wahr ist sie aber nicht. Wer die politischen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Weltkriegen in den Nachfolgestaaten **miterlebt hat,** weiß, daß die völkischen Minderheiten stets die **Prügelknaben** der alles nur nicht demokratischen, aber um so chauvinistischeren Parteien waren. Der „pannonische Mensch", den manche donauschwäbische Publizisten und Literaten hier im Westen sozusagen **aus der Retorte entwickelt haben, existiert nur in der Phantasie.** In Wirklichkeit gab es ihn nicht — es wäre auch zu schön gewesen. Nicht einmal unter sich waren die Donauschwaben in ihren Heimatländern einig: die Geschichte der politischen Parteien im Banat beweist das hinlänglich. Und in anderen Siedlungsgebieten war es auch nicht anders.

Die Regierungen der Nachfolgestaaten hielten weder die internationalen Verträge über die Respektierung der Rechte der Minderheiten ein, noch ihre eigenen Versprechungen, **so mußten wir uns wehren**; hätten wir klügere Politiker gehabt, wäre unser Kampf **vielleicht** erfolgreicher gewesen. So wurden bedeutende Kräfte in dem unseligen Bruderzwist verschleißt, der dann auch noch auf die nachfolgende Generation übersprang. Und so wie unter den sogenannten „demokratischen" Regierungen in Jugoslawien, Ungarn und Rumänien — die es aber nur selten gab, denn immer traten auch diktatorische Machthaber auf — die „Gefühle des Volkes belanglos waren, so wurden die Massen in den kommunistischen Staaten noch weniger gefragt, ob sie uns lieben oder hassen: Die Partei bestimmt, was zu tun ist und deshalb bleibt die mit Pathos verkündete „Völkerversöhnung" ein Schlagwort ohne Realität. Die Anbiederungsversuche werden zurückgewiesen und die „Liebesbeteuerungen" bleiben unerwiedert. Die ausgestreckte Hand wird nur dann angenommen, wenn sie zugleich Schecks über Hunderte von Millionen enthält.

So schlagen z. B. die deutschen Touristen, die jährlich Millionen Mark in Jugoslawien ausgeben, und die jugoslawischen Gastarbeiter in der Bundesrepublik, die gleichfalls Millionen harte deutsche Devisen nach Hause schicken, die „Brücke" zum Reiche Titos und nicht die öden Deklamationen der „Vergangenheitsbewältiger", denen man doch seinerzeit auch ihre jugoslawische Staatsbürgerschaft entzog: die Solidarität der **einstigen roten Spanienkämpfer** erzielt bessere Erfolge als die aus Jugoslawien ausgebürgerten donauschwäbischen „Selbstbezichtiger".

Der Wille zur Versöhnung war nach dem Zusammenbruch der Monarchie im Jahre 1918 bei allen Völkern vorhanden: der Chauvinismus siegte aber in den neu entstandenen Staaten und zwischen den beiden Kriegen waren die deutschen Minderheiten in Südosteuropa gezwungen, einen ständigen Kampf um ihre elementarsten Rechte zu führen. Das müßten die einseitigen Deuter unserer Katastrophe in ihren oft recht dürren Analysen berücksichtigen.

Aber nun zurück zur Geschichte der Banater Politik.

„Herunter mit der Maske!"

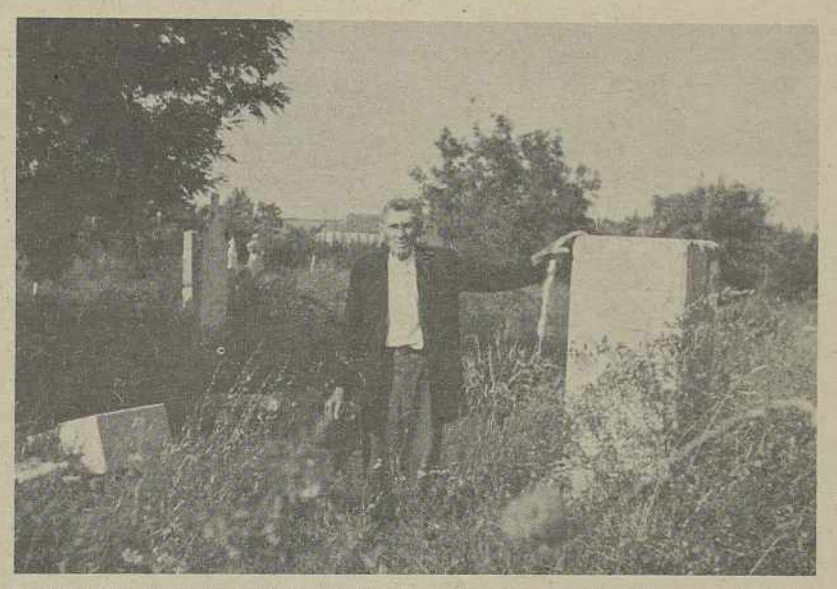
Nach der Verkündung der Karlsburger Beschlüsse am 1. Dezember und dem Anschluß der Siebenbürger Sachsen (8. 1. 1919) sowie durch die immer wahrscheinlicher werdende Lostrennung des Banates von Ungarn, trat in den Auseinandersetzungen der beiden Gruppen die Zugehörigkeit des Banates immer mehr in den Vordergrund der Diskussion. So nahm bereits anfangs März 1919 der aktivste deutsche Politiker dieser Zeit, der Siebenbürger Sachse Rudolf **Brandsch,** mit dem Temeschburger Schwabenrat die Fühlung auf. Er wollte ihn über die zukünftige Entwicklung des Banats aufklären, zumal er durch seine Beziehungen zu dem an den Pariser Friedensverhandlungen teilnehmenden Siebenbürger-rumänischen Politiker **Vaida-Voievod** über zutreffende Informationen verfügte. Es war damals schon in eingeweihten Kreisen bekannt, daß die madjarophilen Mitglieder des Schwabenrates nach der im März 1919 erfolgten kommunistischen Machtergreifung in Ungarn ihre Fühler bereits nach Neusatz, wo der serbische Nationalrat residierte, ausstreckten. Die Gegensätze zwischen ihnen und dem von den Serben eingesetzten Obergespan Reinhold Heegn verhinderten zunächst die Kontakte. Erst als dieser seine Stelle Mitte Juli 1919 niederlegte, fanden angeblich durch Mittelsmänner inoffizielle Verhandlungen statt. Andeutungen in der „Temesvarer Zeitung" (Juni 1932) bestätigten diese Vermutungen. Brandsch konnte nur mit den Schwabenratsmitgliedern Dr. Eschker, Dr. Gabriel und Bankdirektor Johann Tengler, die der Ungarländischen Deutschen Volkspartei angehörten, Fühlung aufnehmen. Dr. Muth und seine Gesinnungsgenossen lehnten eine Begegnung mit Brandsch, den sie als ihren Hauptgegner betrachteten, ab. Sie verleumdeten ihn als bezahlten Propagandisten Rumäniens; Dr. Kräuter schreibt denn auch in seinen „Erinnerungen" unter anderem über den damaligen Besuch Brandschs in Temeschburg: „Da der Schwabenrat es ablehnte, ihm bei der Spiegelfechterei durch eine ‚Anschlußerklärung' an Rumänien beizustehen, beschloß er, um sich vor dem Ruin zu retten, den Anschluß an Rumänien gegen den Willen des Schwabenrats ... durch einen **Putsch** klären zu lassen".

„Für Rumänien ködern"

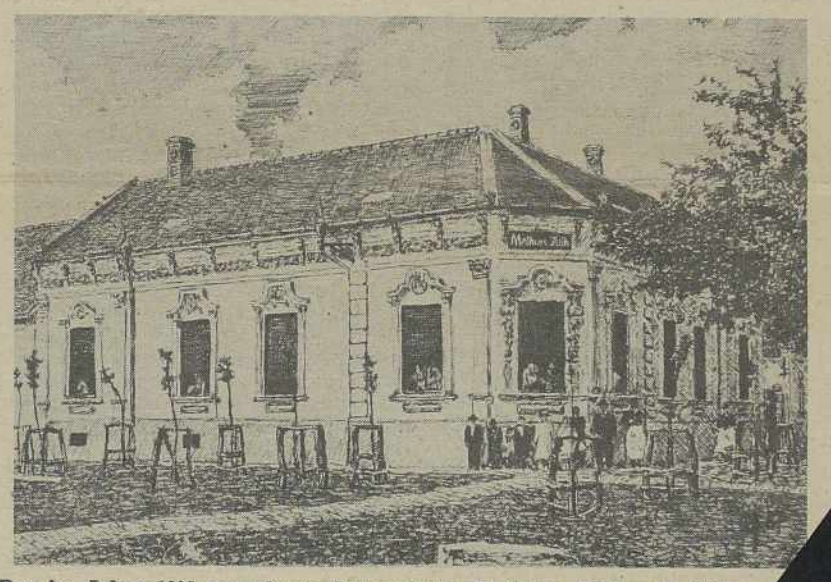
Dr. Muth schrieb nach dem Temeschburger Aufenthalt Brandschs in der „Schwäbischen Volkspresse" (20. März 1919), deren damaliger Hauptschriftleiter Dr. Kräuter war, unter dem Titel: „Herunter mit der Maske!" u. a.: „Ich behaupte und beweise: die rumänische Propaganda hat eingesetzt. Es gibt eine offene und eine meuchlerische. Man hat bei uns Schwaben durch die Person des Herrn Rudolf Brandsch vor einigen Wochen mit **offener** Propaganda beginnen wollen. Brandsch — nachdem er mittels Separatzug nach Bukarest gefahren war und dort Rumänien den Treueid geschworen hat — erschien plötzlich in Temesvar und klopfte beim ‚Schwäbischen Nationalrat' an. Er wollte sich rechtfertigen! Rechtfertigen? ... Nein, er wollte uns für Rumänien ködern. Der ‚Schwäbische Nationalrat' hat demzufolge mit Herrn Brandsch **gar nicht** verhandelt und auch jene Mitglieder des Schwabenrates, welche mit Herrn Brandsch von **früher** her Beziehungen hatten, **verurteilten und mißbilligten seine Stellungnahme für den Anschluß des Banates an Rumänien.**" Und dann noch an die Adresse der „Lugoscher und Karansebescher Zeitungen", die die Politik Brandschs unterstützten: „Nun was ist aus dem Lügengewebe der Brandsch'schen Lugoscher und Karansebescher Zeitungen ersichtlich? Nur der Blinde sieht es nicht: Die rumänischen Propagandamittel kommen zum Vorschein: Zuerst muß das schwäbische Volk seinen Führern(!) entfremdet werden, um das rumänische Propagandagift einflößen zu können. Ihr Losungswort ist: das schwäbische Volk zersplittern und dem **Vaterlande** entfremden. Das andere kommt von selbst. So denken die Judasse! **Also herunter mit der Maske! Herunter mit dem Lammfell, unter welchem der rumänische Wolf steckt! Brüder! Wenn an uns Schwaben ein Völkermord begangen wird und wir an Rumänien angeschlossen werden, dafür werden in erster Reihe der mit Separatzug nach Bukarest fahrende Brandsch und seine erbärmlichen Söldlinge die schreckliche Verantwortung tragen müssen.**" (Fortsetzung folgt)



Röm.-kath. Kirche in Ivankovo, Slawonien/Jugoslawien, im Mai 1968. Davor die Kalvarienstationen.



So sieht der Gakowaer Friedhof heute aus! Lm. Martin Wanger, der hier neben dem ehem. großen Kreuz steht, ist erschüttert.



Das im Jahre 1909 neuerbaute Bauernhaus Matthias Tuths in Soltur. Tuth wurde im November 1944 von den Tito-Partisanen erschlagen, seine Marianne geb. Rischar, starb im Lager Rudolfsgnad den Hungertod.
(Zeichnung: Jos. M

Donauschwäbische Ortsneckereie

Von Dr. Anton Peter Petri

„So geht es einem, wenn man die Kinder studieren läßt! Wenn sie ausstudiert haben, kennen sie einen nimmer! Komm, Alte, packe zusammen, wir fahren nach Hause!" (So geht əs aam, wamr tə khen was lasə gschtudiirə! Wan sə ausgschtudiirt han, nach khenə sə aam nimee. Kom Alt, pak mr uns tsam un faarn ham!).

Frage: „Wie w
Antwort: „Bi
es Nebel!"
gangə-n-i
hunt ga

249.
(trits
Fra
üb

246. **Telki,** OB: Die **Nagykovácsier** erzählten: „In Telki gab es einmal einen **Hirten,** der mit seiner Peitsch sehr gut knallen konnte. Das pa den Bauern nicht. Sie befürcht daß er die Schornsteine des umhaut. Der Gemeindera fügte daher, **daß die Hir Peitsche von nun an nur des Ortes gebrauchen d**

247. **Temeschburg,**
Tschibeser (fabrukle
(Fabrik-Vorort von T
Tschibeser vgl. **A**
Frippchen (härisc
risches Gesindel
Herrisches K
khafeeloch);
(härisches k
tikuse (hä
inspektore
belschan
nerisch
Gesch
Stad
Stri
A
f

Die Stütze Ihrer Gesundheit! ALPE FRANZBRANNTWEIN ORIGINAL Erzeugnis der ehem. ALPA Werke in BRUNN ALPE CHEMA CHAM / BAY

(38. Fortsetzung)

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

Brandsch wurde aber nicht nur in der Presse in dieser Tonart angegriffen, sondern auch bei dem **serbischen Stadtkommandanten als „rumänischer Propagandist" angezeigt;** er entging nur durch das Eingreifen seines Freundes, des deutschen Obergespans Reinhold Heegn, seiner Verhaftung.

Die Behauptung, daß Brandsch mit einem Separatzug nach Rumänien fuhr, ist unrichtig. Der Anschluß der Siebenbürger Sachsen wurde in der am **8. Januar 1919 in Mediasch** stattgefundenen Nationalversammlung ausgesprochen. Am 27. Januar 1919 fuhr dann eine Abordnung des deutsch-sächsischen Nationalrates für Siebenbürgen in einem Salonwagen nach Bukarest, um die Anschlußerklärung des sächsischen Volkes an Großrumänien **König Ferdinand** und der Bukarester Zentralregierung zu überreichen.

Die Abordnung bestand aus den Herren Dr. Adolf Schullerus, Dr. Eugen Filtsch, Dr. Rudolf Schuller, Rudolf Brandsch, Dr. Arthur Polony, Ludwig Jekeli und Dr. Hans Otto Roth. Sie wurde von der Regierung sowie vom König empfangen. Darüber lesen wir in den „Deutschen Politischen Heften" (Jahrgang II, Januar 1922): „Der König empfing die Vertreter des sächsischen Volkes in Gesellschaft des stellvertretenden Ministerpräsidenten M. Pherekyde und des siebenbürgischen Ministers Dr. Vaida-Voievod und Dr. Cicio-Pops im Arbeitszimmer seines Vorgängers König Karl. Präsident Dr. Schullerus sagte u. a.: ‚Wir sind ein Volk von Bürgern und Bauern, gewohnt durch Blut und Schweiß die Königstreue und Vaterlandsliebe zu bekunden. Unsere ehrliche Arbeit stellen wir in den Dienst des neuen Vaterlandes und geloben, nach unseren Kräften an den Aufgaben mitzuarbeiten, die Gegenwart und Zukunft diesem Vaterlande und allen anderen Bürgern zuweisen wird'.

Der König antwortete, daß er mit Freude den sächsischen Anschluß zur Kenntnis genommen habe. Die den Rumänen entgegengestreckte Hand ergreife er mit aller Herzlichkeit. Das sächsische und rumänische Volk sollen **in Frieden und gegenseitiger Freundschaft nebeneinander leben. Die eigene Sprache und Kultur aber, die die Sachsen als heiliges Gut hochhalten, sollen sie in voller Freiheit ausüben können".**

Berichte sind damals über den Empfang der sächsischen Abordnung in Bukarest sowohl in der „Deutschen Tagespost" wie in dem „Siebenbürgisch-Sächsischen Tagblatt", Hermannstadt, erschienen.

Der „Schwabenrat" hätte also genügend Anlaß gehabt, sich über die zukünftige politische Entwicklung den Kopf zu zerbrechen. Der Anschluß der Siebenbürger Sachsen war **ein Akt politischer Klugheit.** Statt Folgerungen auch für das Banat daraus zu ziehen, setzte dort eine Pressefehde ein, die nicht nur unklug, sondern auch beschämend war.

Brandsch fuhr also **nicht allein** nach Bukarest, sondern mit den **hervorragendsten Vertretern des Siebenbürger sächsischen Volkes** und nicht um die Schwaben — wie Dr. Kräuter behauptet — zu verkaufen. Und die Mitglieder des Schwabenrates, die laut dem Dr. Muth'schen Artikel die Aktion Brandschs angeblich mißbilligten, **waren fünf Monate später dabei, als der Anschluß des Banats erklärt wurde; es waren: Dr. Eschker, Dr. Gabriel und Johann Tengler.**

Bevor auf die Frage der Anschlußerklärung der Banater Schwaben, die Dr. Kräuter nur als „Putsch" bezeichnet, näher eingegangen wird, sei auf eine grundlegende Gesinnungsänderung der führenden Mitglieder des Schwabenrates den Siebenbürger Sachsen und Rudolf Brandsch gegenüber hingewiesen. Es ist nur eine Episode, aber eine **recht bezeichnende.** Brandsch war **vier** Jahre später nicht mehr der „gefährliche Mann", der an dem schwäbischen Volke einen „Völkermord" begehen wollte. Die Maske fiel und dahinter steckte nicht mehr der „rumänische Wolf", sondern **der willkommene Politiker, den man nun zur „Stabilisierung" der eigenen Macht gut verwenden konnte.** So schrieb die „Schwäbische Volkspresse" am 28. Januar 1923 in ihrem Bericht über den Temeschburger Schwabenball unter dem Titel: **„Das schönste Paar"** wörtlich:

„Das schönste Paar auf dem Schwabenball waren unstrittig **Dr. Kaspar Muth** mit der **schwarz-rotgoldenen** Binde über der Brust und die **Gattin des Abgeordneten Rudolf Brandsch,** die **herrliche Sächsin** aus dem Waldland Siebenbürgen. **Soll uns dieser Bund nicht ein Symbol für die Zukunft bedeuten? Wenn Sachsen und Schwaben Hand in Hand gehen, dann wird es auch im Banat Geltung haben, das schöne Wort des Dichters Albert: ‚Hier stirbt der Deutsche nicht, darauf vertraut'!"**

Und acht Jahre später, im Jahre 1931, griffen **dieselben** Leute als Mitglieder der deutschen Parlamentspartei Rudolf Brandsch an, weil er — und nicht einer der ihrigen — zum Staatssekretär für die Minderheiten ernannt wurde. Und Dr. Kräuter rückt Brandsch **noch nach fünfzig Jahren** in das **Zwielicht seiner merkwürdigen Geschichtsdarstellung.**

Die Karlsburger Beschlüsse

Die am 1. Dezember in Karlsburg (Alba Iulia, ungarisch Gyulafehérvár) von den Vertretern des Banater und Siebenbürger Rumänentums erbrachten Beschlüsse erweckten in den völkischen Minderheiten große Hoffnungen. Während man in Budapest noch über das Ausmaß der den Nationalitäten zu gewährenden Rechte debattierte, glaubte man in den Beschlüssen von Karlsburg die Erfüllung der Wilson'schen Versprechungen zu sehen. Sie erleichterten den Anschluß der Siebenbürger Sachsen und **bestimmten auch die Politik der alten Volkspartei im Banat.** Heuer werden es 50 Jahre, daß die „Karlsburger Beschlüsse" erbracht wurden. Rumänien wird den Tag der Karlsburger Versammlung großzügig feiern. Es soll ein **Nationalfeiertag,** vielleicht auch eine **nationale Demonstration werden, die nach den Vorgängen im Ostblock — die Siebenbürger Frage kann immer auf die Tagesordnung gesetzt werden — besondere Aktualität gewinnen könnte.** Und so dürfte es nicht ohne Interesse sein, sie wieder in Erinnerung zu rufen. Sie lautet:

„**Vorbemerkung:** Am 1. Dezember 1918 versammelten sich die beglaubigten Vertreter des rumänischen Volkes aus allen Städten und Gemeinden der von Rumänen bewohnten damals ungarischen Landesteile und beschlossen im Beisein von einer nach Tausenden zählenden Volksmenge in voller Einmütigkeit die folgende Entschließung, die den ersten Schritt zur Vereinigung mit dem Königreich Rumänien bildete und auf deren Grund die verfassungsmäßigen Faktoren des Reiches, König, Regierung und später Parlament, diese Vereinigung gesetzlich festlegten.

Die Entschließung lautet:

I. Die Nationalversammlung aller Rumänen aus Siebenbürgen, dem Banat und Ungarn, die durch ihre beglaubigten Vertreter am 18. November (1. Dezember) 1918 in Karlsburg versammelt sind, beschließen die Vereinigung dieser Rumänen und aller von ihnen bewohnten Gebiete in Rumänien. Die Nationalversammlung verkündet insbesondere das unveräußerliche **Recht der rumänischen Nation auf das ganze Banat,** eingeschlossen von den Flüssen Marosch, Theiss und Donau.

II. Die Nationalversammlung behält allen oben genannten Gebieten die provisorische Autonomie bis zum Zusammentritt der auf Grund des allgemeinen Wahlrechts gewählten Konstituante vor.

III. Im Zusammenhang mit dieser als dem Grundprinzip für die Gestaltung des neuen rumänischen Staates verkündet die Nationalversammlung das Folgende:



Ein hübsches Mädchen in Lovriner Tracht. (Tochter von Franz und Marianna Wirs geb. Fischer.)

1. Die volle nationale Freiheit für alle mitbewohnenden Völker. Jedes Volk wird den Unterricht, die Verwaltung und die Rechtspflege in seiner eigenen Sprache durch Individuen aus seiner eigenen Mitte haben, und jedes Volk wird das Recht der Vertretung in den gesetzgebenden Körperschaften und in der Regierung im Verhältnis der zahl der zu ihm gehörigen Individuen haben.

2. Gleichberechtigung und volle autonome konfessionelle Freiheit für alle Konfessionen im Staate.

3. Volle Verwirklichung eines rein demokratischen Regimes auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Allgemeines, direktes, gleiches, geheimes, gemeindeweises Proportionalwahlrecht für beide Geschlechter im Alter von 25 Jahren für die Vertretung in Gemeinde, Bezirk oder Parlament.

4. Vollständige Press-, Vereins- und Versammlungsfreiheit; freie Propaganda aller menschlichen Gedanken.

5. Eine **gründliche Agrarreform.** Es wird eine Zusammenschreibung sämtlicher Besitze gemacht werden, insbesondere der großen Grundbesitze. Auf Grund dieser Zusammenschreibung, indem die Fideikommisse aufgehoben werden, und auf Grund des Rechts, nach Bedarf die Latifundien zu verkleinern, wird es dem Landmann möglich gemacht werden, sich seinen Besitz zu schaffen (Ackerland, Weide, Wald) wenigstens von solcher Größe, als er mit seiner Familie bearbeiten kann. Der leitende Grundsatz dieser Agrarpolitik ist, einerseits die Förderung der sozialen Gleichheit, und andererseits die Steigerung der Erzeugung.

6. Der industriellen Arbeiterschaft werden dieselben Rechte und Vorteile zugesichert, die in den fortgeschrittensten Industriestaaten des Westens gesetzlich festgelegt sind.

Mit Berufung auf diese Beschlüsse erfolgte dann der Anschluß der Siebenbürger Sachen (die Buchenlanddeutschen schlossen sich schon am 28. November 1918 an und die Deutschen Bessarabiens am 7. März 1919) und schließlich der Banater Schwaben. Aus der Anschlußerklärung der Siebenbürger Sachsen seien folgende Stellen angeführt, in denen der Hoffnung Ausdruck verliehen wird, daß die im feierlichen Augenblick gemachten Versprechungen des rumänischen Volkes, **allen** Völkern des neuen Staates die vollkommene Gleichberechtigung zu sichern, auch eingehalten werden. U. a. heißt es in der Erklärung:

Freiheit für alle Völker

„Angesichts dieser Tatsachen (der Karlsburger Beschlüsse) und in der Überzeugung, daß sich hier ein **weltgeschichtlicher** Vorgang vollzieht, spricht das sächsische Volk in Siebenbürgen, indem es sich auf den Boden des **Selbstbestimmungsrechtes der Völker** stellt, seinen Anschluß an das Königreich Rumänien aus und entbietet dem rumänischen Volke seine brüderlichen Grüße und herzlichen Glückwünsche zur Erfüllung seiner nationalen Ideale."

„Das sächsische Volk, das Jahrhunderte hindurch eine verfassungsmäßige Selbstverwaltung besaß, die ihm gegenüber feierlicher und gesetzlicher Zusicherung widerrechtlich entzogen wurde, erwartet ferner, daß es ihm **niemals unmöglich gemacht werde, sich als eine ihres Volkstums bewußte nationale und politische Einheit in aller Zukunft zu behaupten und zu entwickeln, in der Voraussetzung, daß der neue Staat ihm alles gerne bieten und geben wird, was es als seine Lebensbedingungen ansieht.**

Eine Gewähr sieht es in den **Karlsburger Beschlüssen** der rumänischen Nationalversammlung, in denen ausgesprochen wurde, daß jedes Volk sich in seiner Sprache und durch seine Söhne leiten, unterrichten, verwalten und rechtsprechen und in Gesetzgebung und Regierung die entsprechende Vertretung erhalten soll, die für Kirche und Schule Autonomie gewährleisten und überhaupt eine **gerechte und wohlwollende Berücksichtigung aller freiheitlichen, nationalen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Rechte des Volkes und damit auch unseres Volkes verbürgen.**

Das sächsische Volk stimmt ferner dem Beschlusse der Karlsburger Nationalversammlung zu, wonach auf dem Friedenskongress die **Gerechtigkeit** und die **Freiheit** für die großen und kleinen Nationen **gleichmäßig gesichert** werden sollen und sieht darin eine **dauernde Bürgschaft für den Frieden der Völker.**

Es hofft und wünscht, daß auch die übrigen deutschen Volksgenossen im neuen Staate seinem Vorgehen sich anschließen werden und spricht die Erwartung aus, daß die Rechte, die ihm gebühren, auch den übrigen Deutschen zuerkannt werden und daß die völkische Zusammengehörigkeit aller Deutschen im neuen Staate anerkannt wird."

Die Hoffnung, daß auch die „übrigen Deutschen sich dem Vorgehen der Siebenbürger Sachsen anschließen werden", ging zunächst im Banat nicht in Erfüllung. Es setzte ein erbitterter Pressekampf ein, der die politische Bedeutung des später von den Vertretern der alten deutschen Volkspartei und anderen deutschbewußten Männern verkündeten Anschlusses der Banater Schwaben an Rumänien stark verminderte.

Dr. Kräuter entstellt in seinen „Erinnerungen" diese Zeit und bezeichnet den Anschluß der Banater Schwaben als „Putsch" oder als „Schwindel"; er beruft sich auf das „Schwäbische Manifest", das die Treue zu Ungarn proklamierte. Als dies geschah, ahnte man aber im „Schwabenrat" noch nicht, daß die Entwicklung eine völlig andere Richtung nehmen werde. Aber wenn man Ungarn schon ewige Treue schwor, hätte man auch nicht noch **vor** dem Abschluß des Friedensvertrages mit dem serbischen Nationalrat (Narodna uprava) in Neusatz verhandeln dürfen.

(Fortsetzung folgt)

Landsleute!

Spendet für den Erweiterungsbau „Haus der Südostdeutschen"! Konto Nr. 1286 Kreissparkasse Landau/Pfalz

Hundert Jahre Banater Arbeiterbewegung

Großzügige Feierlichkeiten in Temeschburg

Vor 100 Jahren, am 11. Oktober 1868, wurde in Temeschburg der „Allgemeine Arbeiterverein" und vor 75 Jahren die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Rumäniens gegründet. Beide Gedenktage wurden nun in Temeschburg gefeiert.

Am 10. Oktober fand eine Festversammlung statt, an der die höchsten Funktionäre der kommunistischen Partei des Banates teilnahmen. Ferner fanden Vorträge statt und die Zeitungen veröffentlichten Erinnerungsartikel. Natürlich wird die geschichtliche Darstellung der gegenwärtigen Geschichtsdeutung gemäß frisiert. In der Festversammlung sprach der Sekretär des Parteikomitees Joan **Zuhiu,** der unter anderem sagte, daß der vor 100 Jahren gegründete Verein mit der Zeit eine große Anzahl Mitglieder nicht nur aus der Stadt Temeschburg, sondern auch aus zahlreichen Städten Siebenbürgens erhielt; er wurde zu einer politischen Organisation der Arbeiterschaft, die sich schon bei ihrer Gründung der I. Internationale anschloß. „In dem Verein wurden rumänische, deutsche, ungarische und serbische Arbeiter vereint. An der Leitung des Vereins beteiligten sich Carol **Farkas,** Gheorghe **Ungureanu** und andere fortschrittliche Arbeiter, die die vier Nationalitäten vertraten."

Über die Gründung des „Temesvárer Allgemeinen Arbeitervereins" berichtet der langjährige Banater Arbeiterführer Josef **Gabriel** in seiner „Geschichte der Banater Arbeiterbewegung" folgendes:

„Im Jahre 1859 wurden die Zünfte aufgelöst, die Bruderlade dem Magistrat übergeben und die Arbeiter unversorgt gelassen. Und da begannen die besseren Arbeiter für sich Sorge zu tragen. Den Impuls der Arbeiterschaft, sich die Errungenschaften der Kultur und des Wissens zunutze zu machen, gab der Eisenbahnschlosser Karl **Farkas,** der gemeinsam mit seinen Kollegen von der Bahnwerkstätte im **Mai 1870** den „Temesvarer Allgemeinen Arbeiterverein" gründete, dessen Statuten mit dem Datum vom **1. Juni 1870** vom Ministerium genehmigt wurden". Demnach wäre die Hundertjahrfeier **erst im Jahre 1970 fällig.** Der Verein bezweckte die Förderung der Bildung der Arbeiterschaft und die Wahrnehmung der materiellen Interessen seiner Mitglieder. Das Vereinslokal war im Gasthaus „Zum Goldenen Anker" in der Josefstadt. An der Gründung wirkten noch hervorragend mit: Buchdruckereibesitzer Gustav **Förk,** der zahlreiche Vorträge hielt, dann die Damenschneider Georg **Ungurjan** (er schrieb seinen Namen damals noch so), **Wingheimer,** Johann **Glöckner,** der Tischler **Novotny** und andere.

Der Verein funktionierte nur kurze Zeit, da er dem Budapester **Lasalle-Bildungsverein** angeschlossen war, der Ende **1870** wegen politischer Betätigung aufgelöst wurde. Karl Farkas ging nach Budapest und wurde 1871 in einem Hochverratsprozeß zu 11 Monaten Staatsgefängnis verurteilt. Farkas war mit Anton Ihrlinger, Siegmund Politzer und Viktor Külföldi **Mitbegründer** der ungarischen Sektion der **I. Internationale** und stand mit Karl Marx im Briefwechsel. Im Jahre 1873 gründete Farkas in Temeschburg die Filiale der Budapester Krankenkassa. Und mit Ungureanu wurde dann später die sozialdemokratische Organisation gegründet, an der mehrere deutsche Arbeiter führend beteiligt waren.

Über die Tätigkeit des Arbeitervereins wurde in einem behördlichen Bericht vom 27. Oktober 1871 festgestellt:

„Die Internationale ist auch in Temeswar eingedrungen, in die zahlreiche Arbeiterschaft der vielerlei Fabriken dieser Stadt, wie auch in die Reihen der armen Arbeiter, die in den naheliegenden Bergbaustädten Anina und Reschitza arbeiten". In dem Bericht, den die „Neue Banater Zeitung" veröffentlicht, wird hervorgehoben, daß die vor kurzem gegründeten Arbeiterorganisationen, die unter dem Namen „Allgemeiner Verein der Arbeiter der Städte Temesvar, Hermannstadt, Kronstadt, Reschitza, Anina, Broos... sich internationalistisch ausgeben, zu **jenen gehören, die der Internationale folgen ..."**

Ob das offizielle oder das von Gabriel angegebene **Gründungsjahr richtig ist,** soll **hier nicht entschieden werden.** In Temeschburg wurde jedenfalls die 100-Jahr-Feier festlich begangen. Die Kontinuität mit der kommunisischen Partei wurde hergestellt und somit die Tradition gewahrt.

(ao)

Donauschwäbische Ortsneckereien (45)

Von Dr. Anton Peter Petri

250. **Törokbálint,** OB: **Brückelsitzer(?)** (priklsitsə) (T. haben ihre zwischen T. und Budaörs liegenden Felder im Laufe der Zeit an die Budaörser verkauft; im **„Prikl"** (FlN) **sitzen** sie aber noch, d. h., diese Felder sind noch in ihrem Besitz); **Nockerlkocher** (nouklkhouchə) (bei den Ofner Bitterwasserquellen arbeiteten viele Törökbálinter; da sie mittags zumeist Nockerl aßen, bekamen sie diesen Namen); **Raizen** (raatsn) (hier war einst das slawische Element sehr stark vertreten; 1720: 28 serbische, 38 deutsche und 2 madjarische Fam.; 1920 noch 9 Serben und 17 Slowaken); **Tritscheller** (tritschölə) (ma. für Schwätzer); Sie sprechen (wie in Süttö und Diósd) einen **mittelbairischen** ui-Dialekt, die meisten anderen deutschen Orte des Ofner Berglandes aber einen mittelbairischen **ua-Dialekt;** daher wurden sie verspottet: „Der Turwaler Bub haut die Kuh, daß sie bluten tut!" (tə tuiwalə pui haut ti khui, tas si pluitn tuit); **Ein Junge meldet seiner Mutter:** „Mutter, die Buben schlagen die Kuh, das alles patschen tut!" (muidə ti puim schloagn ti khui, tas oləs potschn (knallen) tuit); „Der Turwaler Bub haut die Kuh mit dem Hut, daß sie blutet!" (tə tuiwäölə pui haut ti khui min huit, tas si pluit).

251. **Torscha,** Ba: **Argmacher** (aarichmacher); **Brenner** (prenər); **Großhanse** (krooshansə); **Ullaker** (ulakər) (vgl. **Daruwar); Windmacher** (wintmachər): Sie werden ihrer **Aussprache** wegen verspottet: „Tue den Latwerg (= Marmelade) auf den Speicher, die Schnacken gehen dran!" (tuu tə latwärch uf tr schpeichər, ti schnookə keen droon).

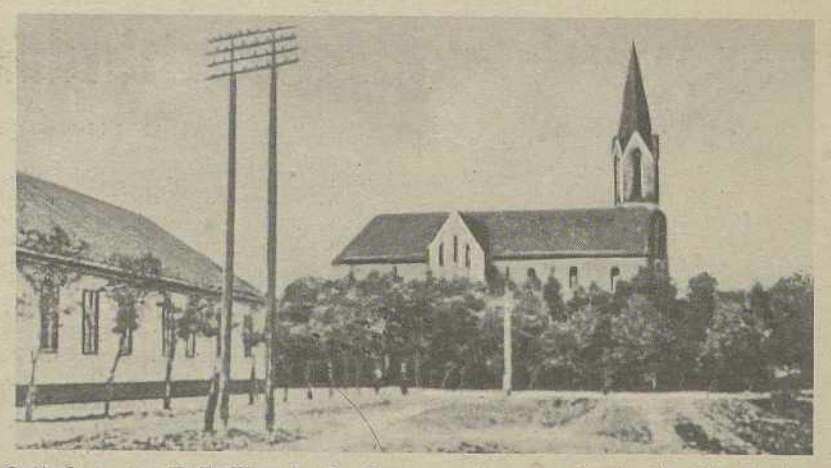
252. **Totina,** B: **Erdhasen** (äärdhaasə) (= Ziesel, Spermophilus citillus); **Totinaer hopsen beim Tanzen; Totinaer Narren;**

Erinnerungen an Ernsthausen

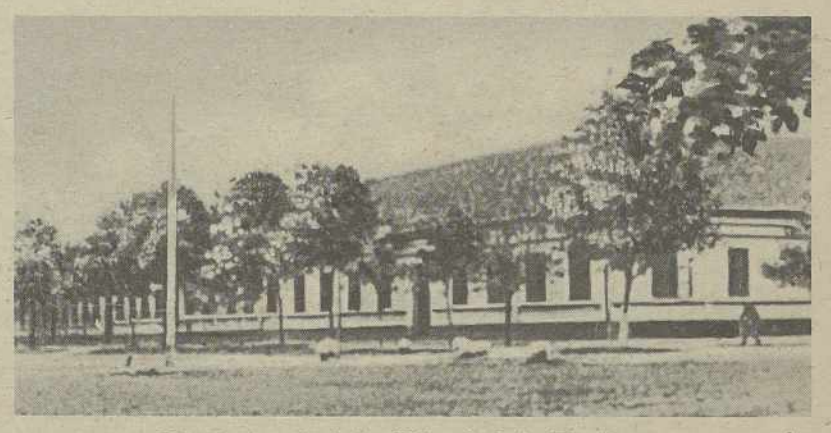
Nach Notizen v. Lm. Sebastian Gärtner, zusammengestellt und ergänzt v. Paul Otto Habermann

Der Ort Ernsthausen (ungar.: Ernőháza) im heutigen jugosl. Banat liegt rd. 20 km östl. von Groß-Betschkerek und etwa 3 km nordwestl. der Temesch. Ernsthausen wurde verhältnismäßig spät angesiedelt, und zwar (nach Hans Herrschaft in „Das Banat", 2. Aufl., 1942, Verlag Grenze und Ausland, Berlin) im Jahre 1828 ... Die Bevölkerung dort unten war zu jener Zeit durch Einwirkungen von Krieg und Krankheiten sehr stark dezimiert. Obgleich nach dem Tode Kaiser Josefs II. die Einwanderung nach Ungarn im Grunde erloschen war, wurden jene Bevölkerungslücken, außer durch Übersiedlung aus anderen Landesteilen, doch noch vereinzelt durch neue Zuwanderungen von auswärts (z. T. auch aus deutschen „Reichslanden" aufgefüllt. Aber auch durch die fortdauernden Nöte im Zuge der napoleonischen Kriege sowie die damit verbundene Teuerung in den deutschen Landen wurden immer wieder deutsche Menschen zur Auswanderung nach Ungarn, vornehmlich ins Banat, gezwungen. So sollen — nach Aufzeichnungen aus dem Jahre 1902 — im Jahre 1816 in der Umgebung von Temeschburg etwa 900 Württemberger, Badenser und Hessen geld- und hilflos gelagert haben, die dann auf leere Sessionen — ausnahmsweise auch in walachischen Orten — angesiedelt worden seien. Im Jahre 1829, also ein Jahr nach der Ansiedlung von Ernsthausen, wurde an alle Landesvorsteher die verschärfte Weisung erlassen, künftig keine deutschen Ansiedler mehr über die Grenze der österreichischen Monarchie zu lassen, wenn von diesen nicht ein Vermögen von 500 Gulden in Bargeld vorgewiesen werden könne ... So hatte also damals die deutsche Einwanderung ins Banat (sowie für Ungarn überhaupt) ein Ende gefunden, obgleich Einzel-Zuwanderungen aus „dem Reiche" ins Banat fortdauerten ... Im Jahre 1902 wurde für Ernsthausen bereits die Zahl von 1800 Einwohnern gemeldet. Ernsthausen verdankt seine Ansiedlung im Jahre 1828 vor allem dem Chef der damaligen Grundherrschaft, Ernö Kisch, nach dessen Taufnamen der Ort dann seinen Namen erhielt; eine ganz hervorragende Rolle beim Aufbau des Ortes spielte auch dessen Gemahlin Maria, der zu Ehren dann eine Gasse den Namen Kisch-Maria-Gasse erhalten hatte ...

Paul Otto Habermann



Gotteshaus der Katholiken in Ernsthausen. Es wurde durch die Tito-Partisanen völlig zerstört. Die Ziegel verwendeten die Gottlosen zum Bau ihres „Kulturhauses".



Die einstige deutsche Volksschule in Ernsthausen.

Ernsthausen und seine Kirche

Lm. Gärtner berichtet in seinen Aufzeichnungen, daß das Gotteshaus seiner Heimatgemeinde Ernsthausen im Jahre 1881 erbaut worden sei; auch hier war es ein Gemeinschaftswerk, das durch Spenden und Arbeitsleistungen der Bewohner ermöglicht wurde. Und wie überall in den deutschen Dörfern dort unten, war auch das Ernsthausener Gotteshaus der geistige Mittelpunkt des Dorfes, wo sich das Leben seiner Bewohner „von der Wiege bis zum Grabe" abspielte. Schier unersetzliche Werte waren in diesem Gotteshaus vorhanden. So zeigten die Fenster herrliche farbige Mosaikarbeiten mit Motiven aus der Biblischen Geschichte, und die wunderbaren Altarskulpturen waren Meisterwerke aus Lindenholz geschnitzt. Letztere stammten aus Werkstätten der „Tyroler Schulen", und hier wohl besonders jener, die einst in Brixen ihren Ursprung hatten. An den Altären, Statuen, Bildern und Fenstern waren jeweils Namen verzeichnet, die bekundeten, wer deren jeweiliger Spender gewesen war; am häufigsten seien — nach Lm. Gärtner — die folgenden (Spender-) Namen enthalten gewesen: Christina **Rollinger**, Peter und Magdalena **Kirschenheuter** sowie der damalige Ortspfarrer Jakob **Entres.**

Im Park

Im Zusammenhang mit der Erwähnung des Ernsthausener Parkes dürften wohl bei allen ehemaligen Ernsthausenern wehmütige Erinnerungen aufkommen. War er doch jenes Stückchen Erde im alten, geliebten Heimatort, in dem sich frohe Kinderscharen spielend tummelten, wo junge, verliebte Pärchen manch heimliches Stelldichein hatten, wo dann schließlich auch die ältere Generation gern und oft „unter eines Lindenbaumes Schatten" zu einem geruhsamen Plauderstündchen zusammenkam ... Dieser ehedem schöne, weil ständig gepflegte Park ist heute mehr oder weniger verwahrlost. Ja, und dann ist auch das ehrwürdige Gotteshaus von Ernsthausen — wie so viele andere in den ehemaligen deutschen Dörfern dort unten — durch brutale Frevlerhände geschändet und vernichtet ...

D' „Erzschwärzer"

Ernsthausen war — wie konnte es wohl auch anders sein — fleißigen deutschen Bauernsippen einst liebenswerter Heimatort. Die Felder trugen reiche Frucht an Weizen, Mais, Hafer, Zuckerrüben, Rizinusbohnen und Sonnenblumen. Einen besonders guten Namen hatte weitumher auch der Ernsthausener Tabak. Und im Zusammenhang mit diesem so begehrten Genußmittel entstand auch der Ernsthausener Spitz- und Spottnahme: D' Erzschwärzer. Ja, aber dieser hatte weder etwas mit Erz als Metall noch mit schwarzer Farbe zu tun. Es war, schlicht und einfach gesagt, die „Kunst" der Ernsthausener Tabak-Bauern, möglichst viel Tabak unverzollt (also „schwarz") zu verkaufen und dadurch die Finanzer möglichst oft „an der Nase herumzuführen".

Die Bega bricht aus

Während der Jahre 1870 bis 1880 sei eine großangelegte Regulierung des Flußlaufes der Temesch durchgeführt worden; man habe damals auch das Flußbett an notwendigen Stellen begradigt. Gleichzeitig sollen auch die Dämme zu beiden Seiten verstärkt und erhöht worden sein; diese Aktionen bedeuteten einen gewissen sicheren Schutz für Ernsthausen gegenüber einer Überschwemmungsgefahr durch die Temesch ...

Es war über ein halbes Jahrhundert später; man schrieb das Jahr 1942. Eine Hiobsbotschaft versetzte den Ernsthausenern einen furchtbaren Schock, und diese Hiobsbotschaft lautete: die Bega ist in Torak ausgebrochen (das heutige Veliki Torak ist das frühere ungar. Nagytárnok und liegt etwa 15 km Luftlinie von Ernsthausen entfernt. Ha.) ... Die nunmehr ungebändigten Wassermassen wälzten sich mit unheimlicher Schnelligkeit in südlicher Richtung weiter, überschwemmten die Felder und drangen auch gegen Ernsthausen vor. Das ganze Tal zwischen dem Dorf und dem Temeschdamm sei damals völlig unter Wasser gestanden. Back- und Brühmultern seien als „Verkehrsmittel" eingesetzt worden; da sich diese sonst zu häuslichen Zwecken verwendeten Gebrauchsgegenstände nicht unbedingt sicher als „Wasserfahrzeuge" eigneten, gab es für manche der jüngeren Männer, die sich als schneidige „Schiffersleute" betätigten, ein kühles Bad. Erfreulich dabei sei gewesen, daß keinerlei Menschenleben durch Ertrinken zu beklagen waren. Weniger erfreulich war es jedoch, daß mehrere Häuser am Dorfrand vom Wasser gefährdet waren; wenn auch einige dabei beschädigt wurden, so ist doch keines davon eingestürzt. Es war eine angstvolle Zeit, und laufend waren Männergruppen im Einsatz und auf Wache, die sich gegenseitig ablösten. Schließlich ging auch diese Gefahr vorüber. Als die Wassermassen abgezogen waren, trieb es die Kinder hinaus in das schlammige Gelände, wo sie mit alten Körben Fische zu fangen versuchten. Zu jenen „Fischern" hatten sich auch drei Jungs zwischen 8 und 9 Jahren gesellt, die sich etwas später jedoch „absetzten", um Vogelnester auszunehmen. In ihrem „Tätigkeitsbereich" hatte eine Brücke noch unter Wasser gestanden, so daß weder diese noch der Weg dorthin zu sehen waren. Zwei der Jungen, die dabei kurz vor der Brücke vom Weg abkamen, rutschten aus, fielen in den Wassergraben und ertranken; es waren Josef **Keip** und Michl **Wasche.** Der dritte Junge Franz **Tasch**, konnte noch rechtzeitig zurückspringen und sich dadurch retten.

Aus der Jugendzeit ...

Ja, und wenn es auch ein Lied über richtige Lausbubenstückchen war; so oder ähnlich könnte man — in einer leicht abgewandelten Form — „frisch und fröhlich" weitersingen ... Alljährlich am 5. Januar, dem Vortag des Festes Hl. Drei Könige, war Wasserweihe in der Kirche. Außer den Kindern war aus jedem Haus die Hausfrau, zumeist jedoch die Großmutter, mit etwas Brot, Salz und Kreide zur Segnung auch dieser Sachen in die Kirche gegangen. Nach der Segnung bekam jede Person und jedes Stück Vieh etwas davon ab. Oft war es da der Fall, daß in diesem Zusammenhang — wohl nur aus lauter Übermut und niemals aus Bosheit — auch Lausbubenstückchen vollbracht wurden. Manche Buben hatten nämlich den Auftrag, für Nachbarsleute geweihtes Wasser mitzubringen, in der Regel in einer größeren Kanne. Auf dem Heimweg von der Kirche war es dann keine Seltenheit, daß diese (Laus-) Buben untereinander zu Raufen begannen. „Selbstverständlich" spielte dabei auch das Weihwasser in den Kannen eine „wichtige" Rolle, denn schließlich sah doch jeder der tapferen Streiter in seinem Gegner den „bösen Feind", der unbedingt besiegt werden müsse. Ja, und dazu wurde dann eben auch oft das Weihwasser in der Kanne (wenn nicht manchmal auch noch die Kanne selbst) als „Waffe" verwendet ... Nun, da das Abliefern einer leeren Kanne beim Auftraggeber später daheim vom „Herrn Vatter" eine tüchtige Tracht Prügel bedeutet hätte, mußte „wohl oder übel" zu einer „Kriegslist" gegriffen werden. Der „zwingende" Zweck jener „Kriegslist" war, daheim einen „ungleichen Kampf" zwischen „Zwerg und Riesen" zu vermeiden (richtiger gesagt: der Tracht Prügel zu entgehen). Und jene „Kriegslist" bestand dann darin, daß man am nächsten Dorfbrunnen „ganz verstohlen" Wasser „nachfaßte" und dann danach die volle Kanne „richtig" ablieferte ... „Natürlich" lautete dann am Abend im stillen Kämmerlein schlicht und einfach das Lausbuben („Sonder"-) Gebet: Lieber Gott, Du wirst schon ein ganz klein bißchen Nachsicht üben mit uns armen Sündern, denn es war doch wirklich nur ein „Lausbubenstückchen in Notwehr", und wir werden es gewiß nicht wieder tun! —

Am St. Blasius-Tag (3. Februar) hatten alle Kinder an der Halssegnung in der Kirche teilzunehmen; wer sich davon zu drücken versuchte, hatte anderen Tages eine „peinliche Auseinandersetzung" mit dem gestrengen Herrn Lehrer zu erwarten. Und eine solche wollte man doch, wenn irgend möglich, vermeiden.

Am Aschermittwoch soll manchmal von Dorfbewohnern im „vormännlichen" Alter (auf gut deutsch: Lausbuben) irgendwie „festgestellt" worden sein, daß mehrere ihrer männlichen Vorbilder, in einer etwas „eigenartigen" Haltung und Stimmung, im Wirtshaus ganz „vergessen" hatten, daß bereits ... na ja, daß eben bereits schon Aschermittwochvormittag fast vorbei war und daß sie somit ebenfalls „vergessen" hatten, pflichtgemäß an der kirchlichen Aschenkreuzzeremonie teilzunehmen ... Am nächsten Sonntag hatten diese Sünder dann in der Kirche eine besondere Strafpredigt „zur Kenntnis zu nehmen".

Am Ostermontag wurden die Mädel bis zur Mittagszeit — wo immer sich eine Gelegenheit dazu bot — mit Wasser bespritzt; manche von ihnen waren dabei oft so naß, als ob sie von einem starken Regen überrascht worden wären. Und es war keine Seltenheit, daß sich viele von ihnen bis zu acht Mal haben umziehen müssen. Am Osterdienstag waren dann die Jungen als „Leidtragende" dran; als Angehörige des „starken" Geschlechts kamen sie jedoch meist sehr glimpflich davon.

Wie überall in der alten Heimat, gab es auch in Ernsthausen den sog. „Pfingstlümmel", der, als Langschläfer, im Bett entweder angenäht oder angebunden wurde. Die Gassen waren voller Mist, Stroh und Spreu. In den Höfen sah es oft sehr übel aus; der Wagen stand auf dem Strohhaufen, der Rauchfang war mit irgendetwas „aufgeputzt", und oft waren die Haustore von mehreren Häusern zusammengetragen und mitten auf die Gasse gestellt ... Gerechterweise muß jedoch festgestellt werden, daß bei solchen „Aktionen" — in der Regel — keinerlei Sachbeschädigungen vorgekommen sind.

(Fortsetzung folgt)

Heute Mexico-Report

Unserer heutigen Ausgabe liegt als Sondergabe im Rahmen des Abonnements das Heft Mexico-Report bei. Es umfaßt 28 Seiten und bringt sämtliche Berichte aus Mexico. Gerade für die junge Generation, aber auch für alle anderen Freunde des Sports und der Olympiade ist Mexico-Report ein hervorragendes Nachschlagewerk über alle Ereignisse der vergangenen Olympiade. Noch einmal werden die dramatischen und packenden Kämpfe lebendig, die zu den Medaillen geführt haben. Die deutschen Teilnehmer und ihre Wettkämpfe sind natürlich besonders berücksichtigt.

Donauschwäbische Gedenktage

10. November 1918:

Der „Deutsche Volksrat für Ungarn" wird gegründet

Der unter Jakob Bleyer am 1. Nov. 1918 gegründete „Deutsch-ungarische Volksrat" betrachtete sich selbst nur als die Organisation eines Teiles der Deutschen in Ungarn, der sogenannnten „vaterländischen Deutschen". Er wollte weder die Siebenbürger Sachsen noch die Anhänger der „Ungarländischen Deutschen Volkspartei" noch die deutschsprachigen Sozialdemokraten in seinen Volksrat aufnehmen. Da eine Einigung nicht erzielt werden konnte, schritt Rudolf Brandsch mit seinen Anhängern und den Vertretern der aus dem „Deutschungarischen Volksrat" ausgeschlossenen Gruppen zur Gründung eines umfassenderen, für alle Deutschen in Ungarn bestimmten Volksrates.

Eine in Budapest abgehaltene Versammlung von über 150 Vertretern der „Ungarländischen Deutschen Volkspartei", des „Deutschen Bauernbundes", der organisierten deutschen Arbeiterschaft, der Siebenbürgisch-sächsischen Volkspartei, der Landsmannschaft der schwäbischen Hochschüler und des „Bundes siebenbürgisch-sächsischer Hochschüler" gründete am 10. Nov. 1918 den „Deutschen Volksrat für Ungarn". In der Gründungsversammlung wurde folgender Beschluß gefaßt, der zugleich das von Edmund Steinacker (1839 bis 1929), dem Ehrenpräsidenten des Volksrates, entworfene Programm der neuen Organisation enthält.

„Wir stehen nach wie vor auf dem Boden des ungarischen Vaterlandes und treten für dessen Unversehrtheit, so lange es möglich ist, ein und verlangen dessen Demokratisierung.

Wir beanspruchen gleich allen anderen Völkern das Recht der Selbstbestimmung und wollen mit ihnen, vor allem mit dem madjarischen Volk, als Gleichberechtigte leben. Wir fordern deshalb die kulturelle Autonomie auf allen Gebieten, besonders auch auf dem des Unterrichtswesens. Wir fordern die Berücksichtigung unserer geistigen, wirtschaftlichen, politischen und sozialen Interessen und Wünsche auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, eine möglichst enge Zusammenfassung unseres Volkes in völkisch einheitliche Verwaltungsgebiete.

Wir fordern die ungehinderte Benutzung unserer deutschen Muttersprache in der Verwaltung, im Gerichtswesen und allen anderen Zweigen des Staatslebens. Wir fordern die Schaffung von Gesetzen, die unsere Rechte sichern und daß für deren Einhaltung Bürgschaften geschaffen werden".

Zu Vorsitzenden des „Deutschen Volksrates für Ungarn" wurden gewählt: Dr. Ludwig Kremling, Rudolf Brandsch und der sozialdemokratische Schriftleiter der „Ödenburger Volksstimme", Heinrich Kalmar. Dem Vorstand zur Seite stand ein aus 40 Mitgliedern bestehender leitender Ausschuß, das sog. „Landeskomitee". In diesem befanden sich als Vertreter der „Ungarländischen Deutschen Volkspartei": Dr. Ludwig Kremling, Reinhold Heegn, Dr. Eduard Rittinger, Dr. Otto Erling, Johann Röser, Dr. Stefan Kraft, Karl Wollinger, Adalbert Wolf; als Vertreter der siebenbürgisch-sächsischen Volkspartei: Wilhelm Melzer, Rudolf Brandsch, Emil Neugeboren, Dr. Rudolf Schuller, Dr. Guido Gündisch; als Vertreter des deutschen Landeskomitees der organisierten Arbeiterschaft Ungarns Heinrich Kalmar und der Parteisekretär des deutschen Landeskomitees, Viktor Knaller.

Seine Bereitwilligkeit zur Zusammenarbeit mit Bleyer und dessen Anhängern brachte Brandsch und sein Volksrat dadurch zum Ausdruck, daß er der Bleyer-Gruppe 9 Mandate in seiner Organisation zur Verfügung stellte, falls eine Einigung zustande kommen sollte. Desgleichen versicherte Brandsch in einem Brief an Bleyer, daß er dessen Wünschen bei gemeinsamem Zusammenwirken nach jeder Richtung entgegenkommen wolle. Bleyer war für eine Einigung aber nicht zu gewinnen. Bedeutsam ist das Zusammenwirken der deutschsprachigen Sozialdemokraten mit dem Deutschen Volksrat. Diese Gruppe umfaßte 70 000 bis 80 000 Arbeiter, die über ungefähr 20 Zeitungen und Zeitschriften verfügte.

Nach der Gründung begaben sich 80 Teilnehmer der Versammlung in das Palais des Ministerpräsidenten, wo sie im Namen der Regierung von Oskar Jaszi empfangen wurden und die Beschlüsse des Deutschen Volksrates vortrugen. Auch im Ungarischen Nationalrat wurden diese Beschlüsse vorgetragen und von Regierung und Nationalrat gutgeheißen.

Der Deutsche Volksrat besaß von allem Anfang an viel mehr Anhang als der von Bleyer gegründete Deutsch-ungarische Volksrat. Der Deutsche Volksrat hatte zahlreiche Parteigänger in allen Komitaten. In der nächsten Zeit bildeten 260 Gemeinden des unbesetzten Ungarn deutsche Gemeindevolksräte, die sich dem Deutschen Volksrat für Ungarn anschlossen. Der Zipser „Nordungarische Deutsche Volksrat", der zuerst bei Bleyer gewesen war, ging zu Brandsch über, ebenso der „Schwäbische Nationalrat" in Temeschburg. Auch der „Sächsische Zentralausschuß" in Hermannstadt stand hinter ihm. Brandschs Verbindungen reichten daher in alle deutschen Siedlungsgebiete Ungarns, von Siebenbürgen ins Banat, ins Batscher Land und nach Westungarn und in die Zips. Für den Fall einer Abtrennung größerer deutscher Gebiete von Ungarn war sogar eine „Geschäftsstelle für das Deutschtum im Südosten" vorgesehen, die ohne Rücksicht auf die Staatsangehörigkeit alle Deutschen Südosteuropas vertreten und umfassen sollte.

jvs

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(39. Fortsetzung)

Die rumänischen Truppen zogen am 3. August in Temeschburg ein. Sie wurden deutscherseits von einer Abordnung des Deutsch-Schwäbischen Kulturverbandes empfangen, in dessen Namen Obmannstellvertreter Karl **v. Möller** eine kurze Begrüßungsansprache hielt. Dr. Kräuter und seine Gesinnungsgenossen sahen dem Einmarsch der Truppen, wie auch die ungarische Bevölkerung der Stadt, sozusagen aus der Loge zu: sie blieben zu Hause hinter den Fenstergardinen und warteten, daß vielleicht **doch noch ein Wunder geschehen werde.** In Szegedin bestand schon eine nationale ungarische Gegenregierung, in Westungarn herrschten bereits die „Weißen" Offiziersbataillone der Gegenrevolutionäre und das Einrücken der rumänischen Truppen, in deren Reihen auch Siebenbürger Sachsen kämpften, machte der kommunistischen Herrschaft ein Ende: ein Strohhalm schwamm also noch im brodelnden „Völkermeer", an den man sich krampfhaft klammerte, und so hatte man es nicht eilig, Entschlüsse zu fassen. Um so eiliger hatten es die politisch denkenden Vertreter der deutschen Richtung, aus der entstandenen Lage die Konsequenzen zu ziehen. Der Lugoscher Druckereibesitzer und Journalist, Mitglied der alten Volkspartei, Heinrich **Anwender,** schlug bereits am 2. Juli 1919 in einem Brief an Dr. Kausch vor, eine Nationalversammlung einzuberufen, die für die Unteilbarkeit des Banates eintreten sollte: „Es müßte" — wie es in dem Brief heißt — „der **einzigen** Möglichkeit Rechnung getragen und der Anschluß des ganzen Banates gefordert werden; dies um so mehr, als nach der bekannten Grenze aus dem Banat 267 398 Deutsche an den rumänischen Staat gelangen, während an Serbien bloß 119 891 Deutsche falen".

Wer war Heinrich Anwender?

Anwender zählte zu den ehrenwertesten Politikern des Banates: er war weder Advokat noch Mittelschullehrer, hatte aber Naturverstand und Sinn für Realitäten. Selbst Dr. Kräuter kann ihm nichts Schlechtes nachsagen, nur daß er „evangelisch" war und als Buchdrucker nicht zur „schwäbischen Elite" gehörte. Beides disqualifizierte ihn für die schwäbische Politik.

Am 4. Juli 1919 wurde der Vorschlag im Lugoscher „Deutschen Klub" erörtert und beschlossen, die Einberufung einer Nationalversammlung in Temeschburg zu verlangen, „wo über das Schicksal der Banater Schwaben ein einheitlicher Standpunkt festgelegt werden soll". („Deutsche Wacht", 10. August 1919). Die Volksversammlung, in der der „Anschluß" beschlossen werden sollte, wurde bewußt auf den Tag angesetzt, an dem auch eine **Massenkundgebung der rumänischen Bevölkerung für die Unteilbarkeit des Banates in Temeschburg stattfand.** Man wollte dadurch demonstrieren, daß das Banater Deutschtum aus **der geschichtlichen Entwicklung — auf die es zwar keinen Einfluß hatte — die richtigen Konsequenzen zu ziehen gewillt sei.** Die Vergangenheit sollte abgeschlossen und ein neuer Abschnitt unserer Geschichte begonnen werden. Zu diesem Schritt gehörte **zweifellos Mut:** man kann seine Staatszugehörigkeit nicht wie sein Hemd oder wie seine Gesinnung wechseln. Das wußten auch die Politiker, die sich zu diesem politisch vernünftigen Schritt entschlossen haben, sehr gut; nicht aber die Massen des schwäbischen Volkes, die man nicht entsprechend aufklärte. Die Gefühle des national aufgerüttelten schwäbischen Volkes wurden durch die ungarnfreundlichen Mitglieder des Schwabenrates und ihrer Presse in **ständiger Hochspannung** gehalten, um die notwendig gewordenen politischen Entscheidungen zu **verzögern.**

Den Schwabenrat beherrschten die Advokaten

Die meisten Mitglieder, die von der am 8. Dezember 1918 in der Volksversammlung, die nicht, wie bisher behauptet wurde, im **Festsaal** der Kadettenschule, sondern in der Reitschule der späteren Artilleriespezialschule stattfand, endgültig gewählt wurden, und in der das sogenannte „Schwäbische Manifest" von den circa 500 Anwesenden angenommen wurde (übrigens stehen unter dem „Schwäbischen Manifest" nicht 137, wie irrtümlich angeführt, sondern nur 136 Gemeinden — Dr. Kräuter gibt 138 an), **waren gegen den Anschluß.** Der endgültige Schwabenrat bestand laut einem am 9. Dezember 1928 in der „Banater Deutschen Zeitung" rückblickend erschienenen Artikel aus folgenden Herren: Dr. Kaspar **Muth,** Vorsitzender, Rechtsanwalt Dr. Franz **Andres,** Schriftführer, ferner: Dr. Hans **Eschker,** Arzt; Franz **Thierjung,** Grundbesitzer; die Professoren Josef **Striegl,** Dr. Franz **Kräuter** und Dr. Peter **Schiff,** die Rechtsanwälte Dr. Fritz **Dutschak,** Dr. Franz **Neff,** Dr. Hans **Behawetz** und Druckereibesitzer Peter **Hollinger.** Sowohl Dr. Andreas Schira und Johann Tengler fehlen auf der Liste. Von den 11 Schwabenratsmitgliedern, die laut den „Erinnerungen" Dr. Kräuters das **„Alleinvertretungsrecht"** der „Donauschwaben" (diese Bezeichnung war zu jener Zeit im Banat noch völlig unbekannt) beziehungsweise der **„Südungarischen deutsch-schwäbischen Volksgemeinschaft"** (— wie Dr. Kräuter diese nicht vorhandene Organisation nennt) innehatten, waren dem Berufe nach: **6 Advokaten, 3 Mittelschulprofessoren, ein Arzt, ein Grundbesitzer und ein Druckereibesitzer,** und nur **zwei** hatten sich vor dem Kriege zum Deutschtum bekannt beziehungsweise sich in deutschem Sinne politisch betätigt. Die Advokaten spielten auch später eine führende — oft allerdings auch verhängnisvolle Rolle in der schwäbischen Politik. Obwohl mehr als die Hälfte der Teilnehmer der Volksversammlung Bauernvereinsmitglieder waren, hatten sie **keinen** Vertreter, selbst der Vorsitzende des Vereins, Domherr Blaskovics, wurde nicht gewählt — allerdings nur aus **taktischen Gründen;** später schaltete er sich umso intensiver in die schwäbische Politik ein. Die Schwabenratsmitglieder lehnten — wie Dr. Kräuter behauptet — den Anschluß auch deshalb ab, **„weil sie sich bis auf weiteres Habsburgfahnen verpflichtet fühlten". Im August 1919 gab es aber keine „Habsburger-Fahne" mehr;** der Kaiser dankte längst ab und statt der rot-weiß-grünen Trikolore wehte anfangs August noch die rote Fahne mit Sichel und Hammer auf der Ofner Burg; sie wurde von den einmarschierten rumänischen Truppen entfernt. Eine nicht existente Flagge war also wichtiger als die Interessen des Volkes **— und das nannte man schwäbische Politik!**

Staatlich geprüfter Übersetzer
für die **rumänische Sprache**
Franz Wojakowski
85 Nürnberg 30
Fritz-von-Röth-Straße 31/II
Telefon: 0911/51 53 41
übersetzt alle einschlägigen Urkunden schnell und günstig. Offizielle Beschaffung von Personenstandsurkunden sowie Arbeitsbescheinigungen aus Rumänien füre die Rentenanträge usw.
Bei Anfragen bitte Porto beilegen.

Vor der Anschlußerklärung

Die Volksversammlung, die den Anschluß an Rumänien erklären sollte — sie war gerade so wenig eine „Nationalversammlung" wie jene, in der am 8. Dezember 1918 das „Schwäbische Manifest" angenommen wurde — wurde bereits nach Einzug der rumänischen Truppen in Temeschburg **für den 10. August einberufen.** Die über Hundert Personen zählende Versammlung rekrutierte sich aus Mitgliedern des Deutsch-Schwäbischen Kulturverbandes und aus den dörflichen Kadern der alten Volkspartei.

Was Dr. Kräuter in seinen „Erinnerungen" über diesen vernünftigen Akt praktischer Politik zu berichten weiß, übertrifft an Unwahrheit und Unterstellungen seinen auch sonst nicht zimperlichen Umgang mit geschichtlichen Tatsachen. So schreibt er über die **Vorgeschichte und den Ort der Zusammenkunft:** „Die Einberufung dieser ‚Nationalversammlung' erfolgte durch eine an ihrem Vorabend im Kampfblatt Rösers, der ‚Deutschen Wacht' erschienenen Notiz, durch welche die Mitglieder des im April 1919 von ihren ursprünglichen Mitgliedern gesäuberten Klubs für den nächsten Tag zu einer wichtigen Besprechung in das Kaffee Scholje eingeladen wurden. Und da die Folge der ‚Deutschen Wacht' vom 10. 8. 1919 die auf dem Lande ansässigen **persönlichen** Freunde Brandschs nicht rechtzeitig erreichen konnte, bat er sie telegrafisch oder durch Boten zu der wichtigen Besprechung. Sie trafen mit den Morgenzügen vom 10. 8. ein, durch sie wurde das 2—3 Dutzend Personen fassende Kaffeehaus einigermaßen durch die ‚Nationalversammlung' besetzt."

Dr. Kräuter verweist in diesem Zusammenhang auf Seite 144 des Dr. Kausch'schen Buches, auf der **aber kein Wort von dem zu finden ist,** was er behauptet. Für ihn liegt das kleine „Kaffee Scholje" in der Nähe des Josefstädter Banhhofes — seine Temeschburger Ortskenntnisse sind geradeso dürftig, wie seine Personenkenntnisse. Nun, diese an sich belanglosen Dinge könnten ruhig übergangen werden, aber weil sie in den „Erinnerungen" immer wieder mit der Absicht auftauchen, den „Anschluß" lächerlich zu machen, sei festgestellt: Die Versammlung wurde nicht allein am **Vorabend,** sondern in **mehreren** Zeitungsaufrufen schon vier-fünf Tage vorher einberufen. Die Anhänger wurden außerdem — wie üblich — durch Vertrauensmänner verständigt: der am 9. Mai 1919 gegründete Deutsch-Schwäbische Kulturverband hatte damals bereits ein breites Netz von Ortsgruppen im Banat, und **die alte Volkspartei verfügte fast in jedem schwäbischen Dorf** über Vertrauensmänner. Es hatten also nicht nur „die paar persönlichen Freunde Brandschs", wie Dr. Kräuter sinniert, an der Versammlung teilgenommen, und **ein „kleines Kaffee Scholje" gab es überhaupt nicht,** und gar nicht in der Nähe des Josefstädter Bahnhofs; es gab wohl am Skudierplatz (wo der Josefstädter Markt stattfindet) ein Restaurant **Scholier,** ein gut bürgerliches Lokal mit mehreren großen Räumlichkeiten, in denen z. B. auch die regelmäßigen Zusammenkünfte der Wohltätigkeitsgesellschaft der Temeschburger Bürger „Viribus Unitis" stattfanden. Wenn also die „Anschlußversammlung" dort stattgefunden hätte, hätten ein paar hundert Menschen bestimmt Platz gehabt. Meines Wissens fand die Versammlung aber im Kaffee und Restaurant „Elite" am Küttelplatz, dem Stammlokal der Volksparteiler statt, das auch über größere Räumlichkeiten verfügte, oder in den großen Räumlichkeiten des Hotels „Zur Krone" gleich beim Bahnhof. Wenn an der „Nationalversammlung" des Schwabenrats **nur 500** Menschen teilnahmen, so war die **„Anschlußversammlung",** trotz der heftigen Gegenpropaganda, doch gut besucht.

Allerdings: sie hatte gerade so wenig das Recht, im Namen der **ganzen deutschen Bevölkerung des Banates zu sprechen, wie die „Nationalversammlung" am 8. Dezember 1918: beide repräsentierten nur einen Teil der Banater Schwaben und nicht ihre Gesamtheit.** Dazu hätten die „Führer" einig sein müssen.

Nun aber zu der „Anschlußerklärung"

Sie fand unter Vorsitz des Historikers und führenden Mitglieds der alten Volkspartei Franz **Wettel** mit folgender Tagesordnung statt:

1. Kundgebung für die Unteilbarkeit und Anschluß des Banates auf Grund der Karlsburger Beschlüsse an Rumänien;

2. Gründung der Deutsch-Schwäbischen Volkspartei als die umfassende Organisation des schwäbischen Volkes und

3. Erklärung des Deutsch-Schwäbischen Kulturverbandes zur offiziellen kulturellen Organisation des Banater Schwabentums.

4. Wahrung der Einheit des Gesamtdeutschtums in dem vergrößerten Rumänien, „wobei die Vertreter der vier Siedlungsgebiete die deutschen Belange garantieren".

Diese Tagesordnung wäre auch für die Gruppe um den Schwabenrat annehmbar gewesen. Stattdessen entbrannte ein Kampf, der viel politisches Porzellan zerschlug und politisch völlig sinnlos war.

Nachdem Franz Wettel die Versammlung eröffnet hatte, hielt der Obmannstellvertreter des Kulturverbandes Karl v. Möller eine Rede, in der er die Notwendigkeit des Anschlusses begründete: **„Die Brüder über der Grenze wollen zu uns. Die Stadt Temesvar gehört zu Rumänien. Wir müssen uns auf Grund der Karlsburger Beschlüsse in Hermannstadt an den Beratungstisch setzen"** ... „Heute ist unser Entschluß zur loyalen Mitarbeit ... und unsere Resolution für Rumänien **noch wertvoll — morgen ist sie ein Wisch für den Papierkorb** ... Gefühlsmomente müssen schweigen, **wo es sich um die Zukunft unserer Kinder handelt".** Dann weiter: „Es ist klar, daß Männer, die der rumänischen Regierung **loyal** entgegentreten, **mehr erhalten als kindische Burschen im Schmollwinkel oder Phantasten, die sich noch immer nicht mit der wirklichen Lage auseinandersetzen wollen".** „Es ist klar, wenn wir uns heute zur Mitarbeit beantragen, **wir eine bessere Auslegung und Durchführung der Karlsburger Beschlüsse erfahren werden, als wenn wir indolent oder bockig beiseite stehen und auf gebratene Tauben warten würden** ... Oder meint man, daß der Rumäne die Arme **ewig** offen halten oder etwa unsere Interessen auch dann vertreten wird, wenn wir auf der Ofenbank schlafen?". (Fortsetzung folgt)



Vorstandsmitglieder des Sportvereins „Eintracht" in Groß-Sankt-Nikolaus, rum. Banat, dessen Gründer der Advokat Hans Jung war. Das Bild stammt aus dem Jahre 1938. Von links nach rechts stehend: Textilhändler Michael Rossmann, Notar Hans Hansinger, Wagnermeister Peter Bernhardt. Von links nach rechts sitzend: Advokat Hans Jung, Buchhalter Karl Eberle, Direktor der Prochaska-Mühle Hans Stein, Schmiedemeister Hans Röhrich, Damen- und Herrenfriseurmeister Hans Klar.

Lest und verbreitet den „Donauschwaben"!



Anläßlich eines Koch- und Backlehrgangs im Jahre 1936 im Hofe des deutschen Kulturhauses in Warjasch, rum. Banat, entstand diese Aufnahme.

Vorbereitung der großen Vereinigungsfeier in Rumänien

Ohne Rehabilitierung der Träger des Karlsburger Anschlusses keine historische Kontinuität

Die Vorbereitungen für die Feier des am 1. Dezmber 1918 in der siebenbürgischen Stadt Karlsburg erfolgten Anschlußerklärung des Siebenbürger und Banater Rumänentums sind in vollem Gange. Fünfzig Jahre sind seit diesem für Rumänien schicksalhaften Tag verstrichen, und das 50jährige Jubiläum soll als ein historisches Ereignis in imposanter Weise gefeiert werden. Bemerkenswert ist, daß eine ganze Schar von Historikern schon seit Monaten mit der Sammlung von Dokumenten beschäftigt ist, um das Ereignis auch wissenschaftlich zu analysieren. In verschiedenen Kulturzeitschriften erscheinen Abhandlungen darüber und die traditionsreiche Klausenburger „Tribuna" bringt fortsetzungsweise dokumentarisch belegte Beiträge über den Kampf des Rumänentums um die nationale Einheit. Verschiedene Ausstellungen sollen im ganzen Lande auf die Bedeutung dieser Zeit hinweisen. Außer den kleinen Monographien werden drei größere Arbeiten erscheinen: „Die Vereinigung Siebenbürgens mit Rumänien", „Die große Versammlung von Alba Iulia — die Krönung der Idee und des Kampfes für die Vollendung der nationalen Einheit" und schließlich „Kontinuität und Einheit" und außerdem zwei Bände Dokumente.

„Man ist bemüht, unter Ausschaltung jeder Schwarzweißmalerei eine objektive Darstellung der historischen Ereignisse zu geben und bei Einschätzung von Persönlichkeiten wird ihr Platz und ihr Beitrag in Verbindung mit der damaligen Zeit unabhängig von ihrer späteren Entwicklung dargestellt werden" — schreibt die in Kronstadt erscheinende „Karpatenrundschau". Die führende Rolle Manius im Zusammenhang mit der Vereinigung Siebenbürgens mit dem Altreich ist nicht zu übergehen: Von den Stalinisten mit mehreren anderen einstigen führenden Politikern zu schweren Strafen verurteilt, starb Maniu im Jahre 1955 im Gefängnis. Dasselbe Schicksal ereilte auch die zwei führenden sächsischen Politiker: Rudolf **Brandsch** und Dr. Hans Otto **Roth,** die an dem Anschluß der Siebenbürger Sachsen an Rumänien maßgeblich beteiligt waren. Die Feier würde zweifellos an historischer Wahrheit gewinnen, wenn diese Männer, die einer Rachejustiz zum Opfer fielen, **moralisch rehabilitiert** werden würden. Das würde jedenfalls den nationalen Sinn dieser Feier moralisch unterstreichen: die Richtigstellung einer fehlerhaften Politik könnte auch dem Regime Ceausescu nicht schaden, zumal es doch bemüht ist, eine Symbiose zwischen Sozialismus und den nationalen Errungenschaften in der Vergangenheit zu finden. Die Kontinuität der Geschichte kann ohne objektive Wertung der handelnden Personen nicht hergestellt werden. (j. g.)

Indiaer Kirche muß gerettet werden

Dringender Appell an die heimattreuen Katholiken

Am 16. September d. J. haben Indiaer Landsleute aus Los Angeles/USA im Einvernehmen mit dem Heimatausschuß der Indiaer in Stuttgart-Rot ein Bittgesuch, unterfertigt von insgesamt 200 Personen, an die Stadtverwaltung von India und an seine Exzellenz, den Bischof in Djakovo gesandt. In dem Schreiben bitten sie, daß der Stadtrat bei der Beratung und der Beschlußfassung über die Nivelierung des katholischen Friedhofs auch unsere Bitte berücksichtigen möge, und zwar: 1. Sämtliche Grabsteine, die noch brauchbar sind, mögen verkauft werden. Der Erlös soll zur gründlichen Renovierung der Friedhofkapelle verwendet werden, weil die Kapelle in Zukunft als einziges Ehrenmal für alle am Friedhof ruhenden Toten dienen wird. 2. Das Friedhofgelände möge in einen Park umgestaltet werden, der zur Erholung alter Menschen dienen könnte und unter dessen gepflegter Grünfläche und den Blumenbeeten unsere Toten ungestört im Frieden des Herrn ruhen könnten.

Es wurde mir vom Pfarrer Dakic berichtet, daß unsere Bitte wohlwollend aufgenommen wurde und bei den Beratungen des Stadtrates berücksichtigt werden soll. Die Sitzung wird stattfinden, sobald die amtliche Stellungnahme des Bischofs dem Stadtrat vorgelegt wird. Wir wollen hoffen, daß der Stadtrat eine Lösung findet, die zur beiderseitigen Versöhnung beitragen kann.

Was unsere Heimatkirche betrifft, erfuhr ich von Pfarrer Dakic folgendes: Die Kirche ist innen noch in gutem Zustand, was der sorgsamen Pflege der Ordensschwestern zu verdanken sei. Außen sind durch die Witterung, die Kriegs- und Nachkriegsereignisse Schäden entstanden, die eine Renovierung nötig machen. Bischof Stefan Bäuerlein hatte bei der Hundertjahrfeier der Grundsteinlegung die Katholiken von India aufgefordert, dafür zu sorgen, daß die entstandenen Schäden beseitigt werden. Da die katholische Kirchengemeinde von India nur mehr 1000 Seelen zählt, die alle arme Arbeiter sind, ist die Aufbringung der finanziellen Mittel von dieser Seite unmöglich. Da sie aber bestrebt sind, dieses ehrwürdige Gotteshaus — das von unseren Vorfahren mit viel Liebe und Opferbereitschaft gepflegt und bis zum heutigen Tag bewahrt blieb — auch für die Zukunft zu erhalten, bittet uns der ganze Kirchenausschuß, eine kleine Beihilfe für die Erhaltung unseres einstigen Gotteshauses zu leisten. Ich weiß, daß mancher von meinen Landsleuten sagen wird: „Was geht mich denn die Pfarrkirche und der katholische Friedhof in India an? Sie haben uns doch vertrieben und uns alles weggenommen. Nun sollen sie sehen, wie sie mit ihren Dingen selbst fertig werden."

Darauf will ich Dir, lieber Landsmann, als Dein alter, ergrauter Lehrer entgegnen: „Ein Volk, das seine Toten und die Leistungen seiner Vorfahren nicht würdigt und ehrt, ist selbst einer Würdigung und Ehrung nicht wert."

Die Indiaer Pfarrkirche war über 100 Jahre unsere Heimatkirche. Sie war das Wahrzeichen unseres Dorfes. Der hoch zum Himmel ragende Kirchturm mit dem glänzenden Kreuz kündete dem fremden Wanderer schon von weitem, daß in diesem Dorf Menschen leben, die den Glauben ihrer Vorfahren treu bewahrt haben. Die Kirche war die Zierde unseres Dorfes und sie war jene Stätte, wo wir unserem himmlischen Vater all unsere Nöte, Kummer und Sorgen offenbaren konnten. In dieser Heimatkirche empfingen wir einst die hl. Sakramente wie Taufe, die erste Kommunion, die Firmung und vor ihrem Altar schlossen wir den Bund der Ehe. Aus Dankbarkeit für die uns von Gott verliehene Hilfe und Gnade wollen wir unsere Heimatkirche vor dem Zerfall bewahren, damit sie würdig zur Ehre Gottes dienen kann. Unser Leben war doch eng mit der Heimatkirche verbunden. Viele unserer Indiaer Landsleute wanderten schon vor 40 bis 50 Jahren nach Übersee aus. Sie gründeten sich eine Existenz und wurden dort Staatsbürger. Wenn sie aber nach langen Jahren einmal ihren Heimatort besuchten, so freuten sie sich immer, wenn ihre Heimatkirche noch in bester Ordnung dastand und sie in ihr mit einem Dankgebet dem hl. Meßopfer beiwohnen konnten.

Welch großen Schmerz empfanden aber unsere lieben Nachbarn und Freunde aus Neu-Pasua und Franztal, die beim Besuch ihres Heimatortes feststellen mußten, daß ihr Gotteshaus nicht mehr da ist. Wie blutete da ihr Herz. Wie groß wäre dagegen ihre Freude gewesen, wenn sie ihre Heimatkirche unbeschädigt auf derselben Stelle gefunden hätten, und wenn es ihnen möglich gewesen wäre, hineinzutreten und ihrem himmlischen Vater zu danken für all die Gnade und Hilfe, die Er ihnen zukommen ließ.

Darum, liebe Landsleute, seid dem lieben Gott dankbar, daß die kleine Zahl der kroatischen Katholiken bestrebt ist, unsere Heimatkirche vor dem Zerfall zu retten. Unterstützt sie mit einer kleinen Spende. Gott wird es Euch lohnen. — Eine Adresse für die Spendenüberweisung wird noch bekanntgegeben.

Viele Grüße von Eurem
Sepp-Vetter aus India

November daheim

Um diese Zeit, da hingen schon die Zwiebeln,
als lange Zöpfe, trocken am Gebälk.
Die Nebel tropften leise von den Giebeln.
Und Rosenstöcke wurden kahl und welk.

Man sah jetzt „Pippen" aus den Fässern ragen.
Und auch die „Klumben" standen schon bereit.
Der „Kukrutz-Hambar" war nun vollgetragen.
Und bis zum Schlachten war es nicht mehr weit.

Jetzt waren froh, die schon geackert hatten —
die Schollen waren häufig fast vereist!
Die Hoflaterne malte blasse Schatten,
von Schwalbennestern, die schon längst verwaist.

Es roch nach Schnee. Und manchmal fiel auch welcher!
Man sägte Holz und sammelte sein Mehl.
Und nahm es meistens für den alten „Selcher".
So schlug das Räuchern selten einmal fehl.

Das war die Zeit, voll Freude und Erwarten.
Trotz Trauertagen und dem greisen Jahr!
Ich denke oftmals noch an jenen Garten,
in dem der Herbst so schön und farbig war.

Anton Theer

HEIMAT IM BILD



Die Gareschnitzer Gasse von Hrastovac (Eichendorf), Kroatien, vor 1944.



Beerdigung eines Landsmannes vor langer Zeit in Obrowatz/Batschka.



Batsch-Palankaer Friedhof im Jahre 1967. Am Grab von Stefan und Anton König sehen wir Lm. Kilbert, seine Frau Rosi und den Sohn Gerhard.

Zum Volkstrauertag 1968

Unser Leben in dieser Zeit birgt die widersprüchlichsten Erfahrungen und Eindrücke in sich, sowohl im engeren persönlichen Bereich wie auf dem weiten Erdenrund, aus dem uns täglich eine Fülle von Nachrichten erreicht. Wohlstand wie Hunger, friedliche Urlaubsreisen wie Krieg und Blutvergießen, aufopferungsvolle Hilfeleistungen wie grausame Unterdrückung — pausenlos werden wir mit alledem konfrontiert. Was gestern war, sinkt dabei schnell in Vergessenheit, wenn Neues sich anmeldet.

So werden wir von einem Geschehen ins andere hineingetrieben. Unser Bewußtsein ist in Gefahr, jeden festen Punkt zu verlieren. Vielen mag das so recht sein.

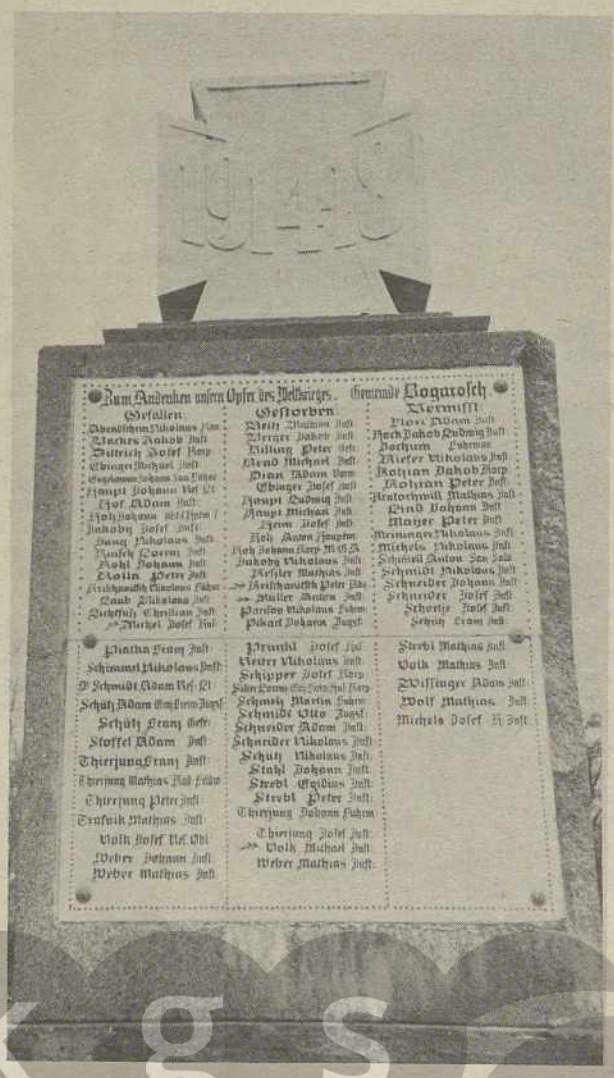
Eines sollten wir in diesem Getriebenwerden festhalten: Daß das Gesicht unserer heutigen Welt in allen Lebensbereichen nicht in erster Linie durch technischen und wirtschaftlichen Fortschritt geprägt ist, sondern durch zwei Katastrophen: Die beiden Weltkriege dieses Jahrhunderts mit dem furchtbaren Blutopfer, das sie forderten, und mit den physischen und seelischen Leiden, unter denen nach wie vor die Existenz der Völker und zahlloser einzelner steht.

Davon redet der Volkstrauertag. Man hört es nicht gern, sondern möchte sich lieber freundlicheren Eindrücken hingeben. Man bleibt an dem Wort „Trauer" hängen, erklärt sich hiervon für nicht betroffen und läßt sich weitertreiben. Doch der schwere Weg der Menschheit in die Zukunft verlangt unerbittlich Klarheit und feste Richtpunkte.

10 Millionen Menschenleben verlor unser Volk in beiden Kriegen, 55 Millionen, vielleicht noch mehr, die Bevölkerung der Erde. Unzählbar die noch lebenden Opfer dieser Kriege, vor allem die Hinterbliebenen der Toten, unabsehbar die Unruhe und Friedlosigkeit unter den Völkern in der Gegenwart und für die Zukunft.

Wer klarsehen will, ist gezwungen, immer wieder still zu stehen vor diesem Opfer von welthistorischem Gewicht, vor seiner Not und seiner Größe. Seien es die Gefallenen, die im Kampf standen, seien es die Getöteten, die wehrlos der Gewalt und grausamer Vernichtung ausgeliefert waren — allen gilt unser ernstes Gedenken. Die Verbundenheit mit diesen Toten soll uns zu der Haltung führen, aus der heraus wir allein die Zukunft zu meistern vermögen: Zur Achtung vor dem Mitmenschen im eigenen und im anderen Volk und zum Willen, mit ihm in Frieden zusammenzuleben.

Walter Trepte
Präsident des Volksbundes
Deutsche Kriegsgräberfürsorge



Kriegerdenkmal in Bogarosch, rum. Banat, mit dem Verzeichnis der im 1. Weltkrieg gefallenen, gestorbenen und vermißten Söhne der Gemeinde.

MAHNUNG

Es wächst die Schar der Toten,
die wir lieben,
mit denen Sehnsucht wir und Freude
teilten.
Wer rief sie fort, daß sie so willig eilten?
Und welch Gesetz ist ihnen
vorgeschrieben?

So einsam werden wir im Weitergehen
und hart und Bitterkeit will uns
beschleichen,
daß wir im eigenen Schmerze nicht mehr
sehen,
wie teure Tote uns die Hände reichen.

Sie rufen uns und bitten ganz im stillen,
daß wir sie nicht durch Klagen von uns
stoßen.
Sie stehn nur höher am Gerüst,
den großen,
erhab'nen Dom des Lebens zu erfüllen,
zu dem wir aufwärts ihnen Steine heben,
wissend: der Tod ist Stufe nur im Leben.

G. S., stud. theol.;
gef. 1943 in Rußland

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(40. Fortsetzung)

Der Beschlußantrag

Nach seiner Rede, die die „Deutsche Wacht" in ihrer Nummer vom 12. und 14. August veröffentlichte, unterbreitete Karl v. Möller den vom Obmann des Kulturverbandes Dr. Kausch verfaßten Beschlußantrag, der einstimmig angenommen wurde. Er hat folgenden Wortlaut:

„Die in Temeschwar am 10. August 1919 abgehaltene große Versammlung der Vertreter der Banater Schwaben faßte einstimmig folgenden Beschluß:

1. Im Namen sämtlicher Banater Schwaben erklären wir, daß wir das Wohl jeder Banater Nation nur von einem ungeteilten, einheitlichen Banate erhoffen, daß ein geteiltes Banat mit seinen unnatürlichen Grenzen für alle hier lebenden Völker einen wirtschaftlichen Ruin bedeutet, einen Anlaß ewigen Haders und ständiger Unzufriedenheit bildet und den ersehnten Frieden stört. Wir wünschen daher die Unzertrennbarkeit des Banates.

2. Da Temeschwar, der Mittelpunkt des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens des Banates, Rumänien angeglichen und die Hoheitsrechte Seiner Majestät des Königs von Rumänien über das Banat ausgebreitet wurden, da wir in dem Karlsburger Minifest eine Gewähr dafür sehen, daß wir in unserem zukünftigen Staate unseren Volkscharakter frei entfalten, unsere Muttersprache frei benützen und beides, Volkscharakter und Muttersprache, auf politischem, kulturellem, wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Gebiete frei und ungehemmt entwickeln und dadurch unsere nationale Zukunft sichern können, wünschen wir, daß das ganze Banat einheitlich und ungeteilt dem Königreiche Großrumänien angeschlossen werde.

3. Dieser Beschluß ist der Friedenskonferenz mitzuteilen."

Der Beschluß wird dem leitenden Regierungsrat in Hermannstadt durch eine Abordnung, bestehend aus den Herren Generaldirektor Johann Röser, Gyertyamos, Oberst Karl v. Möller, Temeschwar, Sektionsrat Dr. Michael Kausch, Modos, Direktor Johann Tengler, Temeschwar, Landwirt Anton Anton, Varjas, r.-k. Pfarrer Dr. Josef Babinszky, Josefszállas, ev. Pfarrer Michael Reiser, Liebling, Landwirt Wendelin Bauer, Segenthau, Landwirt Johann Dissler, Segenthau, Rechtsanwalt Dr. Josef Gabriel, Temeschwar, Redakteur Heinrich Anwender, Lugos, überreicht werden.

In Ausführung des Beschlusses der großen Vertreterversammlung hat sich überdies eine **Abordnung nach Paris begeben,** um der Friedenskonferenz von dem gefaßten Beschlusse Kenntnis zu geben.

Die Abordnung besteht aus den Herren: Dr. Stephan **Frecot,** Rechtsanwalt, Temeschwar, Dr. Andreas **Buschmann,** Rechtsanwalt, Lippa, Andreas **Dammang,** Redakteur, Temeschwar. Josef **Fernbacher,** Gewerbetreibender, Lugosch, Johann **Timon,** Gewerbetreibender, Lugosch."

Gründung der neuen Volkspartei

Zum Punkt 2, Gründung der Deutsch-Schwäbischen Volkspartei, führte der frühere Obmannstellvertreter der Ungarländisch-Deutschen Volkspartei Johann **Röser** u. a. aus: „Wir haben im Jahre 1907 die Ungarländisch-Deutsche Volkspartei gegründet... Wir brauchen diese Partei nur **neu zu gestalten** und nennen sie in Zukunft Deutsch-Schwäbische Volkspartei. Zu ihr müssen **alle** Deutsche gehören, sie muß die politische Vertretung unseres Volkes sein. In diesem Rahmen sollen **alle** Parteien vertreten sein, denn sie ist eigentlich **keine** Partei, sondern eine **Volksorganisation**..."

Wie schön wäre es gewesen, wenn die „Führer des Schwabenrats" **diese Aufforderung zur Einigkeit verstanden hätten!** Erst zwei Jahre später und nach beschämenden Auseinandersetzungen ist es auf **Anregung der Volksparteiler Anwender, Röser, Dr. Kausch, Dr. Gabriel und Eschker gelungen, eine Volksorganisation zu gründen, in der auch die madjarophile Gruppe mitmachte und bald auch die Führung an sich riß.**

Zur Frage des **Kulturverbandes** nahm Dr. Kausch Stellung. Er sagte u. a.: „Sie haben die Notwendigkeit der politischen Vereinigung ausgesprochen. **Während in der Politik je nach Auffassung, Überzeugung und Temperament Unterschiede bestehen können, gibt es in kulturellen Fragen nur eine Meinung: es gibt nur eine deutsche Kultur, es gibt nur eine deutsche Muttersprache. Diese Kultur gehört uns allen."**

Dann sprach Rudolf **Brandsch,** gleichfalls früher **Obmannstellvertreter** der Ungarländisch-Deutschen Volkspartei und wie Röser langjähriger Mitkämpfer Dr. Kremlings:

„Zuerst haben sich die Deutschen der Bukowina", sagte er, „angeschlossen, im Januar die Sachsen, im März die Deutschen Bessarabiens. Alle Deutsche, die sich angeschlossen haben, taten es **nicht ins Blaue, sondern haben sich auf die Karlsburger Beschlüsse gestützt. Jetzt ist es an uns, dafür zu sorgen, daß die Beschlüsse auch durchgeführt werden... Ich habe zwölf Jahre bitter dafür gekämpft, um das Gefühl der Zusammengehörigkeit in allen Deutschen zu wecken.** Wir müssen nun **zusammenstehen und zusammenwirken,** dann kann uns niemand etwas anhaben. Es sprachen noch Abg. Wilhelm **Kopony,** Karl **Twerasser** (Lugosch) und andere. Berichte über die Tagung brachte die **„Deutsche Wacht"** in mehreren Folgen (15. August, 19. August, 20. August). Dr. Kausch zitiert in seinem Buch nur kurze Ausschnitte aus den langen Berichten der Zeitung, die dann Dr. Kräuter, wie wir später sehen werden, völlig durcheinander bringt: **aus dem Labyrinth der eigenen Widersprüche findet er nicht mehr heraus.**

Sowohl die Reden wie den Beschluß über den „Anschluß" brachten außer der „Deutschen Wacht" das „Siebenbürgisch-Deutsche Tagblatt" und die „Deutsche Tagespost" (Hermannstadt) sowie rumänische Zeitungen. Dr. Kräuter stellt völlig falsche Behauptungen über diese Vorgänge auf.

Schwäbische Abordnung beim Regierungsrat

Der Beschluß wurde dann, wie die „Deutsche Tagespost" **vom 15. August** berichtet, **am 14. August 1919 (und nicht, wie Dr. Kräuter und Dr. Kausch behaupten, am 15. August) dem rumänischen Regierungsrat** überreicht.

Hier der Bericht des Blattes:

„Gestern Mittag 12 Uhr begab sich die Abordnung der Banater Schwaben zum Ministerpräsidenten des rumänischen Regierungsrates, um den von der Temeschwarer großen Vertreterversammlung am 10. d. M. gefaßten Beschluß zu überreichen. Die Abordnung bestand aus dem Landwirt Anton **Anton** (Varjas), Redakteur Heinrich **Anwender** (Lugosch), Landwirt Wendelin **Bauer** (Segenthau), Landwirt Johann **Dissler** (Segenthau), Advokat Dr. Josef **Gabriel** (Temeschwar), Sektionsrat Dr. Michael **Kausch** (Modosch), Georg **Logel,** Oberst Karl v. **Möller** (Temeschwar), Ludwig Puskas (?), Generaldirektor Johann **Röser** (Gyertyamosch), Viktor **Luffert** (Temeschwar), Direktor Johann **Tengler** (Temeschwar). Von sächsischer Seite waren Rudolf **Brandsch** und Dr. Artur **Polony** zugegen.

Nachdem die Deputation im großen Empfangssaal des Ministerpräsidiums Aufstellung genommen hatte, erschienen 12 Uhr 15 Minuten die Mitglieder des rumänischen Regierungsrates, Minister **Boila** (ein naher Verwandter Manius. Anm. d. Red.), **Bontescu, Branisce, Bredicean, Lazar** und **Suciu,** unter Führung des den abwesenden Präsidenten Dr. Maniu vertretenden Finanzministers Dr. **Vlad.**

Landwirt Anton **Anton** hielt nachstehende Ansprache:

Hoher Regierungsrat!

Wir sind als die Vertreter des Banater deutschen Volkes hier erschienen, um Ihnen mitzuteilen, daß sich unser Volk einmütig Großrumänien angeschlossen hat. Wir taten das **mit ehrlichem Herzen, weil wir aus den Beschlüssen der rumänischen Nationalversammlung in Karlsburg ersehen, daß wir im neuen Staate ein national freies Volk sein können.** Daß wir es bisher nicht waren und, wie die nicht-magyarischen Nationen Ungarns darunter gelitten haben, haben die Rumänen ja am eigenen Leibe erfahren müssen. **Sie wissen, wohin eine solche Vergewaltigung der Minderheiten führen muß. Ein freies Schwabenvolk, das seine nationale Freiheit genießt, wird stets eine getreue und dankbare Grenzwacht sein.** Wir sind hierher entsendet worden, um mit den maßgebenden Stellen auch über jene Fragen zu verhandeln, deren günstige Erledigung mithelfen würde, das schwäbische Volk zu einer Stütze des rumänischen Staates zu machen. Gestatten Sie nun, daß wir unsere **am 10. August in Temeschwar gefaßte Resolution vortragen und überreichen.** (Es folgt die Verlesung und Überreichung des Beschlusses).

Hoher Regierungsrat!

Wir bitten unserem Volke mit herzlichem Wohlwollen entgegenzutreten und wir sind davon überzeugt, daß die alte Freundschaft aller **selbstbewußten** Schwaben mit den Rumänen auch in Zukunft Früchte für das gemeinsame Vaterland treiben wird.

„Es lebe Großrumänien!"

Finanzminister Dr. Vlad erwiderte im Namen der Regierung: „Im Namen des leitenden rumänischen Regierungsrates begrüße ich die Deputation der **Schwaben und heiße Sie herzlich willkommen.**

Ihr Erscheinen ist für uns von **großer Wichtigkeit,** da Ihr Wille für ein **ungeteiltes, ganzes Banat in unserem Sinne liegt** und eine Teilung des Banats keine guten Früchte tragen kann.

Das schwäbische Volk hat unter der ungarischen Herrschaft ebenso gelitten wie das rumänische. Wir haben mit denen, die dazu berufen waren, einst zusammen gegen die ungarische Regierung gekämpft. Wir haben gelernt, wie man es nicht machen soll. Die nationale Freiheit, die jeder Nation im rumänischen Staat durch die Karlsburger Beschlüsse gewährleistet wurde, wird jeder rumänische Staatsmann anerkennen müssen.

Das **Schwabenvolk,** das sind wir gewiß, wird zusammen mit den **anderen** Nationen zur Größe des rumänischen Reiches das seine beitragen, dessen Fundament die **Freiheit aller Völker ist,** die darin wohnen.

Unser Staat soll ein Rechtsstaat sein für **alle** Völker und soll **allen** die Möglichkeit freier kultureller und wirtschaftlicher Entwicklung gewähren. Das ist unser Bestreben. Wir hoffen, daß Sie uns darin unterstützen werden und danken Ihnen für ihre Worte des Vertrauens.

Es lebe das Schwabenvolk!"

Die kernigen Worte Minister Vlads, die von häufigen Hochrufen unterbrochen wurden, schreibt die „Tagespost", wurden mit großer Befriedigung aufgenommen.

Nach Vorstellung der schwäbischen Herren fand dann eine vertrauliche Aussprache über Fragen politischer und kultureller Natur statt, die bis gegen 1.30 Uhr dauerte". (Fortsetzung folgt)

Ich rufe auf!

Wer von den **Insassen** des **Lagers Rudolfsgnad** kannte Lm. **Rudolf Reisner** jun. aus **Ernsthaun (Sohn** des gleichnamigen **Kapellmeisters** und **Komponisten),** der am 2. August 1946 im Vernichtungslager Rudolfsgnad als 16jähriger an Hunger gestorben ist? Besonders angesprochen sind auch die **Betschkerer** Landsleute. Zeugen, die das Ableben des Genannten bestätigen können, mögen sich bitte mit einer Postkarte melden bei: Frau Margarete Reisner, 7012 Schmiden, Friedrichstraße 7, Krs. Waiblingen.

*

Wer kann bestätigen, daß **Maria Winter** verw. **Jakob** geb. **Laut,** die das Licht der Welt **1885** in **Georgshausen (Velika Greda), Krs. Werschetz,** erblickte, und **Johann Winter,** geb. **1892** in **Georgshausen,** seinerzeit im Lager **Werschetz** verstorben sind? Ich benötige diese Auskunft dringend, zumal ich über den Tod meiner Mutter und meines Stiefvaters keine Papiere besitze und deshalb bis heute keinen Lastenausgleich erhielt. Zweckdienliche Mitteilungen sind erbeten an: Adam Jakob, 8252 Taufkirchen

*

Wer weiß näheres über die Familie **Jakob Schlat** und Frau **Elisabetha geb. Lösch,** geb. in **Groß-Kikinda,** jugosl. Banat? Sie waren wohnhaft in **Brod** auf der **Britz-Ziegelei.** Um Nachricht bittet die Schwägerin Eva Lesch, 7601 Müllen, Bahnhofstraße 39.

Fern der alten Heimat †

Wien. — Im Alter von 86 Jahren wurde hier unsere aus Batsch-Sentiwan stammende Landsmännin Regina Seidl geb. Sihn vom Allmächtigen abberufen und am 25. Oktober d. J. auf dem Kagraner Friedhof zu Wien zur letzten Ruhe gebettet. Zahlreiche Landsleute und Einheimische nahmen an ihrer Beerdigung teil. Sie wird zutiefst betrauert von den Kindern Martin und Eva, sowie von Enkeln und Urenkeln.

Orsingen. — Im Alter von 87 Jahren wurde Frau Katharina Torreiter verh. Dinjel aus Ruma vom Allmächtigen abberufen. Es trauern um sie die Kinder, Enkel, Urenkelkinder und weitere Verwandte in Deutschland und Österreich.

Ausstellung des Bundes der Vertriebenen

Auch Heimatmuseum in Böchingen/Pfalz nahm daran teil

Böchingen. — Das Kuratorium „Haus der Südostdeutschen" in Böchingen/Pfalz war gerne dem Ersuchen des Landesverbandes des BdV gefolgt, aus dem reichhaltigen Material des Museums einige wertvolle Stücke auszuwählen und diese in der Ausstellung des Bundes der Vertriebenen im kurfürstlichen Schloß zu Mainz, wo man wertvolle Gegenstände aus allen Vertreibungsgebieten sehen konnte, auszustellen. So wurde u. a. eine Bibel gezeigt, die im Jahre 1781 bei Lauderer in Ofen (Buda), Ungarn, erschienen ist. Die reichhaltigen biblischen Bilder sind alles Kupferstiche. Ein weiteres seltenes Buch: „Origines et occasys Transsylvanorum" (1670) und „Der Siebenbürgische Würgengel" (1670) wurden bei Stephan Jüngling in Hermannstadt gedruckt. Diese Werke haben bei den Betrachtern großes Interesse gefunden. Auch die „Lieblinger Braut" mit ihrem einmalig schönen Kopfschmuck lockte die Ausstellungsbesucher. Ganz besondere Beachtung fand jedoch die „Donauschwäbische Kette", gestaltet von dem akad. Metallbildhauer, Lm. Julius Schramm. Die Kettenglieder, aus Silber gefertigt, stellen den Schicksalsstrom der Donauschwaben, die Donau, dar. Die Goldplaketten zwischen den Kettengliedern zeigen Ulm, Regensburg, Wien, Fünfkirchen, Apatin, Peterwardein und Temeschburg, also die wichtigsten Stationen der Südost-Auswanderer. Lm. Franz Helfrich, Ulm, der uns dieses Kleinod für diese Ausstellung lieh, sei auf diesem Wege herzlich gedankt. Im übrigen hat auch das Fernsehen dieses donauschwäbische Kleinod gefilmt.

Im ganzen gesehen, war diese Ausstellung — welche vom 20. September bis 4. Oktober d. J. geöffnet war — ein großer Erfolg für den Bund der Vertriebenen.

Theodor Walter

Verein „Haus der Donauschwaben e. V."

Ausschreibung von Bauarbeiten

Der Verein „Haus der Donauschwaben e. V." hat folgende Bauarbeiten zu vergeben:

Neubau Haus der Donauschwaben

Erd-, Kanal-, Beton-, Stahlbeton-, Maurer- und Isolierarbeiten, Stahlbetonfertigteile
— ca. 5200 cbm —

Angebotsunterlagen liegen beim Städt. Hochbauamt Sindelfingen, Stuttgarter Str. 9/I, Zimmer 4, zur Abholung auf.

Angebotseröffnung: **am Dienstag, dem 3. Dezember 68, 10 Uhr,** beim Städt. Hochbauamt Sindelfingen, Zi. 3.

Gruber, 1. Vorsitzender

Sonderangebot!

Sehr gute Oberbetten und Kissen

Größe 130/200 Füllg. 6 Pfd. gute daunige Federn	DM 68,—
Größe 130/200 Füllg. 5 Pfd. Gänserupffedern	DM 95,—
Größe 130/200 Füllg. 5 Pfd. weiße Gänsehalbdaunen	DM 128,—
dazu passende Kissen 80/80	DM 24,— 32,— 42,—

Inlett in den Farben Rot, Blau, Grün, Erdbeer echtfarbig, federdicht.
Lieferung verpackungsfrei franko dort Garantie, bei Nichtgefallen Geld zurück. Versand Nachnahme.

Breisgauer Bettenversand, 7831 Oberhausen

Es lohnt sich!



Preise stark herabgesetzt für Schreibmaschinen aus Vorführung und Retouren, trotzdem Garantie u. Umtauschrecht. Kleinste Raten. Fordern Sie Gratiskatalog Z 187

NÖTHEL Deutschlands großes Büromaschinenhaus
A. G. — M. Z. H.
34 GÖTTINGEN, Postfach 601

Donauschwaben
kaufen
Awe-Waffel-Oblaten
Gr. 27x38 — immer fabrikfrisch

Karton 2x25 St. 2 Sort.	DM 8,50
Karton 3x25 St. 2 Sort.	DM 12,30
Karton 4x25 St. 2 Sort.	DM 16,—

Original-ungar. Paprika

in Frischhaltebeutel	250 g	500 g
Delikateß Ia	1,80	3,50
Edelsüß Ia	1,70	3,95
Süß Ia	1,60	3,15
Halbsüß Ia	1,50	2,90
Rosen-scharf	1,35	2,60
Extra-scharf	1,50	2,95
Salonzucker, candiert		3,70
Salonzucker, Schoko.		4,40

Echt-ungar. Imker-Honig

netto	1 kg	2,5 kg	4,5 kg
Akazienblüten	5,45	13,45	23,30
Lindenblüten	5,15	12,45	21,45
Vielblüten	5,—	12,10	20,40

Sämtliche Back- und Schlachtgewürze, Mohn, Kakao, Bärenzucker, Platzmais, Franzbranntwein u. a. laut Preisliste.
(Ab 25,— DM 4% u. ab 50,— DM 5% Rabatt)

Adam Weiss
7182 Gerabronn
Postf. 41/R

Werbt neue Bezieher für den „DONAUSCHWABEN"

Heirat

Auch mittelloses Mädchen, bis 38 J., zur

Ehepartnerin

gesucht. Bin ledig, evang., 41/170, dunkelblond, Nichtraucher, habe neues eigenes Haus, Wert DM 150 000,—, außerdem Bargeld DM 80 000,—.
Zuschriften erbeten unter R 392 an „Der Donauschwabe", 708 Aalen, Postfach 125.

Erinnerungen an Ernsthausen

Nach Notizen v. Lm. Sebastian Gärtner, zusammengestellt und ergänzt v. Paul Otto Habermann

Im vorigen (ersten) Bericht der „Erinnerungen an Ernsthausen" handelte es sich im letzten Kapitel um „Frohe Begebenheiten im Jahreslauf"; und am Ende dieses Kapitels war dann die Rede von „Aktionen" während der Tage des Pfingstfestes. Bevor wir nun in der Reihenfolge des besonderen Ernsthausener Brauchtums im Jahreslauf fortfahren, soll jedoch erst noch etwas über das dortige Brauchtum am jeweiligen letzten April- und ersten Maitag zwischendurch erzählt werden ...

Paul Otto Habermann

„Hexengift"

Alljährlich am letzten Apriltag waren in Ernsthausen die Kinder emsig damit beschäftigt, möglichst viele grünbelaubte Äste von den Holunderstauden zusammenzutragen und diese überall in Haus und Hof zu verteilen. Uraltem Brauch gemäß sollte dadurch jeglicher böse Einfluß von Hexen gebannt werden können. Leider kann der Chronist nicht berichten, ob danach dann auch selbige (Hexen) gesehen wurden, wie sie „mit Geheul und Sturmgebraus", auf einem Besenstil reitend, aus dem Dachkamin herausschossen und — natürlich bis zum letzten Apriltag des nächsten Jahres — in den Lüften verschwanden ...

Brauchtum im Mai

Während der Nachtstunden zum 1. Mai waren die Rekruten in den Dorfgassen unterwegs, um sog. „Maibäumer" vor ganz bestimmten Häusern zu stecken. In der Regel waren es ganz gewöhnliche Stangen, die mit Holundergrün bekränzt waren. Stangen mit Fahnen in den Staatsfarben wurden beim Ortsrichter, bei den Geschworenen, beim Notar, dem Pfarrer, dem Kommandanten und dem Präses der Feuerwehr sowie vor dem Feuerwehrheim gesteckt. Während an den Stangen vor den Wirtshäusern außer dem Holundergrün noch je eine Flasche befestigt war, ist jene vor der Kirche mit den Farben der Staatsfahne gestrichen worden, an der dann an der Spitze noch eine große Fahne befestigt worden ist. Die Stange bei dem Platz der „Drei Kreuze" war die einzige, die mit Flieder geschmückt war ... Jeweils am Abend des 15. Mai wurden diese „Maibäumer", bei schneidiger Marschmusik, von den Rekruten wieder herausgerissen, wofür sie dann stets überall mit einer Geldspende bedacht wurden (eine Ausnahme wurde mit jenen der „Maibäumer" gemacht, die vor der Kirche und am Platz der Drei Kreuze gesteckt worden waren und die erst am letzten Maitag entfernt wurden).

Fronleichnam in Ernsthausen

Mit Wehmut werden die Ernsthausener wohl auch des Fronleichnamsfestes gedenken, das sie alljährlich mit ehrfurchtsvoller Anteilnahme und „mit Pracht und Herrlichkeit" gefeiert haben. In allen Häusern wurden zu diesem hohen Kirchenfeste Blumenkränze gebunden und in die Kirche sowie in die Kapellen getragen; diese Blumenkränze galten für jedes Kreuz, für die Verstorbenen sowie für das jeweilige Haus. In Ernsthausen stand das Gotteshaus inmitten gepflegter Parkanlagen, und rund um diesen Park waren schmucke Häuser; dieser Ortsteil hieß in Ernsthausen: das Rundell (ist gleichbedeutend mit Rondell). Dieses Rundell bestand aus vier (Häuser-)Vierteln, in denen je eine kleine Kapelle errichtet war. Am Fronleichnamsfest war nun das Innere der Kirche sowie der Kapellen, aber auch die Gegend ringsumher, in ein Blumenmeer verwandelt. Die feierliche Prozession war eine einzige, riesige farbenprächtige Menschenschlange; die mächtigen ehernen Stimmen aller Glocken, die Böllerschüsse, Gebete, Gesang und Musik waren oft ein einzigartiger gewaltiger Zusammenklang oder wechselten einander ab. Anschließend war feierliches Hochamt, wobei glaubensstarke deutsche Menschen ihrem Herrgott gaben, was diesem gebührt ...

Erntedank

In stetem Wechsel folgten im Jahreslauf Saat und Ernte; nach fleißiger, harter Arbeit gab es auch frohe Feste. Auch in Ernsthausen hieß die Krönung der Feste: Erntedank (und zugleich Kerweih). War jeweils der 1. November ein Tag zwischen Mittwoch und Sonntag, so wurde das Erntedankfest am zweiten November-Sonntag gefeiert; war es ein Tag vor dem Mittwoch, feierte man es am ersten Sonntag im November ... Der Herrgott hatte die Arbeit gesegnet, und reich waren die Erträge an allen Produkten während der Erntezeit. Im Gotteshaus war es dann auch zum Erntedankfest ein ehrliches Gott-Danken für all die überreichen Ernteerträge. Ja, und anschließend folgte dann allüberall bei unseren deutschen Menschen dort unten in ihren Heimen, in ihren Kellern sowie in den Wirtshäusern ein fröhliches Feiern ... Manchmal sollen drei Tage dafür nicht ausgereicht haben ... manchmal auch in Ernsthausen nicht.

Zwischen-„Fasten"-Zeit

Zwischen dem Feste Allerheiligen und dem ersten Weihnachtsfeiertag spielte sich das Leben, auf dem Sektor „Vergnügungen", wohl in allen den vielen Schwabendörfern dort unten unter den gleichen Bedingungen ab: Vor Kathrein gab es noch einige Tanzveranstaltungen und am Kathreintag selbst (25. November) endeten diese Veranstaltungen mit dem Kathreinball. Nun begann eine (Tanz-) „Fastenzeit" bis zum zweiten Weihnachtsfeiertag. Während dieser „Zwischenzeit" beschäftigten sich die Frauen und Mädchen mit Spinnrad und Stricknadeln; zu solchen Gelegenheiten stellten sich dann „selbstverständlich" zur Abendzeit stets eine Anzahl (Verhandlungs-) Partner ein, die aus dem „feindlichen Lager" kamen. Und bei Necken und Scherzen und fröhlich-lustigen Liedern wurden so manche, zunächst wohl noch geheime „diplomatische Beziehungen" angeknüpft, die später oft auf Lebenszeit ausgedehnt wurden ...

Mit Musik von der Wiege bis zum Grabe

Wo und wann es eine Kindstaufe gab, hatte es auch Taufpaten gegeben. Und waren diese jeweiligen Taufpaten jung und — stolz, so war es selbstverständlich, daß für die Tauffeier auch Musikanten genommen wurden, die dem neuen Schwabenbürger bei dessen erstem „Ausgang" — natürlich — etwas Lustiges vorspielten ... Stets wurde ein solcher Taufzug von einer Schar Kinder begleitet. Und was sie immer wieder laut und in gleichem Rhythmus riefen, hieß: „Süß God, sauer Phad!" — Ja, und für diese ihre „Mitarbeit" wurden sie jeweils reichlich mit süßen Zuckerln entschädigt.

Wie war es nun bei den Hochzeitfeierlichkeiten? Da gab es wohl keine, bei der nicht eine Blechmusik mitwirkte. Selbst bei einer noch so bescheidenen Hochzeitsfeier mußte zumindest eine Ziehharmonika zum Tanz aufspielen. Zur Zeit, wo auch in Ernsthausen noch allgemein die herkömmliche Tracht der Mütter getragen wurde, war die Braut schwarz angezogen; während der Zeit kurz vor dem Krieg sind auch schon mehrfach weiße Brautkleider getragen worden.

Und schließlich wurden auch beim „letzten Gang" eines unserer donauschwäbischen Erdenbürger entweder von einer Musikkapelle einige Trauermärsche gespielt oder aber sind vom Gesangverein am offenem Grabe einige ergreifende Lieder gesungen worden. — Ja, es war schon so: Während jener Zeit, wo in unserer alten Heimat noch Frieden und Eintracht unter den Menschen verschiedener Volkszugehörigkeit herrschten, sind unsere Schoweleit in der Tat mit Musik und Gesang durch ihr Erdendasein, also „von der Wiege bis zum Grabe", begleitet worden ...

Weihnachten in Ernsthausen

Nun kommen wir zur letzten Etappe des Gedenkens an Begebenheiten, die sich im Jahreslauf in der alten Heimat abgespielt haben: zum schönsten Fest des Jahres ...

„O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit ..." — So beginnt eines der ergreifendsten Weihnachtslieder. Ja, und bald ist es wieder soweit; bald feiern wir wieder das innigste aller Feste, das überall, nicht nur im deutschen Sprachraum von deutschen Menschen gefeiert wird. Auch in Ernsthausen ist es nicht anders gewesen; auch hier ist es als ein Fest der Liebe, ganz besonders aber auch als ein Fest der Kinder gefeiert worden. Wer brav war von den Kindern, zu dem kam das Christkindl, wer es nicht war, der ging „leer" aus. Ein schon lange herbeigesehntes Ereignis für die Kinder war wohl stets, wenn sie unterwegs sein durften, „um 's Weihnachtssach z'sammz'-trage" ... Erwähnenswert wäre noch, daß in Ernsthausen am zweiten Weihnachtsfeiertag von den Weingartenbesitzern je eine Flasche Wein zur Segnung in die Kirche getragen wurde ... Am vierten Feiertag (Unschuldige Kinder) hatten entweder die Mütter oder — wie es in der Regel der Fall war — die Großmütter eine kleine Rute genommen, mit der alle Angehörigen der Hausgemeinschaft „geschlagen" wurden. Dieses „Frisch-und-gesund-Schlagen" war uraltes Brauchtum, bei dessen Anwendung durch den Ausübenden auch stets die Worte „Frisch und g'sund" gesagt wurden ... Wer kann sie jemals vergessen, jene „selige, fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit", wie sie deutsche Menschen in der alten Heimat haben feiern dürfen? — —

Noch ein paar Worte auf den Weg

Bei all dem, was vorstehend gesagt wurde, ist heute die Erinnerung ein wehmütiges Gedenken an unvergeßliches Erleben, an unvergeßliche Feiertage einst in der alten Heimat. Und von den Feiertagen waren es wohl ganz besonders jene, für die ein Dichter die folgenden ergreifenden Worte gefunden hat: „Süßer die Glocken nie klingen, als wie zur Weihnachtszeit; es ist, als ob Englein singen, wieder von Frieden und Freud' ..." — Ja, Friede und Freude, das gab es in unseren deutschen Dörfern dort unten im Südosten Europas immer wieder. Jahrhunderte hindurch ... bis auf d e n Tag! Und das war der Tag, an dem für unsere Menschen dort unten der Friede zerbrach, nein, brutal zerbrochen wurde; es war der Tag, der für viele, viele von ihnen das Grauen brachte ... Für Ungezählte von diesen unseren **unschuldigen** Menschen bedeutete dies aber noch weit, weit Schlimmeres: es bedeutete ein unvorstellbar grauenvolles Sterben. Für die Überlebenden, die jenem Grauen entrinnen konnten, gab es später irgendwo ein „Neues Jahr". **Möge für diese alle das alljährliche Weihnachtsfest irgendwo in einer neuen, freien Heimat und möge auch der jeweilige Neujahrstag immer wieder anregen zu treuem Gedenken an die alte geraubte Heimat und an unsere Toten, und darunter ganz besonders an jene, die dort grauenvoll sterben mußten. So bleibt die geraubte Heimat für immer eine „Heimat im Herzen", in der auch jene Toten für alle Zeit eine Heimstatt haben. — — —**

(Fortsetzung folgt)

Monatsversammlung in Ludwigsburg

Die nächste Monatsversammlung der Kreis- und Ortsgruppe Ludwigsburg der Landsmannschaft der Donauschwaben findet am Sonntag, dem 1. Dezember d. J., ab 14 Uhr, im Gasthaus „Piroschka" (Ludwigsburg, Kronenstr. 2) statt. Beginnend mit dem 1. Dezember werden die Monatsversammlungen in diesem Gasthaus abgehalten. Alle Mitglieder und alle Donauschwaben, die Mitglied der Landsmannschaft werden möchten, sind recht herzlich zur Monatsversammlung eingeladen. Sollte aber einer nicht kommen können, jedoch ein Anliegen haben, dann wird er gebeten, sich schriftlich wenden zu wollen an: Martin Reinhardt, Landsmannschaft der Donauschwaben, 714 Ludwigsburg, Alter Ossweiler Weg 71. Martin Reinhardt

Fahrt zum Gedenkstein

Auch in diesem Jahr findet am 24. November (Totensonntag) um 11 Uhr am Gedenkstein der Toten und Opfer unserer Heimat in Landau/Pfalz Kranzniederlegungen statt. Der Landesvorstand der Donaudeutschen Landsmannschaft Rheinland/Pfalz ruft hiermit die Leitungen seiner Kreis- und Ortsverbände sowie die Landsleute auf, an dieser Fahrt und Gedenkstunde recht zahlreich teilzunehmen und Kränze oder Blumengebinde niederzulegen.

Donauschwäbische Ortsneckereien (47)

Von Dr. Anton Peter Petri

„Triebswetter, Triebswetter, schöne Stadt, Kukrutsknödeln, und die nicht satt! Große Schüsseln und wenig drin, Der Teufel möchte aus Triebswetter sein!" (tribswetər, tribswetər, scheeni stat, kukrutskneedlə, un tii nit sat, groosi schisl un wenich trin, dər teiwl mecht aus tribswetər sin); **„Ein Papiljon, hole einen Gajuken — und auf den Muren hocken Mucken"** (ə papilijon, hol ə kajukə — un uf də muurə hukə mukə) (vgl. franz. papillon = Schmetterling; lothr. kajoo = Kieselstein (franz. caillou); lothr. muur = Maulbeere; mukə = Mücken); **Triebswetterer Meschaten** (ma. meschatə = weibliche Brust) (vgl. lothr. meschot, moschät); **„Geh, laufe geschwind beim (zum) Schneider, hole um (dem) Vater sein neues Gewand!"** (kee, laaf kschwint pam schnaidər, hol um fatər sai naiəs gəwant!); **„Der Mutter sein Fürtuch (= Schürze) ist blau"** (ti mutər sai firtuch is ploo).

256. **Tschakowa**, B: **Krötenschlächter** (krotəschlachtər).

257. **Tschanad**, B: **Krautköpfe** (krautkhep); **Krautschwaben** (krautschwoowə); **Paprikaköpfe** (paprikakhep); **Schanader Mimmen** (schanadər miimə) (lat. mamma = Brüste) (ma. = Tante, ältere Frauen); **Schanader Sauerkraut mit Schinken** (schanadər suurkrut mit hembərschtrempl); **Die Schanaden** (tii schanadn).

258. **Tschatalia**, Ba: **In Tschatalia sind die Roten!** (in tschataalia sain ti roodi); **In Tschatali — waren die Roten alle!** (in tschataali — waarə ti roodə ali).

259. **Tschene**, B: **Liliputzer** (liliputsər) (vgl. Kindersprache Lilli = Ente).

260. **Tscherwenka**, Ba: **Argmacher** (aarichmachər); **Bärenjäger** (päärəjechtər);

Bruch-
Leidende. Heilungsmöglichkeit durch DB-Patent. Schrift über Bruchheilung kostenlos. Heilprakt. Josef Thalmaier, 82 Rosenheim, Innstraße 76

Donauschwäbische Gedenktage

26. November 1938:

„Volksbund der Deutschen in Ungarn" gegründet

Die Regierung des Grafen Karolyi hatte im Jahre 1918 den Deutschen in Ungarn territoriale und kulturelle Autonomie versprochen. Diese Autonomie wurden den Deutschen im Januar 1919 auch gewährt und konnte sich unter der kommunistischen Herrschaft Bela Kuns erhalten. Nach dem Friedensschluß von Trianon, der die neuen Grenzen festlegte, ging Ungarn in der Nationalitätenpolitik die altgewohnten Wege. Unter dem Druck, unter der Bedrohung einer Madjarisierung alten Stiles, fand das Deutschtum nur mühsam zur Selbstbesinnung und Selbsthilfe. Die Überfremdung, mit allen ihren Erscheinungen, wirkte bewußt und unbewußt in allen Bereichen des öffentlichen, kulturellen, wirtschaftlichen und politischen, ja sogar privaten Lebens. Die Bedrohung und Unterdrückung der Deutschen konnte auch dadurch nicht beseitigt werden, daß sich an die Spitze der deutschen Abwehrbewegung der gewesene Nationalitätenminister Jakob Bleyer (1874 bis 1933) stellte. Seinen Bemühungen ist das Zustandekommen des „Ungarländischen Deutschen Volksbildungsvereines" zu verdanken, dessen Gründungsversammlung am 3. August 1924 in Budapest stattfand.

Bald nach Bleyers Tod sammelte sich aus den Kreisen seiner engsten Mitarbeiter um Dr. Franz Basch (1901 bis 1946) als oppositionelle Gruppe die „Volksdeutsche Kameradschaft", da der „Volksbildungsverein" immer ausschließlicher zu einem Werkzeug der Regierung und ihrer Exponenten in der Leitung dieser einzigen Organisation der Deutschen in Ungarn geworden war. Der von der Regierung gestützte Vorsitzende Gustav Gratz erklärte als die Aufgabe des Volksbildungsvereins, das ungarländische Deutschtum über den Weg der seelischen Assimilation in das ungarische Staatsvolk zu überführen. Die Madjarisierung wurde mit allen Mitteln vorangetrieben. Die Zahl der Namensmadjarisierungen betrug 1933 bereits 100 000.

Gegen diese schamlose nationale Unterdrückung und Überfremdung setze sich Dr. Franz Basch mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit zur Wehr. Seinen Bemühungen ist die Gründung der unabhängigen Kulturorganisation „Volksbund der Deutschen in Ungarn" am 26. November 1938 zu verdanken. Die Genehmigung des Volksbundes durch die Regierung ist sicherlich auch der veränderten innen- und außenpolitischen Lage Ungarns zu verdanken. Die ungarische Regierung mußte sich klar werden, daß mit den erhofften Grenzkorrekturen Gebiete mit zahlenmäßig starken Volksgruppen zu Ungarn kommen werden, unter ihnen auch zahlreiche Deutsche, die in den Nachfolgestaaten durch Aktionen der Selbsthilfe und staatliche Zugeständnisse zu nationalen Errungenschaften gelangt waren, auf die sie nun in Ungarn nicht zu verzichten bereit waren. Mit einem Volksbildungsverein Gratzscher und Pintérscher Prägung waren diese Deutschen nicht mehr abzuspeisen.

Die Einstellung der Deutschen in Ungarn zu dieser Zeit wird folgendermaßen gekennzeichnet: „... Das Staatsvolk neigt gerne zur Auffassung, daß durch wirtschaftliche und soziale Maßnahmen dem völkischen Unbefriedigtsein abgeholfen werden könne. Das mag wohl im großen und ganzen für das Mehrheitsvolk zutreffen, für die Volksgruppen ist aber nicht so sehr die wirtschaftliche Lage bestimmend, sondern **die Sicherung ihres eigenvölkischen Bestandes.** Einfach gesprochen: nicht nur das Brot, sondern auch die Sprache und nicht so sehr der Reichtum und Überfluß als die nationale Kultur und artbedingte Lebensweise ..."

„Mit seinem Volkstum steht und fällt jedes Volk. Völker, die aus eigener Kraft sich einen Staat bilden und halten können, schützen das Volkstum ihres Staatsvolkes von selbst, mit allen ihren Gesetzen und ihrer ganzen staatlichen Ordnung. Volksgruppen müssen ihr Volkstum zumeist allein schützen. Sie müssen sich für ihren Volkstumsschutz eigene völkische Bollwerke schaffen, die sie zusammen mit ihren eigenen Führern, denen sie ihr ganzes Herzensvertrauen schenken, aufbauen und unaufhörlich in Tätigkeit halten." Ein solches Bollwerk sollte für die Deutschen in Ungarn der Volksbund werden. Was die Deutschen erstrebten, war von Dr. Basch zu wiederholten Malen bekanntgegeben worden und wurde auch bei der Gründungsversammlung des Volksbundes von ihm verkündet: 1. Anerkennung des Grundsatzes der Volksgemeinschaft und der Rechtspersönlichkeit der Volksgruppe. 2. Lösung der Schulfrage ohne Elternbefragung, durch imperative Bestimmung im Sinne des in Kraft bestehenden Gesetzartikels 38 vom Jahre 1868. Der doppelsprachige Unterricht kann nur ein Übergang zum muttersprachlichen Unterricht bei natürlicher Beachtung der gesetzlichen Bestimmungen bezüglich des Unterrichtes der Staatssprache sein. —

Heranbildung deutschvölkischer Lehrkräfte in einer eigenständigen deutschen Lehrerbildungsanstalt, wie sie die deutschen Volksgruppen in den Nachfolgestaaten besitzen. Unverzügliche Ausgabe der zum Unterricht notwendigen deutschen Schulbücher. Aufstellung deutscher Bürger- und Mittelschulen und nicht zuletzt sofortige Umwandlung sämtlicher Kindergärten in solche mit deutscher Beschäftigungssprache. 3. Ungehinderte Möglichkeit zur Schaffung von Tages- und Wochenzeitungen. 4. Praktische Möglichkeit zur Gründung von Vereinen und Verbänden auf sämtlichen Lebensgebieten unseres Volkes, ganz besonders von Jugend- und Volkswohlfahrtsorganisationen. 5. Gewährung von Sammlungen in Form von freiwilligen Spenden im ganzen Lande. 6. Religionsunterricht, Predigt, Kirchengesang und Gebet ausschließlich in der Muttersprache. Aufstellung wenigstens eines Priesterseminars. 7. Nötigenfalls Zusammenfassung unseres Volkes in einer eigenen politischen Partei.

Nach der Gründung setzte sich der Volksbund satzungsgemäß für die Verwirklichung dieser Forderungen ein. Um seine Ziele und Aufgaben erfüllen zu können, wurden in allen deutschen Siedlungsgebieten des Landes Ortsgruppen, Kreis- und Gebietsverbände des Volksbundes gebildet. jvs

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(41. Fortsetzung)

Hier sei bemerkt, daß Dr. Kausch in seinem Buch behauptet, daß sich auch Dr. Eschker an der Abordnung beteiligte, die die Anschlußerklärung dem Rumänischen Regierungsrat in Hermannstadt übergab, was aber nicht den Tatsachen entspricht: Dr. Eschker billige zwar den Anschluß, stand aber mit der Gegenpartei (Dr. Muth, Dr. Kräuter) schon zu dieser Zeit in enger Tuchfühlung; er war auch der **erste,** der zu ihr überging. Unrichtig ist derner, daß Andreas Dammang mit der Abordnung nach Paris fuhr: er wurde zwar wegen seines französisch klingenden Namens vorgeschlagen, blieb aber zu Hause.

Die Denkschrift an die Friedenskonferenz

Die Pariser Abordnung überreichte durch Vermittlung des rumänischen Delegierten bei der Friedenskonferenz, Alexander **Vaida-Voevod,** die Anschlußerklärung der Banater Schwaben in Rumänien.

Aus der ausführlichen Denkschrift seien folgende Stellen erwähnt:

„Die am 10. August 1919 in Temeswar abgehaltene Nationalversammlung der Banater Schwaben hat uns bevollmächtigt, die Interessen des schwäbischen Volkes vor dem Friedenskongreß zu vertreten. Diese Schwabenversammlung wurde von den leitenden Männern der **nationalen Institutionen** einberufen und es waren die Repräsentanten sämtlicher von Schwaben bewohnter Gemeinden anwesend. Die Versammlung konnte erst nach Abzug der serbischen Truppen aus Temeswar abgehalten werden, weil die Serben die Bewilligung zur Abhaltung der Versammlung nur in dem Falle geben wollten, wenn wir uns verpflichtet hätten, das ganze Banat für Serbien zu fordern. Einige Tage nach dem Einzug der rumänischen Truppen haben die führenden Männer des Schwabenvolkes die genannte nationale Versammlung sofort einberufen. An dieser nahm auch jener Teil der Schwabenbevölkerung teil, welcher von den Serben okkupiert ist, damit die zu erbringenden Beschlüsse als jene des Schwabenvolkes betrachtet werden können." Es folgen dann die Schilderungen der kulturellen und wirtschaftlichen Nachteile, die durch die Teilung des Banates entstehen und „es genügt" — heißt es in der Denkschrift — „wenn wir erwähnen, daß die fast ausschließlich von Schwaben bewohnten großen Städte wie **Werschetz, Weißkirchen und Hatzfeld,** deren wirtschaftliches und gewerbliches Bestehen an Temeswar gebunden ist, noch unter serbischer Herrschaft leben müssen und dadurch dem sicheren Verderben ausgesetzt sind." Dann wurde der Beschluß überreicht.

Man müßte annehmen, daß die Denkschrift, die in Paris in französischer Sprache überreicht wurde, ins Deutsche rückübersetzt wurde, so schlecht sind die Formulierungen und so miserabel die Sprache der Denkschrift.

Die Auszüge des Memorandums stammen aus dem Buche Dr. Kauschs. Die „Deutsche Tagespost" in Hermannstadt veröffentlichte in ihrer Ausgabe vom 3. Oktober 1919 den ganzen Wortlaut der Denkschrift, doch war dieser Jahrgang der Zeitung hier nicht mehr aufzutreiben.

Auch Dr. Krischan erwähnt in seiner Bibliographie „Das Schicksal des Banates 1918/20" die Denkschrift in **französischer** Sprache: „Frecot Etienne, André Buschmann, François Timon et Thomas Fernbacher, Délégation des Souabes du Banat à la conference de la paix. L'unité du Banat, Situation économique du Banat, Paris 1919, 15 Seiten. (Die Delegation der Banater Schwaben bei der Friedenskonferenz. Die Einheit des Banats. Die Wirtschaftslage des Banats, Paris 1919).

Ohne Ergebnis

Nach seiner Rückkehr aus Paris berichtete der Delegationsführer Dr. Stefan Frecot am 27. September 1919 in der „Deutschen Wacht" über die Überreichung der Anschlußerklärung u. a.: „Die von den Banater Schwaben zur Friedenskonferenz gesandte Delegation fand die Banater Frage in der jetzigen Form **erledigt.** Die Delegation verfaßte ein Memorandum, in welchem die Unteilbarkeit des Banates bewiesen wurde. Die Delegation sprach bei den Vertretern der Großmächte, bei den Mitgliedern des Zehnerrates vor, wobei besonders die schweren Folgen der jetzigen Teilung hervorgehoben wurden. Im allgemeinen **würdigten** die Mitglieder der Friedenskonferenz die vorgebrachten Argumente und versprachen, **daß sie den Willen des schwäbischen Volkes, wenn die Frage wieder auf die Tagesordnung kommt, respektieren werden".**

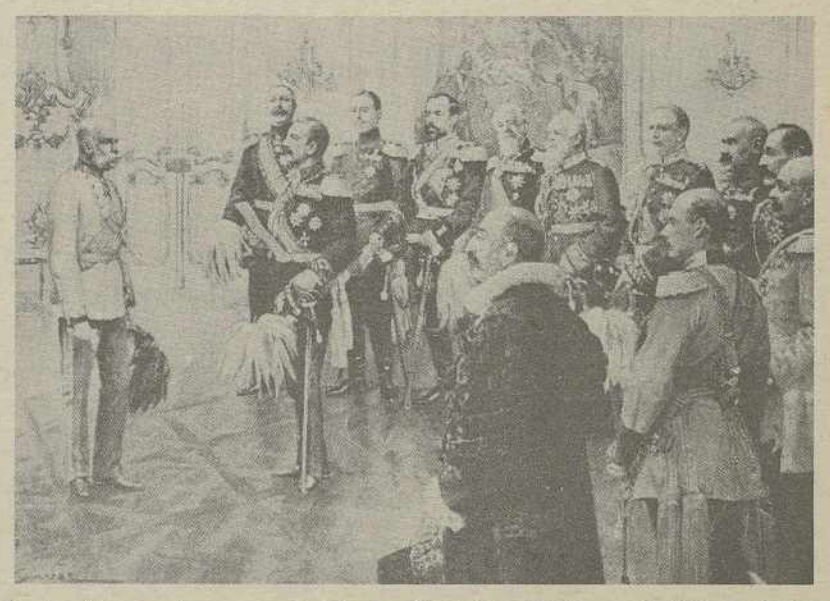
Mit dieser Höflichkeitsfloskel wurde die Sache ad acta gelegt: so wie die im Jahre 1849 an den österreichischen Kaiser gerichtete Eingabe „demüthigst im **Namen aller** deutschen Gemeinden kniefällig zu bitten: Allerhöchst dieselben möge auch uns, unter dem Namen **eines deutschen Grafen, nach dem Vorbilde des Sachsengrafen in Siebenbürgen ein unmittelbares Oberhaupt einzusetzen geruhen", ohne Erfolg blieb,** hatte auch die Forderung, das ganze Banat an Rumänien anzuschließen, keinen Einfluß mehr auf die Zugehörigkeit des Banates. Aber auch das von Graf Apponyi im Auftrage des Schwabenrates der Friedenskonferenz überreichte Memorandum, das ganze Banat bei Ungarn zu belassen, wanderte in den Papierkorb der Konferenz.

Im Jahre 1849 trugen bekanntlich 12 Heide-Gemeinden im Namen **aller** deutschen Gemeinden ihre Bitte dem Kaiser vor; am 8. Dezember 1918 forderte eine Versammlung von 500 Teilnehmern die Autonomie für das **ganze** Banat und die Batschka und im Jahre 1919 wurde der Anschluß im Namen **aller** Schwaben erklärt. Ob die Akteure dieser Aktionen das Recht hatten, **im Namen des ganzen schwäbischen Volkes zu sprechen,** ist zweifelhaft, bedeutungsvoll erscheint es aber, daß wenigstens Teile unseres Volkes ihren politischen Willen auf internationaler Ebene zum Ausdruck brachten.

Hätte nach dem Zusammenbruch im Jahre 1918 eine weitblickende, politisch erfahrene und **einige** Führung den Willen des schwäbischen Volkes überzeugend formuliert, wäre unsere Politik in den Zeiten der staatsrechtlichen Umformung unseres Raumes sicherlich wirksamer zur Geltung gekommen.

Die „Anschlußerklärung" war **politisch richtig,** weil sie aber von dem propagandistisch **irregeführten** größeren Teil des schwäbischen Volkes **abgelehnt** wurde, **verlor sie viel an politischer Bedeutung.** Als historische Tatsache bleibt sie doch bestehen, obwohl sie in der „offiziellen" Geschichtsschreibung **verschwiegen** und in den neutraleren nur **am Rande erwähnt** wird. Das sei nun nachgeholt.

Eine merkwürdige, oft ins Lächerliche mündende Darstellung der Geschichte des „Anschlusses" finden wir in den „Erinnerungen" Dr. Kräuters. Zunächst behauptet Dr. Kräuter, daß der damalige Banater Führer des Rumänentums, Dr. Aurel **Cosma nach dem 21. 6. 1919** Dr. Muth in Anwesenheit von Dr. Kräuter und Dr. Andres(?) erklärte, daß „Maniu an die Banater Schwaben das Ansinnen eines Anschlusses, durch den sie aus ihrem Herzen eine Mördergrube machen müßten, **nicht** stelle, weil er für ihn keinen politischen Wert hätte, allenfalls nicht den Wert, den der Anschluß der Sachsen im Jahre 1919 gehabt habe". „Dr. Cosma, der Vertrauensmann Manius, teilte das **seinem Freund, Kollegen und Regimentskameraden mit,** um ihn vor einem **Reinfall** auf die Propaganda des Obergespans Heegn zu warnen, der für den Anschluß der Ostbanater (?) an Serbien werbe...", schreibt Dr. Kräuter. (Fortsetzung folgt)



Gratulationsempfang aus Anlaß des 60jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josephs. Dieses Photo stammt aus dem Bildarchiv der österreichischen Nationalbibliothek.

Die Donaumonarchie – Ruf und Nachruf

Die Geschichte kennt keine „Stunde Null"

„Die Grenzen der habsburgischen Donauländer wurden in den Atlanten gelöscht. Für den, der sie sehen will, bestehen sie jedoch immer noch, ohne Rücksicht auf Machtverteilung und soziale Ordnung. Die Früchte der Erziehungs- und Verwaltungstätigkeit jener k. u. k. Beamten aus den so verschieden gearteten Kronländern, Komitaten und Provinzen erwiesen sich als dauerhafter denn der Staat, der das alles erst ermöglichte". Eine kritische Bestandsaufnahme — Jahrzehnte nach dem Untergang der Donaumonarchie erstellt — bestätigt dieses Zitat aus dem Buch von Ersnt Trost: „Das blieb vom Doppeladler" im Wiener Verlag Molden. Einseitige, extreme Auffassungen erweisen sich immer wieder als unhaltbar: weder ist die Donaumonarchie ein Paradies noch ist sie ein Gefängnis der Völker gewesen. Immerhin hat sie als übernationale Staatlichkeit ihre historische Probe in einer Weise bestanden, die im Erfolg wie im Versagen bis zum tragischen Ende sichtbar machte, was alles auch bei zukünftigen gesamteuropäischen Lösungen stets zu bedenken sein wird.

Noch 1848 forderte der tschechische Historiker Palacky einen „Völkerverein", ein starkes Reich an der Donau; keine Aufsplitterung in Nationalstaaten könne Europa vor der russischen „Universalmonarchie" retten. Auch Bismarck konnte sich „keine für uns annehmbare Zukunft der Länder, welche die österreichische Monarchie bildeten, denken, falls letztere durch ungarische und slawische Aufstände zerstört oder in dauernde Abhängigkeit versetzt werden sollte. Was sollte an die Stelle Europas gesetzt werden, welche der österreichische Staat von Tirol bis zur Bukowina bisher ausfüllt?" Die geschichtliche Funktion der Donaumonarchie ist auch dadurch nicht entwertet, daß sie ihren Völkern erst so spät und widerstrebend nationalpolitische Zugeständnisse gemacht hat, bis der Zusammenbruch von 1918 alle Föderalisierungspläne vernichtete.

Das von Winston Churchill schon zwischen den beiden Weltkriegen über das alte Österreich gesprochene Urteil hat nach 1945 neues, furchtbares Gewicht bekommen: „Jahrhundertelang hatte dieser überlebende Körper des Heiligen Römischen Reiches ein gemeinsames Leben gewährleistet, mit Vorteilen im Handel und in der Sicherheit einer ganzen Anzahl von Völkern, von denen keines in unserer eigenen Zeit die Kraft und Vitalität hat, sich selbst zu behaupten... Alle die Rassen wollten sich von einem Bund oder Kaisertum losmachen, und ihre Wünsche zu ermutigen, wurde als liberale Politik betrachtet... Allen diesen Völkern oder Provinzen, welche das Habsburgerreich bildeten, hat der Gewinn ihrer Unabhängigkeit Qualen eingebracht, die die alten Dichter und Theologen für die Verdammten reservierten..."

Der Schriftsteller Ernst Trost, Angehöriger des Jahrganges 1933, ist durch die Nachfolgestaaten der k. u. k. Monarchie gereist und hat die Spuren des versunkenen Reiches für unsere Gegenwart aufgezeichnet.

Er vermittelt uns die Begegnung mit vielen Menschen aus allen Völkern des Raumes, der heute — mit Ausnahme Restösterreichs und des norditalienischen Gebietes — kommunistisch beherrscht wird. Das Buch ist frei von jedem sentimentalen Vorurteil und geht gerade dadurch zu Herzen. Es bewegt uns aus seiner besonderen Spannung, in der die Gegensätze von politischer Wirklichkeit und historischer Erinnerung miteinander verbunden sind. Statt einer Flucht in die Vergangenheit wird hier der erfolgreiche Versuch unternommen, Zeugnisse der Geschichte in ihrer heutigen Umwelt aufzusuchen, sie mit ihr zu vergleichen und dabei jene Atmosphäre zu erspüren, die auch durch die Kriege und Revolutionen dieses Jahrhunderts nicht völlig zerstört werden konnte.

Robert Müller-Sternberg (KK)

Aus dem Südosten gekommene Landsleute

Nürnberg. — In der Zeit vom 29. August bis 20. September d. J. sind über das Durchgangslager Nürnberg folgende Landsleute aus Rumänien, Jugoslawien und Ungarn in der Bundesrepublik eingetroffen und nach ihrer Registrierung zu ihren Angehörigen weitergereist:

RUMÄNIEN

Stelli Margarethe, 12. 6. 1896, Orschowa; Florian geb. Reingruber Anna, 2. 7. 1924, Horia/Arad; Hartig Wilhelm, 15. 6. 1920, Zeiden/Kronstadt; Hartig geb. Göbbel Rosa, 3. 9. 1924, Zeiden/Kronstadt; Daniliuc Olga, 9. 3. 1902, Galatz; Kaiser geb. Konrad Anna-Maria, 6. 11. 1902, Glogowatz; Schmidts Walter, 28. 6. 1899, Kronstadt; Schmidts geb. Schuster Hilde, 6. 1. 1901, Kronstadt; Schmidts Renate, 23. 9. 1933, Kronstadt; Cloos Berndt, 30. 11. 1943, Schäßburg; Frisch Franz, 21. 5. 1928, Arad/Curtici; Frisch Marianne, 3. 10. 1962, Arad/Curtici; Galu geb. Petersberger Gerda, 23. 4. 1926, Kronstadt; Hadbawnik geb. Zettel Agnes, 20. 11. 1916, Kimpolung/Buchenland; Hadbawnik Franz, 5. 9. 1942, Kimpolung/Buchenland; Keul Konrad, 28. 8. 1943, Klausenburg; Kieltsch geb. Gusbeth Hermine, 15. 8. 1904, Hermannstadt; Monda-Lang Heinz, 12. 9. 1925, Kronstadt; Monda-Lang geb. Kliem Hermine, 4. 12. 1928, Zeiden/Kronstadt; Monda-Lang Johannes, 12. 10. 1953, Zeiden/Kronstadt; Petri Oskar, 11. 7. 1928, Kronstadt; Petri geb. Plattner Karin, 9. 7. 1926, Hermannstadt; Petri Peter, 20. 11. 1955, Hermannstadt; Posch Jakob, 27. 8. 1906, Temeschburg; Posch geb. Petz Johanna, 17. 8. 1908, Temeschburg; Szötz geb. Pildner Luise, 16. 4. 1897, Kronstadt/Bukarest; Zimmermann Wilhelm, 4. 7. 1928, Hermannstadt; Zimmermann geb. Kieltsch Christa, 19. 10. 1937, Hermannstadt; Zimmermann Gert, 26. 10. 1960, Hermannstadt; Zimmermann Dorit, 11. 5. 1968, Hermannstadt; Piringer Wolfgang, 5. 10. 1944, Bukarest; Thomas geb. Kemendy Anneliese, 12. 5. 1931, Kronstadt; Speri Andreas, 5. 12. 1909, Mediasch-Badea; Speri geb. Fleischer Mathilde, 4. 8. 1919, Mediasch-Badea; Bartoi geb. v. Iskerski Anna-Maria, 5. 8. 1904, Czernowitz; Lingner Hildegard, 25. 10. 1921, Schäßburg; Teutsch geb. Hann Begina, 17. 1. 1906, Kronstadt; Drotleff Andreas, 19. 8. 1897, Kirchberg/Hermannstadt; Drotleff geb. Thies Eva, 21. 6. 1904, Kirchberg/Hermannstadt; Fischer Ferdinand, 10. 11. 1895, Radautz/Bukowina; Fischer geb. Petrovic Agathe, 31. 12. 1902, Radautz/Bukowina; Flügel Adam Karl, 11. 9. 1902, Bukarest; Flügel Constantin, 8. 4. 1940, Bukarest; Gelsinger Peter, 26. 5. 1927, Freidorf/Temeschburg; Metz Helmut, 23. 8. 1942, Gertianosch/Erfurt/Rum; Pojoga Dr. Nicolae, 9. 5. 1885, Hermannstadt/Kischinew; Pojoga geb. v. Junk Lidia, 27. 11. 1881, Hermannstadt/Kischinew; Pojoga Alexander, 23. 9. 1912, Bukarest; Szukop Francis, 20. 1. 1901, Reschitz; Werner Julius, 2. 5. 1887, Kronstadt/Graslitz; Werner geb. Werner Klara, 23. 6. 1892, Kronstadt/Graslitz; Werner Julius, 25. 3. 1912, Kronstadt/Graslitz; Willkomm Dr. med. Johann, 11. 5. 1930, Mercidorf/Temeschburg; Schramm Heinz, 19. 8. 1942, Temeschburg; Varady Dr. Nikolaus, 31. 1. 1893, Temeschburg.

JUGOSLAWIEN

Milinkovic Maria, 10. 3. 1895, Peterwardein; Egeto geb. Feketic Rosalia, 22. 8. 1898, Gr. Betschkerek; Egeto Ernö, 27. 1. 1929, Gr. Betschkerek, Fuks Anton, 19. 3. 1929, Kapan/Suhopolje; Fuks geb. Ginzer Anna, 17. 7. 1929, Bakic/Slatina; Fuks Anton, 14. 10. 1962, Suhopolje; Fuks Snjezana, 1. 2. 1965, Suhopolje; Gillmann Kaspar, 23. 11. 1932, Apatin/Priglewitz; Gillmann geb. Jerger Eleonore, 23. 9. 1934, Apatin/Priglewitz; Gillmann Rudolf, 21. 3. 1955, Apatin/Priglewitz; Hoffmann Josef, 28. 6. 1897, Kula/Apatin; Hoffmann geb. Katona Theresia, 2. 3. 1903, Apatin; Jerger geb. Repic Anna, 25. 12. 1907, Apatin; Jost Stefan, 16. 11. 1918, Hocheney/Celje; Kesegi Anton, 3. 8. 1904, Kernei; Kesegi geb. Schwager Barbara, 6. 1. 1907, Kernei; Kesegi Adam, 8. 12. 1952, Gunaros/B. Topola; Kesegi Janos, 3. 10. 1941, Kernei; Kesegi Franz, 26. 2. 1944, Kernei; Kesegi Barbara, 22. 2. 1947, Gunaros; Potocic Mato, 1. 11. 1931, Ovcara/Virovitica; Potocic geb. Magenheim Maria, 24. 12. 1933, Kapan/Virovitica; Potocic Matheis, 30. 5. 1952, Kapan/Virovitica; Potocic Johann, 7. 5. 1955, Kapan/Virovitica; Potocic Wilim, 3. 3. 1967, Kapan/Virovitica; Repic geb. Frason Theresia, 1. 11. 1885, Apatin; Ritmanic Richard, 26. 11. 1966, Varazdin; Serman Franz, 5. 1. 1922, Varazdin; Serman geb. Marinkovic Eva, 4. 12. 1928, Sasovac/Belovar; Serman Vesna, 4. 5. 1051, Varazdin; Serman Josef, 3. 9. 1947, Varazdin; Serman geb. Spiegel Stefanie, 14. 12. 1947, Varazdin; Bachmann geb. Pfaff Juliana, 10. 1. 1902, Pantschowa/Vojlovica; Jung geb. Pesti Margit, 2. 1. 1936, Gr. Betschkerek; Jung Silvija, 20. 10. 1958, Gr. Betschkerek; Jung Tibor, 4. 3. 1960, Gr. Betschkerek; Kolar geb. Köpp Gisela, 29. 4. 1924, Kovin; Kolar Stipo, 4. 8. 1925, Bukvik/Gradiska; Kolar Mile, 2. 7. 1955, Sr. Karlovci; Kolar Ljiljana, 24. 5. 1960, Sr. Karlovci; Lampret Maria, 19. 11. 1939, Kleinwart/Cilli; Lazar geb. Fath Helene, 5. 12. 1891, Darda; Lazar Josef, 21. 8. 1922, Darda; Lazar geb. Bogar Katharina, 26. 4. 1939, Darda/Muzlja; Lazar Stefan, 12. 12. 1960, Darda/Muzlja; Lazar Valerija, 10. 1. 1962, Darda/Muzlja; Müller geb. Belt Theresia, 13. 9. 1948, Apatin; Schmidt Zvonko, 3. 2. 1924, Agram; Esteraijhner Mathias, 8. 7. 1937, Gakovo; Esteraijhner geb. Lazar Anna, 22. 9. 1941, Gakovo; Esteraijhner Jovica, 4. 8. 1961, Gakovo; Fleischer Elisabeth, 22. 3. 1896, Agram/Schloß Lichtenwald/Slowenien; Kerestes Maria, 16 10. 1953, Zednik/Subotica; Kranz geb. Bajerle Anna, 7. 5. 1911, Zednik/Zitiste; Merkl Franz, 31. 3. 1924, Antunovac/Sokolovac; Merkl Josef, 25. 11. 1905, Antunovac/Sokolovac; Neckter Thomas, 6. 5. 1906, Tschib; Bullinger Leopoldine, 24. 9. 1914, Laschko/Cili; Bullinger Frederika, 24. 9. 1914, Laschko/Cili; Sabo geb. Hölzner Juliane, 27. 12. 1904, Kikinda.

UNGARN

Friedrich geb. Matheis Anna, 27. 3. 1892, Baja/Mochacser Insel; Hümpfner Franz, 25. 2. 1944, Budapest; Gallauner Karl, 11. 7. 1921, Budapest; Gallauner geb. Varga Jolan, 16. 10. 1920, Hajdunánas/Hajdu; Peter Johann, 6. 1 1923, Kismanyok/Tolna; Peter geb. Künstler Katharina, 27. 6. 1923, Bonyhad; Peter Sara, 15. 12. 1953, Bonyhad; Peter Ernö, 15. 12. 1953, Szekszard; Füzesi Georg, 6. 7. 1925, Fünfkirchen; Füzesi geb. Loch Gertrud, 14. 4. 1929, Fünfkirchen; Füzesi Attila, 9. 11. 1950, Fünfkirchen; Füzesi Robert, 3. 4. 1953, Fünfkirchen; Füzesi Theodor, 6. 10. 1955, Fünfkirchen.

o. v.

1967 übersiedelten 2637 Donauschwaben in die Bundesrepublik

Im Monat Oktober 1968 wurden in der Bundesrepublik 4039 Deutsche aus den Vertreibungsgebieten und der Sowjetunion aufgenommen. Damit erhöht sich deren Gesamtzahl für das Jahr 1968 auf 32 660.

Insgesamt kamen in der Zeit von 1950 bis 31. Oktober d. J. aus Jugoslawien 78 558, aus Rumänien 16 915 und aus Ungarn 7739. Davon kamen allein im Jahre 1967 aus Jugoslawien 1881, aus Rumänien 440 und aus Ungarn 316. In der Zeitspanne 1. Januar 1968 bis 31. Oktober 1968 trafen ein aus Jugoslawien 1160, aus Rumänien 436 und aus Ungarn 241. Die Zahl der im Monat Oktober Umgesiedelten betrug: 139 aus Jugoslawien, 60 aus Rumänien und 49 aus Ungarn.

DONAU-SCHWABEN-KALENDER 1969

sind noch vorrätig!

Wer keinen Kalender bekommen hat, der möge ihn **jetzt sofort bestellen** beim

Donauschwäbischen Heimatverlag 708 Aalen/Württ. Bahnhofstr. 65

Erinnerungen an Ernsthausen

Nach Notizen von Lm. Sebastian Gärtner zusammengestellt und ergänzt von Paul Otto Habermann

Bisher wurde — mit Ausnahme über die Schändung des Ernsthausener Gotteshauses sowie über die unheilvollen Folgen während der Überschwemmungen beim Bega-Ausbruch — über Vorkommnisse berichtet, die sich als „Brauchtum im Jahreslauf" in Ernsthausen abgespielt haben und an deren Einzelheiten sich alle Ernsthausener gerne erinnern. Nun aber soll, als Gegenstück dazu, nachstehend zunächst über einen Vorfall berichtet werden, den Lm. Gärtner in seinen Notizen besonders ausführlich erwähnt und der seinerzeit in Ernsthausen wohl zweifellos sehr viel Aufsehen erregt haben dürfte. Es soll in diesem Zusammenhang jedoch darauf hingewiesen werden, daß mit der Erwähnung dieses Falles keineswegs der Sensationslust der Leser gefrönt werden soll, sondern, weil eben auch dieser Vorfall aus der Ernsthausener „Freud-und-Leid-Chronik" wohl kaum wegzudenken ist... Wenn auch die Aufzeichnungen von Lm. Gärtner diesen Vorfall betreffend im nachstehenden Kapitel beträchtlich gekürzt werden mußten, so soll doch, so weit wie möglich, wörtlich und dem Sachverhalt gemäß berichtet werden.

Paul Otto Habermann

„Perfekt" geplant und begonnen...

Lm. Gärtner schreibt zunächst zu diesem Thema wörtlich: „Wichtige Ereignisse in meiner Heimatgemeinde: Nach dem Weltkrieg 1914/18 hatte die Gemeinde beschlossen, die sogenannten „Kleegärten" zu parzellieren und an alle heimgekehrten ledigen Kriegsteilnehmer von Ernsthausen als Bauplätze zu verteilen. So geschah es, und auf allen Parzellen wurden dann auch Häuser gebaut."

Um jene Zeit sei es auch gewesen, daß sich mehrere Ernsthausener Bauern mit solchen aus einigen Nachbarorten zusammentaten, um eine Aktiengesellschaft zum Bau einer Textilfabrik zu gründen. Im Zusammenhang mit dieser Planung habe dann der Kaufmann **Ewinger** einen Bauplatz für den Fabrikbau zur Verfügung gestellt, und zwar ebenfalls im Gebiet der Kleegärten. Die Fabrik sei dann auch dort errichtet worden... Inzwischen war eine geraume Zeit vergangen, an den Webstühlen wurde emsig gearbeitet, und es hatte den Anschein, als ob sich der Geschäftsbetrieb in völlig geordneten Bahnen abwickelte... Ja, so jedenfalls schien es zumindest nach außenhin. Wie nun aber die Wirklichkeit aussah, darüber schreibt Lm. Gärtner wörtlich wie folgt weiter:

„Doch während dieser Zeit (wo nach außenhin ein geordneter Geschäftsbetrieb vorgetäuscht wurde, Ha.) war Ewinger so unverschämt und hatte allen (den Aktionären, Ha.) ihre Gutmütigkeit (richtiger wäre wohl: deren allzugroße Vertrauensseligkeit, Ha.) ausgenützt. Alle glaubten, es ginge ehrlich und richtig zu. Dem war aber nicht so. Ewinger hatte die Fabrik auf seinen Namen schreiben lassen, die Feuerversicherung aber auf den Namen seines Sohnes. Als alles soweit war, und als Ewinger glaubte, er sei überall sicher, und daß er bei einem evtl. ‚Unglücksfall' alles (d. h.: die Versicherungssumme, Ha) für sich ausbezahlt bekäme, machte er sich eines nachts an die ‚Arbeit'. Überall, wo es ihm nur möglich war, hatte er Papier und Baumwolle, mit Benzin gut angefeuchtet, versteckt... Und nachher in der Weberei hatte er die unter den Webstühlen versteckte und ebenfalls mit Benzin angefeuchtete Baumwolle angezündet..." — Soweit Lm. Gärtner wörtlich... Nach der „Vorarbeit" sei Ewinger auf den Dachboden gestiegen, um auch dort „nachzuhelfen". Inzwischen ging es schon dem frühen Morgen zu, und die Leute waren bereits aufgestanden; einer von diesen habe dabei nicht nur Ewinger gesehen, sondern zugleich auch das Feuer entdeckt und sofort Feueralarm gegeben. Der geheimnisvolle „Nachtarbeiter" sei daraufhin sofort verschwunden. Als kurz darauf die Feuerwehr erschien, wären alle Tore und Türen, ja selbst der Brunnen abgeschlossen gewesen. Inzwischen brannte es in der Fabrik schon an mehreren Stellen. Von überall her seien Leute gekommen, um der Feuerwehr bei ihren schweren Löscharbeiten zu helfen. Nur einer habe aber noch immer gefehlt: Ewinger. Als er dann endlich erschienen sei, habe er sich damit ausgeredet, er müsse so fest geschlafen haben, daß er von all dem bisherigen Tumult nichts gehört hätte... Nur auf etwas dürfte der „perfekte (Brand)-Planer" nach seinem „Aufstehen" ganz vergessen haben: die fein säuberlich gebundene Krawatte abzunehmen; denn es mußte doch auffallen, daß er diese nicht in schlaftrunkenem Zustand und angesichts „seiner" brennenden Fabrik in aller Seelenruhe so „exakt und formgerecht" (um-)gebunden haben konnte... Der Brand wurde schließlich eingedämmt und unter Kontrolle gebracht. Bei einer gründlichen Suchaktion der Feuerwehr seien noch eine Anzahl benzindurchtränkte „Brand-Hilfsmittel" gefunden und sichergestellt worden... Es habe später dann über diesen Fall eine Gerichtsverhandlung gegeben, wobei auch der Schwindel aufgekommen sei, daß Ewinger, obgleich das Unternehmen doch eine Aktiengesellschaft sein sollte, die Fabrik hatte auf seinen Namen schreiben lassen. Während der Gerichtsverhandlung habe Ewinger dann noch die unglaubliche Niederträchtigkeit besessen, dem Maschinenführer, Michael **Bernauer,** die Alleinschuld am Ausbruch des Brandes zuzuschieben. Ewinger sei jedoch überführt und verhaftet worden...

Es war eine Zeit vergangen; Ewinger sei verschollen gewesen. Doch eines Tages seien Nachrichten aus Argentinien gekommen, daß er dorthin ausgewandert sei. Und ebenfalls eines Tages war er dann wieder in Ernsthausen aufgetaucht; es hätte von den Ernsthausenern jedoch keiner mehr mit ihm so recht etwas zu tun haben wollen... Und dann kam schließlich die „letzte Etappe" in der alten Heimat; auch Ewinger blieb davon nicht verschont. Lm. Gärtner schreibt auch darüber noch wörtlich folgendes:

Im Lager durfte vor ihm nichts (gegen die neuen Zwingherren, Ha.) gesprochen werden, weil er dies gleich den Partisanen weitergesagt hätte. Es war von ihm inzwischen bekannt geworden, daß er stolz darauf sei, ‚Kapitalistensach' angebrannt zu haben. Er war auch der Hauptschuldige am Tod vom Fleischhauer **Prokle** Anton! Doch zum Schluß ist er auch im Lager Rudolfsgnad gestorben." — Mit diesen Worten beendete Lm. Gärtner seine Notizen über den „Fall Ewinger"...

„Wohltätig ist des Feuers Macht, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht..."

Ja, in diesen Dichterworten eines der beiden Unsterblichen von Weimar, **Friedrich Schiller,** liegt schon eine tiefe Wahrheit begründet. Leider konnte dieses „Feuers Macht" auch in der Hanffabrik der Familie **Awender** in Ernsthausen nicht bezähmt werden, zumindest nicht für den Bereich der dort für den Antrieb verschiedener Fabrikmaschinen verwendeten Dampflokomotive... Die Familie Awender hatte ihre Fabrik etwas außerhalb des Dorfes, gegen die Bahnstation zu, erbaut. Auch hier war, und wäre auch weiterhin alles gut gegangen, wenn... ja, wenn die Dampflok nicht doch schon etwas zu altersschwach gewesen wäre, und wenn sie nicht auch zugleich die Trockenkammern hätte heizen müssen. Bei diesen Einrichtungen waren auf alle Fälle irgendwo irgendwelche Fehler. Und so kam es, daß eines Tages, es war im Winter, kurz vor Tagesanbruch ein verheerender Brand die Fabrik vernichtete... Jedenfalls ist beim (Brand-)„Fall Awender" bewiesen worden, daß keinerlei menschliches Verschulden vorgelegen habe. Die „Schuldigen" waren hier, ohne jeden Zweifel, die Maschinen, die nicht zuverlässig waren und die somit „des Feuers Macht" nicht hatten „bezähmen" können.

Zwei Prominente aus Ernsthausen

„Aus unserem Dorf sind auch einige hervorragende Söhne hervorgegangen." — So beginnt Lm. Gärtner jenen Teil seiner Notizen, die über mehrere jener Männer berichten, welche einst in Ernsthausen beheimatet waren. Die beiden Bekanntesten unter ihnen dürften wohl Dr. Sepp **Janko** und Dr. Adam **Maurus** gewesen sein.

Sepp Janko wurde — nach Lm. Gärtner — im Jahre 1905 als zweites Kind der Eheleute Josef und Maria Janko in Ernsthausen geboren. Seine Eltern sollen arme Leute gewesen sein und hätten am Dorfende, nahe beim Tal gegen die Temesch, und unweit des Friedhofes gewohnt. Der damalige dortige Pfarrer, Wilhelm **Keip,** der ein Verwandter der Mutter Sepp Jankos war, habe das Schulgeld für ein Gymnasialstudium bezahlt, jedoch nur bis zur achten Klasse. Da der Studiosus Sepp Janko ursprünglich zum Pfarrer bestimmt worden war, es jedoch nach der achten Klasse nicht mehr werden wollte, hatte Pfarrer Keip seine Zahlungen eingestellt. So habe sich dann schließlich die Jugend seiner angenommen; diese habe des öfteren öffentliche Veranstaltungen durchgeführt und den dabei erzielten Reingewinn Sepp Janko (aber auch Adam Maurus) zum Weiterstudium zur Verfügung gestellt. Während der Ferien hätten beide stets tüchtig auf dem Dreschplatz gearbeitet, um selbst mit beizutragen zu ihrem Studium. Auch später sei das noch der Fall gewesen, als sie die Universität in Freiburg/Breisgau besuchten; während jener Zeit verdienten sie sich ihre Studiengelder, indem sie während der Semesterferien als Holzfäller im Schwarzwald schwer arbeiteten. In diesem Zusammenhang darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß auch die Janko-Eltern durch fleißige Arbeit und große Sparsamkeit ein gerüttelt Maß dazu beigetragen haben, ihrem Sohn das Studium mit zu ermöglichen... Lm. Gärtner schreibt hierzu wörtlich: „Allen Donauschwaben ist dieser Sepp Janko bekannt, wenn schon nicht persönlich, so doch dem Namen nach." — Ja, Dr. Sepp Janko war durch seine Tätigkeit als Rechtsanwalt nicht gerade unbekannt, wenn auch hier nur in einem engeren Bereich. In einem weit bedeutenderen Ausmaß bekanntgeworden ist Dr. Sepp Janko jedoch als Volksgruppenführer des serbischen Banats. Und darüber soll im ersten Kapitel der nächsten Fortsetzung noch besonders berichtet werden.

(Fortsetzung folgt)



Hatzfeld, rum. Banat. Muschong-Palais, Barockbau aus der Kaiserzeit. Wirkt auch heute noch wie ein „Wiener Salon-Zuckerl".

Hüben oder - drüben

Zur Abtretung Hatzfelds an Rumänien am 24. November 1923 verfaßt von Peter Jung

Ihr könnt uns schieben hin und her
Im sturmgepeitschten Völkermeer,
Wir bleiben, was wir waren:
Wir bleiben Männer fest und stark,
Wir bleiben Schwaben bis ins Mark
im Frieden, in Gefahren.

Zieht Grenze hier und Grenze dort:
Wir bleiben Schwaben immerfort,
Das wollen wir geloben!
Die Grenze geht durch Wald und Feld,
Doch höher ist der Geist gestellt,
Er strebt und lenkt nach oben.

Uns blaut der Himmel überall,
Uns grüßt im Strauch die Nachtigall,
Weil wir den Segen bringen;
Uns ist das große Rätsel kund:
An jedem Ort, zu jeder Stund
Das Glück ins Joch zu zwingen!

Und darum schiebt uns her und hin:
Das ändert nichts an unsrem Sinn,
Das kann uns nicht betrüben.
Der Schwabe kennt nur eine Pflicht:
Von Gott und Heimat laßt er nicht
Ob hüben oder — drüben!

Donauschwäbische Gedenktage

6. Dezember 1868:

Das Gesetz „Über die Gleichberechtigung der Nationalitäten" wird sanktioniert.

Der im Jahre 1867 geschlossene Ausgleich zwischen dem Kaiser und den Madjaren stellte die Monarchie auf völlig neue Grundlagen. Die Niederlage gegen Preußen verdrängte Österreich aus seiner deutschen Stellung und Aufgabe. Im Ausgleich entsagte die Krone dem deutschen Führungsanspruch in der Monarchie und gewährte den Madjaren die Erfüllung fast aller ihrer Wünsche. Die Neuordnung schwächte die Stellung des Deutschtums, drängte es in die Verteidigung und lieferte zahlreiche Bastionen staatlicher Ordnung und Gerechtigkeit dem stärker um sich greifenden unduldsamen nationalstaatlichen Geiste aus. Dieser Geist aber zerfraß das gegenseitige Vertrauen und friedliche Zusammenleben der Völker und Volksgruppen im Staate. Das bekamen auch die Donauschwaben bald zu spüren, die nach der Türkenverdrängung von den Landesherren gerufen und auf „ewige Zeiten unter k. k. Schutz gestellt", nach dem Ausgleich aber den Madjaren bedingungslos überlassen wurden.

Um den am Ausgleich nicht beteiligten Nationalitäten diesen annehmbar zu machen, wurde in beiden Staatshälften der Monarchie je ein Staatsgrundgesetz geschaffen, das die vollkommene Gleichberechtigung aller Nationen sichern sollte. Während in der österreichischen Staatshälfte nach diesem Gesetz jeder Volksstamm ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache, die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und im öffentlichen Leben zugesichert und anerkannt erhielt, wurden in dem am 6. Dezember 1868 sanktionierten ungarischen Gesetzartikel 44 „sämtliche Landesbürger Ungarns auch nach den Grundprinzipien der Verfassung in politischer Hinsicht zu einer Nation zusammengefaßt", zu der „unteilbaren einheitlichen ungarischen Nation".

Die ungarische Sprache wurde zur Staatssprache erklärt. Sie sollte die Sprache des Reichstages, der Protokolle bei Gericht, der Eingaben an die Staatsbehörden, der inneren Staatsverwaltung, sein. Es wurde gestattet, spaltenweise auch andere Sprachen zu gebrauchen. Bei Gericht sollte es dem einzelnen freistehen, seine Muttersprache oder die Geschäftssprache des Bezirkes oder der Gemeinde zu gebrauchen und die Erledigung sollte in dieser Sprache erfolgen. Über den Sprachgebrauch der Kirchen und Schulen wird wie folgt verfügt: Die Kirchengemeinden können — mit Wahrung der gesetzlichen Rechte ihrer Kirchen-Obrigkeiten — die Sprache bei der Führug ihrer Matrikel, und bei Erledigung ihrer kirchlichen Angelegenheiten, ebenso auch — innerhalb der Grenzen des Schulgesetzes — die Unterrichtssprache in ihren Schulen, nach Belieben bestimmen. Die höheren kirchlichen Körperschaften und Behörden bestimmen selbst ihre Beratungs-, Protokolls-, Amtsführungs- und Verkehrssprache mit ihren Kirchengemeinden. Wenn dies nicht die Amtssprache des Staates sein sollte, sind die Protokolle aus dem Gesichtspunkte der Staatsaufsicht zugleich in der Amtssprache des Staates in authentischer Übersetzung vorzulegen.

Wenn verschiedene Kirchen und höhere kirchliche Behörden mit einander verkehren, gebrauchen sie entweder die Amtssprache des Staates, oder die Sprache jener Kirche, mit welcher sie in Berührung treten.

Die höheren und höchsten kirchlichen Behörden gebrauchen in ihren an die Staatsregierung gerichteten Eingaben ihre Amts- und Protokollsprache, und auf der anderen Spalte die Amtssprache des Staates, in ihren an die Jurisdiktion oder deren Organe gerichteten Eingaben die Staatssprache; oder, wenn mehrere Protokollsprachen sind, eine derselben; die Kirchengemeinden aber gebrauchen in allen ihren amtlichen Berührungen gegenüber der Staatsregierung und ihrer eigenen Jurisdiktion die Amtssprache des Staates, oder ihre eigene Amtssprache; anderen Jurisdiktionen gegenüber aber können sie irgend eine der Protokollsprachen der betreffenden Jurisdiktion gebrauchen.

Die Bestimmung der Unterrichtssprache in den durch den Staat und beziehungsweise durch die Regierung bereits errichteten, oder je nach dem Erfordernis zu errichtenden Lehranstalten wird, inwieferne hierüber kein Gesetz verfügt, zu den Agenden des Ministers für öffentlichen Unterricht gehören. Nachdem aber der Erfolg des öffentlichen Unterrichtes, aus dem Gesichtspunkte der allgemeinen Bildung und des öffentlichen Wohles das höchste Ziel des Staates ist, ist der Minister für öffentlichen Unterricht verpflichtet, in den Staats-Lehranstalten möglichst dafür zu sorgen, daß die Bürger einer jeden Nationalität des Landes, wenn sie in größeren Massen zusammen leben, in der Nähe der von ihnen bewohnten Gegend sich in ihrer Muttersprache bilden können bis dahin, wo die höhere akademische Bildung beginnt.

In den auf jenen Gebieten bestehenden oder zu errichtenden Mittel- und Höheren Schulen des Staates, wo mehrere Sprchen üblich sind, ist für jede dieser Sprachen ein Lehrstuhl für Sprache und Literatur zu errichten.

(Fortsetzung auf Seite 6)

Donauschwäbische Ortsneckereien (48)

Von Dr. Anton Peter Petri

Baßgeigenschießer (paskeijəschiisər); **Kreuzköpfe** (kraitskhep); **Nachtwächterräuber** (nachtwechtərrauwrə); **Panzstall** (phantsschtal); **Peter** (pheedr) (viele heißen so); **Peterwatz** (pheedrwats) (Ort so genannt); **Windbickel** (wintpickl) (sie erzeugten Windreuter, die „getretene" Frucht — **vor** der Dreschmaschine mit Pferden ausgetreten — damit gereinigt); **Sie haben (im 1. Weltkrieg) ein Goldauto beschlagnahmt; Sie haben ihren Dünger aus Geiz verkauft; Tscherwenka ist der Mittelpunkt der Welt; Sie haben 1848 mit einer Weichselkanone auf die Madjaren geschossen; In Tscherwenka haben sie den Ochsen gemacht** (sie haben einen Stier kastriert).

261. **Tschesterek,** B: **„Schesterlek — liegt im Dreck!"** (schestərlek — ligt im treck); **„Schestenlecker hat er gesagt, hat den Hund zum Tor hinausgejagt!"** (schesnlekər hatn ksaat, hatn ətə hunt tsum toor nauskəjaat).

262. **Tschiklowa,** B: **Die Tschiklowaer haben eine Manierschule.**

263. **Tschonopel,** Ba: **Tschonopler-Krötenhoppler!** (tschinoplər-krotəhoplər); Vgl. auch: **Kernei.**

264. **Überland,** B: **Überländer-Krautständer.**

265. **Uiwar,** B: **Das Ratt** (rat, ma. = Rad); **Uiwarer Wickenwacken — mit den krummen A.... backen!** (uiwaarər wikəwakə — mitə krumə a .... pakə!).

266. **Ulmbach,** B: **Krautköpfe** (krautkhep); **Krautschwaben** (krautschwoowə); **Blechköpfe** (plechkhep).

267. **Unter-Alt-Futok,** Ba: **Unter-Alt-Futoker Purutzer haben Feuer im Leib!** (Untəraltfutokər phurutsər ham feijər im laip).

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(42. Fortsetzung)

Daß der im persönlichen Verkehr nicht sehr zugängliche, stolze rumänische Rechtsanwalt zu einer Zeit, als ihm die höchste politische Position im Banat bereits sicher war — er wurde Präfekt und dann Minister — bei Dr. Muth erschien, ist möglich. Daß er auf diene Anschlußerklärung der Herren vom Schwabenrat verzichtete, ist **sogar sicher.** Denn Dr. Cosma, der als Banater sowohl die deutsche wie die ungarische Sprache perfekt beherrschte, als glühender rumänischer Patriot auch in den schwersten Auseinandersetzungen mit dem ungarischen Regierungssystem **treu zu seinem Volke stand,** kannte die politischen Verhältnisse im Banat, in dem die im Schwabenrat vereinigten schwäbischen Führer **jahrzehntelang die intransigentesten, radikalsten Ungarn und daher die erbittertsten Gegner nicht nur Dr. Cosmas, sondern auch der Rumänen überhaupt waren, sehr gut.** Und das wußte auch Maniu. Dr. Cosma legte kein Gewicht darauf, daß der Schwabenrat seinen Anschluß an Rumänien erkläre: nicht nur wegen ihrer extrem ungarischen Politik in der Vergangenheit, sondern auch wegen ihrer Haltung in der Gegenwart: Er wußte von dem Grafen Apponyi übergebenen Memorandum der Dr. Muth-Blaskovics, und auch von ihren Versuchen, mit den Serben ins Gespräch zu kommen, denn als der angebliche Besuch Cosmas stattfand, war der von den Serben eingesetzte deutsche Obergespan Heegn **nicht mehr im Banat,** so daß das Haupthindernis für Verhandlungen mit dem Neusatzer serbischen Nationalrat beseitigt war und diese im Bereich der Möglichkeit lagen.

Eine Warnung an die „Schwabenführer"

Warum die Banater Rumänen den „Schwabenratsführern" kein Vertrauen schenkten und **auf ihren Anschluß verzichteten,** geht schon aus einer Rede hervor, die der bekannte Freund der Deutschen und Helfer beim Aufbau des deutschen Schulwesens, Dr. Valeriu **Branisce,** hielt: „In meinem Herzen" — sagte er — „hat **keinerlei Haß** Raum gegen irgendein Volk auf der Welt; aber diejenigen, die ihr **eigenes Volk verraten, lehne ich ab, denn wer sein Volkstum und seine Muttersprache verleugnet, der hat nichts Heiliges in sich".** Dann weiter: „Ungarn versuchte mit allen Mitteln, das Volksbewußtsein der Nichtmadjaren zu unterdrücken. Besonders die **Schwaben,** aus denen die Klasse der **Madjaronen emporwuchs.** (Dr. Kräuter zitiert die Stelle in seinen „Erinnerungen", läßt aber diesen **ersten** Satz bezeichnenderweise aus. Anm. d. Red.) „Wir Rumänen tun dies nicht, im Gegenteil, wir wollen dem schwäbischen Volk zu seinem **nationalen Selbstbewußtsein verhelfen, damit es seine Sprache, seine Individualität und seine Kultur frei entwickeln kann.** Und wir knüpfen daran keine Bedingungen, denn wir haben in die **Schwaben vollkommenes Vertrauen.** Wenn im Lager der Schwaben die Schar derer, die Großrumänien Treue gelobt haben, auch **noch klein** oder besser gesagt, **nicht imposant** ist, so bin ich dessen überzeugt, daß auch das **ganze** schwäbische Volk mit uns ist. **Was aber gewisse Führer anbelangt, die nach einer anderen Richtung orientiert sind, können wir von ihnen nicht erwarten, daß sie von heute auf morgen umsatteln. Wir könnten in diesem Falle auch kein Vertrauen zu ihnen haben. Was wir aber mit Fug und Recht von ihnen erwarten dürfen, das ist, daß sie den gesunden Sinn des schwäbischen Volkes nicht untergraben und gegen Rumänien wühlen."** („Deutsche Wacht", 30. September 1919).

So sprach ein Rumäne, der wie auch Dr. Aurel **Cosma,** Dr. **Brediceanu, Cicio-Pop** und andere führende Banater Rumänen, die jahrzehntelang zusammen mit der alten deutschen Volkspartei gegen die ihrem Volke entfremdeten, in radikalen ungarischen Parteien führend tätig gewesenen Schwabenführer kämpften; und so sprach ein Mann, der wegen seiner politischen Überzeugung und seines Eintretens für die Rechte seines Volkes **im Gefängnis** saß, körperlich leidend nach dem Zusammenbruch aus dem Szegediner Staatsgefängnis entlassen wurde und 10 Jahre später mit 59 Jahren gestorben ist. Dr. Kräuter verharmlost das Staatsgefängnis, in dem sich Personen — laut ihm — wegen „Kavaliersdelikten" sozusagen auf „Erholung" befanden und „sogar Gelage veranstalteten"; für „Duellvergehen" der „höheren Schichten" trifft das wohl zu, aber die politischen Gefangenen der Nationalitäten, die sogenannten „Vaterlandsverräter", bildeten eine Ausnahme: sowohl **Branisce** wie andere rumänische Politiker konnten davon ein Lied singen. Der politische Führer der ungarischen Serben, Svetozar **Miletic,** z. B. ist im Gefängnis nach langjährigem Siechtum elend zu Grunde gegangen und wenn diese Staatsgefängnisse so idyllisch waren, ist es unbegreiflich, daß ein Lutz **Korodi,** Arthur **Korn** und andere ihre Heimat verließen, um der so „humanen" Gefängnisluft zu entgehen.

Übersetzungen

von Urkunden, Dokumenten, Rentenunterlagen, Unterlagen für den Lastenausgleich aus folgenden Sprachen: Serbo-Kroatisch, Ungarisch, Rumänisch, Tschechisch, Slowakisch, Polnisch und Russisch durch beeidigten Dolmetscher

Johann Sabo
Übersetzungsbüro
68 Mannheim
Augusta-Anlage 49
(Nähe Wasserturm)
Postfach 20 02

Nicht nur den Rumänen, sondern auch der schwäbischen Bevölkerung waren mit Ausnahme von Dr. Muth und Franz Blaskovics die „neudeutschen Schwabenführer" unbekannt: Von Dr. Kräuter, Dr. Dutschak, Dr. Behawetz, Dr. Neff usw. hatte man im Banat vor dem Zusammenbruch noch nichts gewußt, und auch Dr. Striegl kannten nur die Schüler, die er im Bauernkonvikt in Szegedin zu **„guten ungarischen Patrioten" erzogen hatte.** Die Rumänen kannten aber die Volksparteiler wie **Röser,** Dr. **Gabriel, Tengler,** Dr. **Kausch,** Wilhelm **Kopony** u. a., mit denen sie schon vor dem Zusammenbruch die **gleichen** politischen Zielsetzungen hatten: **die Wahrung der nationalen Rechte ihres Volkes.** Zu ihnen hatten sie **Vertrauen.** Es wäre daher ein Gebot der politischen Vernunft gewesen, wenn Dr. Muth und seine Satelliten sich eine zeitlang **passiv** verhalten und jenen den Vorrang überlassen hätten, die schon früher führend für ihr Volkstum tätig waren. Statt dessen agierten sie **gegen** die Politik der Vernunft und wollten sich mit der eingetretenen Lage nicht abfinden. Die überparteiliche „Temesvarer Zeitung" (19. Juli 1930) charakterisiert die damalige Politik der „Schwabenführer" so: **„Und als die Serben dem Volke das Vieh wegtrieben, wollten die Schwabenführer noch eine Volksabstimmung zugunsten Ungarns; als die Rumänen kamen, agierte man für den Anschluß an Jugoslawien".**

In Fogarasch interniert

Und weil auch die Banater Rumänen das wußten, hat auch die „Regimentskameradschaft" mit Dr. Cosma nicht viel genützt, denn dreieinhalb Monate nach der angeblichen Begegnung hat Regimentskamerad Dr. Cosma Dr. Kaspar **Muth,** Domherr Franz **Blaskovics,** den neuen Hauptschriftleiter der Schwäbischen Volkspresse Josef **Striegl** und den Holzhändler Christian **Saljo,** der in der Administration dieser Zeitung tätig war, in Fogarosch internieren lassen. Und deshalb ist es unwahrscheinlich, daß Dr. Cosma **im Auftrage Manius** mit den drei Vertretern des Schwabenrats verhandelt hätte. (Dr. Kräuter gibt als dritten neben Dr. Muth und sich selbst Dr. Andres mit Fragezeichen an). Denn zur Zeit als die Banater „Schwabenführer" noch **gegen** die deutsche Kommandosprache in den ungarischen k. u. k.-Regimentern wetterten, trat der Abgeordnete Dr. Julius **Maniu** im ungarischen Abgeordnetenhaus (16. Februar 1909) **offen** für die deutsche Kommandosprache in der Armee ein, worauf er mit einer Flut von Beleidigungen überhäuft wurde und der 48er Graf **Batthyány** ihm zurief, daß es „eine Schande" sei, daß „die Rumänen eher für die deutsche Sprache und Kultur als für die madjarische schwärmen".

Und der schwäbische „Regimentskamerad" Dr. Muth, der dieselbe Uniform wie Dr. Maniu und Dr. Cosma trug, schrieb einst im „Temesvári Hirlap": „Anderswo ist die Armee die Verkörperung der einheitlichen Nation und des Selbstbewußtseins, **die Schule der Rassenliebe;** bei uns ist sie ein Staat im Staate; sie lebt in einer fremden und aufgedrängten Atmosphäre, wo tagtäglich die madjarische Ehre und Sprache, alles was uns heilig und teuer ist, verachtet wird. **Was wir dem kleinen Minderheitenknaben in den Schulbänken verkünden: ‚Du bist auf madjarischer Erde geboren', das straft unsere Armee Lügen".**

Aber gerade die deutsche Armeesprache hat viel dazu beigetragen, daß unsere bäuerliche Bevölkerung an ihrem Volkstum festhielt.

Ein wichtiger Abschnitt unserer Geschichte wird verfälscht

Die Art, wie Dr. Kräuter die Anschlußerklärung und ihre Vorgeschichte behandelt, ist so skrupellos, daß sie den letzten Rest an Glaubwürdigkeit seiner Aussagen zerstört: er zerlegt die Vorgänge in Teile, bastelt sie dann wieder zusammen, läßt die Teile, die nicht in das Konzept seiner „Geschichtsdeutung" passen, einfach weg oder ersetzt sie mit Behauptungen, die rein **erfunden** sind. Gerade dieser **wichtigste Abschnitt unserer Geschichte unmittelbar nach dem Zusammenbruch des Jahres 1918: der Übergang in neue Staaten, die Zerteilung des Deutschtums des alten Ungarn, besonders seiner geschlossenen Siedlungsgebiete, müßte doch ohne Rücksicht auf die Rolle der handelnden Personen wahrhaft und objektiv dargestellt werden.** Die Behauptungen Dr. Kräuters über diese Zeit sind so primitiv erfunden, daß man in Versuchung gerät zu glauben, daß sie unmöglich von einem Manne stammen können, der immerhin über zwanzig Jahre lang zur Führungsspitze der Banater schwäbischen Politik gehörte. Sollten sich einmal junge schwäbische Historiker finden, die ausführliche Geschichte der Schwaben des Banates nach dem ersten Weltkrieg zu schreiben, so müßten sie besonders **diesen** Teil der „Erinnerungen" Dr. Kräuters außer acht lassen: Haß und Lüge verzerren die Geschehnisse, was bleibt sind Nichtigkeiten, die für die Darstellung des gesamten Geschichtsbildes wertlos sind. Annabring, Senz, Herrschaft, Hügel und andere, die geschichtliche Vorgänge des Banates in ihren Schriften behandelten, werden geschulmeistert, so als gäbe es nur **eine** Autorität, die die Wahrheit kennt und sie auch sagt — und das ist der „Erinnerungen"-Schreiber selbst. Denn alle anderen beziehen ihre Informationen natürlich nur von dem „verbummelten, durchgefallenen Gymnasiasten Beller" — der aber, und das weiß Dr. Kräuter genau, **niemals Geschichte schrieb** — „und sowohl Annabring wie Senz wischen die **echte** Lesart des Beschlusses (die Dr. Kräuter'sche nämlich) vom Tisch, weil durch sie die Entsendung der Abordnung, die fortan **eiserner** Bestandteil und Ausgangspunkt unserer Volksgeschichte ist, nicht erklärt werden kann."

Im Klartext dieser recht komplizierten Aussage Dr. Kräuters soll es heißen, daß die Anschlußerklärung von anderen im Gegensatze zu Dr. Kräuter doch als ein **bedeutungsvoller politischer Akt** bezeichnet wird. Und das war er auch.

Für Dr. Kräuter war der Anschluß — wie er immer wieder behauptet — nur ein „Schwindel" wie alles, was nicht aus seinen Kreisen kommt. Aber der wirkliche „Schwindel" liegt auf der anderen Seite: es entspricht nicht der Wahrheit, daß — wie Dr. Kräuter behauptet — die Versammlung, die den Anschluß erklärte — wie erwähnt — im „kleinen Kaffee Scholje" stattfand und daß an ihr nur **zwei-drei** Dutzend „Freunde Brandschs" teilgenommen haben. Wie es tatsächlich war, wurde ausführlich in dieser Artikelserie berichtet.

(Fortsetzung folgt)

Suevia - Pannonica - Mitteilungen

Lieber Bundesbruder!

Nach abermaligem Beschluß des Konventes 1968 soll die Hochschulkreisarbeit aktiviert werden. Das Reinmenschliche und Bundesbrüderliche soll uns hier beflügeln, d. h. das gesellschaftliche Beisammensein muß im Vordergrund stehen. Das bedeutet, daß die Angehörigen dazu auch herzlich eingeladen sind.

Bei dem nächsten Zusammentreffen Deines Hochschulkreises soll sich dieser auch einen eigenen Vorstand bestimmen, der die Treffen mit entsprechendem Programm jeweils vorbereiten möge. Diese Treffen sollen jährlich wenigstens zweimal stattfinden. Bitte, liebe Bundesbrüder, kommt alle herbei, wenn Euch die Einladung Eures Hochschulkreises erreicht. Denn jeder von uns muß dazu beitragen, daß durch unsere Teilnahme und Mitarbeit eine festgefügte bundesbrüderliche Gemeinschaft erhalten bleibt. In diesem Geiste dürfte auch die Anwerbung weiterer Freunde — alte und junge — nicht mehr schwer fallen.

Unser weiteres Ziel ist wahrlich hoch und hehr: Aus unserem ungarndeutschen Schicksal heraus Dienst am deutsch-ungarischen Nachbarschaftsverhältnis als integrierendem Teil eines neuen Europa. Dem Dienst an Europa aber kann sich — auf rein menschlicher Basis — heute kein freier Europäer entziehen.

Wir versuchen unser Bestes:

a) Im „Archiv der Suevia Pannonica" werden wir besonders von Folge 5 (1968) an auf Geschichte und Schicksal auch des ungarischen Volkes eingehen. Wir behandeln zunächst den Ursprung unseres Brudervolkes, wobei die neuesten Ergebnisse der Forschung berücksichtigt werden sollen.

b) Wir stehen vor Gesprächen mit ungarischen Persönlichkeiten. Wir wissen, wie schwer solche Kontakte von jeher für uns waren; auch Bleyer scheiterte an mangelhaften wohlwollenden Gesprächspartnern. Der geringste Fortschritt dabei ist als Erfolg zu betrachten.

c) Wir werden in der Universitätsstadt Ulm einen VVDST-Altherrenbund gründen. Ungarndeutsches Gedankengut wird in diesem gesamtdeutschen Rahmen auf lange Zeit gepflegt werden. Aber: diesem AH-Bund muß jeder, der aktiv mittun will, extra beitreten, d. h. formell bleiben beide, Suevia-Pannonica und VVDST-AH-Bund — weiterhin getrennt.

Auf diese Aufgaben muß sich unser Gemeinschaftsleben einstellen, um dem Vorstand den nötigen Rückhalt zu bieten. Dies besteht in folgendem:

1) Die Bundesbruderschaft und die Mitgliedschaft müssen gestärkt werden, und zwar durch Ratschläge und Diskussionsbeiträge — mündlich und schriftlich. Das „Archiv" muß auch zu einem Diskussionsforum werden, wo in wissenschaftlicher Korrektheit Meinung gegen Meinung stehen soll. Man benütze die Gelegenheit, unsere Kern- und Lebensfragen durchzudiskutieren, nicht aber in Sekten zu zerfallen, die sich selber jeweils in Gettos begeben.

2) Mögen wir uns auch nicht einseitig vergeben an örtliche und regionale Heimatpflege, so sehr hier die entscheidenden Wurzeln unseres Gruppendaseins liegen. Denn damit begeben wir uns abermals in ein Getto. Machen wir diese Kräfte zur klingenden Münze einer weltmännischen Haltung und einer aktiven europäischen Gesinnung!

Die Sorge um unsere gemeinsame gute Sache soll uns beseelen. Wir vom Vorstand tragen schwer an diesen Sorgen; wir bitten um Mitarbeit. Beachtet bitte unseren Weihnachtsaufsatz in den ungarndeutschen und donauschwäbischen Blättern.

Mit bundesbrüderlichen Grüßen!
Euer Adam Schlitt

Donauschwäbische Ortsneckereien (49)

Von Dr. Anton Peter Petri

268. **Üröm,** OB: **Großnasige** (krouəsnoosətə).

269. **Vecsés,** OB: **Krautbauern** (krauətpauə); **Krautfresser** (krauətfreisə); **Krauthändler** (krauəthaundlə); **Krautschwaben** (krauətschwoo (b)m).

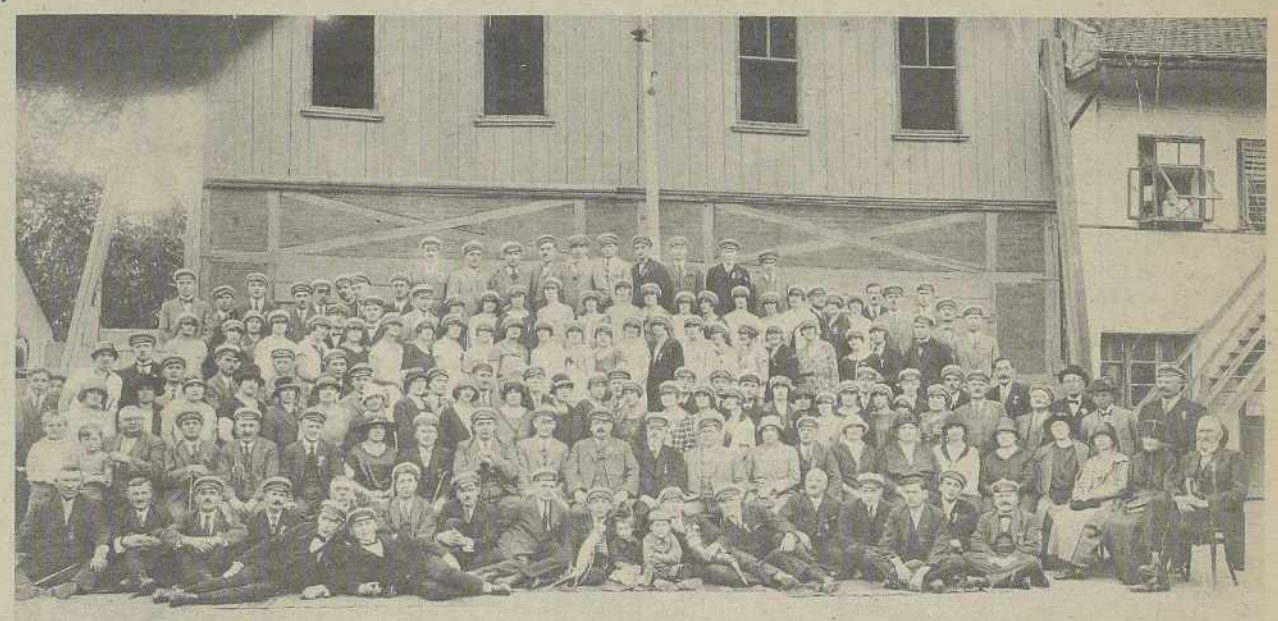
270. **Vémend,** U: **Stiftfuldaer** (schtifolər).

271. **Vértesacsa,** OB: **Sie haben eine „schlechte" Sprache** (fränkisch, ringsumher bairische Mundarten); **Sie haben kurze Kittel und dicke Waden; Sie haben eine „verkehrte" Sprache; Sie sind einfältig;** dies zeigt eine kleine **Geschichte:** „Ein Ehepaar arbeitete eben auf dem Maisfeld, als in der Ferne die Lokomotive eines Zuges sichtbar wurde. Der Mann rief seiner Frau verwundert zu: „Resi, da schau einmal daher, da fährt ein Sparherd auf dem Acker herum!" (Wääsi, to schautər mol tohäär, to faart an schpoorhärt am okər rum!); sie antwortete: „Du Ochse, das ist ja ein Kesselhäusel!" (tu ouks, tes is jo a kheislhaisl!").

272. **Waldneudorfer,** Ba: **Bankrottkappen** (pankrotkhapə); **Halbstudierte** (halpschtudiirtə).

273. **Wariasch,** B: **Dreckfresser** (trekfresər); **Dreckhasen** (trekhaasə); **Duttelsack** (tutlsak); **Gänsedreck** (kentsətrek); **Kukurutzbauern** (kukrutspaurə); **Schweinekupetzen** (schweinskupetsə) (ma. Kupetz = Viehhändler); **Schweinemäster** (schweinsmestər); **Trottel von Wariasch** (trotl fun wariasch).

274. **Waschkut,** Ba: **Krauta ...** (krauta ...); **Krautköpfe** (krautkhep); **Krautschwaben** (krautschwoowə); Ein W. schmiß in einer Nachbargemeinde einen Krautwagen um und sagte: **„So viele Köpfe, so viele Sünden!",** denn jeder Krautkopf rollte in eine andere Richtung.



Der Pantschowaer Deutsche Gewerbegesangverein während eines Besuchs anläßlich der 100jährigen Jubiläumsfeier des Gesangvereins „Frohsinn" in Werschetz im Jahre 1925. Diese Aufnahme brachte Lm. Franz Seneschi, Faßbinder von Beruf, der im Herbst vergangenen Jahres in der alten Heimat auf Besuch war, nach Deutschland mit. Er bekam sie von Lm. Karl Bader, früherer Kaufmann, jetzt wohnhaft in Pantschowa, Jos. Marinkovića 13. Die Anschrift von Franz Seneschi lautet: 7992 Tettnang, Kiesweg 15. Über die Heimatzeitung grüßt er alle Landsleute und Bekannten aus Pantschowa und Werschetz.

Erinnerungen an Ernsthausen

Nach Notizen von Lm. Sebastian Gärtner zusammengestellt und ergänzt von Paul Otto Habermann

Menschen in besonders verantwortlichen Stellungen haben Freunde und Gegner. Von den ersteren werden die Taten und Handlungen jener, in der Regel, gelobt oder gutgeheißen; von den letzteren werden sie — und das wohl ebenfalls in der Regel — als unakzeptabel abgelehnt und als negativ kritisiert ... Der alte Goethe soll einmal folgendes gesagt haben: „Kritisieren können zwar die Toren, aber besser machen nicht." — Nun, manchmal soll es auch so sein, daß törichte Menschen in maßgebenden Stellungen (solche, so behaupten böse Zungen, soll es auch geben) zwar nicht kritisieren, aber solchen Menschen, die manchmal manches besser machen könnten, die Möglichkeiten verweigern, dies zu beweisen ... In welche Kategorie man nun den ehemaligen Volksgruppenführer des serbischen Banats, Sepp Janko, einzureihen gedenkt, dies festzustellen, möchten wir — wenn es schon sein muß — unseren freundlichen Lesern, nach der Lektüre des nachstehenden Kapitels, selbst überlassen.

Paul Otto Habermann

Zwei Versionen ... Welche ist die richtige?

Im letzten Kapitel der vorigen Fortsetzung war davon die Rede, daß sich sowohl Sepp Janko als auch Adam Maurus seinerzeit als Studenten während der Ferien, auf dem Dreschplatz sowie später als Holzfäller, sich zusätzlich Geld für ihr Studium mitverdienten. Außerdem ist noch berichtet worden, daß auch die Ernsthausener Jugend den beiden immer wieder zu Geld für deren Studium verholfen hat; leider habe sich — wie Lm. Gärtner in seinen Aufzeichnungen betont — Sepp Janko für jene Hilfsaktionen der Ernsthausener Jugend wenig erkenntlich gezeigt. Nach Beendigung seines Studiums sei er auch kaum mehr nach Ernsthausen gekommen ... Wenn nun in diesem Zusammenhang nachstehend Lm. Gärtner wieder wörtlich zitiert wird, so geschieht es in diesem Falle mit allem Vorbehalt; es heißt dazu in seinen Aufzeichnungen wörtlich:

„Anscheinend hat er sich (also Sepp Janko, Ha.) geschämt. Oder war es ihm eine Schande, um mit seinen Landsleuten zu sprechen. Wenn er gekommen ist (nach Ernsthausen, Ha.), wollten die Leute haben, er solle doch wenigstens eine Rede halten, doch das hat er nur sehr selten getan. Das hat in den meisten Fällen seine Frau gemacht. Als er im Sept. 1944 geflüchtet ist, hat er seine Eltern und Geschwister zurückgelassen. Seinen Vater haben die Partisanen im Lager Groß-Betschkerek so geschlagen, bis er gestorben ist; als er tot war, ist er schwarz wie Kohle gewesen. Seine Mutter ist im Lager Rudolfsgnad gestorben ... Jetzt ist er (Sepp Janko, Ha.) in Argentinien ..." — Dies war also — und hier darf noch einmal betont werden: unter Vorbehalt — die „Charakterisierung" Sepp Jankos durch Lm. Gärtner.

Nun sei mir gestattet, die vorstehende Version über Sepp Janko, wie sie in den Aufzeichnungen Lm. Gärtners enthalten ist, durch eine zweite, eine völlig andersgeartete Version, zu ergänzen. Es sind dies einige — und wie mir scheint, nicht ganz unwichtige — Auszüge aus einem Bericht von **Dr. Jakob Awender**, der unter dem Titel „Geplant oder kopflos" und dem Untertitel „Geordnete Evakuierung der deutschen Volksgruppe im Banat wurde vom Höheren SS- und Polizeiführer in Belgrad verhindert" in der Folge 3 vom 20. Januar 1963 in unserer Heimatzeitung „Der Donauschwabe" gebracht wurde. In diesem Bericht wird ein anderes Bild von Sepp Janko gezeichnet. Es darf angenommen werden, daß die Hinweise in den nachstehend angeführten Auszügen für unsere Menschen heute noch genau so aktuell sind, wie damals im Spätsommer und Herbst 1944, oder aber wie am 20. Januar 1963, als der erwähnte Bericht Dr. Awenders in unserem „Donauschwaben" erschien. Deshalb soll er auch heute unseren freundlichen Lesern nicht vorenthalten werden ... Dr. Awender schreibt in seinem Bericht u. a.:

„An jenem Tage der Kapitulation — am 23. August 1944 — ließ Dr. Sepp Janko, der Volksgruppenführer des serbischen Banats, in Groß-Betschkerek ... alle Amtsleiter zu einer dringenden Besprechung ins Deutsche Haus rufen ..."

„Nach einer knappen Schilderung der politischen und militärischen Lage, erklärte Dr. Janko, daß er nun die vorübergehende Evakuierung der deutschen Volksgruppe im Banat und Serbien in Erwägung ziehe. Er möchte jeden weiteren Verlust an unserer Volkssubstanz, angesichts der kommenden kriegerischen Handlungen zwischen der anmarschierenden Sowjetarmee und den deutschen Einheiten im Banat, vermeiden. Auch solle kein Volksgenosse in die Gewalt der kommunistischen Partisanen fallen."

„... Dr. Janko erteilte mir den Auftrag, mit sofortiger Wirksamkeit alles zu tun, um eine planmäßige und geordnete Evakuierung der deutschen Volksgruppe zu ermöglichen und sicherzustellen."

„Ich konnte also Mitte September dem Volksgruppenführer Dr. Janko schriftlich alle Vorbereitungen melden und mich verpflichten, den ganzen Evakuierungsplan — der beigefügt wurde — ordnungsgemäß durchzuführen, wenn mir dazu mindestens drei volle Tage zur Verfügung stehen würden ..."

„Wir warteten und warteten auf den Befehl, den sich der Höhere SS- und Polizeiführer in Belgrad, **Dr. Behrends**, kraft seiner zivilen und militärischen Machtstellung persönlich vorbehielt. Unzählige Anrufe aus unseren Gemeinden meldeten, daß alles marschbereit ist. Und als der Befehl aus Belgrad am 1. Oktober 1944 endlich kam, war es bereits zu spät. Viele unserer Grenzgemeinden standen schon unter russischer Besatzung, und andere Gemeinden, Straßen, Kreuzungen, Verkehrsmittel usw. waren von kommunistischen Partisanen besetzt. Daran ist dann ziemlich alles gescheitert."

„Die Beteiligung daran (am Evakuierungsplan, Ha.) blieb der eigenen Entscheidung vorbehalten. Niemand sollte gezwungen oder unter Druck gesetzt werden. Viele Landsleute entschlossen sich, freiwillig in der Heimat zu verbleiben, zu einem Zeitpunkt, wo noch einige Wege zur Flucht offen standen. Nach dem unerhört schweren Opfergang der in der alten Heimat verbliebenen Angehörigen unserer Volksgruppe wurde oft der Vorwurf erhoben, daß keine oder nur dürftige Vorbereitungen zur Räumung gemacht wurden. Auch in den zahlreichen Heimatbüchern dieses Siedlungsgebietes wird die Frage der Evakuierung sehr widerspruchsvoll behandelt. Eines dieser Heimatbücher leistet sich aber folgende Darstellung: 1. ‚Dr. Janko hatte keine Meinung geäußert, als es sich um das Leben der ganzen Volksgruppe handelte und um die Flucht.' — 2. ‚Das Auswandern oder die Flucht war schon lange vorher organisiert. Jedem Troß war sogar ein Arzt und eine Hebamme zugeteilt.'" — (Der Inhalt dieses 2. Satzes ist also dem des 1. Satzes völlig entgegengesetzt, und dies im gleichen Buch. Ha.)

Soweit also die Auszüge aus dem Bericht von Dr. Jakob Awender (der es ja eigentlich wissen muß) über gewisse Zusammenhänge, die sich auf den — vorstehend erwähnten — Evakuierungsplan beziehen, für den ja letzten Endes der aus Ernsthausen stammende Volksgruppenführer des serbischen Banats, Dr. Sepp Janko, verantwortlich war. Auf alle Fälle dürfte doch wohl aus den Erläuterungen von Dr. Jakob Awender soviel herauszulesen sein, daß es für „Außenstehende" doch oft sehr schwer ist, bei Menschen, die sich auf Grund ihrer außergewöhnlich verantwortlichen Stellung stets in einer sehr gefährdeten Lage befinden, bei dem Für und Wider im Zusammenhang mit den Evakuierungsaktionen, über Schuld oder Nichtschuld zu sprechen ...

Dr. Adam Maurus und Ernsthausen

Der zweite Prominente, dem auch Ernsthausen Heimat war und der dort seine unbeschwerte Kindheit verlebte, war **Dr. Adam Maurus.** Über diesen prominenten Donauschwaben schreibt Lm. Gärtner wörtlich folgendes:

„Dr. Adam Maurus ist ... im Jahre 1902 geboren. Seine Eltern waren auch arme Leute. Seine Schulen bezahlte von Anfang an sein Onkel; nach dessen Tod hatte er auch während der Sommerferien bei der Dreschmaschine und als Buchführer, zur Mitfinanzierung seines Studiums verdienen müssen. Als er dann später auch im Schwarzwald (genau: auf der Universität zu Freiburg/Breisgau, Ha.) studierte, hatte er im Walde als Holzfäller gearbeitet. Auch ihm hatte die Ernsthausener Jugend immer mitgeholfen; er war auch sehr dankbar dafür. Er war nie eingebildet; zu den Leuten ist er stets freundlich und zuvorkommend gewesen. Ganz besonders war er der Jugend zugetan; er ist ja später auch Leiter der Deutschen Schulstiftung gewesen ... Als er im September 1944 geflüchtet ist, hatte er auch seine Mutter mitgenommen. Dr. Maurus war der Onkel-von Josef **Krier**, der, nach der Flucht, Führer der Kath. Jugend im Lager 65 in Linz/Oberösterreich war, wo er im Jahre 1951, als erst 18jähriger, gestorben ist ..."

Soweit Lm. Gärtner über Dr. Adam Maurus. Ergänzend dazu dürfen noch kurz und etwas detaillierter dessen ereignisreiche Lebensstationen genannt werden: Nach Beendigung der Volksschulzeit in Ernsthausen, Besuch des Gymnasiums zu Mediasch/Siebenbürgen, später des Realgymnasiums in Hatzfeld. Es folgten dann Universitätsstudium in Graz und Freiburg/Breisgau. Danach Tätigkeit als Sekretär des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes im Habag-Haus in Neusatz. Später Lehrer an der Deutschen Lehrerbildungsanstalt in Groß-Betschkerek. Es folgte die Tätigkeit als Leiter des Kulturamtes beim Schwäbisch-Deutschen Kulturbund. Nach seiner Ernennung zum Ministerial-Inspektor wird er Leiter der 1933 ins Leben gerufenen „Schulstiftung der Deutschen im Königreich Jugoslawien" und stand zugleich auch an der Spitze des deutschen Schulwesens im serbischen Banat. Mit der Evakuierung der Banater Schulkinder anläßlich der hereinbrechenden Katastrophe im Herbst 1944 ist sein Name für immer ehrenvoll verbunden ... Über Niederbayern kommt er nach Rheinland-Pfalz, wo er am Gymnasium in Neustadt eine dankbare Wirkungsstätte fand. Und dort war es auch, wo er am 26. August 1953 seine letzte Ruhestätte gefunden hat. (Schluß folgt)



Landsleute, verwendet hochwertige Weihnachtskarten!

Unser Südostdeutsches Priesterwerk hat wieder neue Weihnachtskarten herausgebracht, deren Motive von Prof. F. P. Schunbach und J. de Ponte stammen.
Unser Bild („Die große Freude") zeigt eines der diesjährigen Weihnachtskarten. Die vierfarbigen Karten eignen sich ausgezeichnet als Wunsch- und Grußkarten von Landsmann zu Landsmann. Sie sind als Post-, Brief- und Doppelkarten erhältlich. Der Förderbeitrag, um den das Priesterwerk bittet, kommt unseren Priesterkandidaten und Missionaren zugute.
Freunde und Interessenten melden ihre Wünsche und Bestellungen an das Priesterwerk St. Gerhard, 7000 Stuttgart W, Paulinenstraße 40, und in Österreich an die Flüchtlingsseelsorge, A - 4010 Linz/Donau, Seilerstätte 14.

Erneuter Aufruf an die Obrowatzer

Wie ich schon im „Donauschwaben" bekannt gab, hat unser lieber Lm. Fabian Walter, 7904 Erbach bei Ulm, Uhlandstr. 9, in jahrelanger mühsamer Arbeit das Material fürs Obrowatzer Heimatbuch zusammengetragen. Dieses Heimatbuch sollten wir Obrowatzer uns nicht entgehen lassen, denn es ist sowohl für uns Älteren als auch für unsere Nachkommen eine Dokumentation. Das Werk gibt aufschluß nicht nur über die Einwanderung unserer Ahnen, sondern auch über die Vertreibung und noch vieles, vieles mehr. Das Buch ist bei Lm. Fabian Walter zu bestellen.

An mich haben schon einige Nicht-Obrowatzer geschrieben, die dieses Heimatbuch haben wollen. Sie baten mich, es für sie zu bestellen, was ich gerne tun will. Angesichts dieser Sachlage ist zu erwarten, daß sich alle Obrowatzer umgehend entschließen, dieses Werk, welches Lm. Fabian Walter für sie verfaßt hat, ebenfalls zu bestellen.

Alle Leser des „Donauschwaben" werden herzlichst gebeten, solchen Obrowatzern, die leider die Heimatzeitung nicht beziehen, Mitteilung über dieses Heimatbuch zu machen. Sie mögen ihnen sagen, daß das Werk bei 400 Bestellungen 14 bis 16 DM kosten wird. Niemand kann sagen, daß dieser Preis zu hoch ist, diesen Betrag kann ein jeder, ob Arbeiter oder Rentner, aufbringen.

Bitte bestellt das Obrowatzer Heimatbuch bald, damit es in Druck gegebn werden kann!

Zum Schluß grüße ich alle Landsleute vielmals und wünsche ihnen gesegnete Weihnachten und ein glückliches neues Jahr.

Lorenz Kles
7717 Möhringen-Vorstadt
Grünenbergstr. 15

Donauschwäbische Gedenktage

Im Jahre 1918:

Der Roman „Meister Jakob und seine Kinder" von Adam Müller-Guttenbrunn kommt heraus.

Vor 50 Jahren erhielten die Donauschwaben von Adam-Müller-Guttenbrunn (1852—1923) das bedeutsamste Werk des donauschwäbischen Schrifttums, den Roman „Meister Jakob und seine Kinder" geschenkt. In den verflossenen fünfzig Jahren ist im donauschwäbischen Bereich kein Buch erschienen, das sich mit diesem an Gehalt und als Kunstwerk messen könnte. Aus den Tagebuchaufzeichnungen des Dichters geht hervor, daß der Roman am 1. Juni 1917 begonnen und am 6. September desselben Jahres beendigt wurde, 1918 aber ist es in die Hände der Öffentlichkeit gelangt. So schnell war dieses für die Donauschwaben so bedeutsame Kunstwerk entstanden?! In Wahrheit war das ganze Leben des Dichters die unbeabsichtigte Vorbereitung dazu. Der hohe künstlerische Wert dieses Romanes ist durch verdienstvolle Arbeiten von Ferdinand Ernst Gruber, Dr. Hans Weresch und Philipp Hilkene gewürdigt worden. Hilkene schreibt über das Werk: „... In dem Roman „Meister Jakob und seine Kinder" hat der Dichter der Hauptsache nach die Schicksale seiner Mutter und damit im Zusammenhang seine eigene Kindheit dargestellt, und zwar mit einer verblüffenden, ans Dokumentarische grenzenden Wahrhaftigkeit. Denn dieser „Roman" ist eigentlich nichts anderes als eine wahrheitsgetreue Erzählung dessen, was er unmittelbar selber erlebt, gehört, gesehen oder was ihm über das Vorleben seiner Eltern und Verwandten aus authentischster Quelle überliefert wurde. Soweit wir nach dem Buche „Der Roman meines Lebens", das aus Briefen, Tagebuchnotizen und sonstigen Selbstbekenntnissen des Dichters von seinem Sohne zusammengestellt wurde, sowie nach den Forschungen des Dr. Hans Weresch („A. Müller-Guttenbrunn und seine Heimatromane", Temeschwar 1927) schließen können, ist in dem Werke schlechterdings nichts erfunden worden, nichts bewußte Zutat der Phantasie, so daß sich der Roman — mit einiger Vorsicht — als Autobiographie behandeln läßt mit mindestens derselben Verläßlichkeit als Goethes „Dichtung und Wahrheit". Nur die Namen sind verändert worden. Was nun den Roman unseres Dichters zu einem so bedeutenden Kunstwerk macht, geradezu unvergleichlich in seiner Art, das ist eben dies, daß er seinen Gestalten einen weiten völkischen Hintergrund verlieh. Er hat sie dadurch dem Bildhauer ähnlich auf einen gewaltigen Sockel gestellt, von wo aus sie ringsum die Lande beherrschen, alles Licht und alle Blicke an sich ziehen ... Indem Müller-Guttenbrunn Charakter, Sitten und Gebräuche seines Volkes nicht mehr vom Standpunkte einer doktrinären Moral beurteilt, sondern sie aus biologischer Notwendigkeit des Volksganzen heraus gestaltet empfindet, vollzieht sich in ihm allmählich eine Umwertung aller Werte, die in dem Roman „Meister Jakob und seiner Kinder" erst ihren Höhepunkt und versöhnenden Abschluß findet. Jetzt erst gewinnen die Gestalten Müller-Guttenbrunns einen mächtigen Hintergrund. Denn indem jede einzelne mit dem völkischen Urboden verwurzelt ist und aus dessen Kraft sich nährt, scheinen sie wie in Felsengrund gehauen, wie aus Granit gemeißelt. Es sind keine Willkürwesen mehr, sondern wie Naturwesen aus herner Notwendigkeit geschaffen und wie für die Ewigkeit ... Durch das Völkische, namentlich durch die Sitten und Gebräuche, die alle bedeutsamen Momente des Lebens begleiten, hat Müller-Guttenbrunn den Zusammenhang mit dem Übersinnlichen wiedergewonnen. Denn bei ihm sind Sitten und Gebräuche nicht wie bei so vielen anderen Romanschriftstellern bloß Kuriosum, bloß äußeres Anhängsel oder Dekorum des Lebens, auch nicht bloß historisches und lokales Kolorit, sie dienen vielmehr dazu, den tieferen und ferneren Sinn des Lebens zu offenbaren. Durch sie wird jeder bedeutsame Moment des Daseins sinnbildlich in einen höheren Zusammenhang gestellt, durch eine fortlaufende Kette von Sinnbildern die höhere Bestimmung des Menschen immer wieder wachgerufen. Sie werden dadurch zu wahren Kulthandlungen, und das Tun und Lassen des einzelnen empfängt eine Weihe und Würde, die es aller frivolen Betrachtung entziehen ... Aus der Idee der Naturbestimmung gewinnt Müller-Guttenbrunn eine wahrhaft großzügige Psychologie, deren jeder Dichter auch bedarf und die geradezu das Wesen der Poesie ausmacht ... Diese Bauern, die ganz in ihrer Bestimmung aufgehen, nichts außerhalb derselben sein wollen, welch abgerundete Gestalten, volle und ganze Menschen geben sie! Wie bedeutend wirkt ihre Wortkargheit, die zu schweigen weiß, wo man nichts zu sagen hat, und den Mund nur öffnet, wo Worte die Wucht von Taten haben. Überall gerades, gesundes, zielstrebiges Wesen. Wahrlich, durch den durchsichtigen Aufbau und das elementare und überzeugende Wesen seiner Gestalten erinnert Müller-Guttenbrunn wiederholt an die edle Einfalt und die schlichte Gewandung erlauchter altgriechischer Kunst. Da Müller-Guttenbrunn alle seelischen Erscheinungen aus der biologischen Bestimmung ableitet, so faßt er die Seele noch als ein Ganzes. Mit welcher Schlichtheit, mit wie wenig Worten wird hier der Schleier von der Seele gezogen und wird bis in die Tiefen erschüttert!

Große künstlerische Konzeptionen sind nur auf Grund einer großzügigen Psychologie möglich. Auch bei Müller-Guttenbrunn dürften wir lernen, daß eine Psyche ohne Ethos undenkbar ist, daß alle wahrhaft psychologische Erkenntnis, die Ethik, das ist die dem Menschen angeborene Zuordnung zu einem höheren Ganzen, mit dem vereint er erst ein Wesen bildet, als Grundlage voraussetzt ... Alles in allem genommen stellt der Meister Jakob ein unerreichtes Vorbild dar, wie die unserem Volke innewohnenden sittlichen Kräfte sich zu einem glanzvollen künstlerischen Bilde urwüchsigen Lebens gestalten und in die Sphäre der Poesie erheben lassen."

jvs

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(43. Fortsetzung)

Eine unbrauchbare Analyse

Und nun zur Dr. Kräuter'schen „Analyse" der Versammlung, die mehr ein Witz ist als eine ernstzunehmende **Analyse**:

„Der alte Volkstumskämpfer Franz **Wettel**, der Vorsitzender der Versammlung war (bzw. gewesen sein soll [!]) und als solcher in seiner Eröffnungsrede den Anschluß beantragen hätte sollen" — schreibt Dr. Kräuter — „hüllte sich in vielsagendes Schweigen; die Deutsche Wacht weiß über eine Ansprache allenfalls (?) nichts zu sagen". „Die Ausführungen Möllers, die dieser vorlas, werden in Kauschs Buch wiedergegeben, nicht aber in der D. W."

Dazu sei festgestellt: Dr. Kausch hat nur **einzelne** Stellen aus den Berichten der Deutschen Wacht zitiert, so konnte Dr. Kräuter, der weder an der Versammlung teilnahm, noch den ganzen Bericht in der genannten Zeitung gesehen hat, gar nicht wissen, **wie diese tatsächlich verlief**. Er stützt sich nur auf die fragmentarischen Zitate Dr. Kauschs und dessen Kommentare, die aber für eine umfassende Darstellung der Versammlung nicht ausreichen — und selbst diese deutet er willkürlich.

Die Rolle des Historikers Franz Wettel

Was ihm an Kenntnissen fehlt, ersetzt seine recht üppig sprießende Phantasie. So schreibt er:

„Nach alldem, was ich über Wettel und Möller weiß — und ich habe sie **beide sehr gut gekannt**, bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß Wettel seinen Freund und Kampfgenossen der Vorkriegszeit Brandsch, die von ihm erbetene Antragstellung zugesagt, dann aber die **Zusage aus Rücksicht auf seinen magyarischen Schwiegersohn**, den Temeschwarer Apotheker Sárga und auf die **Vorwürfe seiner Tochter widerrufen** hat... er hat darum geschwiegen und hat vielleicht an der **Versammlung gar nicht teilgenommen.** Es mußte für ihn Möller einspringen".

Was hier zusammengebraut wurde, ist glatt erfunden. Offenbar hat Dr. Kräuter den alten Volkstumskämpfer Wettel doch nicht sehr gut gekannt, sonst würde er wissen, daß Wettel ein **äußerst wortkarger** Mann war, der **nie** Reden gehalten hat.

Er eröffnete die Versammlung und übergab Karl v. Möller, den Dr. Kräuter, obwohl er ihn angeblich auch „gut kannte", ständig als **Hermannstädter**, folglich als Siebenbürger Sachsen bezeichnet, der damals schon die rumänische Staatsbürgerschaft besaß (was auch nicht stimmt), das Wort. Möller war bekanntlich **Wiener**, und ein hervorragender Redner: er hielt die Hauptansprache und verlas auch den Beschlußantrag über den Anschluß. Ein gewesener Abgeordneter müßte eigentlich wissen, daß der Vorsitzende einer Versammlung diese **nur leitet** — im Parlament geradeso wie in einem Kegelklub —, den Rednern **das Wort erteilt und dann über die Anträge abstimmen läßt.** Das tat auch Wettel, und so handelte auch Prof. Striegl als Vorsitzender der Versammlung **am 8. Dezember 1918**, in der das „Schwäbische Manifest" angenommen wurde. Nach Eröffnung der Versammlung übergab Striegl das Wort an Dr. Kaspar Muth, der eine lange Rede hielt und anschließend das Manifest zur Annahme empfahl. Der Vorsitzende leitete die Abstimmung, soferne eine solche damals überhaupt stattfand. Ich erinnere mich noch an eine Volksratssitzung, in der der Obmann der Volksgemeinschaft, Dr. Muth, den Vorsitz führte, und als er von seinen Gegnern angegriffen wurde, stets den Vorsitz dem „Stellvertreter" übergab — und das war damals Dr. Kräuter — um als **Volksratsmitglied** und **nicht als unparteiischer Vorsitzender** zu antworten.

Lächerlich ist auch die Behauptung, daß Wettel wegen seines ungarischen Schwiegersohnes die ihm von Dr. Kräuter zugedichtete Rolle spielte. Ich habe sowohl Wettel wie Apotheker Sárga sehr gut gekannt (letzterer war mein Nachbar) und kam oft mit ihm zusammen: nie hat er auch nur ein Wort der Kritik über die politische Rolle seines Schwiegervaters geäußert. Er kannte dessen politische Vergangenheit, wußte auch, daß Wettel schon **mit 22 Jahren eine Broschüre** über die „Unterdrückung der deutschen Nationalität in Ungarn" geschrieben hatte, bereits im Jahre 1876 zum Kreise Steinackers stieß, im nationalen Pressewesen eine führende Rolle spielte, die Herausgabe seiner Bücher vom Alldeutschen Verband unterstützen ließ und in erster Front der nationalen Bewegung des ungarländischen Deutschtums stand.Das wußte sein Schwiegersohn **bevor** er heiratete, und das wußten auch die ersten schwäbischen Hochschüler nach dem ersten Weltkrieg, mit denen Wettel stets **enge** Kontakte pflegte: **nur Dr. Kräuter wußte es nicht**, sonst würde er das Andenken dieses aufrechten deutschen Mannes nicht verunglimpfen, indem er ihn als **Marionette**, als **Schwächling** darstellt, der durch **familiäre** Beziehungen seine politische Haltung bestimmen läßt. Also: **Wettel war dabei, als der „Anschluß" erklärt wurde: er führte den Vorsitz und billigte die Aktion. Jede andere Behauptung ist unwahr.**

Dr. Kräuter zeiht auch Karl v. **Möller** unlauterer Absichten: „Weil die Regierungen der Nachfolgestaaten von den einstigen k. u. k.-Offizieren nichts wissen wollten", habe sich Möller für den Anschluß hingegeben. Die Gegner Dr. Kräuters haben keine Überzeugung gehabt und verfolgten nur Privatinteressen.

Weil Dr. Kausch die Anschlußerklärung in seinem Buch ohne Angabe einer Presseveröffentlichung erwähnt — warum sollte er auch eine anführen, hatte er doch die Erklärung **selbst** verfaßt — behauptet Dr. Kräuter, daß diese **gar nicht in den Zeitungen erschienen** sei. Auch das ist nicht wahr, sie erschien, sowohl in der **„Deutschen Wacht"** als auch in der **„Deutschen Tagespost"** (Hermannstadt) und in rumänischen Zeitungen wie **„Banatul"** u. a. Deshalb ist auch die Behauptung unwahr, daß Maniu den Anschluß nicht billigte und selbst durch **seine Zensurstelle** die Veröffentlichung des Berichtes über die „Nationalversammlung" verbot: Maniu hatte damals andere Sorgen als sich mit der Temeschburger Zensur zu befassen.

Erzählungen eines politischen Märchenonkels

Jeder Journalist im Banat wußte, daß die Zensur in Temeschburg — wie überall im Lande — von subalternen, kleinen Beamten gehandhabt wurde, die sich oft die tollsten Husarenstücke leisteten: ab und zu griff auch ein höherer Komitatsbeamter ein, aber **niemals der Regierungschef**, den im Komitat der Präfekt vertrat.

Was Dr. Kräuter nun in diesem Zusammenhange berichtet, ist recht köstlich:

Das „Pressekommuniqué" Dr. Kauschs über den Verlauf der Tagung — schreibt er — „wurde von den Beamten der Temeschwarer Zersurstelle **ohne** Bedenken an die Tagespresse weitergeleitet, da es sich ja nach ihrer Meinung um eine hochpatriotische Sache, den Anschluß der Banater Schwaben an Rumänien, handelte..." „Der Chef der Zensurstelle aber war nicht so vertrauensselig wie seine Beamten und prüfte es gemäß seiner Amtspflicht dennoch und **erschrak**, als er darin las: ‚An dieser wichtigen Tagung, an welcher F. J. Wettel, **unser** Geschichtsforscher und Vorkämpfer, den Vorsitz führte, wurde der einstimmige Beschluß gefaßt: Die Einheit des gesamten Banates zu **propagieren** und auf Grund der Karlsburger Beschlüsse dies Gebiet an Rumänien **anzugliedern.**" „Er waltete seines Amtes, **verbot** die Veröffentlichung des Beschlusses in der Presse und erstattete der Hermannstädter Regierung **telefonisch** (!) Meldung über die Ursache seiner Verfügung." So sprudeln die „Erinnerungen".

Anschluß albern formuliert?

Daß der so schwachnervige Beamte gleich nach dem Telefon griff und die Regierung anrief und sich nicht an den Präfekten wandte, ist geradeso rätselhaft wie die Ursache, warum er es überhaupt hätte tun sollen. Doch Dr. Kräuter weiß auch darauf eine Antwort: „Der Anschluß wurde **albern** formuliert": „Denn wäre er" — berichtet Dr. Kräuter — „in der rumänischen Presse veröffentlicht worden, so wäre das ein Fressen für die serbische und madjarische Presse gewesen. Die hätten ihn selbstverständlich höhnisch in dem Sinne kommentiert, daß die Rumänen das so lange umstrittene Banater Problem nun durch die Banater Schwaben gelöst hätten, die dieses Gebiet einfach an Rumänien **angliederten**". „In **unseren** (?) Zeitungen erschien nun anstatt des **Beschlusses ein Zensurfleck**" — berichtet Dr. Kräuter — „und als Brandsch sich beim Chef der Zensurstelle erkundigte, erfuhr er die Wahrheit, wonach seine Meldung **bereits auf dem Tisch Manius lag.**"

Das ist eine recht amüsante Geschichte: **leider ist sie von Anfang bis zu Ende erfunden. Nicht ein einziges Wort ist wahr.**

1. Es gab kein Pressekommuniqué über die Versammlung, da sie öffentlich stattfand und jede Zeitung darüber berichten konnte.

2. Nur der **Wortlaut des Beschlusses** wurde den Zeitungen übergeben und — wie auch ihre Berichte über den Verlauf der Versammlung — veröffentlicht. In dem Beschlußantrag ist von einer **„Angliederung"** dieses Gebietes (also des Banates) **keine Rede**; es heißt lediglich, daß „wir wünschen, daß das **ganze Banat einheitlich und ungeteilt dem Königreich Großrumänien angeschlossen werde".**

Der Zensor konnte den von Dr. Kräuter angeführten Satz also gar **nicht** streichen, denn dieser wurde als Kommentar **zwanzig Jahre später** in dem im Jahre 1939 erschienenen Buch Dr. Kauschs veröffentlicht; zu dieser Zeit war vielleicht der arme Zensor gar nicht mehr am Leben, und als er noch lebte, gab es im Banat noch **keine Pressestelle**, die solche Verwirrung angezettelt hätte. Aber auch keinen alten politischen Märchenonkel, der der Nachwelt solche erfundenen Geschichten erzählt hätte.

Es kommt aber noch toller:

Rudolf Brandsch mußte — erzählt Dr. Kräuter weiter — durch seinen Logenbruder **Vaida-Voevod** Maniu beschwichtigen; aus dem angeblichen Verhalten des Temeschburger Zensurbeamten entstand offenbar eine hochnotpeinliche Angelegenheit, die die Pariser Konferenz zu sprengen drohte. So mußte ein Kurier — schreibt Dr. Kräuter — natürlich von der berüchtigten „Agricola" (ohne die es für Dr. Kräuter scheinbar keine anderen politischen Motive gab) also Dr. **Frecot** nach Paris fahren, um Vaida-Voevod zu bitten, er möge seinen Freund Maniu (in Hermannstadt) wegen der **„Angliederung dieses Gebiets"** beschwichtigen, „und Brandsch werde dann so lange die schwäbische Abordnung, die die Anschlußerklärung dem leitenden rumänischen Regierungsrat überbringt, hinhalten, bis sie dem Regierungschef **ohne Gefahr unter die Augen treten können würde.**" (Was diese Schwaben nicht alles in Paris angestellt haben!)

Aber die Geschichte wird noch dramatischer, denn: „Gleichzeitig am 11. August 1919 setzte er (wer?) einen auf den 10. August **zurückdatierten neuen Beschluß** auf, der darauf hinauslief, daß die Nationalversammlung, die für den Anschluß ‚dieses Gebietes' doch nicht zuständig sei, bei der hierfür einzig zuständigen Stelle, dem Friedenskongreß, Schritte unternehmen werde" — behauptet Dr. Kräuter.

Warum nun der Beschluß zurückdatiert hätte werden sollen, ist geradeso rätselhaft wie die Geschichte mit der Zensur auch. Er wurde aber **weder zurückdatiert noch gab es einen zweiten Beschluß, sondern nur den, der in den bereits angeführten Zeitungen veröffentlicht wurde.**

„Dieser Beschluß" — schreibt Dr. Kräuter dann weiter — (welcher, der erste oder der nichtexistente zweite? Anm. d. Red.) „sollte der rumänischen Regierung in zwei bis drei Tagen überreicht, **aber erst in zwei bis drei Jahren veröffentlicht werden, wenn die ‚Nationalversammelten'** sich an den Wortlaut der am 10. 8. gefaßten drei Beschlüsse und **vielleicht** (!) auch an die Umstände, unter denen die Versammlung am 10. 8. 1919 im Kaffee Scholje stattfand, **nicht mehr erinnern können** (!) würden" — was natürlich wieder glatter Unsinn ist.

Der Beschluß über den Anschluß wurde **gleich** nach seiner Annahme — wie schon erwähnt — veröffentlicht. Im Jahre 1922 wurde er in den von Rudolf Brandsch geleiteten „Deutschen-Politischen Monatsheften" aus der „Deutschen Tagespost" wieder als **„Akten** des Zeitgeschehens" veröffentlicht, beziehungsweise in Erinnerung gerufen. Und das brachte Dr. Kräuter scheinbar völlig durcheinander.

(Fortsetzung folgt)

Neueste Meldungen aus Rumänien

Schwarzmeerküste weiter ausgebaut

In den Kurorten an der Schwarzmeerküste wurden neue Baustellen eröffnet. In Mamaia werden drei Hotels mit 1000 Plätzen und zwei Restaurants aufgezogen, in Eforie-Nord ein Hotelkomplex mit 400 Plätzen und Fereienhäuschen mit insgesamt 1000 Plätzen. Gebaut wird auch in Eforie-Süd und in Costineşti. In Mangalia Nord will man nächstes Jahr 15 Hotels, 8 Restaurants, ein Camping, einen großen Handelskomplex usw. übergeben. Die Zahl der Plätze in den Kurorten an der Meeresküste soll so um 13 000 steigen.

Die Jagd im Banat ging auf

Am 17. November ging im Banat die Jagd auf Hasen und Fasanen auf. Es darf nur in Gruppen gejagt werden, die von einem Gruppenleiter angeführt werden. Der Wildbestand im Banat ist im Verhältnis zu früher stark zurückgegangen. In den Gemeinden: Ivanda, Uivar und Rumänisch-Stamora wurden am ersten Jagdtag insgesamt 600 Hasen geschossen. Am 21. Nov. präsentierte das Restaurant „Palace", das früher zu den besten Kaffeehäusern Temeschburgs zählte, eine Speisekarte mit **Wildspezialitäten.** Es wurden zehnerlei Wildgerichte (Hasen, Fasanen und Wildschwein) dargeboten. Dazu wurde der bekannte Bakowaer Wein serviert. Das Restaurant hat Platz für 300 Gäste.

Übrigens wurden in Bakowa 18 Hektar neu mit guten Rebensorten bepflanzt, so daß die Quelle des guten „Bakowaers" noch lange nicht versiegen wird.

Franz Ferch: Maler von Beruf, Archäologe und Komponist in der Freizeit

Daß der bekannte Banater Maler Franz **Ferch** zu den hervorragendsten Künstlern Rumäniens zählt, weiß man schon lange, auch daß er seit seiner frühesten Jugend ein leidenschaftlicher Archäologe, Sammler von Volkskunstgegenständen und Volksliedern ist. Er ist aber nicht nur Sammler: im Jahre 1928 **komponierte er auch fünf Ländler, die vor Jahren in einem Sammelband unter dem Titel „Schwowische Dorfmusik" auch herausgebracht wurden.** Gerne erzählt der aus Perjamosch stammende und in Temeschburg lebende Maler von seinem ersten archäologischen Fund, einer bronzenen Haarspange aus dem IV. Jahrhundert, die der damals zehnjährige Franz in der „Zehnerscheier" (einer Sandgrube in der Nähe der Marosch) gefunden hat. Er zeigte sie seinem Bruder Rudolf und dann seinen Eltern, und die Freude über den ersten Fund des Jungen war in der ganzen Familie groß. Dieser Fund wurde der Ansporn der Sammlerleidenschaft Franz Ferchs: im Laufe der Jahre brachte es der Archäologe aus Leidenschaft auf über **2000 Gegenstände.** Einige Kostbarkeiten gingen in den Kriegsjahren verloren, doch die meisten Gegenstände seiner Sammlerleidenschaft befinden sich im Banater Museum in Temeschburg.

Kafka-Vortrag

Prof. Dr. Rudolf **Hollinger** hielt Ende November im Deutschen Theater zu Temeschburg einen Vortrag über den Dichter Franz Kafka.

Schwäbische „Lieschenflechterin" im Volkskunstfilm

In Bukarest wird ein Film über „Volkskunst und Kunstgewerbe in Rumänien" gedreht. Die Neupetscher „Lieschenflechterin" Susanna Laubert vertrat die Banater Volkskunst.

Großwarenhaus in Warjasch

In der Gemeinde Warjasch wurde ein neuer Universal-Kaufladen eröffnet. Der einstöckige Bau, in dem eine Lebensmittelabteilung und Abteilungen für Schuhe und Textilien eingerichtet wurden, kostete 490 000 Lei.

Bücher für das Banat

Aus der Verlagstätigkeit des Temeschburger Kreishauses für Volkskunstschaffen

Es sind nicht nur Repertoirehefte und Anleitungsmaterial, die vom Temschburger Kreishaus für Volks-Kunstschaffen in Umlauf gebracht werden. Kulturgeschichtliche und folkloristische Anthologien sprechen über den landschaftlichen Raum hinaus weiteste Leserkreise an und lassen erkennen, wie vielfache Möglichkeiten der Verlagstätigkeit das Kreishaus für sich in Anspruch zu nehmen versteht.

Hoffnungsvoll präsentiert sich der deutsche Beitrag in verschiedenen Bereichen. Die so lang verzögerte Sammlung **junger Banater Autoren** des Adam-Müller-Guttenbrunn-Literaturkreises soll bereits im ersten Vierteljahr 1969 gedruckt und in rund 8000 Exemplaren an die Büchereien der Kulturhäuser und -heime verschickt werden. Das Buch wird im Handel **nicht erhältlich sein.** Womit das Kreishaus für Volks-Kunstschaffen den schwäbischen Lesern besonders entgegenzukommen beabsichtigt, sind der von Prof. Karl **Streit** und Prof. **Czirenner** betreute Band **schwäbischer Mundartgedichte** und **eine Sammlung** von im **schwäbischen Brauchtum verwurzelten Liedern, Reimen und Texten — eine Sammlung, in die Kerweihsprüche, Neujahrslieder, Texte für die Faschingszeit und ähnliches aufgenommen werden sollen.** In beiden Fällen handelt es sich um die Bergung und Erforschung von wichtigem Kulturgut, das zugleich damit sowohl dem interessierten Leser zugänglich gemacht wird, wie auch als Repertoirevorlage dient. — Ein weiterer guter Griff gelingt dem Kreishaus mit Nikolaus **Berwangers** Buch **„Vetter Matz saat's schwowisch" — 25 lustige Briefe eines schwäbischen Bauern zu Vorkommnissen unserer Tage**, die möglicherweise ebenfalls bereits im nächsten Jahr in den Buchhandlungen aufliegen werden.

Der Leser greift zur Feder

„Wenn es schon sein muß"

Zur Artikelserie „Erinnerungen an Ernsthausen" (Folge vom 8. Dezember) bitte ich meine nachstehenden Ausführungen veröffentlichen zu wollen:

Nachdem man von der maßlosen Übertreibung, Dr. Maurus hätte die Banater Schulkinder evakuiert, überrascht worden ist, ist einem nicht gut möglich, dem Verfasser das Vertrauen des gutwilligen Lesers entgegenzubringen. Doch „wenn es schon sein muß", wie Herr Habermann meint, daß wir „freundliche" Leser eine Einstufung vornehmen sollen, so möge mir diese Erlaubnis — so zweifelhaft sie auch ist — gestatten das auszudrücken, was zumindest emotional für die meisten Überlebenden ein Faktum bleiben dürfte.

Ich will nicht behaupten, daß man unterstellen kann, die Charakterisierung des ehemaligen Volksgruppenführers wurde deshalb in gezielter Weise wiedergegeben, um dadurch der Gegenüberstellung einer hinlänglich bekannten Ansicht Gewicht zu verleihen. Denn heute ist es doch unbestritten, daß ein sogenannter Evakuierungsplan tatsächlich existierte. Ja, sogar ein Auffanglager im sicheren Sivac gab es, wo getreulich auf das Volk gewartet und gewartet wurde.

Ebenso sicher ist es jedoch, daß noch vor dem 1. Oktober 1944 mit großen Lettern auf der Titelseite der Zeitung dem Volke verkündet wurde: „Wir bleiben!" Und wenn die Evakuierung der Volksgruppenführung selbst so gut funktioniert hat, daß es auch nicht einem „Kapitän des sinkenden Schiffes" zeitlich möglich war, — Höherer SS-Führer hin, Befehlsnotstand her — dieses minimalste und selbstverständlichste „Rette sich, wer sich noch retten kann!" ebenfalls zu verkünden, so sollte auch dies den freundlichen Lesern nicht vorenthalten werden.

Um aber der über die Grenzen von Ernsthausen (leider) hinausreichenden „Ausweitung" des Herrn Habermann die letzte und vielleicht wichtigste Ergänzung beizufügen, sei an den Mann erinnert, der heute — wäre er nicht tot — reden könnte, ohne den Eindruck von Aufdringlichkeit zu erwecken. Er starb jedoch, weil er sich verpflichtet glaubte, bei seinem verlassenen Volke bleiben zu müssen. Sein Name war Johann Keks.

Peter Wacker,
Münchingen/Württ.

ANNIE SCHMIDT-ENDRES

Zur Vollendung ihres 65. Lebensjahres / Von Paul Otto Habermann

Unsere donauschwäbische Dichterin und Schriftstellerin **Annie Schmidt-Endres** hat sich nach einer 45jährigen Leistung und geistig-schöpferischen Wirksamkeit für unser Volkstum von der alten Heimat bis in den größeren deutschen Raum unvergängliche Verdienste erworben. Und wenn sie nun in diesem Jahre die Wiederkehr ihres Geburtstages zum 65. Male begeht, so blickt sie in ihren Dichtungen und Kompositionen auf ein reiches Lebenswerk zurück, das drei Epochen unseres Volksstammes miterlebend, mitgestaltend und kulturschöpferisch mitprägend umfaßte.

Oberstudiendirektor Anton **Valentin** schrieb einst in den „Südostdeutschen Vierteljahresblättern": „Eine jede Strophe ihrer Dichtung zeugt von tiefer Liebe zu Volk und Heimat und von einem begnadeten, freudigen Bekenntnis zu Kräften der menschlichen Seele, die sich im Göttlichen vollenden."



Annie-Schmidt-Endres

Annie Schmidt-Endres wurde am 29. Dezember 1903 in Lenauheim, dem Geburtsort des Dichters **Nikolaus Lenau**, als zweite Tochter der alteingesessenen Bauernfamilie Michael **Endres** und dessen Ehegattin Anna geb. **Fost** geboren. Ihre Vorfahren waren vor rd. zweihundert Jahren aus dem deutschen Urmutterland mit vielen, vielen anderen ausgezogen, um das Banat urbar zu machen und sich dort eine neue Heimat zu suchen.

Ihre Schulausbildung erhielt Annie Schmidt-Endres nach der Grundschule in Lenauheim an den Oberschulen in Szegedin und Temeschburg.

Aus ihrer Ehe mit dem Arzt **Dr. J. Schmidt** — der nach seiner Rückkehr aus Rußland verstarb — entsproß ein einziger Sohn, der heutige Facharzt Dr. med. Edwin G. Schmidt.

Die ersten dichterischen Versuche von Annie Schmidt-Endres fielen in die Zeit nach dem ersten Weltkrieg, als der große Volksfrühling auch in die Seelen unserer Menschen brach und sich die Volkwerdung des Donauschwabenstammes vollzog. Es galt, das neuerstandene Volkstum mit Gehalt und Gestalt zu erfüllen... Damals stand in dieser Zielsetzung Annie Schmidt-Endres mit in den ersten Reihen derer, die sich mit heißem Herzen dafür einsetzten. So geschah es bei der Gründung der Banater Deutschen Frauenvereine und Mädchenkränze, so bei der Errichtung des großen geistigen Schulzentrums, der „Banatia", und so schließlich auch bei der Gründung der Werkgemeinschaft Schwäbischer Künstler usw.

Annie Schmidt-Endres war Mitgestaltende der ersten deutschen Lenaufeier und der ersten deutschen Dichterlesung sowie der Künstlerabende dieser Zeit; sie war Vorsitzende, Kulturleiterin beim Frauenverein und Mädchenkranz und stets die Festrednerin bei den großen Frauentagungen im Banat; sie war Schriftleiterin des Frauenblattes, Sozialreferentin der werktätigen Frauen, und sie war Pressereferentin des Gesundheitsamtes. Und später vertrat sie auch als Redakteurin einen eingerückten Kollegen bei der „Banater Deutschen Zeitung".

In der Atmosphäre eines Dichterortes aufgewachsen, regte sich schon früh in ihr das dichterische Erbe. Und so erhielt sie schon im Jahr 1929 beim Literarischen Wettbewerb Dr. Bauer in Werschetz den ersten Preis für ihre Novelle „Frühlingsopfer". Diesem ersten Preis folgte ebendort ein Anerkennungspreis für ihre Novelle aus der Römerzeit „Edona". Weitere Preise kamen hinzu beim literarischen Wettbewerb „Volk im Osten", Bukarest, für die Erzählung „Die Magd".

Als Einzelveröffentlichungen erschienen der Roman „Neue Wege", dann die Novelle „Die Dittlinger-in", und schließlich die — von der Dichterin selbstverfaßten — Lieder im Volkston „Banater Leben". Außerdem erschienen von ihr Gedichte, weitere Erzählungen und Beiträge in verschiedenen Anthologien, Jahrbüchern, Zeitschriften und Zeitungen. So „Die Seele des Kindes", „Der Vizenotär", „Die Grenze", „Mutter Kaun", „Die Drei", „Der Heimkehrer", „Der Weihnachtsbrief", „Die Stärkere", der Heimatroman „Väter und Söhne", die heimatgeschichtliche Novelle „Kunimunds Tochter" aus der Gotenzeit, und noch vieles andere...

Der zweite Weltkrieg mit seinen tragischen Ereignissen riß auch die Dichterin aus ihrem Schaffen und ihrem Heimatboden heraus; sie verlor nicht nur ihr Vermögen, ihre Existenzgrundlage, sondern ebenfalls sämtliche vorhandenen veröffentlichten und unveröffentlichten Werke und Manuskripte. Sie begab sich auf die Flucht und teilte mit vielen, vielen anderen Landsleuten das bittere Los der Heimatlosigkeit.

Ihre schriftstellerische Tätigkeit stand nun ganz unter einem neuen Gesichtspunkt. Sie schrieb Gedichte, Erzählungen und Bühnenstücke, um die Not ihrer Landsleute aufzuzeigen, oder aber um zu trösten, zu lindern und aufzurichten. Sie hielt Vorträge und Dichterlesungen, auch vor einheimischen österreichischen Künstlern. Im Oberösterreichischen Künstlerbund war sie Mitbegründerin und Schriftleiterin des Gönnerringes heimatloser, altösterreichischer Künstler und Kunstschaffender. Und auch hier war sie wieder Leiterin der landsmannschaftlichen Frauen.

Beim literarischen Preisausschreiben des „Wiener Schwabenvereins" errangen ihre beiden Volksstücke „De Vetter Matz und die Maturantin" und „Am Sonntag ist Kirchweihfest" den ersten und dritten Preis. Diese Volksstücke erlebten viele erfolgreiche Aufführungen in Österreich, Deutschland und Amerika.

Erst in späteren Jahren gelang es Annie Schmidt-Endres in die Bundesrepublik Deutschland zu kommen. Sie war auch hier sofort wieder dichterisch tätig und — erfolgreich. So errang sie Preise beim Pfälzer Mundart-Dichter-Wettstreit des „Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller Rheinland-Pfalz" in den Jahren 1955, 1957, 1958 und 1960.

1962 errang sie beim Mundart-Wettbewerb des Südwestfunks, unter sechshundertsechsundsiebzig Einsendungen, mit ihrer Erzählung „Dem Lorenz sei Werslein" Anerkennung und Ausstrahlung im Funk. Auch ihre „Gschichte von der Lotti-Good" wurden im Funk ausgestrahlt. Im Jahre 1967 erhielt sie den Kulturpreis des Kulturkreises „Siebenlinden".

Nebst ihren eigenen Liedern wurden ihre Texte vertont von den Komponisten **Prof. E. Bertzer** (Das Singspiel „Grüßt mein Banat"), außerdem Text-Vertonungen von **Prof. J. Brandeis, Prof. J. Häuser** und **Prof. R. Niedermayer.**

Als Einzelveröffentlichungen erschienen „Land in Licht und Leid", Gedichtband, Aalen 1959, „Begegnung mit dem Schwabenbischof", Stuttgart, 1961, „An meine Ärztin", Gedicht, Köln, 1963, „Bevor die Nacht sich senkt...", Dülmen, 1963, das St. Gerhardsdrama unserer Heimat im Schauspiel „Kämpfer ohne Waffe", das in Brasilien von der Gerhardsjugend mit großem Erfolg uraufgeführt wurde. Es erschien im Pfeiler-Verlag, Rottenburg a. N., 1964. Im Jahre 1965 erschien im „Donauschwäbischen Heimatverlag", Aalen, „Ein Schwabenmädel bin ich...", Lieder im Volkston mit Noten, und schließlich in diesem Jahre (1968) das Bändchen „Akaziebläddер", Gschichte on Gedichte von literarischen Wettbewerben und Rundfunksendungen, ebenfalls erschienen im „Donauschwäbischen Heimatverlag", Aalen.

So hat Annie Schmidt-Endres ihre dichterisch-schöpferische Mission von ihrem Heimatland bis in den größeren deutschen Raum erfüllt. Sie fand auch bei den Einheimischen begeisterte Anerkennung, die sie über den Tag weit hinaushob. Der Ostdeutsche Literatur-Anzeiger schrieb: „Die Dichterin hat seit Jahrzehnten ihren Landsleuten durch ihre hohe Wortkunst viel gegeben."

Der Dichter **Joseph Hieß:** „Gefühlstiefe, echt empfundene und in manchen Fällen erstaunlich starke Aussagen." **E. Barger:** „Sie haben Ihrem Volke unvergängliche Werte geschenkt."

Nun, am Ende der Würdigungen des Lebenswerkes einer gottbegnadeten, edlen Frau, sei mir gestattet noch folgendes zu sagen: **Max v. Schenkendorf,** ein begeisterter Sänger (und Kämpfer) aus der Zeit der Befreiungskriege gegen Napoleon I. hatte in einem seiner begeisternden Lieder einmal wie folgt gesungen: „Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonnesam, so traut..." Das sind einfache, bescheidene, und dennoch so vielsagende Worte; sie zeugen von einer echten, tiefen Liebe zum angestammten Volkstum, aber auch zur Heimat, zum Vaterland... Ja, und auch bei all den vielen Werken unserer großen donauschwäbischen Dichterin Annie Schmidt-Endres ist es nicht anders: in all dem, was sie sich vom Herzen geschrieben (und gesungen) hat in schlichter und einfacher — und gerade deshalb so einprägsamer — Form, läßt alle unsere tiefsten Gefühle erklingen. Sei dies nun, um zu einer stillen Andacht anzuregen, sei es, eine stille Trauer für etwas Verlorenes empfinden zu lassen, sei es, einen schmerzlichen Abschied in der Erinnerung wachzurufen, sei es, zu einem fröhlichen Schmunzeln anzuregen, sei es, ein zartes Naturgefühl oder eine tiefe, innige Liebe zu empfinden...

Es will mir scheinen, daß all dies zusammengenommen Gründe genug dafür sind, um der Dichterin nun heute für alles, was sie ihrem Volk und ihrer (alten und neuen) Heimat durch ihre Werke und ihr Wirken geschenkt hat, herzlich zu danken. Alle ihre Landsleute — wo immer diese heute ihre Heimat haben —, und weit darüber hinaus auch ungezählte andere deutsche Menschen im Mutterland und in der Welt, wünschen Annie Schmidt-Endres anläßlich der Vollendung ihres 65. Lebensjahres Gesundheit und noch viele weitere schaffensfrohe Lebensjahre!

Begrüßenswertes Vorhaben

Ulm/Donau. — Lm. Dr. Adam Schlitt, Vorsitzender der „Sueva-Pannonica", hat kürzlich bekanntgegeben, in der Universitätsstadt Ulm einen VVDSt-Altherrenbund gründen zu wollen. Dieses Vorhaben wird in Ulmer Kreisen wärmstens begrüßt. Der Stiftungsratsvorsitzende für die „Heimatkette" der Donauschwaben, Lm. Franz Helfrich, sieht in diesem Vorhaben eine Geste gegenüber der Patenstadt Ulm und seinen langjährigen Bestrebungen, Ulm als zentralen Ort für das Donauschwabentum auszubauen. Auch die Landsmannschaften dürften an dieser Gründung interessiert sein, zumal dadurch die Donauschwaben veranlaßt werden, ihr Augenmerk immer wieder nach Ulm zu richten.

Schwabentreffen in Adelaide

Am 23. November d. J. fand in Adelaide, Süd-Australien, das 10. Schwabentreffen statt. Landsleute aus nah und fern waren zusammengekommen und unterhielten sich bis Mitternacht bei guter Musik. Das Treffen war wiederum ein freudiges Erlebnis für alle Erschienenen. Der Besuch war sehr gut und die Schwaben in Süd-Australien freuen sich schon heute auf das nächste Treffen. (M. Beissmann)

Übersetzungen

von Urkunden, Dokumenten, Rentenunterlagen, Unterlagen für den Lastenausgleich aus folgenden Sprachen: Serbo-Kroatisch, Ungarisch, Rumänisch, Tschechisch, Slowakisch, Polnisch und Russisch durch beeidigten Dolmetscher

Johann Sabo
Übersetzungsbüro
68 Mannheim
Augusta-Anlage 49
(Nähe Wasserturm)
Postfach 20 02

„Original-Donauschwaben" wieder in Wien

Innerhalb weniger Monate war sie bereits dreimal im Ausland verpflichtet — die Blaskapelle „Original-Donauschwaben" unter der Leitung von Kornel Mayer (die Bundeskapelle der Landsmannschaft der Donauschwaben aus Jugoslawien.

Am 30. November ging es abermals nach Wien, wo unsere berühmten „Original-Donauschwaben" mit Kornel Mayer auf Einladung des österreichischen Rundfunks Studioaufnahmen für eine halbstündige Rundfunksendung machten! Es bedarf keiner besonderen Betonung, daß abermals ein Programm schöner Schöpfungen heimischer Volksmusik-Komponisten festgehalten wurde, womit die eminente Kulturarbeit dieser Kapelle immer wieder herausragt!

Die Heimreise der Kapelle am Sonntag, dem 1. Dezember, wurde von einer ganz besonderen Überraschung begleitet — Radio Wien hatte in seiner äußerst populären Sendung „Autofahrer unterwegs" der Fahrzeug-Kolonne der „Original-Donauschwaben" mit Kornel Mayer eine gute Ankunft in München gewünscht und spielte dazu die Polka „Lustig und fidel" (Polydor 249 084)! Robert Rohr

Es war einmal - ein Tschesterlek

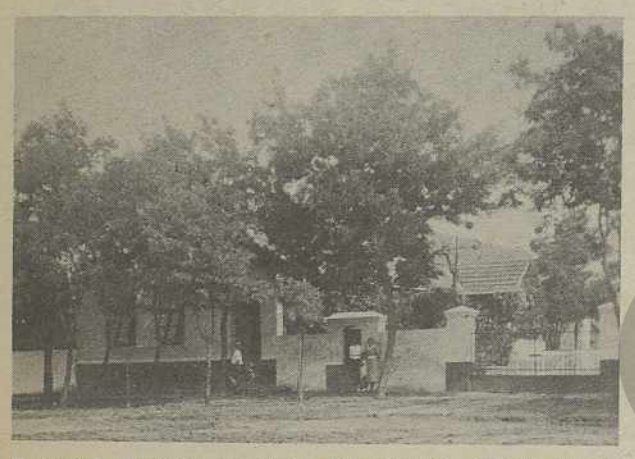
Heimat ohne die gestaltende Kraft des Menschen gibt es nicht und kann es nicht geben

Daheim war der Advent die Zeit der langen Nächte. Oft rötete sich an Dezembertagen der Abendhimmel; das Christkind fing an, „Bakkerei" zu backen. Das Schweineschlachten ging langsam seinem Ende zu, aus allen Rauchfängen stieg der Rauch kerzengerade zum Himmel. Aus vielen Häusern roch es nach gebratenen Kürbissen und nach Groißi" (Grütze), die uns heute und hier, wieder entdeckt, wie eine Delikatesse schmeckt. Bekommt man doch hier entschalte Gerste in ausgezeichneter Qualität, die die „Schenkelches Gerstenmühle" so sprisserfrei (rispenfrei) nicht reiben konnte. Dabei ist „Groißi" ein gutbekömmliches Abendessen — daheim oft zum Frühstück gegessen —, wurde doch die Gerste als Grütze drei Stunden lang in der Wurstbrühe gekocht, bis zum Gar- oder Klarwerden des Fetts. So wurde alles vom Schwein und vom Schlachten verwertet, ein viel zu spät erkanntes Ruhmesblatt in der Hauswirtschaftlichkeit der donauschwäbischen Bäuerin.

Heute leben wir in einer nie geahnten Welt: Die Nacht wird zum Tag. Auf allen Gassen und Straßen helleuchtende Lichter, Girlanden aus bunten Leuchtbirnen, Christbäume schon allzufrüh an allen Ecken. Ein längeres Verweilen in einem verdunkelten Raum bei einer brennenden Kerze gibt es schon lange nicht mehr, auch nicht mehr das Märchenerzählen auf der Ofenbank oder gar ein Rosenkranzbeten, wie es zu unserer Kindheit in Großvatershaus noch üblich war, woran sich Nachbarn und das Gesinde beteiligten... Kein Maiengehen, kein Kartenspielen, keine Handarbeiten, kaum noch ein Basteln oder ein Singen und Musizieren. Gibt es doch das alles fix und fertig und frei Haus geliefert! Und die Jugend? — Wie schön waren doch einst die Gesellschafts-, Sing- und Spielabende und das Nachhausegehen! Lang waren die Abende; um neun Uhr wurden die Laternen angezündet... Das war alles einst Heimat.

Scharenweise fahren heute unsere Menschen in **diese** Heimat, seit Jahren, seitdem es mit dem Auto möglich ist, in das entlegenste Dorf zu gelangen. Ist es die Neugierde, der Vorwitz, oder ist es die Sehnsucht nach all dem, was einst war und hier nicht vorzufinden ist?? — Und dann kommen sie aus einer südöstlichen, längst balkanisierten Welt zurück, in der alles so fremd geworden ist. Eine Heimat, nach der man sich so gesehnt hat, ist zur Fremde geworden. Für die Alten Enttäuschung und Herzeleid, in den Augen der Kinder und Kindeskinder ein mitleidiges Lächeln. Die wahrsten Berichte und Erzählungen scheinen diese Bilder der Verwüstung und Balkanisierung Lügen zu strafen. — Von den vielen Briefen, die mich erreichen, sei hier nur der letzte auszugsweise widergegeben:

„Liebe Familie B. Wie Ihr wißt, waren wir in der Heimat. Bei mir im Haus wollten wir Aufnahmen machen, durften aber nicht. Wir bekamen Angst. Acht Tage vor uns waren Ls. aus F. auch dort. Auf dem Rückweg hat die Miliz in Schendjuri schon auf sie gewartet. Sie hat ihnen den Film weggenommen. Die haben Angst, daß wir wieder zurückkommen, da ja jede Woche Landsleute von Deutschland auf Besuch dort sind. Den Friedhof habe ich nicht gesehen. Nun, es wäre besser gewesen, wenn wir die Heimat nicht noch einmal gesehen hätten! Das kann man sich nicht vorstellen, was die aus unseren schönen Dörfern gemacht haben. Wenn ich nicht gewußt hätte, daß es Schesterlek ist, ich hätte es nicht erkannt. Die Häuser stehn noch fast alle, aber alle verwahrlost. An vielen Häusern sind die Schuppen, Sommerküchen und Hambarn weg, die Stallungen sind zusammengefallen. In Itwarnak waren wir auch im Mari seinem Elternhaus. Dort sind Ungarn drin und wir wurden gut aufgenommen. Hier konnten wir Aufnahmen machen soviel wir wollten. Wir können von Glück reden, daß sie uns rausgelassen haben. Es war damals die Sache mit der Tschechei. Wir wollten ja länger bleiben, aber wir waren froh, als wir das Tito-Reich hinter uns hatten und über der Grenze waren. Gruß von Familie H." -ch





Zweimal dasselbe Haus in Tschesterlek, jugosl. Banat. Links: so sah es früher aus. Rechts: so sieht es heute aus. Es war einmal — mein Vaterhaus. Jetzt sehen fremde Menschen aus den Fenstern.

Bundesorgan der Heimatvertriebenen aus Jugoslawien, Rumänien und Ungarn.

Herausgeber:
Donauschwäbischer Heimatverlag
Druck Südd. Zeitungsdienst G. m. b. H.
708 Aalen/Württ., Bahnhofstraße 65
Postfach 125, Telefon (07361) 67 11
Chefredakteur und für den Inhalt verantwortlich: Franz Schuttack

„Der Donauschwabe"
erscheint wöchentlich
Nur im Abonnement beziehbar — kein Einzelverkauf.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.
Für Inserate z. Z. Preisliste Nr. 6a gültig.
Bezugsgebühr:
In Westdeutschland mit „radio + television rtv" bei Postinkasso monatlich DM 2,30, bei Vorauszahlung an den Verlag halbjährlich DM 12,40, für das ganze Jahr DM 24,80. Die Preise sind Bruttopreise! Unternehmer können einen Vorsteuerabzug von 5,21 % vornehmen.
Vom Ausland kann die Bezugsgebühr mit internat. Postanweisung überwiesen werden.
Österreich vierteljährlich 27,— Schilling, übriges europäisches Ausland vierteljährlich 6,— DM. Nord- und Südamerika jährlich 8,80 Dollar, Australien 8 Dollar. Luftpost jährlich zusätzlich 10 Dollar.
Vertretung für Canada: John Bischof, 182 Hiawatha Rd., Toronto 8, Ontario.
Konten des Verlages: Postscheckkonto Karlsruhe 25090. — Bankkonto: Kreissparkasse Aalen/Württ. 3921.
Kündigungen des Abonnements nur bis zum 1. Mai oder 1. November auf den Schluß des Kalender-Halbjahres beim Verlag. Kündigungen bei der Post haben keine Rechtswirksamkeit. — Erfüllungsort: Aalen/Württ.

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(44. Fortsetzung)

So sind auch alle weiteren Kräuter'schen „Analysen" der Anschlußerklärung völlig unbrauchbar, weil sie von **falschen Voraussetzungen ausgehen und die Tatsachen verfälschen.**

Dr. Kräuter bemüht sich noch, den Anschluß der Siebenbürger Sachsen im Gegensatz zu dem der Banater Schwaben als Akt der politischen Klugheit dahinzustellen. Aber die Sachsen waren **politisch geschult, hatten keine ihrem eigenen Volkstum entfremdeten Führer,** keine madjarischen Kirchenführer und keine „Agitatoren" für die Integrität Ungarns: ihre Beschluß wurde **einstimmig** erbracht, während im Banat eine **konzentrierte Hetze gegen** jene einsetzte, die aus den gleichen Erwägungen wie die Siebenbürger Sachsen und die übrigen Deutschen Rumäniens den Anschluß der Banater Schwaben an Rumänien erklärten. Sie wurden von der madjarisierten Intelligenz beschuldigt, die Banater Schwaben **verkauft zu haben.** Das war eine der schäbigsten Verleumdungen in dem widerlichen Kampf der neudeutschen Führer um die Macht. Und Dr. Kräuter wiederholte sie in seinen „Erinnerungen".

Die alten deutschen Vorkämpfer, die vor dem ersten Weltkrieg **große persönliche** und **materielle Opfer** brachten, schieden später, **ohne Vermögen erworben zu haben, aus der Politik aus, während jene, die auch in der ungarischen Zeit an den Fleischtöpfen saßen, dank ihrer Direktions- und Aufsichtsratsstellen bei der „Schwäbischen Zentralbank" und der großen Kredite, die ihnen unter günstigen Bedingungen gewährt wurden, zu Wohlstand und „Ansehen" gelangten.**

Was Dr. Kräuter dann noch über die schwäbische Abordnung, die die Anschlußerklärung dem Leitenden Rumänischen Regierungsrat überbrachte, schreibt, ist auch nicht wahr.

Das Telegramm, das die Ankunft der schwäbischen Abordnung für den **12. August** in Hermannstadt ankündigte, war vom Vorsitzenden der Versammlung Franz **Wettel** und Karl v. **Möller** unterzeichnet. So berichtete das „Siebenbürgisch-Sächsische Tagblatt", das Dr. Kräuter zitiert. Die Mitglieder der Delegation wurden — wie erwähnt — schon in der **großen** Versammlung bestimmt. Wettel, der damals bereits 65 Jahre alt war, war für die Reise **gar nicht vorgesehen;** doch Dr. Kräuter behauptet, daß er es ablehnte, und zwar wieder wegen seines madjarischen Schwiegersohnes, nach Hermannstadt zu fahren, was gleichfalls eine pure Erfindung ist.

„In Hermannstadt" — schreibt Dr. Kräuter — „führte der **stammesfremde** und **staatsfremde (?)** Brandsch dem Regierungsrat seine von ihm auf Grund von **bewußt irreführenden, vertraulichen Mitteilungen zum Verrat an der donauschwäbischen Einheit verführten Volksgenossen** dem Stellvertreter des Regierungspräsidenten als Vertreter ihres Volkes vor. Selbstverständlich waren die **Verführten** nicht repräsentative Vertreter ihres Volkes".

Natürlich nicht — sie waren bloß **ehrliche Männer** mit Gesinnung, die in der bittersten Zeit der Entvolkung um die Rechte ihres Volkes kämpften: die **„wirklichen"** Repräsentanten waren die Mitglieder der chauvinistischen ungarischen Parteien, die den Gentrys und Madjarisierern **bei den Wahlen Zutreiberdienste leisteten.** In **Lovrin** z. B. gegen Dr. **Kremling,** — den Dr. Kräuter nach 50 Jahren zu seinem Bundesgenossen machte. So wird unsere Geschichte vergewaltigt!

Der Wirbel um die schwäbische Abordnung

Was Dr. Kräuter über die Übergabe der Anschlußerklärung beim Leitenden Rumänischen Regierungsrat in Hermannstadt berichtet, ist zum Teil auch erfunden: Dichtung und Wahrheit sind derart vermischt, daß es Mühe kostet, sie auseinanderzuhalten. Daß Maniu in dringender Angelegenheit nach Bukarest fuhr und die schwäbische Abordnung in seinem Auftrag nur von seinem Stellvertreter und anderen führenden rumänischen Politikern Siebenbürgens empfangen wurde, veranlaßt Dr. Kräuter wieder zu Spekulationen, die mit den tatsächlichen Begebenheiten nichts zu tun haben. In dem schon erwähnten Telegramm Wettels und Möllers an den Hermannstädter Regierungsrat heißt es, daß die schwäbische Delegation Dienstag, also **den 12. August 1919,** nach Hermannstadt abreise. Dr. Kräuter läßt nun seiner Phantasie freien Lauf; er schreibt: „sie (die Abordnung) ist spätestens mit **einem der Morgenzüge** am Mittwoch in Hermannstadt angekommen".

Aus Temeschburg ging damals bei dem völlig zerrütteten Eisenbahnverkehr nur **ein** Zug nach Hermannstadt, und die Züge hatten damals stets große Verspätung. Es ist also gar nicht sicher, daß der Zug an dem von Dr. Kräuter angegebenen Zeitpunkt angekommen ist. An sich wäre die Sache völlig belanglos, wenn Dr. Kräuter nicht die Schlußfolgerung daraus zöge: die Delegation der Schwaben sei von den Rumänen nur mit **Widerwillen** empfangen worden; man ließ sie tagelang warten und der Regierungspräsident fuhr absichtlich nach Bukarest, um sie nicht empfangen zu müssen.

Nun, wie schon erwähnt, wurde die Abordnung — laut einem Bericht der „Deutschen Tagespost" in Hermannstadt, dem Presseorgan Rudolf Brandschs, bereits **am 14. August** (und nicht wie Dr. Kausch und Dr. Kräuter behaupten, am 15. August) von den Vertretern des rumänischen Regierungsrates empfangen, sie mußten also gar nicht lange warten. Mit Schadenfreude kommentiert **Dr. Kräuter** die von ihm selbst aufgestellte Behauptung:

„Die Überbringer des Beschlusses über den Anschluß der Banater Schwaben mußten also **volle** zwei Tage warten bis sie empfangen wurden ... Und Brandsch nimmt das hin, die Überbringer der Resolution ‚sämtlicher Schwaben' aber schlucken ... die besonders **beschämende Mißachtung ...**"

„... natürlich nur telefonisch ..."

Also wieder eine völlig **falsche** Behauptung. Aber selbst wenn die Banater einen Tag länger hätten warten müssen, wäre es auch keine „Mißachtung" gewesen: wie oft mußte Dr. Kräuter als Abgeordneter warten, bis er in irgendeinem Bukarester Ministerium vorsprechen konnte — oft ohne etwas zu erreichen.

Aber so glatt ging es angeblich dennoch nicht: denn Vaida-Voevod mußte — laut Dr. Kräuter — erst Maniu aus Paris beschwichtigen: „Denn er wußte, daß Brandsch auf Nadeln saß und die Banater Abordnung hinhalten mußte, bis es ihm (Vaida) gelingen würde, Maniu zu beschwichtigen. Das konnte natürlich nur **telefonisch** geschehen (wahrscheinlich durch den heißen Draht. Anm. d. Red.) und eine Verbindung mit Bukarest war aus Paris damals auch für einen **vornehmen** Diplomaten nicht so leicht zu erreichen wie heute" — schreibt der Geschichtenerzähler Dr. Kräuter.

Man sollte nicht glauben, daß die 14 Banater Schwaben, die der Delegation angehörten, von Hermannstadt über Bukarest nach Paris und zurück alles durcheinander brachten, während sie doch im Hotel zum „Römischen Kaiser" in Hermannstadt ahnungslos ihr Bier tranken. Dr. Kräuter fährt aber in seiner Erzählung fort: „Brandsch konnte also von Glück reden, als er am Freitag, den 15. August früh, also nach einer Wartezeit von zwei Tagen — die **natürlich** telefonische Antwort auf seinen Hilferuf erhielt: Maniu empfängt die von Brandsch geführte, seit zwei Tagen auf diese Audienz wartende schwäbische Abordnung noch immer nicht, aber er erlaubt (!) seinem Stellvertreter, dem Finanzminister Vlad, diese zu empfangen" — erzählt Dr. Kräuter. Doch seine Spekulationen sind wieder falsch: Brandsch hat weder telefonisch noch durch einen Kurier in Paris „um Hilfe gerufen". Er kannte alle Mitglieder des Regierungsrates noch aus der Zeit der gemeinsamen Kämpfe, und hatte es nicht notwendig, um **„Hilfe"** zu rufen. Denn die schwäbische Abordnung wurde wie vereinbart nach ihrer Ankunft **feierlich** empfangen: nicht nur vom Stellvertreter Manius, sondern auch von anderen prominenten rumänischen Politikern, darunter einem **nahen Verwandten Manius.**

„Und weil Möller als ein **gebürtiger** Hermannstädter (was er doch gar nicht war) ... in seiner **Heimatstadt** unmöglich als Sprecher der Schwaben hervortreten und die schwäbische Resolution dem Finanzminister verkünden konnte" — stellt Kräuter fest — „überredeten sie den Warjascher Bauern Anton **Anton,** die großen Stiefeln anzuziehen und ... die Ansprache zu halten".

Der Klassendünkel des einstigen schwäbischen Abgeordneten kommt auch in dessen Geringschätzung der Bauern zum Ausdruck; diese waren auch später nur dazu gut, um bei den Wahlen ihre Stimmen abzugeben, damit die „Elite" ihre „Führungsposition" behaupten konnte. Doch der Bauer Anton war schon vor dem Krieg Mitglied der Ung.-Deutschen Volkspartei und Direktor der renommierten Warjascher Volksbank, die die deutsche Bewegung stets **unterstützte.** Außerdem war er **ein guter** Redner.

Der Anschluß war eine **logische** Reaktion auf die **Karlsburger Beschlüsse,** die auch unserem Volk **die Freiheit garantieren sollten.** Auf sie beriefen sich zwei Jahre später auch jene, die sie einst ablehnten: **die gewesenen Schwabenratsmitglieder.**

Die Verhetzung des Volkes

Die Anschlußerklärung **durchkreuzte** die als Autonomiebestrebungen getarnte **ungarische Integritätspolitik.** Deshalb mußte der **Volkszorn** angeheizt werden: die alten Volksparteiler **haben zusammen mit den evangelischen Sachsen die katholischen Schwaben verkauft. Das wurde durch Flüsterpropaganda in unseren Dörfern von den Mitgliedern des Bauernvereins, den Filialleitern seiner Bank und der immer noch nicht zum Nationalbewußtsein erwachten Dorfintelligenz verbreitet.** Und die Wirkung blieb nicht aus: **In den schwäbischen Dörfern waren die Rumänen Knechte, Mägde, Taglöhner und Viehhirten. Sie lebten am Rande der Dörfer (und am Rande der Gesellschaft), sie gehörten zu der sozial deklassierten Klasse.** In der Mitte vieler schwäbischer Dörfer standen die Schlösser der ungarischen Großgrundbesitzer, der Grafen und Barone und der **Großteil der Intelligenz war madjarisiert** — deshalb war schon der Gedanke für die „herrschende Schicht" unerträglich, daß die **Habenichtse, die Deklassierten, die „Walachen" zum hersschenden Volke werden sollten.**

Unsere reichen Gemeinden wurden durch diese Agitationen auf das Tiefste **aufgewühlt;** statt das Volk über die durch den verlorenen Krieg veränderte Lage aufzuklären, wurden ihm jene als **Sündenböcke präsentiert, die jahrzehntelang für seine Rechte kämpften.** Ich erinnere mich noch sehr gut, daß selbst die sogenannten „Wachtler", wie man die Leser der „Deutschen Wacht" nannte, als „Verräter" bezeichnet wurden. Das Schlagwort von den „verkauften Schwaben" wurde geglaubt — weil es immer wieder wiederholt wurde.

(Fortsetzung folgt)



Kirchweihpaar in Liebling 1968.

Die Sunn hot gelacht ...

Dr Bock is vrschwunn un als Kerweikulasch wieder ufgetaucht

Ersch wann die grebscht Arwet im Haus un Feld getu is, feiern die Lieblinger ehre Kerwei. Lang drvor werd schun driver geredt un die Vorbereitunge waren heier viel gresser wie schunscht, weil die Mäd all in Tracht gang sein mit ihre stolze Kerweibuwe.

's Hauptfescht hot sich desmol im Freie abgewickelt, am große Platz im mitte Dorf. Die Sunn hot aach dabei gelacht, wann a de Wind recht kalt dazu gebloß hot.

Schun morjets um 9 Uhr sein 32 Paare in der scheene Lieblinger Tracht mit de Blechmusik ufmarschiert, die Mäd mit de hellbloe Seidereck un blokaschmier Tiecher, die Buwe all im Feschtgwand un de ufgeputzte Hiet mit Sträuß un Bänner. — 's war a großi Sensation, weil in Liebling die Kerwei schun lang nimmi uf di Art gfeiert is wor. S is bloß noch verzehlt wor, wie schee 's mol war, noch in de 30er Johre, wie's Kerweimäd un Buwe geb hot un wi de Kerweistrauß verlezetiert is wor. Awer die jetzich Kerwei, saan die, was selmols aach mitgemach han, hot seli iwertroff.

Numittags um Punkt 2 Uhr sein die 32 Paare mit'm Vortänzerpaar Lies' Walter un Heinrich Heberle an dr Spitz zu dr Lizitation vum Strauß angetret. Jetz waren die Mäd all in rosa Seidereck un grikaschmier Tiecher zu siehn, ans wie's anr, daß 's a wahri Fraad war, iwrhaapt vor die Mottre un Großmottre.

Dr Vortänzer Heinrich Heberle is glei nuf ufs Faß un hot die Anwesende uf schwowisch begrießt. No hat Hans Lenhardt 's Wort ergriff un die Versteigerung is los gan. Georg Mehrbrodt hot de scheene Strauß lezetiert un gleich seim Mäde Kathi Stuiber verehrt.

Montach numittags is de Bock vun de Männer ausgescheiwelt wor. Während die Weiwer sich drin im Tanzsaal beim Zuschaue unrhall hun, war uf mol de Bock vrschwunn. Awer net denkt, daß 's sich vleicht um e Diebstahl handlt. Sowas paßt doch net zur Kerwei un is a bis heit in Liebling noch net vorkumm. Dr gut Bock is no, wie sich Anton Horvath als sei Gewinner gezeigt un a paar gute Troppe uffgstellt hot, widr in Lebensgreß erschien un for oweds, weil's doch a Kerweibock war, als richtiches Kerweikulasch vun de Buwe verzehrt wor.

Magdalene Ballmann
Liebling



Anläßlich des diesjährigen Kirchweihfestes in Temeschburg-Mehala: Dompropst Dr. Josef Waltner, P. Johannes Benedikt Blum und weitere Landsleute, die uns leider namentlich nicht bekannt sind.

Der „Bärwolf" und der „Prikulitsch"

in der Sagenüberlieferung einiger deutscher Ortschaften im rumänischen Banat

Bei meinen Forschungen zum Volksglauben der Donauschwaben fand ich auch einige Belege, die dem Nichteingeweihten rätselhaft erscheinen. Zu ihnen gehören der **Mercydorfer** „Bärwolf" und der **Franzdorfer** „Prikulitsch".

Über ersteren schreibt Hans **Diplich** [Donauschwäbische Sagen, Märchen und Legenden. München 1952, S. 67]: „Die Alten in Mercydorf wußten noch viel vom **„Bärwolf"** zu erzählen. Dieser war eine Zwittergestalt, halb Mensch, halb Tier, aufrechten Ganges und mit einem Tierfell angetan. Zur nächtlichen Stunde lauerte er den Heimkehrenden auf, überfiel sie gerne, besonders an dunklen Straßenkreuzungen, und verfolgte sie. In den Gehöften aber ging er auf Raub aus. Der Bärwolf überfiel seine Opfer, biß ihnen das Genick durch und trank ihr Blut. Er war auch stich- und kugelfest. Mit den üblichen Waffen konnte ihm niemand etwas anhaben, nur mit geweihten Kugeln war er zu verwunden."

Vom Franzdorfer **„Prikulitsch"** berichtete mir der verdienstvolle Reschitzaer Volkskundler Alexander **Tietz:**

„Vom Katutza sagten sie, daß er ein Prikultisch gewesen sei. Wenn seine Zeit gekommen war, mußte er laufen. Er war dann ein Wolf und sprang das Vieh an, fraß es aber nicht, sondern zerriß es nur. Das eine weiß ich sicher: Als wir im Kindesalter nackt in der Wehr badeten, sah ich, daß er hinten einen zweifingerlangen Schweif gehabt hat.

Er war Zimmermann und hat die Franzdorfer Kirche erbaut. Er war sehr gescheit, hatte aber einen falschen Blick, so daß niemand ihn anzusprechen wagte. In einer Nacht sah man ihn in Weidenthal, in der Păroasa und in Verendin. Am nächsten Morgen hielt er sich aber wieder in Franzdorf auf. So schnell und so weit hätte kein Mensch laufen können.

Bruch-
Leidende, Heilungsmöglichkeit durch DB-Patent. Schrift über Bruchheilung kostenlos. Heilprakt. Josef Thalmaier, 82 Rosenheim, Innstraße 76

Der Waldhüter Bähr ritt einmal ins Bersautal hinaus. Der großen Kälte wegen hatte er die Hände in die Manteltaschen geschoben, das Gewehr trug er umgehängt auf dem Rücken. In der Crainicel, wo die Straße den großen Bogen macht, sah er am Waldrand einen Wolf. Er stieg ab, lud das Gewehr, schoß und traf den Wolf am rechten Vorderfuß. Am nächsten Morgen hatte der Katutza die rechte Hand verbunden.

Dies geschah auf der Munte [vgl. rumänisch munte = Berg]. Die Leute waren beim Heumachen. Auf einmal kam ein Wolf aus dem Wald und sprang eine Arbeiterin an. Diese schrie gellend und wehrte sich mit der Heugabel. Der Wolf zerriß ihr die Schürze, vor den herbeieilenden Männern flüchtete er aber wieder in den Wald. Nach einiger Zeit kam Katutza unter den Bäumen hervor. Als er mit den Arbeitern sprach, konnten diese sehen, daß in seinen Zähnen rote Fransen von der Schürze der angegriffenen Frau hingen."

Beim **„Bärwolf"** und beim **„Prikulitsch"** [vgl. rumänisch pricoliciu-Werwolf] haben wir es mit dem in alten Seelenvorstellungen wurzelnden Glauben vom **Werwolf** tu tun. Im Schlaf nimmt der Mensch die Gestalt eines Wolfes oder eines Bärs an, lebt wie diese Tiere, indem er selbst Menschen tötet, sie aber nicht frißt.

Auch diese zwei kleinen Beispiele zeugen von der reichen volkskundlichen Überlieferung in unseren Siedlungsräumen. Leider wird vieles spurlos untergehen, denn mit den Wissensträgern sterben Mundarten und ererbte Kenntnisse, die tiefer wurzeln, als man beim oberflächlichen Betrachten vermuten würde.

Dr. Anton Peter Petri

Sein Leben lang für sein Volk gewirkt

Ein Rückblick auf die Tätigkeit Dr. Stefan Krafts in der Bundesrepublik Deutschland von 1949 bis 1959

Im Jahre 1949 war Dr. Stefan Kraft, dem Wunsche seiner Freunde folgend, in die Bundesrepublik umgesiedelt. Hier ließ er sich in Stuttgart-Wangen, Am Degen 39, nieder, um von hier aus seine Arbeit aufzunehmen. Doch schon bald verschlimmerte sich sein Blasenleiden so sehr, daß er sich zur Operation entschließen mußte, die dann von Prof. Dr. Mösel in Ulm durchgeführt wurde.

Dr. Kraft hatte in der verhältnismäßig kurzen Zeit, die er bis dahin in Deutschland war, schon einige grundlegende Unterschiede zwischen den Verhältnissen in Österreich und denen in Deutschland festgestellt. Deutschland war der Verlierer des Krieges und so war die Ernährung hier wesentlich schlechter als im „befreiten" Österreich. Durch die vielen Bombenangriffe war auch die Lage auf dem Wohnungsmarkt in Deutschland katastrophal. Besser aber als in Österreich war es mit den Rechten der Flüchtlinge in Deutschland bestellt. Dort nur zweitklassige „Reingeschmeckte", waren sie hier wenigstens vor dem Gesetz mit den Altbürgern gleichgestellt. Sie konnten in ihren erlernten Berufen arbeiten, oder sich umschulen lassen. Sie durften freien Handel treiben, hatten das aktive und passive Wahlrecht für Bund, Land und Gemeinde und ihre Kinder konnten jede Schule besuchen, ganz gleich ob Volks-, Mittel- oder Oberschule.

Aus diesem ihnen zuerkannten Recht machten auch die Volkdsdeutschen aus Jugoslawien Gebrauch und gründeten schon 1949 ihre „Landsmannschaft der Deutschen aus Jugoslawien" (LM). Die Gründungsversammlung fand am 12. November 1949 in Fellbach in der Stadthalle statt.

In den Vorstand wurden gewählt: Vorsitzender Franz Hamm, Waiblingen, Neue Bahnhofstr. 42; Erster Stellvertreter Peter Hauck, Stuttgart-Wangen, Ludwig-Blum-Str. 6; Zweiter Stellvertreter Josef Wilhelm, Schulrat a. D., Stuttgart-Zuffenhausen, Lg. Schlotwiese; Dritter Stellvertreter Dr. Paul Meder, Karlsruhe, Kaiserallee 69; Schriftführer Stefan Metz, Schmiden; Kassenwart Josef Kara, Waiblingen, Roßbergallee; Prüfungsausschuß Otmar Jost, Kirchheim/Teck, Albert Ries, Waiblingen, Michael Staudt, Bietigheim.

Das Büro der Landsmannschaft befand sich in den Räumen des Evangelischen Hilfswerkes in Stuttgart, Archivstraße 18.

Politisch gruppierten sich die Heimatvertriebenen in den großen Parteien CDU, SPD und FDP. Es gab aber auch eine reine Flüchtlingspartei, den BHE, mit Sitz in Stuttgart.

Als im Jahre 1953 die Wahlen für den Bundestag stattfanden, beschloß der Vorstand des BHE den in der einstigen Heimat Jugoslawien erprobten und erfolgreichen Vertreter der deutschen Minderheit, Dr. Stefan Kraft, auf die Liste des BHE als Kandidaten zu setzen. Da Dr. Kraft nach seiner Operation noch immer nicht ganz genesen war, wollte er die Kandidatur nicht annehmen. Auf Drängen seiner Freunde begab er sich dann in Begleitung seines Freundes Josef Wihlhelm in das Büro des BHE, wo er von den Vorstandsmitgliedern Dr. Mocker, Fiedler und Melinsky empfangen wurde. Dr. Mocker teilte nun Dr. Kraft den Beschluß des BHE mit und bat ihn, die Kandidatur anzunehmen. Dr. Kraft meinte, daß er die Wahlstrapazen gesundheitlich nicht durchhalten könne. Doch daraufhin versicherten ihm die Herren des BHE, daß es genügen würde, wenn er wenigstens bei zwei bis drei Großversammlungen sprechen könnte. Die Leistungen Dr. Krafts in Jugoslawien und Österreich seien den Heimatvertriebenen allgemein durch die Presse genügend bekannt. Dr. Kraft erbat sich daraufhin eine Bedenkzeit. Doch noch vor Ablauf der vereinbarten Frist teilte Dr. Kraft dem Vorstand des BHE mit, daß er die Kandidatur aus Gesundheitsgründen doch nicht annehmen könne. Mit diesem Entschluß waren viele Freunde Dr. Krafts nicht einverstanden. Hätte er kandidiert — er wäre bestimmt gewählt worden. Seine Placierung auf der Landesliste war sehr aussichtsreich und die Partei erzielte auch tatsächlich bei den Wahlen gute Erfolge. Als Bundestagsabgeordneter hätte er seinem Volke mehr nützen können, als er das als Vorsitzender einer Landsmannschaft je tun konnte. Bei dieser Wahl kandidierte auf der Liste der CDU Franz Hamm und auf der Liste der FDP Dr. Josef Trischler. Franz Hamm fiel im Wahlkreis Ludwigsburg durch, doch Dr. Trischler schaffte es. Bei der Gründung der „Landsmannschaft der Deutschen aus Jugoslawien" hatten sich die führenden Männer der Erneuerungsbewegung nicht beteiligt. Erst später erklärten sie sich zur Zusammenarbeit bereit. Nach einigen Verhandlungen kam es dann zur Einigung und Zusammenarbeit in der Bundeslandsmannschaft der Deutschen aus Jugoslawien. Als im Jahre 1950 Franz Hamm in das Ministerium für Vertriebene und Flüchtlinge nach Bonn berufen wurde, legte er das Amt des Vorsitzenden im Landesverband nieder. Nach den Neuwahlen wurden die Posten wie folgt besetzt:

Vorsitzender Dr. Stefan Kraft, Schriftführer Josef Wilhelm, Kassenwart Josef Kara, Hauptausschußmitglieder Dr. Röhm, L. Schumacher, A. Ries, Dr. Derner, F. Hild, J. Feigl, A. Krämer, F. Schmidt, K. Schäffer und Frass.

Obwohl von der Hauptmitgliederversammlung in den Hauptausschuß auch einige der führenden Männer der „Erneuerer" gewählt worden waren, ging die Zusammenarbeit mit Dr. Kraft ganz gut.

Erst später kam es immer öfter zu Meinungsverschiedenheiten in der Auslegung und Handhabung der Satzungen, weshalb die Erneuerer zuerst von den Sitzungen fern blieben und schließlich ihren Austritt mitteilten. Sie gründeten in Reutlingen eine eigene Landsmannschaft, uzw. die LM der Donauschwaben e. V. mit Sitz in Stuttgart. Obmann dieser LM war Jakob Wolf. Doch mit der Zeit traten auch in der Führung der neu gegründeten LM der Donauschwaben Meinungsverschiedenheiten auf und so trennte sich wieder ein Teil davon ab. So wurde der Verband der Donauschwaben, unter der Führung von Dr. Wanger und Anton Bertl, mit Sitz in Ulm gegründet.

Da außer diesen Landsmannschaften auch noch die Bundeslandsmannschaft der Deutschen aus Jugoslawien, unter Führung von Franz Hamm, die LM der Deutschen aus Ungarn, unter Führung von Dr. Ludwig Leber, und die LM der Banater Schwaben aus Rumänien, unter Führung von Prof. Anton Valentin, bestanden, war wieder einmal hinreichend bewiesen, daß, wo vier Schwaben leben, mindestens fünf Vereine gegründet werden.

Daß diese Zersplitterung nur zum Schaden der Heimatvertriebenen war, ist jedem politisch und realistisch denkendem Menschen klar gewesen. Sie gereichte uns weder zur Ehre, noch trug sie zur Übersichtlichkeit bei. Die maßgebenden amtlichen Stellen wußten so nie, wer der eigentliche Wahrer der Interessen der Heimatvertriebenen ist.

Die heimatvertriebenen Landsleute aus Jugoslawien nahmen die Hilfe der Landsmannschaft immer mehr in Anspruch. Sie suchten Hilfe bei der Regelung ihrer Angelegenheiten, z. B. Witwenrenten, Invalidenrenten, Zuzugsgenehmigungen usw. Um diese Arbeiten ungestört erledigen zu können, verlegte Dr. Kraft das Büro der Landsmannschaft in die Breitscheidstr. 31/III. Am Anfang leistete Dr. Kraft die Arbeit gemeinsam mit dem Geschäftsführer Josef Wilhelm. Später wurde Frau Elisabeth Friedrich angestellt, die aber nach einem Jahr in die USA auswanderte. Aushilfsweise arbeiteten auch Peter Pill, Franz Peter, Karl Gasteiger mit, bis sie eine staatliche Anstellung fanden. Dr. Kraft wanderte täglich von einer Amtsstelle zur anderen, um an Ort und Stelle mit dem Sachbearbeiter die Angelegenheit zu besprechen oder zu erledigen. Er war bei den staatlichen Dienststellen kein gern gesehener Gast, denn wenn er sich einer Sache annahm, ließ er nicht locker, bis sie erledigt war. Er scheute weder Mühe noch persönliche Auslagen, um einem Landsmann — dem Unrecht geschehen war, zu seinem Recht zu verhelfen. So setzte er sich auch für seinen Landsmann P. P. (Angestellter der Stadt Stuttgart) ein. Dieser war auf Grund einer Denunziation wegen einem angeblichen Verbrechen in India und wegen Schädigung der Stadt Stuttgart, durch Vorlage falscher Rechnungen, fristlos aus dem Dienst entlassen worden. Im Namen von P. P. verfaßte Dr. Kraft eine Klage gegen die Stadt Stuttgart beim Sozialgericht in Stuttgart. Das Sozialgericht sprach P. P. in seinem Urteil von jeder Schuld frei und verurteilte die Stadt Stuttgart dazu, den entlassenen P. P. wieder in den Dienst einzuführen. Die Besoldung für die ganze Zeit vom Tag der Entlassung mußte nachgezahlt werden. Die Gerichtskosten trug die Stadt. Noch einen zweiten, interessanten Prozeß führte Dr. Kraft im Namen der Witwe des A. P. Dieser war von den Franzosen nach



Ministerpräsident Dr. Gebhard Müller im Gespräch mit Dr. Stefan Kraft am „Tag der Donauschwaben" 1954 in Esslingen.



Dr. Stefan Kraft besichtigt anläßlich des „Tages der Donauschwaben" 1954 in Esslingen die Ausstellung.

deren Einmarsch in die Stadt Vaihingen/Enz hingerichtet worden, da er angeblich den dort inhaftierten Juden als Lagerkoch stets verdorbenes Essen zubereitet hatte. Dr. Kraft widerlegte die Anschuldigungen gegen A. P. bei den deutschen Gerichten, konnte aber keine Rehabilitierung des Hingerichteten erreichen, da die deutschen Gerichte ein Urteil der Besatzungsmächte nicht rückgängig machen konnten. Die Unschuld des Hingerichteten hatte er jedoch nachgewiesen.

Neben dieser, für einzelne Personen geleisteten Tätigkeit, widmete Dr. Kraft seine Aufmerksamkeit vor allem jenen Problemen, die besonders die ganze Volksgruppe interessierten. So arbeitete er gemeinsam mit führenden Männern der deutschen Volksgruppe bei der Bewertung unseres in der Heimat von der Partisanen-Regierung Titos geraubten Vermögens mit. Um die Bewertung rascher und gründlicher durchführen zu können, versuchte er schon beim Treffen der Landsmannschaft in Esslingen 1954 einen Bauernbund zu gründen. Dr. Trischler jedoch verhinderte diesen Plan. Weil Dr. Kraft die Mithilfe der Bauern bei einer gerechten Bewertung ihres Vermögens unbedingt erforderlich schien, richtete er zu Pfingsten 1957 einen Aufruf an die Bauern des Südostens zur Gründung des Bauernbundes in Stuttgart-Bad Cannstatt. Im vollbesetzen Kursaal wurde der Bauernbund gegründet und Dr. Kraft zum Vorsitzenden gewählt. Hier fand er sich zum letztenmal mit seinen treuen Bauern zusammen, denen er sein ganzes Leben verbunden war. Wenn auch die Bewertung unseres geraubten Vermögens nicht so erfolgt ist wie er es sich gewünscht und als gerecht empfunden hätte, so hat er durch seine Mitarbeit doch wesentlich zu dem Erreichten beigetragen.

(Fortsetzung folgt)

Gruß- und Dankesworte

an alle Mitglieder des „Donauschwäbischen Kulturverbandes Adam Müller-Guttenbrunn"

Der Vorstand des „Donauschwäbischen Kulturverbandes Adam Müller-Guttenbrunn" entbietet allen seinen Mitgliedern in der weiten Welt die besten Grüße zum Jahreswechsel und wünscht Ihnen alles Gute und ein erfolgreiches Schaffen im kulturellen Dienste unseres Volksstammes auch im neuen Jahre. Gleichzeitig dankt der Vorstand für all die opfervollen Leistungen im vergangenen Jahr.

Im Geiste der Gerechtigkeit, der humanen Partnerschaft der Völker, sowie des solidarischen, brüderlichen Gemeinschaftswillens zu arbeiten, kann allein zur höheren und geachteten wie friedlichen Lebensgemeinschaft führen. Dieses hohe Wollen entspricht dem Geiste Adam Müller-Guttenbrunns — unseres Vorbilds. Diesem wollen wir auch in Zukunft hingebungsvoll folgen.

Für den Vorstand:
gez. Dr. Fritz Klingler
Obmann

Donauschwäbische Gedenktage

1. Januar 1794:

Kaiser Franz genehmigte die Vereinigung der beiden Gemeinden von Pantschowa und deren Erhebung zu einer freien Militärkommunität.

Die Einwanderung der Deutschen nach Ungarn kam noch im Zuge der Türkenkriege und im Anschluß an die Befreiung hauptsächlich auch durch den Aufbau der Städte in Gang. Die völlig zerstörten Städte im pannonischen Becken boten reiche Arbeitsmöglichkeiten. Ihr Aufbau war auch eine wichtige militärische Forderung. Stellten sie doch die einzigen wirtschaftlichen und militärischen Stützpunkte dar, die eine Behauptung des befreiten Landes ermöglichten. Die Niederlassung von Bürgern und Handwerkern war deshalb gern gesehen und vielfach angeregt und gefördert. Ausgediente Soldaten bildeten den ersten Grundstock deutschen Bürgertums.

Mit der Ansiedlung deutscher Bürger zeigten die Städte wieder Ansätze zur Entfaltung einer selbständigen Individualität. Es gab „königliche Freistädte", Komitatsstädte und in der Militärgrenze freie Militärkommunitäten. Die Städte wurden durch die deutschen Bürger zu Mittelpunkten des gewerblichen Lebens. Alle erdenklichen Handwerker waren vertreten. Mit der Seßhaftmachung eines neuen deutschen Bürgertums und dem Aufbau neuer deutscher Städte läßt sich im Ansatz auch ein Mühen um eine dauerhafte Form auf rechtlicher und politischer Grundlage für das nationale Leben des deutschen Bürgertums feststellen. Vor allem war aber die Entwicklung dieser jungen Städte durch das Zusammenleben der deutschen Bürger mit anderen Nationalitäten gekennzeichnet.

In der Militärgrenze hat Pantschowa schon bald eine hervorragende Stellung. Es wurde 1764 der Sitz eines deutschen Grenzerregimentes und erlebte dadurch einen sichtlichen Aufschwung. Der Türkenkrieg brachte einen argen Rückschlag. Doch schon 1792 wurden von den Pantschowaern Schritte um die Erlangung einer freien Kommunität getan. Hierauf wurden in höherem Auftrag die Gemarkungen der beiden Gemeinden von Deutsch- und Raizisch-Pantschowa arrondiert, vermessen und die Gründe klassifiziert. Damals schon wurden zwischen den beiden Gemeinden neue Plätze und Gassen ausgesteckt, wodurch die Ober-(Serben-) und Unter-(Deutschen-) Stadt zu einem Ganzen vereinigt wurden. Im Jahre 1793 bewarben sich die Pantschowaer neuerdings. Als sie vom Temeswarer Generalkommando abgewiesen wurden, wandten sie sich am 17. Juli 1793 an den Hofkriegsrat. Sie verpflichteten sich mit 100 Unterschriften, daß sie alle Pflichten der Kommunität erfüllen, die jährliche Pauschalsumme leisten, das Militärkontigent stellen und auch die Schulden der Ansiedler auf sich nehmen wollten. Die Pantschowaer Ortsinsassen schuldeten nämlich 1794 dem Deutschbanater Kanton an alter Kontribution und für nach dem Rückzug der Türken erhaltene Vorschüsse zusammen 55 217 fl., für jene Zeit ein beträchtlicher Betrag und eine schwere Belastung. Als die erbetene Entscheidung noch immer nicht erfolgte, sandten die beiden Gemeinden — mit Umgehung des Regiments- und General-Kommandos — den Wagnermeister Josef Urban und den Handelsmann Nikola Rusovic nach Wien. In dem von beiden am 16. 12. 1793 eingereichten Majestätsgesuch führten sie u. a. aus: „... in der That ist aber auch kein anderes Mittel, den so sehr bedrängten Inwohnern von Pantschowa aufzuhelfen, damit sie sich von der im letzten Türkenkriege erlittenen großen Beschädigung wieder erholen, und künftig als eine Militär-Kommunität dem allerhöchsten Ärarium einen wenigstens doppelt größeren Nutzen, als bisher, bringen können ..."

Dieses Gesuch wurde vom Hofkriegsrat am 28. 12. günstig befürwortet, worauf Kaiser Franz am 1. Januar 1794 die Vereinigung der Gemeinden und deren Erhebung zu einer Militärkommunität genehmigte. Pantschowa hatte also Stadtcharakter erhalten. Erster Bürgermeister wurde Franz von Bongard, Syndikus Dr. Lahner, Stadtschreiber H. Spies. Die unteren Angestellten wurden zur Hälfte aus Deutschen und zur Hälfte aus Serben gewählt. Die beiden Deputierten Josef Urban und Rusovic wurden von der Bevölkerung aus Dankbarkeit nicht nur in den Ausschuß, sondern auch als Ratsmänner in den Magistrat gewählt. Das Siegel zeigt einen kais. Doppeladler, die Stadtfarben wurden rot und weiß. Laut der 1794 durchgeführten Zählung gab es damals in Pantschowa 679 behauste und 150 unbehauste, zusammen 829 Familien. Unter diesen waren der Beschäftigung nach 49 Kaufleute und 189 Handwerker. Von den Familiennamen waren 433 serbisch, 241 deutsch, 120 rumänisch, 15 tschechisch und 13 madjarisch. Die Kommunität Pantschowa zählte laut Konskription vom Jahre 1795 insgesamt 4588 Seelen. Für die junge Stadt folgten nun einige Jahre des Aufschwungs. Doch nicht lange sollten sich die Pantschowaer ungetrübt ihres Stadtranges erfreuen. Im Jahre 1801 wurde von der höheren Militärverwaltung die Auflösung sämtlicher freien Militär-Kommunitäten beschlossen und vom Kaiser auch angeordnet. Die Pantschowaer wehrten sich aber energisch gegen diese Maßnahme und es gelang ihnen tatsächlich durch eine neuerliche Vorsprache beim Kaiser den Stadtrang zu bewahren.

jvs

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(45. Fortsetzung)

Als dem Präfekten Dr. **Cosma** dieses Treiben zu bunt wurde, ließ er die Träger dieser Agitation internieren. Über die kurze Zeit, die Dr. Muth, Franz Blaskovics, Prof. Striegl und Christjan Saljó in Fogarasch verbrachten, schreibt die „Temesvarer Zeitung":

„Dann kam die Internierung nach Fogarasch (ein trefflicher Ort für Alsós-Partien). Es ist aber irrig, diese ‚Internierung' (alle sind frei herumgelaufen und durften nur die Stadt nicht verlassen, ansonsten fehlte ihnen keine Bequemlichkeit) als ein **Martyrium** der ‚Führer' für die **‚nationale Idee' des Banater Deutschtums ausbeuten zu wollen...** Dr. Cosma wurde... zur Internierung veranlaßt, weil sie mit ihrer **serbisch-ungarischen Agitation der Ausbreitung der deutschen Bewegung im Wege standen.**"

An den Parlamentswahlen im Jahre 1920 bewarben sich auch die sogenannten „Gemäßigten" um Mandate für das rumänische Parlament und kandidierten gegen jene, die den Anschluß erklärten: **sie anerkannten plötzlich die Karlsburger Beschlüsse und traten als „Märtyrer gegen die Verräter" auf; ihr Wahlschlager war: „die Gegenkandidaten haben das Banat verkauft".** Durch diese Agitation und dank der Überläufer (Karl v. Möller, Dr. Josef Gabriel, Dr. Eschker und Géza Luffert traten in die von ihnen gegründete Autonomie-Partei ein) gewannen sie die Wahlen. Sie siegten und ihre Loyalitätserklärung bei ihrem ersten Auftritt im rumänischen Parlament streifte die Grenze der nationalen Würdelosigkeit.

„Schlimmer als qualifizierte politische Verbrechen"

Über den Anschluß an Rumänien könnte noch manches gesagt werden. Hier sei nur ein Satz aus einem Artikel des auch von Dr. Kräuter immer wieder anerkennend hervorgehobenen Staatssekretärs Lutz **Korodi** erwähnt: **Der Anschluß der Sachsen und der Schwaben war ehrlich gemeint; niemand hat das Recht, dies in Zweifel zu ziehen und wir haben durch unsere Haltung auch keinen Anlaß gegeben... Es ist zu bedenken, daß eine politische Naivität, recht in Szene gesetzt, zuweilen schlimmer in der Wirkung sein kann als qualifizierte politische Verbrechen...**" („Deutsche Politische Monatshefte", II. Jahrgang, Heft 3). Diese Feststellung Lutz Korodis zerstört alle Spekulationen Dr. Kräuters über die Anschlußerklärung der Banater Schwaben und ihre politische Bedeutung.

Gründung der Deutsch-Schwäbischen Volkspartei

In der gleichen Versammlung, in der der Anschluß verkündet wurde, wurde auch die Gründung der „Deutsch-Schwäbischen Volkspartei" ausgesprochen. Am 31. August 1919 fand eine Versammlung statt, in der folgender Vollzugsausschuß gewählt wurde: Wilhelm Kopony, Dr. Michael Kausch, Dr. Stefan Frecot, Eugen von Angerbauer, Dr. Emmerich Bauer, Arzt, Dr. Ernst Heim, Franz Seemayer, Karl von Möller, Dr. Josef Gabriel, Dr. Peter Schiff, Prof. Karl Keszler, Sebastian Schmidt, Johann Tengler, Direktor, Peter Schojbert, Kaufmann, Nikolaus Holz, ferner: Heinrich Anwender (Lugosch), Wendelin Bauer (Segenthau), Josef Babinszky, röm. kath. Pfarrer, Julius Engelmann (Anina), Jakob Berg (Billed), Josef Frecot (Freidorf). Anton Jakob (Wiesenhaid), Josef Junker (Bruder des gew. deutschen Ministers Junker), Georg Mayer (Kleinjetscha), Franz Mahler (Blumenthal), Michael Reiser, ev. Pfarrer (Liebling), Johann Peter, Holzhändler (Lovrin), Johann Stein (Neupetsch) und Karl Twerasser (Rußberg).

Die Gründung der „Deutsch-Schwäbischen Volkspartei" war laut Dr. Kräuter natürlich auch nur ein **„Schwindel"**, eine „Fiktion" wie auch der Kulturverband und die Anschlußerklärung. „Sie wurde — schreibt Dr. Kräuter — als in dem Putsch inprovisierten Partei als **Rechtsnachfolgerin** der 1906 gegründeten „Ungarländischen Deutschen Volkspartei" und der am 12. August 1919 feierlich proklamierten donauschwäbischen Volksgemeinschaft ausgegeben". Eine „Donauschwäbische Volksgemeinschaft" (das Wort Donauschwabe war zu dieser Zeit im Banat völlig unbekannt: Möller schrieb immer nur von „Ostschwaben", während die „Deutsche Wacht" sie **„Banater Deutsche"** nannte) wurde am 12. 8. 1919 weder proklamiert noch verkündet, und wenn die neugegründete „Deutsch-Schwäbische Volkspartei" sich als Rechtsnachfolgerin der alten Volkspartei betrachtete, **so tat sie das mit Recht.**

Denn zur Zeit ihrer Gründung, also am 10. August 1919, waren die Gauorganisationen der alten Partei auf drei Länder verteilt: Rumänien, Jugoslawien und Ungarn. Ihr Obmann Dr. Kremling wohnte in **Weißkirchen** (und war in seiner Bewegungsfreiheit gehindert), während sein Stellvertreter Johann **Röser** u. Schriftführer Viktor **Orendi-Hommenau** in Temeschburg und weitere Führungsmitglieder wie Johann Anheuer, Jakob Berg (Billed), Nikolaus Bernat (Segenthau), Wilhelm Hock (Segenthau) und andere im Banat wohnhaft waren. Zu ihnen zählte auch Rudolf **Brandsch.** Durch die Zerstükkelung Ungarns hörte auch die Funktion der Ungarländisch-Deutschen Volkspartei auf. So wurde die neugegründete **„Deutsch-Schwäbische Volkspartei" mit Recht als Nachfolgerin der alten Volkspartei bezeichnet**, umsomehr als sie auch die **wesentlichsten Teile ihres Programms annahm.** Und wenn Röser Stellvertretender Vorsitzender der alten Volkspartei war, konnte er auch Vorsitzender der neuen sein. Die Behauptung Dr. Kräuters, daß Dr. Kraft der Nachfolger Dr. Kremlings war, ist auch unzutreffend: denn in Jugoslawien wurde erst am 17. Dezember 1922 eine **neue Partei**, und zwar die „Partei der Deutschen im Königreich der Serben, Kroaten und Slovenen" gegründet, deren Obmann Dr. **Kremling** und geschäftsführender Vorsitzender Dr. Stefan **Kraft** wurde; sie hatte mit der „Donauschwäbischen Volksorganisation" im Banat — wie Dr. Kräuter behauptet — nichts zu tun.

Ein wichtiges Ereignis

Drei Wochen nach der Anschlußerklärung der Banater Schwaben und Gründung der „Deutsch-Schwäbischen Volkspartei" fand in Temeschburg eines der **wichtigsten politischen** Ereignisse im Leben der Deutschen des neuen Rumäniens statt: **„Die Tagung der Deutschen in Rumänien".** Zum ersten Male tauchten in den Straßen der alten Hauptstadt des Banates deutsche Menschen auf, die **schwarz-rot-goldene Fahnen** schwangen und Embleme in diesen Farben trugen. Es waren die Farben der nach den Freiheitskriegen im Jahre 1815 gegründeten deutschen Burschenschaft; sie wurden auch von der Weimarer Republik übernommen. Die schwarz-gelben Farben der Habsburger Monarchie waren längst von den rot-weiß-grünen ungarischen Nationalfarben verdrängt worden und die Banater Schwaben hatten keine eigenen Farben, weil sie bis zum Zusammenbruch, abgesehen von den Anhängern der Ungarländisch-Deutschen Volkspartei auch keinen nationalen bzw. politischen Willen besaßen.

Alle Siedlungsgebiete schickten ihre Vertreter nach Temeschburg. Zahlreiche Menschen kamen auch aus den schwäbischen Dörfern des Banates in die Stadt — allein am Festbankett nahmen über 500 Personen teil —, um an dieser **ersten freien** Kundgebung des **gesamten** Deutschtums Großrumäniens teilzunehmen. Die Reden, die beim Bekanntschaftsabend sowie bei der Tagung, die im Festsaal des Rathauses stattfand, gehalten wurden, waren **aufrüttelnd** und **für die spätere Politik des Deutschtums in Rumänien reichtungweisend.** Das **einstimmig** angenommene deutsche „Volksprogramm" bildete auch die programmatische Grundlage des später gegründeten (18. Sept. 1921) „Verbandes der Deutschen Rumäniens", dessen langjähriger Vorsitzender Rudolf **Brandsch** war, dem Dr. Kaspar **Muth** und schließlich Fritz **Fabritius** folgten. Da Dr. Kräuter in seinen „Erinnerungen" dieses so bedeutungsvolle politische Ereignis einfach **übergeht** und auch die spätere „offizielle" Banater Geschichtsschreibung es **verschweigt** oder nur am Rande erwähnt, sei hier darüber ausführlicher berichtet.

Die „Gemäßigten": Dr. Muth, Domherr Blaskovics und ihre Gesinnungsgenossen nahmen an dieser Kundgebung **nicht** teil; sie **boykottierten sie.** Sie hielten noch immer an dem „Schwäbischen Manifest" fest und ihr „Wunderglaube" an die Integrität Ungarns war durch nichts zu erschüttern. Aber die Ereignisse gingen über sie hinweg, und das „Schwäbische Manifest" wurde zu einem Erinnerungspapier unerfüllter politischer Träumereien.

Namen einiger Vertreter

Die Vertreter der einzelnen Siedlungsgebiete wurden bei ihrer Ankunft von Dr. **Kausch** und Karl v. **Möller**, der damals — allerdings nur kurze Zeit — Bürgermeister war, begrüßt. Aus Siebenbürgen nahmen u. a. teil: Stadtpfarrer Dr. Adolf **Schullerus**, Rudolf **Brandsch**, Lutz **Korodi**, Dr. **Polony**, der spätere Vorsitzende der deutschen Parlamentspartei Dr. Hans Otto **Roth**, Fritz **Connerth**, Abg. Emil **Neugeboren**, Dr. **Czell**, Dr. Richard **Csaki**, die Redakteure Hermann **Plattner**, Oskar **Krämer** u. a.

Aus der **Bukowina:** der röm. kath. Pfarrer Dr. Gregor **Schie**, Dr. Alois **Lebouton**, Dr. **Zachmann** u. a. Auch das Deutschtum Bessarabiens war vertreten und auch die Bukarester Deutschen sandten Delegierte zu der Tagung. Es **fehlten** — wie gesagt — die „gemäßigten" Schwabenführer, die nun Gelegenheit gehabt hätten, **ihre Absage an ihre frühere, gescheiterte, volksfremde Politik gültig unter Beweis zu stellen und Bücken zur Einheit unseres Volkes und zum Rumänentum zu schlagen. Sie taten es nicht.**

Einige Äußerungen aus den Reden der verschiedenen Delegierten verdienen festgehalten zu werden, sie stammen aus den Berichten der „Deutschen Wacht", die Dr. Kausch in seinem Buche veröffentlichte.

„Das Grab vieler Deutschen"

Der Hermannstädter Stadtpfarrer Dr. A. **Schullerus**, damals als Vorsitzender des sächsischen Nationalrates der **anerkannte** Führer der Siebenbürger Sachsen, erklärte:

„Temesvar war immer unsere Sorge, denn es war das **Grab vieler Deutscher** und drohte zum Grabe des Deutschtums im Banat überhaupt zu werden. Heute wissen wir, daß es die **Wiege des Deutschtums Großrumäniens sein wird.**"

Rudolf **Brandsch:** „Welch' eine **Wendung** durch des Schicksals Fügung, daß nun hier eine so große Anzahl von Volksgenossen versammelt ist. **Ein Volk kann nicht untergehen, wenn es nicht selbst will.** Sein **eigenes** Wollen ist die sicherste Bürgschaft seines Bestandes. **Eine Brücke muß von einem Volk zum anderen führen, eine Brücke auch zu unserem großen Mutterlande, dem wir Glück und Sonnenschein wünschen.**"

Über die Ziele der Tagung sagte noch **Brandsch:** „Wir wollen hier in **feierlicher Weise** erklären, daß wir uns als Deutsche in Großrumänien **vereinigen** wollen, um in allen völkischen, politischen und wirtschaftlichen Fragen des Deutschtums **einig** und **geschlossen** vorgehen zu können".

Die Fehler sollen wiedergutgemacht werden

In der großen Versammlung begrüßte zuerst Dr. **Kausch** die Vertreter der verschiedenen Siedlungsgebiete; er sagte über **Temeschburg:** „Diese Stätte ist historisch. Heilige Erinnerungen knüpfen uns an sie. Aber hier saßen leichtsinnige Väter, die ihre **Muttersprache leichtfertig hingeopfert haben. Von hier aus wurden Theater, Schulen, ja selbst die letzte deutsche Straßen- und Firmentafel freiwillig aufgegeben.** Aber die Fehler der Vergangenheit werden jetzt wieder gutgemacht."

Besonders tiefen Eindruck machten die Ausführungen der Redner Lutz **Korodi,** Dr. A. **Schullerus** und des katholischen Pfarrers Dr. Gregor **Schie** auf **uns anwesende Hochschüler:**

Lutz **Korodi** sagte: „Früher durfte der Sachse mit den Schwaben **nicht** zusammenkommen, es galt schon als Vaterlandsverrat, einen solchen Gedanken auch nur zu hegen. Man hätte uns jede völkische Propaganda innerhalb des Sachsenvolkes verziehen, aber **die Absicht, die Schwaben mit den Sachsen zusammenzuführen, hätte beinahe den Kopf uns gekostet...** Wie erhaben war der heutige Morgen im Theater (dort fand eine Lenau-Feier statt. Anm. d. Red.), wo man nach langer und banger Nacht wieder einmal der **deutschen Muttersprache lauschen durfte.**"

Dr. **Schullerus:** Hand in Hand und **gemeinsam** wollen wir in die Zukunft gehen, dann muß das beste auch gegeneinander die **Wahrheit** sein; es muß einbekannt werden, **daß diejenigen, die es in der Vergangenheit für nicht zweckmäßig hielten, daß sich die Sachsen in schwäbische Angelegenheiten einmischen sollen, Schiffbruch erlitten haben. Wir sind nicht als Geber hergekommen, sondern als Nehmer. Wir sind gedrückt durch unsere Vergangenheit, durch das alte Erbe, das auf unseren Schultern lastet... Wir fühlen in uns das heiße Verlangen, uns mit Euch zu verbinden, denn die Banater Frage wird niemals zum Stillstand kommen...**"

Pfarrer Dr. **Schie:** „Die Religion lehrt uns solche Tugenden, die uns geradezu verpflichten, für **unsere Muttersprache einzustehen.** Sie lehrt uns die **Wahrhaftigkeit.** Vor seinem Gewissen muß sich jeder **richtig** melden... **Wenn ich ein Deutscher bin, so habe ich der Stimme meines Blutes zu gehorchen und mich auch ehrlich als solcher zu bekennen.**"

Karl v. **Möller:** „Wir Deutschen haben uns **freiwillig** und **loyal** an Großrumänien angeschlossen, weil wir an die **Gerechtigkeit** und die **staatsmännische Einsicht** glauben und uns die **Karlsburger Beschlüsse unverrückbare Zukunftsbürgschaften gegeben haben.**" Es sprachen noch J. **Röser,** J. **Tengler,** Dr. **Lebouton,** Czernowitz, K. **Twerasser,** Filipp **Jahn,** Dr. **Konnerth** u. a.

Gegen die Teilung des Banates

Aber auch gegen die Zerstückelung des Banates wurde protestiert. So erklärte Dr. Josef **Gabriel: „Die am 7. September 1919 in Temesvar versammelten Deutschen Großrumäniens betrachten das Banat als eine geographische und wirtschaftliche Einheit, protestieren gegen die Aufteilung desselben und fordern einmütig die Angliederung des ganzen Banates an Großrumänien".**

(Fortsetzung folgt)

Achtung, Landsleute!

Wer noch keinen „Donau-Schwaben-Kalender" für das Jahr 1969 bekommen hat, wird gebeten, ihn umgehend zu bestellen. Der Bestellzettel befindet sich auf der letzten Seite des Heimatblattes.

Aus dem Südosten gekommene Landsleute

Nürnberg. — In der Zeit vom 11. bis 20. November v. J. sind über das Durchgangslager Nürnberg folgende Landsleute aus Rumänien, Jugoslawien und Ungarn in der Bundesrepublik eingetroffen und nach ihrer Registrierung zu ihren Angehörigen weitergereist:

RUMÄNIEN

Roth Georg, 17. 6. 1908, Brenndorf/Kronstadt; Roth geb. Rhein Katharina, 24. 2. 1906, Brenndorf/Kronstadt; Wagner Michael, 20. 11. 1899, Mediasch/Hermannstadt; Pillegrini geb. Steltzner Maria, 2. 10. 1921, Temeschburg; Schulz Karl, 16. 8. 1897, Hermannstadt; Schulz geb. Serfözö Hildegard, 24. 6. 1909, Hermannstadt; Graef Mathilde, 18. 4. 1921, Hermannstadt/Agnetheln; Pfeiffer Mathias, 21. 1. 1902, Klausenburg/Genes/Sathmar; Roth geb. Adleff Ilse, 18. 5. 1913, Schäßburg; Kreis Otto, 1. 7. 1917, Kronstadt/Ploesti.

JUGOSLAWIEN

Glaser Anton, 30. 5. 1947, Wuchern/Marburg; Papajcik Josef, 10. 2. 1906, Kula/Neusatz; Papajcik geb. Lautenbach Kristine, 10. 2. 1909, Kutzura; Holzknecht Josef, 24. 2. 1909, Marburg/Drau; Ringel Rudolf, 22. 5. 1938, Besni-Fok/Belgrad; Ringel geb. Prolis Anna, 11. 2. 1941, Besni-Fok/Belgrad; Ringel Gerlinde, 25. 5. 1962, Besni-Fok/Belgrad; Subota Josef, 6. 2. 1926, Kapan/Wirowititza; Subota geb. Gracek Katharina, 15. 5. 1924, Kapan/Wirowititza; Subota Ivan, 23. 11. 1967, Kapan/Wirowititza; Subota Therese, 30. 10. 1959, Kapan/Wirowititza; Svajbinz Anton, 27. 11. 1935, Sotin; Svajbinz geb. Jankovic Irlene, 24. 5. 1937, Karlowitz; Bernahrd geb. Nagy Jolan, 11. 7. 1940, Srbobran; Bernahrd Robert, 29. 8. 1961, Srbobran; Bernahrd Erika, 8. 6. 1967, Srbobran; Hegedüs Tibor, 25. 6. 1935, Sikenice/Levice/Slow; Hegedüs geb. Dildein Luise, 17. 12. 1935, Birbrunn; Hegedüs Erika, 8. 3. 1956, Svodov/Levice; Hegedüs Tibor, 13. 7. 1962, Levice; Hegedüs Georg, 13. 7. 1962, Levice; Jug Rudolf, 23. 4. 1939, Hohenmauten/Marburg; Jug geb. Razpotnik Angela, 23. 8. 1947, Gegenthal/Marburg; Jug Angela, 20. 7. 1964, Windischgrätz; Jug Katharina, 25. 8. 1966, Windischgrätz; Moser Ferdinand, 25. 5. 1904, Hohenmauthen/Marburg; Moser geb. Jug Justine, 9. 4. 1914, Schleinitz; Moser Ivan, 15. 7. 1951, Hohenmauthen; Moser Engelbert, 26. 8. 1948, Hohenmauthen; Pazinski geb. Moizes Stefanie, 2. 1. 1904, Sitnes/Banja Luka; Tairi geb. Hirth Magdalena, 23. 12. 1912, Rudolfsgnad/Belgrad; Wirtz Josef, 16. 4. 1922, Temerin; Wirtz geb. Toth Justine, 15. 2. 1924, Pasicevo; Wirtz geb. Farbas Viktoria, 28. 6. 1901, Kola/Sombor.

UNGARN

Matheisz geb. Fleith Anna, 18. 3. 1906, Eisenbrunn; Polster Josef, 17. 12. 1935, Soroksar; Polster geb. Bucsi Irene, 20. 3. 1929, Budapest; Polster Beate, 26. 5. 1963, Budapest; Zappe Dr. Ludwig (Arzt), 15. 8. 1928, Kiskundoroszma; Zappe geb. Holezc Edith, 26. 7. 1934, Izsak; Zappe Ladislaus, 8. 3. 1955, Budapest; Zappe Judith, 14. 7. 1959, Budapest.

o. v.

Das Stromland zwischen Drau, Donau und Save

Zum mindesten seit der Jahrhundertwende gehörte die Kenntnis von den Siebenbürger Sachsen und den Banater Schwaben in groben Umrissen zum geistigen Besitz des deutschen Volkes. Aber vom Deutschtum des kroatisch-slawonischen Zwischenstromlandes wußte man nichts. Allzusehr war es von der deutschtumskundlichen Forschung vernachlässigt worden. Warum wohl? Aus dem einfachen Grunde, weil die meisten deutschen Siedlungen dieses Gebietes noch sehr jung sind und ihr Siedlungsvorgang ziemlich unkontrollierbar und unübersichtlich ist, handelt es sich doch meistenteils um Streusiedlungen aus privatem Unternehmungsgeist.

Erst 1941 wurde ein Teil Slawoniens zum erstenmal dargestellt, und zwar das Deutschtum der Ilowasenke durch Egon **Lendl**, erschienen im Verlag S. Hirzel, Leipzig, als Band 9 der Deutschen Schriften zur Landes- und Volksforschung, herausgegeben von E. Meynen. War bis dahin die Besiedlung dieses in der Grenzzone der alten österreichisch-ungarischen Monarchie gegen die Balkanländer gelegenen Gebietes fast unbearbeitet geblieben, so begann mit der Arbeit Lendls ein um so regerer Arbeitseinsatz. Bis 1942 erschienen (meist als Dissertationen) in der genannten Schriftenreihe sechs weitere Untersuchungen, die sich auf Bestandsaufnahmen an Ort und stelle stützen.

Da ist vor allem die sehr gründliche Arbeit von Wilhelm **Sattler** über „Die slawonische Drauniederung als deutsche Volksinsellandschaft" zu nennen. Hermann **Haller** untersuchte „Syrmien und sein Deutschtum" und Erwin **Boehm** „Das Deutschtum und seine kulturgeographische Leistung in den vier slawonischen Bezirken Diakowar, Poschega, Neu-Gradischka und Brod". Günther **Harms** erforschte den wirtschaftlichen und sozialen Aufbau einiger Dörfer im Poscheger Kessel, betitelt: „Bevölkerungsstruktur und Agrarverfassung Slawoniens". Adalbert **Pisslers** Beitrag zur Volkskunde der Donauschwaben auf siedlungsgeschichtlicher Grundlage trägt den Titel „Deutsche Siedlungen in Syrmien, Sotting bei Wukowar und Neudorf bei Winkowzi", während Ingeborg **Kellermann** in ihrer Schrift „Josefsdorf (Josipovac)" ein ungeschminktes Bild vom Leben eines deutschen Dorfes in Slawonien gibt.

Alle sieben Arbeiten gehen von der Schilderung der Umwelt aus, also von Gelände, Klima, Boden, Pflanzenkleid, Siedlung, Wirtschaft und Bevölkerung, aber auch vom geschichtlichen Werdegang. Dann erst wird das Deutschtum seiner Zahl und Herkunft nach zergliedert, wirtschaftlich und kulturell beleuchtet.

Doch damit ist die Darstellung der damals etwa 160 000 Seelen zählenden deutschen Volksgruppe in Slawonien noch nicht erschöpft. Große Sorgfalt wurde auch darauf gelegt, den deutschen Anteil bei der Umgestaltung Slawoniens zu einer mitteleuropäischen Kulturlandschaft nachzuweisen. Die donauschwäbische Bauernschaft und der Habsburgerstaat mit seinen Offizieren, Baumeistern und Beamten haben das heutige Bild der slawonischen Landschaft entscheidend beeinflußt, wenn auch durch die außergewöhnlich starke völkische Aufsplitterung und Mischung keine geschlossene deutsche Volksinsellandschaft entstehen konnte wie in anderen Gebieten des Donauraumes. Noch im Jahre 1944 hoben sich die kleinen donauschwäbischen Volksinseln durch ihre gehobenere Wirtschaftsweise aus der slawonischen Landschaft heraus.

h. patz

Sein Leben lang für sein Volk gewirkt

Ein Rückblick auf die Tätigkeit Dr. Stefan Krafts in der Bundesrepublik Deutschland von 1949 bis 1959

(1. Fortsetzung)

Eine zweite für die Volksgruppe aus dem U. St. Kroatien wichtige Frage beschäftigte ihn intensiv bis zu seinem Tode, nämlich die „Innen-Anleihe" der Volksgruppe aus Jugoslawien, durch welche ein Großteil der Deutschen geschädigt wurde.

Warum, wann und wie es zu dieser Innenanleihe gekommen ist, ist aus folgenden Erklärungen glaubwürdiger Zeugen ersichtlich.

1. Ferdinand Gasteiger, geb. am 16. 2. 1900 in Essegg/Kroatien, wohnhaft in München-15, Lindwurmstr. 159a/II, erklärte an Eides statt folgendes:

Im Jahre 1944 hat die Führung der Deutschen Volksgruppe in Kroatien, auf Anordnung der Volksdeutschen Mittelstelle in Berlin, der Deutschen Volksgruppe in Kroatien eine Innenanleihe aufgelegt. Der Zweck dieser Anordnung war, das Deutsche Reich von der Überweisung von Millionen-Reichsmark-Beträgen nach Kroatien zu entlasten. Die Abwicklung wurde dem Landesschatzamt der Deutschen Volksgruppe übertragen. Zu den Einzahlungen wurde öffentlich aufgerufen.

a) Den Einzahlenden wurde die Zusicherung gegeben, daß ihnen der Gegenwert in Deutschland, teils in Reichsmark ausbezahlt, teils in Deutschland auf ein Sperrkonto gebucht wird. Sie erhielten auf Reichsmark und Kuna lautende, in Deutschland einzulösende Schuldscheine.

b) Im Zuge der Evakuierung der Volksdeutschen aus Kroatien im Oktober und November 1944 wurden sämtliche Bargelder und Einlagen der „Agraria" (landwirtschaftliche Ein- und Verkaufsgenossenschaft) noch vor der Verlegung ihrer Geschäftsstelle nach Hartmannsdorf in der Steiermark — welche erst nach ein paar Tagen erfolgte — ohne die Verfügung oder Billigung der sich in der Evakuierung befindlichen Gläubiger einzuholen oder abzuwarten, beim Landesschatzamt eingezahlt und der besagten Innenanleihe einverleibt.

Darunter auch die Gelder des Herrn Dr. Stefan Kraft. Meines Wissens hatte Herr Dr. Stefan Kraft, der eine führende Persönlichkeit der Deutschen Volksgruppe in Jugoslawien und Mitbegründer führender Wirtschaftsorganisationen war, bei der „Agraria" (landwirtschaftliche Ein- und Verkaufsgenossenschaft) einen vielfachen Millionenbetrag in Kuna als Guthaben.

München, den 5. September 1952.

gez. Ferdinand Gasteiger

Die Echtheit nebenstehender Unterschrift wird hiermit bestätigt.

München, den 5. 9. 1952
gez. Hattle, Reg. Insp.

2. Am 25. Mai 1955 ergänzte Ferdinand Gasteiger seine erste Erklärung wie folgt:

a) Die „Innere Anleihe" der Deutschen Volksgruppe in Kroatien wurde, auf Weisung der Volksdeutschen Mittelstelle in Berlin, mit Zustimmung der Deutschen Gesandtschaft in Agram/Zagreb, vorbereitet und in Angriff genommen.

b) Die Besprechungen fanden in der Wirtschaftsabteilung der Deutschen Gesandtschaft in Agram, unter Federführung des Gesandtschaftsrates Dr. Ernst Kühn, und in der Volksgruppenführung in Essegg im September 1944 statt.

c) Der Text der vom Landesschatzamt der Volksgruppe den Einzahlern auszufolgenden Schuldscheine wurde in Essegg in den Amtsräumen der Bank der Deutschen in Kroatien in den ersten Oktober-Tagen 1944 festgelegt. Hierzu hatte ich mit dem Direktor der Bank der Deutschen in Kroatien, Herrn Peter Hellermann, einen Entwurf ausgearbeitet. Dieser wurde aber vom Herrn Gesandtschaftsrat Dr. Kühn verworfen, worauf er den endgültigen Text der Schuldscheine selbst diktierte. Diese Tatsache bin ich bereit jederzeit mit einem Eid zu bestätigen.

d) Die Kontrolle über diese Anleihe hatte sich die Volksdeutsche Mittelstelle in Berlin vorbehalten. Die Schuldscheine mußten daher jeweils in drei Partien ausgestellt werden: eine für den Einzahler, eine für das Landesschatzamt und die dritte für die VOMI.

e) Das Verfügungsrecht über die im Wege der „Innen-Anleihe" beim Landesschatzamt der Volksgruppe in Essegg eingeflossenen Kuna-Beträge stand auch der Volksdeutschen Mittelstelle zu, in deren Auftrag die Anleihe durchgeführt wurde und der die Volksgruppenführung unterstand.

f) Der Volksdeutschen Mittelstelle oblag auch die Verpflichtung, für die Honorierung der vom Landesschatzamt der Volksgruppe ausgegebenen Schuldscheine in Deutschland Vorsorge zu treffen und die notwendigen Mittel für den Gegenwert der Kuna-Einzahlungen in Reichsmark sicherzustellen.

Meine obigen Angaben entsprechen in allem den Tatsachen. Ich bin bereit, sie, wenn nötig, jederzeit mit Eid zu bekräftigen.

München, den 25. Mai 1955

gez. Ferdinand Gasteiger

Ich beglaubige die Echtheit der Unterschrift des Herrn Ferdinand Gasteiger, Staatsangestellter in München, Lindwurmstr. 159a/II.

gez. Dr. Walter Bader

3. Herr Dr. B. Albersmayer, Rechtsanwalt-Steuerberater in Stuttgart, Eugenstr. 10, schildert in seiner Bescheinigung vom 6. Okt. 1952 den Sachverhalt wie folgt: Ich war in der Zeit vom 1. 7. 1941 bis zum Ende des Krieges Intendant beim deutschen bevollmächtigten General für Kroatien in Agram. Auf Grund dieser Stellung habe ich regelmäßig an den Verhandlungen des deutsch-kroatischen Regierungsausschusses teilgenommen. Es ist mir bekannt, daß im Jahre 1944 die Angehörigen der deutschen Volksgruppe in Kroatien anläßlich ihrer Evakuierung ihre Bargelder und auch ihre Guthaben bei der „Agraria" landwirtschaftlichen Ein- und Verkaufsgenossenschaft an das Landesschatzamt der deutschen Volksgruppe abgaben, und daß ihnen dafür die Auszahlung des Gegenwertes in deutscher Währung zugesichert wurde. Über die abgegebenen Beträge erhielten sie entsprechende Quittungen. Es ist richtig, daß die Angehörigen der deutschen Volksgruppe, anläßlich der Evakuierung von den deutschen Dienststellen in Kroatien unter Mitwirkung der deutschen Gesandtschaft in Agram und auch von der Wehrmachtdienststelle aufgefordert wurden, ihre Gelder in der geschilderten Weise abzugeben. In den Verhandlungen des deutschen kroatischen Regierungsausschusses, die auf deutscher Seite von dem Ministerialdirigenten im Reichsministerium, Hermann Reinhardt, geleitet wurden, wurde eingehend erörtert, zu welchem Kurs die — bei der deutschen Volksgruppe eingesammelten und den deutschen Dienststellen zur Verfügung gestellten — Kuna-Beträge verrechnet werden sollten. Meiner Erinnerung nach wurde deutscherseits ein nach der Höhe der abgelieferten Kuna-Beträge gestaffelter Kurs von 1 RM = 20 bis 60 Kuna zugebilligt. Von kroatischer Seite wurde dagegen noch im Regierungsausschuß (Verhandlungen im Dezember 1944 in Berlin) ein günstigerer Kurs verlangt. Die Zusicherung an die Volksdeutschen aus Kroatien, ihnen für die abgegebenen Kuna-Beträge nach Evakuierung den Gegenwert in deutscher Währung zur Verfügung zu stellen, ist mit Kenntnis der obersten deutschen Reichsbehörden (Auswärtiges Amt, Reichswirtschaftsministerium, Reichsfinanzministerium und Oberkommando der Wehrmacht) gegeben. Ich selbst hatte in den Verhandlungen der Regierungsausschüsse die Überzeu-



Franz Hamm überreicht Dr. Stefan Kraft das Verdienstkreuz.

gung, daß es sich nicht nur um eine Kenntnis der obersten Reichsbehörden, sondern um eine entsprechende Anordnung und Maßnahme derselben handelte.

gez. Dr. Albersmayer

4. Zu der am 6. Okt. 1952 abgegebenen Bescheinigung des Herrn Dr. B. Albersmayer, Rechtsanwalt-Steuerberater, Stuttgart, Eugenstr. 10, betreffs der „Innenanleihe der Volksdeutschen aus Kroatien" erhielt Dr. Stefan Kraft am 10. Juni 1955 von Herrn Dr. B. Albersmayer folgende Erklärung: In Ergänzung meiner am 6. Okt. 1952 abgegebenen Erklärung bestätige ich Ihnen gerne noch weitere Einzelheiten. Ich bin z. B. in meiner Eigenschaft als Wehrmachtsintendant und maßgebender Sachbearbeiter für die gesamten Geldangelegenheiten der deutschen Truppen in Kroatien offiziell von der deutschen Gesandtschaft in Agram verständigt worden, daß die geschilderte Aktion notwendig sei und von der Wehrmacht unterstützt werden solle. Vom Leiter der Reichskreditkasse in Agram ist mir auch ein größerer Geldbetrag zur Verfügung gestellt worden, der aus der Aktion stammte. Da ich ständig Schwierigkeiten hatte, den für die deutsche Wehrmacht benötigten Geldbedarf von der kroatischen Regierung zu bekommen und hierüber auch nahezu ständig Verhandlungen mit den maßgebenden Ministerien in Berlin stattfanden, hielt meine Dienststelle es für zweckmäßig, die von der Reichskreditkasse übernommenen Beträge zusammen mit anderen zur Verfügung stehenden Geldern als Reserve festzuhalten. Nach entsprechenden Vorschlägen und Berichten an das Oberkommando der Wehrmacht wurde ich angewiesen, eine Geldreserve anzulegen und die Noten bei der Reichsbank zu deponieren. Demgemäß habe ich mit einem gesicherten Geldtransport noch im Jahre 1944 einen Betrag von mehreren Milliarden in Kuna-Noten zur Reichsbank nach Wien bringen lassen und dort in Verwahrung gegeben. Den genauen Betrag kann ich nicht mehr angeben. Mein damaliger Sachbearbeiter in Geldangelegenheiten hat mir auf Anfrage mitgeteilt, daß es nach seiner Erinnerung 6 bis 8 Milliarden Kuna gewesen seien. Der genaue Betrag müßte seines Erachtens aber noch zu ermitteln sein, da die Reserve von meiner Dienststelle nicht mehr in Anspruch genommen wurde und bei der Reichsbank in Wien geblieben ist. Wenn bei ihren Bemühungen um die Interessen der Flüchtlinge aus Kroatien bezweifelt wird, daß die Aktion der Geldabgabe der sogenannten „Inneren Anleihe" der Deutschen aus Kroatien mit Genehmigung der zuständigen Reichsministerien stattfand, so darf ich darauf hinweisen, daß jedenfalls die deutsche Gesandtschaft in Agram als zuständige Vertretung des Reiches, das durch den Bevollmächtigten General in Kroatien vertretene Oberkommando der Wehrmacht und auch der deutsch-kroatische Regierungsausschuß von der gesamten Aktion Kenntnis hatten und sie eindeutig unterstützten. Für mich als Intendant und maßgebenden Sachbearbeiter des deutschen bevollmächtigten Generals in Kroatien bestand überhaupt kein Zweifel, daß es sich bei der ganzen Aktion um eine von der Reichsregierung genehmigte Maßnahme handelte, für die demgemäß im Regierungsausschuß auch nur noch über den Kurs verhandelt wurde, zu dem die Quittungen der Volksdeutschen im Reich eingelöst werden sollten.

gez. Dr. Albersmayer

5. Herr Peter Hellermann, wohnhaft in Weyregg am Attersee, erklärte in seiner Versicherung an Eides Statt folgendes: Als gewesener Leiter der Bank der Deutschen in Kroatien A.G. Essegg, habe ich, Peter Hellermann, zur Zeit Buchhalter in einem Sägewerk und Mühle in Weyregg am Attersee/Oberösterreich, in der Angelegenheit der „Inneren Anleihe" der Deutschen Volksgruppe in Kroatien nachstehende Tatsache in Erinnerung, die ich jederzeit mit dem Eid zu bekräftigen bereit bin: Anfang Oktober 1944 habe ich gemeinsam mit dem gewesenem Leiter des seinerzeitigen Hauptamtes für Volkswirtschaft der Deutschen Volksgruppe in Kroatien, Herrn Ferdinand Gasteiger, einen Entwurf der Schuldscheine ausgearbeitet, die vom Landesschatzamt der Volksgruppe an die Zeichner der „Inneren Anleihe" auszufolgen waren. Herr Gesandtschaftsrat Dr. Kühn, der mit dem Auto von Agram nach Semlin unterwegs war, hat seine Fahrt in Essegg unterbrochen, kam mit Herrn Gasteiger zu mir in mein Büro und hat den von uns ausgearbeiteten Entwurf umgearbeitet. Der von ihm endgültig verfaßte Text der Schuldscheine wurde dann auftragsgemäß sofort in Druck gegeben und die Schuldscheine ihrer Bestimmung zugeführt.

Weyregg am Attersee, den 12. Juni 1955.

gez. Peter Hellermann

Gebührenmarken im Betrag von 20 Schilling aufgeklebt und entwertet.

G. 367/55. Die Echtheit der Unterschrift des Herrn Peter Hellermann, wohnhaft in Weyregg am Attersee, Nr. 62, O. Ö., wird bestätigt.

Bezirksgericht Vöcklabruck,
Geschäftsstelle, am 13. Juni 1955.
Unterschrift unleserlich,
Justizsekretär. Rundsiegel.

(Schluß folgt)

Donauschwäbische Gedenktage

5. Januar 1949:

Heft 1 der „Apatiner Heimatblätter" erschienen

Das donauschwäbische Dorf ist eine aus eigener Kraft lebende Welt für sich. In den donauschwäbischen Hauptsiedlungsgebieten ist es nicht selten zu einer wirklichen Großgemeinde angewachsen, zählt mehrere Tausend Einwohner und zeigt in der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gliederung erste Ansätze städtischen Wesens. Das donauschwäbische Dorf, besonders aber die donauschwäbische Großgemeinde befriedigt die eigenen wirtschaftlichen Bedürfnisse selbst, ist aber auch stark und beweglich genug, um dauerhafte und fruchtbare Äußerungen einer eigenen Volkskultur zu entwickeln. Das Wirken von Schule, Kirche und verschiedener geselliger und kultureller Vereine, verleiht dieser Seite des Dorflebens die Breiten- und Tiefenwirkung. Was die Kirchenburgen für die Siebenbürger Sachsen bedeuten, trifft in anderem Sinne auf die donauschwäbischen Gemeinden zu: sie waren der Schutzwall der Donauschwaben, Garant ihrer Existenz und Zukunft, weil sie deutsche Sprache und deutsches Volkstum erst ermöglichten, sich in allen Bereichen des Lebens und Strebens zu behaupten. Wenn donauschwäbische Großgemeinden wie Apatin (Abthausen), Werbaß-Weidenheim, Palanka (Plankenburg), Hatzfeld, Gr. St. Nikolaus, Perjamosch, Bonyhad, Budaörsch erwähnt werden, so weiß jeder Kenner der Verhältnisse, daß es sich bei diesen die Zehntausender-Grenze erreichenden oder übersteigenden Gemeinwesen um festgefügte, in sich ruhende donauschwäbische Felseninseln handelte, die von keinen noch so stürmischen und gefährlichen Wogen des andersnationalen Völkermeeres überschwemmt und vernichtet werden konnten.

Auch nach der Vertreibung erwiesen die donauschwäbischen Ortsgemeinschaften ihre unzerstörbare Lebenskraft. Bei der Heimatfindung, Seßhaftmachung und Eingliederung wirken sie als stärkste Sammlungs- und Bindekräfte, ansonsten aber beweisen die Jahr für Jahr durchgeführten Kirchweih- und Heimatortstreffen zahlreicher Gemeinden das elementare Zusammengehörigkeitsgefühl donauschwäbischer Menschen.

Sichtbarer Ausdruck der Heimat- und Gemeinschaftspflege ehemaliger donauschwäbischer Gemeinden wurden die verschiedenen Heimatbriefe und Heimatblätter, die seit Jahren erscheinen und sich finanziell selbst erhalten, was ansonsten nur von den wenigsten donauschwäbischen Einrichtungen der Selbsterhaltung behauptet werden kann. Unter den periodischen Veröffentlichungen donauschwäbischer Ortsgemeinschaften seien erwähnt: „Apatiner Heimatblätter" (seit 1949), „Modoscher Heimatblätter" (seit 1956), „Kerneier Heimatblätter" (seit 1958), „Heimatbrief der Deutschen vor den Römerschanzen und den Toren Neusatz" (seit 1959), „Bukiner Heimatglocken" (seit 1952), „Heimatklocken", Mitteilungen an die Batschsentiwaner (1957), „Filipowaer Heimatbriefe" (seit 1961), „Weißkirchner Nachrichten" (seit 1965).

Zu den ältesten dieser Publikationen gehören die „Apatiner Heimatblätter", deren Heft 1 im Januar 1949, also vor 20 Jahren, erschienen ist. In dem Geleitwort zu diesem ersten Heft der „Apatiner Heimatblätter" heißt es u. a.: „... Es ist unter den derzeitigen Umständen nicht einfach, alle oder zumindest die meisten Apatiner ausfindig zu machen. Länder-, Zonen- und Stadtgrenzen, Meere, Berge und Kontinente erheben sich oft zwischen Angehörigen einzelner Familien und Sippen, zwischen Nachbarn, Verwandten und Freunden. Echte Landsleute aber finden sich immer und freuen sich jedesmal über ein Wiederse-hen... Die „Apatiner Heimatblätter" wollen allen Landsleuten gut Freund sein und ein Mittel, miteinander in Verbindung zu bleiben und Nachrichten und Meinungen auszutauschen, damit unter den Apatinern, wo immer sie leben, Freud und Leid geteilt werden kann. Unser aller Leben ist arm geworden; wir alle haben die Heimat verloren. Ein gut Stück dieser Heimat, die uns das Wertvollste war, tragen wir aber mit uns als Erinnerung und Kraft, und diese unsere Heimat, wie wir sie im Herzen tragen, kann uns von niemand geraubt werden, wenn wir selbst sie nur in uns und unter uns lebendig erhalten. Das zu erreichen, ist eine der vornehmsten Aufgaben der Heimatblätter. Sie wollen uns das Werk der Ahnen, sie wollen uns unsere Heimat, unser Apatin, so zeichnen und erhalten, wie wir es im Herzen tragen: uns zu Trost und Stärkung, unseren Kindern zur Mahnung und Verpflichtung. Was wir an sichtbaren Zeichen und Andenken aus unserer Heimat retten und erhalten konnten, ist so wenig, daß darüber allein unser Heimatempfinden verkümmern müßte. Es gilt deshalb zu sammeln, was noch vorhanden ist, um der Vernichtung nicht auch noch das Letzte anheimfallen zu lassen. Unsere Art zu denken und zu reden, unsere Sprache und Mundart leben noch in uns und werden mit uns versinken. Sie und alles andere, was mit unserem Leben und unserem Werk zusammenhängt, möge in den Heimatblättern Ausdruck finden. Dadurch aber, daß wir unser Heimatgefühl in uns lebendig halten, wird es uns leichter gelingen, wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen, wieder Wurzeln zu schlagen und wieder eine Heimat zu finden".

Seit 1949 sind 26 Hefte der „Apatiner Heimatblätter" erschienen, und in allen wurde im Sinne dieser Zielsetzung in zahlreichen Mitteilungen, Berichten und Beiträgen geschrieben und gehandelt. jvs

18. Schwabenball in Wels

Die „Original-Donauschwaben" und das Donau-Trachten-Duo werden die Gäste erfreuen

Wie wir soeben erfahren, gastiert die bekannte Blaskapelle „Original-Donauschwaben" aus München, unter der Leitung von Kapellmeister Kornel Mayer, mit dem Gesangspaar Donau-Trachten-Duo anläßlich des 18. Schwabenballes am 25. Januar d. J. in Wels. Es ist dies eine schöne Bereicherung des bestimmt nicht attraktionsarmen Faschings der Messestadt Wels. Ein umfangreiches Programm ist vorgesehen. U. a. wird die Blaskapelle bereits um 16.30 Uhr vor dem Rathaus in Wels dem Bürgermeister der Patenstadt der Heimatvertriebenen, Herrn Oberamtsrat Leopold Spitzer, ein Ständchen bringen. Dadurch ist auch allen Landsleuten, welche nicht die Absicht haben, den 18. Schwabenball in Wels zu besuchen, die Möglichkeit gegeben, diese so beliebte Kapelle zu hören.

Nach dem Ständchen findet ein offizieller Empfang durch den Bürgermeister in den Amtsräumen des Magistrats statt. Bei dieser Gelegenheit wird der Blaskapelle ein nettes Erinnerungsgeschenk überreicht werden. — Beim anschließenden Abendessen im Hotel „Kremsmünstererhof" ist die gesamte Kapelle Gast der Stadt Wels.

Ab 20 Uhr spielen die „Original-Donauschwaben" beim 18. Schwabenball zum Tanz auf und das Donau-Trachten-Duo wird wohlbekannte und beliebte Melodien zu Gehör bringen.

In Wels und der weiteren Umgebung herrscht reges Interesse am ersten öffentlichen Auftreten der „Original-Donauschwaben" in Oberösterreich, haben sich doch die Blaskapelle und das Donau-Trachten-Duo schon seit längerer Zeit mit ihren ausgezeichneten Darbietungen im österreichischen Rundfunk in die Herzen der Landsleute gespielt bzw. gesungen.

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(46. Fortsetzung)

Die Tagung, über die die „Deutsche Wacht", die Siebenbürger deutschen Zeitungen sowie auch rumänische Blätter ausführlich berichteten, war eine **imposante Kundgebung für die Einheit der deutschen Nation in Rumänien.** Daß sie in der Hauptstadt des Banates stattfand und von den alten deutschen Volksführern organisiert wurde, war eine **Anerkennung für die Männer, die für die Rechte ihres Volkes schon eintraten, als die anderen noch in fremdnationalen Parteien Politik machten oder schliefen.** Es waren keine „Putschisten", wie Dr. Kräuter sie nennt, sondern verantwortungsbewußte Männer.

Von der Tagung (am 7. September 1919) wurde das **„Volksprogramm" der Gemeinschaft der Deutschen in Großrumänien** beschlossen und einstimmig angenommen. Es lautet:

Ein demokratisches Volksprogramm

1. Die von der rumänischen Nationalversammlung in Karlsburg **am 1. Dezember 1918** gefaßten grundlegenden Beschlüsse werden in ihrer Wirkung ausgedehnt auf das gesamte Staatsgebiet.

2. Den Deutschen Großrumäniens wird durch Schaffung eines **Staatsgrundgesetzes** für alle Zeiten das Recht gewährleistet, sich zur Erfüllung ihrer besonderen kulturellen, nationalen und wirtschaftlichen Aufgaben **politisch als einheitliche Nation frei zu organisieren.**

3. Der deutschen Nation in Großrumänien wird zur Erfüllung ihrer kulturellen Aufgaben das Recht der Besteuerung ihrer Volksgenossen zugestanden. Für die Einhebung dieser Steuern wird die Mitwirkung der staatlichen Behörden zur Verfügung gestellt.

4. Die deutsche Nation in Großrumänien erhält sowohl für sich als Gesamtheit, als auch für ihre einzelnen Glieder (Körperschaften, Vereine und Einzelpersonen) das Recht, **Schulen und Bildungsanstalten jeder Art (!) und jeden Grades** frei zu errichten und die Lehrkräfte für dieselben **selbst** auszubilden und zu bestellen.

5. Für die Wahlen zu den gesetzgebenden Körperschaften wünschen die Deutschen Großrumäniens das durch die Karlsburger Beschlüsse festgelegte **allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht nach nationalem Landeskataster.** Ebenso wünschen sie für die Gemeinde- und Munizipalvertretung die Einführung des Listenwahlrechts nach nationalem Kataster.

6. Für die allgemeine Verwaltung, usw. für die politische Verwaltung wie auch für die Finanz- und Justizverwaltung und alle übrigen Zweige der Verwaltung, wünschen die Deutschen Großrumäniens die möglichste **nationale Abgrenzung der Verwaltungsgebiete.** Für die Munizipal- und Gemeindeverwaltung wünschen sie die Aufrechterhaltung bzw. Gewährung der vollständigen Selbstverwaltung mit dem Rechte der Wahl der Beamten durch die eigenen Vertretungskörper. Die Beamten in den Gemeinden und Munizipien werden entsprechend dem zahlenmäßigen Stärkeverhältnis der verschiedenen Völker deren Angehörigen entnommen.

7. Im Sinne der Beschlüsse aus Karlsburg wird den Deutschen Großrumäniens **das volle Recht auf den Gebrauch ihrer deutschen Muttersprache in allen Zweigen und allen Stufen der Verwaltung und der Rechtsprechung und dementsprechend auch die pflichtgemäße Anwendung der deutschen Sprache durch die Behörden bei der Verhandlung, der Abfassung der Protokolle und der Ausfertigung der Bescheide und Urteile zugestanden.** Auch wird die deutsche Muttersprache der Militärdienstleistenden im Interesse der Landesverteidigung bei den militärischen Organisationen volle Berücksichtigung finden.

Freiheit für Kirchen und Schulen

8. Staatsgrundgesetzlich wird die **vollkommene Rechtsgleichheit der Kirchen ausgesprochen und ihnen das Recht eingeräumt, sich auf nationaler, autonomer Grundlage zu organisieren, auch auf dem Gebiete des Schulwesens.**

9. Zur Erhaltung der deutschen **Lehr- und Bildungsanstalten** wird den Schulerhaltern der **Steuerleistung der Deutschen Großrumäniens an direkten Steuern entsprechende Teil der budgetgemäß zu Schul- und Bildungszwecken verwendeten Staatsausgaben zur Verfügung gestellt.**

10. Die besonderen Wirtschaftsinteressen der neuangegliederten Gebiete werden bei der Regelung des Wirtschaftsverhältnisses zu Altrumänien und bei der allgemeinen Wirtschaftspolitik des Staates volle Berücksichtigung finden.

Soziale Gesetzgebung

11. Im Interesse des allgemeinen sozialen Fortschrittes wünschen die Deutschen Großrumäniens als **Mindesmaß eine moderne soziale Gesetzgebung, die das Gebiet der Kranken-, Unfall-, Invaliden-, Alters- und Arbeitslosenversicherung usw. zu umschließen hat.**

12. Die Deutschen Großrumäniens wünschen, daß die neuangeschlossenen Landesteile ihre bisherige Rechtsordnung noch für längere Zeit behalten und daß deren Einrichtungen, die sich bewährt haben, dauernd bewahrt werden mögen.

13. Die Deutschen Großrumäniens wünschen die staatsgrundgesetzliche Festlegung der vollen **Religions-, Lehr- und Lern-, Presse-, Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit, der uneingeschränkten Freizügigkeit im Besuch ausländischer Hochschulen und anderen Lehranstalten,** sowie des freien Gesuchs- und Beschwerderechtes.

14. Die Deutschen Großrumäniens wünschen den **freien** Gebrauch der **deutschen Ortsnamen** in den Eingaben an alle Behörden und im Post-, Telegraphen- und Eisenbahnverkehr und deren pflichtgemäße Anwendung durch die Behörden in allen deutschen Ausfertigungen, sowie bei allen **amtlichen Aufschriften** in den deutschen Siedlungsgebieten. Ebenso wünschen sie den freien Gebrauch der nationalen Farben, Fahnen und Abzeichen.

15. Die Gemeinschaft der Deutschen Großrumäniens wird bestrebt sein, auch die außerhalb des Rahmens dieser allgemeinen Richtpunkte fallenden besonderen Interessen **jedes einzelnen** Siedlungsgebietes mit vollem Nachdruck zu vertreten.

16. Die Vertreter der Deutschen Großrumäniens in Kammer und Senat schließen sich zu einem **gemeinsamen Verbande** zusammen. Die Zusammenarbeit mit anderen Parlamentsparteien ist nur dann möglich, **wenn diese Parteien auf dem Boden der Karlsburger Beschlüsse stehen.**

Das Volksprogramm unterzeichneten

Für die Deutschen im Banat außer den bereits erwähnten Vollzugsausschußmitgliedern: Johann **Röser** (Gyertyamos), Andreas **Dammang** (Temesvar), Dr. Jakob **Krohn** (Perjamos), Josef **Packi** (Temesvar), Adam **Barth** (Temesvar), Dr. Nikolaus **Luckhaup** (Guttenbrunn), Dr. Andreas **Konrad** (Groß-Zsam), Matthias **Mischung** (Orzydorf), Johann **Eipert** (Orzydorf), Victor **Orendi-Hommenau** (Temesvar), Otto **Alscher** (Orsova), Parteisekretär Philipp **Jahn** und Hans **Beller.**

Für die Deutschen in Siebenbürgen u. a.: Dr. Adolf **Schullerus,** Dr. Rudolf **Schuller,** Rudolf **Brandsch,** Dr. Arthur **Polony,** Dr. Hans Otto **Roth,** Dr. Johann **Wolff,** Fritz **Connert,** Dr. Wilhelm **Binder,** Georg **Bartmes,** Dr. Heinrich **Bock,** Dr. Hans **Depner,** Dr. August **Gmeiner,** Dr. Gustav **Kelp,** Gustav W. **Kenzel,** Michael **Königes,** Dr. Michael **Maurer,** Julius **Orendi,** Dr. Hein **Reiner,** Andreas **Schnell,** Rudolf **Schwarz,** Johann **Teutsch.**

Auch die Vertreter des Buchenlandes und Bessarabiens unterzeichneten das Volksprogramm.

Das fortschrittliche Programm faßt die Forderungen der Deutschen in Rumänien zusammen, für deren Verwirklichung **zwei Jahrzehnte lang vergeblich gekämpft wurde.** Der „Anschluß", den vorausschauende Politiker des Banats verkündeten, **bildete aber die moralische Grundlage zur Durchführung der Karlsburger Beschlüsse.** Dr. Kräuter hat diese wichtige politische Willenskundgebung der Deutschen Rumäniens in seinen „Erinnerungen" „vergessen", obwohl er an der im Rahmen dieser Tagung stattgefundenen gemeinsamen Besprechung der **Pädagogen** teilgenommen hat. Deshalb sei sie der Vergessenheit entrissen.

Die ersten Parlamentswahlen in Rumänien

Die führenden Männer der einzelnen Siedlungsgebiete faßten auch den Beschluß, in allen Fragen zusammenzuarbeiten. Als **Vaida-Voevod** mit der Bildung der Regierung betraut wurde, fanden am **2. November 1919** die **ersten** Wahlen des neuen Großrumänien statt.

Sie wurden noch in Wahlkreisen (das Listenwahlrecht wurde erst später eingeführt) abgehalten und es kostete Mühe, die Wahlkreiseinteilung so durchzuführen, daß die deutschen Gemeinden wenigstens in einigen deutschen Wahlkreisen vereinigt wurden. **Chauvinistische rumänische Kreise** waren krampfhaft bemüht, die deutsche Mehrheit in deutschen Wahlkreisen durch Zuteilung rumänischer Gemeinden zu schwächen oder gar zu **brechen:** nur nach zähen Verhandlungen der führenden Männer der Volkspartei ist es gelungen, die Gefahr der völligen Zerstückelung der deutschen Wahlkreise abzuwenden.

Alle deutsche Siedlungsgebiete Rumäniens nahmen an den Wahlen teil: Ein Verzicht der Banater Schwaben auf Ausübung ihrer kaum erlangten politischen Rechte wäre **Selbstentmündigung gewesen.**

Umsomehr, als das Schicksal des Banates, wenn auch noch nicht rechtlich durch einen Friedensvertrag, so doch schon **formell** entschieden war: Und zwar durch die Entscheidung des Obersten Rates vom 21. Juni 1919. Es hätte keinen Sinn gehabt, weiter zu warten. Deshalb beschloß auch die Volkspartei, an den Wahlen teilzunehmen.

Hysterische Gegenpropaganda

Als der Beschluß der Volkspartei bekannt wurde, entfesselten die „Gemäßigten" eine zügellose Propaganda gegen sie und die Rumänen. Die Unruhe in unseren Dörfern wuchs von Tag zu Tag: es ging aber nicht um die **Rechte des schwäbischen Volkes,** denn diese wurden ja in den Karlsburger Beschlüssen auch den Banater Deutschen zugesichert, sondern um die **Integrität Ungarns,** die immer noch das Ziel der „Gemäßigten" war. Noch vor den Wahlen wurden dann — wie schon erwähnt —, Dr. Muth, Franz Blaskovics, Prof. Striegl und der Holzhändler Saljó in Fogarasch interniert. Dr. Kräuter war nicht unter ihnen; er behauptet aber, daß Dr. Kausch, Röser oder Brandsch die Internierung veranlaßten; sie haben sie nicht veranlaßt, aber auch sicherlich **nicht** verhindert.

(Fortsetzung folgt)



Temesvarer Zeitung.

Nr. 1 und 2. Donnerstag, den 15 Januar 1852 1. Jahrgang.

Inhalt.

Amtlicher Theil.

Proclamation.

Feuilleton.

„Die Temesvarer Zeitung als Banater Geschichtsquelle 1852—1949" ist der Titel einer Arbeit von **Dr. Alexander Krischan,** Wien, die in diesem Jahr in Druck gelegt werden soll.

Der Verfasser, der bereits mit verschiedenen kulturhistorischen Abhandlungen über das Banat hervorgetreten ist, klärt in seinem neuesten Werk auf Grund von Wiener Archivmaterial die Entstehungsgeschichte und schildert den Werdegang dieses bedeutendsten Banater Blattes, das nach dem Vorbild der amtlichen „Wiener Zeitung" als offizielles Regierungsorgan des neu geschaffenen Kronlandes „Serbische Wojwodschaft und Temescher Banat" gegründet wurde. Im Verlaufe ihres fast hundertjährigen Bestandes ist die „Temesvarer Zeitung" trotz verschiedener Umwälzungen — sie erlebte vier Länderregimes nämlich Österreich, Ungarn, Jugoslawien und Rumänien — immer imstande gewesen, sich als die große liberale Zeitung des Banates, vergleichbar etwa mit dem „Pester Lloyd" oder der Wiener „Neuen Freien Presse", die beide später ins Leben traten, zu bewähren. Innerhalb der Donaumonarchie spannte sich das Verbreitungsgebiet von Abbazia bis Krakau und von Prag bis Orschowa. Das Blatt hat sich vor allem durch den Geist der Liberalität und Toleranz durch alle Gefahren und Anfechtungen hindurch, bis zu seinem tragischen Versagen, ausgezeichnet.

Die Arbeit ist nicht nur die Geschichte irgendeiner Zeitung, sondern ein Stück der Geschichte des Banates schlechthin. Es ist daher zu begrüßen, daß der Verfasser den Hauptteil des Werkes zur Dokumentation ausgestaltete. Insgesamt rund 2000 bibliographische Titel künden vom wechselvollen Geschick des Banates im Verlaufe eines Jahrhunderts. Erfreulicherweise blieben — bis auf geringfügige Lücken — die Gesamtbestände der Zeitung erhalten, wenn auch verstreut in verschiedenen Bibliotheken mehrerer Länder (Budapest, Bukarest, Stuttgart, Temeschburg, Wien). Der Abhandlung sind außer einem Sachregister mehrere Faksimiles beigegeben, von denen wir das Titelblatt der ersten Nummer vom 15. Jänner 1852 nebenstehend abbilden. Eine ausführliche Besprechung des Buches bringen wir nach dessen Erscheinen.

Gemeinschaftsflüge nach Amerika

Interessierte mögen sich schon jetzt unverbindlich anmelden

Die Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft der Donauschwaben aus Jugoslawien befaßt sich mit dem Plan, auch im Jahre 1969 wieder einen Gemeinschaftsflug nach den USA (mit entsprechenden Anschlüssen auch nach Kanada) durchzuführen. Vorverhandlungen mit den Fluggesellschaften werden bereits geführt. Um das Gelingen eines solchen Vorhabens zu garantieren, müssen unsere Mitglieder auf folgende Zusammenhänge aufmerksam gemacht werden:

Ein Charter-Flug kann nur dann als gesichert angesehen werden, wenn sich die Innteressenten beim ersten Aufruf gleich melden und ihren Urlaub nach Bekanntwerden der Termine darauf abstellen. Die Vergünstigung der Preise bei solchen Flügen gegenüber normalen Linienflügen ergibt sich ausschließlich dadurch, daß eine Vollbesetzung der Maschine garantiert ist, da sich sonst — der Flugpreis wird in einer Pauschale entrichtet, unabhängig davon, wieviele mitfliegen — der vorauskalkulierte Teilnehmerpreis für die Mitglieder entsprechend erhöhen würde.

In letzter Zeit sind Angebote bekanntgeworden, die günstiger erscheinen als mit einem von uns organisierten Charterflug. Das kommt daher, daß die Pauschalsätze für größere Maschinen (zum Beispiel bei einer DC 8) kaum höher liegen, dafür können aber viel mehr Passagiere untergebracht werden. Resümee: Je größer die Maschine, um so günstiger der Flugpreis für den einzelnen Mitreisenden.

Es ist aber kaum zu erwarten, daß aus den Reihen unserer Mitglieder eine Maschine mit über 200 Plätzen besetzt werden kann. Die höchste bisher erreichte Anzahl der Fluggäste war um 140, also eine Vollbesetzung eines Flugzeugs vom Typ Boeing 707. Wäre es möglich, eine entsprechend höhere Beteiligtenzahl zu erreichen, könnten auch wir einen entsprechenden Flugpreis gewähren.

Die Schwierigkeit liegt aber auch darin, daß manche Interessierte sich nicht an einen der Allgemeinheit günstig erscheinenden Termin halten können, weil sie zu einem bestimmten anderen Zeitpunkt, etwa zu einem Familienfest, bei ihren Verwandten sein wollen. Manchen schienen auch die Flüge im Spätherbst wegen der Ferien unpassend zu liegen. Dem kann abgeholfen

Denkt an die da drüben!

werden, wenn der Landsmannschaft in diesem Jahre, wie es bereits in Aussicht gestellt wurde, ein früherer Termin zur Verfügung gestellt wird. Das hat seine Vor-, aber auch seine Nachteile, zumal es gerade in den Sommermonaten in manchen Städten nicht gerade angenehme Temperaturen hat, was insbesondere für Tournees unangenehm erscheint.

Am aussichtsreichsten ist ein solches Vorhaben zweifelsohne dadurch, daß eine Tournee mit dem Charterflug gekoppelt wird, denn mit einer geschlossenen Gruppe als Grundstock für die Zahl der Teilnehmer ist eine Vollbesetzung der Maschine am wahrscheinlichsten.

Ein Haken ist noch darin zu erblicken, daß jeder Mitreisende Mitglied der betreffenden Organisation, die den Flug durchführt, sein muß. Es ist demnach zweckmäßig, daß jeder Landsmann, der zu einem späteren Zeitpunkt eine Flugreise mit unseren Charterflügen unternehmen will, sich rechtzeitig die Mitgliedschaft sichert (Bedingung und JATA-Bestimmung, daß der Mitreisende vor dem Abflug mindestens ein halbes Jahr Mitglied in der betreffenden Organisation, also unserer Landsmannschaft, ist.

Wir wollen also abermals ein Vorhaben der genannten Art starten. Aus diesem Grunde wäre es der Organisationsleitung und Reiseführung von ganz wesentlichem Wert, wenn sich die Landsleute, wenn auch vorerst noch unverbindlich, rechtzeitig anmelden würden. Sie können sich ja noch immer entschließen, mitzumachen oder zurückzustehen, wenn der Termin bekannt wird und dieser ihnen günstig erscheint. Auf diese Weise aber läßt sich viel leichter planen, um nicht, wie in diesem Jahre, von einem Charterflug Abstand nehmen zu müssen und lediglich einen Gruppenflug durchführen zu können. Denn dann kann es passieren, daß von den für eine ganze Maschine lange nicht ausreichenden Passagieren bei der Einschränkung auf eine in der Zahl festgelegte Gruppe noch einige eine Absage erhalten, was nicht nur ihnen, sondern auch uns nicht angenehm ist.

Darum ist es erwünscht, Meldungen schon jetzt vorzunehmen. Sie sind zu richten an: Landsmannschaft der Donauschwaben, 7 Stuttgart, Charlottenplatz 17/II.

Sein Leben lang für sein Volk gewirkt

Ein Rückblick auf die Tätigkeit Dr. Stefan Krafts in der Bundesrepublik Deutschland von 1949 bis 1959

(2. Fortsetzung und Schluß)

6. Auf Grund der mühevoll zusammengetragenen eidesstattlichen Versicherungen glaubwürdiger und maßgeblich beteiligter Persönlichkeiten bei der Entstehung der „Inneren Anleihe" der Deutschen Volksgruppe in Kroatien, hat Dr. Stefan Kraft am 12. 12. 1955 dem Bundesminister für Vertriebene und Flüchtlinge, Prof. Dr. Theodor Oberländer in Bonn, eine ausführliche Denkschrift überreicht, in welcher die Entstehung der „Inneren Anleihe" der deutschen Volksgruppe im U. St. Kroatien geschildert wurde. Dr. Kraft verweist in der Denkschrift auf die Vorteile, die die „Innere Anleihe" dem Reich bzw. der deutschen Wehrmacht gebracht hatte, wie auch auf den großen Schaden, den sie vielen tausenden volksdeutschen Familien zufügte, indem das Deutsche Reich nicht die in den Schuldscheinen enthaltenen Verpflichtungen eingehalten hatte, nämlich die Auszahlung der empfangenen Kuna-Beträge an die volksdeutschen Geldgeber nach ihrer Ankunft im Reich und nach Vorlage der Schuldscheine, in dem festgelegten Kurs in RM. Der Denkschrift fügte Dr. Stefan Kraft folgende Dokumente und Unterlagen bei:

1. Eidesstattliche Versicherungen und Bestätigungen des gewesenen Hauptamtsleiters für Volkswirtschaft der Deutschen Volksgruppe in Jugoslawien, Herrn Ferdinand Gasteiger, über die Entstehung der „Innen Anleihe" der Deutschen Volksgruppe in Kroatien.

a) Bestätigung vom 5. Sept. 1952,
b) Versicherung an Eides statt vom 29. Mai 1955.

2. Versicherung an Eides statt des gewesenen Leiters der Bank der Deutschen in Kroatien, Direktor Peter Hellermann, über die Textierung der von dem Landesschatzamt der Volksgruppe in Kroatien ausgegebenen Schuldscheine.

Aus den vorgelegten eidesstattlichen Versicherungen und Bestätigungen geht hervor, daß die „Innen Anleihe" der Volksgruppe in Kroatien auf Anordnung der Volksdeutschen Mittelstelle (VOMI), Berlin, unter Mitwirkung der Deutschen Gesandtschaft in Agram erfolgte.

3. Bescheinigung des gewesenen Intendanten beim deutschen bevollmächtigten General für Kroatien in Agram, Dr. Bert Albersmayer, derzeit Rechtsanwalt in Stuttgart, Eugen-Str. 10.

a) vom 6. Oktober 1952,
b) vom 10. Juni 1955.

Diese Bescheinigungen enthalten Versicherungen über die Mitwirkung der deutschen Gesandtschaft und der deutschen Wehrmachtstelle in Kroatien bei der Durchführung der „Innen Anleihe" der Volksgruppe, sowie über den Zweck der Anleihe und der durch diese aufgebrachten kroatischen Zahlungsmittel.

4. Bescheinigung von Ministerialdirektor Dr. Hermann Reinhardt im Bundesministerium für Wirtschaft, dem seinerzeitigen Vorsitzenden des deutschen Regierungsausschusses für die Wirtschaftsverhandlungen mit Kroatien, vom 25. Juni 1952, über den offiziellen Charakter der „Innen Anleihe" der deutschen Volksgruppe in Kroatien und das wirtschaftliche Interesse des Reiches an dieser Anleihe.

5. Verzeichnis von der deutschen Volksbank in Ruma a. G. vom 17. Oktober 1944, mit Liste der ausgestellten Bestätigungen über Kuna-Beträge, die Rechnung des Landesschatzamtes der deutschen Volksgruppe Kroatien in Essegg bei der deutschen Volksbank A. G. Ruma, im Gesamtbetrag von 263 977 885 Kuna, von 1. 668 Einzahlern erlegt und gegen Empfangsbescheinigungen mit dem Vermerk „Der Inhaber dieser Bestätigung wende sich betreffs Information wegen deponierter Gelder an Wirtschafts- und Zeitungsdienst GmbH, Berlin, Potsdamer Str. 81b"

6. Schuldschein Nr. 0072 des Landesschatzamtes der deutschen Volksgruppe im U. St. Kroatien, Essegg, Agramer Gasse 2, womit das Landesschatzamt bestätigt, von Herrn Karl Gasteiger (1890) Mühlenbesitzer aus Essegg, am 12. Okt. 1944 den Betrag von 480 000 Kuna als Darlehen für die deutsche Volksgruppe in Kroatien erhalten zu haben.

7. Schuldschein Nr. 0636 des Landesschatzamtes der deutschen Volksgruppe im U. St. Kroatien, Essegg, Agramer Gasse 2, womit das Landesschatzamt bestätigt, von Herrn Dr. Stefan Kraft (1884) Agram, am 26. Okt. 1944 den Betrag von 34 000 000 (vierunddreißig Millionen) Kuna als Darlehen für die deutsche Volksgruppe in Kroatien erhalten zu haben.

8. Antwortschreiben der Bank e. V. Nicolai et Co., Wien I, Johannesgasse 26, vom 9. Febr. 1955, an Herrn Dipl. Ldw. Karl Gasteiger, Stuttgart-Zuffenhausen, Sersheimer Str. 27/II, daß sich das Guthaben für Herrn Karl Gasteiger, aus den seinerzeitigen Einzahlungen bei der deutschen Volksgruppe in Kroatien, bei dieser Bank **nicht** befindet.

9. Antwortschreiben der Bank E. v. Nicolai et Co., Wien I, Johannesgasse 26, vom 11. Juli 1953 an Herrn Dr. Stefan Kraft, Stuttgart-Ostheim, Nelkenweg 1/II, des gleichen Inhalts.

10. Erklärung von Dr. B. Wegmann, Ministerialrat beim Bundesrat, seinerzeitger Hauptgeschäftsführer der deutschen Handelskammer in Kroatien, vom 15. Juli 1955 über seinerzeitige Transferierungen von Kuna-Beträgen von interessierten Handelskreisen in Kroatien gegen Anweisungen auf Reichsmark-Konten in Deutschland.

11. Bescheinigung von Herrn Franz Drasal, Kaufmann, Münster/Westf., Langenstr. 15, vom 15. Nov. 1955, früherer Wirtschaftsberater der Landesgruppe Kroatien der AO der NSDAP, über Transferierungen von Kuna-Beträgen über die Reichskreditkasse für Kroatien, Agram, zu Gunsten von reichsdeutschen Mitgliedern der Auslandsorganisation nach Deutschland.

12. Bescheinigung von Bankdirektor Kurt F. W. Schneller, Düsseldorf, Breite Str. 13—15, gewesenem Leiter der Reichskreditkasse für Kroatien, Agram, v. 15. 11. 1955 über die durch die Reichskreditkasse erfolgte Geldversorgung der Truppen in Kroatien, sowie die Transferierung von Kuna-Beträgen ins Reich.

13. Aus dem Antwortschreiben des Bundesministers für Finanzen, VI D. 5630, vom August 1952, an Herrn F. M. Huber in Bietigheim/Württ., Bahnhofstr. 42, in welchem glaubhaft gemacht wurde, daß Herr F. M. Huber am 28. Sept. 1944 einen Betrag von 10 Millionen in die Kasse OB Südost Oberkommando Heeresgruppe F) — Ic/AO eingezahlt hat, und daß die vereinbarte Kurzverfügungsstellung des RM-Gegenwertes des vorgenannten Devisenbetrages zu Gunsten des Herrn Huber in Deutschland bis zum Zeitpunkt des Zusammenbruchs noch nicht erfolgt sei, vertritt der Bundesminister für Finanzen die Auffassung, daß die Bundesrepublik Deutschland mit dem Deutschen Reich identisch ist. Daraus ergibt sich, daß Schulden des Reiches Verbindlichkeiten des Bundes sind. Die Bundesrepublik Deutschland kann jedoch für diese Verbindlichkeiten des Reiches nur nach Erlassung und Maßgabe einer künftigen gesetzlichen Regelung der Reichsverbindlichkeiten in Anspruch genommen werden. Eine derartige bundesgesetzliche Regelung der Reichsverbindlichkeiten ist sowohl in Artikel 134, Absatz 4 des Grundgesetzes, als auch in § 5 des Gesetzes über die vorläufige Regelung der Rechtsverhältnisse des Reichsvermögens in Aussicht gestellt. Die interessierende Bestimmung des §5 des vorgenannten Gesetzes lautet: „... sowie die Regelung der Verbindlichkeiten des Deutschen Reiches und des ehemaligen Landes Preußen erfolgen durch die gemäß Artikel 134, Absatz 4 und Artikel 135, Absatz 5 und 6 des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland zu erlassenden Bundesgesetzes." Auf Grund der vorgezeichneten Bestimmungen ist die Bundesrepublik zu einer gesetzlichen Regelung der Reichsverbindlichkeiten verpflichtet. Angaben über den voraussichtlichen Zeitpunkt des Erlasses dieses Gesetzes sind jedoch nicht möglich.

Im Auftrag
gez. Beyss

Ebenso wie für die Wiedergutmachung des entstandenen Schadens durch die „Innen Anleihe" der deutschen Volksgruppe aus Jugoslawien, setzte sich Dr. Kraft für die Entschädigung der volksdeutschen Bauern ein. Diesen war während des Krieges von der deutschen Wehrmacht Gerät und Vieh requiriert worden, der Gegenwert aber wurde nie ausbezahlt. Doch auch hier hieß es, wie bei Martin Huber: Abwarten bis der Bundestag das nötige Gesetz beschließt.



Dr. Stefan Kraft spricht auf der Pressekonferenz des „Tages der Donauschwaben 1954" in Esslingen.

Dr. Kraft setzte sich nicht nur für die Wiedergutmachung der materiellen Schäden seiner donauschwäbischen Landsleute ein, er kämpfte auch mutig gegen die kollektive Diskriminierung und Verleumdung der deutschen Volksgruppe aus Jugoslawien durch die jugoslawische Regierung in Belgrad. Diese versucht ständig der Weltöffentlichkeit klar zu machen, daß die Volksdeutschen bzw. Donauschwaben aus Jugoslawien lauter Mörder, Verbrecher und kriminelle Menschen seien, die eine große Gefahr für den jugoslawischen Staat und seine Völker waren und darum vertrieben wurden.

Dr. Kraft hatte auch den Mut, Kritik an den höchsten Persönlichkeiten oder Dienststellen der Bundesrepublik Deutschland zu üben, wenn dies nötig war. So verfaßte er im Jahre 1955 ein Memorandum zur Besuchsfahrt der deutschen Bundestagsdelegation nach Belgrad. Er tadelte mit scharfen Worten diese Besuchsfahrt, die im Namen des ganzen deutschen Volkes erfolgte, und die für die deutsche Volksgruppe aus Jugoslawien eine politische Abschreibung, Erniedrigung, Demütigung und Entwürdigung ihrer Ehre, ihres Ansehens und ihrer zweihundert Jahre lang geleisteten Aufbauarbeit vor der Weltöffentlichkeit und dem ganzen deutschen Volke bedeutete. In dem umfangreichen Memorandum befindet sich auch folgende Mahnung an die Regierung in Belgrad:

Wir haben lange, allzu lange zu den Anklagen und unwahren Beschuldigungen, die das Belgrader Regime gegen uns in aller Welt systematisch verbreitete, geschwiegen, um dem Frieden und der Verständigung zwischen Deutschland und Jugoslawien keine Hindernisse zu bereiten. Wir sind dazu nicht mehr in der Lage, wenn Belgrad seine feindselige Propaganda gegen uns fortsetzt, da für uns alles, auch Recht, Ehre und Ansehen, auf dem Spiele stehen. Zugegeben, wir sind arm und zerrissen, aber zum Schutze unseres Rechtes und unserer Ehre werden wir uns über Erdteile hinweg zusammenfinden und Opfer bringen, um unsere Abwehr nach allen Seiten wirksam zu gestalten.

Das Memorandum schließt mit den Worten: Auch wir wünschen aufrichtigen Herzens dauernde Freundschaft mit Jugoslawien und allen seinen Völkern, aber für eine Freundschaft, die auch der Würde des deutschen Volkes Rechnung trägt und in die das ganze deutsche Volk miteingeschlossen werden müßte.

Ein zweites Memorandum verfaßte Dr. Stefan Kraft am 4. September 1956, anläßlich der Ratifizierung des deutsch-jugoslawischen Wirtschaftsabkommens. Darin nahm er Stellung im Namen der deutschen Volksgruppe aus Jugoslawien gegen die Einladung und den Empfang von Moscha Pijade, dem Urheber der rassischen Verfolgung und Vernichtung der deutschen Volksgruppe Jugoslawiens. Ebenso machte er Einwendungen gegen den Jugoslawien bewilligten Kredit von mehreren hundert Millionen DM auf 99 Jahre ohne Zinsen und Tilgungspflicht, was tatsächlich

(Fortsetzung auf Seite 8)



Dr. Stefan Kraft spricht anläßlich der Totenehrung der Landsmannschaft der Deutschen aus Jugoslawien zu Allerheiligen 1957 in Zuffenhausen.

Donauschwäbische Gedenktage

25. Januar 1699:

Mit dem Friede von Karlowitz wird der erste Abschnitt der Befreiung des Donau-Karpatenbeckens durch den Kaiser abgeschlossen.

Die Uneinigkeit der christlichen Staaten auf dem Balkan und im Donau-Karpatenraum sowie die Spaltung der Christenheit im europäischen Kernraum durch die Reformation ermöglichte den Türken den Vorstoß bis Wien (1529) und die Aufrichtung ihrer mehr als 150jährigen Herrschaft über Ungarn. Erst nach dem Siege der christlichen Heere über die Türken am Kahlenberg bei Wien im Jahre 1683 konnte in sechzehnjährigen wechselvollen Feldzügen von kaiserlichen Heeren Ungarn befreit, der Türke zurückgedrängt und nach dem glänzenden Sieg des kaiserlichen Heeres unter Prinz Eugen bei Zenta (1697) zu Friedensverhandlungen veranlaßt werden. Die Niederlage bei Zenta und der Friedensschluß zwischen dem Kaiser und Frankreich zu Ryswijk (20. Sep. 1697) raubten dem Sultan Mustafa II. alle Hoffnungen auf einen erfolgreichen Abschluß der seit 1683 währenden Kämpfe in Ungarn. Er nahm daher die Vermittlung Englands und der Niederlande an und beauftragte seinen Großwesir Husein Pascha Köprölü mit den Kaiserlichen Verhandlungen zum Abschluß eines Friedensvertrages aufzunehmen.

Nach langen Vorbereitungen wurde endlich in Karlowitz bei Peterwardein in konkrete Verhandlungen eingetreten und zuerst einmal am 19. Oktober 1698 ein Waffenstillstand beschlossen. Die kaiserlichen Unterhändler waren der Präsident des Reichshofrates, Wolfgang Graf von Öttingen, und der Generalfeldwachtmeister Leopold Graf von Schlick, die Pforte vertraten der Reis-Efendi Rami und Alexander Maurocordato. Auch der englische Vermittler und ein Bevollmächtigter der Generalstaaten beteiligten sich an den Friedensverhandlungen. Um den Streitigkeiten wegen des Vortritts auszuweichen, erbaute man ein Sitzungshaus mit vier Eingängen, durch welche die Bevollmächtigten auf ein Zeichen zugleich eintraten.

Knapp vor der Mittagsstunde des 26. Januars 1699 wurde in Karlowitz, das südlich von Peterwardein an der Donau liegt, der Friedensvertrag unterzeichnet. Der türkische Unterhändler hatte nach dem Horoskop errechnet, daß die Sterne eine Viertelstunde vor zwölf Uhr für die Unterzeichnung am glückverheißendsten stünden. So warteten auf diesen Augenblick mit der Uhr in der Hand die beiden kaiserlichen Botschafter, der venezianische und der polnische Gesandte, die englischen und holländischen Vermittler und die Vertreter der Hohen Pforte. Als sie unterzeichneten, war der sechzehnjährige Krieg in Ungarn zu Ende, das Königreich zu zwei Drittel frei von osmanischer Herrschaft.

Zum ersten Male konnte eine christliche Macht, von den Türken als gleichberechtigt anerkannt, einen Friedensvertrag unterschreiben. Bisher hatten alle solche Verträge mit den Türken mit den Worten begonnen: „Gerührt durch die Bitten der Christen, gewährt der Sultan ihnen den Frieden". Es war dies mehr als eine bloße Formalität, als eine orientalischer Sprache angepaßte Wendung gewesen. Noch in den Vorverhandlungen hatte Stambul um jeden Preis, und wenn auch in noch so verschleierter Form vom Kaiser in seiner Eigenschaft als König von Ungarn Tribut gefordert. Damit war es nun nichts. Nahezu alle Forderungen der beiden kaiserlichen Gesandten wurden erfüllt. Als Entschädigung dafür, daß Holland während der Friedensverhandlungen in Ryswijck nicht auf die Seite des Kaisers getreten war, hatten in Karlowitz die Vertreter der Generalstaaten die kaiserlichen Unterhändler in sehr dankenswerter Weise unterstützt.

Von der Grenze, die einst drei Tagesmärsche vor Wien verlaufen war, waren nun die Türken weit in das südöstliche Ungarn zurückgedrängt worden. Nur Temeschburg und das umliegende Banat waren ihnen noch geblieben. Auch Siebenbürgen war kaiserlich. Eine neue Zeit stieg herauf. Jenes Donaureich begann sich abzuzeichnen, das nun rasch zu einer Großmacht höchsten Ranges, ja für lange Zeit zur ersten Macht Europas werden sollte. Nach zwei Seiten, wie der Blick eines doppelten Adlers, war ihr Anlitz gerichtet; nach Westen zum Schutze des deutschen Raumes vor französischen Angriffen, nach Osten wie damals, als der Kern dieses Donaureiches, die Babenberger Markgrafschaft, als Grenzwacht gegen die Völkerstürme aus Asien errichtet worden war. Nur war von nun ab diese Sendung im Südosten eine noch weit größere und bedeutsamere. Auch kam ein neuer abendländischer Auftrag hinzu. Österreich war bestimmt, die Kultur Europas gegen Osten zu tragen, der Donau, die es so lange in ihrem Mittellauf verteidigt hatte, zu folgen, und, immer tiefer kulturell und wirtschaftlich gegen Südosten ausgreifend, ihr Stromgebiet aufzuschließen und ihren Unterlauf politisch mit ihren deutschen Quellen zu verbinden. Damit wandten sich Interesse und Einfluß der werdenden Donaumonarchie langsam jenen zukunftsreichen Ländern zu, die aus der rückströmenden Türkenflut aufstiegen.

Bereits der Friede von Karlowitz leitete jenes Aufbauwerk ein, in dessen Verlauf seit 1683 beginnend, in verstärktem Maße besonders auch nach dem Friede von Passarowitz (1718), deutsche Bürger und Bauern, von den zuständigen Stellen und den Herren des Landes gerufen, sich in den menschenleeren Gefilden des pannonischen Beckens niederließen, um blühende Städte und wohlhabende Bauerndörfer aufzubauen und zusammen mit anderen im Lande wohnenden oder angesiedelten Völkern die Europäisierung dieser Landschaften zu erreichen. In diesen Donauschwaben der mittleren Donau gewann aber die werdende und erstarkende Donaumonarchie ihre wirksamsten Sendboten und ehrlichsten und treuesten Schützen, deren Schicksal allerdings mit dem der Monarchie auf Gedeih und Verderb verbunden war.

jvs

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(47. Fortsetzung)

Die Hintergründe der Internierung wurden bereits erwähnt. Ergänzend sei noch hinzugefügt: „Die in Rede stehenden Personen haben in der jüngsten Vergangenheit gegen Rumänien agitiert und es wurde festgestellt, daß sie auch noch heute **gegen** Rumänien eine Haltung beobachten, die den **Interessen des rumänischen Staates zuwiderläuft.** Rumänien hat seine **eigenen** Staatsinteressen vor Augen gehalten, als es die betreffenden Herren für eine Zeit von hier entfernte", schreibt die „Temesvarer Zeitung", deren Beziehungen zu dem damaligen Präfekten Dr. Aurel **Cosma**, der die Internierung veranlaßte, bekannt waren, so daß die obige Behauptung zutreffen dürfte. Tatsache ist, daß die Agitation gegen Rumänien und die Deutschen, die den Anschluß erklärten, Formen annahm, die die Grenzen der politischen Vernunft sprengten: die zensurierten Stellen ihres Organs, der „Schwäbischen Volkspresse", sind untrügliche Beweise dafür. Wenn auch die Hetzartikel nicht erscheinen durften, so kannte man doch ihren Inhalt auf der Präfektur und die Internierung erfolgte daher auch **wegen dieser Pressekampagne.**

Das „Banater Tagblatt" schrieb, daß „Blaskovics, Muth und Striegl **nicht Märtyrer des deutschen Gedankens, sondern Märtyrer der ungarischen Staatsidee waren".** Und Dr. Cosma, der 1919 Präfekt war, schreibt im Jahre 1928 rückblikkend in der rumänischen Zeitung „Viitorul": „Ich machte die Bevölkerung aufmerksam, daß jede Agitation gegen die rumänischen Interessen mit **aller Energie unterdrückt wird.** Ich mußte energische Maßnahmen treffen, da ein Teil der **schwäbischen Führer es versuchte, die Ordnung zu stören.** Herr Dr. Muth hat anstatt, daß er sich unseren Anordnungen gefügt hätte, dem Volke es klarlegen wollen, daß die Rumänen das Banat **nicht** lange beherrschen und sich beeilen werden, aus Siebenbürgen und dem Banat sich zu entfernen. Es ist klar, daß ich **im Sinne der Bestimmungen**, die ich hatte, solche **gefährliche** Agitationen nicht dulden konnte und ordnete die Verhaftung Dr. Muths und Domherrn Blaskovics' an und schickte sie in das Lager Fogarasch". Übrigens stand das Banat damals noch **unter Belagerungszustand.**

Dr. Kräuter stellt natürlich die Sache so dar, daß die Internierung deshalb **vor** den Wahlen geschah, damit **keine** Kandidaten gegen die Volkspartei auftreten können. Er gibt aber selbst zu, daß die Mitglieder des Schwabenrates schon wegen dem „Schwäbischen Manifest" **„nicht kandidieren durften und auch nicht wollten."** (Die Schwabenrats-Mitglieder Dr. Gabriel und Tengler kandidierten aber doch — mit dem Programm der Volkspartei natürlich).

Was die „Gemäßigten" wollten, war jedenfalls **politisch provozierend: Sie wollten, daß das gesamte schwäbische Volk demonstrativ den Wahlen fernbleibe, was als Ablehnung des rumänischen Staates** ausgelegt hätte werden können. Deshalb war es **richtig**, daß die Volkspartei an den Wahlen teilnahm.

In den deutschen Wahlkreisen des Banates wurden, wie in Siebenbürgen, der Bukowina und Bessarabien, auch **keine** Gegenkandidaten aufgestellt. So kamen **sechs** Banater Deutsche ins Abgeordnetenhaus, und zwar: Dr. Josef **Gabriel**, Rechtsanwalt, im Neuarader Wahlkreis, Dr. Peter **Kausch**, Rechtsanwalt (ein Bruder Dr. Michael Kauschs) im Modoscher, Heinrich **Anwender**, Druckereibesitzer, im Dettaer, Johann **Tengler**, Sparkassendirektor, im Perjamoscher, Dr. Stefan **Frecot**, Rechtsanwalt, im Billeder und der röm.-kath. Dechantpfarrer Josef **Karl** im Neusanktannaer Wahlkreis. In den Senat wurden gewählt: Wilhelm **Kopony**, Grundbesitzer, und Oberst Karl v. **Möller. So viele deutsche Parlamentarier hatten wir später nie mehr im rumänischen Parlament.** Das gesamte Deutschtum Rumäniens war **mit 23 Parlamentariern vertreten:** Siebenbürgen hatte acht Abgeordnete und drei Senatoren, Buchenland hatte einen und Bessarabien drei Vertreter.

Frotzeleien am laufenden Bande

Daß Dr. Kräuter in der üblichen Tonart über die Parlamentarier des Banates herfällt, gehört zu seinem polemischen Stil; für ihn war Wilhelm Kopony nur „Rösers Agricola-Partner", Oberst v. Möller war sein „gelegentlicher Adjutant", „Tengler hat seinerzeit Kausch in das deutsche Ministerium eingeschleust", der angesehene Rechtsanwalt und alte Volksparteiler Dr. Josef Gabriel „wurde nur kandidiert, weil er im Kampfblatt **manchmal das Wort geredet** hatte", der „Lugoscher Anwender kam zu einem einstimmigen Mandat für die **Krassoszörényer Deutschen"** (was falsch ist: denn Detta liegt im Temescher Komitat, die Lugoscher Deutschen unterstützten ihren rumänischen Freund Dr. **Branisce)**, und Dechant Josef **Karl**, der laut Dr. Kräuter „keine politische Ambitionen hatte" (aber er zählte zu den wenigen deutschbewußten und volkstreuen kath. Priestern. Anm. d. Red.) kam nur deshalb in das Parlament, „weil Brandsch oder der Schwabenführer in Bukarest **mit seinem roten ‚Zingel' Eindruck machen wollte".**

Mit diesen Frotzeleien versucht Dr. Kräuter in seinen „Erinnerungen" das politische Versagen seiner Partei in einer Zeit zu bemänteln, in der die **Weichen der zukünftigen Politik** der Banater Schwaben gestellt wurden.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß auf Grund der Karlsburger Beschlüsse und infolge des Anschlusses der Banater Schwaben am 24. Oktober 1919 deutsche Oberstuhlrichter ernannt wurden: der gew. Oberstuhlrichter Franz **Ziegler** im Neuarader Bezirk, Honorar - Oberstuhlrichter Dr. Jakob **Krohn** (Schwiegervater des Oberstudienrates Karl **Waldner**, Saarland) im Modoscher, Andreas **Dammang** in die Zentrale Temeschburg; Dr. Andreas **Konrad** im Perjamoscher Bezirk und Dr. Nikolaus **Luckhaupt** im Dettaer Bezirk. Niemals hatten wir später deutsche Beamte in höheren Verwaltungsstellen. Die deutschen Oberstuhlrichter wurden nicht nur von chauvinistischen rumänischen Kreisen malträtiert, sie fanden auch seitens der Gruppe Dr. Muth - Blaskovics — Dr. Kräuter und ihres Anhangs in den Dörfern nicht nur keine Unterstützung, sondern wurden gleichfalls zu jenen eingereiht, die das Schwabentum an Rumänien „verkauften". Die deutschen Verwaltungsbeamten wurden der Schikanen überdrüssig und schieden allmählich aus ihren Ämtern aus. Allein die Stelle des deutschen Vizebürgermeisters der Stadt Temeschburg blieb bestehen.

Ihre Lage wäre jedenfalls günstiger gewesen, wenn das gesamte Banater Deutschtum sie **unterstützt** hätte: Die Zwietracht zersetzte auch die ersten Ansätze der deutschen Selbstverwaltung.

Die Regierung Vaida-Voevod war nur ein paar Monate am Ruder; sie wurde von der Regierung **Averescu** abgelöst. Aber auch in dieser kurzen Zeit versuchte die Volkspartei, die Rechte des Deutschtums in Rumänien zu sichern.

Am 17. Dezember 1919 erschien unter Führung des Vizepräsidenten der Deutschen Volkspartei Oberst v. **Möller** eine Abordnung bei Ministerpräsidenten Vaida - Voevod, „mit dem eine Anzahl wichtiger aktueller Fragen, darunter auch die **Demobilisierung und Aufhebung des Belagerungszustandes zur Sprache gebracht wurde".**

Auch in den Ausschüssen des Parlaments war die Partei vertreten: **Dr. Gabriel** im Petitionsausschuß, Rudolf **Brandsch** im Budgetausschuß, Dr. Julius **Orendi** im Finanzausschuß. Die deutsche Volkspartei protestierte auch beim Leitenden Regierungsausschuß in Hermannstadt „gegen die Verfügungen, die von einzelnen Verwaltungsorganen im Banat, insbesonders in Temesvar und von verschiedenen Platzkommandanten **in der Frage der Firmenschilder und der Straßennamen erlassen wurden".** Auch gegen die ungerecht durchgeführten **Getreiderequirierungen** wurde Einspruch erhoben. („Deutsche Tagespost", 23. Dezember 1919.)

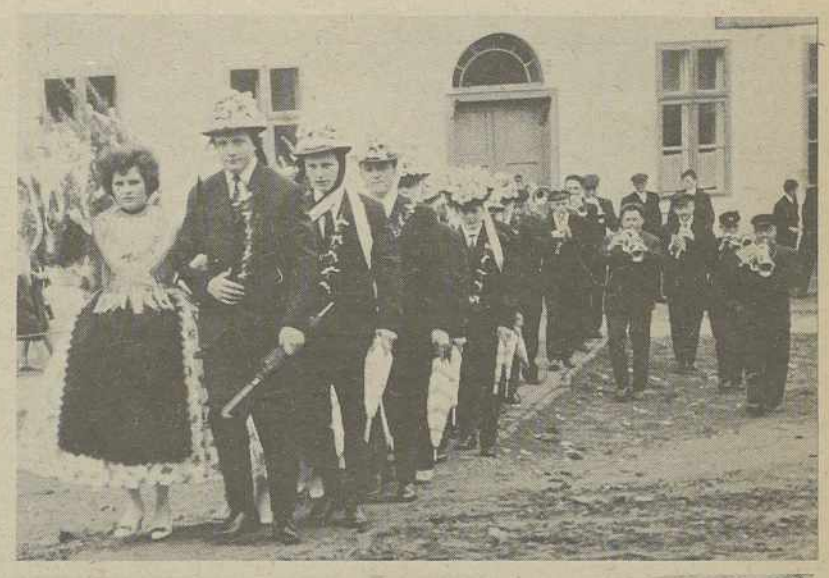
Deutsche Rede im rumänischen Abgeordnetenhaus

Zum **ersten** und zum **letzten** Male wurde in der Sitzung des rumänischen Abgeordnetenhauses eine **deutsche** Rede gehalten. Rudolf Brandsch erklärte im Namen der Partei: „Wir sind hierher gekommen mit brüderlichen Gefühlen und mit dem entschlossenen Willen, teilzunehmen an der Arbeit für das Wohlergehen unseres Vaterlandes ... Wir stehen auf dem demokratischen Standpunkt, **daß wir das Recht haben, im Parlament unsere Muttersprache zu benutzen.** Wir haben nicht die Absicht, durch die Ausübung dieses Rechtes zu demonstrieren" (die bisher in rumänisch gehaltene Rede **in deutscher Sprache** fortsetzend). „Wir wollen durch Ausübung dieses **unveräußerlichen Rechtes** es uns möglich machen, an den Verhandlungen des Parlaments eingehend teilzunehmen. Es ist dies keine nationale Frage, sondern die Frage der neuen Demokratie. **Es handelt sich um die Vertretung der Anschauungen unserer Wähler und unseres Volkes, die uns hierher geschickt haben."** (Mehrere Abgeordnete protestierten gegen den Gebrauch der deutschen Sprache.)

Rudolf Brandsch setzte dann seine Rede in rumänisch fort: „Wir, die frei gewählten Vertreter der deutschen Nation Großrumäniens, halten uns für verpflichtet, bei unserem Eintritt in die verfassunggebende Versammlung die feierliche Erklärung zu erneuern, daß wir uns **aus freiem Entschluß dem rumänischen Staat angeschlossen haben und ihm unter dem Szepter seiner Dynastie in voller Loyalität als treue Staatsbürger angehören wollen ..."**

„Gemeinsame Arbeit aller Staatsbürger wird allein imstande sein, diese Zukunft auf sichere Grundlagen zu stellen. Die Hoffnung auf Verwirklichung dieser Ziele schöpfen wir aus der festen Zuversicht, **daß die vom Geiste wahrer Demokratie erfüllte, mit dem die ganze Welt bewegenden Gedanken eines wirklichen Schutzes der Minderheiten in Übereinstimmung mit den Karlsburger Beschlüssen, besonders aber jener Zusagen, laut denen jedes Volk sich in seiner Sprache, durch seine Söhne unterrichten und verwalten lassen kann, nach Maßgabe seiner Zahl an Regierung und Gesetzgebung des Landes teilnehmen und volle Autonomie der Kirchen und Schulen genießen wird, loyal durchgeführt und durch die Gesetzgebung des Landes in vollem Maße verwirklicht werden."**

(Schluß folgt)









KIRCHWEIH 1968 in KÖNIGSHOF/BANAT.

Die Zahl der Deutschen in Rumänien

Die überwiegende Mehrheit der Banater Schwaben in Rumänien lebt im Kreis **Temesch**, ein bedeutender Teil im **Arader** Kreis und der Rest in **Karasch-Severin** und sonst im Lande zerstreut. Nach der letzten Volkszählung leben 173 000 im Banat, davon schätzungsweise 140 000 Schwaben, die aber auch keine „richtigen" Schwaben sind, weil sie aus der Rheinpfalz, Elsaß-Lothringen, Luxemburg, dem Schwarzwald, aus Baden und nur zu einem geringen Teil aus Württemberg einwanderten. Ihr Siedlungsgebiet ist die Heide, die „Hecke" und nördlich der Marosch. Die **Deutschböhmen** leben im Banater Bergland (Semenikmassiv) in den Dörfern: **Wolfsberg, Weidental** und **Lindenfeld** (1000 Meter über dem Meeresspiegel) sowie in **Altsadowa** und **Neukaransebesch.** Sie wurden in den Jahren 1827—28 angesiedelt; ihre Zahl dürfte bei 3000 Seelen liegen. Die Heimat der **Steirer: Reschitza** (angesiedelt 1725), **Steierdorf-Anina** (1778), **Orawitza, Sekul, Doman, Franzdorf, Bokschan** und **Saska.** Ihre Zahl beträgt 15 000 — 20 000. Die alteingesessenen **Temeschburger** sind hauptsächlich **österreichischer** Abstammung, doch im Laufe der Jahre hat sich die Zusammensetzung der Bevölkerung durch den Zuzug vom Lande wesentlich geändert, so daß alle Siedlungsgebiete vertreten sind.

Der **Temeschburger Dialekt** ist am meisten mit dem wienerischen verwandt. Jetzt leben in Temeschburg 40 000 Deutsche, davon die Hälfte „Ur-Temeschburger". Württemberger, also richtige Schwaben, sind die Sathmarer. Von rund 30 000 sollen sich nach letzter Statistik nur 6000 als Deutsche erklärt haben.

Schwaben gibt es auch im Kreis Alba (Weißenburg) in **Siebenbürgen:** In Benzenz und Batiz. Sie kamen aus dem Banat und der Batschka dorthin: ihre Zahl beträgt 500.

Die Zahl der Sachsen beträgt 165 000 (die Gesamtzahl der Deutschen in Siebenbürgen 170 000 Seelen). Die fast völlig in dem Sachsentum aufgegangenen Landler leben in **Neppendorf, Grossau** und **Großpold.** Sie kamen im Jahre 1735 aus Kärnten, aus der Steiermark und Oberösterreich nach Siebenbürgen, zusammen dürfte ihre Zahl 4500 ausmachen. Im Mühlbach wurden im Jahre 1743 **Durlacher** aus Baden angesiedelt: sie sind fast völlig im Sachsentum aufgegangen. Laut der Volkszählung leben im Buchenlande noch 4000 Deutsche.

Insgesamt leben in Rumänien 376 000 Deutsche, davon 180 000 im Banat und Kreis Arad; 170 000 in Siebenbürgen, über 5000 in Bukarest, zwischen Konstanza und dem Prahovatal, in jedem Kreis des Landes einige Hundert. **Wie viele Schwaben noch im Baragan leben, ist nicht bekannt.**

(Entnommen dem „Neuen-Weg-Kalender")

Dr. Stefan Frecot lebt noch in Temeschburg

Der letzte Überlebende der Banater schwäbischen „Friedensdelegation"

Von den vier Mitgliedern der Delegation, die die am 10. April 1919 erfolgte Anschlußerklärung der Banater Schwaben an Rumänien mit einem Memorandum, in dem ihre Wünsche formuliert waren, der Pariser Friedenskonferenz überreichten, ist nur mehr einer am Leben: Rechtsanwalt **Dr. Stefan Frecot.** Er ist bereits 80 Jahre alt und lebt in Temeschburg im Ruhestand.

Anläßlich der 50. Jahreswende der Vereinigung Rumäniens in Karlsburg brachte die Temeschburger „Neue Banater Zeitung" vom 1. Dezember 1968 ein kurzes Interview mit dem einstigen schwäbischen Politiker, der erklärte, daß es seinerzeit gelungen sei, die Denkschrift dem Präsidenten der Friedenskonferenz Georges **Clemenceau** zu überreichen. Dr. Stefan Frecot erklärte, daß der französische Politiker die schwäbische Abordnung durch Vermittlung des rumänischen Diplomaten Traian **Vuia** empfangen habe und großes Interesse für die Lage der Banater Schwaben zeigte.

Von den Politikern, die die Anschlußerklärung an Rumänien abgaben, ist außer Dr. Stefan Frecot niemand mehr am Leben. Ihre Gegner hatten eine längere Lebensdauer: Dr. Kaspar Muth starb im Alter von 91 Jahren in Temeschburg, Dr. Emmerich Reitter, der in Südfrankreich bei seinem Schwiegersohn Dr. Franz Buding lebt, ist 93 Jahre alt, und Dr. Kräuter, der jüngste unter ihnen, ist auch bereits 84 Jahre alt. Es war eine **zähe Generation,** die lange Jahre hindurch die Banater schwäbische Politik maßgeblich beeinflußte. (i. g.)

HATZFELD HEUTE

Oder: Sind unter den US-Kosmonauten auch Banater Schwaben?

Die „Karpaten Rundschau", eine ausgezeichnet redigierte Wochenschrift, die in Kronstadt erscheint, veröffentlichte einen stimmungsvollen Reisebericht aus der Feder Willi **Zeidners** über die zur Stadt avancierte rumänisch-banater Großgemeinde **Hatzfeld**, die heute bereits über 14 000 Einwohner zählt, aus dem wir einige interessante Feststellungen entnehmen:

„Dieses Städtchen und seine Leute kennenzulernen ist nicht schwer, weil hier jeder jeden kennt, und wenn es auch in anderen ähnlichen Ortschaften Stadteingesessene in nicht kleiner Anzahl gibt, hier in Hatzfeld steckt man bei der ersten Frage schon mitten in einer Schar ausgemachter Lokalpatrioten jener Besonderheit, die sich mit unbedingter offener Teilnahme an allem erfreuen, was schön und gut ist, wo immer es in der Heide und auch etwas weiter im Land sei, wo die Berge ihre waldverfilzten Nasen in die Wolken stecken, über ihr Städtchen aber, hier in der Weite etwas abgelegen, lassen sie nichts kommen ... ‚Siescht, des is' unser!' — und darin liegt die dunkle Schwere der vergangenen Unabänderlichkeit und das Wissen um die greifbare Zukunftshelle.

Bescheid bekommen kann man also von Hans **Weidner**, der heute als Stellvertretender Parteisekretär und Kulturhausleiter in seiner Vaterstadt Kustos der tausend Ideen für Hatzfelder Perspektiven und verantwortlich für die Freizeit und die Stadtgemütlichkeit ist. Genausogut kann man aber auch mit Peter **Berberich** sprechen, dem die langjährige Leidenschaft Holz sich jetzt erst richtig in die Zeit und unter die **Schnitzmesser** legt. Oder sprechen wir mit dem Stadtbewirtschafter Junior-**Berberich**. Oder mit dem Schulleiter Hans **Bräuner** oder dem Lehrer Franz **König**, dem Briefmarkenmann Josef **Haas**, dem Schlosser Pavel **Katona**, dem Michel **Wechselberger**, dem Michel **Schummer**, dem Hans **Koch**, dem Josef **Krassny**, dem Viktor **Wilms**. Halt! Ich müßte sie alle, alle nennen und aufzeichnen, was sie sagen, wie sie sind, was sie fuchst und was sie freut, was sie über sich selbst zu sagen haben, denn die Stadt sind sie, 14 000 Hatzfelder Heidepatrioten. Sprechen wir also über die Stadt.

Geburtstag, Cholera und Florian

Es war an einem schönen Sommertag, man schrieb den 11. Juni 1766, als die schwäbischen Siedlerahnen die zwei für sie bestimmten Gemeinden Hatzfeld und Landstreu in Besitz nahmen. Vor genau 200 Jahren, am 14. November 1768 (zweihundertjähriger Geburtstag also!) vereinigten sich beide Ortschaften unter dem Namen Hatzfeld (es heißt, die Landstreuer hätten ihren Ortsnamen fallen gelassen, weil sie von den Hatzfeldern mit ‚Landstreicher' gehänselt worden sind). Und dann eines Tages war die Cholera da. Schwelende Lumpen würden helfen, hieß es, und Lumpen schien es genügend gegeben zu haben, denn Hatzfeld brannte ab. Zur Erinnerung an jene Cholera und an die Gemeindefackel Hatzfelder Ausmaßes steht heute noch der Florian auf seinem Steinsockel, ‚a Schutzpadron for die Fairwehrleit'.

Heidesöhne Diel und Jäger

Man spricht von ihnen mit der Betonung wie etwa der Duft von backofenwarmem Brot oder das anheimelnde Etwas aus dem Bratrohr voll Pellkartoffeln, wenn die Frostnacht vor den Fenstern jammert. Ohne sie wäre Hatzfeld nicht Hatzfeld.

Der Mann, den man Heidedoktor oder auch nur Armendoktor nennt, übersah seine Barschaft, baute ein Krankenhaus und kurierte seine Hatzfelder Mittellosen unentgeltlich und bestritt in den meisten Fällen auch die Kosten der Medikamente aus seiner Privattasche. Auf einem Hatzfelder Ehrenplatz stellten ihm seine Landsleute ein Denkmal auf, und meißelten schlicht und einfach Dr. **Diel** in Stein. (Dr. Diel war der Vater des Temeschburger Chirurgen Dr. Ludwig Diel, der zugleich auch Eigentümer eines Sanatoriums war. Vor dem Einmarsch der Russen beging der angesehene Arzt Selbstmord. Anm. der Redaktion.)

Wer noch nicht von Stefan **Jäger**, dem Heidemaler hörte, dem die schwäbische Bodenständigkeit im Pinsel steckte, die Liebe und Achtung zur volkstreuen Besonderheit in Trachten und Landschaft, muß her nach Hatzfeld, wo **über 200 seiner berühmt gewordenen Bilder lokalpatriotisch bewahrt werden. Kostbarkeiten, die trotz Privatbesitz den 14 000 Hatzfeldern gehören.**

Ja, bestimmt, man müßte noch über den Heidedichter Peter **Jung** oder Emmerich **Bartzer** (er stammt aus Lovrin und ist der Neffe des einstigen Banater Senators Dr. Emmerich **Reitter**. Anm. d. Schriftleitung), den Träger Hatzfelder Musiktradition sprechen. Ja doch! Es ist schon etwas dran: man ist einen Tag in Hatzfeld und kann eine Woche lang erzählen. Und man tut das gleich ohne Hut, man müßte ihn recht oft verneigend lüften.

Hatzfeldschuh auf Londonpflaster

Man könnte in gewissem Sinne meinen, am Heiderand beginnt die Welt, wenn man in Betracht zieht, daß **Schuhe** aus der Hatzfelder Schuhfabrik den Ansprüchen in **England**, der **Bundesrepublik Deutschland**, in **Frankreich**, **Belgien**, **Kuba** und anderen dreizehn Staaten der Welt gerecht werden.

Die **Knopffabrik** ist nicht einfach nur Knopffabrik, man schloß mit Polymeren Bekanntschaft und liefert Hausfraufreuden, Haushaltsgegenstände Marke Jimbolia.

Sollen wir noch über die **Hanfrösterei** sprechen? Oder die **Ziegelei**, die 40 Prozent **der Landesproduktion an Dach- und Mauerziegeln stellt?** Über die LPG und SLB, die im Kreis immer vorne genannt, wie zum Beispiel mit rund 3800 kg Weizen je Heidehektar?

Kleinigkeiten, klar, wenn man es kann und weiß, was man will. Hatzfelder Schuhmacherarbeit wollte weiter als bis aufs stadteigene Pflaster. Bittscheen London, Kuba, Bonn, Paris ...

Wortgefecht um Sternenpflücker

Weil man mehr auf sich selbst gestellt ist als sonstwo vielleicht, spielen sich die Hatzfelder selbst, ständige Spielzeit gewissermaßen für ortseingesessene Kunstbegeisterung. Im nächsten Jahr — man denkt schon jetzt daran — feiert man hier 75 Jahre Chortätigkeit: Wundert es noch bei einer Emmerich-Bartzer-Tradition, daß es hier einen Madrigalchor gibt, daß Matz Swoboda mit dem halbsinfonischen Orchester schon viele Freude bereitete? Das von Hans Maurer geleitete Theater übt Kehrers „Heirat" für die langen Abende.

Sind die amerikanischen Raumschiffahrer Banater?

Klub heißt gemütliche Bleibe für Mußestunden. In den Betrieben gibt's natürlich welche. Im Kulturhaus sind's gleich zwei: für die Jugend, mit allabendlichem Hallo, eigenem Orchester, eigenem Budget, Tanzabenden, **Englisch- und Französischkurs**, und ein Klub für die Alten (abgeschlossen, wenn niemand da ist). Auch Opas können was: Dominospielen, eine Schachpartie, ein Glas Raki ab und zu trinken. TV-Stunden und manchmal lautstarke Debatten, wie neulich, als die Amerikaner ihr Trio in den Kosmos raketet hatten und der Krassny Josef fragte, ob der **Schirra** nicht ein Hatzfelder sei (denn es gibt Familien **Schirra** in Hatzfeld). Und dem **Eisele** sein Großvater könnte aus Ostern bei Großkomlosch stammen, denn dort sind sie zu Haus, die Eiseles. Hatzfelder Sternenpflücker? Nachkommen der um die Jahrhundertwende ausgewanderten Hatzfelder?

Als würde mir der Weidner Hans in die Rippen stoßen: „Na schreib schon endlich was von unsern Lagunas!" Also: Hatzfeld hat sieben große Lehmkaulen, das sind die Lagunas. Man hat noch nicht die Sache studiert, aber Karpfen könnten in diese Lagunas kommen. Man hat aber schon an die Erholung gedacht, daran, daß man eigentlich am Wochenend und so recht gut ein bissel Kahn fahren könnte. Heide-Venedig? Warum nicht! Die Bezeichnung stammt vom Weidner Hans, einem der waschechtesten Hatzfelder Stadtväter, und der greift so was nicht aus der Luft."

Hohe Auszeichnung eines Banaters

H. F. Androwitsch — Ehrendoktor einer Londoner Universität

Der in Wien lebende und aus dem rumänischen Banat stammende Eigentümer eines angesehenen Export-Import-Unternehmens, Hans F. **Androwitsch**, erhielt vom **London-College für Angewandte Wissenschaften den Doktorgrad ehrenhalber verliehen**. Seine Landsleute und seine in aller Welt zerstreuten vielen Freunde werden die Ehrung dieses verdienten und erfolgreichen Geschäftsmannes, der stets großes Interesse für die Belange seiner Landsleute zeigte und an der Landsmannschaftspolitik in Österreich aktiven Anteil nahm, **mit Stolz und Genugtuung zur Kenntnis nehmen.**

Der „Donauschwabe", der sich den zahlreichen Gratulanten anschließt, wird das Ereignis demächst ausführlich würdigen.

Faschingsball in München!

Zu dem schon seit Jahren äußerst beliebten und großen Faschingsball in München sind auch heuer wieder alle Landsleute mit ihren Freunden und Bekannten herzlichst eingeladen!

Zeit: Samstag, den 1. Februar 1969, ab 20 Uhr. (Saalöffnung: 19 Uhr.)

Ort: MTV-Turnhalle in München, Häberlstraße, Nähe Goetheplatz. (Autoparkplatz im Hof bzw. in der Umgebung vorhanden.)

Musik: Kornel Mayer mit den „Original-Donauschwaben"!

Eintritt: DM 5,—.

Attraktionen: Das Trachten-Duo Matthias und Rosl Klein mit schönen Darbietungen. Übrigens wird auch ein donauschwäbisches Faschingsprinzenpaar mit Prinzengarde auftreten.

Kartenvorverkauf: In der Geschäftsstelle der Landsmannschaft der Banater Schwaben aus Rumänien, München 2, Sendlinger Straße 55/I, Aufgang 2, bei Lm. Hans Schäfer, Telefon 24 13 72.

Für die Kreisverbände der Landsmannschaft der Banater Schwaben aus Rumänien und der Deutschen aus Jugoslawien:

gez. Dürrbeck gez. Ufholz

Volkskundeecke (4)

Eine aufschlußreiche Volksüberlieferung aus Slawonien / Eine Bäuerin von Welischkowski (Veliškovci) erzählt, wie die Apatiner „Schwarze Muttergottes" in die Batschka gebracht wurde

Von Dr. Anton Peter Petri

Eine den Apatinern in der Batschka wohlbekannte Tradition berichtet, wie die Statue der „Schwarzen Muttergottes" im 18. Jahrhundert dorthin gebracht wurde. Die Reichseinwanderin Magdalena **Gerber** soll sie aus **Maria Einsiedel**, Gemeinde Windheim bei Neustadt/Main, Bayern, mitgebracht haben. In der alten Heimat konnte die Madonnenstatue bei der Einäscherung des Ortes und der Kirche gerettet werden. Dieser von **Giljum, Senz** u. a. gebrachten Version steht eine aus **Welischkowski (Veliškovci)/Slawonien** gegenüber, die 1937 von einer Bäuerin erzählt wurde. [heute einzusehen in **Marburg/Lahn** im Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung, Archivnummer 190 098]. Nach ihr wanderte ihr Großvater um 1857 aus Apatin nach Slawonien. Er erzählte öfters von den **drei Brüdern Ferz** [Namensträger dieser Familie gab es in Apatin nicht], die als Reichskolonisten aus dem **Elsaß** die Muttergottesstatue mitbrachten, die sie dort aus einer kleinen Kapelle mitgenommen hatten. Ob sie bei einem Brand verkohlt war, wußte man nicht mehr. Die Brüder stellten sie aber bei ihrer Ankunft in Apatin „irgendwohin". Erst als sie reich geworden waren, **erbauten sie eine große Kirche**, in der **„das Bild"** einen Ehrenplatz erhielt. Damit es aber auch zum neuen Gotteshaus paßte, strichen sie es **weiß** an, am nächsten Morgen war die Mutter Gottes aber wieder schwarz. Die Berichterstatterin schloß: „Diese Geschichte hat uns unsere Großmutter immer erzählt. Die war ja von Apatin hergekommen."

Gegen diese zweite Version sprechen einige Momente. Wohl kamen seit etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts vorwiegend Apatiner Familien in diese nordwestlich von Essegg liegende Ortschaft, so daß sie 1942 eine deutsche Mehrheitsgemeinde war. Die Fakten aber, die sich auf Apatin beziehen, sind falsch. In Apatin gab es bei der Ansiedlung und bei der Vertreibung keine Familie namens **Ferz**. Die große Kirche wurde mit ärarischen Mitteln erbaut, auf keinen Fall aber von drei reichgewordenen Brüdern. Auch kann man eine Statue mit einer so reichen Tradition, wie es die „Schwarze Muttergottes" ist [vgl. die von Einsiedeln. Altötting, Würzburg, Köln, Prag; Moskau, Kasan, Czenstochau u. a.], nicht von einem Bild sprechen. Trotzdem bleibt diese slawonische Volksüberlieferung recht aufschlußreich.

Donauschwäbische Gedenktage

29. Januar 1919:

Das deutsche Autonomiegesetz in Ungarn wird erlassen

Die Niederlage der Mittelmächte im ersten Weltkrieg und die sich auf Grund des vom amerikanischen Präsidenten Wilson verkündeten Grundsatzes vom Selbstbestimmungsrecht der Völker vollziehende staatliche Neuordnung Mittel- und Südosteuropas löste auch die bisherige Österreich-Ungarische Monarchie in ihre einzelnen Bestandteile auf und ließ dieselben in den sogenannten Nachfolgestaaten aufgehen. Diese Nachfolgestaaten sollten das Selbstbestimmungsrecht ihrer Völker verwirklichen. Es bestimmte in ihnen gewöhnlich aber nur ein Volk, das sich als Staatsvolk gebärdete und die Herrschaft beanspruchte, während die anderen im Staate lebenden Völker oder Volksgruppen als Fremdkörper oder als nichtexistent angesehen und dementsprechend behandelt wurden. Die nationalstaatliche Einstellung dieser Nachfolgestaaten offenbarte sich bereits gelegentlich der Friedensverhandlungen in Paris, als sie sich mit allen diplomatischen Mitteln gegen die Annahme der Minderheitenschutzverträge wehrten. Sie empfanden den auferlegten internationalen Minderheitenschutz als Diskriminierung und Einschränkung der Souveränität. Schließlich wurde der Minderheitenschutz nur als Übergangsmaßnahme hingestellt, die eine leichtere Eingliederung andersnationaler oder anderskonfessioneller Minderheiten zu gewährleisten habe. Hätte man den Grundsatz der Selbstbestimmung der Völker ehrlich aufgefaßt und praktisch auch verwirklicht, so wäre man bereits in den Jahren 1918/19 zur Anerkennung des Lebensrechtes aller in den Nachfolgestaaten lebenden Völker und Volksgruppen mit allen sich daraus ergebenden Folgerungern vorgestoßen. Mit einer solchen Einstellung wären dann auch Lösungen gefunden worden ähnlich denen, wie sie sich heute in diesen Staaten anbahnen oder vollziehen. Jedenfalls wäre daraus eine gerechtere Neuordnung geworden, die zu ganz anderen Entwicklungen geführt hätte. In dem Vorgang der Auflösung der Monarchie in ihre Bestandteile war man zunächst verschiedentlich bereit, die Selbstbestimmung und Selbstverwaltung der bisher von Wien oder Budapest aus regierten Völker zu verwirklichen. Wie allen anderen Volksgruppen, wurde auch den Deutschen in Ungarn staatsrechtlich territoriale und politische Selbstverwaltung zugestanden und gesetzlich verliehen. Bei seinen Neujahrsempfängen im Januar 1919 erklärte Ministerpräsident Károlyi: „Mein Wunsch ist, daß sämtliche in Ungarn lebenden Nationalitäten auf Grund der Wilsonschen Prinzipien ihre Autonomie erhalten und eine östliche Schweiz zustandekommt. Außer den westungarischen Deutschen erhalten auch die Siebenbürger, die südungarischen und oberungarischen Deutschen ihre Selbstverwaltung. Die Selbstverwaltung erstreckt sich auch auf innere Verwaltung, Kultur und Schulwesen. Der diesbezügliche Beschluß der Regierung wird schon in den nächsten Tagen erscheinen". Und Minister Jászi betonte, daß er seine Minderheitenpolitik nicht als Börsengeschäft betrachte und daher auch nicht gewillt sei, die Deutschen anders zu behandeln als die sonstigen Volksgruppen des Landes. „Ich weiß, daß, abgesehen von einem schwachen Irredentismus unter den westungarischen Deutschen, das deutsche Element unsere zuverlässigste Nationalität ist. Vom Standpunkt der Gerechtigkeit sowohl wie der politischen Vorsicht würde ich es als völlig absurdes Vorgehen erachten, wenn ich ausgerechnet den Deutschen ein geringeres Maß an Rechten anbieten würde als den übrigen Nationalitäten." Diesen Grundsätzen entsprechend brachte der Minister dann, nach Verhandlungen mit dem Zentralausschuß der Deutschen in Ungarn (in dem sich die beiden deutschen Volksräte vereinigt hatten), die das Mitglied des Deutschen Volksrats Dr. Guido Gündisch führte, am 29. Januar 1919 das VI. Volksgesetz des Jahres 1919 über die Ausübung des Selbstbestimmungsrechtes des ungarländischen deutschen Volkes heraus, das diesem die Selbstverwaltung (Autonomie) gab.

Der Entwurf des Gesetzes stammte vom Mitglied des Deutschen Volksrats Dr. Otto Herzog. Minister Jászi nahm den Entwurf Dr. Herzogs mit einigen Abänderungen als Gesetz an. Nachdem Jászi im Verlaufe der zu Ende des Jahres 1918 einsetzenden Ministerkrise sein Amt aufgeben mußte, waren auch der spätere Ministerpräsident Dr. Dionys Berinkey und der Ministerialrat im Nationalitätenministerium Dr. Peter Jekel an der Abfassung des Gesetzes beteiligt. Das Autonomiegesetz sprach aus, daß die in Ungarn wohnenden Staatsbürger deutscher Zunge eine **einheitliche Nation** seien, die das Selbstbestimmungsrecht im Wege der im Gesetze umschriebenen Selbstverwaltung auszuüben hätte. In den von Deutschen bewohnten Gegenden seien autonome Rechtsgebiete (Gaue) zu bilden. Die Autonomie erstrecke sich auf die innere Verwaltung, auf die Justiz, auf Unterricht und Kirchenangelegenheiten. Gemeinsame ungarische und deutsche Angelegenheiten seien: Außenpolitik, Kriegswesen, Finanzen, Staatsbürgerschaftsfragen, privatrechtliche und strafrechtliche Gesetzgebung, Volkswirtschaft, Volkswohlfahrt und Sozialpolitik, sowie Verkehrswesen. Die autonomen Organe der deutschen Nation in Ungarn sind: die deutsche Nationalversammlung, das deutsche Ministerium und die deutschen Gauverwaltungen, an deren Spitze ein aus entsprechenden Fachreferenten gebildeter Gaurat und ein Gaupräsident (Gouverneur) stehen sollte. Bis zur Konstituierung der ersten deutschen Nationalversammlung wurde ein deutscher Landesregierungsausschuß gebildet, der aus je vier Mitgliedern des Deutschen Volksrates, des Deutschungarischen Volksrates und je zwei Vertretern der von Deutschen bewohnten Gebieten bestand.

Das Autonomiegesetz und die durch dieses geschaffene deutsche Selbstverwaltung lösten bei den Deutschen im allgemeinen freudige Zustimmung aus. jvs

Lieber Landsmann!

Wenn Dir diese Heimatzeitung gefällt und Du sie regelmäßig lesen möchtest, dann bestelle sie bitte umgehend mit einer Postkarte beim

Donauschwäbischen Heimatverlag 708 Aalen/Württ. Postfach 1680

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(48. Fortsetzung und Schluß)

Diese Rede war der **Beginn** der parlamentarischen Tätigkeit der Deutschen in Rumänien in der gesetzgebenden Körperschaft des Landes. Das hätte auch Dr. Kräuter in seinen „Erinnerungen" zur Kenntnis nehmen müssen: **Die Männer, die damals in der Zeit des Umbruchs den Mut hatten, für die Rechte ihres eigenen Volkes einzutreten, hätten auch Anerkennung von jenen verdient, die in allen ihren Aktionen ständig nachhinkten. Statt zusammenzugreifen und jenen vorübergehend den Vorrang zu lassen, die sich schon früher fürs Deutschtum einsetzten, bekämpfte man sie mit allen Mitteln, um die Führung und den wirtschaftlichen Einfluß nicht zu verlieren. Die innere Zerrissenheit hat uns auch später schwere materielle und moralische Schäden verursacht.**

Mit diesem Teil, der die Entwicklung der deutschen Bewegung bis Ende des Jahres 1919 im Zusammenhang mit der Geschichtsdarstellung der Dr. Kräuter'schen „Erinnerungen" behandelt, schließe ich diese Serie ab. Ich war bemüht, auf Grund zuverlässiger Dokumente und eigener Wahrnehmungen ein **objektives** Bild über einen **wichtigen Abschnitt** der schwäbischen Politik des Banates zu zeichnen und Verzerrungen zurechtzurücken. Ich betone, wie schon in meinem ersten Aufsatz, **daß die wirklichen Verdienste Dr. Kräuters als Parlamentarier und Schulpolitiker anerkannt werden.** Seine „Erinnerungen" mußten aber von den vielen **Irrtümern, Verdrehungen, bewußten Fälschungen und massiven Verleumdungen seiner politischen Gegner gesäubert werden,** auch wenn dadurch Personen in die Schußlinie kamen, die für diese Darstellung **weniger wichtig** waren, aber von Dr. Kräuter vorgeschoben wurden, um Dinge zu rechtfertigen, die nicht zu rechtfertigen sind — **weil sie den Tatsachen widersprechen.**

Verlorene Dokumente

Fünfzig Jahre sind seit der „Volkwerdung" der Banater Schwaben verstrichen: die ersten Jahre nach 1918 waren für die Entwicklung bis zum Zusammenbruch im Jahre 1944 entscheidend: **ein Grund, sie in Erinnerung zu rufen,** umso mehr, als die „Banater Deutsche Zeitung" am 9. Dezember 1928 anläßlich der **zehnten** Jahreswende der „schwäbischen Nationalversammlung" in Temeschburg in einem Rückblick auf die damaligen Ereignisse schrieb:

„Eine eingehendere und auch **historisch vollkommen einwandfreie Geschichte** unserer Volkwerdung zu schreiben, sei der dazu berufenen Feder eines schwäbischen Historikers vorbehalten. Immerhin trachten wir allen Einzelheiten, soweit dies möglich ist, nachzuspüren: wenn unsere Arbeit trotzdem sehr lückenhaft ist, so hat dieser Umstand seine Begründung darin, daß das **wertvollste, auf unsere Volkwerdung bezügliche Aktenmaterial noch vor Jahren von der Sigurantza** (Staatssicherheitspolizei) **beschlagnahmt wurde,** während Dr. Franz **Andres,** der seinerzeit Schriftführer des Schwabenrates war, dafür, daß er dieses Material wie ein teures Vermächtnis verwaltete, auf mehrere Wochen mit dem Gefängnis in Berührung kam. Ein unersetzlicher Verlust."

Das schrieb das offizielle Organ der Gruppe Dr. Muth — Dr. Kräuter vor 40 Jahren. **Der schwäbische Historiker kam aber nicht: die Geschichte dieser Zeit wurde noch nicht geschrieben.**

Dr. Kräuter hätte manches „verschollene Material" der Vergessenheit entreißen können; statt dessen ließ er sich in eine völlig überflüssige, unsachliche, ja haßerfüllte Polemik mit seinen früheren bereits toten Widersachern ein und begrub viele historische Tatsachen unter dem Schutt seiner so unsachlichen Erinnerungen.

Auch Dr. Kausch hat in seinem Buch vieles nur **einseitig** dargestellt, aber doch auch **brauchbares dokumentarisches Material, hauptsächlich durch seine Zitate aus der nicht mehr auffindbaren Zeitung „Deutsche Wacht", zusammengetragen.**

Vielleicht wird sich doch mal unter der jüngeren Generation ein schwäbischer Historiker finden, der ohne Ressentiments in der Lage sein wird, den Weizen von der Spreu zu sondern und dem schwäbischen Volk, dessen Leistungen als Kolonistenvolk schier einmalig sind, das Buch zu bescheren, das die Wahrheit auch über diese Zeit enthält. Als politisch bewußte Volksgruppe waren wir noch zu jung, um überragende Politiker hervorzubringen: unsere politische „Vergangenheit", die mit dem „Ausgleich" zwischen Österreich und Ungarn im Jahre 1868 begann, konnte schon deshalb nicht „bewältigt" werden, weil wir nach dem Zusammenbruch nicht nur auf neuentstandene Staaten aufgeteilt, sondern auch vor neue soziale Probleme gestellt wurden, die in ihrer Vielschichtigkeit mit Berufung auf die „Volksdisziplin" nicht gelöst werden konnten, und an deren Ende unsere Katastrophe stand.

Der „Donauschwabe" wird in loser Reihenfolge weitere Artikel über die politische Entwicklung im rumänischen Banat zwischen den beiden Weltkriegen veröffentlichen. Hier einige Titel: **„Gründung der Autonomie-Partei", „Bemühungen zur Herstellung einer Einheitsfront im Rahmen der Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft", „Die Zweijahrhundert-Feier", „Ausschluß Dr. Kauschs aus der Deutschen Parlamentspartei und Volksgemeinschaft", „Zerfall des Deutsch-Schwäbischen Kulturverbandes", „Jahre des Aufbaus", „Verfehlte Bankpolitik", „Der Bauernverein als Werkzeug der herrschenden Führung", „Volksdisziplin und Cliquen-Wirtschaft", „Demokratische Opposition der Jungschwaben", „Vorstoß der Freien Deutschen Gemeinschaft", „Die Vorreiter des Nationalsozialismus" usw.**

Gegen Schwarz-Weiß-Malerei

Einige dieser Themen wurden auch in den Dr. Kräuter'schen „Erinnerungen" behandelt oder angedeutet: subjektiv und ohne Rücksicht auf die historische Wahrheit. Die tatsächlichen Verdienste einiger Politiker, die durch die provozierenden Darstellungen Dr. Kräuters auch in meinen Aufsätzen nicht voll zur Geltung kamen, sollen dabei noch berücksichtigt werden. Durch Schwarz-Weiß-Malerei wurde das Geschichtsbild dieser Zeit verzerrt. Es soll wieder zurechtgerückt werden.

Das fortgeschrittene Alter mag bei der Beurteilung der Dr. Kräuter'schen Erinnerungen in Betracht gezogen werden. Man kann von einem Menschen, auch wenn er noch so begabt ist, nicht erwarten, daß er mit achtzig Jahren so denkt und handelt wie jemand, der noch im Besitze seiner Vollkraft ist. Deshalb wäre es richtiger gewesen, **mehr Tatsachen sprechen zu lassen, statt sich bei der Analyse der Ereignisse nur auf sein Erinnerungsvermögen und seine eigene Unfehlbarkeit zu verlassen.**

Es wäre falsch, Maßstäbe so anzulegen, als stünde die Zeit still. Völlig verfehlt erscheint es aber, wenn alte Politiker den Eindruck erwecken wollen, sie hätten **nie geirrt und seien unfehlbar** gewesen. Wenn dazu noch ein Übermaß an Egozentrik und Überheblichkeit kommt, werden auch die wertmindernden Aussagen der Dr. Kräuter'schen „Erinnerungen" verständlich. **Der altersbedingte Starrsinn** mang vieles erklären und auch entschuldigen, nicht aber die **Agressivität, die Intoleranz, den Zynismus und die entwürdigende Behandlung der politischen Gegner.** Das waren — neben der provozierenden Mißhandlung der geschichtlichen Wahrheit — die Gründe, die mich zu einer so ausführlichen Stellungnahme veranlaßten. Sicherlich sind auch mir in der „Hitze des Gefechtes" Irrtümer unterlaufen (für deren Berichtigung ich dankbar wäre); mir ging es aber nur um die **geschichtliche Wahrheit,** für die ich auch in Zukunft eintreten werde; auch dann, wenn Dr. Kräuter in seinen „erweiterten Erinnerungen" — die angeblich schon vorliegen — seine Methode der **Diffamierung aller, die nicht seiner Meinung sind,** fortsetzt.

... in weiser Einsicht

Wenn man schon zwischen „gepackten Koffern" steht, sollte man doch den Mantel der verzeihenden Liebe über die Abgründe des Hasses werfen, und in weiser Einsicht seine Blicke dankerfüllt über die Saaten gleiten lassen (deren Sämann und Schnitter man auch selbst gewesen ist) — auch wenn die Ernte **noch so dürftig** ausfiel. Daß sie nicht **größer** und **reifer** wurde, daran sind wir **alle** schuld. **Aber die „Schuld" — es ist eine von Generationen — kann durch den Versuch zur Wahrhaftigkeit gemildert werden. Nicht aber durch Haß und Beschuldigungen anderer.** Und nach **fünfzig Jahren** seit dem „großen Erwachen" ist die Frage wohl berechtigt: **ist es das Ende oder führt unser Weg als kleine, in aller Welt zerstreute banaterdeutsche Volksgruppe noch weiter? Und wohin?**

Faschingsball in Ulm

Wie bereits angekündigt, findet der diesjährige Faschingsball der Donauschwaben in Ulm/Neu-Ulm am 1. Februar d. J. in der Jahnhalle zu Ulm statt. es spielen zwei Musikkapellen: unsere 18-Mann Blaskapelle „Rilli" und die Jugendkapelle „The Floridas". Jung und alt werden auf ihre Rechnung kommen. Saalöffnung: 18.30 Uhr. Beginn der Veranstaltung: 19.30 Uhr. Es wird durchgespielt. Ende: 2 Uhr in der Frühe. Eintritt im Vorverkauf: 4 DM, an der Abendkasse 4,50 DM. Kostüme sind erwünscht, jedoch nicht Bedingung. Karten im Vorverkauf sind erhältlich bei Lm.: Johann Mangold, Ehrenvorsitzender, Ulmer Gasse, sowie bei den Vorstandsmitgliedern. Alle Landsleute und Gäste, die einige fröhliche Stunden erleben und sich mal richtig austanzen wollen, sind herzlichst eingeladen.

Wechsel in der Führung

Dachau. — Lm. Nikolaus Schankula sen. ist als 1. Vorsitzender des Ortsverbandes Dachau der Südostdeutschen Landsmannschaft mit Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit zurückgetreten. Bis zur Neuwahl 1970 wurde Lm. Lulay aus Guttenbrunn mit der Leitung des Ortsverbandes betraut.

Stanischitscher Faschingsball

Der diesjährige Faschingsball der Stanischitscher findet am 1. Februar im Sportheim zu Kornwestheim (am Stadion) statt. Beginn: 19 Uhr. Alle Landsleute sind hierzu recht herzlich eingeladen.

Aus dem Südosten gekommene Landsleute

Nürnberg. — In der Zeit vom 21. Nov. bis 20. Dez. v. J. sind über das Durchgangslager Nürnberg folgende Landsleute aus Rumänien, Jugoslawien und Ungarn in der Bundesrepublik eingetroffen und nach ihrer Registrierung zu ihren Angehörigen weitergereist:

RUMÄNIEN

Gierlich Christian, 7. 10. 1929, Hermannstadt/Hanbach; Schmid Margarethe, 13. 2. 1929, Bildegg/Kr. Sathmar; Schmid Gertrud, 27. 9. 1956, Bildegg/Kr. Sathmar; Auner Ernst, 27. 1. 1923, Mediasch; Auner geb. Schattenberg Gerda, 3. 2. 1928, Bukarest; Auner Gerhard, 3. 5. 1947, Mediasch; Fritz Franz, 3. 9. 1926, Arad/St. Martin;
Neurohr Waldemar, 22. 12. 1935, Alt-Sankt Anna/Kr. Arad; Raikici Gisela, 23. 10. 1889, Hermannstadt; Zobel Erich, 21. 12. 1935, Klausenburg/Broos; Pasa geb. Wittner Adelheid, 6. 8. 1933, Temeschburg; Stolze geb. Frühauf Katharina, 31. 7. 1897, Glogowatz/Kr. Arad; Untsch Wilhelm, 5. 9. 1929, Scharosch/Kr. Hermannstadt; Untsch geb. Bruckner Johanna, 19. 5. 1932, Scharosch/Kr. Hermannstadt; Untsch Wilhelm, 2. 2. 1956, Scharosch/ Kr. Hermannstadt; Untsch Helga, 7. 7. 1959, Scharosch/Kr. Hermannstadt; Wenner Sofia, 27. 5. 1937, Irmesch/Kr. Mures.
Drechsler Karl, 28. 10. 30, Marienburg; Drechsler geb. Soos Sofia, 6. 6. 34, Marienburg/Irmesch; Drechsler geb. Markel Anna, 24. 2. 14, Marienburg/Schäßburg; Drechsler Karl, 12. 4. 60, Marienburg; Fedorovici Demeter, 6. 11. 95, Czernowitz; Schneider Friedrich, 7. 3. 00, Kastenholz; Weiss Katharina, 1. 6. 19, Hamruden/Reps; Weiss Anna, 8. 10. 23, Hamruden/Reps; Fernengel geb. Wilhelm Elisabeth, 2. 7. 99, Hermannstadt/Bukarest; Hermann Reinhold, 6. 1. 45, Zeiden/Kronstadt; Stefani Georg, 20. 3. 96, Marienburg/Kronstadt; Stefani geb. Löx Katharina, 25. 1. 97, Marienburg/Kronstadt; Constantinescu geb. Gehl Irma, 26. 7. 27, Kimpulung/Suceava; Grimm geb. Hockl Heidrun, 14. 5. 45, Lenauheim; Münster Ludwig, 17. 7. 21, Temeschburg/Deutschberg; Heltner Simon, 14. 10. 33, Reußmarkt/Hermannstadt; Heltner geb. Zink Annemarie, 25. 7. 34, Seiburg/Kronstadt; Heltner Walter, 13. 5. 62, Bukarest; Kristyn-Petri Paul, 27. 8. 27, Hermannstadt; Kristyn-Petri geb. Schuster Isolde, 19. 6. 32, Schäßburg; Kristyn-Petri Hannes, 22. 11. 57, Schäßburg; Maftei geb. Fischer Elisabeth, 20. 10. 44, Bukarest; Marks Lothar, 17. 3. 30, Klausenburg; Marks geb. Toth Reka-Maria, 15. 8. 35, Klausenburg; Paschek Herta, 4. 4. 21, Hermannstadt; Purice geb. Graef Uta-Karin, 5. 12. 43, Neumarkt; Purice Andrei, 1. 12. 38, Neumarkt; Koch Hermine, 27. 5. 05, Hermannstadt; Schlosser Franz, 21. 7. 28, Arad/Warjasch; Schlosser geb. Schmitzer Margarethe, 23. 4. 22, Blumenthal; Schlosser Melitta, 8. 3. 52, Lippa; Schuster Michael, 15. 2. 98, Bukarest; Schuster geb. Hendel Elisabeth, 30. 10. 15, Falticeni/Suceava; Schuster Siegtrud, 7. 12. 44, Bukarest; Schuster Annemarie, 19. 11. 48, Bukarest; Storian Adrian, 26. 2. 62, Schäßburg; West geb. West Grete, 11. 7. 35, Schäßburg.
Schmidt Michael, 25. 4. 41, Kirchberg; Harter Peter, 19. 8. 23, Ostern; Harter geb. Besch Maria, 15. 11. 26, Ostern; Harter Franz, 17. 8. 48, Ostern; Fulcz Emil, 23. 10. 02, Kronstadt; Fulcz geb. Göltl Elfriede, 16. 4. 09, Kronstadt; Ast Reinhold, 27. 7. 41, Sutschawa; Bito geb. Ludwig Katharina, 8. 7. 99, Arad; Bito Hilde, 2. 6. 25, Arad; Gross Waltraud, 24. 3. 27, Hermannstadt; Lang Peter, 11. 10. 24, Hermannstadt; Lang geb. Nürnberger Rutraut, 31. 7. 27, Hermannstadt; Lassel Heinrich, 1. 12. 49, Sächs. Regen; Manea Alexandru, 13. 7. 29, Arad; Schaalo geb. Horfath Rosa, 19. 1. 22; Heldsdorf/Kronstadt; Schuller Maria, 19. 2. 24, Groß Alisch/Schäßburg; Stephani Kurt, 27. 12. 15, Kronstadt; Stephani geb. Heiliger Rosl, 19. 11. 22, Kronstadt; Bodendorfer Michael, 13. 4. 33, Kaisd/Schäßburg; Bodendorfer geb. Göbbel Margarethe, 1. 5. 34, Kaisd/Schäßburg; Bodendorfer Melitte, 8. 6. 57, Kaisd/Schäßburg; Bodendorfer Erwin, 20. 2. 59, Kaisd/Schäßburg; Fernengel geb. Benning Maria, 21. 10. 14, Hermannstadt; Klöck Martha, 14. 7. 20, Kronstadt/Weidenbach; Kraus Michael, 7. 11. 28, Maldorf/Schäßburg; Kraus geb. Kremer Sara, 17. 12. 31, Reusdorf/Schäßburg; Schmidt geb. Frecot Erna, 21. 1. 10, Temeschburg; Schmidt Konrad, 15. 5. 37, Benzenz; Trils geb. Burulean Rosa, 26. 1. 02, Temeschburg; Seidel geb. Frühm Maria, 6. 5. 17, Eisenmarkt/Jad; Dootz geb. Markel Anna, 8. 3. 95, Deutsch-Weißkirch; Gedeon Ludwig, 24. 7. 91, Reschitza; Kollmer Johannn, 25. 8. 34, Jahrmarkt/Temeschburg; Sander Josef, 16. 8. 95, Elisabethstadt; Sander geb. Dordtloff Elisabeth, 24. 8. 97, Kronstadt.

JUGOSLAWIEN

Djordjevic geb. Rehmann Elisabeth, 16. 8. 1931, Debeljatscha/Pantschowa; Djordjevic Stefan, 5. 3. 1929, Pantschowa; Djordjevic Liliane, 29. 4. 1955, Pantschowa; Sabo Ludwig, 17. 6. 1925, Subotica/Ada; Sabo geb. Menesi Ella, 16. 1. 1930, Ada; Sabo Valeria, 25. 10. 1953, Ada; Sabo Martha, 9. 7. 1949, Ada; Schmidt (Smit) Maria, 30. 3. 1923, Kula; Schmidt Karl, 28. 4. 1948, Kula; Schmidt Franz, 20. 2. 1911, Kula; Tomc geb. Zelenke Margarethe, 11. 7. 1916, Cilli; Tomc Alda, 7. 11. 1950, Cilli; Frank Karl, 17. 9. 1934, Rajsavac/ Kr. Essegg; Frank geb. Katic Anna, 14. 5. 1938, Rajsavac/Kr. Essegg; Frank Josef, 16. 7. 1958, Rajsavac/Kr. Essegg; Frank Albert, 12. 5. 1962, Rajsavac/Kr. Essegg; Gorjup Stanislaus, 26. 10. 1946, Maribor; Lepar Franz, 26. 11. 1930, Neusatz; Lepar geb. Radovamovic Gordana, 7. 10. 1933, Bijeljina/Bosn.; Lepar Renate, 6. 7. 1955, Neusatz; Lepar Robert, 27. 1. 1959, Neusatz; Paulus geb. Unutz Katharina, 12. 8. 1904, Setschan; Radovanovic Walter, 8. 2. 1942, Neusatz; Radovanovic geb. Rusov Draginja, 6. 2. 1939, Srbobran/Neusatz; Radovanovic Monika, 10. 10. 1966, Neusatz; Radovanovic Valentina, 17. 5. 1968, Neusatz; Schlutt Josef, 19. 3. 1904, Hercegowatz/Miltenberg; Turk Josef, 13. 3. 1943, Reichenburg; Turk geb. Getsch Marjeta, 4. 12. 1943, Moschganzen/Kr. Pettau.
Bevc Vladimir, 2. 8. 39, Cilli; Stadler Elisabeth, 21. 9. 11; Blagorodovac; Stadler Johann, 16. 3. 56, Blagorodovac; Jahn Johann, 2. 2. 22, Essegg/Cabuna; Jahn geb. Mihaljewitsch Barbara, 1. 12. 23, Essegg/Pitomatscha; Wergles Robert, 30. 5. 09, Marburg; Wergles geb. Gruncko Walburga, 18. 1. 21, Marburg; Miljkovic Bozidar, 5. 9. 50, Stanisic/Svetozar; Müller Jakob, 24. 3. 20, Kernei; Pinter Karl, 11. 10. 24, Werschetz; Pinter geb. Melada Maria, 8. 12. 25, Kastel-Stafilic/Split; Pinter Zoltan, 30. 3. 53, Werschetz; Scheck Josef, 20. 12. 30, Blagorodovac; Schek geb. Stohr Vlasta-Anna, 27. 6. 37, Topusko; Schek Branka, 6. 1. 58, Pakratz; Schek Walter, 1. 1. 60, Blagorodovac; Kern Adolf, 7. 7. 20, Krainburg; Kern geb. Prosen Ludmila, 10. 7. 20, Dobrava/Kreis. Stein; Kern Ada, 23. 2. 51, Dobrava/Krs. Stein; Navratil Emil, 2. 7. 38, Crna Bara; Navratil geb. Svoboda Hanna, 23. 3. 36, Pozorice; Navratil Sonja, 6. 9. 65, Prag; Navratil Franz, 11. 11. 30, Kikinda/Crna Bara; Navratil Milada, 15. 2. 32, Vyprachtitz; Weber Anton, 5. 12. 28, Kula; Weber geb. Hahn Rosalia, 4. 11. 29, Kula; Weber Karoline, 4. 10. 54, Kula; Weber Jolan, 20. 11. 58, Kula; Weber Gabriele, 20. 11. 58, Kula.
Ladic geb. Walter Maria, 14. 8. 24, Stoppeldorf/Essegg; Ladic Julius, 7. 3. 21, Vladislavci/Essegg; Ladic Josef, 12. 1. 52, Vladislavci/Essegg; Ladic Stefanie, 10. 10. 60, Essegg; Liebzeit Wenzel, 26. 10. 84, Glogau/Pantschowa; Krizak geb. Kemer Albina, 26. 4. 29, Antunovac/Pankratz; Krizak Josef, 14. 3. 28, Antunovac/Pankratz; Krizak Albina, 11. 1. 52, Antunovac/Pankratz; Krizak Josef, 16. 7. 61, Antunovac/Pankratz; Mandl Franz, 14. 11. 40, Sombor; Mandl Anna, 1. 4. 52, Sombor; Hanik geb. Sudar Anna, 12. 7. 15, Dokolovac; Harth geb. Leinauer Stefanie, 26. 9. 23, Essegg; Harth Melita, 23. 6. 55, Essegg; Harth Ankica, 14. 8. 57, Essegg; Kupceric geb. Rittgasser Katharina, 18. 11. 27, Valpovo/Marijanci; Kupceric Mathias, 24. 2. 28, Marijanci; Kupceric Josef, 16. 1. 52, Marijanci; Kupceric Maria, 31. 1. 54, Marijanci; Kupceric Mathias, 13. 9. 61, Valpovo; Mihls geb. Mayer, 18. 11. 04, Temerin/Rovinj/Istrien; Pihner Paul, 23. 2. 38, Zlatna Greda/Starcevo; Pihner geb. Veler Ilona, 1. 6. 41, Zlatna Greda/Starcevo; Pihner Ranko, 2. 12. 61, Essegg/Zlatna Greda; Pihner Franz, 16. 5. 66, Essegg/Zlatna Greda; Sitter Anton, 30. 5. 36, Sokolovac; Sitter geb. Dundek Nada, 5. 5. 40, Sokolovac; Sitter Vlado, 8. 8. 61, Sokolovac; Sitter Michael, 11. 7. 09, Sokolovac; Sitter geb. Lingl Anna, 25. 7. 12, Sokolovac; Wolpert Franz, 17. 10. 11, Temerin; Wolpert geb. Mesaros Margarethe, 30. 8. 16, Temerin; Wolpert Magdalena, 26. 3. 51, Temerin; Vaci geb. Frühwirt Elisabeth, 16. 1. 33, Nincicevo/Essegg; Vaci Stefan, 21. 3. 33, Koprivna; Vaci Peter, 21. 10. 53, Essegg; Vaci Vera, 22. 9. 57, Koprivna; Vaci Katharina, 18. 4. 59, Koprivna; Vaci Stefan, 1. 9. 50, Korocgrad/Essegg; Gass Josef, 3. 6. 36, Mitrowitza fr. Apatin; Gass geb. Turek Katharina, 28. 4. 42, Apatin; Gass Josef, 27. 2. 61, Apatin.

UNGARN

Schuster geb. Reiter Anna, 4. 2. 1909, Budapest; Reitinger Johann, 26. 5. 1919, Bonnhard/Szilagy; Reitinger geb. Weigand Elsa, 17. 7. 1923, Sombor/Bonnhard; Reitinger Martha, 10. 4. 1957, Bonnhardt; Reitinger Eleonore, 19. 11. 1959, Bonnhard.
Guljas Laszlo, 19. 4. 43, Budakeszi; Mayer Aron, 5. 4. 13, Johannistal/Budai; Mayer geb. Hieber Maria, 17. 3. 12, Johannistal/Budai; Mayer Maria, 7. 12. 47, Johannistal/Budai; Szanto Otto, 31. 12. 46, Szeged; Bainter geb. Strohofer Piroschka, 22. 9. 16, Budapest; Blaschnek Bela, 18. 3. 97, Budapest; Blaschnek geb. Willmann Irene, 21. 8. 98, Budapest/Baja; Peter geb. Rippert Katharina, 28. 11. 21, Törökbalint/Vallay; Peter Katharina, 9. 11. 45, Törökbalint/Groß Karolj; Peter Emmerich, 8. 11. 55, Dunavaros.

o. v.

Mundartecke (5)

Das Kerngehäuse des Apfels usw. in den deutschen Mundarten des vortrianonischen Banats

Von Dr. Anton Peter Petri

Das Kerngehäuse des Apfels hatte in unseren Mundarten verschiedene Bezeichnungen, die aber letztlich doch auf einige wenige auch im Pfälzischen gut bekannten Grundformen zurückgehen. Sie mögen hier folgen:

1) **Apfelbutzen** (m) (apflputsn) (Alt-, Neu-Sankt-Anna, Sankt Martin);
2) **Apfelgutzen** (m) (aplkutsn) (Kutsn wohl Kontaminationsform von Butzen und Grutzen) (Neubeschenowa);
3) **Apfelgrutzen** (m) (aplkrutsə) (Altringen, Deutsch-Bentschek, Engelsbrunn);
4) **Apfelstorzen** (m) (aplschtortsə) (Marienfeld);
5) **Butzen** (m) (putsə) (Franzfeld, Guttenbrunn);
6) **Butzer** (m) (Schöndorf);
7) **Glutzen** (m) (klutsə) (Sackelhausen);
8) **Gretzen** (m) (kretsə) (Groß-Sankt-Peter, Neu-Sankt-Peter, Kudritz);
9) **Gritzen** (m) (kritsn) (Deutsch-Sankt-Peter, Kudritz);
10) **Grotzen** (m) (krotsn, krotsə) (Detta, Lenauheim, Ulmbach);
11) **Grutzen** (m) (krutsə) (Albrechtsflor, Aurelheim, Bakowa, Bersowia, Billed, Birda, Bresondorf, Charleville, Deutsch-, Groß-Tschanad, Gertianosch, Gottlob, Grabatz, Groß-Jetscha, Heideschütz, Hatzfeld, Jahrmarkt, Johannisfeld, Kathreinfeld, Klein-Betschkerek, Klein-Jetscha, Kubin, Liebling, Lowrin, Modosch, Moritzfeld, Nakodorf, Nero, Neupaulisch, Neusiedl, Ostern, Paratz, Pesak, Rudolfsgnad, Orczydorf, Sankt-Andres, Sankt-Hubert, Sekeschut, Seultour, Stefansfeld, Totina, Tschakowa, Tschene, Uiwar, Wariasch); (krutsn) (Steierdorf); (kruutsn) (Josefsdorf);
12) **Gutzen** (m) (kutsə) (Morawitza);
13) **Kernhaus** (n) (kheanhaus) (Saska);
14) **Storzen** (m) (schtortsə) (Tschakowa);
15) **Stumpfen** (m) (schtumpfə) (Saderlach);
16) **Sturzen** (m) (schturtsn) (die Maisstengelreste werden bei uns Storzen oder Sturzen genannt) (Startschowa).

Wir und unsere Kirchen

Die Stellung unserer Heimatkirchen in der Kunst- und Baugeschichte

Von Hans Weißbarth, Freier Architekt

Die Kirchenbauten in unserer alten Heimat erfolgten in drei Etappen: in der Zeit des hl. Gerhard, nach dem Tatarensturm und seit der Befreiung von der Türkenherrschaft.

Mittelalterliche Kirchen sind fast keine erhalten geblieben. Der Anteil der Donauschwaben erstreckt sich auf die Kirchenbauten, die nach der Türkenherrschaft erfolgten.

Als die ersten Kirchen unserer Heimat gebaut wurden, war der Barock als Stilepoche bereits im Abklingen. Als gesamteuropäische Erscheinung, die im Absolutismus wurzelte, hatte er bei gleichen gesellschaftlichen Voraussetzungen auch im südosteuropäischen Raum Gültigkeit erlangt. Als südosteuropäischen Barock kennzeichnen ihn Besonderheiten, die aus der Grenzlage und dem Kampf gegen die Türken erwuchsen. Österreich war Ausgangspunkt und blieb Bindeglied zur südosteuropäischen Barockkultur, die über Ungarn, aber auch über Slowenien und Kroatien in unsere engeren Heimatgebiete (insbesondere bei den Kirchenbauten) Einzug hielt und namentlich im Spätbarock zum Tragen kam, aber auch in das gesellschaftliche, kulturelle, geistige und historische Kräftespiel Südosteuropas tief hineingestellt wurde.

Am 1. November 1716 setzte Prinz Eugen — nachdem Temeschburg und das Banat zurückerobert waren — Claudius Florimund Graf Mercy als Militär- und Zivilgouverneur ein und bestimmte, daß in der Festung Temeschburg nur katholische Deutsche siedeln dürften. Mit diese Entscheidung nahm der Bau der katholischen Dorfkirchen, die in der Regel in Wien geplant wurden und sich in allen donauschwäbischen Dörfern und Siedlungen in Form eines einschiffigen Typus vorfinden, seinen Anfang.

Auch der Wiederaufbau von Kirchen hob an. Vom Bistum Tschanad war 1717 einzig die Pfarrei Orawitza übriggeblieben. 1722 stellte Kaiser Karl VI. die Jurisdiktion des Bistums Tschanad wieder mit Szegedin als Bischofssitz her, der ab 1738 nach Temeschburg verlegt wurde. Der 1738 wieder ausgebrochene Türkenkrieg zerstörte die meisten jungen Ansiedlungen. Nachdem er aber — Wien nahm daran als Verbündeter Rußlands teil — unglücklich verlief, die Gebiete südlich von Donau und Sawe und die kleine Wallachei kostete und 1739 endete, begann der kraftvolle Aufbau im Banat, in der Batschka und in anderen Gebieten des endgültig befreiten und befriedeten Landes. Unter emsiger Mitarbeit der donauschwäbischen Siedler begann ein blühender Aufbau, der sich insbesondere auch auf die Erstellung von Gotteshäusern erstreckte, welche zunächst in der Regel aus Lehm gebaut waren und häufig für zwei, drei oder mehrere Kolonistengemeinden dienten. Diese Gotteshäuser waren von vornherein als ein Provisorium gedacht, denn bereits um 1760 setzte der große Kirchenbau ein. Angeleitet von der kaiserlichen Regierung in Wien wurden neben den Dorfanlagen auch zugleich die Kirchen dortselbst geplant und in der Regel von dörflichen Baumeistern, die annonym geblieben sind, erstellt. Deshalb können wir auch von der Architektur der spätbarocken donauschwäbischen Kirchen als einer anonymen Architektur sprechen, wie bei den Dorfanlagen auch.

Die Kirchen wurden nicht gleichzeitig mit ihrer Planung und der Besiedlung, sondern erst mehrere Jahre, oft mehrere Jahrzehnte später erbaut, wofür man Hunderte von Beispielen anführen könnte. Die Kolonisten mußten anfangs froh sein, wenn sie einen Glockenstuhl zu errichten vermochten, und der Gottesdienst in der Schule — die der Kirche unterstellt war — oder in einem Bethaus abgehalten werden konnte. Zuerst galt es für die Siedler, ihr eigenes Anwesen in Ordnung zu bringen. Sobald sie aber in gesicherten und geordneten Verhältnissen lebten, ruhten die im allgemeinen sehr frommen Kolonisten nicht, bis ihr Dorf auch eine Kirche oder Kirchen hatte.

Übersetzungen

von Urkunden, Dokumenten, Rentenunterlagen, Unterlagen für den Lastenausgleich aus folgenden Sprachen: Serbo-Kroatisch, Ungarisch, Rumänisch, Tschechisch, Slowakisch, Polnisch und Russisch durch beeidigten Dolmetscher

Johann Sabo
Übersetzungsbüro
68 Mannheim 1
Tattersallstraße 43
(Direkt am Wasserturm)
Postfach 2002 - Tel. 2 15 00

In den rein katholischen Dörfern wurden diese oft von den Patronatsherren errichtet. Man stößt auch vielfach auf ergreifende Beispiele von aufopfernder Selbsthilfe, mit der einzelne Kirchengemeinden Geldspenden, Material und massenhafte freiwillige Arbeitsleistungen erbrachten, um den Bau ihrer Kirchen zu ermöglichen. Diese Gotteshäuser sind geprägt vom abklingenden Barock, wovon auch das religiöse Leben der Donauschwaben geformt war. Man denke u. a. an die Bruderschaften, Volksmissionen und den St.-Nepomuk-Kult.

Die Vorsorge des Staates für das formale, religiöse und kirchliche Leben entbehrte aber nicht des Cesaro Papismus.

Die Gotteshäuser waren zweckmäßig angelegt und eingerichtet. Sie wurden stets als Zweckbauten aufgefaßt, wie es die Auftraggeber der Wiener Hofkammer und die Gemeinden selbst haben wollten. Letztere verfügten über keine umfangreichen Geldmittel. Deshalb war häufig die künstlerische Ausstattung vernachlässigt worden und blieb anfangs unbedeutend. Eine gewisse Kunstfertigkeit ist den Stukkateuren und Malern aber nicht abzusprechen, doch sie war nicht besonders hochstehend. Es galt vielmehr, in kurzer Zeit viele Gotteshäuser zu erstellen. Erst mit zunehmendem Wohlstand wurden Kunstmaler engagiert und die Dorfkirchen künstlerisch ausgestaltet.

Nach der lawinenartigen Ansiedlung gab es im Jahr 1733 im Banat bereits 21 Pfarrkirchen und in der Batschka 9 Pfarreien sowie 19 Filialkirchen. Die Weltanschauung der Kolonisten war an sich gut religiös ausgerichtet, wenn ihr religiöses Leben auch allmählich in einem Pflicht- bzw. Gewohnheitschristentum mit leicht romantischen Einschlägen geistig versandete.

Daß jedes Dorf aber ein Gotteshaus haben mußte, war für die Kolonisten selbstverständlich. Die planerischen Vorschläge kamen aus Wien. Dort kristallisierte sich um 1770 allmählich ein zweckmäßiger Kirchentypus heraus, der in seiner Grundform eine breite einschiffige Anlage mit Tonnengewölbe, hohem Turm mit darunterliegendem Chor und angebauter halbkreisförmiger Apsis aufweist. Der hohe Turm war obligatorisch und kann als Eigenart des südosteuropäischen Spätbarocks betrachtet werden. Gerne wurden auch ionische Säulen als Pfeiler oder Pilaster dem Eingangsportal vorgebaut. Teilweise ist die ganze Fassade mit ionischen Pilastern — die zugleich konstruktiv genützt sind — geziert. Das Äußere ist häufig auch mit zwei symmetrisch angeordneten Statuen geschmückt.

Unter der halbkreisförmigen bzw. vieleckigen oder rechteckigen Apsis ist der Chor mit dem Heiligtum angeordnet. Der Grundriß weist in der Regel im Schiff vier Fenster mit Halbkreis- bzw. Stichbogen, die Apsis zwei ovale Fenster auf. Häufig finden wir zwei weitere Fenster im gleichen Format wie am Schiff auch im Bereich des Chorgestühls. Die Sakristei ist neben dem Chor, manchmal auch hinter demselben angeordnet, in der Regel auf der Epistelseite. Von hier aus besteht auch eine direkte Verbindung zur Kanzel mittels einer Wendeltreppe.

Mit Beginn des 19. Jahrhunderts folgt auch in unserer Heimat eine stilistische Hinwendung zum Klassizismus. Es sind allerdings nur wenige Gotteshäuser, in denen wir keine übersteigerten Stukkaturen — und dafür eine reine klassizistische Formensprache finden.

Um 1860 werden — dem Zeitstil entsprechend — mehrere Kirchen auch in neoromanischem Stil und 20 Jahre später auch in neogotischem Stil erbaut. Typisch dafür sind die Pfarrkirchen in Betschkerek und Werschetz.

Auch die Romantik und der Historismus hielten in unserer alten Heimat Einzug.



Drei junge Mädchen in der Neu-Pasuaer Tracht. Die Aufnahme entstand im Jahre 1939 in der alten Heimatgemeinde.

Eine Rekord-Weizenernte

Zur selben Zeit, da wir auf der nördlichen Halbkugel unserer Erde frieren und zittern, haben unsere donauschwäbischen Landsleute auf der südlichen Halbkugel in Guarapuava/Brasilien in sommerlicher Hitze schweißgebadet eine Rekord-Weizenernte eingebracht, so berichtet mir von dort ein alter Freund.

Bekanntlich wurden die bäuerlichen Donauschwaben bei Guarapuava in Brasilien in erster Linie als Weizenbauern angesiedelt, da dieses Riesenreich trotz günstiger Voraussetzungen nicht fähig ist, genügend Weizen zur Brotversorgung der Bevölkerung zu erzeugen. Und die Donauschwaben haben die in sie gesetzten Erwartungen vollauf erfüllt.

Nach Überwindung der ersten Notjahre, wo viele unserer Landsleute nicht mehr mitkonnten, verbesserte sich die Lage von Jahr zu Jahr. Die ursprünglich zugeteilte Siedlungsfläche wurde allmählich zu eng und die einsatzfreudigen Bauern schoben die Grenzsteine jedes Jahr weiter hinaus und vergrößerten so den eigenen Lebensraum. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Weizenerträge ständig anstiegen und bereits etwa 60 Prozent der Landesfechsung in Paraná ausmachen. -ja-

Johann Hartmann

Ein bedeutender Sohn der Gemeinde Neu-Schowe

Neuschowe gehört zu den Ortschaften im donauschwäbischen Siedlungsgebiet, die verhältnismäßig viele Intellektuelle hervorgebracht haben. Im Schoweer Heimatbuch 1963 sind 3 Universitätsprofessoren, 2 namhafte Fachärzte, 12 Ärzte, Heimatdichter Petri, 1 namhafter Richter, 4 Rechtsanwälte, 4 Tierärzte, 4 Apotheker, 4 Pfarrer, 3 Studienräte, 3 Diplomingenieure, 5 Ingenieure, 2 Diplom-Kaufleute, 14 Lehrer, 2 Notare usw. vermerkt.

Aus Revais großem Lexikon, Budapest, geht hervor, daß der bekannte Kritiker und Essay-Schriftsteller Johann Hartmann am 23. Oktober 1875 in Neuschowe geboren wurde. Er absolvierte sein Oberschulstudium in Kiskunhalas, sein Universitätsstudium in Klausenburg und in Berlin. Nachdem er von der Klausenburger Universität sein Oberschullehrerdiplom erhalten hatte, wurde er Lehrer an der Staatlichen Realschule in Budapest.

Hartmann hat in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften zahlreiche kleinere und größere literaturgeschichtliche Abhandlungen und Kritiken geschrieben. Ferner war er Hauptmitarbeiter der schöngeistigen und wissenschaftlichen Zeitschrift „Napkelet" (Orient). Hier erschienen seine Kritiken, in denen er über die Erscheinungen der Literatur mit sicherem und scharfem Blick ein bemerkenswertes Urteil fällt. Von seinen größeren Arbeiten zeichnen sich die auch in einem geordneten Band herausgebrachten Petöfi-Studien aus, die in der Petöfi-Literatur nach den Auslegungen Pal Gyulais bis zum Buche Janos Horvaths die treffendsten Feststellungen hinsichtlich der Dichtung Petöfis beinhalten. Bedeutend sind seine in der „Magyar Muzsa" (Ungarische Muse) erschienenen Abhandlungen über die Dichtung Janos Vajdas und Emil Abranyis.

Hartmann, der auch oft unter dem Pseudonym „Kemenyfi" schrieb, war Mitglied der Arbeitskommission der ungarischen Literaturgesellschaft und Ausschußmitglied der Gesellschaft für Literaturgeschichte.

Donauschwäbische Gedenktage

31. Januar 1764:

Errichtung des Deutschbanater Grenzregimentes

Das friedliche Aufbauwerk der Donauschwaben an der mittleren Donau war nur deshalb möglich, weil äußere kriegerische Feinde und Angriffe durch ein planmäßiges militärisches Verteidigungssystem abgehalten wurden. Als es Kaiser und Reich nach der Befreiung Wiens und des Donauraumes nicht gelang, die Türken endgültig aus Europa zu verdrängen und nach größten Anstrengungen und langwierigen Türkenkriegen nur das Land bis zur Donau und Sawe gehalten werden konnte, errichtete der Kaiser zum Schutze des befreiten Landes die Militärgrenze. Sie erstreckte sich von der Adria entlang der Kulpa, Sawe, Donau, Theiß und Marosch bis zu den Karpaten. Wer in der Militärgrenze siedelte, war wehr- und kriegspflichtig. Deutscher wehrhafter Geist und Führungswille sicherte hier das Reich, das ganze deutsche Volk und Westeuropa vor Vorstößen und Gefahren aus dem Osten. Die Bevölkerung in der Grenze bestand hauptsächlich aus Serben, die sich durch Flucht der türkischen Knechtschaft entzogen und in Österreich Heimat und Schutz fanden. Unter den Bauernsoldaten der Militärgrenze, die auch als des Reiches Hofzaun bezeichnet wird, befanden sich auch deutsche Siedler und Bauernsoldaten, die zu den Vorfahren der Donauschwaben gehören.

In den Jahren 1761—1766 wurde die Banater Militärgrenze organisiert. Zur selben Zeit, als hier das Illirische Grenzregiment formiert wurde, tat man auch Schritte zur Errichtung eines deutschen Ansiedlerregimentes, wozu man arbeitsfähige Invaliden aus den österreichischen Landen gewinnen wollte, die man am 31. Januar 1764 zur Ansiedlung und Eingliederung in das Deutschbanater Grenzregiment aufforderte. Zum Ansiedlungsgebiet wurde am 4. März 1764 die südwestliche Ecke des Banats, also die Pantschowaer Gegend bestimmt. Ende 1764 wurde in dieser Gegend eine Konskription durchgeführt und 12 Ortschaften, darunter Deutsch- und Serbisch-Pantschowa, dem neuen Regimente zugewiesen. Solche Bewohner, welche nicht Grenzer werden wollten, wurden nordwärts in das Kameralgebiet übersiedelt und durch andere ersetzt. Mit der Übersiedlung wurde anfangs März 1765 begonnen. Major Fleischmann in Pantschowa leitete den Bau der neuen Häuser. Die aus den Invalidenhäusern Wien, Pest, Prag und Pettau gewonnenen Invaliden wurden anfänglich in den Kasernen von Pantschowa und Weißkirchen untergebracht. Am 4. Mai 1766 waren die Kompanien von Deutsch-Pantschowa (Kommandant Hauptmann Svoboda) und von Serbisch-Pantschowa (Kommandant Hauptmann Speidl) aufgestellt. Ihr Seelenstand betrug zusammen 827. Im gleichen Jahre wurden Kompagnien noch in Sefkerin, Apfeldorf-Jabuka, Startschewo, Homolitz-Omoljica, Brestowatz-Rustendorf, Plotschiza und Kubin formiert. Mit der Aufstellung der neunten Kompagnie Opowo war dann die Organisierung des Deutschbanater Grenzregimentes beendet. Die neun Kompagnien zählten insgesamt 3396 Seelen, davon 1280 Männer, 1105 Frauen und 1111 Kinder.

Da die Militärgrenzorganisation auf der Institution der Hauskommunion (Zadruga) basierte, so wurde diese auch im deutschen Ansiedlungsregimente eingeführt. Die Mannschaft einer jeden Kompagnie erhielt zusammen 3860 Joch nutzbaren Boden, außerdem bekam jede Hauskommunion 2 Pferde, 2 Kühe, 1 Pflug, 2 Wagen und Gerätschaften nach Bedarf.

Die Errichtung des Deutschbanater Grenzregimentes übte besonders auf Pantschowa und seine Entwicklung einen günstigen Einfluß aus. Das Regimentskommando hatte seinen Sitz in Pantschowa, was zur Folge hatte, daß hier neben dem Distriktsverwalteramt und dem Mautamt eine Kavallerie- und eine Infanterie-Kaserne, ein Proviantmagazin, eine Kontumaz und ein Kordons-Kommando ihren Standort erhielten.

Um die Entfaltung eines Gewerbe- und Handelsstandes in der Militärgrenze zu fördern, hat FML Baron Engelshofen als Kommandierender die Errichtung privilegierter Militär-Kommunitäten vorgeschlagen. Als erster Ort erhielt Peterwardein diesen Status (1751) und bis 1777 gab es bereits 20 solche Militär-Kommunitäten, die als Städte nicht nur zu militärischen, sondern auch zu wirtschaftlichen und kulturellen Zentren der Militärgrenze wurden. Auch Pantschowa bewarb sich, nachdem es Stabsort geworden war, bereits 1767 — allerdings erfolglos — um den Stadtrang.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts, bis 1870, wurden in der Militärgrenze noch 12 deutsche Gemeinden angelegt. Neben der militärischen Bedeutung hat die Besiedlung der Militärgrenze mit Deutschen auch einen wirtschaftlichen Wert: fruchtbare Gebiete wurden dadurch urbar gemacht und der Bewirtschaftung zugeführt. Dämme wurden erbaut, Flüsse schiffbar gemacht, Kanäle angelegt und Sümpfe ausgetrocknet. Von großer Bedeutung für ganz Europa war die sanitäre Aufgabe der Militärgrenze. Durch Errichtung des Sanitätskordons wurde die asiatische Beulenpest, der schwarze Tod, erfolgreich abgewehrt. Dank der Militärgrenze kam die Pest im Abendland zum Erliegen. jvs

Dr. Franz Kräuter einer schweren Krankheit erlegen

Von den vier führenden Persönlichkeiten, die als sogenannte gemäßigte Politiker ein Jahrzehnt das politische Geschehen im rumänischen Teil des Banates maßgeblich beeinflußten, lebt nur mehr einer: Dr. Emmerich **Reitter**, der wie Dr. Kaspar **Muth** in Lovrin geboren wunde und heute über 92 Jahre alt ist. Domprobst Franz **Blaskovics** starb im Jahre 1936 im Alter von 72 Jahren, Dr. **Muth**, der ein Alter von 90 Jahren erreichte, verschied im Jahre 1966 und am 21. März 1969 starb im Hause St. Benedikt des Klosters St. Lioba Freiburg-Günterstal der jüngste der vier: Dr. Franz **Kräuter** im Alter von 84 Jahren.

Diese Führergeneration, die an Lebenskraft und Zähigkeit alle übrigen Politiker der donauschwäbischen Siedlungsgebiete übertraf, wurde nach dem ersten Weltkrieg **schicksalshaft** in den stürmisch wogenden Strom der revolutionären Umgestaltung ihrer Heimat gerissen. Im Ringen um die noch nicht endgültig entschiedene Staatszugehörigkeit, dem Zusammenprall zweier nationalpolitisch verschieden orientierter Gruppen, wurde allmählich ein **gemeinsamer Weg sichtbar**, der schließlich am 13. März 1921 zur Gründung der „Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft" führte, wodurch der heißersehnte Wunsch des schwäbischen Volkes nach Einigkeit und friedlichem Aufbau in Erfüllung ging. Nach den überaus heftigen Wehen der nationalen Wiedergeburt begann eine Epoche des **schöpferischen Aufbaues**, durch den die Grundlagen einer verheißungsvollen nationalen und sozialen Zukunft der Banater Schwaben gelegt werden sollten.

Das vordringlichste Problem war die **Schulfrage.** Ohne deutsche Lehrer konnten keine deutschen Schulen errichtet und erhalten werden. So wurde das Schulproblem von beiden politischen Richtungen in den Vordergrund gerückt: Aus dem politischen Chaos des Umsturzes kristallisierten sich allmählich **zwei** schulpolitische Richtungen heraus: die nationale und die konfessionelle. Das Ziel war das gleiche, nur die Wege verschieden.

Dr. Franz Kräuter entschied sich von Beginn an für die konfessionelle Schule. Er wurde der **tatkräftigste** Förderer des deutschkatholischen Schulwesens des Banates. **Seine diesbezüglichen Verdienste sind unbestritten** und wurden auch von seinen politischen und weltanschaulichen Gegnern anerkannt. Mit Unterstützung seines siebenbürgisch-sächsischen Parlamentskollegen Dr. Hans Otto **Roth** gelang es ihm auch die oft in ihrer Existenz bedrohten konfessionellen Schulen zu sichern. Die schulpolitischen Erfolge Dr. Kräuters waren größer und wirksamer als die Ergebnisse seiner sonstigen parlamentarischen Tätigkeit.

Dr. Franz Kräuter, der am 12. Mai 1885 in der südbanater Gemeinde **Vukovetz** geboren wurde, wuchs in der deutschen Gemeinde Nitzkydorf auf. Nach Absolvierung seiner Mittelschule in Temeschburg und Lugosch, wo er sich auch seine rumänischen Sprachkenntnisse aneignete, die ihm später als Abgeordneter im rumänischen Parlament von großem Nutzen waren, studierte er in Budapest Sprachwissenschaften. Nach seiner Promotion und Ablegung der Lehramtsprüfung sowie einem kürzeren Studienaufenthalt in Paris erhielt er eine Stelle am „Röser-Institut" (eine private Handelsschule), wurde dann an der städtischen Höheren Handelsschule und schließlich an einer Budapester Oberrealschule angestellt. Durch den Krieg wurde seine Lehrtätigkeit unterbrochen und nach dem Zusammenbruch 1918 kam er ins Banat, wo er schon früher die Lehrerin Irma **Sattler**, eine Nichte des späteren Bischofs Dr. Pacha, heiratete. Obwohl früher niemals politisch tätig, entschied Dr. Kräuter sich für die Politik. Der „Schwäbische Nationalrat" kooptierte ihn zu seinem Mitglied und übertrug ihm das **Referat für Schulfragen.** Im Jahre 1920, als die Autonomie-Partei ihre Passivität aufgab und an den Parlamentswahlen teilnahm, wurde Dr. Kräuter im Billeder Wahlbezirk zum Abgeordneten gewählt, und als später das Listenwahlrecht eingeführt wurde, wurde er bis zur Ausrufung der Königsdiktatur 1938 immer wieder, insgesamt **neunmal**, zum Abgeordneten gewählt.

Dr. Kräuter wurde bereits im Jahre 1920 von Bischof Julius von **Glattfelder** zum Vorsitzenden der katholisch-deutschen Nationalschulen ernannt und im Jahre 1939 ernannte ihn die rumänische Regierung zum Generalinspektor des deutschen Schulwesens in Rumänien. Als in der Volksgruppenführung unter Einfluß Berlins jüngere Kräfte in den Vordergrund rückten, kehrte Dr. Kräuter zu seinem ursprünglichen Beruf zurück: er unterrichtete bis zum Einmarsch der Russen an den höheren Schulen der Volksgruppe.

Auf schulpolitischem Gebiet gelang es ihm, der **Katholisch-Deutschen Lehrerbildungsanstalt**, die er auch zwei Jahre lang leitete, das Tätigkeitsrecht zu verschaffen; er wurde dann von Prälat **Nischbach** abgelöst. Im Jahre 1926, nach Errichtung der „Banatia", erwirkte Dr. Kräuter auch das Öffentlichkeitsrecht für das Röm.-Kath. Knabenlyzeum sowie die konfessionellen deutschen Handels- und Gewerbeschulen.

Als stellvertretender Vorsitzender der deutschen Parlamentspartei wurden ihm auch andere politische Aufgaben zugewiesen, bei denen ihm aber die Erfolge oft versagt blieben.

Als die **kirchenpolitische Neuordnung** auch in Rumänien wie in allen übrigen Ostblockstaaten in den Jahren 1948/49 durchgeführt wurde, mußte sich Dr. Kräuter ins Privatleben zurückziehen. Im Zusammenhang mit dem Prozeß gegen den Temeschburger Bischof Dr. Augustin **Pacha** wurde auch Dr. Kräuter im Januar 1952 von einem Bukarester Militärgericht zu 25 Jahren schweren Kerkers sowie Vermögens- und Ehrverlust verurteilt. Bis zu seiner am 1. Juni 1959 erfolgten Entlassung in die Bundesrepublik war er in sieben Gefängnissen inhaftiert, wodurch seine Gesundheit erhebliche Schäden erlitt. In der Bundesrepublik fand der greise Politiker im Gästehaus der Benediktinerinnen von der Heiligen Lioba in Freiburg-Günterstal ein gastfreundschaftliches Heim und fürsorgliche Pflege, so daß er sich rasch erholte und sich Jahre hindurch einer verhältnismäßig guten Gesundheit erfreute. Vor einigen Wochen erkrankte Dr. Kräuter, ein operativer Eingriff brachte keine Heilung: **Am 21. März schied er aus dem Leben.**

Seine vor einem Jahr erschienenen und kurz vor seinem Tode noch ergänzten „Erinnerungen" haben wegen ihres scharfen Tones, ihrer rücksichtslosen Angriffe gegen ehrenwerte Personen und unzutreffender Deutung der geschichtlichen Entwicklung im Banat nicht nur unliebsames Aufsehen erregt, sondern auch zu heftigem Widerspruch geführt. Ihr Erscheinen wurde auch von jenen bedauert, die gesinnungsmäßig und auch persönlich seit Jahrzehnten mit ihm verbunden waren.

Dr. Kräuter gehört als Politiker bereits der Geschichte an, seine langjährige politische Tätigkeit sachlich zu analysieren ist **somit eine historische Notwendigkeit, die die Trauer über sein Ableben und den Dank für seine im Interesse seines Volkes geleistete positive Arbeit in keiner Weise beeinträchtigt.** Die Zeit wird die Wunden heilen und die Irrtümer enthüllen.

Aber die in seinen Erinnerungen niedergelegten Massenverleumdungen stehen weiterhin im Raume und müssen im Interesse der Wahrheit bereinigt werden. Mit dem Tod erlischt das Leben, aber die Taten — die guten wie die bösen — bleiben und müssen gegeneinander abgewogen werden, besonders bei Politikern, bei deren Beurteilung andere sittliche Maßstäbe angelegt werden müssen als bei gewöhnlich Sterblichen.

Das Begräbnis fand am 26. März in Freiburg-Günterstal statt. Dr. Kräuter wird betrauert von:

Constantin und Gertrud Chirita geb. Kräuter mit den Kindern Victor, Diane und Franz-Adrian; Peter und Lisl Yanker geb. Kräuter mit den Kindern Gerhart, Kristin und Peter.

Werbt neue Bezieher für den „DONAUSCHWABEN"



Bezdán Röm. kath. templomter

Röm.-kath. Gotteshaus in Bezdan/Batschka.

Volkskundeecke (14)

Waitzen oder Weizen? Ein Abzählreim aus dem Obermurtal und einer aus Torschau in der Batschka zeigen manche ähnliche Züge

Von Dr. Anton Peter Petri

Vor vielen Kinderspielen zählte einer ab, indem er einen beliebigen Abzählreim hersagte und bei jeder Silbe oder jedem Wort mit dem Finger der Reihe nach auf die Mitspieler deutete. Wen die letzte Silbe traf oder wer beim weiteren Auszählen übrigblieb, der war **„dran".**

In den zwei folgenden soll ein bestimmtes Wort herausgestellt und geprüft werden. In **Torschau/Batschka** zählte man:

„Ein, zwei, Polizei,
Drei, vier, Grenadier,
Finf, sechs, aldi Hex,
Sieben, acht, gudi Nacht,
Nein, zeh', schlofe geh',
Elf, zwelf, kumme die Welf,
Dreizehn, fahren wir nach Waitzen,
Kaufen eine Kuh,
Was die Kuh s.....t
Das frißt **du!"**

[Vgl. Ignaz **Hajnal:** Kinderspiele aus der Bácska. Anzeiger der ethnographischen Abteilung des ungarischen National-Museums, 6. Jg., 1914, S. 317].

In **Obermurtal** heißt es:

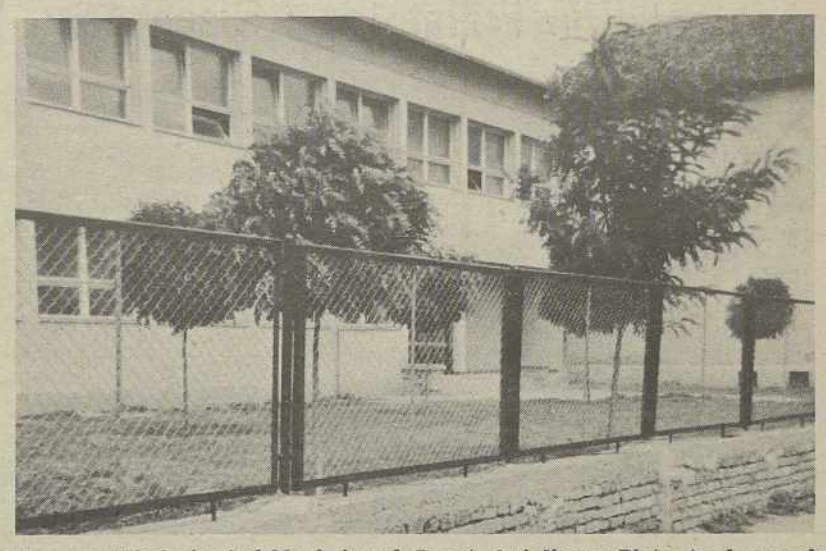
„1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13,
Du fahrst nach Weizen,
Du fahrst nach Korn.
Dort ist ein kleines Kind geborn;
Wie wird's heißen?
Katharina Rumpeltaschen.
Wer wird ihre Windel waschen?
Ich oder du.
Der größte Esel, der bist du."

[Vgl. Romuald **Pramberger:** Obermurtaler Volksleben. Ein volkskundlicher Überblick. Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, 54. Bd., Jg. 1923, S. 6].

Während die Obermurtaler Kinder in den **Weizen** (Triticum vulgare) fahren, reisen die Torschauer in die ungarische Bischofsstadt **Waitzen** (madjarisch Vácz) am großen Donauknie. Wahrscheinlich konnten sie mit dem Getreidenamen nichts anfangen, da hier der Weizen einfach **„Frucht"** genannt wird.

Eine wahre Wohltat für Ihren Körper... ALPE FRANZBRANNTWEIN Original-Erzeugnis der ehem. ALPA-Werke in Brünn ALPE-CHEMA · CHAM/BAY.

HEIMAT IM BILD



Die neue Schule in Apfeldorf, jugosl. Banat. Auf diesem Platz stand vormals die Heimatkirche. Das Photo wurde am 3. August 1966 gemacht.



Hochzeit in Neu-Pasua, Jugoslawien, am 14. Mai 1939. In der Mitte das Brautpaar, rechts und links die Brautführer mit den Brautjungfern.



Gotteshaus von Etschka, jugosl. Banat.



Einige Arbeiter der Blechwaren-Industrie von Franz Boost in Batsch-Palanka im Jahre 1941.



Die Jugend-Blaskapelle aus Bukin/Jugoslawien im Jahre 1927. Die Musikanten sind (von links nach rechts stehend): Stefan Jungert, Peter Baley, Anton Koch, Josef Titl, Paul Feber. Von links nach rechts sitzend: Johann Feber, Josef Koch, Musiklehrer Adam Pautz, Michael Jelenek, Rafael Helmlinger und Paul Kunder. Dieses Foto stellte Lm. Rafael Helmlinger, 7 Stuttgart-Stammheim, Imkerstraße 7, zur Verfügung.

Ein Brief aus der Ansiedlungszeit

Von Friedrich Lotz

Pfarrer Johann Karl **Reichard** schrieb aus Langenfeld, Banat, am 3. Juni 1724 einen interessanten Brief an Pfarrer Surdorff zu Adelsheim, Landkreis Buchen, Baden-Württemberg.

Bedauerlicherweise ist viel Quellenmaterial, das sich auf die südostdeutsche Ansiedlungsgeschichte bezog und ausführlichere Auskunft hätte geben können, im Laufe der Zeit verlorengegangen. Die älteren Auswanderungsakten wurden wegen Platzmangel skartiert, manches unersetzliche Aktenbündel verkaufte man als Makulatur und aufschlußreiche Schriftstücke fielen auch dem Bombenkrieg zum Opfer. Eine betrübliche Tatsache. Die Vergänglichkeit ist einmal das mächtigste Naturgesetz, dem alles, auch das geschichtliche Quellenmaterial, unterworfen ist. Damit haben wir uns eben abzufinden.

Dennoch blieb ein umfangreicher Archivrest erhalten, sowohl in den österreich-ungarischen wie auch in den südwestdeutschen Staats- und Adelsarchiven, in denen noch so manches inhaltsreiche Faszikel der Erschließung harrt. Ein beträchtlicher Teil des einschlägigen Quellenmaterials wurde bisher gesammelt, ausgewertet, aufgearbeitet und in verschiedenen Büchern, Zeitschriften und Zeitungen zerstreut veröffentlicht. Doch von der Spule der Vergangenheit läuft der Faden noch immer. Es ist hoch an der Zeit, daß wir eifrig weiterarbeiten, damit die wertvolle schriftliche Überlieferung aus der Ansiedlungszeit vor weiterem Untergang gerettet werde. Dies ist eine Verpflichtung, der wir unentwegt nachkommen müssen.

In den siedlungsgeschichtlichen Archivbeständen befinden sich mitunter auch Kolonistenbriefe. Eine besonders erfreuliche Überlieferung! Einige Briefe ließ ich photokopieren, andere schrieb ich originalgetreu ab. Sie sollen geistiges Gemeingut unserer Landsleute werden, unter denen es gottlob noch viele Freunde der deutschen Südostsiedlungsgeschichte gibt.

Johann Karl **Reichard** war der erste deutschevangelische Pfarrer im Banat, der von den Langenfelder Kolonisten 1724 berufen wurde. Die Langenfelder waren Hessen aus dem Darmstädtischen, auch Pfarrer Reichard, der in Goddelau, Kreis Groß-Gerau, geboren wurde, war Hesse, Sohn des Pfarrers Johann Balthasar Reichard von Ober-Ramstadt, Kreis Darmstadt. J. K. Reichard wirkte als Erzieher in Adelsheim als der Ruf zum Prediger an ihn erging.

Man nahm bisher allgemein an, daß die deutschprotestantische Kolonisation im altungarischen Raum erst unter Kaiser Josef II. nach dem Erscheinen des Toleranzpatentes (1781) einsetzte. Heute wissen wir, daß schon in den letzten Jahrzehnten des ausgehenden 17. Jahrunderts Protestanten in Ungarn angesiedelt wurden. Das erste amtliche Ansiedlungspatent, das in Wien am 11. August 1689 im Druck erschienen ist, berief ausdrücklich Ansiedler **ohne Unterschied des Standes, der Nation und Religion.** So kam es, daß sich schon recht früh Protestanten in den ungarischen Städten niederließen, deren Namen uns z. T. bekannt sind. Im Banat wurden Lutheraner ab 1717 angesiedelt, es waren Sachsen aus Siebenbürgen und Hessen aus der Landgrafschaft Darmstadt, die im Kupferbergwerk beschäftigt waren. Es gab 1724 im Banat um Neu-Palanka an der Donau und davon nordöstlich im Banater Bergbaugebiet zehn Siedlungen, in denen etwa 600 Evangelische wohnten. Diese Dörfer waren: Hauerdorf, Petrillowa, Russowa, Rebenberg, Langenfeld, Lagerdorf, Saalhausen, Neu-Moldowa, Suchental und Mühlenbach.

Pfarrer Reichard fuhr mit einem Kolonistentransport auf einem aus Baumstämmen gezimmerten Floß von Marxheim unterhalb Donauwörth, Bayern, über Passau — Wien — Ofen — Peterwardein — Pantschowa nach Neu-Palanka, wo er am 15. Mai 1724 ankam. Am 3. Juni schrieb er nachstehenden Brief, der siedlungsgeschichtlich aufschlußreich ist. Reichard schildert nicht nur seine Reiseeindrücke auf der Kolonistenfahrt, sondern auch die Verhältnisse im Banat. Ich lasse den Brief im Wortlaut folgen. Das Original liegt im Privatarchiv des Freiherrn Hans von Berlichingen in Jagsthausen, Kreis Heilbronn, Signatur: Faszikel Kirchensachen 1724—1726.

Auffallend ist im Brief die Stelle, wo Reichard über die auf Abtransport wartenden Ansiedlermassen berichtet. „Wie eine kleine Armee, obgleich täglich davon abgegangen, so hat man es doch wenig gespürt, als wenn ein Tropfen Wasser aus dem Fluß genommen wird" — schreibt Reichard. Das ist neu. Mit dieser Briefstelle wird hier zum erstenmal angedeutet, wie gewaltig 1724 die Südostwanderung war. Dies war ein Höhepunkt. Keine andere Quelle berichtet bisher darüber. Sie glich einer Landflucht, deren Ursache die wirtschaftliche Notlage war. Über diesen Massenwegzug liegen in den Wiener Staatsarchiven keine Kolonistenverzeichnisse vor. Wir erfahren aus dem Brief auch zum erstenmal, daß schon seit sieben Jahren 600 Evangelische im Banat ohne Seelsorger leben. In Kurzbelichtungen berichtet dann Reichard über die Zustände im Banat, die uns verborgen waren. Doch nun der Brief selbst:

„Daß ich versprochener maßen nicht schon längst geschrieben, war die Schuld unserer späten Ankunft in der Wallachei, als wir vermeint. Dann wir uns auf der Reise oft lang aufhalten mußten, teils wegen Ausrichtung an den Pässen und Abwechslung der Schiffsleute aus Ofen und Wien, teils wegen zu weil eingefallenen Windes, der uns am Fahren verhindert, wodurch es denn geschehen, daß wir vor 8 Tagen als den 23 ten Mai erst angelanget. Zu Marxheim, welches ist ein Dorf 2 Stund unter Donauwörth, da die Einschiffung ist, haben wir 8 ganze Tage warten müssen, wegen der unbeschreiblichen Menge Leute, die dorten liegen. Wie eine kleine Armee, obgleich täglich davon abgegangen, so hat man es doch wenig verspürt, als wenn ein Tropfen Wasser aus dem Fluß genommen wird. Hier im Banat sind die deutschen bis 10 wohlbewohnter Dörfer stark, nur um Ujpalanka her. Obhin gegen Temesvar wohnen ebener maßen nicht weniger, allwo jetzo auch eine ganz neue Stadt, nahmlich Arad, angelegt wird. Meine Wohnung habe ich zu Langenfeld, welches ein plässirlicher Ort ist, von 113 Einwohnern, an dem ich von der kaiserlichen Administration bin confirmiert worden, und soll das in die 3 Stunden weit davon entlegener fast eben so starker Ort Petrillova als ein Filial versehen, wegen der nicht weit davon im Kupferbergwerk arbeitenden Evangelischen, samt dem Bergdirektor und anderen Bedienten. Die Gemeinde hat meine Ankunft sogleich H. Kommandanten von Saalhausen zu Ujpalanka angesagt, der es den Herrn Feldmarschall Mercy, welcher des anderen Tages dahin kommen zu unseren besten hinterbracht, worauf ich zitiert, und doch erst die Sache nach 5 tagen ausgemacht worden zu Oravicza im Bergwerk, da ich mich auf H. General Befehl in die 3 Tage habe aufgehalten, bis man mir beiliegende Instruction eingehändigt, in welcher aus Respekt das Bergwerk zu erst unter meine Obhut ist gedacht worden. Sonst gefällt mir sehr hier, weil ich auch nicht so gar ohne Conversation bemelter Leute leben darf. An Nahrung habe keinen Mangel und mir alles wohl feil ist. Krebs, Fisch, Hasen, Feldhühner, Fasanen sind gar um ein geringes zu haben, und werde heute von solchen meinen Teil, die mir verehrt sind worden, verzehren. Wünsche nur, daß ich Sie könnte zu Gast bitten. Das schönste Wasser, als man es in Deutschland finden mag, haben wir hier, aus den Bergen die nicht hoch quillen — und ein angenehmer aus dem Gebirg steigender Fluß, von Fisch und Krebs reich, macht unser Ort und Gegend lustig, daß mich also meine Reise, die ich Gott sey Dank gesund obwohl beharlich zurück gelegt, nicht gereuet. Vor meiner Nahrung mag ich nicht sorgen, dann ich sehe, daß mir Gott mehr beschert, als ich wert bin und nötig habe. Nichts wollt ich wünschen, als daß H. Pfarrer die Freude sehen sollten, die von denen schon in der 7 und mehr Jahr im hiesigen Land wohnhaften Evangelischen über meiner Ankunft verspüret wird, nicht sowohl will ich sagen von Gemeinen, als derer von Kondition, gedenk welche sich in großer Zahl in denen Städten befinden, so mich den begierig macht, desto eifriger Werk zu arbeiten. Und ob ich schon eine unbeschreibliche Mühe habe, so tue es doch sehr gerne, weil ich eine große Nutzen finde, welchen Sich Gott ins künftige noch mehr durch mich schaffen wolle. Nur dieses bedaure, daß mir expresse gesaget worden: Es solle nur ich allein und keiner mehr im Banat tolerieret werden. Da ich dann alle Arbeit auf mir liegen habe, ich hoffe aber doch, es werde der Herr der Ernte, den wir desweg bitten, noch Arbeiter in seine Ernte senden. Denn die Ernte ist sehr groß.



Bauernhof in Billed, rum. Banat

Unsere Deutschen haben sich schön eingewöhnt, daß es eine rechte Lust ist, wo man auf deutsche Art bebautes Feld sieht, welches auch wegen seiner Fruchtbarkeit zu bewundern, dann es alles hervorbringt. Die Erde hat eine Farbe etwas schwärzer als Asche. Und was bei uns mit Mühe gepflanzet wird, das hab ich auf der Donau in den Inseln gefunden, aber von wilder Art, als Weinreben in großer Menge mit den schönsten Trauben, an den (Stamm) der Bäume gleich der Hopfen hinaufwachsen. Spargel dern ich gessen und haben so delikat als unsere gebaute geschmeckt. Wilde Kirschen, Ellen hoch von der Erde auf kleinen Bäumlein hängen, haben einen Geschmack wie die Weichsel und Form wie Süsskirschen. Diese habe ich auf einer wilden Heide in großer Menge gefunden. Wir haben eine fast unerträgliche Hitze hier, und hat auch in langer Zeit nicht geregnet. Des Nachts ist es in diesem Lande sehr kühl, und ordentlich des Tages warm. Es ist auch in diesem Land eine Glashütte, unweit von hier auf (...). Eine Kuh mit dem Kalb wird ordinare verkauft für 5 Gulden, ein gemein Pferd für 10 bis 15 Gulden, das schönste für etwa 20 Gulden, wovon ich mir eines zugelegt. Alles so hierherin wolln ziehn, müssen aber an der Donau 200 oder 150 Gulden aufweisen, und ihren Fuhrlohn zahlen, weil zuvor die Leute, so auf kaiserliche Kosten gefahren, in Oberungarn ausgestiegen, und sich unter die Grafen und Edelleute ansässig gemacht. Deswegen so jetzt von Kopf 1 G. zahlen müssen, als dann mögen sie aussteigen wo sie wollen. Daß sie so viel müssen aufweisen, geschiet darum, damit das Land von Bettelleuten nicht angefüllet werde, denn anfangs viele hereingezogen, doch habe noch keinen betteln gesehn, wie man spargirt, wer nur ein wenig Geld mit hereinbringt, kann sich sehr helfen. Mir fehlt nichts mehr, als daß ich eine von Marian Schwestern zur Haushalterin holn könnte. Übrigens wünschte nur eine Stunde bei Ihnen zu sein, damit ich die Miracula, so ich gesehen erzählen könnte. Aber das ist wohl unmöglich."

Mißlungener Menschenraub

Franz Kerner, Dreher von Beruf, aus **Arad-Sanktanna,** traf unlängst mit einem Bus des rumänischen Touristenvereines O. N. T. in Wien ein. Er löste sich von der Gruppe und besuchte die Botschaft der Bundesrepublik Deutschland. Als er das Botschaftsgebäude verließ, standen plötzlich zwei Agenten des rumänischen Geheimdienstes vor ihm, die ihn überreden wollten, doch wieder nach Rumänien zurückzukehren. Als sich Kerner weigerte, mit ihnen ins Hotel zurückzukehren, fielen sie über ihn her und wollten ihn mit Gewalt in einen bereitgestellten Wagen stoßen. Der 35jährige Dreher boxte sich frei, und da sich inzwischen eine ansehnliche Menschenmenge versammelte, suchten die beiden Genossen das Weite. Lm. Kerner ist inzwischen bei seinen Verwandten in der Nähe von Stuttgart eingetroffen und dürfte zur Stunde bereits in den Arbeitsprozeß eingeschaltet sein.



Franz Kerner

Nun stellt sich die berechtigte Frage — zumal ähnliche Fälle immer wieder bekannt werden —, ob da gewisse Organe der kommunistisch unterwanderten (?!) Wiener Polizei nicht etwa mit den osteuropäischen Genossen unter einem Hut stecken. Ich bin sicher, daß die österreichische Regierung von diesen Machenschaften keine Kenntnis hat, andererseits es sich aber lohnen würde, solchen Vorkommnissen auf den Grund zu gehen.

K. Schneider

Donauschwäbische Gedenktage

5. April 1899:

Die „Bacs-Bodroger Zeitung" beginnt in Apatin-Abthausen als Wochenblatt zu erscheinen.

Zeitungen dienten seit ihrem Aufkommen vor allem der Information und Unterhaltung. Sie werden in Verbindung mit bestehenden Druckereien gegründet. Im Zeitalter der Aufklärung und Demokratisierung geraten sie im Zuge der sich ausbreitenden Volksbildung immer mehr in den Dienst wirtschaftlicher, politischer und sozialer Interessen und Bestrebungen. Diese Entwicklung ist auch bei den im donauschwäbischen Bereich erscheinenden Zeitungen seit dem 18. Jahrhundert festzustellen.

In Ungarn werden Druckereien nach der Türkenbefreiung in erster Reihe von Deutschen gegründet, so daß diese Druckereibesitzer auch die ersten Herausgeber deutscher Zeitungen sind. Aus entwicklungsgeschichtlichen Gründen werden Ofenpest, Temeschburg und Preßburg zu Zentren des deutschen Pressewesens in Ungarn. Im Batscher Land fehlte der durch das deutsche Element bestimmte städtische Mittelpunkt, weshalb es zur Gründung der ersten deutschen Zeitung hier erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts kam. Wohl wurde in Neusatz bereits 1769 die erste Buchdruckerei errichtet, doch war diese Stadt trotz ihres beträchtlichen deutschen Bürgertums vornehmlich für die Serben zum Kulturmittelpunkt geworden. In Neusatz wurde nach 1800 eine zweite, und nach 1843 durch Johann Kaulitz eine dritte Buchdruckerei gegründet, die bald in den Besitz des Ignaz Fuchs überging. Diese Druckerei brachte seit 1856 die Zeitungen „Bacskaer Bote" und „Neusatzer Kreisblatt", das später als „Bacs-Bodroger Presse" erschien, als erste Zeitungen des Batscher Landes heraus, die bis zum Ersten Weltkrieg auch die wichtigsten Presseerzeugnisse dieses Gebietes blieben. Die um die Jahrhundertwende in Sombor und den deutschen Großgemeinden entstehenden deutschen Zeitungen standen bereits weitgehend im Dienste der allmächtig wirkenden Madjarisierung.

Aus dieser wirtschaftlich aufstrebenden Zeit, die für die Donauschwaben einen Tiefpunkt in ihrer nationalen Entwicklung brachte, lassen sich auf dem Gebiete der Pressearbeit im Batscher Land zwei rühmliche Ausnahmen erwähnen: die Druckereibesitzer Matthias Gaß in Abthausen und Adam Welker in Rotweil-Tscherwenka. Beide hatten den Zusammenhang mit den kulturellen Strömungen des Mutterlandes durch ihren beruflichen Werdegang bewahrt, und beide fanden Verbindung zu der aufkommenden nationalen Abwehrbewegung der Donauschwaben. So stehen ihre Zeitungsgründungen nicht mehr ausschließlich im Dienst der neutralen Information, der Unterhaltung oder Madjarisierung, sondern bemühen sich schon bewußt um die Verbreitung eines liberalen Zeitgeistes und um die nationale Erweckung ihrer Leser.

Matthias Gaß (1873—1941) hat als gelernter Buchdrucker seine fachlichen Kenntnisse auf einer ausgedehnten Wanderschaft und Facharbeit in Ungarn, Österreich, Böhmen, Deutschland, Frankreich, Belgien und England vervollkommnet. Als er nach arbeitsreichen Jahren mit geschärftem Weitblick in die Heimat zurückkehrte, faßte er den Entschluß, seine Kenntnisse und Fähigkeiten in den Dienst der Erweckung seines unterdrückten Volkes und der sozial benachteiligten Volksschichten zu stellen. Er gründete daher im Jahre 1899 in seiner Heimatstadt Apatin eine Druckerei und das Wochenblatt „Bacs-Bodroger Zeitung", das er auch nachher in Jugoslawien als „Batschkaer Zeitung" bis zu seinem Tode am 1. März 1941 herausgab. Anschließend wurde es von der „Druckerei- und Verlags-AG", Neusatz, erworben und bis 1944 herausgebracht.

Dieses Wochenblatt war eine der ersten Zeitungen, die vom Anfang bis zum Ende mit seltener Tapferkeit für die nationalen Belange des heimischen Deutschtums eingetreten ist. Ob seiner unbeugsamen deutschen Haltung war Matthias Gaß wiederholt schlimmsten Verfolgungen ausgesetzt und mußte öfter empfindliche Strafen auf sich nehmen.

Daß die Presse eine Macht ist, hat in Apatin und Umgebung der Druckereibesitzer und Herausgeber der „Batschkaer Zeitung", Matthias Gaß, unter Beweis gestellt. Mehr als vierzig Jahre lang wurde diese Zeitung von ihm gestaltet. Woche für Woche kam sie fast in jede Apatiner und in zahlreiche Familien der donauschwäbischen Nachbargemeinden. Sie übte neben der Kirche mit ihrem Informations- und Lesestoff sicher den stärksten Einfluß auf breiteste Schichten der Bevölkerung aus. Matthias Gaß war daher mit seiner Zeitung Erzieher und Gestalter der öffentlichen Meinung. Er trat mit ihr ein für Volksaufklärung, für soziale Gerechtigkeit, verteidigte die Schwachen und vor allem das von den nationalstaatlichen Machthabern in seiner Sprache und Kultur bedrohte und unterdrückte Deutschtum. Aus seiner liberalen, sozialen und nationalen Haltung heraus war er der Kirche gegenüber kritisch eingestellt, was ihn öfter in Gegensatz zur Geistlichkeit brachte.

jvs.

Das Schattenboxen eines alten Politikers

Eine erweiterte Auflage der Dr. Kräuter'schen „Erinnerungen" / Angriffe nach allen Richtungen

Von Josef Gassner

Herr Dr. Käuter, mit dessen Geschichtsklitterung wir uns ausführlich befaßten, hat seinen „Erinnerungen" noch einiges hinzugefügt. Wenig Geschichte, keine Argumente, aber um so mehr Angriffe: Nicht nur gegen den Autoren der Artikelserie über sein Buch; auch andere verdiente Landsleute werden verhöhnt und denunziert; sie alle aufzuzählen, ist nicht die Aufgabe dieser Stellungnahme. Sie werden sich wehren oder diese Angriffe als das hinnehmen, was sie sind: Ausbrüche eines zornerfüllten alten Mannes, der sich am Ende seines Lebens betrogen fühlt, und neben sich keine anderen Götter duldet. Seinem eigenen Biographen, der seine Verdienste in einer Zeitschrift würdigte, fällt er in den Rücken: Dieser lobte ihn zwar über Gebühr, doch dem Jubilar genügte das nicht. Er wollte das Erbe des einst „ungekrönten Königs der Banater Schwaben" antreten, in dessen Schatten er über 20 Jahre Politik machte; doch er versagte und stieß sich schließlich selbst von dem morschen, vermoderten Thron, der nicht mehr in unsere Zeit paßt.

Als zu Weihnachten 1967 die Dr. Kräuter'schen „Erinnerungen" erschienen und unter der Hand verteilt wurden, traf ich zufällig einen Wissenschaftler, der sich auch mit den Fragen des Deutschtums des Südostens beschäftigt; er hielt ein Buch in der Hand, zeigte auf dessen so merkwürdigen Titel und sagte: **„Hat das ein „Spinner" geschrieben?"**

Da Dr. Kräuter mir seine „Erinnerungen" vorenthielt (zumal er in mir mit Recht **den** „Wissensträger" vermutete, der ihm sein Machwerk zerstören könnte), verschaffte ich sie mir auf Umwegen. Und schon beim flüchtigen Durchblättern bekam ich den Eindruck, daß das Urteil meines Gewährsmannes, das ich zunächst für allzu hart hielt, stimmen dürfte.

Unter dem ersten Eindruck schrieb ich denn auch unter dem Titel „Geisterkampf eines alten Mannes" eine Stellungnahme, die ich mit meinem öfters gebrauchten Pseudonym **„Banaticus"** zeichnete. Ich schrieb: „Die massiven Verleumdungen noch lebender Personen würden zu zahlreichen **Ehrenbeleidigungsprozessen** führen — würde man sie ernst nehmen. Und wie Dr. Kräuter mit den toten Politikern des Banates verfährt, grenzt an **geistige Leichenfledderei".** Und als ich die „Erinnerungen" genauer unter die Lupe nahm, war ich von dem Ausmaß des geschichtlichen Betruges und der Niedrigkeit der Gesinnung ihres Schreibers entsetzt. Ermutigt von Freunden und Landsleuten, die sowohl durch den miserablen politischen Stil wie die merkwürdige Art der Dr. Kräuter'schen „Geschichtsdarstellung" schockiert waren, entschloß ich mich, die von ihm verleumdeten toten Männer, die in der deutschen Bewegung eine Rolle spielten, zu verteidigen und seine bewußt falschen geschichtlichen Darstellungen der ersten Jahre nach 1918 mit einwandfreien dokumentarischen Belegen zu widerlegen. Es wurde eine umfangreiche Arbeit, die in Fortsetzungen im „Donauschwaben" erschien: die Person Dr. Kräuters wurde **nur mehr am Rande erwähnt**, mir ging es **um die Sache**, denn diese Periode unserer Geschichte wurde bisher nur **oberflächlich** und auf Grund **einseitiger** Unterlagen von den Historikern behandelt.

Das Echo auf meine Darstellungen war weltweit: aus **Amerika** erhielt ich von mir völlig unbekannten Landsleuten zustimmende Briefe; auch in der **Bundesrepublik** und in **Österreich** fanden sich Landsleute, die selbständig denken, noch Sinn für nationale Würde haben und sich nicht in das Lügengewebe dieser „Erinnerungen" verstricken ließen. Aber auch aus der alten Heimat, in der junge schwäbische Wissenschaftler am Werke sind, die politische Entwicklung nach 1918/1919 zu analysieren, erreichten mich Wünsche nach Unterlagen.

Im letzten Abschnitt meiner im „Donauschwaben" erschienenen Artikelserie deutete ich an, in loser Folge noch über **weitere wichtige Abschnitte der Banater politischen Entwicklung zu berichten,** und auch die Verdienste jener Männer hervorzuheben, die nach Abschluß der so heftigen Auseinandersetzungen mit der Gründung der „Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft" im Jahre 1921 endeten, eine schöpferische Rolle spielten. In erster Reihe dachte ich an die Rolle Dr. Kaspar Muths, der nach seiner selbsteingestandenen, durch die damalige Zeit bedingte Entwicklung wieder **zurück zu seinem Volke gefunden hat und ohne dessen dynamische Kraft der Beginn des positiven Aufbaus wesentlich länger gedauert hätte.**

Eine geballte Ladung von Lügen

Nun erschien aber eine **zweite,** typographisch zwar gefälligere, **inhaltlich aber um so verhängnisvollere Ausgabe** der „Erinnerungen". Dr. Kräuter hat seiner ersten Auflage noch einen Anhang von **74 Seiten** hinzugefügt, ohne auch nur den Versuch zu machen, auf meine im „Donauschwaben" erschienene sachliche Gegendarstellung seiner leichtsinnigen und bewußt falschen Aussagen entgegenzutreten. **Statt dessen bündelte er eine Menge Lügen zu einer geballten Ladung zusammen und schleuderte sie in die Menge jener, die nicht gewillt sind, seine „Geschichtsdarstellung" zu akzeptieren.** Und die Zahl derer, die getroffen werden sollen, ist nicht gering; **getroffen hat er sich aber selbst.** Es kamen völlig Unbeteiligte in die Schußlinie seiner Angriffe: **Lebende wurden verleumdet, das Andenken von Toten geschändet, und selbst ihm nicht schlecht Gesinnte auf das schwerste diffamiert: der Anhang seines Buches ist ein geistiger Amoklauf, dessen Täter ein Fall für den Psychiater.**

Eine Welt von Irrealitäten

Der alte Mann, der in der tannenumrauschten klösterlichen Abgeschiedenheit seine letzten Tage in Ruhe und versöhnender Meditation verbringen könnte, baute sich eine Welt von **Irrealitäten** auf — in der **er seine letzten Kräfte mit Schattenboxen verschwendet.** Aber was er schriftlich in seinem Buch niederlegt und im Koblenzer Bundesarchiv deponiert hat, geht nicht nur mich, sondern alle an, die an einer **wahrheitsgemäßen, sachlichen, alle** und von **allen** Seiten gemachten Fehler berücksichtigenden Analyse unserer Geschichte Interesse haben. Deshalb unterzog ich mich der Mühe, dokumentierte Beweise zu liefern; sie wurden von Dr. Kräuter völlig unberücksichtigt gelassen. Persönliche Verleumdungen, Denunziationen, Ausdrücke wie „Schwindler", „Heuchler", „Erpresser" und andere Kraftausdrücke gehören zu seinem Vokabular: Jeder, der anders denkt als der **reaktionäre, in einem unduldsamen Klerikalismus des vergangenen Jahrhunderts befangene politische Inquisitor wird als Nazi, Schönerianer, Hitlerist verleumdet,** Gegensätze zwischen Katholiken (deren Exponenten laut Dr. Kräuter das **alleinige** Vertretungsrecht der Donauschwaben haben), Juden und den Protestanten werden konstruiert, die Siebenbürger Sachsen werden als „Herrenvolk" ironisiert; Persönlichkeiten, deren positive Verdienste um unsere Volksgruppe das Märtyrertum dieses schimpfenden Christ-Demokraten (der sich mit Adenauer in den gleichen Rang erhebt) bei weitem aufwiegen und die ihm wirklich nichts getan haben, werden verhöhnt, verleumdet.



Chefredakteur a. D. Josef Gassner mit seinem alten Freund Prof. Anton Valentin beim letzten Treffen der Donauschwaben in Sindelfingen vor seinem Tod. Am 26. Februar d. J. wäre Lm. Valentin 71 Jahre alt geworden.

Mit diesem „Anhang" vollzog Dr. Kräuter eine **politische und moralische Selbstverbrennung.** Jeder ist ihm verdächtig und auch in seinem **engsten** Kreise sieht er nur **Gegner und Feinde.** Der Motor seiner für sein Alter **unglaublichen Vitalität ist der Haß: er regt ihn zu immer schärferen, aggressiveren Angriffen an: in seinem Zorn verglüht jedes Gefühl des politischen Anstands, des menschlichen Taktes un der Wahrheit. Von christlicher Liebe,** von Verzeihen keine Spur — ein solches Maß an Brutalität politischen Gegners gegenüber — **ist schier einmalig.**

Wenn schon die erste Ausgabe der Dr. Kräuter'schen „Erinnerungen" von Beleidigungen und Verleumdungen seiner Gegner strotzt, so steigern sich die Schimpfkanonaden und Denunzierungen in der erweiterten Ausgabe bis zum Exzeß. Selbst seine angeblichen Freunde und Gesinnungsgenossen — ihre Zahl könnte man an den Fingern einer Hand abzählen, so viele rückten von ihm ab — blieben nicht verschont. Womit er den vor einem Jahr verstorbenen, von allen geliebten und angesehenen Vorsitzenden der Landsmannschaft der **Banater Schwaben beschuldigt, grenzt an Infamie.** Aber selbst seine „christ-katholischen" Gesinnungsgenossen bleiben nicht verschont, und sein Neid nagt sogar an dem Ansehen seines einstigen geistlichen Leidensgenossen, dem er allerdings nicht einmal das Wasser reichen konnte und kann. Hier nicht und nicht in der alten Heimat.

Denunziationen statt Argumente

Ich war darauf gefaßt, daß dieser „Erinnerungen" fabrizierende, pensionierte Politiker statt Gegenargumente anzuführen, mich nach seinem altbewährten Rezept behandeln würde. **„Schlägst du den Mann, dann brauchst du dich mit seinen Argumenten nicht abmühen!"** Ich riß jedenfalls das Lügengewebe in Stücke, was einen Landsmannn, der lieber an seine eigene Vergangenheit hätte denken sollen, veranlaßte, „Schande" zu rufen. Auch dieser einstige braune Volksgenosse ist bemüht, seine eigene Vergangenheit „umzubiegen". Aus den einst „Starken" sind eben **„Schwache"** geworden.

Es liegt mir fern, auf alle persönlichen Anwürfe Dr. Kräuters einzugehen: sie haben keine Substanz, sie sind Auswüchse einer krankhaften Phantasie. Nur an einigen Beispielen soll demonstriert werden, wie Dr. Kräuter die Wahrheit vergewaltigt; selbst dem skeptischsten Leser meiner Artikelserie über die „Erinnerungen" dürfte der letzte Zweifel genommen sein.

Dr. Kräuter hat bekanntlich den ersten Teil seiner „Erinnerungen" auf das im Jahr 1939 erschienene Buch Dr. **Kauschs** und einiger jüngerer Chronisten aufgebaut.

Dr. Kräuter polemisiert mit dem verstorbenen Prof. Valentin

In seinem nunmehrigen Anhang polemisiert er unter anderem mit dem anläßlich meines 65. Geburtstages im „Donauschwaben" erschienenen Artikel meines alten Freundes und langjährigen politischen Weggefährten, Prof. Anton **Valentin.** Er veröffentlicht wörtlich den ganzen Artikel, behauptet aber schlichtweg, daß den Aufsatz Prof. Valentin **gar nicht geschrieben habe;** geschrieben hätte ich ihn selbst und nur die Unterschrift Prof. Valentins **darunter gesetzt,** also **gefälscht.** Hier haben Haß und Senilität den letzten Rest des politischen und menschlichen Anstandes zerstört: vor ihm haben **auch die Toten keine Ruhe.** Aber nach Dr. Kräuter bestimmte ich auch die typographische Aufmachung des Artikels, und bin auch daran schuld, daß das Foto in dem Geburtstagsartikel des Prälaten Nischbach im „Donauschwaben", der in der gleichen Nummer erschienen ist, um einige Millimeter kleiner war als das meine.

„Vor der Drucklegung der Ehrung" — schreibt Dr. Kräuter — „hat sich Gassner — wie aus ihrer Aufmachung ersichtlich ist — in der Druckerei des von seinem Freund und Landsmann Schuttack redigierten ‚Donauschwaben' als Schriftgestalter (?) betätigt ... Und dazu gehört guter Geschmack, den auch nicht jeder hat. Und Gassner hat **weder eine hohe Bildung noch guten Geschmack, aber die Fähigkeit,** die Mittel, mit denen die Schriftgestalter (?) ihre Ziele erreichen, zu Tricks, zur Irreführung der Leser zu mißbrauchen ... So ist das Valentin unterstellte Lob des Chefredakteurs a. D. Gassner zur Irreführung der Leserschaft ein **stinkendes Selbstlob,** denn er war nicht nur **kein treuer Kämpfer für Volkstum und Heimat,** sondern ein Hochschüler, der sein Studium **politisierend verbummelt** hat und wurde dann Zeitungsschreiber, der seinen Beruf nach dem Grundsatz der Landsknechte, Reisläufer (?) und Södlinge ausübte: wes Brot ich esse, des Lied ich singe ..."

„Politisierend verbummelt"

Nun, in jedem Satz gleich **zwei Lügen:** ich war weder Schriftgestalter noch Umbruchredakteur des „Donauschwaben", der bekanntlich in **Aalen** erscheint. Ich lebe in **München** und habe dessen Druckerei noch nie in meinem Leben betreten. Möglich, daß ich keine „hohe Bildung" habe, könnte aber eine solche leicht vortäuschen; ich müßte nur das **gleiche Lexikon** benützen, aus dem Dr. Kräuter seine oft völlig deplacierten einfältigen Sprüche zitiert. Ich habe mein Studium nicht „politisierend verbummelt" (und auch nicht mit einem Stipendium des „Alldeutschen Verbandes Adam Müller-Guttenbrunn, sondern von dem **Geld meines Vaters studiert).** Nach der Matura an der Höheren Handelsschule (Wirtsaftsoberschule), deren Direktor Hans **Donawell** war, der in der ersten Zeit der deutschen Bewegung eine führende Rolle spielte und seine Schule ohne Hilfe Dr. Kräuters, **des selbsternannten „Alleingründers" des Banater deutschen Schulwesens in Temeschburg verdeutschte,** rückte ich ein. Nach Absolvierung der Temeschburger Artilleriereserveoffiziersschule (Vortragende waren die späteren Schwabenratsmitglieder: Oberleutnant Dr. Franz **Neff** und Leutnant Andreas **Schira,** ein Jahr früher hatten Dr. Kaspar **Muth** und Dr. **Andres** den gleichen Kurs besucht) meldete ich mich freiwillig an die Front, von wo ich nach dem Zusammenbruch mit „Malaria tropica" (anfangs November 1918) als Fähnrich nach Hause kam. Ich gehörte zu den ersten Hochschülern, die nach Deutschland zogen, hatte mein Studium als Kriegsteilnehmer **früher** als üblich mit der Diplomarbeit: „Die Bodenreformbestrebungen in der ungarischen Agrarpolitik" bei Professor **Gothein — Mannheim-Heidelberg** abgeschlossen und ein Jahr später an der volkswirtschaftlichen Fakultät der Technischen Hochschule in Budapest eine Semesterarbeit über: „Die soziale und wirtschaftliche Funktion des Klein- und Mittelgrundbesitzes im Banat" verfaßt und bei dem Agrarpolitiker Prof. Dr. **Buday** eingereicht. Natürlich hatte ich auch „politisiert", wie all' die jungen Hochschüler, die nach dem Zusammenbruch im Jahre 1918 mit **neuen Idealen, neuen politischen und sozialen Zielsetzungen nach Hause kamen, und an eine Neuordnung auf Grund der Wilson'schen Prinzipien glaubten und in den sozialen Stürmen, die damals über Europa fegten, neue Wege suchten.** Wie die überwiegende Mehrheit dieser jungen Menschen, schloß ich mich der deutschen Bewegung, den „Volkstreuen" wie Dr. Kräuter sie nennt, an: wir halfen mit, die „Deutschwerdung unseres Volkes" im Verein mit den alten Kämpfern für ihr Volkstum voranzutreiben, auch gegen den Willen einer madjarophilen Gruppe und gegen den entvolkten politisierenden Klerus, dessen **reaktionärster Vertreter** der damalige Mittelschullehrer Dr. Kräuter war. Er hatte sich für seine spätere national-politische Betätigung keine wissenschaftliche Grundlage erworben: als „Mundartforscher" und ungarischer Stipendiat des Eötvös-Kollegiums hatte er wenig Interesse für sein Volk.

Gründung des Hochschülerbundes

Während im Banat der Kampf zwischen den beiden Gruppen tobte, rief ich mit einigen Banater Hochschulfreunden zur **Gründung des Deutsch-Banater Hochschülerbundes auf.** Der Aufruf erschien am 1. September 1920 im „Banater Tagblatt", daraus einige Sätze:

„Zwei Jahre sind verstrichen, seit der **Sturm der Oktoberrevolution** über uns brauste, seit der schlummernde Schwabe zum heiligen Sehen seine Augen aufschlug ... Der Drang der Freiheit fuhr ihm mächtig in die Glieder und vieles, was früher groß und heilig war, fiel in Trümmer. Aus den Wirrnissen des Krieges stiegen neue Anschauungen, **neue Ideen und neue Forderungen empor."**

„Auch wir Hochschüler müssen endlich zur Erkenntnis gelangen, daß es unsere heiligste Pflicht ist, die zarte Blüte unserer nationalen Wiedergeburt zu pflegen. Das kann aber nur geschehen, wenn wir uns zu einer festen Vereinigung zusammenschließen. Darum, deutsche Studenten des Banates, tretet heraus aus dem toten Schweigen, rührt Euch! **Die Ideale, die der Krieg in unserem jungen Wesen zerstört hat, müssen mit neuen, schöneren ersetzt werden.** Deshalb müssen wir miteinander in Verbindung stehen, und deshalb riefen wir eine „Vereinigung der Banater Hochschüler" ins Leben, die außer der völkischen Arbeit, die Wahrung der gemeinschaftlichen Interessen der deutschen Studentenschaft unserer Heimat zum Ziele hat."

„Am 17. September d. J. findet im Fabrikshof die Vollversammlung der deutschen Hochschüler statt. Es ist Pflicht eines jeden deutschbewußten Hochschülers zu erscheinen.

An der Vollversammlung nahmen über 120 Hochschüler teil und an dem Festkommers über 200 Personen.

Dr. Kräuter war nicht dabei. Ich wurde zum 1. Vorsitzenden des Deutschbanater Hochschülerbundes gewählt. (Siehe: „Schwäbische Volkspresse", 1920.)

Ins Banat „emigriert"

Dr. Kräuter, der offenbar den Krieg bei einem ungarischen Honvéd-Regiment in der Etappe „mitmachte" und von dem neuen Geist versponnen in seinem provinziellen, verkrampften reaktionären Klerikalismus nichts verspürte, „emigrierte" — nachdem er im neuerrichteten deutschen Nationalitätenministerium in Budapest gegenüber Dr. Kausch abblitzte, ins Banat und begann zielstrebig die Grundlage seiner politischen Laufbahn zu legen. Seine Steigbügelhalter residierten in der Temeschburger Lonovics-Gasse — deren Exponent er während seiner ganzen politischen Tätigkeit blieb: Bischof **Glattfelder** (der wegen des Levente-Schülerprozesses Rumänien verlassen mußte) ebnete ihm den Weg und seine Familienbeziehungen waren wichtiger als seine politische Eignung. Er wurde auch nicht in den Schwabenrat gewählt, sondern nur kooptiert: **im Auftrag der Aula.**

Ich schrieb auch als Student **politische** Artikel, und zwar zu einer Zeit, als der **Personenkult** und der **Drang der „Neudeutschen" zur Krippe immer ungestümer wurde.** Und zwar so:

„Es wäre auch vernünftiger, von Zeit zu Zeit **die Tätigkeit unserer Führer unter die Lupe zu nehmen** — statt immer wieder eine Flut von **Selbstverherrlichung** über uns ergehen zu lassen, um so die brennenden Fragen zu verschleiern. Wir betreiben einen Personenkult, der einerseits die Grenzen des guten Geschmacks überschreitet, andererseits unangebracht, unberechtigt, ja entwürdigend ist: **man könnte glauben, daß unser Volk keinen Sinn für seine trostlose Lage hätte ...**

Wir waren von jeher ein demokratisches Volk, das sein **höchstes Ideal in der Arbeit gesucht hat** und in alter deutscher Treue und Ehrlichkeit bestrebt war, an dem höchsten Gut: dem **freien Wort festzuhalten.** In der Vergangenheit hat man versucht, durch systematische Erziehung uns dieser Eigenschaften zu berauben und uns in den Schlepptau einer **volksfremden, autokratischen Politik** zu lokken. Nun sind wir unsere **eigenen** Herren oder könnten es wenigstens sein, und dennoch trachtet man die alte Autokratie wieder gegen den Willen unseres Volkes einzuschmuggeln, ja selbst zu beweisen, daß sie eigentlich das natürlichste ist, um unser Heil zu erreichen. Das Wesen dieser Politik ist, wie in jeder, die nicht von dem Volke selbst bestimmt wird, **Massen, Herden zu erzielen, die sich willenlos dem Willen und den Interessen Einzelner unterordnen."**

Gezeichnet: Josef **Gassner**

Aus „Banater Tagblatt" 1922. (Ein Jahr nach Gründung der Volksgemeinschaft.) Titel: „Bemerkungen zu einem Bauernbrief."

Dr. Kräuter diffamiert nicht nur einen unseren Besten, Prof. A. **Valentin,** sondern behauptet auch über andere führende Männer Dinge, die völlig aus der Luft gegriffen sind. Wie entwickelt sein unchristlicher Hang zur Unwahrheit und zur Denunziation ist, wird aus weiteren Artikeln hervorgehen.

(Fortsetzung folgt)

Woher hatten die Siwatzer ihren Humor?

Eine Erwiderung auf die Artikelreihe von Johannes Albrecht

Lieber Landsmann Albrecht!

Sie machten sich die Mühe und schrieben eine Betrachtung — oder einen Vergleich — über die einstmals in Tscherwenka und Siwatz wohnenden Menschen. Als Siwatzer kann ich Ihnen für diese Arbeit nur danken. Obwohl wir Siwatzer von Ihnen keine schlechte Zensur bekamen, sehe ich mich doch veranlaßt, die Sache auch kurz aus unserer Sicht, der Sicht der Siwatzer, zu betrachten.

Ich kann mich mit den vielen Geschehnissen und Begebenheiten, die Sie so ausführlich behandeln, nicht im einzelnen beschäftigen. Dazu fehlen mir Zeit, Geduld, aber auch schriftliche Unterlagen, auf die man sich berufen könnte.

Ihre Kenntnisse beruhen scheinbar auf eigenen Erlebnissen, Erzählungen älterer Landsleute und den Angaben verschiedener Heimatbücher.

Da diese Erlebnisse schon sehr lange zurückliegen und der einzelne immer aus eigener Sicht die Sache beurteilt, sind diese oft nur bedingt brauchbar. Aber wie dem auch sei, es ist eine schöne Aufgabe gewesen, die Sie sich gestellt und die Sie mit viel Gefühl und Sachkenntnis verfolgt haben.

Sie ziehen interessante Vergleiche zwischen unseren ehemaligen Heimatgemeinden. Auch dem Bauernstand widmen Sie einen großen Rahmen. Zumal der Großteil der Einwohner unserer Gemeinden, besonders aber in Siwatz, mit der Landwirtschaft beschäftigt war, so ist das nur zu berechtigt.

Bei diesen Betrachtungen erwähnen Sie die Familien Lelbach und Geyer aus Tscherwenka. Wenn Sie dabei die Größe des Grundbesitzes der beiden Familien angegeben hätten, so hätten auch andere Leser, die die Verhältnisse in Tscherwenka nicht kannten, ein besseres Bild bekommen. Es sollte uns auch heute noch mit einem gewissen Stolz erfüllen, was sich einige Familien binnen eines knappen Jahrhunderts seit der Ansiedlung erwirtschaftet hatten. Selbstverständlich sieht das ein Tscherwenkaer, der vielleicht bei diesen Familien gearbeitet hat, mit anderen Gefühlen, aber trotzdem.

Sie beklagen, daß die Tscherwenkaer Bauern ihre Söhne nicht auf höhere Schulen schickten und daß sich dieses Versäumnis auf die Entwicklung in Tscherwenka schlecht auswirkte. Ich besuchte die Gymnasien in Sombor und Werbaß, außer Lelbach und Geyer habe ich dort tatsächlich keine Tscherwenkaer Bauernsöhne getroffen (übrigens waren wir in den Jahren 1920 bis 1922 in Werbaß in derselben Klasse).

Etwa um 1890 schickten die ersten Siwatzer Bauern ihre Söhne vornehmlich in die reformierten Gymnasien nach Kiskunhalas und Kecskemet. Viele von diesen ergriffen akademische Berufe, andere kehrten in die väterliche Landwirtschaft zurück. Diejenigen, die Akademiker wurden, waren für uns Siwatzer allerdings verloren (ausgenommen einige Pfarrer). In der zweiten, spätestens in der dritten Generation sprachen ihre Nachkommen nur mehr ungarisch und die Verbindung zu den Verwandten riß ab. Wäre die Madjarisierung unserer Volksgruppe durch den 1. Weltkrieg nicht unterbrochen worden, wäre ich wahrscheinlich den gleichen Weg gegangen.



Reformierte Kirche in Alt-Siwatz

Was die Tscherwenkaer im allgemeinen anbelangt, so glaube ich, Ihre Landsleute in besserer Erinnerung zu haben als Sie. Ich hatte in Tscherwenka oft beruflich zu tun und es war für mich immer ein angenehmes Erlebnis, nach Tscherwenka zu fahren. Ich habe die Tscherwenkaer als ein lebhaftes, frohes und fleißiges Volk in Erinnerung.

Eine sehr gute Meinung hatte ich von den Gewerbetreibenden, von den Meistern der verschiedensten Berufe. Sie waren in der damaligen Zeit, ich meine die Zeit nach dem ersten Weltkrieg, in ihren Berufen durchaus auf der Höhe. Wenn ich einen Gehilfen bekam, der bei Reppert oder Lamnek gelernt hatte, so wußte ich: der kann etwas. Die beiden hatten auch in der Werbaßer Fleischervereinigung, der auch ich angehörte, einen guten Ruf.

Und nun zu den aus Tscherwenka nach Siwatz übersiedelten Kratz und Seibel. Meiner Ansicht nach geben Sie beiden weit mehr Raum, als ihnen ihrer Bedeutung nach zukommt. Ich persönlich kann mich an den Seibelsvetter nur ganz dunkel und an Kratz gar nicht erinnern. Der Seibelsvetter war ein Sonderling und wurde von der Bevölkerung nicht ernst genommen. Aus meiner Jugendzeit habe ich noch einige Siwatzer in Erinnerung, die als Hexen verschrien waren, Kratz gehörte nicht dazu.

Da diese Geschehnisse sehr weit zurückliegen, dürften auch Sie Ihre Kenntnisse von einem schon sehr alten Siwatzer Landsmann haben. Auch habe ich nie davon gehört, daß der Kratzvetter wegen seiner Kenntnisse in Siwatz so freudig aufgenommen worden wäre. Wenn er mit Musik empfangen worden wäre, so hätte ich bestimmt etwas davon gehört.

Der Streit zwischen Pfarrer Tiefenthäler und Seibel war mir bisher nicht bekannt. Da ich mich schon als Jugendlicher für die Geschichte unserer Gemeinde interessiert habe, muß ich auch hier annehmen, daß dieser Streit weit über das ihm zukommende Maß hinaus behandelt wurde. In unserem Heimatbuch von 1936, das die Geschichte der Altsiwatzer ref. Kirchengemeinde ausführlich bringt, schrieb der damalige Pfarrer Eng über Pfarrer Tiefenthäler, der auch in Torschau geboren und 40 Jahre in Altsiwatz Pfarrer war, wörtlich: „In seinem Familienleben wurde er durch schwere Schicksalsschläge heimgesucht. Als Seelsorger war er ein stiller, ruhiger, besonnener Mann, dem seine Gemeinde und deren Wohl am Herzen lag."



Reformierte Kirche von Neu-Siwatz/Batschka.

Pfarrer Tiefenthäler starb 1907. Somit war die Auseinandersetzung zwischen ihm und Seibel lange vor dem ersten Weltkrieg in ungarischer Zeit. Daß Seibel auf eine Anzeige von T. 25 auf sein verlängertes Rückgrat bekommen haben soll, ist mir zweifelhaft. Die ungarische Gendarmerie war im Umgang mit den Menschen zwar nicht zimperlich, aber solche Urteile blieben m. W. den übergeordneten Staatsorganen vorbehalten.

In der 21. Fortsetzung Ihrer Artikelreihe erwähnen Sie mich mit Namen. Als ich das gelesen, habe ich bedauert, daß Sie uns Siwatzer nicht besser gekannt haben. Sie schreiben dort wörtlich: „Ein Tscherwenkaer brachte den Siwatzern das Lachen bei, was viele Einwohner erfreute, den weltabgewandten Priester allerdings verdroß. Wie sehr aber die von den Tscherwenkaern verabreichten Humorspritzen bei den Dorfnachbarn nachwirkten, beweisen die Humoreskenveröffentlichungen der Landsleute Heinrich Dietrich und Karl Weiß."

Nach Ihrer Meinung war die Tätigkeit vom Seibelsvetter sehr befruchtend und hat sich auf die Siwatzer sehr gut ausgewirkt. Sie müssen entschuldigen, aber da haben Sie über das Ziel geschossen. Das ist ein Zug, der mir bei den Tscherwenkaern nicht unbekannt ist, das bedeutet aber nicht, daß wir Ihnen das abnehmen.

Es steht mir nicht an, über meine Fähigkeiten auf diesem Gebiete langatmige Geschichten zu erzählen. Ich war von meinem Berufe her und auch durch andere Tätigkeiten in Siwatz sehr gut bekannt, nicht als Miesmacher oder Spielverderber, bildete aber durchaus keine Ausnahme. Und nun müssen wir Siwatzer Jahrzehnte danach hören, wir hätten unseren Humor vom Seibelsvetter, den wir aus Tscherwenka importiert haben. Das ist schon eine Leistung.

Ich will mit keinem Wort die Schlagfertigkeit der Tscherwenkaer oder ihre leichte, humorvolle Art bezweifeln, aber wenn Sie uns sagen, daß die Tscherwenkaer uns das Lachen gelehrt haben, so können wir das als Beispiel für den Tscherwenkaer Humor annehmen, aber nicht als ernstzunehmende Tatsache.

Zum Schluß ein Vorschlag: Auf dem Pfingsttreffen der Landsmannschaft in Karlsruhe haben wir Siwatzer eine Besprechung, um unser Treffen am 28. September in Eggenstein vorzubereiten. Sie und alle Tscherwenkaer Landsleute sind herzlich eingeladen.

Mit den besten Wünschen an alle Tscherwenkaer und herzlichen Grüßen Ihr

Heinrich Dietrich

Becks „Janko" hatte großen Erfolg

Ein Freund Lenaus und Petöfis — Vor 150 Jahren in Baja geboren

Vor genau 150 Jahren ließ in Baja ein donauschwäbischer Säugling sein erstes Gekrächz hören, der uns später unter dem Namen Karl **Beck** bekannt werden sollte. Er war um fünf Jahre älter als sein Freund Alexander Petöfi, Ungarns größter Lyriker. Nachdem er das Zeugnis der Reife erworben hatte, warf er sich in Wien auf die medizinische Wissenschaft. Aber sie gefiel ihm nicht. Beck fuhr nach Leipzig und hat dort umgesattelt. Er hörte Vorlesungen über deutsche Sprache und Literatur, Poetik und Theorie der Novelle, Einführungen ins Althochdeutsche und Altnordische mit Lektüre der Gunnlaugssaga. Kurz und schnurz: Beck trieb Schöngeisterei. Er wurde literarisch tätig und in Deutschland wie in Österreich stark beachtet. Schon 1838 kamen in Leipzig seine ersten Gedichtbände heraus: „Nächte" und „Der fahrende Poet".

Wie die Lyrik Lenaus vom Herzschlag der Gegenwart bewegt ist, so ist es auch die Lyrik Karl Becks, der sich 1843 nach Wien begibt, wo wir ihn im Freundeskreise seines Landsmannes Lenau sehen. 1845 hat Beck die überschwängliche Bilderschwelgerei seiner Erstlingswerke in der umgearbeiteten Gesamtausgabe seiner Gedichte auf ein verständiges Maß zurückzuführen gesucht, ohne daß es ihm im ganzen gelungen wäre. Seine Poesie ist wie ungarischer Wein, feurig, süß, berauschend, aber wie ungarischer Wein in der Gärung: der Stoff klärt sich darin nur selten zum ideellen Gehalt ab. 1846 kehrt Beck nach Baja zurück. Die Schönheit und Eigenart der weiten pannonischen Ebene, der ungarischen Pussta, besingt er in seinem „Janko", der, 1841 zu Leipzig erstmals erschienen, zehnmal neu aufgelegt werden mußte. Ein Bombenerfolg! „Janko, der ungarische Rosshirt" heißt das Buch, eine poetische Erzählung, in der die lyrischen Arabesken das mit kühnen Phantasiezügen entworfene Gemälde aus dem ungarischen Volksleben überwuchern. Auch eine dramatische Arbeit entträufelt der nimmermüden Beck'schen Feder: „Saul", ein Trauerspiel in fünf Akten, von dem man mit Recht gesagt hat, es seien lauter lyrische Dichter, die das Stück aufführen. Becks „Lieder vom armen Mann" (1846) beurkunden das Eingehen der sozialen Fragen in unsere Lyrik, die freilich hier noch nebelhaft und verblasen genug auftritt. Gedichte jedoch, wie „Die alte Jungfer", „Anne Marie", „Knecht und Magd" bezeugen unwiderlegbar, daß ein wirklicher Dichter sie geschrieben.

Die Nordbahn, von Alois von Negrelli geleitet, führt als erste in Europa den regelmäßigen Nachtverkehr ein. Aber der Wiener Kaffeehausgänger raunzt, wähnt sich von einer „Chinesischen Mauer" erstickt und schielt nach einem Idealstaat, den Nikolaus Lenau auch im „freien Amerika" nicht findet. Eduard von Bauernfeld brilliert als Liebling des Burgtheaters und Vormärz. Johann Nestroy, „der Mephisto der Vorstadt", verzieht den Wiener zum Nörgler, Tadler und Neinsager, sein Dämon bereitet 1848 vor. Der Donauschwabe Semmelweis überwindet das Kindbettfieber, und Karl Beck in Baja schreibt seine „Epistel an den Zaren", seine „stillen" und „gepanzerten" Lieder und die Gesänge „Aus der Heimat".

Nachdem Kossuth Lajos am 3. März des Jahres 1848 in Pressburg die „Taufrede der österreichischen Revolution" gehalten hatte, trifft Beck in Wien ein, noch bevor der ungarische Sekundararzt Adolf Fischhof mit seiner bekannten Rede die Fackel ins Pulverfaß schleudert. Schüsse fallen. Die Revolution bricht aus ...

Beck bleibt in Wien und dichtet weiter, „Still und bewegt". In Wien erscheinen seine Gedichte „An Franz Joseph" (1849), in Berlin der „Strauss" und die „Mater dolorosa", eine Erzählung. Seine Begegnungen mit Lenau wurden in ungarischer Sprache veröffentlicht. 1857 leitet Beck das literarische Blatt „Der Gesellschafter". Das Blatt geht ein. 1865 redigiert er von Wien aus „Die Frischen Quellen" in Budapest. Auch diese Zeitschrift segnet sehr bald schon das Zeitliche. 1879 stirbt Karl Beck, 61 Jahre alt und arm wie eine Kirchenmaus. Arm am Beutel, krank am Herzen. Wochen später erscheint in Berlin sein Buch „Alexander Petöfi", der bereits 1849 starb.

Helfried **Patz**

Paprika

sowie Tortenblätter, Franzbranntwein, Kakao, Mohn, geräucherte Bratwürste u. sämtliche Back- und Schlachtgewürze liefert billigst **Elisabeth Keller, vorm. K. Putterer,** Paprika- und Gewürzversand, **Würzburg,** Frankfurter Str. 33 a. Bei Paprika und Gewürzen ab 25,— DM portofrei.

Donauschwäbische Gedenktage

5. März 1849:

Mit der „Reichsverfassung" wurde die Grundlage für einen einheitlich gelenkten Staat verkündet

Die Revolution des Jahre 1848 sollte auch in der Donaumonarchie an Stelle der dynastischen Herrschaft die Herrschaft des Vokes setzen. Die freigewordenen Kräfte mußten durch eine neue Reichsverfassung wieder auf eine tragbare Grundlage gestellt werden. Als in den ersten Tagen des Umsturzes die schwarzrotgoldene Fahne der deutschen Einheit am Stephansdom in Wien aufgezogen wurde, war dieses Bekenntnis ein Ausdruck liberalen Ideengutes, gleichzeitig aber auch ein Symbol, das die Fragen und Möglichkeiten des künftigen Bestandes der Donaumonarchie herausforderte. Die Fragen: deutsche Einheit und Staatsidee Österreichs, Einigung Italiens und gesamtdeutscher Nationalstaat, geschichtlich gewordener Nationalitätenstaat und nationale Ideologie, erhoben sich mit aller Aktualität und Schärfe vor den handelnden Staatsmännern und aufständischen Völkern.

Zunächst schickte auch das deutsche Österreich seine Vertreter in die Nationalversammlung der Paulskirche nach Frankfurt/M. Man bekannte sich in Wien zu einem freien, einigen und starken Deutschland, verlangte aber auch die Integrität Österreichs und die Gleichberechtigung aller am Deutschen Bund beteiligten nichtdeutschen Nationen. Von Frankfurt aus gesehen war die Perspektive völlig anders. Böhmen gehörte wohl zum Deutschen Bund, die Tschechen weigerten sich aber, den deutschen Nationalstaat gründen zu helfen. Sie wandten sich im ersten Slawenkongreß in Prag wohl der slawischen Bruderschaft zu, doch erklärte ihr Sprecher Palacky die Erhaltung Österreichs als ein Interesse der Humanität und des gesamten Europas und empfahl an Stelle des Deutschen Bundes ein ewiges Schutz- und Trutzbündnis zwischen einem einigen Deutschland und einem gesonderten Österreich.

Inzwischen hatten die Wahlen in den Reichsrat stattgefunden, der sich am 22. Juli 1848 konstituierte und in seiner Zusammensetzung ein charakteristisches Bild der Monarchie bot. Hier standen sich die Völker Österreichs zum erstenmal Aug in Aug gegenüber. Hier offenbarte sich das Wesen des Völkerstaates und seine ganze innere Problematik. Nationale, weltanschauliche und politische Gegensätze verwirrten ständig die Verhandlungen. Eine einzige große Tat gibt diesem Reichstag eine historische Bedeutung: der auf Antrag von Hans Kudlich am 7. September 1848 ausgesprochene Beschluß der Bauernbefreiung.

Während der Reichstag ansonsten mit den Problemen der Neuordnung des erschütterten Staates nicht zu Rande kam, bemühte sich das kaiserliche Heer in Wien, Italien, Böhmen und Ungarn mit der Revolution fertig zu werden. Die Ersetzung des bisherigen Kaisers Ferdinand I. durch den erst 18jährigen Franz Joseph I. am 2. Dez. 1848 war die Voraussetzung zu einer Wiederherstellung staatlicher Autorität. Die Abgeordneten des Reichsrates waren durch die Ereignisse des Revolutionskrieges gezwungen, ihre Beratungen in der mährischen Stadt Kremsier fortzusetzen. Das Werk der konstruktiven Gestaltung des Staatsganzen durch Harmonisierung der beispiellosen Vielfältigkeit völkischer und provinzieller Entwicklungsformen war ein schwieriges Unterfangen, wurde aber in Angriff genommen und führte in verschiedener Hinsicht zu zukunftsträchtigen Lösungen. Obwohl der Verfassungsentwurf des Kremsier Reichstages vom Kaiser nicht sanktioniert wurde, blieben seine Gedanken doch lebendig und wirksam.

Die Arbeit des Verfassungsausschusses war nicht ohne Einfluß auf die „Märzverfassung", was durch die beinahe wörtliche Übernahme mancher Gedanken ersichtlich wird. Trotzdem unterscheidet sich das Werk der Regierung grundsätzlich von dem des Reichstages. Die Männer des Reichstages hatten sich nicht für zuständig gehalten, auch Ungarn in ihre Beratungen einzubeziehen. Für den Kaiser und seine Regierung war die Erhaltung der Reichseinheit und der kaiserlichen Machtvollkommenheit als ihrer wichtigsten Voraussetzungen das Grundproblem der staatlichen Existenz. Alle Länder sollten in den gleichen Beziehungen zur Gesamtheit stehen, auch Ungarn sollte keine Ausnahme machen. Dieses Königreich, das seine durch die Aprilverfassung errungene Selbständigkeit benützt hatte, um sich vollends aus jedem staatsrechtlichen Zusammenhang mit dem Kaiserreich zu lösen, wurde nun wesentlich verkleinert. Kroatien und Slawonien wurden als gleichberechtigte, von der ungarischen Krone unabhängige Länder anerkannt. Siebenbürgen ersteht wieder als eigenes Kronland, die serbische Wojwodina erhält zusammen mit dem Temescher Banat ein eigenes Statut. Der Grundsatz der Gleichberechtigung aller Nationalitäten des Reiches soll auch in Ungarn durchgeführt werden. Durch Einbeziehung Ungarns in das Zollgebiet des Gesamtstaates wird eine große wirtschaftliche Einheit geschaffen, die der politischen Einheit entspricht.

Das kaiserliche Manifest, das die Märzverfassung einleitet, verkündet als letzte Ziele „die Einheit des Ganzen mit der Selbständigkeit und freien Entwicklung seiner Teile, eine starke, das Recht und die Ordnung schützende Gewalt über das gesamte Reich mit der Freiheit der Einzelnen, der Gemeinden, der Länder Unserer Krone und verschiedenen Nationalitäten in Einklang zu bringen ..." Demgemäß hält auch diese Verfassung an dem System autonomer Einrichtungen fest, wie es der Reichstag entwikkelt hatte. Die „Reichsverfassung" anerkennt ferner ein politisches Recht des Volkes.

jvs

Das Schattenboxen eines alten Politikers

Eine erweiterte Auflage der Dr. Kräuter'schen „Erinnerungen" / Angriffe nach allen Richtungen

Von Josef Gassner

(1. Fortsetzung)

Dr. Kräuter behauptet in seinen erweiterten „Erinnerungen", daß die Wahrheit nicht verschwiegen werden solle. Schade, daß er diesen löblichen Grundsatz nicht einhielt. Er entschied sich für die Unwahrheit, für Verleumdung, Denunziation und Rufmord. Daß dem so ist, sollen noch einige der **krassesten Beispiele seiner Erinnerungen** zeigen. Er, der sich unbefugterweise zum Sprecher der „Christ-Demokraten" des Südostdeutschtums aufspielt, hat selbst dem verbliebenen Rest seiner „Bewunderer" einen schlechten Dienst erwiesen. Es gibt — so glaube ich — niemand mehr, der Ton und Inhalt der seinen „Erinnerungen" angehängten „Nachschrift" billigen könnte. **Kein einziger Satz ist wahr und die Verleumdungen Toter und Lebender haben ein schier unwahrscheinliches Ausmaß erreicht.**

Keine Kontakte zum Volk

Dr. Kräuter hat wegen seiner krankhaften Überheblichkeit und Arroganz weder zu den Maßen des Volkes noch zur Presse in der alten Heimat engere Beziehungen gehabt. Er war der Typus des egozentrischen, **auf materielle Vorteile bedachten „Karrieristen".** Sein Grundsatz, dem er stets treu blieb, war: **unter allen Umständen am „Ruder" zu bleiben.** Als Parlamentarier bedeutete das nicht nur Ansehen, sondern auch **materielle** Vorteile: bei **doppeltem Gehalt** (als Parlamentarier und Mittelschullehrer einschließlich der Tantiemen als Aufsichts- und Direktionsratsmitglied bei Banken) konnte er sich einen gutfundierten Wohlstand sichern. Aber ohne mit den rumänischen Parteien zu paktieren (natürlich nur im „Interesse des Volkes") — worauf noch später hingewiesen werden soll — hätte Dr. Kräuter **keine** drei Parlamentszyklen erreicht. Wenn jemand zehnmal zum Abgeordneten gewählt wurde, kam er laut der damaligen rumänischen Verfassung von „rechtswegen" in den Senat: **auf lebenslänglich.** Das wollte auch Dr. Kräuter. Es gelang ihm nicht mehr. Vielleicht ist das mit ein Grund seiner Verbitterung und seines Hasses gegen jene, die ihm im Wege standen. Die Schuld seines späteren Versagens sucht er auch bei anderen. Er müßte aber zufrieden sein, hatte er doch viel mehr erreicht, als er es sich einst als mäßig bezahlter Mittelschullehrer in Budapest erträumt hatte. Es ist daher völlig unverständlich, daß er die Zeit, die er in der Bundesrepublik in Ruhe und Sicherheit verbringen kann, nicht mit einer vernünftigen schöpferischen Beschäftigung ausfüllt: Eine sachliche Analyse der turbulenten schwäbischen Politik nach dem ersten Weltkrieg z. B. wäre doch eine recht **dankbare Arbeit** für einen pensionierten Politiker gewesen — auch wenn die eigenen Erfolge den Erwartungen nicht entsprachen und der eigene politische Weg oft ein recht **abwegiger** war. **Statt dessen schlägt er wütend um sich und zerstört sein eigenes Ansehen als Politiker, als Mensch, als Angehöriger eines so wertvollen Volksstammes wie der unsere, ohne seine Gegner und Widersacher wirklich zu treffen.** Unwahrheiten sind keine Argumente.

Seine Ausfälle sind so **boshaft** und **brutal**, so **ungerecht** und **einfältig**, daß sie für jeden normal denkenden Menschen unbegreiflich sind.

Eine seiner verwerflichsten Verleumdungen ist die Behauptung, daß der vor fünf Jahren im „Donauschwaben" zu meinem Geburtstag erschienene Artikel **Prof. Valentins nicht dieser, sondern ich selbst geschrieben habe und seine Unterschrift nur darunter setzte.** Eine schäbigere Schändung des Andenkens eines Toten ist kaum denkbar. Und die Begründung seiner Behauptung ist geradezu **pathologisch:** Er habe — schreibt er — im September 1964 beim Deutschen Katholikentag in Stuttgart „den schwerkranken Prof. Valentin zum letztenmal getroffen". „In seinem Zustand konnte er die Ehrung Gassners **nicht einmal gelesen, geschweige denn diktiert oder gar geschrieben haben".** Nun, der „totkranke" Valentin **lebte Gott sei Dank noch über drei Jahre und hätte doch den Artikel,** den er nach Dr. Kräuter nicht geschrieben hat, **widerrufen** können. Statt dessen schrieb er **mir fünf Tage** nach dem Erscheinen seines Geburtstagsartikels folgendes:

Was Valentin Gassner schrieb

„Es freut mich, daß mein Artikel im ‚Donauschwaben' Deine Zustimmung gefunden hat. Hast meinen Aufsatz über Dich im ‚Volksboten' gelesen? Wenn nicht, kann ich Dir die betreffende Nummer verschaffen. Was mir **Kummer macht, ist Deine Erkrankung** (ich lag zum zweiten Male mit einem Herzanfall im Krankenhaus), die Dich nicht loslassen will".

Wir haben uns vor seinem unerwarteten Ableben noch öfters in München getroffen und standen in regem Briefwechsel.

Zwei Jahre später (15. 3. 1967) schrieb er mir folgenden Geburtstagsgruß:

„Dein Namens- und Geburtstag fällt in die Mitte eines an sich **revolutionsschwangeren Monats,** der von altersher bedingt durch die erwachende Natur oft auch im Gemeinschaftsleben mit elementarer Wucht neues, pulsierendes Leben hervorrief. Ein Satz, der vor 40 Jahren etwa — zählte man soviel zurück — in **unserer jungschwäbischen Sturm- und Drangzeit noch seine Geltung hatte.** Das Stürmische ist ausgestürmt, aus den Ideen des März ist Ende September geworden ... fort ist der Sturm, fort ist der Drang, alles, alles hat sich gewandelt ... Trotzdem will ich sagen — mein lieber Joschka — wenn ich die guten und bösen Tage auch Deines bisherigen Lebens einander gegenüber stelle und vergleiche, daß es eine **schöne,** eine **lebenswerte** Zeit war, welche Ansprüche wir auch ans Leben gestellt haben mögen".

Ich zitierte diese Briefe nur deshalb, weil Dr. Kräuter in seiner so unerhörten Verleumdung im Zusammenhang mit dem Tode Professor Valentins den unglaublichen Satz niederschrieb: **„Dr. Zillich** (den er in gemeiner Weise auch in seinen geistigen Sumpf zu zerren versucht) **und sein Kumpan Gassner lachten sich in die Faust: sie hatten den ‚klerikalen' Obmann ihrer Landsmannschaft** (Dr. Zillich gehört ihr als Siebenbürger Sachse gar nicht an) **endlich los ...".** Verschlägt eine derartige Gefühlsrohheit einem nicht den Atem? Demgegenüber schrieb **Dr. Zillich** in den „Südostdeutschen Vierteljahresblättern" zum Dahinscheiden Prof. Valentins: „Gaßners herzlicher Geburtstagsaufsatz wurde so zum **Nachruf,** dem ich nichts hinzuzusetzen vermag als, daß der verstorbene **Kulturpolitiker** und **Schulmann,** dieser **prächtige Deutsche, mir wie vielen lieb war und bleibt, ein treuer,ehrlicher Freund, ein Kämpfer,** der zu seiner Sache — die die unsere ist — unbeirrbar stand. Ihn zu verlieren, schmerzt sehr, doch zu wissen, **daß er fortwirkt in Tausenden seiner Schüler und in unzählbaren Donauschwaben, denen er voranschritt, beglückt und krönt jeden Gedanken an den Unvergeßbaren!"**

Und wenn Dr. Kräuter sich noch zur Behauptung versteigt, Prof. Valentin sei „sein Freund und Gesinnungsgenosse und kein Jungschwabe" gewesen, so ist das geradeso unwahr wie alles, was er über ihn schreibt, denn Prof. Valentin hat das **„Jungschwäbische Manifest"** geradeso unterzeichnet wie auch Lehrer Christoph **Kintsch,** Lehrer Jakob **Wilhelm** mit seinem Schwager **Fritz** aus Gottlob u. a. **Nur der Name Hans Bellers steht nicht darunter, denn er war zu dieser Zeit noch nicht Mitglied des „Jungschwäbischen Klubs".**

Daß dann Dr. Kräuter noch behauptet, ich habe am Grabe Valentins, als ich ihn im Namen seiner alten Freunde verabschiedete, „Leichenfledderei" begangen, ist eine so unverschämte Behauptung, daß es sich wohl erübrigt, darüber auch nur ein Wort zu verlieren.

Fünfzig Jahre „Schwäbische Volkspresse"

Im Februar waren es fünfzig Jahre, daß das „Organ des Schwabenrates", die **„Schwäbische Volkspresse"** zum ersten Male erschien. Ein Jubiläum, an das erinnert werden soll. Persönlich berührt es mich insofern, als Dr. Kräuter auch in diesem Zusammenhang mit **groben Unwahrheiten operiert.** Abgesehen davon, daß für ihn der Beruf eines Journalisten etwas **Minderwertiges,** vielleicht auch Asoziales bedeutet, wirft er mir vor, daß ich nicht mein ganzes Leben lang bei **einer,** und zwar bei **ihrer** Zeitung blieb. Da aber die Freizügigkeit schon längst zu den sozialen Errungenschaften gehört, **hat auch ein Journalist das Recht, seine Stelle zu wechseln — ohne seine Gesinnung aufzugeben.**

Ich bin nach viereinhalbjähriger journalistischer Tätigkeit bei der „Schwäbischen Volkspresse", die später in „Banater Deutsche Zeitung" umbenannt wurde, in die Redaktion der **alten liberalen „Temesvarer Zeitung"** eingetreten, die **ich dann über elf Jahre lang leitete.**

Lest und verbreitet den volksbewußten »Donauschwaben«

Aber zunächst zur Geschichte der „Schwäbischen Volkspresse" (unter diesem Namen erschien sie bis 1925): Im ersten Jahr war die Zeitung durcktechnisch **primitiv** und sprachlich unter dem Hund. Ihr erster Hauptschriftleiter war **Dr. Kräuter,** als „Strohmann" natürlich, denn die Zeitung haben die Berufsjournalisten Eugen von **Bugél** (ein Preßburger Ungar) und **Ströbl** von der früheren „Südungarischen Reform" redigiert. **Von einer rdaktionellen Arbeit hatte Dr. Kräuter keine Ahnung.**

Dr. Kräuters „journalistische" Tätigkeit war bald zu Ende; es kam Prof. Striegl, gleichfalls Mittelschulleiter, nur mit **wesentlich höherer Allgemeinbildung und kultivierterer Sprache,** als „Hauptschriftleiter". Dem Namen nach verantwortlich war Christian **Saljó.** Das Geld für die Zeitung wurde durch eine Sammelaktion aufgebracht, an der sich natürlich auch — sogar in **stärkerem** Maße — die „Volkstreuen" beteiligten: Dennoch wurden sie — da die Spenden in **Aktien** umgewandelt wurden — **völlig ausgeschaltet.** Das war der Hauptgrund, daß sie später die „Deutsche Wacht" gründeten. Als Johann Röser zur Aufrechterhaltung dieses Blattes sein ganzes Geld verpulvert hatte, wechselten die schreibkundigen Journalisten und Schriftsteller zur „Schwäbischen Volkspresse" über. (Zu den Mitarbeitern der „Deutschen Wacht" zählte übrigens auch der spätere Vorsitzende des „Deutschen Kulturbundes" in Jugoslawien, Johann **Kecks.)** Die berufsfremden „Hauptschriftleiter" verschwanden allmählich aus dem Impressum der „Volkspresse" und Journalisten, die auch die Zeitung **wirklich redigierten,** zeichneten als „verantwortliche Redakteure". Von 1919 bis zu meiner im Jänner 1928 erfolgten Ausscheidung aus der Redaktion, die ich ab 1924 leitete, zeichneten als verantwortlich: Christjan **Saljó,** Algernon **Hunyar,** Josef **Striegl,** die Schriftsteller **Franz Xaver Kappus,** Otto **Alscher,** Peter **Gänger,** Karl v. **Möler** und Otto **Reißenberger** (Siebenbürger Sachse) und Josef **Gassner:** in **sieben Jahren also neun.** Wenn man die vier Jahre, die ich als verantwortlicher Schriftleiter bei der Zeitung verbrachte, abrechnet, so hatte die Zeitung durchschnittlich **jeden vierten Monat einen anderen Blattleiter.**

Dr. Kräuter behauptet, daß mein „Vetter Kaspar" — auf meine verwandtschaftlichen Beziehungen mit Dr. Muth hindeutend — in seinen „Tagebuchaufzeichnungen" meinen Übertritt zur „Temesvarer Zeitung", in der ich laut Dr. Kräuter nur der **„Parade-Goi"** war, mißbilligte. Aber so scharf dürfte diese Mißbilligung doch nicht gewesen sein: ich nahm noch nach meiner Kündigung (auch Franz X. Kappus ging übrigens zur „Temesvarer Zeitung") am 6. Jänner 1928 an seinem Namenstagsempfang teil. Und am **1. Dezember 1928** stand folgendes in der „Banater Deutschen Zeitung":

„Wechsel in der Schriftleitung"

„Der verantwortliche Schriftleiter der „Banater Deutschen Zeitung", Herr Josef **Gassner,** ist mit dem heutigen Tag aus unserem Redaktionsverband ausgeschieden. Sein Austritt aus unserer Schriftleitung erfolgte nach einer viereinhalbjährigen, **äußerst mühevollen und verdienstreichen Tätigkeit, deren Grundzüge seine geistige Vornehmheit und sein großes Sachverständnis bestimmten.** Herr Josef Gassner trat am 1. Juli 1923 in den Dienst unseres Blattes und wurde **am 1. September des nächsten Jahres in Anerkennung seiner journalistischen Fähigkeiten mit dem Amte des verantwortlichen Schriftleiters der Banater Deutschen Zeitung betraut.** Seitdem hat unser Blatt einen **langen Weg der Entwicklung zurückgelegt, es wurde größer und stärker und seine Stimme kräftiger und eherner.** Den Anteil Herrn Josef Gassners an diesem Werk — denn es war ein Werk im tiefsten Sinne des Wortes, ein Werk für unser Volk — auf Einzelheiten eingehend zu würdigen, können wir getrost unterlassen. **Die Quelle, aus der er immer neue Arbeitskraft schöpfte, war seine große Liebe zu allem, was deutsch ist, sein Opfersinn für das deutsche Volkstum und die Sorge für die Zukunft unseres in der Heimsuchung des Minderheitenschicksals lebenden deutschen Volkes.** Das materielle Fortkommen hat Herrn Gassner dazu bewogen, seine Stelle zu wechseln. Ein Entschluß, vor dem wir uns — wenn auch mit Bedauern — beugen mußten.

Wir wünschen Herrn Gassner auf seinen weiteren Wegen stets Glück und Gedeihen und verabschieden uns **mit dem sicheren Bewußtsein, daß er seine Stelle im Lebenskampf vielleicht noch des öfteren wechseln wird, aber seine Gesinnung und seine Treue zu seinem Volke nie. Dafür bürgt sein Charakter und sein tiefes deutsches Empfinden."**

So wurde ich also von dem „Organ der Partei", der auch Dr. Kräuter angehörte, verabschiedet. Vielleicht war ich doch ein „Kämpfer für Volk und Heimat"?!

Der Hauptgrund, daß ich aus der Redaktion ausschied, war, daß zu dieser Zeit die „Jungschwäbische Bewegung", der ich angehörte, zu dem alten System in scharfen Gegensatz kam und ich mich nicht mehr politisch frei betätigen konnte. Auch die Betrauung eines „Doktors für Orthopädie", der im Auftrag der Direktion die Redakteure kontrollierte und schikanierte, hemmte die redaktionelle Arbeit. Auch der intrigierende „Generalsekretär" der Volksgemeinschaft, Herr **Schiller,** hatte viel zur Zerstörung der Eintracht zwischen Führerschaft und Redaktion beigetragen.

(Fortsetzung folgt)

Der Leser greift zur Feder

Zur Auseinandersetzung Gassners mit Kräuters „Erinnerungen"

Mit großem Interesse habe ich die Auseinandersetzung J. Gassners mit den „Erinnerungen" Dr. Kräuters verfolgt, zumal wir Donauschwaben, die wir außerhalb Rumäniens lebten, über die internen Vorgänge „drüben" nur ungenügend informiert wurden. Überwiegend herrschte bei uns im jugosl. Banat seinerzeit der Eindruck vor, daß in Temeschburg eh alles in Ordnung geht, bestand doch dort eine größere kulturelle und politische Freiheit, die ein eigenständiges deutsches Schulwesen gedeihen ließ, das immer unseren stillen Neid erregt hat. Erst Hockls „Ungewisse Wanderung", die über das Biographische hinaus eine spannende kulturpolitische Schau von drüben vermittelt, hat uns auch einige politische Einblicke gewährt.

Nun aber hat J. Gassner den Anfang der Wiederbesinnung des Schwabentums im anderen Teil des Banats abgeleuchtet und z. T. dokumentarisch belegt. Dafür gebührt ihm Dank und Anerkennung! Schade, daß es im Gewande einer Zeitungspolemik geschehen mußte, ausgelöst durch die veröffentlichten „Erinnerungen" des 84 Jahre alten ehem. Banater Politikers Dr. Kräuter. Und dreimal schade, daß dieses ehrwürdige Alter und der Abstand von 25 und mehr Jahren nicht eine Rückschau ermöglicht haben von einem Standort der Abgeklärtheit, der nüchternen Lebensbilanz, des Verstehens und Verzeihens vor dem Tore des Jenseits, wie es christliche Demut und menschliche Größe verlangen! Schade, schade für diesen mißtönigen Paukenschlag als Abgang von der Bühne!

Es drängt sich die Frage auf: Um wievieles vorbildlicher, leuchtender und besser für die Banater Schwaben stünde die Gruppe um Muth-Blaskovics-Kräuter in unserer Geschichte da, wenn sie nach 1918 soviel menschliche Größe, ehrliche Selbstkritik und Demut aufgebracht hätte, um jenen einen Ehrenplatz in der Gemeinschaft zuzugestehen (statt sie zu bekämpfen), die während der national-unduldsamen madjarischen Herrschaft die schwäbische Fahne hochgehalten und getragen haben, die Verfolgungen, Demütigungen und materielle Nachteile auf sich nahmen um ihres Volkes und ihres Volkstumes willen, zu einer Zeit, als es so verlockend und einträglich war, mit dem Strome zu schwimmen, wenn man es nur fertiggebracht hat, sein Innerstes zu verleugnen und sich der Staatsnation zu schenken!!? Schade um all die vertanen Gelegenheiten, vertan in menschlich - allzumenschlicher Schwäche, Rechthaberei, Herrschsucht und Ichsucht!

Dr. Michael Müller

Besuche in den USA

Gemeinsame Fahrt von Dr. Krämer und OB Gruber

Bundesvorsitzender Dr. Adam Krämer und Oberbürgermeister Arthur Gruber von Sindelfingen werden voraussichtlich am 17. Juli 1969 abermals eine gemeinsame Fahrt nach den USA antreten. während Dr. Krämer eine Einladung zum „Tag der Donauschwaben 1969" von der Vereinigung der Donauschwaben in Südkalifornien in Los Angeles erhielt, wurde Oberbürgermeister Gruber zum Deutschen Tag nach San Diego eingeladen. Auf der Rückreise werden die beiden Herren auch andere Gruppen im mittleren Westen sowie an der Ostküste des Kontinents besuchen. Die Vorbereitungen dazu sind im Gange. Das Programm wird noch zu gegebener Zeit bekanntgegeben.

*

Die Seliger-Gemeinde der Sudetendeutschen veranstaltet in diesem Jahre eine Besuchsreise nach Canada. Ziel der Reise ist Edmonton, wo sich eine größere Gruppe seit 1938 niedergelassen hat. Die Reisegruppe, die von Ministerialdirigent Adolf Hasenöhrl geführt wird, setzt sich aus einigen Paaren der Böhmerwaldjugend, den Geschwistern Kuhn von den Donauschwaben und den Egerländer Nachtigallen zusammen. In einzelnen Städten ist beabsichtigt, auch donauschwäbische Gruppen zu besuchen, so in Toronto und Montreal, wie auch bei kurzen Abstechern in die Vereinigten Staaten und deren nördlichsten Städten wie Detroit und Rochester, evtl. auch Chicago oder Cleveland. Der Abflug erfolgt am 10. Juli.

*

Der FC Reutlingen, eine landsmannschaftliche Fußballvereinigung, die sich ausschließlich aus Donauschwaben zusammensetzt und bei großen landsmannschaftlichen Treffen in den letzten Jahren immer ihre Mitwirkung durch Abzeichenverkauf und Ordnerdienst unter Beweis stellte, trägt sich mit der Absicht, mit dem am 24. Juli vorgesehenen Charter-Flug unserer Landsmannschaft eine Gastspielreise in die Vereinigten Staaten zu unternehmen. Sie will damit die Rückrunden austragen, zu denen sie sich auf Grund der Besuche der Sportvereine aus New York und Chicago verpflichtet fühlt. Diesen Plan hegt die Reutlinger Fußballgruppe schon seit einigen Jahren. Sie hofft, infolge des günstigen Flugangebots der Landsmannschaft (Hin- und Rückflug 690 DM pro Person), dieses ihr Vorhaben verwirklichen zu können. Mit den einzelnen Spielerverbänden wurde Fühlung aufgenommen. Sobald entsprechende Bescheide vorliegen, soll die Reise mit dem eben Sportlern eigenen Elan durchgeführt werden.

*

Zu einer Rundreise in den USA soll in diesem Jahre auch der Referent für Lastenausgleichsangelegenheiten, Landsmann Josef Beer, noch einmal antreten. Diese Reise wird sich in der Hauptsache auf die Aufklärung im Zusammenhang mit dem Reparationsschädengesetz beschränken. Sie wird aber von Wichtigkeit sein, zumal noch so manche Landsleute in den Genuß einer Entschädigung nach diesem erst kürzlich erbrachten Gesetze gelangen dürften. Dazu bedarf es aber seitens der Landsmannschaft noch mancherlei Aufklärung über die Antragsberechtigung, die Form der Antragstellung und die Möglichkeiten einer Entschädigung.

Tenje - einst eine wohlhabende Ortschaft

Ende Oktober 1944 mußten die Deutschen schweren Herzens den Fluchtweg antreten

Etwa 7 km südlich der slawonischen Bezirks- und Hauptstadt Essegg liegt eine der größten und sicher auch eine der ältesten serbischen Ortschaften, nämlich Tenje. Diese Gemeinde ist nicht nur der Einwohnerzahl nach, sondern auch raummäßig eine der größten im Bezirk Essegg. Und sie ist auch die wohlhabendste gewesen.

Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden im Essegger Bezirk neben der ersten und ältesten reindeutschen Siedlung Sarwasch (1760 bis 1770) noch mehrere deutsche Siedlungen, und zwar: Tenje, Almasch, Tschepin und Dalj.

Bis zu dieser Zeit dürfte Tenje ein rein serbischer Ort gewesen sein. Aber bestimmt gab es auch schon damals in Tenje mehrere deutsche Handwerker, Arbeiter und einzelne Bauern. Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts setzte die Einwanderung deutscher Menschen nach Tenje in größerem Maße ein, so daß es um diese Zeit zur Gründung einer deutschen Siedlung kam. Diese Siedlung entstand am westlichen Ortsende gegen Norden mit einer reindeutschen Gasse, die einfach „Reih" genannt wurde. In dieser Gasse wurde später auch die katholische Kirche erbaut. Aber auch in der Mitte des Ortes gab es um diese Zeit schon viele wohlhabende deutsche Bauern, Handwerker und Arbeiter.

Von wo diese deutschen Siedler kamen, konnte nicht festgestellt werden. Sicher ist aber eines: Unter diesen deutschen Siedlern waren auch mehrere, die aus der 9 km östlich gelegenen reindeutschen Siedlung Sarwasch abwanderten und sich in Tenje eine neue Lebensexistenz aufbauten. Hier einige Namen der aus Sarwasch Zugezogenen: Hamma, Neck, Penzinger, Messing, Franzwa u. a. Vermerkt sei in diesem Zusammenhang noch, daß die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen diesen aus Sarwasch nach Tenje gekommenen Ansiedlern und den in Sarwasch Verbliebenen bis zum Verlassen der Heimat im Jahre 1944 erhalten blieben.

Die deutsche Siedlung in Tenje hatte sich in den Jahren seit der Gründung und bis zur Aussiedlung bzw. Vertreibung so stark entwickelt, daß zum Schluß die Zahl der Deutschen in Tenje fast genau so groß war wie die der reindeutschen Siedlung Sarwasch.

Über das Ende dieser einst deutschen Siedlung und das traurige Schicksal ihrer deutschen Bewohner schrieb der letzte Pfarrer von Sarwasch, H. H. Johann Friedrich, einige sehr interessante Einzelheiten nieder. H. H. Friedrich war vor dem 1. Weltkrieg als junger Kaplan längere Zeit in der katholischen Pfarre Essegg-Unterstadt tätig. Und weil die Kirche von Tenje als Filiale zur Pfarre Essegg-Unterstadt gehörte und somit von Essegg aus betreut wurde, kam der damals junge Kaplan Friedrich oft nach Tenje, wo er seine Pflicht als Priester ausübte. Seit dieser Zeit fühlte sich H. H. Friedrich mit den deutschen Menschen von Tenje verbunden — und blieb es auch bis zu seinem Ableben. (Neck)

Und nun die Aufzeichnungen Pfarrer Friedrichs: Der Hotter der Gemeinde Tenje umfaßte rund 14 000 Katastraljoch Ackerboden. Die Hälfte davon war Eigentum der Großgrundbesitzer, die andere Hälfte gehörte den Bauern (bis 50 Joch). Unter den Großgrundbesitzern wäre als erster Josef Speiser zu nennen. Sein heutiger Aufenthalt ist unbekannt. Dessen Sohn Willi lebt jetzt angeblich in Linz/Donau. Er besaß ca. 3000 Joch Ackerfeld, eine Hanf- und Spiritusfabrik, einen Ziegelofen, sowie Viehzucht. Sein Gut Orlovinjak lag 2 km von Essegg entfernt. Sein Feldbesitz reichte bis an den Tschepiner und Jowanowatzer (Johannesfelder) Hotter. Der nächstgrößte Besitz gehörte N. Schäfer. Sein Aufenthalt heute ist ebenfalls unbekannt. Er hatte 450 Joch. Anton Zerenko, Georg Giner und N. Leipzig hatten über 200 Joch, so auch Bartolović. Math. Giner lebt in Neudorf im Krs. Bruchsal/Baden, Zerenko starb in Tenje, Georg Giner soll noch in Essegg sein.

Niemand brauchte in Tenje zu darben; es herrschte allgemeiner Wohlstand. Ob man Deutscher, Serbe, Kroate oder Ungar war, wer gesund und fleißig war, konnte sich den Lebensunterhalt leicht verdienen. Der Bauer lebte vom Ertrag seiner Felder, der Arbeiter schaffte entweder bei den Großgrundbesitzern oder arbeitete in Essegg in der Zucker-, Leder-, Hanf-, Seiden- oder Zündholzfabrik bzw. in der Eisengießerei oder an der Bahn. Spannungen kamen erst mit dem 2. Weltkrieg in den Ort.

Als im Jahre 1941 der Unabhängige Staat Kroatien ausgerufen wurde, ergriffen die Kroaten die Macht in der Gemeinde; die deutschen Männer und Söhne erhielten den Gestellungsbefehl zum deutschen Heer. Die Serben schlugen sich zu den Partisanen in die Wälder, während die Kroaten größtenteils zu den Ustascha einrückten. Sie — die Kroaten — gaben sich der trügerischen Hoffnung hin, ihr altes Königreich wieder errichten zu können. Es sollte aber ganz anders kommen. Ihr Kampf an der Seite der Achsenmächte kam nur Tito und seinen Kommunisten zugute, die viele nicht wünschten und auch heute noch absolut ablehnen.

Unter diesen Umständen ist es verständlich, daß allmählich Haß und Unfriede in die Ortschaft Tenje einzog und das bis dahin so friedliche Zusammenleben der Völkerschaften von Tag zu Tag mehr vergifteten. Im Frühjahr 1944 wurde die Lage für die Deutschen in Kroatien-Slawonien kritisch. Am 14. März 1944 trafen die Deutschen aus der Poschegaer Gegend, aus den Gemeinden Jakšić und Rajsavac als Flüchtlinge in Tenje ein (die aus Kula kamen nach Sarwasch), denn ihre Dörfer waren schon damals von den Partisanen besetzt. Aber acht Monate später mußten auch wir unsere Heimat verlassen.

Am 30. Oktober hatten alle, die keine Pferde besaßen, ihre Habe zusammenzupacken und mußten dann von Sarwasch aus per Bahn die Flucht antreten. Einen Tag danach, am 31. Oktober 1944, verließen auch die Bauern mit ihren Pferdegespannen die Heimatgemeinde Tenje. Vier Tage lang wanderten sie von Essegg über Siklos, Szigetvar, Sarvar in Richtung Ödenburg einer ungewissen Zukunft entgegen. Bei Ödenburg war die Reichsgrenze zu überschreiten. Doch das Ziel war noch lange nicht erreicht. Es ging weiter über Ebenfurt, Rottendorf, Hainfeld, St. Pölten, Amstetten, Enns (3 Tage Aufenthalt), Wels, Haag bis Ried im Innkreis. Inzwischen hatten wir den 26. November 1944. Hier in Haag wurde die aus über 100 Wagen bestehende Kolonne auf die verschiedenen Gemeinden des Rieder Bezirkes aufgeteilt.

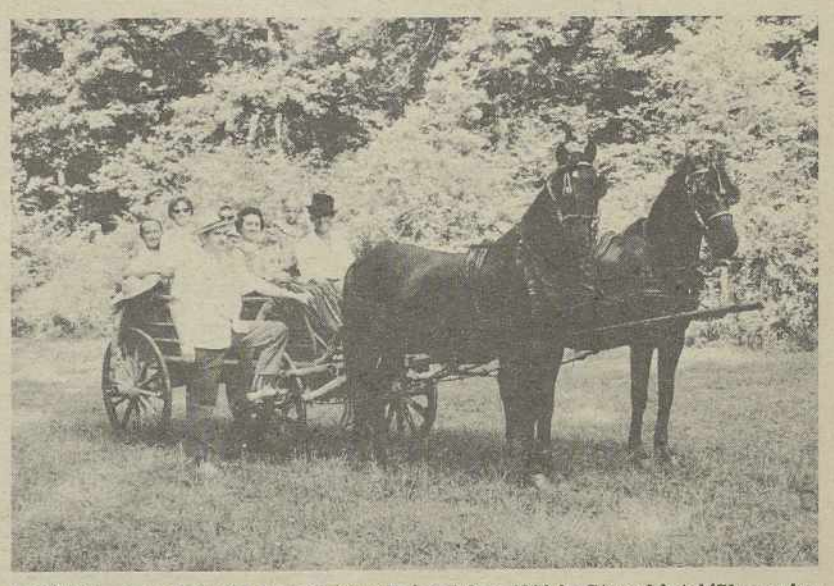
Diejenigen, die die alte Heimat mit der Bahn verließen, kamen nach Thüringen in die Kreise Gotha und Sonderhausen. Als dieses Gebiet von den Amerikanern an die Sowjets — welch' ein Blödsinn! — übergeben wurde, zogen die meisten Tenjemer mit den Amis nach dem Westen. Sie durchwanderten mehrere Lager in Westdeutschland, bis ihnen endlich die Kreise Karlsruhe und Bruchsal als zweite Heimat angewiesen wurden. Daher sind auch diese zwei Kreise und der oberösterreichische Kreis Ried i. Inn. Schwerpunkte der Tenjemer geworden. Nur ein kleiner Teil blieb in Thüringen und nur einige Familien wanderten nach den USA oder nach Australien aus.

Um die Jahrhundertwende wurde am Anfang des Dorfes Tenje — gegen Essegg zu — während der Zeit des Pfarrers und Konsistorialrates Firinger von der Essegger-Unterstädter Pfarre in Tenje eine kleine Kirche gebaut, die auch von Essegg aus betreut wurde. In der Kirche hielt man an Sonn- und Feiertagen Predigten in deutscher und kroatischer Sprache. Der Kaplan wurde in der Regel mit einem leichten Wagen von der Pfarre Essegg-Unterstadt abgeholt und danach auch wieder dorthin zurückgebracht.

Nach dem Ende des 2. Weltkrieges schlossen sich im Juli 1945 mehrere Tenjemer deutsche Familien einem jugoslawischen Heimkehrertransport an; sie hofften wieder in ihre Heimatgemeinde zu kommen. Aber kaum waren sie in Agram eingetroffen, mußten sie mit Entsetzen feststellen, daß inzwischen gewaltige Veränderungen vor sich gegangen waren. Schon am Bahnhof wurden sie von Tito-Partisanen ihrer wenigen Habseligkeiten beraubt. Zu Fuß trieb man sie dann mit anderen Leidensgenossen den weiten Weg über Essegg bis zur Tenjska Mitnica (Tenjer Maut), die 3 km von Tenje entfernt liegt. Später brachte man sie ins Vernichtungslager Rudolfsgnad a. d. Theiss im Banat.

In Walpach bei Essegg, wo sie zuerst waren, sind von den Tenjemer Landsleuten 25 an Hunger gestorben. Der Rest der Insassen wurde — mit vielen Menschen aus anderen Orten —, wie bereits gesagt, in das KZ Rudolfsgnad gebracht. Die in Ried i. I. zurückgebliebenen Tenjemer sind jedenfalls auch heute noch froh, daß sie sich damals dem Heimkehrertransport nach Jugoslawien nicht angeschlossen haben.

Pfr. Johann Friedrich †



Anläßlich eines Besuchs der Kirchweih im Jahre 1964 in Stroschintzi/Slawonien entstand dieses schöne Photo.



Bienenort im Garten des Lm. Peter Ufholz in Naschitschka-Bresnitza, Slawonien. Die einzelnen wunderbaren Bienenhäuser wurden von Landsmann Ufholz selbst gebastelt. Auf dem Bild sehen wir ihn zusammen mit seiner Familie.

Landsleute!

Spendet für den Erweiterungsbau „Haus der Südostdeutschen"! Konto Nr. 1286 Kreissparkasse Landau/Pfalz

Josef Nischbach zum 80. Geburtstag

Es grüßt Dich der Heimat Alma Mater,
Das Schülerheim, Dein Stolz einst im Banat;
Die Tigergasse, wo Du warst uns Vater
Und pflegtest deutscher Lehrer erste Saat.
Du wirktest Deinem Schwabenvolk zum Wohle
In der Banater hehren Metropole!

Wo friedlich unsre Heimatglocken klangen
Und Du verkündetest uns Gottes Wort;
Wir in Ehrfurcht deutsche Lieder sangen,
Uns heilig war der traute Heimatort.
Doch Kriegeswirren brachten Schreckenszeiten,
Dem ganzen deutschen Volke so viele Leiden.

Nach diesen schicksalsschweren harten Stunden
Und bitteren neun Jahren Kerkerhaft
Du wieder hast zu Deinem Volk gefunden,
Mit einer starken, heil'gen Seelenkraft.
Zum achtzigsten Geburtstag Gottes Segen,
Gesundheit, Freude, Glück auf allen Wegen!

Georg Pirkmayer

Donauschwäbische Gedenktage

19. März 1929:

Edmund Steinacker, politischer Sprecher und Organisator der Donauschwaben, in Wien gestorben.

Als am 19. März 1929 ein Verkehrsunfall in Wien dem Leben des fast neunzigjährigen Edmund Steinacker ein Ende setzte, hat nicht nur ein fruchtbares, schöpferisches Leben von seltener Anziehungskraft sein Ende gefunden, sondern gleichzeitig eine Tätigkeit, die in der Entwicklung des Südostdeutschtums eine Wende zu Besinnung und völkischem Leben herbeigeführt hat.

Edmund Steinacker wurde am 23. August 1839 in Debrezin geboren, wo damals sein Vater, Gustav Steinacker, der sich übrigens auch als Schriftsteller und Übersetzer ungarischer Dichtungen einen Namen erwarb, Leiter eines Mädcheninstituts war. Seine Jugend verbrachte Edmund Steinacker dann in Göllnitz und Triest, wo sein Vater evangelischer Prediger geworden war. 1850 studierte er am Ödenburger evangelischen Lyzeum, 1853 folgte er der Familie nach Weimar, wo inzwischen der Vater vorübergehend die Leitung einer dortigen Mädchenschule übernommen hatte. 1858 begab sich Edmund Steinacker nach Stuttgart, wo er an der dortigen Technischen Hochschule studierte und auch dem gesellschaftlichen Leben der Stadt keineswegs fernblieb. Nach Abschluß seiner Studien im Jahr 1864 war er zunächst als wissenschaftliche Hilfskraft in Paris tätig. 1867 kehrte er nach Ungarn zurück und war beim Bau einer Eisenbahnlinie in der Nähe von Großkirchen/Groß-Kanizsa beschäftigt. 1869 wurde er Schriftführer der neuerrichteten Budapester Handels- und Gewerrbekammer, an der er bis zu seinem erzwungenen Ausscheiden im Jahre 1892 verblieb. In dieser Stellung fand er Gelegenheit, seine Kenntnisse über die einzelnen Landesteile und über die wirtschaftlichen Verhältnisse Ungarns zu vertiefen. Da damals der Handels- und Gewerbestand der Städte noch in der Hauptsache deutsch war, erfaßte er die große Bedeutung des städtischen Deutschtums in Ungarn.

Seit seinem Aufenthalt in Pest fand Steinacker Eingang in das Haus des Publizisten Eduard Glatz (1812—1889), der sich bereits in den vierziger Jahren für die Sache des ungarländischen Deutschtums eingesetzt hatte. In seinem geselligen Haus wurde Steinackers Aufmerksamkeit allmählich auch auf die Nationalitätenfrage gelenkt. Seit dem Beginn der siebziger Jahre beginnt Steinacker mit der politischen Sammlung des ungarländischen Bürgertums. Den Mittelpunkt dieser Bestrebungen bildete selbstverständlich Budapest, daneben spielten aber auch eine Reihe oberungarischer Städte wie Preßburg und Kaschau eine wichtige Rolle. Aber auch eine Fühlungnahme mit den deutschen Städten des Banats und des Batscher Landes ist bereits zu sehen. Das Scheitern dieser Bestrebungen zeigte ihm, daß eine politische Aktion nur auf klarer deutscher Grundlage Aussicht auf Erfolg habe. Im Jahre 1875 wurde Steinacker bei den Siebenbürger Sachsen als Abgeordneter ins Parlament gewählt, die er dann bis 1888 vertrat. Steinackers außerordentlich rege Tätigkeit im ungarischen Abgeordnetenhaus zeichnete sich neben einer stärkeren Berücksichtigung wirtschaftlicher Fragen vor allem durch ein tatkräftiges und mutiges Eintreten für die Belange des gesamten ungarländischen Deutschtums aus, wie man es bis dahin im ungarischen Parlament nicht gekannt hatte. Daneben unterhielt er auch Verbindungen zu den Vertretern der anderen nichtmadjarischen Nationalitäten im ungarischen Parlament. Auch das war für die damaligen Verhältnisse eine kühne Tat, an die man vor ihm nicht einmal zu denken gewagt hätte. Sein Ausscheiden aus dem Parlament wurde dann auch dadurch verursacht, daß er nachdrücklichst gegen die Sprachpolitik der ungarischen Behörden Stellung nahm.

Mindestens ebenso wichtig wie seine Tätigkeit im Parlament war sein sonstiges volkspolitisches Wirken, das sich durch die Mißerfolge bei der verursachten Gründung der Bürgerpartei nicht irre machen ließ. Nach dem Ausscheiden Steinackers aus dem Parlament (1888) ergab sich als weitere Folge der gegen ihn betriebenen Hetze sein erzwungenes Ausscheiden auch aus der Budapester Handels- und Gewerbekammer im Jahre 1892. Steinacker übersiedelte jetzt nach Wien und vermochte von dort aus fast noch mehr für die Sache des ungarischen Deutschtums als vorher zu tun. Vor allem seine publizistische Tätigkeit wurde von nachhaltigster Bedeutung. Die Lage des ungarländischen Deutschtums wurde um diese Zeit immer gefährdeter. In der langsam einsetzenden Abwehrbewegung spielte Steinakker die Rolle des geistigen und politischen Motors. Unter seiner Führung sammelte sich allmählich ein bedeutender Kreis entschlossener Vorkämpfer für die deutsche Sache, mit deren Hilfe am 30. Dezember 1906 in Werschetz die „Ungarländische Deutsche Volkspartei" gegründet werden konnte, die zum Willensträger und Sammelpunkt der nationalen Bewußtwerdung des Donauschwabentums wurde.

Das Jahr 1919 bedeutet in Steinackers Leben insofern einen Höhepunkt, als seine jahrzehntelange Tätigkeit nunmehr ihre auch nach außen hin sichtbaren Früchte zu tragen begann. Nicht nur, daß in Ungarn sich das Deutschtum zur politischen Mündigkeit emporrang und sich wichtige Lebensrechte zu sichern wußte, auch in den an Südslawien und Rumänien abgetretenen Teilen des ehemaligen Südungarns war mit dem Jahre 1919 die deutsche Bewegung endlich zum Durchbruch gelangt. Neben diesem volkspolitischen Erfolg seines Lebenswerkes konnte er durch seine Mitarbeit beim Deutschen Auslandsinstitut in Stuttgart, durch Vortragsreisen im Auftrag des Verbandes für das Deutschtum im Ausland, durch die Tagung des Verbandes der Volksgruppen Europas für seine auch heute noch zeitgemäßen Ideen des Volksgruppenrechtes trotz seines hohen Alters ersprießlich bis an sein Lebensende wirken.

jvs

Stellungnahme zu den erweiterten „Erinnerungen" Dr. Kräuters

Abwehr ungerechtfertigter Angriffe - Richtigstellung von Irrtümern

Von Josef Gassner

Menschen sterben, ihre Werke bleiben. Dr. Kräuter weilt, wie der „Donauschwabe" berichtete, nicht mehr unter den Lebenden. Seine Verdienste wurden gebührend gewürdigt. Seine politische „Hinterlassenschaft" ist in seinen „Erinnerungen" niedergelegt. Sie regten mich zur Schilderung der politischen Ereignisse der ersten Jahre nach dem Zusammenbruch 1918 im Banat an. Wie ich in meiner Artikelserie mehrmals betonte, wollte ich nicht die Geschichte dieser Zeit schreiben, sondern **falsche Behauptungen richtigstellen** und **ungerechtfertigt Angegriffene** schwäbische Politiker, die sich nicht mehr wehren können, weil sie längst tot sind, verteidigen.

Dr. Kräuter hat der ersten Ausgabe seiner „Erinnerungen" bekanntlich noch einen „Anhang" hinzugefügt, in dem es nicht mehr — oder nur mehr am Rande — um geschichtliche Ereignisse ging: die persönlichen Beleidigungen und die an Rufmord grenzenden Behauptungen erdrücken sozusagen den spärlichen Rest von Wahrheit. Eine Abwehr der unqualifizierten Angriffe ist also berechtigt — eine Richtigstellung der unwahren Behauptungen **sogar Pflicht.** Die nachfolgenden zwei Fortsetzungen wurden noch vor dem Ableben Dr. Kräuters unter dem Titel „Das Schattenboxen eines alten Politikers" in die Druckerei gegeben, dann aber zurückgestellt. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit der Widerlegung der verschiedenen diffamierenden Behauptungen und sollen im Interesse einer zukünftigen Geschichtsschreibung beweiskräftige Unterlagen bieten.

In diesem Artikel wird die Schilderung des Pressewesens im Banat, das aus Unkenntnis in den „Erinnerungen" völlig **falsch** dargestellt wurde, fortgesetzt. **Es geht also nicht um Dr. Kräuter, sondern um die geschichtliche Wahrheit.** Auch was das Banater Zeitungswesen anbelangt, über das man — um die eigene Schuld zu verschleiern — von gewisser Seite **falsche Akzente zu setzen beginnt.** Vor allem was die **„Arader Zeitung"** anbelangt und die damit zusammenhängende **Schurkerei** gegenüber seinem Eigentümer Nikolaus **Bitto,** über dessen Schicksal später noch berichtet werden soll.

(2. Fortsetzung)

Und was schrieben andere?

Die „Arader Zeitung" schrieb am **11. Februar 1928** u. a.: „Schriftleiter Josef **Gassner,** die Seele der „Banater Deutschen Zeitung", hat seine Stelle als verantwortlicher Redakteur gekündigt. Gassner ist ein Sohn unseres Volkes, ein Lovriner Schwabe aus der ersten Generation. **Er ist Führer unserer Jungschwäbischen Bewegung,** hatte Ambition und unter seinen Händen ist das **einstige kleine Blättchen groß** geworden... Die Leser der B. D. Z. werden das **zündende** Feuer und die **Begeisterung,** die uns alle mitgerissen hat, vermissen".

Und am **20. 1. 1929** schrieb dieselbe Zeitung:

„Die ‚Banater Deutsche Zeitung' hat eine respektable Zahl von Haupt- und Nebenschriftleitern verschlissen, die heute — einschließlich des **mit allen Ehren begrabenen von Möller** — schon längst der Geschichte angehören und zum Teil in fremden Ländern oder außerhalb des eigenen Lagers ihr Brot verdienen müssen. So vor allem die beiden hervorragenden schwäbischen Schriftsteller **F. X. Kappus** und Otto **Alscher,** die **sang- und klanglos** aus dem Verbande der Redaktion ausschieden; Kappus lebt jetzt in hervorragender Stellung in Berlin (er wurde Lektor bei Ulstein. — Anm. d. Red.), Otto Alscher in Orschowa. Ebenso erging es Peter **Gänger** (er lebt jetzt in Wien. — Anm. d. Red.) und Josef **Gassner.** Erster ist nach Amerika ausgewandert, der letztere, einer der intelligentesten Jungschwaben, wurde zur **„Temesvarer Zeitung"** verpflichtet, ebenso wie der allzufrüh verstorbene Jungschwabe Georg **Löffler.**" Und sie fügt noch hinzu: **„Männer, die eine eigene Meinung haben, können die ‚Führer' nicht ertragen. Als bezahlte Arbeiter, Kulis, Schleppträger und Lobhymnensänger sind** Mitarbeiter aus **allen Lagern zu jeder Zeit** willkommen, wehe aber, wenn es irgendeiner versuchen sollte mit **eigenem Kopf zu denken."** So schrieb die „Arader Zeitung" **vor 40 Jahren.** Und Dr. Kräuter bekämpft in seinen „Erinnerungen" **auch heute noch jene, die mit eigenem Kopf denken.**

Terror gegen Meinungsfreiheit

Wie sehr die Redakteure des „offiziellen Organs der Volkgsgemeinschaft" unter **parteipolitischem Druck** standen, beweist auch der Fall des bekanntesten schwäbischen Dichters Peter **Jung.** Er leitete jahrelang die **„Hatzfelder Zeitung"** und ich holte ihn, wie auch Robert **Reiter** (letzteren im Jahre 1925), in die Redaktion der „Banater Deutschen Zeitung". Anfangs April 1931 erschien in der „Banater Deutschen Zeitung" folgende lapidare Notiz: **„Redaktionelles: Herr Peter Jung ist seit dem heutigen Tag nicht mehr Mitarbeiter der Banater Deutschen Zeitung".** Er wurde also **fristlos** entlassen. Grund seiner fristlosen Entlassung: Er trat der **„Jungschwäbischen Bewegung"** bei und schrieb in der „Arader Zeitung" einen sachlichen Artikel: **„Karfreitag des schwäbischen Volkes"** und einen „Osterartikel", der Dr. Kräuter und Konsorten nicht paßte. Selbst die sanfteste Kritik wurde nicht geduldet.

Auch noch andere merkwürdige Sachen geschahen: man setzte den Namen Peter Jungs **unter einen Artikel, den er gar nicht geschrieben hatte.** Dieser unerhörte Mißbrauch des journalistischen Berufes rief natürlich bei den Journalisten große Empörung hervor.

Der Dichter wurde brotlos

Peter Jung war ein **tiefgläubiger Katholik** und ein begeisterter Verfechter der Rechte seines Volkes. Weil er aber **eigene Ansichten** hatte, wurde der an irdischen Gütern keinesfalls gesegnete Heimatdichter und Journalist **einfach auf die Straße gesetzt.** Peter Jung klagte am 22. April 1931 in der „Arader Zeitung": „Man kann jemanden brotlos machen: **aber ich bin lieber brotlos, bevor ich meine Seele und meine Überzeugung verschachere.** Ich habe nie zu jenen gehört, die für Geld auf den Bauch fallen, **um Götzen anzubeten, die ich verabscheue und deren inneren Unwert ich kenne."**

Peter Jung schrieb dann in der **„Temesvarer Zeitung"** sowie auch Karl **Hell,** einer der ältesten deutschen Journalisten des rumänischen Banates. Der aus Karlsdorf stammende Hell begann seine Laufbahn bei der oppositionellen Wochenzeitung **„Unser Blatt"** in Großbetschkerek, nahm an der deutschen Bewegung regen Anteil und war Mitglied des „Deutschen Volksrates für Ungarn" und starb in den Fünfziger Jahren in einem **Flüchtlingslager bei Linz.** Er gehörte vor und während des zweiten Weltkrieges auch der Redaktion der „Arader Zeitung" sowie der „Banater Deutschen Zeitung" bzw. „Südostdeutschen Tageszeitung" an; auch die bekannte schwäbische Dichterin Annie **Schmidt-Endres** war vorübergehend Mitglied der unter meiner Leitung stehenden Redaktion.

Geschichtlich interessant dürften auch folgende Tatsachen sein: In der Redaktion der „Schwäbischen Volkspresse" praktizierten zusammen mit mir der sudetendeutsche Student Rudolf **Fischer.** Er wurde später Chefredakteur der in Wien erschienenen Wirtschaftszeitung **„Südostecho"** und dann Pressechef des einstigen Reichswirtschaftsministers **Funk.** Mit mir kam auch der Wiener Ferdinand Ernst **Gruber** zur „Schwäbischen Volkspresse", wo er über zwei Jahre lang arbeitete. Er schrieb auch das Buch über Adam Müller-Guttenbrunn, den **„Erzschwaben",** und zählte **zu den besten Kennern des Nachlasses unseres großen Schriftstellers.** Gruber, der vor einigen Jahren in Wien starb, war ein **ausgezeichneter Journalist und guter Kollege: vor und während des Krieges war er Berichterstatter großer deutscher Zeitungen in Agram, Belgrad und Bukarest.**

Als Emil Neugeboren versagte

Als Otto **Reissenberger,** ein Siebenbürger Sachse, die Administration und Druckerei der „Schwäbischen Volkspresse" nach dem Abgang Peter Gängers übernahm, rief man einen Siebenbürger Journalisten zur Zeitung: Emil **Neugeboren.** Er war bis 1918 Abgeordneter im ungarischen Parlament, schrieb in der Wiener „Neuen Freien Presse", im „Pester Lloyd" und natürlich auch in den Siebenbürger Zeitungen. Er war ein **erbitterter Gegner Rudolf Brandschs** und das war auch der Grund, weshalb die „Gemäßigten" ihn in das Banat riefen. Er sollte uns jungen schwäbischen Journalisten das „Zeitungmachen" beibringen. Sein übermäßig hohes Gehalt wurde sicherheitshalber **statt in Lei in Dollar festgelegt,** was unter den übrigen, schlecht bezahlten Redaktionsmitgliedern recht böses Blut machte. Neugeboren wohnte während seines Temeschburger Aufenthaltes bei Domprobst **Blaskovics** (deshalb wurde er auch spöttisch der **„sächsische Blaskovics"** genannt.

Der Präfekt wurde gefordert

Dann passierte dem alten, erfahrenen Journalisten, der die Banater Verhältnisse nicht kannte, ein Malheur: Er kommentierte die von dem liberalen Präfekten Dr. Julius **Coste** am 10. Mai, dem rumänischen Nationalfeiertag, gehaltene Rede zu hönisch; dieser machte kurzen Prozeß: **er stellte die Zeitung ein.** Neugeboren wollte beim Präfekten protestieren, dieser wies ihm aber brüsk die Tür (auf deutsch: er schmiß ihn hinaus). Neugeboren forderte ihn zum Duell: seine **Sekundanten:** Oberst und Senator Karl von **Möller** und Dr. Fritz **Dutschak.** Diese erlitten das gleiche Schicksal wie Neugeboren: Der Präfekt komplimentierte sie zur Tür hinaus. Als Ersatz erhielten die Leser das „Siebenbürgisch-Sächsische Tagblatt" und ich freute mich, nicht nur wegen des ungewollt hergestellten engen Kontakts mit unseren sächsischen Schicksalsgenossen, sondern auch, daß die unfreiwillige Arbeitspause von fünf Wochen gerade in die Zeit der Jagd fiel.

Nach Ablauf des Vertrages wurde Neugeboren nach Hause geschickt, **sein Banater Gastspiel war zu Ende, nicht aber sein Einfluß bei den „Gemäßigten";** noch öfter mischte er sich **einseitig** und befangen in die inneren Angelegenheiten der Banater Schwaben ein. Dr. Kräuter nennt ihn in seinem „Anhang" **einen verbitterten Gegner des Nationalsozialismus, was natürlich auch falsch ist. Neugeboren schrieb am 29. November 1936 in der „Banater Deutschen Zeitung", daß er sich schon im Jahre 1933 der Erneuerungsbewegung angeschlossen habe.** Also um ein Jahr früher als Dr. Kräuter seine Aufwartung bei Hitler machte.

Aber auch Staatssekretär a. D. Prof. Lutz **Korodi** arbeitete kurze Zeit in der Redaktion der „Schwäbischen Volkspresse". Er schrieb **vorzügliche** Leitartikel, doch die Zeit, die der pedantische Professor dafür aufwandte, verzögerte oft das pünktliche Erscheinen der Zeitung. Er schied bald aus der Redaktion aus.

Die alte „Temesvarer Zeitung"

Wenn Dr. Kräuter behauptet, daß es allgemein bekannt war, daß „sowohl der Eigentümer der **‚Temesvarer Zeitung'** als auch seine rechte Hand, der Reporter **Sárkány** hervorragende Publizisten waren, die Gassner nicht wegen seiner angeblich ‚schmissigen' Artikel zu sich lockten, sondern weil sie ihn als sogenannten ‚Parade-Goi' als **arisches Aushängeschild brauchten"** (der **klerikale Antisemitismus** Dr. Kräuters schimmert immer wieder durch), so ist das eine böswillige Behauptung.

Der Eigentümer der Zeitung, Anton **Lovas,** hat von 1912 bis zum Jahre 1916 als verantwortlicher Redakteur gezeichnet. Nachher zeichnete der Katholik Alexander **Mangold** bis zum Jahre 1938 als Verantwortlicher. Er war von Beruf gelernter Buchdrucker und im Gegensatz zu Dr. Kräuter ein **praktizierender** und nicht **politisierender Profit-Katholik**; er erhielt deshalb schon lange vor Dr. Kräuter eine päpstliche Auszeichnung. Anton Lovas, der schon bei meinem Eintritt in die Redaktion **schwer herzleidend war,** schrieb **nie** Artikel, obwohl seine deutsche Bildung und Belesenheit weit umfangreicher war als die der neudeutschen Führer. Gabrial Sárkány hat nie Leitartikel geschrieben oder die Zeitung redigiert: er war ein guter Reporter und Kunstkritiker, aber kein Publizist, wie Dr. Kräuter behauptet.

Und was die Sache mit dem **Parade-Goi** anbelangt, sei festgestellt, daß vor mir der schwäbische Arbeiterdichter Nikolaus **Schmidt** und der Schriftsteller Franz **X. Kappus** der Redaktion der „Temesvarer Zeitung" angehörten; außer dem erwähnten A. Mangold und mir waren noch „Arier": Béla **Schiff** (er schrieb das Buch „Alt-Temesvar", gleichfalls praktizierender Katholik), dann Karl **Preissig** und Andreas **Vogel** (er lebt in Augsburg) sowie der Dipolmvolkswirt Georg **Löffler.** Von diesen Dingen hatte natürlich Dr. Kräuter keine Ahnung gehabt: er lebte in Bukarest und Temeschburg in einem **gesellschaftlichen Ghetto,** das nicht nur zahlenmäßig, sondern auch **geistig stark** begrenzt war. Außer den oben angeführten „Ariern" gehörten der Redaktion der „Temesvarer Zeitung" **noch fünf Redakteure jüdischer Abstammung** an.

(Fortsetzung folgt)

Ehrung Josef Gassners anläßlich seines 70. Geburtstages

Grußworte an den Nestor der Banater Journalisten

Vor drei Wochen trafen sich in dem Münchener Restaurant „Adria" Vertreter verschiedener Landsmannschaften sowie Freunde des Banater Journalisten und ehem. Hauptschriftleiters Josef **Gassner,** um in schlichtem Rahmen seinen 70. Geburtstag zu feiern.

Der Vorsitzende der Landsmannschaft der Banater Schwaben, Ministerialrat Michael **Stokker,** auf dessen Initiative auch die Veranstaltung zustandekam, begrüßte den Jubilar und hieß die Anwesenden — 38 Personen — herzlich willkommen. Ministerialrat Stocker schilderte das Ringen in den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch 1918 um die Volkwerdung unseres kleinen Stammes, die, anspielend auf die „Goldenen Zwanziger" in Deutschland auch für uns insofern „golden" waren, als nach der Entvolkung das **Volksbewußtsein** und der **politische Wille** in der einst so passiven Masse erweckt wurde. Der Redner stellte den Jubilar in die politischen Geschehnisse der damaligen Zeit, an deren Formung er sowohl als leitender Pressemann wie auch als Politiker seit seiner frühesten Jugend aktiv beteiligt war. Ausführlich schilderte er die einzelnen Stationen des bewegten Lebensweges Josef Gassners, der von Temeschburg über Budapest, Salzburg nach Karlifornien und von dort zurück in die Bundesrepublik führte, und hob dessen Verdienste, die er sich sowohl in der alten wie auch in der neuen Heimat durch sein mutiges Eintreten für die Interessen seines Volkes erworben hatte, hervor. Er wünschte dem Jubilar noch viele Jahre des Schaffens.

Der bekannte siebenbürgisch-sächsische Schriftsteller Dr. Dr. h. c. Heinrich **Zillich** überbrachte die Grüße des **Südostdeutschen Kulturwerkes,** dessen Geschäftsführer Gassner ist, und würdigte dessen langjährige journalistische Tätigkeit im Interesse seines Volkes. Seine in herzlichem Ton dem guten Freund und treuen Deutschen überbrachten persönlichen Glückwünsche ergänzten seine Ausführungen.

Der frühere Chefredakteur des „Siebenbürgisch-Sächsischen Tagblattes" und Vizepräsident der Südosteuropa-Gesellschaft, Alfred **Hönig,** begrüßte den Jubilar im Namen der **Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen** und kam dann auf das Verhältnis zwischen Schwaben und Sachsen zu sprechen: seine geistreiche, von würzigem Humor und feiner Ironie durchwobene Rede fand begeisterte Aufnahme. Florian **Krämer,** der Vorsitzende der Landsmannschaft der **Jugoslawiendeutschen** in Bayern, überbrachte die Grüße seiner Landsmannschaft und würdigte die Verdienste Gassners als Journalist, der sowohl in der alten Heimat wie auch später unerschrocken und mutig für die Interessen seines Volkes eintrat und als Nestor der donauschwäbischen Journalisten es verdient, geehrt zu werden.

Ergriffen und in schlichten Worten dankte Josef Gassner den Rednern: Er fühle eine gewisse Beklemmung — sagte er — als Mann der Presse gefeiert zu werden, zumal es doch zum Beruf des Journalisten gehöre, **andere zu feiern oder über sie zu schreiben.** Er versprach, auch in Zukunft wie bisher in seiner fast fünfzigjährigen journalistischen Tätigkeit für Recht und Wahrheit einzutreten.

Der fröhliche Kreis, dem Vertreter aller deutscher Volksgruppen aus dem Südosten angehörten — darunter auch ein rumänischer Freund und auch Toni Schön aus Salzburg — blieb noch lange in angeregten Gesprächen und heiterer Stimmung beisammen. Es war ein netter, aufgelockerter Abend, der an die Geburtstagsfeiern in der alten Heimat erinnerte. (fa)

Stellungnahme zu den erweiterten „Erinnerungen" Dr. Kräuters

Abwehr ungerechtfertigter Angriffe - Richtigstellung von Irrtümern

Von Josef Gassner

(3. Fortsetzung)

Der ahnungslose alte Politiker

Dr. Kräuter behauptet ferner, daß ich erst bei der „Südostdeutschen Tageszeitung", „dem Amtsorgan der Nationalsozialisten", Chefredakteur geworden bin. **Auch das ist nicht wahr.** Die „Banater Deutsche Zeitung" schreibt am **26. Januar 1936:** „Die Versammlung im Gemeindegasthaus in Lovrin, bei der Senator Dr. Emmerich **Reitter,** Abgeordneter Anton **Hügel** und **Hauptschriftleiter Josef Gassner für die Einigkeit eingetreten sind, war eine herzergreifende Kundgebung für ernste Arbeit, Anständigkeit und Rechtschaffenheit."**

Ende 1937 ging Alexander Mangold, der über **zwanzig** Jahre als verantwortlicher Schriftleiter zeichnete, in Pension. Darauf erschien am 4. Januar 1938 in der „Banater Deutschen Zeitung" folgende Notiz: **„Aus Journalistenkreisen.** Mit dem 1. Januar hat der Nestor der Temesvarer Journalisten Alexander **Mangold,** der die ‚Temesvarer Zeitung' lange Jahre hindurch als verantwortlicher Schriftleiter zeichnete, mit Rücksicht auf **sein hohes Alter** die Feder aus der Hand gelegt, um sich in den Ruhestand zurückzuziehen. **Die Stelle des Hauptschriftleiters wurde nun Josef Gassner** und die des verantwortlichen Schriftleiters Béla **Schiff** anvertraut." Als die „Temesvarer Zeitung" von Antonescu eingestellt wurde, war ich über 15 Monate in der rumänischen Armee; nach meiner Abrüstung wurde ich Chefredakteur der „Banater Deutschen Zeitung" (mein Stellvertreter war Robert Reiter), die dann nach Übernahme durch die Volksgruppe in „Südostdeutsche Tageszeitung", Ausgabe Banat, umbenannt wurde.

Ich war kein größerer „Nazi-Propagandist" als Dr. Kräuter, der sein Gehalt als Mittelschullehrer zu dieser Zeit von der Volksgruppe erhielt, während die Gehälter der Journalisten von der „Schwäbischen Verlagsgesellschaft" bezahlt wurden. Und wenn er behauptet: „Die ‚Südostdeutsche Tageszeitung', das Organ unserer NS während des Krieges, das zur begreiflichen Empörung des Rumänentums schon in seinem Titel unverhohlen zum Ausdruck brachte, daß **unsere** Volksgruppe ihre Impulse aus Berlin empfängt", so sei bemerkt, daß die „Banater Deutsche Zeitung" **noch unter dem Regime Dr. Kräuters und Konsorten nicht nur Impulse, sondern auch reichlich Geld aus Berlin empfing.** Nach meinem Ausscheiden mußte die Verlagsgesellschaft, die die Zeitung herausgab, **zweimal** mit **kräftigen „Spritzen" aus Berlin am Leben gehalten werden.** Im Jahre 1932 betrug das Aktienkapital der „Schwäbischen Verlagsaktiengesellschaft", der die Banater Deutsche Zeitung gehörte, 2 400 000 Lei und die Schulden 4 832 482 Lei).

In der Redaktion der „Südostdeutschen Tageszeitung", Ausgabe Banat, praktizierten die jungen sächsischen Journalisten Hermann Otto **Bolesch** und Dankwart **Reissenberger,** die beide heute in der Bundesrepublik zur journalistischen Spitzenklasse gehören. Auch Ludwigs **Pfnis,** der heute Professor in Österreich ist und von dem mehrere Arbeiten über Adam Müller-Guttenbrunn (z. B. „Ich bin ein Sämann für künftige Geschlechter" zum 90. Geburtstag des Schriftstellers) erschienen, verdiente seine ersten journalistischen Sporen in der von mir geleiteten Redaktion; auch Kaplan Julius **Heyer, einer der Führer des katholisch-deutschen Jugendbundes** — nachdem er seinem Priesterberuf entsagte — sowie der talentierte Eduard **Teufel** waren ebenfalls einige Zeit in der Radaktion tätig. Beide fielen als Angehörige einer SS-Propaganda-Kompanie.

Ich habe die Presseverhältnisse jener Zeit deshalb ausführlicher geschildert, weil — wie erwähnt — seit dem Erscheinen der ersten Nummer der „Schwäbischen Volkspresse" **50 Jahre verstrichen sind; die „Temesvarer Zeitung" wäre jetzt schon 117 Jahre alt. Professor Valentin schrieb also mit Recht, daß ich Chefredakteur war, während Dr. Kräuter bewußt die Unwahrheit sagt.**

Aber auch was er im Zusammenhang mit Father **Lani** und seiner von mir in Österreich geleiteten Aktion schreibt, ist falsch. Er hat keine blasse Ahnung von den damaligen Ereignissen im Westen. Das Lied: „Mich reißt Begeisterung hin..." habe **ich** Father **Lani** mitgebracht, der es mit seinem 80-köpfigen Chor bei jeder festlichen Gelegenheit in Los Angeles sang. Auch in dem Buch der Donauschwäbischen Landsmannschaft von Südkalifornien ist es abgedruckt. Ebenso sind die Farben **Grün-Weiß** in Los Angeles auf **meine** Anregung hin eingeführt worden. Pfarrer Mathias Lani, ein Schulfreund Prof. Valentins, ist „nicht paar Monate nach Valentin geboren" — wie Dr. Kräuter behauptet — sondern **ein ganzes Jahr später.** Er rüstete nicht als **Honvéd-Oberleutnant** ab, sondern als Fähnrich (die 1899 Geborenen brachten es nicht weiter, weil der Krieg zu Ende war). Und Prof. Valentin wurde nicht von dem Seminarprofessor **Magyari** (ein madjarisierter Serbe oder Bunjewatze) aus dem Priesterseminar verscheucht, **sondern von dem madjarisch-chauvinistischen Bischof Glattfelder,** und zwar wegen seiner **volksbewußten** Gesinnung. **In dem mutigen Brief Valentins an Bischof Glattfelder, der im „Banater Tagblatt" erschien, kann es jeder nachlesen.**

Irrtümer, Fälschungen, Unwahrheiten am laufenden Band: Das sind die Dr. Kräuter'schen „Erinnerungen", die die Banater Geschichte völlig auf den Kopf stellen.

Was Dr. Kräuter über die Verhältnisse der Donauschwaben und ihrer von Pfarrer Mathias **Lani** gegründeten Kirche in seinen „Erinnerungen" noch berichtet, beruht geradeso auf Unkenntnis der Lage wie die Behauptung, daß ich aus Österreich deshalb nach Californien auswanderte, weil Österreich **von den Bolschewisten besetzt war** und **ich „Angst"** hatte; in Österreich gab es aber **vier** Besatzungszonen und ich lebte zuerst **drei Jahre in Tirol** unter den Franzosen und **drei Jahre in Salzburg,** das bekanntlich von den Amerikanern besetzt war. Geradezu köstlich ist die „Entdeckung" in den „Erinnerungen", daß z. B. Prof. **Hügel** nur deshalb nicht in die Bundesrepublik kam, weil jeder Flüchtling an der Grenze von den Amerikanern auf seine **politische Vergangenheit geprüft** wurde, und zwar auf Grund des Buches von Herrschaft „Das Banat", in dem die Namen der „Amtswalter" verzeichnet seien. Mit dem auch im Banat nicht sehr bekannten Buch unter dem Arm hielten also die Amis an der Grenze Wache und kontrollierten die Tausenden, die in die Bundesrepublik wollten.. Heilige Einfalt! Nicht nur Prof. Hügel blieb in Österreich, sondern auch Lehrer Christoph **Kintsch,** Nikolaus **Engelmann,** Prof. Anton **Valentin** (der dann später in die Bundesrepublik übersiedelte), dann Dr. Klingler und noch viele andere.

Auch in der zweiten Auflage wird noch immer verbissen behauptet, daß der **Anschluß** der Banater Schwaben im Jahre 1919, wenn überhaupt, so im „Cafe Scholje" (das es gar nicht gab) stattgefunden hat; er fand, wie ich nunmehr **eindwandfrei** feststellen konnte, im großen Sall des **„Délvidéki"** (es war ursprünglich ein ungarisches „Herrenkasino", das Palais wurde später von dem Großkaufmann N. **Trasser** erworben und wurde — da dieser ein Faible für Amerika hatte — auch „Whitehouse", also „Weißes Haus" genannt) statt, und zwar unter dem Vorsitz von Franz **Wettel,** über den in dem „Anhang" noch etwas Neues entdeckt wurde: nämlich, daß er es wegen dem Tode seines Sohnes Helmut ablehnte, in den „Schwabenrat" gewählt zu werden. Das ist rein erfunden; Wettel hat noch in den Jahren 1918, 1919 und 1920 **gegen** die madjarophilen Führer des Schwabenrates gewettert und bis 1921, der Gründung der Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft, **alle Aktionen der Volkspartei tatkräftig unterstützt.** Über den Anschluß berichtete übrigens die „Deutsche Wacht" in ihrer Nummer **137 vom 27. September** und **ihr Bericht wurde dann auch von der „Temesvarer Zeitung"** übernommen. Damit sind alle Kombinationen in den „Erinnerungen" über den Anschluß zerstört.

Dr. Kräuter verspottet dann noch die nach Paris entsandte „Banater Abordnung", weil ihr Anführer Dr. Frecot behauptete, beim **„Fünferrat"** der Friedenskonferenz vorgesprochen zu haben; mehrmals betont er in seinen „Erinnerungen" — und macht sich lustig darüber —, daß es einen **Fünferrat gar nicht gab.** Als langjähriger Abgeordneter hätte er aber wissen müssen, daß im „Großen Rat" der Pariser Friedenskonferenz **Frankreich, Großbritannien,** die **Vereinigten Staaten, Italien und Japan,** also **fünf Großmächte** vertreten waren. Daß er auch in seiner zweiten Auflage an der von ihm erfundenen Behauptung festhält, im Banat habe es eine „Schönerer-Bewegung" gegeben, ist geradeso unsinnig wie die Behauptung, daß es im Westen noch Leute gibt, die diese im **„Auftrag" des verstorbenen Bellers** fortsetzen. Er wußte genau, daß sie unwahr ist, **aber zur Diffamierung anderer läßt sie sich gut anbringen.** Daß Beller schon vor 50 Jahren an Adam Müller-Guttenbrunn eine „Art **Gehirnwäsche"** vornahm, zeugt von einer ungemein regen Phantasie. Ohne „Gehirnwäsche" hätte der Schriftsteller Dr. Kräuter nicht als einen „Klerikalen" bezeichnet — behauptet er. Daß er es aber war, wußte doch im Banat jeder, und wenn diese Tatsache auch bis nach Wien drang, so war dazu keine „Gehirnwäsche" notwendig: es genügte, die damalige „Schwäbische Volkspresse" zu lesen — und weil Adam Müller-Guttenbrunn dies ab und zu auch tat, wußte er Bescheid. Deshalb sind die seitenlangen Anschuldigungen und Verdächtigungen gegen Dr. Britz, Hans Diplich und Dr. Zillich über die angeblichen, Dr. Kräuter vorbehaltenen „Aufzeichnungen" über seinen Besuch bei dem Schriftsteller in Wien völlig belanglos. Würde es etwas an der politischen „Vergangenheit" Dr. Kräuters ändern, wenn der Dichter anläßlich des Besuches Dr. Kräuters bei ihm sich so oder anders geäußert hätte? Adam Müller-Guttenbrunn war national und liberal — Dr. Kräuter aber klerikal — und zu jener Zeit noch **madjarophil** und **Gegner der neuformierten alten Volkspartei.** Seine „weltanschauliche" Haltung ist in seinen „Erinnerungen" dokumentarisch festgehalten: Unduldsam und voller Hass gegen andere Konfessionen; er spielt sich in seinen „Erinnerungen" als Sprecher der **katholischen Donauschwaben** auf — und vergißt zu erwähnen, daß es auch im Banat **schöne, wirtschaftlich hochstehende, kulturell fortschrittliche evangelische Gemeinden gab, wie z. B. Liebling, Birda, Kleinschemlak** und andere. Die Konfession spielte **politisch** nur bei einer kleinen Gruppe eine Rolle, sie versuchte die Religion vor ihr oft recht **irdisches** Geschäft zu spannen, und wenn man sie entlarvte — wie z. B. ihre Bankpolitik — wurde man zum **Kirchenfeind** gestempelt. Ich habe in meiner langjährigen journalistischen Tätigkeit **nicht einen einzigen Satz gegen Kirche oder Religion geschrieben:** aber politisierende Pfarrer sind den gleichen Spielregeln unterworfen, wie jeder andere Politiker; wenn sie politisieren, müssen sie auch alle daraus entstehenden Konsequenzen tragen: **Lob und Kritik, Zustimmung und Ablehnung.**

Die Verdienste Dr. Kräuters um die Gründung der Katholisch-Deutschen Lehrerbildungsanstalt sind, wie schon oft betont, nicht abzuleugnen: er schuf die **rechtliche** Grundlage und den **Rahmen,** aber den **Geist und das Wissen verbreiteten die angestellten Lehrkräfte,** die in den Dr. Kräuter'schen „Erinnerungen" kaum in Erscheinung treten. Daß alle stolzen Errungenschaften auf den **Opferwillen der Gesamtheit** — und nicht auf Einzelpersonen oder eine **kleine Gruppe** — zurückzuführen sind, steht doch außer Zweifel.

Noch einige Irrtümer: Dr. Kräuter behauptet, daß der Vater des verstorbenen Professors Valjavec sein Studienkollege in Budapest und Mundartforscher wie er selbst gewesen sei: dieser war aber weder Mundartforscher noch studierte er in Budapest, sondern lebte in Wien; Professor Valjavec, dem Hügel in seinem **„Abriß zur Schulgeschichte"** für die gewährte Hilfe dankt, kannte die geschichtlichen Zusammenhänge im Südosten sehr gut: er war ein **hervorragender Wissenschaftler** und Dr. Kräuter ein Politiker mit stark provinziellem Einschlag. Nicht einmal über exakte Banater Ortskenntnisse verfügte der einstige Banater Abgeordnete; so schreibt er z. B., daß **Neupetsch** und **Paratz** zur Zeit des Buches König Ferdinands **zu seinem Wahlkreis gehörten.** Er war aber damals Abgeordneter des **Billeder** Wahlbezirks und weder **Neupetsch** noch **Paratz** gehörten zu diesem.

(Fortsetzung folgt)

Landesbeirat zur Verwirklichung der Patenschaft des Landes Baden-Württemberg über die Donauschwaben

Ausschuß für Jugend- und Begabtenförderung

AUFRUF

an alle donauschwäbische Eltern

In diesen Wochen werden Volksschüler zum Übertritt an Gymnasien, Realschulen und Handelsschulen angemeldet.
Wenn Ihr Kind, liebe donauschwäbische Eltern, hierfür geeignet erscheint, sollten Sie diese Möglichkeiten nützen.
Sie werden ja auch wissen, daß für Studienzwecke manche Gelder der Öffentlichen Hand bereitgestellt sind.
Wir empfehlen dringend, die Begabungen Ihres Kindes nicht brachliegen zu lassen, zumal gerade wir Donauschwaben studentischen Nachwuchs brauchen.

Josef Schmidt, Vorsitzender

Zrucktun is ke Sind! / M'e Donauschwob zum 70-schte

De Vettr Sepp vun die Donauschwowe, der was sichr sei Name net schen schreiwe kann, weil 'r immer nor mit zwei Buchstawe — j un g — unnrschreiwe tut, un der was im Blaad so vieli Leut die G'burtstää anwinsche tut, alsdann, den hat's jetz aach drwischt: jetz is er 70 Johr alt worre.

Vor 70 Johr an Josefi hat de große Wert vun Lowrin vrgeßt, for seini Gäscht die Rechnung schreiwe. An dem Taa hat de Storch 'm Vettr Joschka a Bu g'brung, na un des war a Faß Bier doch wert.

September 1914. De erschte Weltkriech hat schun zwei Monate g'dauert, do hat unser Professer in dr Klass die Händ zammgschlaa un saat: Schluß mit Schreiwe, schnell die Hefte rausbringe un uf de Tisch leje! Wie uf Horruck is alles an de Tisch un hat sei Heft dort uf de Haufe g'leet, aach ich han's so g'macht. Mir han nor zu zwett in jeder Bank ghuckt, an dr Mauer war de Sepp un vore ich. Wann er, saat mr, hat wille kaiserzufußgehn, odr daß 'r sunscht aus dr Bank hat raus wille, han ich misse ufstehn un 'ne rauslosse. Jetz, wie ich mei Heft abginn han, sin ich uf mei Platz gang, do saat de Sepp: Sei so gut, traa mol mei Heft aach uf de Tisch, daß d' net nomol ufstehn muscht. S war 's letschti Heft in dr Klass. „Jetz kummscht?", saat de Professer (er war in Zivil Bärejäger un hat iwr zwei Zentner g'woo) un hat mr ens uf de Backe g'haut, daß an dr Mauer die Landkarte wie die Englischreiterei g'wacklt han. Wie ich so staat zu mr sin kumm, saa ich: „Herr Professer, des is jo gar net mei Heft." „Des hättscht ender saan misse", war sei Antwort, „die holt dr jetz ke Jordanier mehr ab. Ich han jo aach net dich wille treffe, sondr den, dem was des Heft ghert."

Alsdann, des war de Anfang vun unsrer Freundschaft, enfach unvrgeßlich! Manchmol kummt's mr vor, wie wann mei enes Ohr vun domols noch immer bißl klingle tät.

Im 16-er Johr ham'r des emolichi Schauspiel erlebt, daß die Mackensen-Armee dorch unser Stadt maschiert is. Stunde- und täächlang ham'r nor gstann un g'gafft, daß mr 's Maul net zugriet han. Un die vieli Saldate han alli deutsch g'red un mir han uns gschämt for schwowisch rede, weil domols Schwobsin schun bal sowas Schlimmes war, wie wann die Maul- un Klauenseuche wu regiere tut. Un daß de Schwob erscht mit 40 Johr de Vrstand griet, ham'r heere misse, na wer Teuwl hat dann do wolle zu die Dummi gheere?

„Nohát", hat domols a Kartezwicker vun dr Eisebahn a Schwob gfroot, „nohát" hat'r gsaat, „abber was macken Schwab, wenn nicht kommen Verstand mit 40 Jahr?"

„Tja", hat do de Schwob gsaat, „was werd 'r mache? No geht 'r halt for Kartezwicker zu dr Eisebahn!"

Awr die Mackensen-Buwe han uns Kurasch g'macht. Immer öfter ham'r uns antrappiert, daß mr schwowisch un aach schun „herrisch" rede tun. Die Matura is kumm mit'm Rausch un was sunscht noch drzu gheert hat.

Im 17-er Johr kummt no ufmol so a junge Kadettaschpirant mit 'm lange Saawl dodrheer un macht a Knack, wie wann'r zu deni annri Saldate saan tät: Nna, dir kennt jetz alli hemfahre, mit dem Kriech werr ich aach leenich fertig... Der General odr gar Kapral, de Vettr Westmooreland, der was aus'm Dschungl kumm is, der hätt, ich saan eng's, gegr den Kadetteaschpirant awr grad so ausgschaut, wie a arme Schlucker vun em Zivilist. Na, un weil domols de Sepp aach ziemlich viel Schegsepil ghat hat (des is awr desmol ke ungrisches Wort), do han schun bal alli Mädle 's Knack vrdreht un en Au reschkiert. Des hat mei'm Kuraktor nomol a Stoß gin un mir war's so, wie wann ich vum Professer nomol eni griet hätt.

Die Zeit is vrgang un mir han doch alli große Pläne ghat un viel Idealismus. Uf des han domols die Alti gsaat: „Jung, dumm un gefräßich", was mir net han glaawe wille. Die heuntichi Jugnd glaabt freilich aach net an des Sprichwort...

Aus'm Sepp is a Vettr Sepp worre, do ham'r 'ne, weil doch unser Urkukandle vum Rhein un vun dr Mosel her kumm sin, un weil dort de Sepp Jupp g'nennt, werd, do ham'r 'ne aach uf Jupp rummagyarisiert. Des hat awr mit Juppeidie un Juppeida nix zu tun.

Wie no'm zwette Kriech 's dicki End kumm is, sin unser Wecher außenannr gang: de ene hat angfang an seiner Pelzkapp zu knawre (un mrscheint er knawrt noch immer dran) un de annre is uf die Walz, in die Fremd gang.

Vun 1914 bis 1969 sin 's aach no'm Adam Riese Vettr, der was 's Einmaleins so gut hat drhersaan kenne, 55 Johr. Wann a Freundschaft, die was mit ener allmächtichi Watsch anfangt, so lang halt, do kam'r net saan, sie war net echt, wie 'm Fleischhacker sei Freundschaft mit 'm Wawi war. Der hat nämlich nodrhand a reichi gheirat un hat 18 Johr lang 'm Wawi Alimente zahle misse. Jetz, wie de Bu 18 Johr alt war, hat de Fleischhacker sei'm Gsell 's Geld ginn un saat:

„Do, traa mol des Geld nomol hin un saa, jetz is 's aus mit Zahle, des is 's letschti Geld, was 's vun mir griet. No gibscht awr owacht, was for a Gfrieß 's drzu mache werd."

De Gsell traats 's Geld zum Wawi un saat:

„Do schickt mei Herr 's Geld un loßt saan, jetz is aus mit Zahle. Un ich soll owacht gin, was for a Gfrieß Ihr drzu mache werd."

S' Wawi hat 's Geld abghol un saat:

„Saascht deim Herr, daß des Kind gar net vun ihm is. No gibscht awr gut owacht, was der for a Gfrieß drzu mache werd!"

Alsdann, alte Kumrad, alles hat a End, nor de Worscht hat zwei. Mir aus dr alti Heimat winsche dr viel Gsundheit, un Allah soll dr noch lang de Bart — net a lange Bart, sondr noch lang a Bart — wachse losse, weil doch des alti schwowischi Sprichwort saat: wem lang de Bart wachst, der lebt lang.

Wer mol 70 uf 'm Buckl hat, for den gibt's nor mehr zwei Meglichkeite:

1. mr muß so lang Daume drucke, bis mr die 80 hinnr sich hat, daß mr saan kann, nna, soweit wär mr, un jetz soll sterwe, wer will, odr
2. mr iwrloßt des ganzi Kumeedi mit dr Sterwerei 'm Sensemann, weil gejr dem sei Protikoll steht mr doch machtlos wiesawie.

Ich tät dr geere zu dr erschti Meglichkeit roote, zum Daumedrucke...

Patschhand
Tanjelpheder

Wir Schwaben haben das Recht und die Pflicht ...

Am 8. 12. 1918 wurde in Temeschburg das „Schwäbische Manifest" verkündet

Die Völker, die auf dem Gebiete der Monarchie lebten, machten bei dem sich abzeichnenden Zusammenbruch der Mittelmächte Gebrauch von dem durch den amerikanischen Präsidenten Wilson verkündeten Selbstbestimmungsrecht der Völker, das als Grundlage der Friedensverhandlungen angenommen wurde. Die Südslawen, Rumänen, Tschechen und Slowaken organisierten sich bereits auch in der Heimat. Ihr Vertreter im Ausland, in Frankreich, England und USA, waren schon im Verlaufe des ganzen Krieges eifrig tätig. Sie erklärten alle Verbindungen mit den Regierungen in Wien und Budapest für aufgehoben. Ende 1918 wurde von den Südostvölkern die Selbstverwaltung auf ihren Siedlungsgebieten eingerichtet. Damit schufen sie in einer Zeit der Auflösung und politischen Ratlosigkeit fertige Tatsachen, die die späteren Entscheidungen maßgeblich beeinflußten.

Für die nationalpolitische Spätentwicklung der Donauschwaben kennzeichnend ist auch der Mangel einer eigenen Konzeption für die Gestaltung der Zukunft als Gemeinschaft. Neben den beiden in Budapest gebildeten deutschen Volksräten entstanden in dieser Übergangszeit verschiedene andere Gremien, die auf regionaler, parteipolitischer oder konfessioneller Basis die Entwicklung im Bereich der Donauschwaben zu beeinflussen versuchten.

Am 3. November 1918 wurde in Temeschburg ein Schwäbischer Nationalrat gegründet, der anschließend einen Aufruf mit einem Leitfaden zur Durchführung der Organisation an die deutschen Gemeinden verschickte. Im Aufruf heißt es: „Im Jahre 1848 wurde die Bauernschaft von der wirtschaftlichen Knechtschaft befreit, 1918 aber bedeutet die politische Befreiung". Laut dem Satzungsentwurf will der Nationalrat 1. das schwäbische Volk — onne Parteiunterschied — organisieren, 2. die kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Interessen des schwäbischen Volkes fördern, und 3. die Interessen in jeder Richtung vertreten. „Unter ‚schwäbischem Volk' ist das in Südungarn (Komitat Krasso-Szörény, Temes, Torontal, Arad, Bács-Bodrog, Tolna, Baranya) ansässige Volk deutscher Muttersprache und deutscher Herkunft zu verstehen". Die Bedeutung der Organisation des Nationalrates wird so erklärt: „Die uns drohende Gefahr ist für einen jeden einzelnen Schwaben gleichmäßig groß, wie auch die Vorteile, die aus dieser Organisation ersprießen, jedem Einzelnen zugutekommen."

Nachdem die Regierung des Grafen Karolyi den Nationalitäten volle Gleichberechtigung und Selbstverwaltung zusicherte, die nationalstaatlichen Bestrebungen der Serben und Rumänen aber eine Zerreißung der Siedlungsgebiete und des Volkskörpers der Donauschwaben zur Folge hatten, mußte das Donauschwabentum eine andere Lösung für nationalpolitisch erstrebenswerter betrachten. Auf der großen schwäbischen Nationalversammlung am 8. Dezember 1918 in Temeschburg heißt es daher in dem dort verkündeten „Schwäbischen Manifest": „Die ungarische Volksregierung hat in ihren programmatischen Erklärungen, den neuen Weltströmungen gemäß die vollständige Neugestaltung des ungarischen Staates auf der Grundlage der freiesten Autonomie der verschiedenen Völker Ungarns, proklamiert. Im Sinne dieses Programms soll das neue Ungarn auf dem Grundgedanken des Kantonsystems zur **östlichen Schweiz** ausgebaut werden. Mittlerweile hat sowohl der serbische Nationalrat in Neusatz, als auch der rumänische Nationalrat in Karlsburg die Zertrennung der auch von uns bewohnten Gebiete Südungarns derart beschlossen, daß beide das Banat für sich beanspruchen.

Wir Schwaben haben das Recht und die Pflicht diesen Ereignissen gegenüber, welche von einschneidender Bedeutung für die Zukunft unseres schwäbischen Volkes sind, offen und entschieden Stellung zu nehmen umsomehr, als wir in Südungarn fast überall die relative Mehrheit bilden. Auf Grund unseres Selbstbestimmungsrechtes, und im Vertrauen auf unsere gerechte Sache hat das große Komitee des Schwäbischen Nationalrates im Namen des südungarischen Schwabenvolkes nach schriftlichem Anschluß von 138 schwäbischen Gemeindeorganisationen des Banates und der Batschka und in Anwesenheit der Gemeindeobmänner am 8. Dezember 1918 einhellig folgenden feierlichen **Beschluß** gefaßt:

I. Über die territoriale Zugehörigkeit des Banates und der Batschka haben nicht nur völkische, sondern insbesondere geschichtliche, geographische und wirtschaftliche Gesichtspunkte in Betracht kämen, hätten über das Schicksal dieser Gebiete nur sämtliche Nationen des Banates und der Batschka auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes zu entscheiden. Diese Entscheidung könnte nur im Wege einer unparteiisch geführten geheimen Volksabstimmung getroffen werden.

II. Obiger Grundsätze zufolge kann das schwäbische Volk die Befugnis weder der Neusatzer serbischen, noch der Karlsburger rumänischen Nationalversammlung anerkennen über die staatliche Zugehörigkeit des Banates und der Batschka einseitig und eigenmächtig zu verfügen.

III. Das schwäbische Volk fordert, daß eine freisinnige, gleichberechtigende, jedwelche Suprematie irgend eines anderen Volkes ausschließende Autonomie dem mit der Batschka zu vereinigenden Banate erteilt werde.

IV. Im Rahmen der Banat-Batschkaer Autonomie fordern wir alljene autonomen Rechte, welche irgend einem anderen Volke zuerkannt werden. (In zwölf Punkten werden diese Rechte auch einzeln benannt.)

V. Wir fordern, daß bei den Friedensverhandlungen das schwäbische Volk durch einen eigenen Delegierten vertreten werde.

VI. Wir fordern die internationale Sicherung dieser Minderheitsrechte."

In der Übergangszeit, vor Abschluß der Friedensverträge, konnten die Donauschwaben verschiedene ihrer Forderungen, besonders in der Gemeindeverwaltung und im Schulwesen, verwirklichen. Später traten an die Stelle der Forderungen des „Schwäbischen Manifestes" die Bestimmungen der internationalen Minderheitenschutzverträge, die von den Nachfolgestaaten aber auch nach allen Regeln einer verlogenen Scheindemokratie umgangen wurden. jvs

Achtung, Gakowaer!

Im Gedenken an unsere alte Heimat wollen wir uns zu Pfingsten, d. h. am 25. Mai d. J., im Hotel „Casino" in Ulm/Donau treffen, um uns wiederzusehen, alte Erinnerungen auszutauschen und ein paar frohe Stunden miteinander zu verbringen. Hierzu sind alle herzlichst eingeladen. An die uns bekannten Adressen werden wir noch gesondert eine Einladung mit Programm verschicken. Jene Landsleute, die Verwandte und Bekannte haben, welche bis zum 1. Mai d. J. noch keine Einladung zum Treffen erhielten, werden gebeten, deren Anschriften an Stefan Nuber, 7902 Blaubeuren, Gotthilf-Dorn-Straße 15, mitzuteilen.

Zum Heimatortstreffen der Gakowaer lädt außerdem Lm. Adam Engl, 7902 Blaubeuren, Sonderbuchersteige 5, seinen Geburtsjahrgang 1899 zu einer Siebzigerfeier ein. Der Organisationsausschuß

Na, passen wir denn nicht sehr gut zusammen?



Bogaroscher Kirchweihpaar anläßlich der am 18. August 1968 stattgefundenen Kirchweih.

Donauschwäbische Gedenktage

14. April 1944:

Im letzten zwischenstaatlichen Abkommen wird die totale Aushebung der wehrfähigen Deutschen in Ungarn durch das 3. Reich erreicht

Die Donauschwaben gehörten bis zum Zusammenbruch im Jahre 1918 der Donaumonarchie an. Ihren Wehr- und Kriegsdienst leisteten sie in kaiserlichen Einheiten mit deutscher, oder königl. Honvedeinheiten mit ungarischer Kommando- und Dienstsprache mit gleicher Hingabe und Treue. Während des Weltkrieges kämpften sie oft Seite an Seite mit deutschen Einheiten an allen Fronten. Ihre Aufteilung auf die Nachfolgestaaten bedeutete für sie eine gewaltige Umstellung. Und doch leisteten sie auch jetzt in vorbildlicher Loyalität ihren Wehrdienst ab, obwohl sie die neuen Staats- und Kommandosprachen in Rumänien und Jugoslawien nicht beherrschten und erst während des Militärdienstes unter vielerlei Schwierigkeiten erlernen mußten. Es kann donauschwäbischen Soldaten keinerlei Dienstverweigerung oder Sabotageaktion zwischen den beiden Weltkriegen nachgewiesen werden. Daß sie dann während des Zweiten Weltkrieges auf Grund zwischenstaatlicher Abkommen nicht nur in den Verbänden der Heimatstaaten, sondern vor allem auch in den Verbänden des Dritten Reiches ihren Kriegsdienst leisten mußten, hat von ihrer Seite gewiß keine staatspolitischen Hintergründe gehabt. Ganze Divisionen der Waffen-SS bestanden zum Großteil aus Volksdeutschen. Die total ausgehobenen Männerjahrgänge der Donauschwaben standen und bluteten auf den Schlachtfeldern Europas und Afrikas. Für ihr Volkstum und ihre nationale Gleichberechtigung leisteten sie diesen Blutzoll. Eines Verrates an ihrem Vaterland waren sie sich nicht bewußt. Für sie galt es zu gehorchen, wie das Gesetz es befahl. Gesetze zu erbringen und über Krieg und Frieden zu entscheiden, das überstieg ihre Macht und ihre Befugnisse. Wer sie in dieser Richtung verantwortlich macht, begeht Unrecht.

Die ungarische Regierung schloß mit dem Dritten Reich drei Abkommen, wonach es ungarischen Staatsbürgern deutscher Volkszugehörigkeit gestattet wurde, in die Waffen-SS einzutreten. Bezüglich des ungarischen Staatsgebietes kann gegen dieses Abkommen vom Standpunkt des Völkerrechtes nichts eingewendet werden, denn damals, als diese Abkommen zustande kamen, waren beide Regierungen legale Staatsführungen, die zweifellos das Recht hatten, zwischenstaatliche Verträge bezüglich ihrer Staatsangehörigen abzuschließen. Eine andere Frage ist, ob über die Donauschwaben in der Weise entschieden werden durfte, ohne sie zu befragen, denn aus dem „freiwilligen" Eintritt wurde sehr bald eine Zwangsaushebung. Bedenklich waren die Aushebungen aber in der von Ungarn besetzt gehaltenen Batschau. Völkerrechtlich war das Batscher Land — da mit Jugoslawien kein Friedensvertrag abgeschlossen war — ein besetztes Gebiet und de jure immer noch ein Teil des zerfallenen jugoslawischen Staates. Im Sinne des „Abkommens betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges" auf der 1. Haager Konferenz vom Jahre 1899, das sowohl Österreich-Ungarn wie das Deutsche Reich 1907 auf Grund der 2. Haager Konferenz ratifizierten, ist es der Besatzungsmacht strengstens verboten, im besetzten fremden Staatsgebiet — und das war die Batschau völkerrechtlich gesehen für Ungarn damals — Aushebungen zum Militärdienst durchzuführen.

Das völkerrechtswidrige Verhalten der damaligen ungarischen bzw. deutschen Regierung bei der Durchführung der SS-Aktionen kann man aber keinesfalls den Donauschwaben anlasten. Während nämlich die Donauschwaben Ungarns — ob freiwillig oder gezwungen — mit voller Zustimmung ihrer damaligen Regierung in der Waffen-SS dienten, waren die Donauschwaben aus Jugoslawien Opfer einer völkerrechtswidrigen Haltung der deutschen bzw. ungarischen Regierung.

In dem am 14. April 1944 vereinbarten Übereinkommen wurde dem Gemusterten ausdrücklich die Wahl der Truppengattung — ob ungarische Honved oder deutsche Waffen-SS — nicht mehr zugestanden. Ministerpräsident Sztojay leitete diese dritte und letzte SS-Aktion mit den Worten ein: „In den volksdeutschen Gebieten können Sie mustern, wen Sie wollen ..." Damit waren die gesetzlichen Vorbedingungen für die zwangsweise totale Erfassung der volksdeutschen Wehrfähigen in Ungarn gegeben, und es begann neben der Überführung aus den ungarischen Wehrmachteinheiten in die deutschen die planmäßige Aushebung aller nach den Maßstäben der letzten Kriegsjahre gerade noch Tauglichen. Die Zwangsrekrutierung erfaßte alle, die vom Volksbund als zur deutschen Volksgruppe zugehörig betrachtet wurden. Die Masse der Gemusterten folgte oft unwillig, aber diszipliniert den Gestellungsbefehlen und erlebte die Endphase des Krieges an den verschiedenen deutschen Fronten. Der Zusammenbruch lieferte sie den Alliierten oder der Sowjetunion als Kriegsgefangene aus. jvs

Mundartecke (16)

Der „Tschardak" in einigen donauschwäbischen Mundarten

Von Dr. Anton Peter Petri

Auch bei diesem Begriff muß man — wie das in unseren Mundarten nicht selten vorkommt — zwei verschiedene Bedeutungen herausstellen. Im ursprünglichen Sinne bedeutete das Wort ein **Wachthaus in der k. u. k. Militärgrenze.** Es stammt aus dem **serbokroatischen čardak**, dieses wiederum aus dem **türkisch-persischen čardaci** = Wachthäuser, die zuerst von den Türken entlang ihrer Militärgrenze gegen das Habsburgerreich eingerichtet wurden. Diesen Wortgehalt konnte ich in folgenden Heimatmundarten feststellen: Alt-Sadowa/Banat (abgek.: B), Apfeldorf/B, Franzfeld/B, Glogon/B, Homolitz/B, Karlsdorf/B, Lindenfeld/B, Karlowitz/Syrmien (abgek.: Syr.), Mitrowitz/Syrm., Weidenthal/B, Wolfsberg/B, Wukowar/Syrm.

Die zweite Bedeutung war in unseren ehemaligen Siedlungsgebieten (vor allem im südslawischen Bereich) geläufiger und bekannter. In den weiter unten folgenden Ortschaften diente der Tschardak als **Maisspeicher.** Der **kroatische** Maisspeicher wird folgendermaßen beschrieben: „Breite und Länge: 5 m, Tiefe: 1 m. Der Speicher ist aus Latten gebaut, die, in Zentimeterentfernung, die Luft durchstreichen lassen. Der Speicher ruht auf starken Balken. Ziegeldach. Der Speicher hat an der schmalen Seite eine Tür. die Maiskolben liegen in einem großen Haufen bis zum Dach. Statt der Balkengrundlage kann gemauerte auftreten, nicht selten bildet die Untermauerung wieder einen Wirtschaftsraum, höher als der Speicher selbst ..." [Vgl. F. **Tetzner:** Die Kroaten. Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Braunschweig 85. Bd., Jg. 1904, Nr. 2 v. 7. Januar 1904, S. 26].

Ich konnte den Begriff in folgenden donauschwäbischen Mundarten feststellen: **Batschka:** Alt-Ker, Apatin, Batsch-Sankt-Iwan, Batschka-Palanka, Feketitsch, Gajdobra, Hodschag, Kernei, Klein-Ker, Neufutok, Neu-Schowe, Neu-Siwatz, Neu-Werbaß, Obrowatz, Stanischitz, Torschau, Weprowatz; **Syrmien:** Alt-Pasua, Beotschin, Bapska Novak, Beschka, India, Krtschedin, Neu-Pasua, Orolik, Putinci, Schidski Banowzi, Wukowar; **Slowenien:** Ernestinovo, Esseg, Krndija, Erdut, Sarwasch-Hirschfeld, Naschitze, Tenje, Welimirowatz, Jarmina, Neudorf bei Winkowzi, Diakowar, Naschitze, Winkowzi, Wirowititza, Kula, Poschega, Tschatschinzi, Slawonisch-Brod, Rietdorf.

Im April

Von A. THEER

Die Vögel zwitschern, was die Schnäbel halten!
Und manche bauen sich ein neues Haus.
Sogar die Bäume räkeln sich und falten
ihr erstes Grün bald wieder zaghaft aus.

Wohin man schaut: ein Sprießen, Kriechen, Summen.
Das ist seit ungezählten Jahren so.
Die vielen Laute wollen nicht verstummen —
was Eis und Schnee entkam, erwacht jetzt froh.

Man geht vergnügt und ohne Schirm spazieren —
man glaubt zu wissen, was das Wetter will.
Man läßt sich nicht durch Wolken irritieren.
Und kriegt die Quittung prompt: April, April!

Stellungnahme zu den erweiterten „Erinnerungen" Dr. Kräuters

Abwehr ungerechtfertigter Angriffe / Richtigstellung von Irrtümern

Von Josef Gassner

(4. Fortsetzung)

Politik und Seidenhemdchen

Dr. Kräuter berichtet in seinen „Erinnerungen" weiter über eine recht amüsante Geschichte, die — sollte sie nicht erfunden sein — doch sehr bezeichnend ist. Im Jahre 1925 — schreibt er — war der Schwager des allmächtigen Führers der Liberalen Partei Rumäniens Jonel **Bratianu** mit seiner Frau bei ihm in seiner Villa (die hatte er schon damals!) in der Vorstadt Fabrik zu Gast. Er erinnere sich noch genau an diesen Tag — schreibt er —, weil am 3. Oktober seine Tochter Liesel zur Welt kam und tags darauf **König Ferdinand** in Begleitung des Ministerpräsidenten Jonel Bratianu zum Besuch des Banates nach Temeschwar kam. Und die **„Schwester Bratianus schickte für das Kind ein mit rumänischer Handarbeit besticktes Seidenhemdchen".** Nun, was den Besuch anbelangt, so liegt ein Irrtum vor, denn König Ferdinand besuchte mit Ionel Bratianu schon **im November 1923** und nicht im Jahre 1925 das Banat (am 13. November 1923 waren sie auch in Lovrin und in noch anderen Gemeinden). Erinnert sich Dr. Kräuter nicht mehr genau an den Königsbesuch oder an die Geburt seiner Tochter? Zur Zeit, in der das „Seidenhemdchen" „gespendet" wurde, war der liberale Unterrichtsminister **Anghelescu** bemüht, dem konfessionellen deutschen Schulwesen den Garaus zu machen. Und im Jahre 1927 fanden die Wahlen statt, bei denen die liberale Regierung die mit den Ungarn kartellierten Deutschen auf das **brutalste terrorisierte.** Aber — wie Dr. Kräuter behauptet — waren er und Domprobst Blaskovics, als die wirklichen Vertreter der Banater Schwaben, für den **konservativen** Bratianu und **seinen Stab** (zu dem natürlich auch der Zerstörer unseres Schulwesens Minister Anghelescu gehörte). Schade, daß dieses Eingeständnis nicht 45 Jahre früher gemacht wurde!

In seinen „Erinnerungen" berichtet Dr. Kräuter, daß im April 1925 Dr. Kausch und einige seiner Anhänger hohe rumänische Orden erhielten, natürlich — wie er durchblicken läßt — als Belohnung für den „Anschluß", den „Verkauf" des Banates an Rumänien. Er verhöhnt die „Ausgezeichneten", die mit ihrer „Anschlußerklärung", so schreibt Dr. Kräuter, gegen die „Interessen des schwäbischen Volkes handelten". Ich erinnere mich noch, wie das offizielle Organ Dr. Kräuters und Konsorten die Ordensverleihung ihren Lesern mitteilte. Unter dem Titel: **„Die Gezeichneten"** wurden die Namen der Ordensempfänger angeführt. (Dr. Kausch erhielt den Sternorden im Range eines Kommandeurs, während Dr. Kräuter es nur zum Kronenorden brachte.) Einige Jahre später, als Dr. Kräuter und seine Gesinnungsgenossen an Loyalitätserklärungen die „Kauschisten" weit übertrafen, erhielten auch sie rumänische Orden: Dr. Kräuter erhielt den zweiten Grad des Kronenordens, Dr. Reitter, Dr. Nik. Hoffmann und andere den dritten Grad. Hans Beller **erhielt keine Auszeichnung. Der Arader Präfekt erließ sogar ein zeitweises Redeverbot gegen ihn.**

Die **„Arader Zeitung"** kommentierte den Ordenssegen gleichfalls in bissiger Weise und brachte die Nachricht unter dem gleichen Titel: „Die Gezeichneten". Dr. Kräuter und seine dekorierten Gesinnungsgenossen strengten daraufhin einen Prozeß wegen **Beleidigung des Herrschers** (er verlieh ja die Orden) an und der mutige Herausgeber der „Arader Zeitung" Nikolaus **Bitto** wäre wegen Majestätsbeleidigung ins Gefängnis gekommen, wenn er sich nicht die besten rumänischen Rechtsanwälte zu seiner Verteidigung verpflichtet hätte. Man wollte seine Zeitung, die mutig für die demokratischen Rechte unseres Volkes eintrat, aber zur führenden Clique in Opposition stand, mit allen Mitteln mundtot machen. Mit solchen und ähnlichen Mitteln wurden schon vor 40 Jahren Dr. Kräuters politische Gegner bekämpft. Zuerst waren sie **Landesverräter,** dann **Volksverräter** und zuletzt **sogar Beleidiger der Dynastie.** Die Denunziation war — und blieb — das beliebte Mittel, mit dem man unbequeme Gegner zu erledigen versuchte. Das beweist doch auch der **denunziatorische Anhang** der zweiten Auflage der „Erinnerungen". Es ist rätselhaft, was die verleumderischen, jeder Grundlage entbehrenden Verdächtigungen charakterlich einwandfreier Männer bezwecken sollen? Rache an ihnen nehmen, weil sie das richtige Maß der Verdienste Dr. Kräuters fixiert hatten und es verhinderten, daß die Geschichte der so bewegten Jahre der „Deutschwerdung" im Banat von der Wahrheit so entblößt werde, daß nur mehr die **eigenen Verdienste** übriggeblieben wären?

Vielleicht erklären folgende Feststellungen, die in dem Buch des katholischen Schriftstellers Dr. med. Joachim **Bodamer:** „Der Mensch ohne Ich" enthalten sind, den „Fall Dr. Kräuter". Darin heißt es: „Wer, wie der Psychiater, beruflich viel mit alten Menschen zu tun hat. kommt nicht umhin, sich zu fragen, warum denn der Altersprozeß ... **gerade die bösen, die niedrigen und kleinlichen Seiten eines Menschen in den Vordergrund bringt,** warum er mit so hoher Konstanz **unangenehme Eigenschaften und störende Neigungen, die vorher verborgen waren, zutage treten läßt.** Es wäre doch auch das Umgekehrte möglich und das **Gute** in einem Menschen würde dann selbstverständlich Dominante, die nur noch des Alters bedurft hatte um **vollends schlackenlos sich zu manifestieren.** Aber **Gutsein und Güte, Geist und Überlegenheit, Toleranz und Wohlwollen, seelische Fülle und menschliche Bescheidung sind eben allzu selten** ... und müssen immer **neu erworben** werden, wenn sie im Alter **als Besitz** da sein sollen. Menschliche Aufgaben, die uns das Leben stellte und die wir als unbewältigte mitschleppen, Disharmonien in uns, die wir nicht ausgleichen konnten, **Charakterdefekte,** an denen wir vorbeisahen, alle diese **Minusvarianten** verliert man im Alter keineswegs, nur bekommen sie oft eine **quälende, karikierte, peinliche Schärfe.** Was nicht reifte, bleibt auch im Alter **unreif,** was wir nicht bewältigten, löst sich auch im Alter nicht auf, und was wir **wenigstens im Ansatz auf der Höhe unseres Lebens nicht wurden — das werden wir auch im Alter keinesfalls mehr".**

Und die quälende, karikierte, peinliche Schärfe tritt uns in den „Erinnerungen" von Seite zu Seite entgegen. Die Diagnose, auf Dr. Kräuter bezogen, stimmt also.

Die belanglose Geschichte einer geschenkten Taschenuhr

Wie skrupellos Unwahrheiten in die Welt gesetzt wurden, beweisen auch die Behauptungen über meinen Besuch bei Dr. Kräuter im Jahre 1959 gleich nach meiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten.

Ich besuchte in Freiburg die Priorin des Temeschburger Mutterhauses von der Heiligen Lioba Schwester **Hildegardis** und den Prälaten **Nischbach,** die damals zusammen mit Dr. Kräuter aus Rumänien in der Bundesrepublik eingetroffen waren. Dr. Kräuter beschreibt nun in seinen „Erinnerungen" die Besuche einiger Landsleute, „die nur Gutes wollten", während er über **meinen** Besuch wie folgt berichtet:

„Allen aber kam schon am 12. 6., am dritten Tag nach unserer Ankunft in Freiburg, Josef Gassner aus **München** zuvor. Der Chefredakteur a. D. kam aber nicht als Freund und Gönner. Er tat zwar so wie Freunde und Gönner tun und erzählte mir, daß er in Californien eine große Hühnerfarm besessen habe, die er verkauft und sich in München ansässig gemacht hat. Als ich seine teilnahmsvolle Frage, ob ich schon eine Taschenuhr besäße, verneinte, zog er seine eigene aus der Tasche und überreichte sie mir mit der Gönnermiene **eines reichen amerikanischen Farmers.** Nun hatte ich zwar jahrelang keine Taschenuhr besessen oder auch nur gesehen, aber ich wußte, daß dieses **plumpe Ding,** das er mir überreichte (ich besitze es noch immer) wohl von **Eisenbahnangestellten** im Dienst getragen werden mußte, nicht aber von reichen amerikanischen Farmern und Chefredakteuren a. D., die **amerikanische Farm also Humbug war."**

Eine recht köstliche Story — aber wahr ist auch sie nicht. Mit keinem Wort erzählte ich ihm, daß ich ein reicher Farmer sei; ich hatte mich in Amerika als Intellektueller mit harter manueller Arbeit recht und schlecht durchschlagen müssen. Ich verkaufte meine Farm, die mit 8000 Hühnern eine recht kleine war: 50 000 bis 70 000 Hühner haben jetzt unsere Landsleute in der Gegend, in der meine stand — und das Aufschneiden ist nicht meine Art. Dr. Kräuter sagte mir, daß er nie wisse, wieviel Uhr es sei, worauf ich ihm meine Taschenuhr überreichte. Es war zwar eine altmodische, aber äußerst präzise gehende Uhr, von der ich mich ungern trennte; er nahm sie glückstrahlend entgegen: hätte ich es geahnt, daß er zehn Jahre später meine Hilfsbereitschaft so verhöhnt, hätte ich auf die landsmännische Geste verzichtet. Er hätte allerdings auch Zeit gehabt, sie in den verflossenen zehn Jahren zurückzuschicken. (Aber vielleicht tun es nun die Verwalter seiner Hinterlassenschaft.)

Seine geschmacklose „Uhrengeschichte" hätte ich gar nicht erwähnt, wenn er meinem Besuch in seinem „Anhang" nicht noch **weitere grobe Unwahrheiten** hinzugefügt hätte. So schreibt er:

„Er — Gassner — war, wie ich bald merken sollte, im Auftrage des **Führers Zillich** gekommen, dem wir vier ‚Wissensträger' (Priorin Hildegardis, Prälat Nischbach, Schwester Patricia und Dr. Kräuter. — Anm. d. Red.) **sehr unwillkommen waren,** um auszukundschaften, ob wir beabsichtigten, den Frieden zu stören, der dadurch entstanden war, daß sich unter den Heimatvertriebenen und Flüchtlingen niemand mehr um die Verfälschung **unserer** Banater Volksgeschichte kümmerte und welche **Lebenserwartungen wir als potentielle Störenfriede hätten".** Das soll auch der Grund des Besuches Prof. Hügels in Freiburg gewesen sein. Das ist eine der schändlichsten Behauptungen der verlogenen „Erinnerungen".

Was ist die Wahrheit? Ein Jahr, bevor ich nach Europa zurück kam, besuchte mich die damalige donauschwäbische Abgeordnete Annemarie **Ackermann** anläßlich einer Studienreise durch Kalifornien auf meiner dortigen Farm. Sie lud mich ein, sollte ich mal nach Deutschland kommen, sie in Bonn zu besuchen. Im Juni 1959 war es so weit. In Bonn hatte ich das Glück, auch eine interessante Rede Adenauers im Bundestag anzuhören. Frau Ackermann erzählte mir dann, daß die Priorin Hildegardis und Prälat Nischbach in Freiburg angekommen seien. Auf meine Bitte rief sie im Kloster an und ich sprach fast zehn Minuten mit der Priorin, die mich bat, nach Freiburg zu kommen. Meine und die Beziehungen meiner Familie zur Priorin waren noch von zu Hause her sehr freundschaftlich: Sie besuchte uns oft und im letzten Jahr des Krieges hörten wir bei mir von Woche zu Woche gemeinsam den Schweizer Sender, um über die Entwicklung der weltpolitischen Lage genauer informiert zu sein.

Ich fuhr also nach Freiburg, wurde von der Priorin herzlich empfangen und sie erzählte mir, trotz ihrer angeschlagenen Gesundheit, in der herrlichen Parkanlage spazierend, über ihren furchtbaren Leidensweg, die Verhältnisse zu Hause und über meine Nichte, die gleichfalls ihrem Orden angehört, aber noch in Rumänien bleiben mußte. Auch mit Schwester Patricia unterhielt ich mich lange.

Ich besuchte natürlich auch Prälat Nischbach, dem ich schon im Banat durch freundschaftliche Beziehungen verbunden war. Obwohl ich Dr. Kräuter in den letzten zehn Jahren in der alten Heimat **nie** gesehen hatte, stattete ich auch ihm einen kurzen Höflichkeitsbesuch ab. Den nächsten Tag fuhr ich dann weiter: zuerst nach **Brüssel,** dann in die **Schweiz** und schließlich nach **Rom** und **erst dann nach München.** Wenn also Dr. Kräuter behauptet, daß ich im Auftrage Dr. Zillichs **auskundschaften** sollte, wie lange er noch lebe, **so ist das glatter Unsinn.** Erstens dachte vor neun Jahren niemand daran, daß ein Dr. Kräuter, der jahrelang die Banater Schwaben im Bukarester Parlament vertrat, jemals ein so **schäbiges Machwerk** der Öffentlichkeit präsentieren werde, zweitens **kam ich nicht aus München und Dr. Zillich traf ich erst im Jahre 1963 und drittens hatte Dr. Zillich, der damals Sprecher der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen war, wirklich kein Interesse an einer eventuellen Verfälschung der Banater Geschichte durch Dr. Kräuter.** Im Gegenteil: Zusammen mit Prof. **Valentin** und Peter **Ludwig sprach** er **öfter** in **Bonner Ministerien im Interesse der Freilassung Dr. Kräuters und seiner Leidensgenossen vor. Nun erhielt er den Dank! Er wie auch mehrere andere verdienstvolle Männer wurden Opfer eines schändlichen Rufmordes.**

Daß er in seinen „Erinnerungen" korrekte und ehrenvolle Männer wie Dr. Zillich und andere mit einer Flut von Verleumdungen überschüttet, ist eines der **traurigsten** Kapitel dieses so mißglückten Erinnerungswerkes. **Ohne die Hilfe der Siebenbürger Sachsen, die einen politisch klugen Kampf um die Erhaltung ihrer konfessionellen Schule führten, wären die Ergebnisse der Dr. Kräuter'schen Schulpolitik gewiß dürftiger ausgefallen und ohne die dynamische Persönlichkeit Dr. Muths hätte Dr. Kräuter im Banat wesentlich geringere politische Chancen gehabt, zum Abgeordneten gewählt zu werden:** seine Volkstümlichkeit war wegen seiner Arroganz sehr begrenzt.

(Fortsetzung folgt)

De Tanjelpheder vun dr „Pollerpeitsch" hat an dr Schitting a Schlupploch gfunn, un losst jetz alli Freund un Kumrade grüsse. Awr g'pollert werd nimmi.

Patschhand!

Anschrift: Peter Winter
Übergangslager
763 Lahr/Schwarzwald
Heiligenstraße 3

Donauschwäbische Gedenktage

18. April 1939:

Johann Keks legt sein Amt als Bundesobmann des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes nieder.

Im Rahmen aus eigener Kraft aufgebauter und unter staatlicher Kontrolle wirkender unpolitischer Organisationen, bei bescheidenster politischer Betätigung, spielte sich das nationale Leben der Donauschwaben ab. Es wurde in den eigenen Organisationen die Erhaltung der kulturellen und nationalen Substanz der Gemeinschaft versucht und eine Abwehr der planmäßigen Unterdrückung, Benachteiligung und Vernichtung der Donauschwaben auf wirtschaftlichem, kulturellem und politischem Gebiete in die Wege geleitet. Obwohl sich die Donauschwaben gleich nach der Gründung der Nachfolgestaaten eine loyale und staatstreue Haltung zueigen machten, begegnete der Staat ihnen mit Mißtrauen, Benachteiligung und Unterdrückung. Jeder, der mit offenen Augen die Maßnahmen des Staates und seiner Behörden gegen die Deutschen im Staate verfolgte, konnte das unschwer feststellen. Diese stiefgesinnte Einstellung des Staates, die die auf Selbsthilfe beruhende Entwicklung der Deutschen auf Schritt und Tritt nur hemmte oder gar unterdrückte, zwang diese, einen natürlichen Ausweg, eine engere kulturelle Verbundenheit mit dem deutschen Mutterlande zu suchen. Je mehr die Entfaltung eines eigenen Kulturlebens im eigenen Heimatstaat verwehrt war, desto mehr kulturellen Einfluß gewann das Mutterland.

Den Donauschwaben ging es bei dieser kulturellen Verbindung zum Mutterland um die Erhaltung des eigenen Volkstums, der eigenen deutschen Kultur, nicht aber um politische Macht oder um ein staatsfeindliches politisches Ideal, das die Schwächung oder Zerstörung des Heimatstaates zum Ziele gehabt hätte. Und doch blieb diese enge kulturelle Verbindung der Donauschwaben zu Deutschland nicht ohne Folge. Die donauschwäbische Jugend geriet in ihrer existenziellen Aussichtslosigkeit angesichts der unbefriedigenden volks- und staatspolitischen Lage der Volksgruppe, national vielfach durch serbische Vorbilder angeregt, immer mehr unter den Einfluß des kämpferischen Nationalismus in Deutschland. Dort entwickelte weltanschauliche Bewegungen und Frontbildungen wurden in unsere Verhältnisse übertragen, wo sie in ihrer raumfremden Bedingtheit störend und zerstörend wirken mußten. Es kam zu heftigen innervölkischen Auseinandersetzungen, die in und um die eigenständigen völkischen Organisationen tobten.

Im innervölkischen Kampf vertrat die „Erneuerungsbewegung" die Forderungen der jüngeren Generation. Es ging um die Aktivierung der eigenen Kräfte auf breitester Front, um die Gefährdung der Existenz der Volksgruppe zu beseitigen und die Sicherung ihrer Zukunft zu gewährleisten. Den bisherigen Führungskräften der Volksgruppe, ihren Methoden und Maßnahmen und ihrer Aktivität traute man die Lösung der Zukunftsaufgaben nicht mehr zu. Es wurde daher die Ausschaltung der bisherigen Führung aus der Verantwortung angestrebt und mit allen Mitteln um die Erringung der Macht in den bestehenden Organisationen, vor allem im Kulturbund, als dem Träger der Volksgemeinschaft, gekämpft. In diesem Kampf bemühten sich die Erneuerer weniger um die Neugestaltung des politischen Verhältnisses der Volksgruppe zum Staate im positiven oder negativen Sinne, als vielmehr um eine stärkere Hinwendung zum Geschehen im deutschen Mutterland, die sich nicht nur in der Übernahme von Äußerlichkeiten und Kampfmethoden, sondern auch in der Bereitschaft zu einer weitgehenden Selbstaufgabe volkspolitischer Eigenständigkeit im Interesse einer in ihren Ansprüchen und Konsequenzen undurchdachten Schicksalsgemeinschaft aller Deutschen offenbarte. Die bis in die einzelnen Gemeinden und Familien vorstoßende innervölkische Auseinandersetzung brachte wohl eine ungeahnte nationale Belebung breitester Schichten der Volksgruppe mit sich, sie verbrauchte andererseits aber auch wertvolle Kräfte, die damit der so notwendigen Aufbauarbeit entzogen wurden.

Das selbstzerstörerische Wirken der jahrelangen Auseinandersetzung endete schließlich mit der Ausschaltung der bisherigen Führungskräfte und der Übernahme der Verantwortung durch jüngere Vertreter. Der zustandegekommene Ausgleich war das Ergebnis des Einflusses interessierter Reichsstellen sowie der Einsicht der alten Führung und der Erneuerer. Einigkeit und verstärkte Aufbauarbeit in der Volksgruppe wurde als das erklärte Ziel aller verantwortungsbewußten Kräfte und Gruppen herausgestellt. Sobald die alte Führung, deren Mängel, Unzulänglichkeiten und Fehler schonungslos vor der eigenen und gegnerischen Öffentlichkeit bloßgelegt worden waren, erkannte, daß die Erneuerer staatspolitisch durch ihren Anschluß an die Regierungspartei für die Übernahme der Verantwortung auch von der Seite tragbar geworden sind, räumte sie das Feld. Eine andere Entscheidung war für sie unter den damaligen innen- und außenpolitischen sowie innervölkischen Verhältnissen auch wahrscheinlich nicht mehr herauszuholen. Nach Einigung mit der Regierungspartei kam es nach langen Verhandlungen endlich auch zu einer Versöhnung innerhalb der Volksgruppe, die in der am 18. Dezember 1938 abgehaltenen Hauptversammlung des Kulturbundes mit überschwenglicher Begeisterung gefeiert wurde. Dr. St. Kraft verzichtete freiwillig auf seine Kandidatur bei den Wahlen und schied somit aus der politischen Führung der Volksgruppe aus. Am 18. April 1939 legte Johann Keks (1885—1944) sein Amt als Bundesobmann des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes aus gesundheitlichen und familiären Gründen nieder. Den in einer Besprechung mit der Volksdeutschen Mittelstelle vorgeschlagenen Dr. Sepp Janko versprach auch Johann Keks für die Wahl zu seinem Nachfolger als Bundesobmann zu empfehlen. Auf Vorschlag von Keks wurde Dr. Janko in der im August 1939 stattgefundenen Bundesausschußsitzung einstimmig zum neuen Bundesobmann gewählt.

jvs

Zehn-Jahres-Feier der Landsmannschaft in St. Georgen/Schwarzwald

Die Ortsgruppe St. Georgen im Schwarzwald, die sich nicht zu den mitgliedmäßig starken zählt, wird am 3. Mai d. J. in der Gaststätte „Deutsches Haus" anläßlich ihres 10jährigen Bestehens ein großes Fest veranstalten, zu dem alle Landsleute und alle Landsmannschaften herzlichst eingeladen sind. Bei der Zehn-Jahres-Feier werden mitwirken die Trachtengruppen der Donauschwaben aus München und das Zindelsteiner Neininger Quintett. Die von Auswärts Kommenden werden gebeten, sich umgehend anzumelden beim Vorstand Johann Wimmer, 7742 St. Georgen/Schwarzwald, Neue Heimatstraße 8.

Programm

15 Uhr: Empfang der Trachtengruppen im Gasthaus Hils und Quartiereinteilung; 18.30 Uhr: Empfang und Begrüßung der Trachtengruppen durch Bürgermeister Lauffer; 20 Uhr: Eröffnung und Begrüßung der Gäste durch den 1. Vorstand, Lm. Wimmer; Vorführung von Trachtentänzen und Liedern durch die Trachtengruppen München; Ehrung verdienter Mitglieder und Ansprache eines Vertreters des Landesverbandes der Donauschwaben in Stuttgart; 21 Uhr: Allgemeiner Tanz bis 3 Uhr in der Frühe. Es spielt das Zindelsteiner Quintett (Besetzung 3 Frauen und 2 Männer); am 4. Mai um 10.30 Uhr: Teilnahme der Trachtengruppe und der Landsleute am Gottesdienst in der kath. Kirche, anschließend — bei günstiger Witterung — Kranzniederlegung am Ehrenmal auf dem Friedhof; 11.40 Uhr: Konzert der Stadtmusik; am Nachmittag Verabschiedung der Trachtengruppe aus München im Gasthaus Hils. Der Saal wird am 3. Mai um 19 Uhr geöffnet. Eintrittspreis: DM 3,—.

St. Georgen liegt an jener Stelle im Schwarzwald, wo die Brigach entspringt, die bei Donaueschingen in die Donau mündet. Lm. Wimmer schreibt hierüber: Wenn ich tagtäglich auf meine Arbeitsstelle gehe, komme ich an der Brigach-Quelle vorbei und oft übertrage ich ihr Grüße an die alte Heimat im Südosten. Und wenn sie mir antwortet: An wen soll ich denn die Grüße ausrichten, denn dort unten gibt es ja keine Donauschwaben mehr, dann antworte ich: Grüße mir also die ungezählten Toten, die sich noch immer daheim befinden.

Lm. Johann Wimmer wurde im Jahre 1913 in Batsch-Novoselo, Krs. Palanka, geboren. 1935 schloß er den Bund fürs Leben mit Katharina Noel. Jetzt wohnt er mit seiner Familie und den Eltern in St. Georgen. Aber von Batsch-Novoselo und bis hierher in den Schwarzwald war es ein weiter und beschwerlicher Weg. Begonnen hatte er im Jahre 1942 und er endete erst 1956. Seit damals sind die Wimmers endlich zur Ruhe gekommen. Gedient hat unser Lm. Wimmer beim serbischen König, beim nazistischen Hitler und beim kommunistischen Tito, und zwar insgesamt — eingschließlich Gefangensachft und Zwangsarbeit — neun volle Jahre. Seine Familie und die Eltern mußten die berüchtigten Lager Jarek, Gakowa und Rudolfsgnad mitmachen, danach drei Jahre Zwangsarbeit. Doch sie haben, samt den drei Kindern, alles glücklich überlebt.

Im Dezember 1959 gründeten die Landsleute in St. Georgen eine Ortsgruppe der Landsmannschaft der Donauschwaben, und zwar mit dem Ziel, die Alten zu ehren und die Jungen zu lehren. Und so haben es die Mitglieder dieser Ortsgruppe auch bis heute gehalten. Ihnen geht es um die Pflege der alten Sitten und Gebräuche. Sie halten daran hartnäckig fest, die 20 Mitglieder der St. Georgener Ortsgruppe der Donauschwaben, weil sie es als eine heilige Pflicht betrachten. Als 1. Vorsitzender der Ortsgruppe fungiert schon seit zehn Jahren Lm. Wimmer, der sich mit seinen Mitarbeitern schon seit August 1968 fieberhaft bemüht, die Zehn-Jahres-Feier würdig zu gestalten. Und weil eine solche Veranstaltung auch Geld kostet, wandte sich die Ortsgruppenleitung mit der Bitte an den Landesverband, sich am Defizit bzw. an den Unkosten beteiligen zu wollen. Daraufhin hat sich der Landesverband in Stuttgart im Februar d. J. bereiterklärt, ein Drittel der Unkosten zu tragen, doch leider folgte dann im März eine Absage „weil wir eine Trachtengruppe aus München nehmen". Lm. Wimmer schreibt dazu: „Es geht uns jetzt nicht um die 300 DM, sondern um das uns vom Landesverband im Februar gegebene Wort."

Kurzum: Ob mit oder ohne Zuschuß vom Landesverband, die Zehn-Jahres-Feier der Landsmannschaft der Donauschwaben in St. Georgen wird stattfinden und die Ortsgruppe bittet nochmals alle Landsleute in nah und fern, zu dieser Veranstaltung zu kommen. Es wird für alle ein nettes Erlebnis werden.

Anschriftenänderung des Verbandes der Donauschwaben in Oberösterreich

Liebe Landsleute, das Haus, in welchem wir so viele Jahre unsere Büroräume hatten, ist leider verkauft worden und wird abgerissen. Wir mußten uns daher um einen anderen Büroraum umsehen. Dank des Entgegenkommens des Magistrats der Stadt Wels wurde uns im Haus der Stadtbücherei (Wels, Stadtplatz 55) ein Raum im Parterre zugewiesen. Mit Hilfe vieler Funktionäre und mit großem finanziellen Aufwand haben wir nun diesen Raum soweit in Ordnung gebracht, daß wir am 1. April d. J. umziehen konnten. Die bisherigen Sprechstunden, täglich von 8 bis 12 Uhr, Mittwoch und Samstag geschlossen, bleiben nach wie vor bestehen. Wir bitten die Landsleute, sich die neue Anschrift vermerken zu wollen: Verband der Donauschwaben in Oberösterreich, A-4600 Wels, Stadtplatz 55, im Hause der Stadtbücherei, gegenüber dem Rathaus, Telefon 5278.

Wichtig für alle Lazarfelder

Bisher wurden schon über 200 Exemplare des Heimatbuches bestellt

Wien. — Das Ostertreffen hier in der österreichischen Hauptstadt war sehr gut besucht und es stellte, im Hinblick auf das Lazarfelder Heimatbuch, einen großen Erfolg dar. Allerdings war auch ein kleiner Wermutstropfen dabei: Es gibt Landsleute, die sich nach 25 Jahren ihrer donauschwäbischen Abstammung schämen und nichts mehr mit uns zu tun haben wollen, und zwar mit der Begründung, der Donauschwabe würde immer unangenehm auffallen. Das aber ist ein großer Irrtum, denn gerade wir Donauschwaben sind überall in der Welt ein geachtetes, geschätztes und willkommenes Volk.

Die Landsleute werden darauf aufmerksam gemacht, daß die Buchbestellungsaktion weitergeht, nämlich auf das Sperrkonto Länderbank, Wien X, Laxenburgerstraße, Sperrkonto Nr. 6-205-468. Bis zur Stunde wurden über 200 Bücher von folgenden Landsleuten bestellt:

Massong Franz 1, Schneider Christof 3, Engel Franz 1, Schneider Johann 2, Schaff Georg 4, Kipper Jakob 1, Kittel Michael 1, Grill Peter 1, Schneider Anna 1, Schmidt Margaretha 2, Palnik Jakob 1, Wersching Franz 1, Mayer Peter 1, Christof Franz 6, Metzger Johann 1, Keller Nikolaus 1, Renye Gertrude 1, Klein Josef 1, Christof Bernhard 8, Paul Maria 1, Kapitän Maria 1, Tempich Angela 1, Altmayer Dominik 1, Schneider Margarethe 1, Schmidt Elisabeth 1, Schneider Michael 1, Neidenbach Adam 10, Stein Adam, Azner Eduard 1, Schwemlein Elisabeth 1, Budo Josef 1, Schneider Michael 1, Stumpf Josef 1, Jost Nikolaus 1, Merkler Dominik 1, Grill Nikolaus 1, Rausch Margarethe 1, Kaspar Christof 2, Huber Katharina 1, Schmidt Andreas 1, Possler Matthias 1, Sauer Heinrich 2, Ries Jakob 1, Schaff Georg 25, Schneider Wilhelm 2, Schaff Josef 2, Koch Adam 1, Kottak Jakob 1, Masong Josef 2, Michel Adam 2, Dinies Maria 5, Mayer Peter 8, Lung Josef 1, Schneider Anton 1, Haas Maria 2, Bossler Franz 1, Koller Barbara 1, Hirth Peter 1, Altmayer Peter 1, Hipfel Johann 5, Schmidt Michael 1, Rinschenk Friedrich 1, Engel Friedrich 1, Dummeldinger Philipp 1, Past Rosa 1, Schneider Matthias 2, Sattler Michael 26, Beil Josef 1, Massong Josef 1, Tochler Peter 1, Neu Bernhard 3, Bohn Josef 1, Kowenz Johann 1, Pfeiffer Wenzel 1, Schaff Eva 1, Dr. Philipp Peter 1, Kintsch Ignaz 1, Schneider Elisabeth 1, Birkenheuer Katharina 1, Massong Josef 1, Jäger Franz 1, Himmel Josef 2, Meng Maria 1, Budo Hans 1, Budo Josef 1, Simon Eva 1, Mayer Josef 1, Kern Wenzel sen. 1, Kern Wenzel jun. 1, Drothoff Angela 1. Die Ziffer hinter den Namen stellt die Stückzahl dar.

Der Preis des Lazarfelder Heimatbuches beträgt: ö. S. 140,—, DM 22,50, französische Franc 28,—, US-Dollar 5,70, canadische Dollar 6,10.

Mit herzlichen Grüßen

Euer Michael Schneider
A-1150 Wien 15
Eduard-Suess-Gasse 8/6
Österreich

Achtung, Landsleute in Forchheim!

Die Donauschwäbische Landsmannschaft, Kreisverband Forchheim, wird am Sonntag, dem 27. 4. d. J., ihre Mitglieder und Landsleute über Rentenangelegenheiten, besonders nach dem Fremdrentengesetz, aufklären. Da dieses Thema sehr wichtig ist, wird ein erfahrener Referent von der Gewerkschaft ÖTV den Vortrag halten.

Der Ehrenvorsitzende des Verbandes, Stadtrat Josef Schwab, wird seine Landsleute in einem Vortrag über kommunalpolitische Probleme unterrichten.

Bei dieser Gelegenheit erhalten auch alle Landsleute, die bei der 20-Jahrfeier im vergangenen Jahr eine Treue- oder Ehrenurkunde bekamen, das Ehrenabzeichen ausgehändigt.

Liebe Werschetzer Landsleute!

Wir laden herzlich ein zu unserem Werschetzer Treffen, das auch heuer wieder zu Pfingsten in Ellwangen/Jagst stattfindet. Um die Zimmerbestellungen rechtzeitig vornehmen zu können, bitten wir, die Anmeldungen bis spätestens 3. Mai einzusenden.

PROGRAMM:

24. Mai 1969, Pfingstsamstag:

Ankunft, Treffpunkt Gasthaus „Zum Wilden Mann" (etwa 100 m vom Bahnhof entfernt, wo auch die Quartiereinteilung vorgenommen wird).
19.00 Uhr: Gemeinsames Abendessen im „Wilden Mann".
20.00 Uhr: Eröffnungsansprache mit Ehrung unseres verstorbenen Landsmanns Karl Wohlgemuth.
Danach folgen humoristische Erinnerungen aus Werschetz und gemütliches Beisammensein.

25. Mai 1969: Pfingstsonntag

10.00 Uhr: Gottesdienst in der St.-Wolfgangs-Kirche, anschließend Kranzniederlegung am Ehrenmal von Ellwangen.
12.00 Uhr: Mittagessen (wenn möglich dort, wo man untergebracht ist).
14.00 Uhr: Mariaschpartie. Für „Nichtmariascher" gibt es einen kurzen Lichtbildervortrag über Werschetz.
19.00 Uhr: Der große Tschoglball beginnt! Es spielt die Rattstädter Tanzkapelle in alter vertrauter Weise.

26. Mai 1969, Pfingstmontag:

9.00 Uhr: Frühschoppen im „Wilden Mann" und Verabschiedung bis zum nächsten Jahr.

Änderungen des Programms sind vorbehalten.

Wir freuen uns auf das Wiedersehen in Ellwangen und hoffen auf recht zahlreiche Beteiligung bei unserem Treffen, das auch in diesem Jahr wieder ein voller Erfolg werden möge.

Mit freundlichen Grüßen
Felix Kornauer

„Ja henn ihr aa Fisch?"

Vum Krummichl

Dr Sepp hot Glick ghat, daß 'r nit Hans ghaase hot, schunscht wer e' a Prahlhans gwest. Wu 're jo ka ausgsprochenr Prahlr waar, awr er hot halt gern seine Mitmensche lange Zähn gmacht, wu 're nar hot kenne. Wenn 'r owets nar Gassitze gange is, im Summr, hot 'r sich mit ama Reibhelzlschteckl in dr Zähn rummgspaart un gflucht, daß ihm a Schtickl Schunkefleisch in die Zäh' kumme is un er 's jetz nit rausbringe kann. Die Leit hätte es ihm vrleicht aa geklaabt, wenn sie den Patze frischi Saurmilch nit an sei'm Reckl hätte hänge gsehge. Awr oomool hot 'r uff sei Zählangemach drufgezahlt, daß 'r 's soo gschwind nit vrgesse hot:

Wenn 's mool soo gege Owet gange is, noo war dr Sepp sichr mit seinr Kartepartie beim Valtie im Wertshaus zu finde gwest. Too is 's noo allweil luschtich zugange, weil too hot 's nar soo die Contra un Recontra greegnt dr ganzi Owet, bis 's hot oogfange Bettzeit zu leite, noo sin sie iwr Hals un Kopp grennt, daß sie zum Nachtmool zurecht kumme. Wu dr Sepp allweil pinktlich dr Erschti alli Taag beim Valtie war, awr oomool is 's doch gepassiert, daß 'r als Letschti kumme is. Des hot 'r sich schun soo ausgschpekuliert, daß 'r noo allne uff oomool die Zäh lang mache kann. „Schunbal hätt ich heint Vrschpätung ghat", sagt dr Sepp ganz wichtichtuerisch, „weil ich war den Noochmittag am Fischkaltr draus an dr Doone, noo sin grad die Hulifischr oogrudrt kumme, un die henn solchi scheeni Kareisl gebrocht, wu mr nit alli Taag var die Auge krigt, too haw' ich mr noo glei gnumme far bache, un daß far eimargrierti aa noch bleiwe, weil sowas muß mr ausnutze."

Er waar ganz zufriede mit sich, wie're seinr Kartepartnr an dr Auge oogsehge hot, daß 'ne es Wassr im Maul zammlaaft, weil a jedr den große Tellervoll reschgebacheni Kareisl in dr Fantesie schun vor sich schteh hot gsehge. Awr dr erschti Contra hot noo des Fantesiebild mit dene reschgebacheni Kareisl schun aus ihrem Gedächtnis vrwischt ghat. Doch dr Sepp hot wiedr oogfange, daß 'r sei Zählangmacherei bis uff dr Boode auskoschte kann: „Ich muß ganz ehrlich un offe saage, daß ich solchi Kareisl mei Leewe un Leebtaag noch nit gsehge hab. Too kann mr keck saage, daß die sie beschtimmt a Jahr lang in dr Mascht ghat henn."

An ihre gieriche Auge hot dr Sepp ihne jetz oogsehge, daß sie sogar schun schlucke an dene Kareisl, un hot zufriede wiedr in sich neiglacht. Dr Franz hot jetz mool fescht im Josch, wu allweil bei ihne gekiewitzt hot, in die Auge gschaut wie wenn 'r 'n hipnotisiere tät welle, bis dr Josch scheinbar sei Gedanke gleese hot un mit 'm Kopp geknickt hot, was soviel bedeit, wie wenn dr Italjenr capito sagt, un is uff a guuti Weil vrschwunde.

Kaum daß dr Josch a Weil zruck war, hot 's aa im Wert seinr Brootpfann in dr Kuchl schun geprasslt. Dr Sepp hot nochemool von seine Kareisl oofange welle, awr wie 're gsehge hot, daß die Gier aus dr Kartlpartnr ihre Auge vrschwunde is, noo hot 'r des Zählangemach uffgewe. Unrdem is aa schun die Wertin kumme un hot gsagt: „Eire Fisch sin fertich gebache un hab aa schun drin im Saal dr Tisch gedeckt!" — „Ja, henn Ihr aa Fisch?", froogt dr Sepp ganz iwrrascht. „Ha, freilich, ja moonsch denn, daß Du nar alloonich kannsch?", sagt dr Franz. „Wenn D' awr willsch, kannsch ruich aa mithalte, weil mir henn alliweeg mit Dir aa grechnt, daß D' mitesse wersch." — „Ich sellt jo nit, weil schunscht vrderw ich mr dr Apetit uff mei Kareisl drhoom, weil ich awr ka Gschpielvrderwr bin, wer ich halt aa mithalte." — „Ich wett mit Dir, daß die dr bessr schmecke were, wie Deini drhoom", sagt dr Franz.

Dr Sepp hot sich ganz doomisch gfreit, daß 'r sich heint mool zwaamool sattesse werd. Mr hot 's im Sepp gaarnit oogsehge, daß 'r beschtreebt, sich nit dr Apetit vrderwe, weil bis die annre oo Schtickl gesse henn, hot er es zweiti Schtickl schun nunnrgmurglt ghat. „Na, bis hoom wer ich jetz woll nit vrhungre", hot dr Sepp lachnd gsagt, „weil drhoom too werd erscht richtich eighaut."

Unrwegs hot 'r sich noch gut die Zäh mit ama Reibhelzlschteckl ausgeputzt, daß 's Lissi nit merkt, daß 'r schun gesse hot. Awr wie dr Sepp am Teerl neigetrette is, too is 's ihm schun soo vrdächtich varkumme, weil 'r ka Fisch prassle hot gheert, un hot aa nit gschmeckt, wie wenn too Fisch gebache were waare. Sei Lissi war halt in dr Kuchl gsotze un hot die Händ in dr Schooß liege ghat. „Ha, wu sin die Fisch?", froogt dr Sepp. „Wie, des froogsch mich? Du Lapari!", schreit s' Lissi wild wie a Fuchtl. „Es erscht too schicksch dr Schustr her, er soll sie hoole un jetz schtellsch Dich soo dumm! Ei wie wenn D' nix wischt drfu! Vun wu wißte denn die, daß mr Kareisl henn, wen Dich nit wiedr geprahlt hättsch!? Ich hab guuti Luscht un klaag die Betjare ei!" — „Des derfsch nit mache Lissi, weil schunscht schneidsch dr selwr in 's Fleisch, weil ich hab aa mitgesse, un dr Hehlr werd graad soo vrurteilt wie dr Schtehlr."

Lirum-Larum ...

Um die Jahrhundrtwende ware die Zeitunge in unsrem Siedlungsgebiet noch ziemlich rar. Die Zeitungsmachr hän erscht schpätr mehr un mehr Intressente gfunde. Vun dr Großschtädt sin sie in die klenre Schtädt kumme, un vun do in die Derfr. 's Zeitungsmache hot awr aa misse gschtudiert sei, un zu dem Zweck sin als schun selmols die junge Buwe an die Hochschule gange. Dr Ferrybácsi war aa dort, hot sich als Zeitungsschreiwr, als Journalist ziemlich a Name gmacht. Er isch weit in dr Welt rumkumme, un hot als Fachmann aa fer vrschiedeni Zeitschrifte un Magazinr sei Berichte gliefrt. Um dieselb Zeit rum war er schun so bei vierzich Jahr alt gwest, — er war a schtrengr Anti-Alkoholikr, obwohl er drhaam in seim Eltrehaus schun selmols gnung Wein hät ghat fer drin bade. Awr naa: Seit seinre Schtudentezeit war dr Ferrybácsi unabändrlich a Anti-Alkoholiker! Do iwr den Alkohol un iwr die großi Gefahre, die dr Alkohol mit sich bringe kann, hot dr Ferrybácsi in namhafti Zeitschrifte a großi Lesrschaft aagschproche. Kampf dem Alkohol!

Dr Ferrybácsi isch zwar a Großschtadtbewohnr ware, awr seim Schwowedorf war er doch nie fremd. Er isch als gern in seinre Urlaubszeit „haam" gfahre, wu er uff Schritt un Tritt sei Schpielkumrade, mit dene er seinrzeit im Schtaab uffm Fahrweg die Dreckschale gmacht hot, daß ner so dr Hihnrdreck drvungephatscht isch, — die hot er gsehne. Patsch-hand, patsch-hand!

Jetz awr, bei dem Besuch, wu do drvun die Redt isch, do hot er schun so vierzich Summre uffm Buckl ghat. In dr Summrzeit war's, er war willkommenr Gascht bei seim Brudr im Baurehaus. Er hot sich gern an des un sel erinnrt, isch im Haus alles aaschaue gange, sogar vum Kellr bis uff dr Dachbode kumme. Un bei dem Rundgang isch no was Merkwirdiches passiert. Dr Gyuribácsi isch desmol durch die murwe Latte vum Kukruzbode runtr in Schopfe gfalle, daß er sich wie maustot garnimm grihrt hot. Des war a ziemlichi Gehirnerschitterung! Sei Schwägerin war sofort da als „Erschte Hilfe": mit aanre Litrflasch voll gutr Maulbeereschnaps fer den Pazjent. Dem hot sie zerscht ner die Zung a bissl feicht gmacht, bis er schließlich aa mit dr Auge geplinzlt hot. Er war wiedr zusich kumme — Gott sei Lob un Dank! Glei druff hot er aa sei Zung glupft un hot zu redte aagfange. Als erschtes hot er sei Schwägerin vor sich knien gsehne un hot nou gsagt: „Marjan, was ist des Guti auf meinre Zunge?" — „Ha", sagt sei Schwägerin druff, „als erschti Hilf war ich wegr deim Anti-Alkoholismus nit ganz sichr — awr ich hab halt gschwindt die Schnapsflasch gholt, un hab dei Zung feicht gmacht. Gel, Ferry, du bisch mr deswege jetz nit bees?!" — Do schmünzlt schun dr Ferrybácsi druff un sagt: „Ah, wuher denn, wu werd ich dir den wegr dem Maulbeereschnaps bees sei, — un der tut so gut uff meinre Zung! Jirumjat, Marjan, wu ist die Flasche?!" Die Schwägerin reicht im Gyuribácsi die Litrflasch, er setzt aa un schluckt mol aaschtändich vun dere — Medizin! Aha, ja, so kann mr jo den alkoholhaltiche Maulbeereschnaps aa nenne: Medinzin!

Seitdem hot er den scharfe Anti-Alkoholismus uffgewe. Wie er wiedr gsund war, isch vum Gyuribácsi als erschtes in dr Zeitschrifte a großartichr Artikl erschiene: „Fünfundzwanzig verlorene Jahre!"

Stellungnahme zu den erweiterten „Erinnerungen" Dr. Kräuters

Abwehr ungerechtfertigter Angriffe / Richtigstellung von Irrtümern

Von Josef Gassner

(5. Fortsetzung)

Vor dem ersten Weltkrieg lebte in der Temeschburger Vorstadt Fabrik der **Hasele Franzl**, ein gutmütiger „Spinner", der sich einbildete, er sei der **Kaiser von China.** Er verteilte auf den Straßen an die ihm **sympathisch** erscheinenden Personen verschiedene Titel und Würden: so ernannte er **Minister, Obergespäne** und **Bürgermeister** und die Fabrikler hatten viel „Gaudi" mit ihrem Hasele Franzl.

Dieser Franzl fiel mir ein, als ich den „Anhang" der Dr. Kräuterschen „Erinnerungen" las; auch er verteilt darin „Würden" und „Titel", aber nicht an Menschen, die ihm sympathisch sind, sondern die er haßt — und das sind nicht wenige. Zuerst machte er Hans **Röser** zum **allmächtigen „Führer"** der Banater Schwaben, dann Hans **Beller** zum „Führer" der nichtexistenten „Los-von-Rom-Bewegung" der „Schönerianer" im Banat; nach dessen Tod wurde Professor **Hügel** im Sinne einer von Dr. Kräuter erfundenen „Erbfolge" von ihm zum „Nachfolger" Bellers ernannt; diese „Ehre" verdankte Prof. Hügel seinem Bemühen, **die verzerrte Banater Geschichte richtigzustellen:** er schrieb bekanntlich zum Todestag Dr. Kauschs einen Artikel über dessen politische und schulpolitische Tätigkeit; das war für Dr. Kräuter unerträglich, deshalb mußte er verleumdet werden.

„Nationalsozialistische apostolische Kontinuität"

Dann entzog er auch Hügel die „Führerschaft", ein anderer mußte diffamiert werden: diesmal kam der siebenbürgisch - sächsische Schriftsteller **Dr. Zillich** dran: er wurde von Dr. Kräuter zum „Führer" und „Diktator" **aller Schwaben** und „Antichristen" ernannt. Sein „Verbrechen": **Er weigerte sich mit Recht, hundert Seiten des Dr. Kräuter'schen Pamphlets in seiner so ausgezeichnet redigierten Zeitschrift zu veröffentlichen.** Deshalb überschüttet er ihn mit Gift und Galle — und taucht ihn in ein Meer von Lügen. Er schreibt: „Dr. Zillich hat sein ‚Führeramt' von Hügel nach der **nationalsozialistischen apostolischen Kontinuität empfangen, nach welcher Hügel es von Beller und Beller von Schönerer empfing." Ein tolle Theorie!**

Würde er noch leben, hätte er die „Erbfolge" vermutlich auch noch auf die Frauen der von ihm Diffamierten übertragen. Wer wäre wohl als nächster „Führer" und „Diktator" und Oberhaupt einer „Maffia" ernannt worden? Ein Dutzend Namen stehen bereits in seinem „Anhang" als „potentielle Führer", es kam aber nicht mehr dazu, sie zu ernennen. Der Tod machte diesem Unfug ein Ende. Aber Dr. Kräuter hat auch ein neues psychologisches Verfahren entdeckt und beschrieben: die **beliebige Auswechselbarkeit der Individualität:** so steckte in der Haut von Hans Röser und Dr. Kausch Hans Beller, ich bin Dr. Zillich und Dr. Zillich steckt gleich in mehreren Personen, mit denen er **identisch** ist. Dr. Kräuter wurde damit zum Forschungsmodell für junge schwäbische Psychoanalytiker. Ein bedauernswerter Fall: Die Rache des Schicksals für Hochmut, Eitelkeit und Arroganz.

„Zwischen Grenzen und Zeiten . . ."

Nach langem Suchen stieß er auf den im Jahre 1936 erschienenen Roman Dr. Zillichs „Zwischen Grenzen und Zeiten". Obwohl der Roman seinerzeit sowohl in der „Banater Deutschen Zeitung", den „Banater Monatsheften" und anderen Banater Presseorganen **wohlwollend besprochen und von der jüngeren schwäbischen Generation begrüßt wurde, hatte Dr. Kräuter keine Ahnung von seiner Existenz.** Nun, als Pensionist — wie er berichtet — hatte er die Weihnachtsferien dazu benützt, um ihn zu lesen. Nicht aus literarischem Interesse natürlich, sondern um „Munition" zu sammeln, um den Autor des Romans moralisch zur Strecke zu bringen. Er operiert mit dem alten Trick der Verfälschung: mit aus dem Zusammenhang gerissenen Stellen versucht er Dr. Zillich zum **Feind der Schwaben — sein Großvater stammte aus der Banater Gemeinde Warjasch — und natürlich auch der Katholiken zu stempeln und die Siebenbürger Sachsen als „Herrenvolk" zu verhöhnen.** Mit zusammenhanglosen Zitaten kann man **vieles** „beweisen" — selbst die Heiligkeit der Bibel anzweifeln. **Mit „Nazismus" hat der Roman so wenig zu tun wie die „Erinnerungen" Dr. Kräuters mit der Wahrheit.** Ein Roman ist keine politische Denkschrift und die dichterische Freiheit läßt sich nicht — besonders nicht nach über 30 Jahren — in die **geistige Zwangsjacke von verstaubten reaktionären Ideologien pressen, mit denen Dr. Kräuter einst Politik machte.**

Dr. Zillich hatte mit dem Südost-Institut nie etwas zu tun gehabt; so konnte er auch mich nicht — wie Dr. Kräuter behauptet — mit einer **„gut bezahlten Stelle aus Amerika nach München"** locken. Ich kam ohne Verlockung und erst fünf Monate nach meiner Ankunft in Europa stellte mich der allzu früh verstorbene Direktor des Instituts, Prof. Dr. Valjavec, an.

Bücher kamen zurück

In dem zweiten Teil seiner „Erinnerungen" macht Dr. Kräuter ein interessantes Geständnis; er berichtet, daß er 150 Bücher an Adressen verschickte, die er von verschiedenen Seiten erhalten hat; er sandte sie mit der Bitte, ihm die **„Gestehungskosten"** zu erstatten — dann verzichtete er aber darauf und sandte sie **„kostenlos":** Dennoch **kamen 30 Bücher zurück** und nur die Hälfte der Empfänger bestätigten den Empfang (manche sicherlich aus purer Höflichkeit, ohne das Buch gelesen zu haben), die übrigen **schwiegen.** „Auf den als unzustellbar zurückgekommenen Exemplaren blieben die Klebezettel mit den Adressen nicht haften", schreibt er (möglicherweise war zuviel Kalk daran. — Anm. d. Redak.). Er ging der Sache nach und konnte eine sensationelle Entdeckung machen: nicht wegen unzulänglichem Klebestoff auf den Adressenzetteln sind die Bücher zurückgekommen, sondern durch **Manipulationen.** Er schrieb jene an, denen er seine „Erinnerungen" schickte: von vielen (?) erhielt er Dankschreiben, doch bei den **„meisten trat ein Gesinnungswandel ein, sie knöpften sich mir gegenüber zu"** — berichtet er — **„beantworteten meine Briefe und Rundschreiben nicht oder bestätigten den Empfang ohne ihre Unterschrift."**

„Bei den Adressaten war zwischen dem Empfang des Buches und dem Rundschreiben offenbar **etwas geschehen, was bei ihnen einen gründlichen Gesinnungswandel hervorgerufen hat: sie wollten mit mir nichts mehr zu tun haben und allenfalls nichts mehr aus der Hand geben, was als Beweis ihrer ‚Kollaboration' mit mir hätte dienen können"** — gesteht Dr. Kräuter.

Eine Abfuhr

Bezeichnend für diese makabre „Erinnerungsgeschichte" ist „das Verhalten des Weihbischofs Dr. Walter **Kampe,** gewesener Leiter des Hermannstädter katholischen Schülerheims ‚Norbertinum', wo er die katholische deutsche Jugend der sächsischen Diaspora betreute". (Auch mein Sohn wohnte im Norbertinum, als er das Baron-Brukenthal-Gymnasium besuchte.) Dr. Kampe gratulierte Dr. Kräuter — wie er behauptet — zu „seinem wertvollen Werk" (das er sicherlich gar nicht gelesen hat) und als Dr. Kräuter in seiner Naivität Bischof Dr. Kampe **gegen** Dr. Zillich mobilisieren wollte, **lehnte dieser entschieden** ab: Der „Christdemokrat" Dr. Kräuter, der sich als Verfechter des von keiner Seite und **niemals bedrohten** Banater Katholizismus aufspielte, erhielt also von einem **hohen katholischen Würdenträger eine vernichtende Abfuhr.** Und der Sohn des einstigen langjährigen Obmanns der Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft und profiliertesten Politiker des Banates Dr. Kaspar Muth, Dr. Franz **Muth,** der in Stuttgart eine Sprachenschule (Berlitzschule) besaß, sie aber aufgab, schrieb — wie Dr. Kräuter im „Anhang" seiner „Erinnerungen" berichtet, am 29. Dezember 1967 folgenden Brief an ihn:

„Sehr geehrter Herr Kräuter!

Nach Erfahrungen gelegentlich meines Besuches in Freiburg, sehe ich mich veranlaßt mitzuteilen, daß ich unsere Beziehungen nicht mehr aufrechterhalten kann. Ich wünsche, nach wie vor, alles Gute sowohl für Ihr persönliches Wohlergehen wie auch für das Schicksal Ihres Werkes. Bitte schreiben Sie mir nicht mehr.

Ihr ergebener
Franz Muth."

Dr. Kräuter antwortete ihm, doch sein Brief kam **ungeöffnet** zurück. „Ich und Prälat Nischbach zerbrachen uns vergebens den Kopf" — schreibt Dr. Kräuter — „über diese **sonderbare plötzliche Sinnesänderung . . .".**

Doch Prälat Nischbach weiß den wahren Grund der Dr. Muth'schen „Gesinnungsänderung". Und vielleicht wird auch Dr. Muth ihn selbst einmal der Öffentlichkeit mitteilen.

An all diesen erlittenen Abfuhren bin — laut Dr. Kräuter — **natürlich ich schuld.** Im Zusammenhang mit dem Brief Dr. Muths schreibt er: „Gassner, sein ‚Vetter Joschka', hatte Dr. Muth offenbar (!) in **Freiburg auf ein Wort getroffen und ihm angedroht, in der ihm zugänglichen Presse über die Geschehnisse (?) zu schreiben,** die sich in seiner Berlitzschule ereignet hatten, wenn er nicht jede Verbindung mit mir unverzüglich abbrechen und ihm die **belastenden Memoiren seines Vaters** ausfolge. Aus Furcht vor einem Skandal, den **er dem gewissenlosen Journalisten zutraute, gab mein Freund"** — schreibt Dr. Kräuter — **„der Erpressung nach, folgte ihm die Memoiren aus und schrieb den rätselhaften Brief."** Das sind wieder faustdicke Lügen. Kein einziges Wort ist wahr.

Ich habe Dr. Muth **niemals weder in Freiburg noch sonstwo getroffen, demzufolge konnte ich auch nie mit ihm über Dr. Kräuter und sein Geistesprodukt gesprochen haben; von den rätselhaften Memoiren habe ich nie etwas gehört, sie nie gesehen, nie verlangt und daher auch nicht ausgefolgt erhalten;** von den von Dr. Kräuter verleumderisch angedeuteten angeblichen „Vorgängen" in der Dr. Muth'schen Sprachenschule wußte ich nichts, konnte sie also auch nicht zur „Erpressung" ausnutzen, da es sie gar nicht gab. Offenbar hat Dr. Kräuter nie etwas von einem **Pressegesetz in einem demokratischen Land gehört,** laut dem Erpressungen strafbar sind. Seinem Lügenbericht, in dem er Dr. Muth so schwer verleumdet, fügt er noch hinzu: „Und wer kann behaupten, daß es in **seinem Leben** nicht eine ‚Berlitzschule' in **irgendeiner Form** gibt, die einem der **journaille** (der Professor für Französisch schreibt das Wort klein) angehörenden Zeitungsschreiber Anlaß **zur Anfachung eines Skandals** geben könnte, vor dem sich **jeder fürchtet.** Ich nicht!" **Auch vor der Unwahrheit nicht. Sie begleitete ihn bis ins Grab;** daß er auch noch Dr. Franz Muth in seine Verleumdungskampagne zerrt, **ist eines der traurigsten Kapitel der so tristen „Erinnerungen".**

Erpressungen nach allen Richtungen

Aber es kommt noch schöner: Ich bin auch daran schuld, daß die Bezieher seines „Buches" ihm auf sein Rundschreiben nicht antworteten: **„Sie wollten dem Erpresser keinen Beweis ihrer Verbindung mit mir aus der Hand geben und lieferten Gassner vielleicht (?) auch die von mir erhaltenen Exemplare des Buches aus, wie Franz Muth die Memoiren seines Vaters."** Wie konnte ich wissen, **wem Dr. Kräuter seine widerliche Schmähschrift zuschickte?** Selbst ich bekam das Buch nur durch Zufall. Mir lag vielmehr daran, daß **je mehr Landsleute es lesen: durch meine Artikel im „Donauschwaben" wurde das Interesse geweckt, die Nachfrage rege — und die gefährlichste Geschichtsfälschung, die je im Banat begangen wurde, entlarvt.** Erfreulicherweise gibt es noch vernünftig denkende Landsleute, die sich ein klares Urteil bewahrten und die „Erinnerungen" als das betrachteten, was sie sind: eine **widerliche Streitschrift voller Denunziationen, Verleumdungen und Fälschungen.** Sie wollten von Dr. Kräuter nichts mehr wissen. Sie haben ihre Beziehungen zu ihm abgebrochen — aber nicht, weil ich sie erpreßte.

Noch ein Beispiel: Auf der Umschlagseite der von Dr. Zillich redigierten „Vierteljahresblätter" werden zweitweise — wie üblich — Anerkennungsschreiben aus Leserkreisen veröffentlicht: auch von Prälat **Nischbach** und dem Schriftsteller Nikolaus **Engelmann.** Nun, auch diese habe ich — laut Dr. Kräuter — **erpreßt;** er schreibt: „Die Werbungen Engelmanns sind offenbar (!) Folgen der **durch Gassner ausgeübten Erpressung und auch Prälat Nischbach konnte zu der Werbung und Bescheinigung der christlichen Gläubigkeit Zillichs und des volkserzieherischen Wertes seiner Zeitschrift"** — wie Dr. Kräuter schreibt — **keinen anderen Anlaß haben als eine Erpressung, eine zur Unterschrift, der ihm buchstäblichen Sinne unterstellten von Zillich oder Gassner verfaßten Erklärung . . .".**

Ich habe weder mit Engelmann noch mit dem Prälaten Nischbach jemals über die Zeitschrift gesprochen — auch Dr. Zillich nicht; daß sich alle, auch diese prominenten Vertreter unseres Volkes, von mir einfach erpressen ließen, dürfte doch wohl nur auf von mir noch niemals wahrgenommene, doch **vorhandene übersinnliche Kräfte zurückzuführen sein.** Oder auf die krankhafte Phantasie eines alten Mannes, der sich wirklich vor nichts mehr fürchtete; auch vor dem Richterstuhl Gottes nicht.

Aus dem über 70 Seiten starken Anhang, mit dem Dr. Kräuter noch vor seinem Abgang den letzten Rest seiner Glaubwürdigkeit zerstörte, könnten noch eine ganze Reihe krasser Unwahrheiten angeführt werden. Doch das bisher Gesagte dürfte genügen. **Er erwies selbst seinen einst treuesten Anhängern einen sehr schlechten Dienst.**

(Schluß folgt)

Und dennoch . . .

Wenn man könnte, wie man wollte —
wenn man dürfte, wie man mag —
wenn man wüßte, was man sollte,
wenn man frei hätt', Tag für Tag —
wenn man Gold hätt', in der Kiste —
wenn man Glück hätt', noch und noch —
wenn man garnichts mehr vermißte:
unzufrieden wär' man doch!

Anton Theer

Uns läuten der Heimat Glocken nicht mehr - - -

Kennt Ihr sie noch? Ja, sie war unsere Heimatkirche zu Česterek (Tschesterek)! Einst, als stolzes Wahrzeichen, war sie mit ihrem hoch zum Himmel ragenden spitzen Turm weithin sichtbar.

Beim Betrachten des Bildes werden Erinnerungen wach: In ihr wurden wir, unsere Eltern und Großeltern getauft, in ihr waren wir Ministranten und gingen zur Erstkommunion. An Kirchweihtagen und anderen Festen nahmen wir an den so feierlichen Gottesdiensten teil, in ihr wurden wir getraut. So manchem unserer Angehörigen ist darin ein Requiem mit Libera gelesen worden. Uns aber läuten der Heimat Glocken nicht mehr . . . Sie, wie wir sie hier sehen, steht nicht mehr. Sie ist mit so vielen unserer Lieben einem gottlosen, blutrünstigen Regime zum Opfer gefallen . . .

Denken wir an die Heimat, so sehen wir im Geiste auch unsere Kirche. Sie war das Herzstück unsrer Gemeinde. Alle Wege führten an ihr vorbei. Sie stand buchstäblich mitten im Dorf, genau dort, wo sich die Diagonalen (Ecklinien) — gezogen von Dorfecke zu Dorfecke — schnitten.

Als Sinnbild der Heimat hat sie unser Chris Gengler aus dem Gedächtnis für uns alle gezeichnet. Wieviel Liebe und Hingabe steckt wohl darin, sie so sauber, ohne Maßangabe und viel technisches Können darzustellen? Das kann nur der ermessen, der selbst einmal versucht hat, einiges aus dem Gedächtnis zu skizzieren. — Wer ist nun dieser Gengler Stoffel? Nun, wir werden ihn in der Monographie, die in einigen Monaten in Druck gehen wird, kennenlernen. Er kommt aus einer kinderreichen Familie, die Mutter ist eine geborene Pape, und als „Balwiere" hatte er bei seinem Meister und Schwiegervater, Joh. Willing, Friseur, 109/1, reichlich Gelegenheit, die Gassen auf und ab zu schauen, zu sehen und zu beobachten. Kraft seines guten Gedächtnisses und einer gottbegnadeten Beobachtungsgabe, hat er tiefer gesehen nach dem Sprichwort: Was das Kind auf der Gasse spricht, ist der Eltern Angesicht.

Als Schwerkriegsbeschädigter wurde er von der Wehrmacht entlassen und hatte das Leiden und Sterben als Augenzeuge von A bis Z mit- und durchgemacht. Sein zwanzigseitiger Bericht über den „Leidensweg unserer Bevölkerung" ist so erschütternd, daß es dem Chronisten oft nur mit Mühe gelingt, diese furchtbaren Verbrechen und Schandtaten, die unglaublichen Quälereien und Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen, mit Rücksicht auf die noch lebenden Nachkommen und Angehörigen, zu umschreiben. Im Lager Rudolfsgnad schrieb er gemeinsam mit Dr. Neuner, um, falls nur einer davonkommen sollte, des anderen Aufzeichnungen zu veröffentlichen.

Einsamkeit macht Herzen weit. So schrieb er auch im Lager Rudolfsgnad Lieder und Gedichte aus Leid geboren. Die letzte Strophe eines seiner in Rudolfsgnad verfaßten Gedichte lautet:

„Dich, mein Gott, wir bitten täglich — nochmal um ein Wiederse'hn! Ist's auf Erden nicht mehr möglich — werden wir uns oben seh'n."

Es wird wohl der Wunsch vieler Landsleute sein, diese Kirchenzeichnung als Sinnbild der Heimat eingerahmt im Kämmerlein zu haben. In der Größe von 30 x 40 cm, ist sie mehr als Heimaterinnerung. Sichtbar angebracht, soll sie uns sagen: Heimattreue, Heimatbekenntnis und Heimatliebe.

Anfragen und Bestellungen sind zu richten an: Chris Gengler, 7291 Wälde/Freudenstadt, Leinbachstr. 12. (-ch)

Wo die Donauwellen rauschen . . .

Von Elisabeth Ludwig

Wo die Donauwellen rauschen
Und das Herz in Lieb' entbrannt,
Liegt das Land der Donauschwaben,
Mein geliebtes Heimatland.

Wo die Nachtigallen singen
In des Waldes dunklem Grün,
Wo am Wegesrande Linden,
Rosen und Akazien blühn,
Dort, wo weite grüne Eb'ne
Unter tiefem Himmelsblau,
Wo die Lüfte heißer wehen
Liegt die schöne Donau-Au.

Sei gegrüßt, o teure Heimat,
Meines Herzens Souvenir;
Tausend Sterne in der Ferne
Grüßen ewig dich von mir.

Schifferstadt, 1969.



Röm.-kath. Kirche von Schesterlek. (Zeichnung: Christoph Gengler)

Stellungnahme zu den erweiterten „Erinnerungen" Dr. Kräuters

Abwehr ungerechtfertigter Angriffe / Richtigstellung von Irrtümern

Von Josef Gassner

(5. Fortsetzung)

Vor dem ersten Weltkrieg lebte in der Temeschburger Vorstadt Fabrik der **Hasele Franzl**, ein gutmütiger „Spinner", der sich einbildete, er sei der **Kaiser von China.** Er verteilte auf den Straßen an die ihm **sympathisch** erscheinenden Personen verschiedene Titel und Würden: so ernannte er **Minister, Obergespäne** und **Bürgermeister** und die Fabrikler hatten viel „Gaudi" mit ihrem Hasele Franzl.

Dieser Franzl fiel mir ein, als ich den „Anhang" der Dr. Kräuterschen „Erinnerungen" las; auch er verteilt darin „Würden" und „Titel", aber nicht an Menschen, die ihm sympathisch sind, sondern die er haßt — und das sind nicht wenige. Zuerst machte er Hans **Röser** zum **allmächtigen „Führer"** der Banater Schwaben, dann Hans **Beller** zum „Führer" der nichtexistenten „Los-von-Rom-Bewegung" der „Schönerianer" im Banat; nach dessen Tod wurde Professor **Hügel** im Sinne einer von Dr. Kräuter erfundenen „Erbfolge" von ihm zum „Nachfolger" Bellers ernannt; diese „Ehre" verdankte Prof. Hügel seinem Bemühen, **die verzerrte Banater Geschichte richtigzustellen:** er schrieb bekanntlich zum Todestag Dr. Kauschs einen Artikel über dessen politische und schulpolitische Tätigkeit; das war für Dr. Kräuter unerträglich, deshalb mußte er verleumdet werden.

„Nationalsozialistische apostolische Kontinuität"

Dann entzog er auch Hügel die „Führerschaft", ein anderer mußte diffamiert werden: diesmal kam der siebenbürgisch - sächsische Schriftsteller **Dr. Zillich** dran: er wurde von Dr. Kräuter zum „Führer" und „Diktator" **aller Schwaben** und „Antichristen" ernannt. Sein „Verbrechen": **Er weigerte sich mit Recht, hundert Seiten des Dr. Kräuter'schen Pamphlets in seiner so ausgezeichnet redigierten Zeitschrift zu veröffentlichen.** Deshalb überschüttet er ihn mit Gift und Galle — und taucht ihn in ein Meer von Lügen. Er schreibt: „Dr. Zillich hat sein ‚Führeramt' von Hügel nach der **nationalsozialistischen apostolischen Kontinuität empfangen, nach welcher Hügel es von Beller und Beller von Schönerer empfing." Ein tolle Theorie!**

Würde er noch leben, hätte er die „Erbfolge" vermutlich auch noch auf die Frauen der von ihm Diffamierten übertragen. Wer wäre wohl als nächster „Führer" und „Diktator" und Oberhaupt einer „Maffia" ernannt worden? Ein Dutzend Namen stehen bereits in seinem „Anhang" als „potentielle Führer", es kam aber nicht mehr dazu, sie zu ernennen. Der Tod machte diesem Unfug ein Ende. Aber Dr. Kräuter hat auch ein neues psychologisches Verfahren entdeckt und beschrieben: die **beliebige Auswechselbarkeit der Individualität:** so steckte in der Haut von Hans Röser und Dr. Kausch Hans Beller, ich bin Dr. Zillich und Dr. Zillich steckt gleich in mehreren Personen, mit denen er **identisch** ist. Dr. Kräuter wurde damit zum Forschungsmodell für junge schwäbische Psychoanalytiker. Ein bedauernswerter Fall: Die Rache des Schicksals für Hochmut, Eitelkeit und Arroganz.

„Zwischen Grenzen und Zeiten . . ."

Nach langem Suchen stieß er auf den im Jahre 1936 erschienenen Roman Dr. Zillichs „Zwischen Grenzen und Zeiten". Obwohl der Roman seinerzeit sowohl in der „Banater Deutschen Zeitung", den „Banater Monatsheften" und anderen Banater Presseorganen **wohlwollend besprochen und von der jüngeren schwäbischen Generation begrüßt wurde, hatte Dr. Kräuter keine Ahnung von seiner Existenz.** Nun, als Pensionist — wie er berichtet — hatte er die Weihnachtsferien dazu benützt, um ihn zu lesen. Nicht aus literarischem Interesse natürlich, sondern um „Munition" zu sammeln, um den Autor des Romans moralisch zur Strecke zu bringen. Er operiert mit dem alten Trick der Verfälschung: mit aus dem Zusammenhang gerissenen Stellen versucht er Dr. Zillich zum **Feind der Schwaben — sein Großvater stammte aus der Banater Gemeinde Warjasch — und natürlich auch der Katholiken zu stempeln und die Siebenbürger Sachsen als „Herrenvolk" zu verhöhnen.** Mit zusammenhanglosen Zitaten kann man **vieles** „beweisen" — selbst die Heiligkeit der Bibel anzweifeln. **Mit „Nazismus" hat der Roman so wenig zu tun wie die „Erinnerungen" Dr. Kräuters mit der Wahrheit.** Ein Roman ist keine politische Denkschrift und die dichterische Freiheit läßt sich nicht — besonders nicht nach über 30 Jahren — in die **geistige Zwangsjacke von verstaubten reaktionären Ideologien pressen, mit denen Dr. Kräuter einst Politik machte.**

Dr. Zillich hatte mit dem Südost-Institut nie etwas zu tun gehabt; so konnte er auch mich nicht — wie Dr. Kräuter behauptet — mit einer **„gut bezahlten Stelle aus Amerika nach München"** locken. Ich kam ohne Verlockung und erst fünf Monate nach meiner Ankunft in Europa stellte mich der allzu früh verstorbene Direktor des Instituts, Prof. Dr. Valjavec, an.

Bücher kamen zurück

In dem zweiten Teil seiner „Erinnerungen" macht Dr. Kräuter ein interessantes Geständnis; er berichtet, daß er 150 Bücher an Adressen verschickte, die er von verschiedenen Seiten erhalten hat; er sandte sie mit der Bitte, ihm die **„Gestehungskosten"** zu erstatten — dann verzichtete er aber darauf und sandte sie **„kostenlos":** Dennoch **kamen 30 Bücher zurück** und nur die Hälfte der Empfänger bestätigten den Empfang (manche sicherlich aus purer Höflichkeit, ohne das Buch gelesen zu haben), die übrigen **schwiegen.** „Auf den als unzustellbar zurückgekommenen Exemplaren blieben die Klebezettel mit den Adressen nicht haften", schreibt er (möglicherweise war zuviel Kalk daran. — Anm. d. Redak.). Er ging der Sache nach und konnte eine sensationelle Entdeckung machen: nicht wegen unzulänglichem Klebestoff auf den Adressenzetteln sind die Bücher zurückgekommen, sondern durch **Manipulationen.** Er schrieb jene an, denen er seine „Erinnerungen" schickte: von vielen (?) erhielt er Dankschreiben, doch bei den **„meisten trat ein Gesinnungswandel ein, sie knöpften sich mir gegenüber zu"** — berichtet er — **„beantworteten meine Briefe und Rundschreiben nicht oder bestätigten den Empfang ohne ihre Unterschrift."**

„Bei den Adressaten war zwischen dem Empfang des Buches und dem Rundschreiben offenbar **etwas geschehen, was bei ihnen einen gründlichen Gesinnungswandel hervorgerufen hat: sie wollten mit mir nichts mehr zu tun haben und allenfalls nichts mehr aus der Hand geben, was als Beweis ihrer ‚Kollaboration' mit mir hätte dienen können"** — gesteht Dr. Kräuter.

Eine Abfuhr

Bezeichnend für diese makabre „Erinnerungsgeschichte" ist „das Verhalten des Weihbischofs Dr. Walter **Kampe,** gewesener Leiter des Hermannstädter katholischen Schülerheims ‚Norbertinum', wo er die katholische deutsche Jugend der sächsischen Diaspora betreute". (Auch mein Sohn wohnte im Norbertinum, als er das Baron-Brukenthal-Gymnasium besuchte.) Dr. Kampe gratulierte Dr. Kräuter — wie er behauptet — zu „seinem wertvollen Werk" (das er sicherlich gar nicht gelesen hat) und als Dr. Kräuter in seiner Naivität Bischof Dr. Kampe **gegen** Dr. Zillich mobilisieren wollte, **lehnte dieser entschieden** ab: Der „Christdemokrat" Dr. Kräuter, der sich als Verfechter des von keiner Seite und **niemals bedrohten** Banater Katholizismus aufspielte, erhielt also von einem **hohen katholischen Würdenträger eine vernichtende Abfuhr.** Und der Sohn des einstigen langjährigen Obmanns der Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft und profiliertesten Politiker des Banates Dr. Kaspar Muth, Dr. Franz **Muth,** der in Stuttgart eine Sprachenschule (Berlitzschule) besaß, sie aber aufgab, schrieb — wie Dr. Kräuter im „Anhang" seiner „Erinnerungen" berichtet, am 29. Dezember 1967 folgenden Brief an ihn:

„Sehr geehrter Herr Kräuter!

Nach Erfahrungen gelegentlich meines Besuches in Freiburg, sehe ich mich veranlaßt mitzuteilen, daß ich unsere Beziehungen nicht mehr aufrechterhalten kann. Ich wünsche, nach wie vor, alles Gute sowohl für Ihr persönliches Wohlergehen wie auch für das Schicksal Ihres Werkes. Bitte schreiben Sie mir nicht mehr.

Ihr ergebener
Franz Muth."

Dr. Kräuter antwortete ihm, doch sein Brief kam **ungeöffnet** zurück. „Ich und Prälat Nischbach zerbrachen uns vergebens den Kopf" — schreibt Dr. Kräuter — „über diese **sonderbare plötzliche Sinnesänderung . . .".**

Doch Prälat Nischbach weiß den wahren Grund der Dr. Muth'schen „Gesinnungsänderung". Und vielleicht wird auch Dr. Muth ihn selbst einmal der Öffentlichkeit mitteilen.

An all diesen erlittenen Abfuhren bin — laut Dr. Kräuter — **natürlich ich schuld.** Im Zusammenhang mit dem Brief Dr. Muths schreibt er: „Gassner, sein ‚Vetter Joschka', hatte Dr. Muth offenbar (!) in **Freiburg auf ein Wort getroffen und ihm angedroht, in der ihm zugänglichen Presse über die Geschehnisse (?) zu schreiben,** die sich in seiner Berlitzschule ereignet hatten, wenn er nicht jede Verbindung mit mir unverzüglich abbrechen und ihm die **belastenden Memoiren seines Vaters** ausfolge. Aus Furcht vor einem Skandal, den **er dem gewissenlosen Journalisten zutraute, gab mein Freund"** — schreibt Dr. Kräuter — **„der Erpressung nach, folgte ihm die Memoiren aus und schrieb den rätselhaften Brief."** Das sind wieder faustdicke Lügen. Kein einziges Wort ist wahr.

Ich habe Dr. Muth **niemals weder in Freiburg noch sonstwo getroffen, demzufolge konnte ich auch nie mit ihm über Dr. Kräuter und sein Geistesprodukt gesprochen haben; von den rätselhaften Memoiren habe ich nie etwas gehört, sie nie gesehen, nie verlangt und daher auch nicht ausgefolgt erhalten;** von den von Dr. Kräuter verleumderisch angedeuteten angeblichen „Vorgängen" in der Dr. Muth'schen Sprachenschule wußte ich nichts, konnte sie also auch nicht zur „Erpressung" ausnutzen, da es sie gar nicht gab. Offenbar hat Dr. Kräuter nie etwas von einem **Pressegesetz in einem demokratischen Land gehört,** laut dem Erpressungen strafbar sind. Seinem Lügenbericht, in dem er Dr. Muth so schwer verleumdet, fügt er noch hinzu: „Und wer kann behaupten, daß es in **seinem Leben** nicht eine ‚Berlitzschule' in **irgendeiner Form** gibt, die einem der **journaille** (der Professor für Französisch schreibt das Wort klein) angehörenden Zeitungsschreiber Anlaß **zur Anfachung eines Skandals** geben könnte, vor dem sich **jeder fürchtet.** Ich nicht!" **Auch vor der Unwahrheit nicht. Sie begleitete ihn bis ins Grab;** daß er auch noch Dr. Franz Muth in seine Verleumdungskampagne zerrt, **ist eines der traurigsten Kapitel der so tristen „Erinnerungen".**

Erpressungen nach allen Richtungen

Aber es kommt noch schöner: Ich bin auch daran schuld, daß die Bezieher seines „Buches" ihm auf sein Rundschreiben nicht antworteten: **„Sie wollten dem Erpresser keinen Beweis ihrer Verbindung mit mir aus der Hand geben und lieferten Gassner vielleicht (?) auch die von mir erhaltenen Exemplare des Buches aus, wie Franz Muth die Memoiren seines Vaters."** Wie konnte ich wissen, **wem Dr. Kräuter seine widerliche Schmähschrift zuschickte?** Selbst ich bekam das Buch nur durch Zufall. Mir lag vielmehr daran, daß **je mehr Landsleute es lesen: durch meine Artikel im „Donauschwaben" wurde das Interesse geweckt, die Nachfrage rege — und die gefährlichste Geschichtsfälschung, die je im Banat begangen wurde, entlarvt.** Erfreulicherweise gibt es noch vernünftig denkende Landsleute, die sich ein klares Urteil bewahrten und die „Erinnerungen" als das betrachteten, was sie sind: eine **widerliche Streitschrift voller Denunziationen, Verleumdungen und Fälschungen.** Sie wollten von Dr. Kräuter nichts mehr wissen. Sie haben ihre Beziehungen zu ihm abgebrochen — aber nicht, weil ich sie erpreßte.

Noch ein Beispiel: Auf der Umschlagseite der von Dr. Zillich redigierten „Vierteljahresblätter" werden zweitweise — wie üblich — Anerkennungsschreiben aus Leserkreisen veröffentlicht: auch von Prälat **Nischbach** und dem Schriftsteller Nikolaus **Engelmann.** Nun, auch diese habe ich — laut Dr. Kräuter — **erpreßt;** er schreibt: „Die Werbungen Engelmanns sind offenbar (!) Folgen der **durch Gassner ausgeübten Erpressung und auch Prälat Nischbach konnte zu der Werbung und Bescheinigung der christlichen Gläubigkeit Zillichs und des volkserzieherischen Wertes seiner Zeitschrift"** — wie Dr. Kräuter schreibt — **keinen anderen Anlaß haben als eine Erpressung, eine zur Unterschrift, der ihm buchstäblichen Sinne unterstellten von Zillich oder Gassner verfaßten Erklärung . . .".**

Und dennoch . . .

Wenn man könnte, wie man wollte —
wenn man dürfte, wie man mag —
wenn man wüßte, was man sollte,
wenn man frei hätt', Tag für Tag —
wenn man Gold hätt', in der Kiste —
wenn man Glück hätt', noch und noch —
wenn man garnichts mehr vermißte:
unzufrieden wär' man doch!

Anton Theer

Ich habe weder mit Engelmann noch mit dem Prälaten Nischbach jemals über die Zeitschrift gesprochen — auch Dr. Zillich nicht; daß sich alle, auch diese prominenten Vertreter unseres Volkes, von mir einfach erpressen ließen, dürfte doch wohl nur auf von mir noch niemals wahrgenommene, doch **vorhandene übersinnliche Kräfte zurückzuführen sein.** Oder auf die krankhafte Phantasie eines alten Mannes, der sich wirklich vor nichts mehr fürchtete; auch vor dem Richterstuhl Gottes nicht.

Aus dem über 70 Seiten starken Anhang, mit dem Dr. Kräuter noch vor seinem Abgang den letzten Rest seiner Glaubwürdigkeit zerstörte, könnten noch eine ganze Reihe krasser Unwahrheiten angeführt werden. Doch das bisher Gesagte dürfte genügen. **Er erwies selbst seinen einst treuesten Anhängern einen sehr schlechten Dienst.**

(Schluß folgt)

Uns läuten der Heimat Glocken nicht mehr - - -

Kennt Ihr sie noch? Ja, sie war unsere Heimatkirche zu Cesterek (Tschesterek)! Einst, als stolzes Wahrzeichen, war sie mit ihrem hoch zum Himmel ragenden spitzen Turm weithin sichtbar.

Beim Betrachten des Bildes werden Erinnerungen wach: In ihr wurden wir, unsere Eltern und Großeltern getauft, in ihr waren wir Ministranten und gingen zur Erstkommunion. An Kirchweihtagen und anderen Festen nahmen wir an den so feierlichen Gottesdiensten teil, in ihr wurden wir getraut. So manchem unserer Angehörigen ist darin ein Requiem mit Libera gelesen worden. Uns aber läuten der Heimat Glocken nicht mehr . . . Sie, wie wir sie hier sehen, steht nicht mehr. Sie ist mit so vielen unserer Lieben einem gottlosen, blutrünstigen Regime zum Opfer gefallen . . .

Denken wir an die Heimat, so sehen wir im Geiste auch unsere Kirche. Sie war das Herzstück unsrer Gemeinde. Alle Wege führten an ihr vorbei. Sie stand buchstäblich mitten im Dorf, genau dort, wo sich die Diagonalen (Ecklinien) — gezogen von Dorfecke zu Dorfecke — schnitten.

Als Sinnbild der Heimat hat sie unser Chris Gengler aus dem Gedächtnis für uns alle gezeichnet. Wieviel Liebe und Hingabe steckt wohl darin, sie so sauber, ohne Maßangabe und viel technisches Können darzustellen? Das kann nur der ermessen, der selbst einmal versucht hat, einiges aus dem Gedächtnis zu skizzieren. — Wer ist nun dieser Gengler Stoffel? Nun, wir werden ihn in der Monographie, die in einigen Monaten in Druck gehen wird, kennenlernen. Er kommt aus einer kinderreichen Familie, die Mutter ist eine geborene Pape, und als „Balwiere" hatte er bei seinem Meister und Schwiegervater, Joh. Willing, Friseur, 109/1, reichlich Gelegenheit, die Gassen auf und ab zu schauen, zu sehen und zu beobachten. Kraft seines guten Gedächtnisses und einer gottbegnadeten Beobachtungsgabe, hat er tiefer gesehen nach dem Sprichwort: Was das Kind auf der Gasse spricht, ist der Eltern Angesicht.

Als Schwerkriegsbeschädigter wurde er von der Wehrmacht entlassen und hatte das Leiden und Sterben als Augenzeuge von A bis Z mit- und durchgemacht. Sein zwanzigseitiger Bericht über den „Leidensweg unserer Bevölkerung" ist so erschütternd, daß es dem Chronisten oft nur mit Mühe gelingt, diese furchtbaren Verbrechen und Schandtaten, die unglaublichen Quälereien und Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen, mit Rücksicht auf die noch lebenden Nachkommen und Angehörigen, zu umschreiben. Im Lager Rudolfsgnad schrieb er gemeinsam mit Dr. Neuner, um, falls nur einer davonkommen sollte, des anderen Aufzeichnungen zu veröffentlichen.

Einsamkeit macht Herzen weit. So schrieb er auch im Lager Rudolfsgnad Lieder und Gedichte aus Leid geboren. Die letzte Strophe eines seiner in Rudolfsgnad verfaßten Gedichte lautet:

„Dich, mein Gott, wir bitten täglich — nochmal um ein Wiederse'hn! Ist's auf Erden nicht mehr möglich — werden wir uns oben seh'n."

Es wird wohl der Wunsch vieler Landsleute sein, diese Kirchenzeichnung als Sinnbild der Heimat eingerahmt im Kämmerlein zu haben. In der Größe von 30 x 40 cm, ist sie mehr als Heimaterinnerung. Sichtbar angebracht, soll sie uns sagen: Heimattreue, Heimatbekenntnis und Heimatliebe.

Anfragen und Bestellungen sind zu richten an: Chris Gengler, 7291 Wälde/Freudenstadt, Leinbachstr. 12. (-ch)

Wo die Donauwellen rauschen . . .

Von Elisabeth Ludwig

Wo die Donauwellen rauschen
Und das Herz in Lieb' entbrannt,
Liegt das Land der Donauschwaben,
Mein geliebtes Heimatland.

Wo die Nachtigallen singen
In des Waldes dunklem Grün,
Wo am Wegesrande Linden,
Rosen und Akazien blühn,
Dort, wo weite grüne Eb'ne
Unter tiefem Himmelsblau,
Wo die Lüfte heißer wehen
Liegt die schöne Donau-Au.

Sei gegrüßt, o teure Heimat,
Meines Herzens Souvenir;
Tausend Sterne in der Ferne
Grüßen ewig dich von mir.

Schifferstadt, 1969.



Röm.-kath. Kirche von Schesterlek. (Zeichnung: Christoph Gengler)

200 Jahre Bačko Novoselo

Festschrift zur 200jährigen Jubiläumsfeier der Gemeinde / Von Josef Negele

Unter obigem Titel erschien im Jahre 1934 (in der Buchdruckerei A. Welker zu Tscherwenka) ein aus 18 Seiten bestehendes Heft, verfaßt und herausgegeben von Josef Negele. Auf dem Deckblatt der Festschrift, die auch sieben Bilder von Bačko Novoselo enthält, heißt es: „Das Reinerträgnis vom Verkauf dieser Festschrift wird zur Deckung der Kosten des Ansiedlungsdenkmals (Dreifaltigkeitsstandbildes) verwendet." Hier die Texte der einzelnen Bilder: 1. Bačko Novoselo von der Fruška Gora aus gesehen. Im Vordergrund die Donau. Zwischen dem Dorf und der Donau liegt ein Donauarm. 2. Die Pfarrkirche in Bačko Novoselo, restauriert zum 100jährigen Kirchweihfest im Jahre 1929. 3. Hochaltar der kath. Kirche in Bačko Novoselo. 4. Bačko Novoseloer Volkstrachten. Gemeinderichter Anton Wimmer mit Frau und Kind aus früheren Jahren. 5. Bačko Novoseloer Volkstrachten. Die Herz-Jesu-Burschen und Muttergottesmädchen. 6. Bačko Novoseloer Volkstrachten. Der weltliche Präses der Kirchengemeinde, Stefan Negele, mit seiner Frau als jungverheirateter Ehemann. 7. Kirchweihprozession in Bačko Novoselo.

Auf Wunsch zahlreicher Landsleute aus Bačko Novoselo bringen wir in dieser und den nächsten Ausgaben des „Donauschwaben" den vollen Wortlaut dieser Festschrift, die vor 35 Jahren in der alten Heimat erschienen ist:

Motto: Den Alten zur Ehr'
Den Jungen zur Lehr'.

Zur 200jährigen Jubelfeier

Zwei Jahrhunderte schicksalsschwerer Geschichte sind seit der Gründung unserer teuren Heimatgemeinde verflossen. Zweihundert Jahre lang blühte katholisches und deutsches Leben in unserer Gemeinde!

Unser Herz erhebt sich heute mit **freudigem Danke zu Gott**, der in seiner wunderbaren Vorsehung unsere Urväter als erste deutsche Ansiedler der Batschka hierher geführt und sie in der neuen Heimat durch volle zwei Jahrhunderte beschützt, geholfen und erhalten hat.

Wir gedenken dabei aber auch mit dankbarem Sinn unserer **Ansiedlerahnen und Urväter**, die, von unerschütterlichem Gottvertrauen beseelt, in hartem Kampfe, mit unendlichen Mühen und Plagen, Nöten und Leiden dieses Stück Muttererde, **die neue Heimat**, erkauft, erhalten und dadurch den Wohlstand ihrer Nachkommen begründet haben. Ihr tiefreligiöses Leben, getragen von ihrem katholischen Glauben, ihr unermüdlicher Arbeitswille und ihr gesunder Sinn mögen als teures Erbgut in unseren Seelen weiterleben!

Gestärkt durch das Beispiel dieser Ahnen, deren Seele in Gott verankert war, wollen wir mit demselben Glauben an Gott, mit derselben Hoffnung und Liebe in die Zukunft blicken und mit der Gnade Gottes den uns beschiedenen Kampf um unser Seelenheil, den mühevollen und dornenumwobenen Kampf der Arbeit und Mühe um das tägliche Brot und den beseligenden Kampf um eine bessere Zukunft der kommenden Geschlechter mit frischem und tatkräftigem Mute auf uns nehmen!

Segne uns und diesen unseren Willen, o Herr, und auch das Leben der kommenden Geschlechter unserer Gemeinde!

Festprogramm zur 200jährigen Jubiläumsfeier der Gemeinde Bačko Novoselo

Samstag, den 8. September: 20 Uhr Fackelzug, nachher Vorstellung im Gasthause Laufer.

Sonntag, den 9. September: 4 Uhr Glockengeläute, Tagwache; 9 Uhr **Festgottesdienst;** 11 Uhr **Einweihung der Erinnerungsstatue,** Festsitzung, Gelöbnis; 13 Uhr Festessen; 15 Uhr Trachtenzug; 16 Uhr **Festversammlung:** a) Staatshymne, b) Festreden, c) Novoseloer alte Volksbräuche, d) kurze Geschichte der Gemeinde Bačko Novoselo, e) Volkslieder; 20 Uhr Vorstellung.

Das Ansiedlungsdenkmal

Den Höhepunkt der 200jährigen Jubiläumsfeier bildet die Einweihung der **Dreifaltigkeitsstatue**, welche die Kirchengemeinde zur Erinnerung an die vor 200 Jahren erfolgte Ansiedlung der Gemeinde, der **ersten deutschen Ansiedlung in der Batschka**, errichten ließ. Bei der Einweihung des Standbildes wird sich die Gemeinde feierlich der Heiligsten Dreifaltigkeit und dem Hl. Herzen Jesu **weihen** und ein **Gelöbnis** ablegen, daß zur Erinnerung dieses Jubiläums alljährlich am Feste der hl. Dreifaltigkeit eine Bittprozession zu diesem Standbilde geführt und dort für das Wohl der Gemeinde gebetet werde. Ein Dokument, das von den führenden Männern der Gemeinde unterfertigt und im Sockel des Denkmals eingemauert ist, **verewigt den Zweck der Errichtung des Standbildes und das Gelöbnis der Gemeinde.** Das Dokument ist in lateinischer und in deutscher Sprache abgefaßt. Der deutsche Text lautet:

Zur Erinnerung

Anläßlich des 200jährigen Bestehens der Gemeinde Bačko Novoselo, der ersten deutschen Ansiedlung in der Bačka, wurde dieses Denkmal, welches die dankbare Nachkommenschaft, die Gemeinde Bačko Novoselo, errichtet hat, am 9. September 1934 zu Ehren der Allerheiligsten Dreifaltigkeit feierlich eingeweiht.

Nach der Einweihung legten die Gläubigen des Ortes ein Gelöbnis ab, daß jedes Jahr am Feste der Allerheiligsten Dreifaltigkeit nach dem Hochamte zu diesem Denkmal eine Bittprozession geführt werde, wo dann nach dem Gesang das Gebet von der Allerheiligsten Dreifaltigkeit und drei Vater Unser und Gegrüßet für das Wohl und Heil der Gemeinde Bačko Novoselo verrichtet werden.

Am 9. September 1934.

Es folgen die Unterschriften.

Aus der Geschichte der Gemeinde Bačko Novoselo

Ansiedlungsgeschichte

Novoselo war schon in der Türkenzeit besiedelt. Damals lag noch ein anderes Dorf in der Nähe von Novoselo, das St. Lowrenz (Lovronce, Szent Lörincz) hieß und dessen Andenken noch heute durch den Namen „Lorenzi" — so heißt nämlich die Gemarkung zwischen Bukin und Novoselo — erhalten geblieben ist. In den türkischen Deftern (Steuerbüchern) wird Novoselo im Batscher Nahije (Bezirk) im Jahre 1554 mit drei, im Jahre 1570 mit elf und 1590 mit neun steuerpflichtigen Häusern erwähnt. Desgleichen auch St. Lowrenz mit drei bzw. elf und dreizehn Häusern. Die ersten Ansiedler von Novoselo waren wahrscheinlich Serben, die aber später von Novoselo fortgewandert sind. Um das Jahr 1700 war Novoselo eine unbewohnte Pußta. Später, um 1715, wurde Novoselo — soweit es die Urkunden vermuten lassen — wiederholt mit Serben besiedelt und gehörte der Militärgrenze an. Aber auch diese serbische Siedlung ist eingegangen, denn nach der Auflösung der Militärgrenze wanderten die Serben von Novoselo fort.[1])

Im Jahre 1731 kamen die beiden unbewohnten Pußten Novoselo und Lovronce an die adelige Familie des Barons **Johann Markus Zuana** (oder Zoana), der damals Hofkammerrat und Kameralkommissär in Oberungarn war. Baron Zuana, der als Kameralkommissär mehrere Kameraldörfer in Oberungarn ansiedelte, hat sich wahrscheinlich selbst davon überzeugt, daß die schwäbischen Bauern für die Kolonisation am besten taugen. So ließ er denn solche in Württemberg anwerben und brachte sie auf sein Privatgut Novoselo. Die Kolonisten wurden von Donauwörth oder Regensburg aus mit Schiffen auf der Donau kostenlos in ihre neue Heimat befördert. Im Frühjahr 1733 kamen die ersten schwäbischen Kolonisten in Novoselo an. Den urkundlichen Beweis hierzu liefern die Matrikelbücher des Batscher Pfarramtes, die damals noch von den Franziskaner-Patres geführt wurden. Die Grundherrschaft sorgte sogleich nach Beendigung der Ansiedlung auch für die religiösen Bedürfnisse der Kolonisten und gründete im Sommer des darauffolgenden Jahres — 1734 — eine röm. kath. Pfarrei und berief einen deutschen Pfarrer, **Andreas Staudinger,** in die neuangesiedelte Gemeinde. Mit dem Jahre 1734 beginnen auch die Matrikel des Novoseloer Pfarramtes, die uns interessante Daten aus der Ansiedlungszeit der Gemeinde liefern, besonders über die Herkunft der Kolonisten. Die Matrikelbücher von Bačko Novoselo gehören mit denen **von Novisad** (1718) und Batsch (1713) zu den ältesten der unteren Batschka.

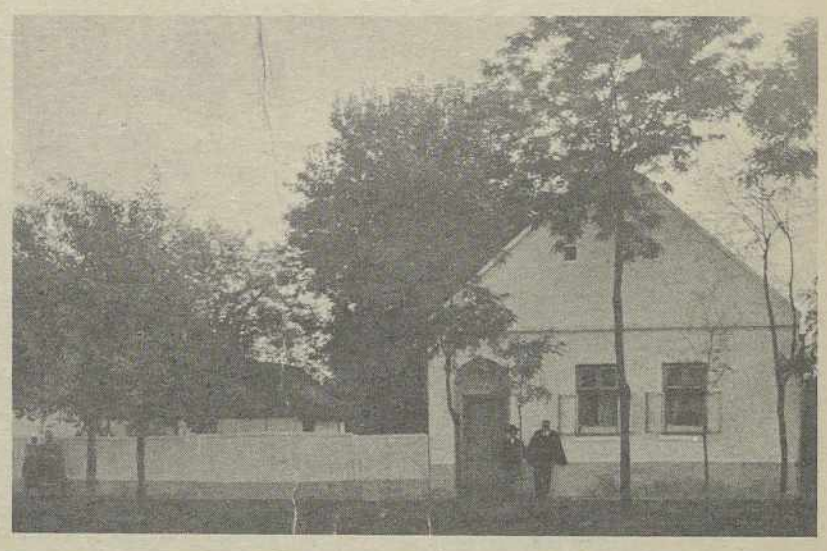
[1]) Vgl. Bács-Bodrogh vm. monografiájá. S. 54. — „200 Jahre deutsches Leben in Batschko Novoselo" von Fritz Westerfeld. Volkswart, 1933, Heft 2.

Abstammung der Ansiedler von Novoselo

Die Urahnen der Novoseloer Bewohner stammen größtenteils aus **Württemberg,** dem Schwabenlande, sind also echte **Abstammungsschwaben,** während die anderen Deutschen, die hier in der Batschka wohnen, nur Schwaben („Donauschwaben") genannt werden, es aber größtenteils der Abstammung nach nicht sind. Die Matrikelbücher der Novoseloer Pfarre verbürgen uns zum Teil auch die Orte, woher die Ansiedler kamen. Vor einem Jahre (1933) erschien ein Aufsatz von Fritz Westerfeld im „Volkswart" (Novisad), der auch in einem Sonderdruck erschienen ist, wo ein ausführliches Verzeichnis jener Orte angeführt ist, die als Abstammungsorte der Novoseloer Ansiedler in Betracht kommen.

Die Siedler von Novoselo stammen größtenteils aus dem Neckartale in Württemberg und haben ihre unverfälschte **schwäbische Mundart** aus der Urheimat mitgebracht, die sich bis auf den heutigen Tag ziemlich gut erhalten hat, jedoch auch schon einige Veränderungen aufweist. So z. B. sagten die alten Leute noch vor einigen Jahrzehnten zu ihren Enkelkindern, die auf den Bäumen herumkrabbelten: „Gesch rab, odr du fallsch nab!" Heute sagt man: „Gesch rondr, odr du fallsch nondr!" Früher sagte man beim Heranziehen eines Donnerwetters: „Es dauret", heute sagt man: „Es dondret". Früher nannte man das Papier: „Papaier" und das Fenster: „Feanschtr", heute schon nicht mehr. Charakteristische Redewendungen: „Mo geanr na?" — „Geamr z' Liacht" (in die Spinnstube). Beim „Mischtfüara" grüßt der Bauer seinen Nebenmann mit einem „No, heanr a Fuar?" Den üblichen Gruß „Guten Morgen" oder „Guten Abend" gebrauchten vor einer Zeit in Novoselo nur die „Noblen" oder die Fremden. Statt dessen redete man den Nebenmann an mit einem „Ousg'schlofa?" oder „Z' Naacht gessa?" an und begann ein kurzes Gespräch: „Mo bisch g'west?" (Wo warst du?) — „Em Gmoahous" (Gemeindehaus). — „Geamr zua dr Toana nous?" (Gehen wir zur Donau hinaus?). — „Heandr schau gloosa? Wiaviel heanr ten kriagt?" — „Oanonfufzich Tschabr (Butte, ein 50 Litergefäß) voll." — Die Novoseloer Mundart ist die **einzige schwäbische Mundart in der ganzen jugoslawischen Batschka und im Banat.** Man muß wirklich schon nach Süddeutschland, ins Schwabenland fahren, um einen ähnlichen Dialekt zu hören, wie in Novoselo.

(Fortsetzung folgt)



Das Haus von Michael und Anna Filippi in Klein-Betschkerek, Beschenowaer Gasse 13. Das Bild entstand im Jahre 1928. Personen von rechts nach links: Magdalena Filippi (rechtes Fenster), Anna Filippi (linkes Fenster), Franz Filippi, Johann Waldner (Draxler genannt), Karolina Reiter (verh. Deschu), Elisabeth Bartl (verh. Gräbenstein).

Das Elternhaus

Du gutes, treues Elternhaus,
Südöstlich im Banat.
Die Hände, die dich einst gebaut,
Ruh'n längst schon aus im Grab.
Warst meiner Kindheit Lebensfreud,
Denk gern zurück an dich noch heut.

Du gutes, treues Elternhaus,
Grüß die, die jetzt in dir weilen,
Auch Nachbarsleut und Freunde all,
Wenn schnell vorbei sie eilen.
Vergiß auch nicht den greisen Mann,
Erinnern er sich meiner kann.

Du stolzes, treues Elternhaus,
Will ehren dich und mahnen:
Nicht untergeh'n! Bleib aufrecht steh'n!
Als „Symbol" meiner Ahnen.

Catherine Filippi-Grosskopf

Donauschwäbische Gedenktage

28. April 1939:

Johann Heinrich Schwicker, der zu den größten Gelehrten der Donauschwaben zählt, in Neu-Beschenowa/Banat geboren.

In der Entwicklung der Donauschwaben spielt der als Bachscher Absolutismus gekennzeichnete Zeitabschnitt (1849 — 1865) eine bisher von diesen zu wenig untersuchte und gewürdigte Rolle. Die Jahre 1848/49 zeigten den madjarischen Nationalismus in seiner ganzen Unerbittlichkeit. Die durch gesetzliche Bestimmungen, behördliche Maßnahmen und Aktionen einer aufgestachelten nationalistischen Öffentlichkeit bereits früher eingeleitete geistige, politische und sprachliche Überfremdung der Nationalitäten hatte auch im donauschwäbischen Bereich schon sichtbare und schmerzliche Erfolge zu verzeichnen, vor allem in den Städten und in Sathmar. Der Ausgang der Revolution und die anschließend durchgeführte Reform der Staatsverwaltung unterbrach aber nicht nur diesen Überfremdungsprozeß, er machte verschiedene wirksam gewordene Maßnahmen rückgängig und schuf für die Bewahrung und Festigung der Position und Funktion der deutschen Sprache ganz neue Voraussetzungen in Schule, Verwaltung und Wirtschaft. Die verstärkte Einführung der Volkssprache anstelle von Latein in den Gymnasien und Hochschulen kam auch der deutschen Sprache zugute. Die aus dem Donauschwäbischen die Gymnasien und Lehrerbildungsanstalten besuchenden Generationen blieben in ihrer Ausbildung in diesem Zeitabschnitt ihrer Muttersprache und der deutschen Kultur verbunden und wurden nach dem Ausgleich zu Bremsklötzen oder Hindernissen der überstürzt einsetzenden Madjarisierung. Sie hielten damit diesen verheerenden Vorgang nicht nur auf, sondern verschafften der um die Jahrhundertwende bewußt einsetzenden nationalen Abwehrbewegung den erforderlichen Anschluß an die weitgehend noch intakte deutsche Sprachbeherrschung — wenn auch nur mehr in mundartlicher Form — bei den Donauschwaben auf dem Lande.

Zu den wertvollsten Geschenken dieses Zeitalters gehört für die Donauschwaben der hervorragende Pädagoge, Historiker und Gelehrte Johann Heinrich Schwicker. Dieser wurde am 28. April 1839 zu Neu-Beschenowa im Banate geboren. Seine Wiege stand in einem sehr bescheidenen Stübchen, nachdem sein Vater, der Dorfschullehrer Johann Schwicker in Knez, bereits vor der Geburt seines Söhnchens gestorben war. Seine Mutter verheiratete sich wohl später zum zweitenmale mit dem Lehrer Josef Groß, doch auch sie starb bald, und kaum zehn Jahre alt, war der Knabe gänzlich verwaist. Sein Stiefvater nahm sich jedoch des lernbegierigen Knaben in liebevoller Weise an und ließ sich die geistige Heranbildung desselben sehr angelegen sein. Nach der Volksschule durfte er die Werschetzer deutsche Realschule und Lehrerbildungsanstalt, die damals ihre unvergeßliche Wirksamkeit auszuüben begannen, absolvieren. Während seiner Studienzeit wird ihm eiserner, nimmer ruhender Fleiß und beispiellose Genauigkeit bei seinen Arbeiten nachgerühmt. Im Jahre 1856 erhielt er die Qualifikation als „Lehrer an Hauptschulen", 1857 trat er seine erste Stelle als Unterlehrer in Tschakowa an. Seine Tätigkeit auf dem Lande nützte er aus, um sich durch Selbststudium weiterzubilden. Bald bot sich dem strebsamen Junglehrer die Gelegenheit, an die Hauptschule nach Groß-Betschkerek zu kommen. Hier entfaltete er nicht nur in der Schule, sondern auch außerhalb derselben in der Gemeinschaft, vor allem für den Lehrerstand, eine vorbildliche Tätigkeit. Systematisch arbeitete er auch an seiner Weiterbildung. Bereits 1865 erwarb er sich die Befähigung für das Lehramt an Gymnasien. Im Jahre 1869 berief ihn der damalige Unterrichtsminister zum Leiter des Zentrallehrerseminars in Ofen, das damals ins Leben gerufen worden war. Seit 1871 wirkte er als Lehrer für deutsche Sprache und Literatur am Gymnasium in Pest und gleichzeitig in gleicher Eigenschaft auch am Polytechnikum. 1878 promovierte er an der Universität in Budapest zum Doktor der Philosophie.

Neben seiner Lehrtätigkeit entfaltete er eine fruchtbare literarische Tätigkeit als Verfasser pädagogisch-didaktischer, historischer und statistischer Schriften und Beiträge. Er redigierte pädagogische Blätter in deutscher und madjarischer Sprache und verfaßte in beiden Sprachen Musterschulbücher. Von seinen Werken sind zu nennen: „Geschichte des Temeser Banates" (1861), „Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen" (Teschen 1884), „Statistik des Königreiches Ungarn" (Stuttgart 1877), „Geschichte der Ungarischen Literatur" (Leipzig 1888), „Politische Geschichte der Serben in Ungarn" (Budapest 1880). Für seine hervorragenden wissenschaftlichen Arbeiten erhielt er zahlreiche Ehrungen, Anerkennungen und Auszeichnungen. Er wurde von der „Anthropologischen Gesellschaft" zum korrespondierenden, von der „Historischen Gesellschaft" in Berlin zum Ehrenmitglied ernannt. Schwicker ist Mitbegründer des „Banater Lehrervereins", präsidierte fünfmal der „Allgemeinen südungarischen Lehrerversammlung", vertrat seine Heimat 1871 beim Katholikenkongreß in München und 1873 beim ungarischen Katholikenkongreß als bevollmächtigter Vertreter. Von 1887 bis zu seinem Tode am 7. Juli 1902 vertrat er den Schäßburger und Großauer Wahlbezirk als Abgeordneter im ungarischen Reichstag. Seine Einstellung zu der volkspolitischen Situation der Deutschen in Ungarn hat er einmal so formuliert: „Wir wollen unserem Volke die Bildung nicht verkümmern, ihm seine Sprache und Sitten erhalten, weil wir dadurch zugleich am besten unserem Vaterlande dienen. Das deutsche Volk in Ungarn hat wahrlich nicht vonnöten, sich von hergelaufenen Leuten oder eigenen entarteten Söhnen in Patriotismus unterrichten zu lassen". Die Grundzüge seines Wesens waren: Das Bestreben, Nutzen zu stiften, lautere Wahrhaftigkeit, gerechter Haß gegen alles Scheinwesen.

jvs

Stellungnahme zu den erweiterten „Erinnerungen" Dr. Kräuters

Abwehr ungerechtfertigter Angriffe / Richtigstellung von Irrtümern

Von Josef Gassner

(6. Fortsetzung und Schluß)

In den „Erinnerungen" wird jeder zum „Nazisten" gestempelt, der nicht seiner Meinung ist; er spielt sich als der „alleinberechtigte Sprecher" der „christlichen Demokratie" des Banates auf, war aber bemüht, sein Mandat bis zum Lebensende zu sichern; mit **allen** Parteien wurden Wahlpakte abgeschlossen; auch mit der Regierung der rechtsradikalen Antisemiten Octavian **Goga** und **Cuza**, auf deren Liste auch Dr. Kräuter kandidierte.

Das Mandat war das Wichtigste

Zum ersten Male wurde Dr. Kräuter — wie schon erwähnt — nach Gründung der Autonomiepartei gewählt: als Karl v. **Möller**, Dr. **Eschker**, Dr. **Gabriel** die Volkspartei verließen und an der zügellosen Propaganda gegen ihre Kandidaten mit dem Schlagwort, sie „haben die Banater Schwaben an die Rumänen verkauft", teilnahmen, obwohl sie selbst an der Anschlußerklärung mitwirkten.

Zum zweiten Male wurde Dr. Kräuter bei den unter der Regierung Jonel **Bratianus** durchgeführten Wahlen in die sogenannte „Verfassungsgebende Nationalversammlung" gewählt. Diese Wahlen fanden zwischen dem 1. und 11. März 1922, also **ein Jahr nach Gründung der Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft**, statt. Der so leidige Bruderkampf war zwar auf dem Papier beendet, in Wirklichkeit aber immer noch nicht. Vom Vollzugsausschuß des Deutsch-Schwäbischen Volksrates wurden sowohl die Vertreter der Dr. Kräuter'schen „Elite" wie die von ihm nach fast fünfzig Jahren so schwer diffamierte „negative Auslese", die „Komplottisten" und „Schöneriander", als Kandidaten aufgestellt, und zwar: Dr. Kräuter (Billeder Wahlkreis), Dr. **Kausch** (Neuarad), Viktor **Orendi-Hommenau** (Vilagosch); Dr. Emmerich **Reitter** (Großsanktnikolaus), Volksgemeinschaftssekretär Hauptmann a. D. Georg **Logel** (Tschakowa), und für den Senat: Karl v. **Möller** und Filip **Jahn.** Dr. Kräuter erhielt in seinem reindeutschen Wahlbezirk **6801 Stimmen**, Dr. Kausch im gemischtsprachigen Bezirk Neuarad 3208 Stimmen, Dr. Reitter, Logel und Orendi-Hommenau, die alle in stark gemischten Wahlkreisen kandidierten, **fielen durch.** (Dr. Reitter wurde dann in einer Stichwahl im Modoscher Bezirk gewählt).

Der deutsche Arbeiter gehörte nicht zur Volksgemeinschaft

Der sich als Sprecher der Banater Christlichdemokraten ausgebende Dr. Kräuter hatte in seinem Wahlbezirk trotz der „Einigkeit" einen **Gegenkandidaten:** den Großjetschaer Bauern **Stemper**, der **von den deutschen Sozialdemokraten aufgestellt wurde; er erhielt die respektable Stimmenzahl von 4341** (während Dr. Reitter z. B. im Großsanktnikolauser Wahlkreis nur 2130 Stimmen auf sich vereinigen konnte). Schon bei der vorhergegangenen Wahl unterlag Dr. Josef **Gabriel** im Neuarader Wahlbezirk gegenüber dem **Kandidaten der deutschen Sozialdemokratie, Redakteur der „Arbeiter Zeitung" Josef Mayer.** Daraus hätte man die notwendigen Schlüsse zur Zusammenarbeit ziehen müssen; umsomehr als in den Satzungen der nach so heftigen Wehen zustandegekommenen „Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft" zu lesen war: „Unter Deutsch-Schwäbischer Volksgemeinschaft versteht man die völkisch organisierte Gesamtheit **all jener**, die sich im rumänischen Banat sowie **Arader** und **Sathmarer** Komitat **ohne Rücksicht auf ihre etwaige Parteizugehörigkeit zum Deutschtum bekennen". Dennoch wurden Deutsche ausgeschaltet, und zwar die deutschen Arbeiter, weil „internationale Beziehungen wie Marxismus oder Freimaurerei den Verlust der völkischen Rechte zur Folge haben".** Diesem Beschluß, der später gefaßt wurde, stimmte auch Dr. Kräuter zu (der übrigens ein paar Jahre vorher **gegen die Stimmen der Jungschwaben zum Obmannstellvertreter der Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft gewählt wurde).**

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß Dr. Kräuter in seinen „Erinnerungen" **mit keinem Wort die deutsche Arbeiterschaft erwähnt** und eine **soziale** Frage offenbar nicht kannte. Dabei war der deutsche Arbeiter des Banates schon vor der Jahrhundertwende Träger der sozialistischen Bewegung im Banat. Und Karl von Möller, gewiß ein unbestochener Zeuge, schreibt bereits im Jahre 1926 über die deutsche Arbeiterschaft im Banat: „Nicht zu leugnen ist, daß auch die marxistische Internationale zu einer Rolle gelangte, nicht nur in der Stadt, sondern auch am flachen Lande, weit ab von den Fabriken. In Temeschburg gehört ein erheblicher Teil, der größere, der Arbeiterschaft dem deutschen Volkstum an; dasselbe gilt für die Bergstädte: für Reschitza und seine Eisenwerke, für Steierdorf und Annina. Die sozialistische Parteileitung befindet sich in Temeschburg, Deutsche spielen in ihr die erste Geige; auch der Führer der Gewerkschaften ist ein Deutscher. (Der aus Sackelhausen stammende Tischler Koloman Müller. Anm. d. Red.) Ein recht unerheblicher Teil der Arbeiterschaft ist kommunistisch gesinnt: auch unter diesen fehlt es nicht an Deutschen." (Das Deutschtum im Ausland: „Das Banat".)

Soweit Karl von Möller. Obwohl die deutschen Sozialdemokraten stets für die Erhaltung der deutschen Schulen eingetreten sind, nimmt Dr. Kräuter in seinen „Erinnerungen" keine Notiz von ihnen.

Selbst ein Ereignis, das zu jener Zeit Aufsehen erregte, wird in den „Erinnerungen" nicht zur Kenntnis genommen: **Im Oktober 1931 hielt der aufrechte Sozialdemokrat** und Präsident des Deutschen Reichstages in der Weimarer Republik, Paul **Löbe**, im Temeschburger Theater einen vielbeachteten Vortrag, den er so begann:

„Parteigenossen aller Nationen! Meine lieben deutschen Volksgenossen!"

Bigotterie im Banat

Der Theatersaal war dicht besetzt: neben den Arbeitern hörten sich auch zahlreiche jüdische Intellektuelle den Vortrag an. Der „christliche Demokrat" Dr. Kräuter und andere seiner Gesinnungsgenossen fehlten.

In den „Erinnerungen" wird des öfteren behauptet, daß die **Bigotterie** im Banat durch die **Reformen Kaiser Joseph II., den Josephinismus, Ende des XVIII. Jahrhunderts bereits behoben wurde.** Dennoch mußten die Lehrer der konfessionellen Schulen noch im Jahre 1934 folgenden Amtseid leisten:

„Ich, . . ., Lehrer der röm.-kath. Volksschule in . . ., schwöre bei Gott dem Allmächtigen, der seligsten Jungfrau Maria und allen Heiligen Gottes, daß ich meine Pflichten als röm.kath. Lehrer pünktlich und gewissenhaft erfülle, meinen **kirchlichen Vorgesetzten** in allen meinen beruflichen Obliegenheiten zu jeder Zeit **Gehorsam** leiste, ihnen gegenüber mich **ehrerbietig** erweise, ihre **Verordnungen genau und unverzüglich durchführe,** die mir anvertrauten Kinder in Gottesfurcht, im Geiste der Treue zum Glauben, Volkstum und **Vaterland** erziehe".

„In meinem **gesellschaftlichen und Privatleben, in der Schule und in der Kirche werde ich stets vorbildlich als katholisch-sittlicher Mensch leben und aus allen Kräften bestrebt sein** meine lehramtlichen und volkserzieherischen Pflichten gewissenhaft zu erfüllen und die Liebe und Treue zur hl. katholischen Kirche, zum **Vaterland** und zum **König** immerdar meinem Berufe **würdig** zu bewahren. Also helfe mir Gott!"

Wahlpakte um jeden Preis

Über die verschiedenen Wahlpakte soll später einmal berichtet werden. Hier seien nur zwei Tatsachen angeführt, die auf die Art, wie Wahlpakte abgeschlossen wurden, um das Mandat **ohne Rücksicht auf Gesinnung unter allen Umständen zu halten,** ein bezeichnendes Licht werfen. Im Dezember 1937 wurde mit der Regierung Dinu **Bratianus**, der auch Alexander **Vaida** angehörte, ein Wahlpakt abgeschlossen. Auf der Tagung des Banater Gaurates begründete Dr. Kräuter den Pakt so: „Die **äußerste Rechte** und die **äußerste Linke** stürmen auf die Regierung ein. Die Regierung verstärkt mit Vaida, der ein unbeugsamer Gegner der von Moskau inspirierten Titulescu'schen Außenpopolitik und ein Freund der Achse Berlin-Rom ist, gibt uns die Gewähr für eine Politik, die über unsere Verhältnisse hinaus von **europäischer** Bedeutung ist". (2. Dez. 1937, B. D. Z.) Dr. Kräuter wurde gewählt. Doch Bratianu konnte keine tragfähige Regierung bilden: schon nach zwei Monaten wurde er gestürzt und der Rechtsradikale Goga wurde von König Carol mit der Bildung der Regierung betraut. Und so beeilte man sich, auch mit dieser einen Pakt abzuschließen. Begründung: „. . . unsere Volksgruppe beschränkt sich jedenfalls darauf, die Regierung Goga **gegen die Linkskräfte** und vor allem gegen die bolschewistischen und jüdischen Angriffe zu verteidigen. Unser Kampf gilt einer **heiligen** Sache . . ." (10. Februar 1938, B. D. Z.) Dr. Kräuter wurde wiedergewählt und er gehörte auch der Abordnung an, in der Goga begrüßt wurde und der das „Alleinvertretungsrecht" durch die Volksgemeinschaft anerkannte (B. D. Z. 4. 1. 1938). Goga erklärte in einem Interview: „Wir haben die Zeitungen ‚Adeverul', ‚Dimineata' und ‚Lupta' eingestellt (auch „Temesvári Hirlap" wurde verboten) und mehr als 120 jüdische Zeitungsschreiber, die in Rumänien ihr Unwesen treiben, die Freikarte auf der Eisenbahn entzogen . . ." Dr. Kräuter, der in seinen „Erinnerungen" so leichtfertig mit Verdächtigungen wie „Nazisten", „Blut- und Bodenschriftsteller" herumspringt, hat also als der „maßgebende Christdemokrat" nicht nur nicht gegen die antisemitischen Aktionen Gogas **protestiert,** sondern **widerspruchslos dessen Politik unterstützt.** Das Mandat und die Diäten waren wichtiger als die Gesinnung.

In den „Erinnerungen" wird auch mehrmals betont, daß die „Komplottisten" sich bedeutende Einkommen als „Gegenleistung" für den „Anschluß" sicherten und ihre Mandate nur **„Pfründe"** waren, während er, der wirkliche, selbstlose Vertreter **„unseres"** Volkes war; andere werden des krassesten Materialismus beschuldigt: Dr. Zillich sei Besitzer einer Villa in Starnberg, was nicht stimmt; aber Dr. Kräuter hatte schon im Jahre 1925 eine in der Fabriker Gundhausgasse und im Temeschburger Handelsregister **wurden im Jahre 1930 Aktien im Werte von 2 300 000 Lei auf seinen Namen registriert!** Ob es sich um eigene oder von Deutschland zur Verfügung gestellte Tarngelder handelte, war schwer festzustellen. Jedenfalls war der Beruf eines Volksvertreters rentabler als der eines Mittelschulprofessors.

Der Lakai aus der Habsburger Zeit

Und zum Schluß sei noch eine recht heitere Stelle aus dem „Nachtrag" der Dr. Kräuter'schen „Erinnerungen" angeführt. Er berichtet da über seine Teilnahme an **Festlichkeiten bei Hof,** über sein Gespräch mit **König Ferdinand** und über die Verlobungsfeier des damaligen rumänischen **Kronzprinzen Karl.** Diese in seiner politischen Tätigkeit für ihn so **wichtigen** Ereignisse werden natürlich ohne **Zeitangabe wiedergegeben:** Doch obwohl die Presse darüber berichtete, behauptet er, daß er „der **wirkliche** Vertreter des Banater Deutschtums" sei (was waren denn die übrigen Parlamentarier, die ebenfalls auf die gleiche Weise wie Dr. Kräuter gewählt wurden, wie: Dr. **Reitter,** Hans **Beller,** Dr. **Kausch,** Karl v. **Möller,** Anton **Hügel?),** konnte er keinen Beweis erbringen, **wann** und **wo** diese Berichte erschienen sind.

Eine denkwürdige „Einladung" blieb dem demokratischen Vertreter eines demokratischen Volkes bei der Verlobungsfeier des Kronprinzen doch in Erinnerung; denn bei dieser spielte sich eine recht amüsante und „in dem Protokoll **nicht vorgesehene** Szene" ab, worüber Dr. Kräuter so berichtet: „Einer der vom aufgelösten Wiener Hof übernommenen **diensthabenden Lakaien(!)** entdeckte in unserer Gruppe den Buchenländer Abgeordneten Dr. **Kohlruss,** den er aus der Zeit kannte, als **dieser Mitglied des österreichischen Reichstags war.** Aus Freude über dieses unerwartete Wiedersehen um den Hals fallen konnte (der Lakai nämlich) er ‚Seiner Gnaden' ja nicht, aber bei dem Buffet kümmerte er sich danach **nur mehr um ‚Seine Gnaden'**, dessen Fraktionskollegen, **‚Unsere Gnaden'"**, schreibt Dr. Kräuter.

Das war wirklich nett von diesem dienstbeflissenen Lakaien, der angeblich die deutschen Parlamentarier nur mit „Seine Gnaden" ansprach, obwohl die Abgeordneten des österreichischen Reichstages niemals so angesprochen wurden. **Aber er konnte es ja nicht wissen, denn Dr. Kohlruss war niemals Mitglied des Reichstags, ja nicht einmal des buchenländischen Landtages.** „Seine Gnaden" Dr. Kräuter hat sich also wieder geirrt.

Wenn die „Irrtümer" in seinen „Erinnerungen" stets so harmlos gewesen wären, hätte man sie nicht richtigstellen müssen: und sein Ruhm für seine **positiven** Taten wäre weniger durchlöchert der Nachwelt erhalten geblieben. Was in den verworrenen, durch maßlose Eitelkeit beeinflußten Geschichtsdarstellungen wahr ist, werden vielleicht einmal Historiker feststellen. Mir lag daran, die **bewußten Unwahrheiten und Verfälschungen von Ereignissen** richtigzustellen: daß dabei manchmal auch harte Worte fielen, lag an der Aggressivität, dem Ton und dem Stil der „Erinnerungen", in denen verdiente Banater Politiker und angesehene Persönlichkeiten an den Pranger gestellt und moralisch diffamiert wurden. Selbst die durch Bundesgesetze geschützte Ehre und Menschenwürde wurde in den „Erinnerungen" mißachtet: sie sind ein Dokument des **politischen und moralischen Versagens,** für dessen Verfasser **nur sehr bedingt mildernde Umstände in Betracht gezogen werden können.**

Das starke **Echo, das meine Erwiderung überall** unter meinen Banater Landsleuten gefunden hat, bestärkt mich in dem Bewußtsein, daß **sie notwendig war.** Daß mir die gewiß nicht angenehme Aufgabe, die viel Zeit und Arbeit kostete, zufiel, liegt darin, daß ich zu den wenigen **noch lebenden** „Wissensträgern" gehöre, die die politische Entwicklung im Banat nach dem ersten Weltkrieg **auf beiden Seiten der „Fronten" bewußt miterlebt und auch die Hauptakteure persönlich sehr gut gekannt haben.** Sie sollte auch das künstlich konstruierte Klischee über die Banater Geschichte zerstören, das von der „offiziellen" Geschichtsschreibung, ohne die notwendige Distanz abzuwarten, zur persönlichen Rechtfertigung gebildet, und seither ohne **Bloßlegung der Zusammenhänge** auch von den jüngeren Historikern **einfach nacherzählt** wird.

Die politische Entwicklung des Banates hatte nicht nur **Höhepunkte,** sondern auch viele **Talsohlen, politische** und **moralische,** die zu verschweigen einer Verfälschung unserer Geschichte gleichkäme.

Niedergeschlagener Bauernaufstand in einer Banater Gemeinde

Er forderte in Neusanktanna sechs Tote / Soziale Unruhen vor 70 Jahren

Der Geschichtsforscher am Arader Museum, Egon **Dörner,** veröffentlichte in der „Karpaten-Rundschau" einen Bericht über den Widerstand der Neusanktannaer Bevölkerung gegen die Obrigkeit, der ein blutiges Ende nahm und zu scharfen Protestaktionen der Arbeiterschaft führte. Dem Bericht entnehmen wir folgende Stellen:

„Wieder wurde gemordet! Auf nichtswürdige, **niederträchtige Art sind sechs Menschen durch Gewehrkugeln der Gendarmerie hingestreckt worden. Sechs Menschen blieben tot auf dem Hauptplatz von Neusanktanna."** Mit diesen Zeilen begann die „Volksstimme", das in deutscher Sprache herausgegebene Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Ungarns, seinen Leitartikel vom **20. Januar 1899.**

Was war eigentlich geschehen? Vergilbte Zeitungen, staubbedeckte Akten geben Aufschluß über eines der tragischsten Geschehnisse in der Geschichte Neusanktannas.

Man schrieb das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. In der Vielvölker-Monarchie Österreich-Ungarns brachen immer wieder soziale und nationale Unruhen aus. Auf dem Lande führten die schlechten Arbeits- und Lebensbedingungen zu anwachsenden Streiks der **Erntearbeiter.** Das war ein günstiger Nährboden für die Verbreitung sozialistischer Ideen unter der Landbevölkerung.

Dokumente im Arader Staatsarchiv beweisen, daß außer anderen Ortschaften (z. B. Pădureni, Vilagosch, Zimand, Pecica usw. mit überwiegend rumänischer, aber auch ungarischer und deutscher Bevölkerung) auch in der größtenteils von Deutschen bewohnten Gemeinde **Neusanktanna** sozialistische Umtriebe zu beobachten sind, heißt es in einer Meldung des Oberstuhlrichters **Kapdebo** vom **5. Februar 1895** an den Vizegespan des Arader Komitats.

Die ersten Ansätze des Sozialismus

Im Jahre 1895 hielt sich ein gewisser Otto **Rancz** in Neusanktanna auf und verbreitete unter den verarmten Bauern und Handwerkern im geheimen aufrührerische Schriften und hielt Vorträge mit sozialistischem Inhalt. Die Behörden konnten ermitteln, daß Rancz, ein gebürtiger Sanktannaer, Maschinenschlosser in Budapest war und in seine Heimatgemeinde als Abgesandter der Sozialdemokratischen Partei geschickt wurde.

Mißgriffe der Ortsbehörden, die das Interesse der begüterten Bauern unterstützten, steigerten nur noch die Erbitterung der Bevölkerung. 1898 führten mehrere Bauern Klage gegen rechtswidrige Maßnahmen des Richters Josef **Jestl** aus Neusanktanna. Vergeblich. Die Bezirksbehörden standen hinter dem Ortsvorstand.

Man schrieb das Jahr 1899 . . . Bereits Anfang Januar löste der Oberstuhlrichter von Siria = Vilagosch, Gabor **Paris,** den „Bauernverein" von Neusanktanna unter dem Vorwand, daß er sozialistische Ideen verbreite, auf. Dieser Schritt wurde auch von den ärmeren Bauern mißbilligt, die ohnehin die geplante Parzellierung der Hutweide beunruhigte. Die Erbitterung erreichte bei der Ortsrichterwahl am 16. Januar 1899 ihren Höhepunkt. Wieder mißachtete der Oberstuhlrichter Paris die Stimme der Mehrheit und setzte durch **Gewalt und Betrug** den früheren Ortsvorsteher Josef **Jestl** wieder zum Richter ein. Darauf begab sich eine Deputation der Gemeinde nach Arad, um beim Vizegespan gegen die ungesetzliche Wahl zu protestieren. Gleichzeitig wurde in einer Geheimversammlung eine Aktion beschlossen, um die Einsetzung des Richters zu verhindern.

Sturm auf das Gemeindehaus Ein Blutbad

Dienstag, 17. Januar. — Auf dem großen Hauptplatz in Neusanktanna, zwischen dem Gemeindehaus und der Kirche, herrschte schon in den frühen Morgenstunden reges Treiben. Es war gerade Markttag, der große Andrang der Leute auf dem Platz war kein ungewohntes Bild. Da strömten Hunderte von Frauen **aus der Kirche,** ihnen folgten die Männer und plötzlich ertönten Schreie: mit den Frauen an der Spitze stürmten die Leute das Gemeindehaus; Steine, Ziegelstücke, Eier, Gemüse und Obst wurden in die Fenster geworfen. Das empörte Volk drang durch das große Tor in den Hof und versuchte, auf den schmalen Treppen in den ersten Stock, wo der Ortsrichter seinen Amtsraum hatte, vorzudringen. Der aufgebrachten Menge stellten sich Gewehrläufe entgegen.

Frauen versuchten den Gendarmen die Waffen zu entreißen. Da krachte eine Salve, gleich darauf noch eine und die Gendarmen drängten mit gefällten Bajonett[en] die Weiber und Männer die Tr[epp]en hinunter.

Die Schüsse lösten eine ungeheure Panik aus. Die Menge zerstreute sich und ließ **4 Tote** — die Frauen von Josef **Hellstern** und Martin **Marksteiner,** sowie Johann **Zöllner** und Michael **Kemmerle** zurück. Später erlag ihren Wunden auch Frau Anna **Täuber.** Auch Johann **Müller** fand den Tod. Untersuchungen ergaben, daß noch **6 Personen schwere, andere 17 leichte Stichwunden erlitten.**

Der blutige Zwischenfall in Neusanktanna löste heftige Debatten im Parlament aus, und die fortschrittlichen Zeitungen beschäftigten sich Wochen hindurch mit diesem Fall.

Erst nach zwei Jahren Gerichtsverhandlung

Nach dem Zusammenstoß traf eine Kompanie Soldaten aus Arad in der aufrührerischen Gemeinde ein. Der Ausnahmezustand wurde verkündet und es wurden Verhaftungen vorgenommen. Verstärkte Militärpatrouillen zirkulierten Tag und Nacht durch die Gassen der Gemeinde. In den folgenden Tagen wurden Hunderte von Personen

(Fortsetzung auf Seite 5)

200 Jahre Bačko Novoselo

Festschrift zur 200jährigen Jubiläumsfeier der Gemeinde / Von Josef Negele

(2. Fortsetzung)

An Stelle der kleinen Notkapelle ließ die Gemeinde im Jahre 1758 **die erste Kirche** erbauen, die am 4. Juni d. J. von Pfarrer Philipp Heckel zu Ehren der hl. Mutter Anna eingesegnet wurde. Diese Kirche war zwölf Klafter lang und fünf Klafter breit und hatte — ähnlich der Bauart der oben beschriebenen Bauernhäuser — ein Skelett aus Holzbalken, deren Wände aber mit Ziegelsteinen ausgefüllt wurden.

In demselben Jahre 1758 wurde auch der **Friedhof** eingeweiht, der damals noch mitten im Dorf, im „Kirchhof" lag. Dortselbst wurden wahrscheinlich auch die ersten Toten bis zum Jahre 1758 begraben, weil es damals noch Sitte war, daß die Toten um die Kirche herum ihre letzte Ruhe finden sollten. Die Gebeine der Ansiedlerahnen ruhen also im „Kirchhof", d. h. um die Kirche herum. Man möge ihrer gedenken, so oft man zur Kirche geht und ein Vaterunser beten für sie, die den Ort mit soviel Mühe und Schweiß gegründet und für ihre Nachkommen erhalten haben. — Der jetzige Friedhof am Rande des Ortes wurde erst im Jahre 1786 angelegt und eingeweiht.

Meine Freundin

Eine Freundin, die mir nah,
immer nur die liebste war,
zieht mit mir durch Stadt und Land,
vielen aber unbekannt.

Ihre Stimme mich beglückt,
und ihr Wesen mich entzückt,
jeder liebt sie — hat sie gern,
wer sie hört, kommt schon von fern.

Und wenn dann ihr Lied erklingt,
das in jede Seele dringt,
bringt sie Frieden, bringt sie Ruh',
liebe kleine Zither du —.

Bruno Döring

Die erste Kirche hat nicht lange standgehalten. In welchem Jahre und aus welchem Grunde sie zerstört oder baufällig geworden war, steht nicht fest, nur soviel entnehmen wir aus der „Visita canonica" des Jahres 1824, daß der Erzbischof im Jahre 1824 aus dem Kollonitz-Fond eine aus Brettern gebaute **Notkirche** errichten mußte, die 15 Klafter lang und 5 Klafter breit war. Diese Notkirche stand bis zum Hochwasserjahre 1827, in welchem der damalige Erzbischof **Peter Klobusitzky** aus dem Kollonitz-Fond die **jetzige schöne Kirche** aus solidem Material erbauen ließ.

Nach zwei Jahren, am 5. Juli 1829, wurde die Kirche durch den Probst-Domherrn **Michael Csupor** feierlich eingesegnet. Die Kirche ist 33 Meter lang und 13,5 Meter breit, im Barockstil erbaut mit prächtigen Wölbungen. Den Hochaltar ziert das Bild der hl. **Mutter Anna**, der die Kirche geweiht ist. Besonders schön ist der Tabernakel mit den anbetenden Engeln. Im Jahre 1901 wurde die Kirche unter Pfarrer **Peter Kopping** durch Altenbuchner gemalt. Diese Malereien sind schon etwas verblaßt, jedoch noch in ziemlich gutem Zustande. Der schöne Nebenaltar mit der prächtigen Lourdesgrotte und den Statuen der sel. Jungfrau und Bernadette stammt ebenfalls aus diesem Jahre. Die Orgel wurde im Jahre 1859 von der Firma H. Fabing in Osijek angeschafft und am Palmsonntag desselben Jahres aufgestellt, nachdem die alte kleine Orgel, deren Blasbalg noch mit Riemen gezogen wurde, nach Plavna verkauft wurde.

Zum 100jährigen Kirchweihfest im Jahre 1929 wurde die Kirche auf Anregung des Pfarrers Ferdinand Dallmann mit einem Kostenaufwand von 120 000 Dinar renoviert. Der alte schadhafte Turm wurde abgetragen und durch einen neuen ersetzt, der durch seine schöne, gefällige Form in modernem Barock die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Auch das alte Schindeldach wurde abgetragen und mit neuen Eternitplatten bedeckt. Im Innern ist der Hochaltar neu bemalt und vergoldet worden. Das neue, vergoldete Turmkreuz wurde am 16. Juni 1929 durch Dechantpfarrer **Paul Würtz** von Odžaci feierlich eingeweiht. Die alten Glocken wurden im Weltkrieg requiriert. Nach dem Kriege war Novoselo eine der ersten Gemeinden, die sich neue Glocken besorgte. Die jetzigen Glocken wurden im Jahre 1923 angeschafft, am 17. Juni d. J. geweiht und am 26. Juli in den Turm gezogen. Die Größere, zu Ehren des hl. Johann von Nepomuk geweihte, ist 280 kg schwer, die Mittlere, zu Ehren der sel. Jungfrau geweihte, 69 kg und die Kleine, die den Namen der hl. Mutter Anna trägt, 43 kg. Im Jahre 1929 wurde die alte mittlere Glocke (140 kg), die im Jahre 1815 gegossen wurde und seitdem gesprungen war, heruntergenommen. So sind jetzt keine alten Glocken mehr im Turm.

Die **Religiosität** der B. Novoseloer Bewohner ist bekannt. Die religiöse Gleichgültigkeit, die in vielen deutschen Gemeinden der Batschka vorherrscht, hat den Kern der Novoseloer Bewohner noch nicht erfaßt. An Sonn- und Festtagen geht alles in die Kirche. Die Fasttage werden streng gehalten. Die Osterbeichte wird nicht versäumt. Der Sakramentenempfang ist ein häufiger. Wallfahrten, Prozessionen werden von jung und alt freudig besucht. In vielen Familien herrscht noch das gemeinsame Tisch- und Abendgebet. Diese tiefe Religiosität der Bewohner ist zum großen Teil noch ein **Erbstück von den Urvätern aus der alten Heimat.** Davon zeugen die alten, schönen religiösen Volksbräuche, die sich durch eine 200jährige Vergangenheit bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Volkstum und Religion sind in Novoselo aufs innigste miteinander verbunden und verwachsen, und dies ist auch der hauptsächlichste Grund, weshalb fremde Einflüsse, besonders die religionsfeindliche „Aufklärung", nicht so leicht Fuß fassen konnte. Man muß dabei auch der Hirtensorge der Seelsorger gedenken und ihnen dankbar sein für ihre aufopfernde Arbeit um das Heil der Seelen. In Novoselo haben durch zwei Jahrhunderte folgende Seelsorger als Pfarrer gewirkt:

Andreas Staudinger 1734—1736, Johann Fábri 1736, Georg Johann Bittermann 1737—1756, Philipp Heckel 1756—1767, Johann Metzer 1767—1771, Andreas Lukas Hampel 1771—1776, Gabriel Sétáló 1776—1782, Georg Pauli 1782—1790, Josef Korzinek 1790—1811, Georg Vukovich 1811—1841, Karl Joo 1841—1853, Josef Szemes 1853—1868, Johann Gritzmann 1868—1887, Peter Kopping 1887—1904, Jakob Pfaltz 1904—1907, Franz Kindl 1907—1916, Lorenz Klein 1916—1917, Ferdinand Dallmann seit 1917.

Die Schule

Neben der Kirche steht die Schule. Das jetzige Schulgebäude ist schon das dritte seit der Ansiedlung. Das erste war gewiß sehr einfach und primitiv errichtet, es fehlen jedoch ganz die Aufzeichnungen hierüber. Das zweite Schulgebäude umfaßte zwei Lehrsäle und zwei Lehrerwohnungen. Es stand bis zum Jahre 1910, wo unter Pfarrer Franz **Kindl** die Kirchengemeinde die jetzigen neuen Schulgebäuden errichtete, die aus vier Lehrzimmern und drei geräumigen Lehrerwohnungen bestehen. Der Erzbischof Dr. Julius Várossy spendete 10 000 Kronen dazu.

Der erste Kantorlehrer oder Schulmeister („Scholmoaschtr"), wie man ihn nannte, war Josef **Schott**, gebürtig aus Altheim (in Schwaben, Württemberg). Dieser kam also wahrscheinlich mit den Ansiedlern aus der alten Heimat. Sein Name wird genannt in der ersten Canonica visita vom Jahre 1767. Weitere Angaben fehlen. Als eine der interessantesten und seltensten Daten der zweihundertjährigen Geschichte der Gemeinde muß hervorgehoben werden, daß die Kantorlehrerstelle seit 151 Jahren die **Familie Haintz** inne hatte, uzw.: Anton Haintz 1783—1812, Georg Haintz 1812—1835, Stefan Haintz I. 1835—1880, Stefan Haintz II. 1880—1888, Wendelin Haintz 1888—1919, Stefan Haintz III. seit 1919. Auch der Bruder des Letzteren, Ludwig Haintz, bekleidet eine Lehrerstelle in seinem Heimatort seit 1927.

Wir lassen nun noch eine **Liste der Lehrer** folgen, die seit 1890 außer den oben angeführten „Schulmeistern" noch tätig waren.

Paul Laub 1890—1891, Georg Ney 1891—1892, Eduard Hampel 1893, Josef Domosvay 1894, Martin Köberling 1894—1895, Julius Schäffer 1895—1896, Anton Hinger 1896—1904, Anton Fischer 1904—1909 (gefallen im Weltkrieg), Peter Esch 1909—1916 (im Krieg verschollen), Anna Beck seit 1916 tätig, Olga Havranek 1920—1921.

Im Jahre 1921 wurde die Schule verstaatlicht. Seitdem waren folgende Lehrer tätig:

Bugarski Paja 1921—1922, Berzenković Kristina 1922—1925, Nestorović Vasilije 1923, Gavrilović Svetozar 1923, Anna Utri geb. Kubesch 1924—1926, Ante šimić 1924—1926, Laura Toth vereh. Smailbegović 1926—1929, Rančić Ljubica 1926—1930, Sakulac Milenka 1926—1927, Haintz Ludwig seit 1927 bis heute tätig, Desanka Pivnićki vereh. Schulmann seit 1929 bis heute, Gergurob Jelva 1930—1932, Topalski Jelena 1930, Mihelić Olga seit 1930 bis heute tätig, Vukšić Jelena seit 1931 bis heute.

Bevölkerungsstatistik

Aus den ersten Jahren der Ansiedlung bestehen keine Aufzeichnungen über die Seelenzahl der Gemeinde. Die ersten amtlichen Daten der Canonica Visita vom Jahre 1767 zählen 530 Einwohner.

Den Zuwachs der Bevölkerung zeigt folgende **Tabelle:**

Im Jahre 1767: 530 Einwohner, 1803: 836, 1813: 883, 1816: 904, 1841: 1166, 1906: 1696, 1915: 1785, 1934: 1977.

Nach dem Schematismus der Diözese Batschka zählte man im Jahre 1934 1984 Katholiken (Deutsche), 25 Prawoslawen (Serben), 3 Evangelische Augs. Konf. und 1 Jude, **zusammen** 1977 Seelen. Die Katholiken sind in 553 katholische und in zwei gemischte Familien verteilt. Die Zahl der Kommunikanten beträgt jährlich 8480. Die Osterbeicht verrichteten 1304. Seit zwei Jahrhunderten wurden in der Kirche von B. Novoselo 10 836 Kinder getauft und im Friedhof 8026 Tote begraben.

(Fortsetzung folgt)

Neues aus Rumänien:

Premiere in Neupetsch

Vor zahlreichen Gästen aus Temeschburg, dem ganzen Banat, aus Bukarest und Siebenbürgen führte das Neupetscher Volkskunstensemble im Temeschburger Kulturheimsaal in festlichem Rahmen das Singspiel „Buwe, was han mer heit?" von Ludwig Schwarz zum ersten Male auf. Lehrer Hans Neumann, Vizebürgermeister der Gemeinde und Leiter des Ensembles, begrüßte die Gäste in einer kurzen Ansprache und schilderte die Entstehung und die Vorhaben des Ensembles, welches auf Initiative des Temescher Kreisrats der Werktätigen deutscher Nationalität gegründet wurde.

Die Aufführung brachte zum ersten Male eine schwäbische Kerwei mit all ihren Bräuchen auf die Bühne. Die Regie führte Rudolf Schati, die musikalische Gesamtleitung besorgte Herbert Weiß. Hauptdarsteller waren: Heinrich Schubkegel, Anna Fuchs, Hans Neumann, Hans Fent, Andreas Glass, Horst Umstätter, Anna Elsner, Elisabeth Buchmann und Ilse Berey. Sie, wie auch alle übrigen Darsteller des rund 80köpfigen Ensembles und die Neupetscher Blaskapelle, unter der Leitung von Peter Seeger, wurden vom Publikum stürmisch gefeiert.

Wir wünschen dem Neupetscher Schwäbischen Volkskunstensemble weitere Erfolge!

Johann Scheibling

Gedichtband Irene Mokkas

Unlängst erhielt Irene **Mokka**, die Frau des Schauspielers, Sängers und Schriftstellers Hans Mokka, für ihren Gedichtband „Alle Brunnen liegen offen" den Preis der Zeitschrift „Neue Literatur". Nachfolgendes Gedicht ist dem Band entnommen:

Alle Brunnen

Alle Brunnen liegen offen.
Höhle ohne Arg die Hand.
Leise, dir entgegenschwankend
wellt das Wasser Rand zu Rand.

Suche nicht das Unentwirrte
jener grünen Tiefe Bild.
Schöpfe! Und im Schöpfen spürst du
wie dein Durst sich stillt.

Laß den Stein zu Steinen sinken.
Sie der Spiegel flüchtig bricht,
Hell im hellen Zueinander
zeichnet er dein Angesicht.

Liebe Leserin, lieber Leser!

Jede Woche kommt der „Donauschwabe" zu Ihnen ins Haus, einmal mit 8 Seiten, einmal mit 12 Seiten, mit zahlreichen Berichten von Landsleuten in nah und fern, Artikeln über die alte und neue Heimat, Nachrichten aus dem landsmannschaftlichen Leben, Hinweisen auf Gesetzesverabschiedungen betreffend die Vertriebenen, einer Unzahl von Bildern und köstlichen Beiträgen in donauschwäbischer Mundart. Daß wir durch diese Heimatzeitung mit dazu beitragen dürfen, die Gemeinschaft der Donauschwaben über Länder und Meere hinweg lebendig zu erhalten, erfüllt uns mit Freude. Der „Donauschwabe" ist das Sprachrohr der in aller Welt zerstreut lebenden Landsleute.

Seit 1966 beträgt die Bezugsgebühr für den „Donauschwaben" monatlich 2,30 DM. Seit dieser Zeit haben wir den Preis nicht verändert, obwohl inzwischen mehrere Lohn- und Gehaltserhöhungen erfolgten und auch die Herstellungskosten nicht unbeträchtlich stiegen. Auch die Post hat 1967 und 1968 ihre Preise erhöht.

In Anbetracht dieser Sachlage sehen wir uns leider gezwungen, ab 1. Juli 1969 die Bezugsgebühr für den „Donauschwaben" um 20 Pfennig zu erhöhen, und zwar von monatlich 2,30 auf 2,50 DM. Liebe Landsleute, bitte bedenken Sie, daß wir im Unterschied zu den Illustrierten und zu den Tageszeitungen unseren „Donauschwaben" nicht mit Anzeigeneinnahmen finanzieren können.

Wenn also der Postbote in den nächsten Tagen zu Ihnen kommt und das Geld für die Heimatzeitung für den Monat kassieren will, dann geben Sie ihm bitte 2,50 DM statt 2,30 DM und denken Sie dabei bitte an die ausführlichen Berichte, die Ihnen der „Donauschwabe" Woche für Woche liefert.

Jene Landsleute, die schon für das ganze Jahr vorausbezahlt haben, brauchen natürlich nichts nachzuzahlen. Wer von Ihnen für ein halbes Jahr vorausbezahlt hat, der wird in einer der nächsten Ausgaben des „Donauschwaben" wieder eine Zahlkarte für das nächste Halbjahr vorfinden. Wer für das zweite Halbjahr insgesamt beim Verlag bezahlen will, der spart 75 Pfennige, d. h. er zahlt statt 15,— DM nur 14,25 DM.

Mit landsmännischem Gruß
Ihr
DONAUSCHWÄBISCHER HEIMATVERLAG

Donauschwäbische Gedenktage

9. Mai 1919:

Deutsch-Schwäbischer Kulturverband wird in Temeschburg gegründet

Mehr als politische Absichten oder Zielsetzungen bestimmten kulturelle Bedrohung und Überfremdung das Entstehen und die Entfaltung der nationalen Abwehrarbeit unter den Deutschen in der ungarischen Hälfte der Monarchie. Es ging um die deutsche Schule, um die Grundschule ebenso wie um die höhere und Fachschule in deutscher Sprache, die notwendigerweise zur Erfüllung der dem deutschen Element im pannonischen Raum zugewachsenen Funktion erforderlich waren. Je mehr aber das deutsche Schulwesen der wachsenden Überfremdung zum Opfer fiel, desto mehr wuchs das Bedürfnis nach Organisationen und Verbänden der kulturellen Betreuung als Ersatz für die fehlende schulische Bewahrungs- und Bildungsarbeit. Schon Eduard **Glatz** (1812—1889) betonte in seiner 1843 in Leipzig erschienenen Schrift „Das deutsche Element in Ungarn und seine Aufgabe", daß es unter seinen Landsleuten (den Deutschen in Ungarn) mit der Pflege der Muttersprache nicht zum besten aussehe. Er entwirft ein Schulprogramm, das der Erhaltung der deutschen Schule und der Berücksichtigung der Muttersprache in allen Schularten Rechnung trägt.

Nach der Niederlage der Revolution im Jahre 1849 wurde der Überfremdung des Schulwesens Einhalt geboten, die Muttersprache aller Nationalitäten fand in allen Schulen stärkere Beachtung. Auch das deutsche Schulwesen in Ungarn hat einen fruchtbaren Aufschwung zu verzeichnen. Die Gründung der deutschen Lehrerbildungsanstalt in Werschetz im Jahre 1852 ist der sichtbare Beweis dafür. Nach dem Ausgleich war die Position der Deutschen in Ungarn mit ihren deutschen Schulen in der Niederlage des Kaisers bei Königgrätz und in der Verdrängung Österreichs aus dem Deutschen Bund zerbrochen. Die Deutschen in Ungarn blieben jetzt auf sich allein gestellt und mußten versuchen, in eigener Verantwortung und aus eigener Kraft sich gegen die Übermacht und die politische Vormacht der Madjaren zu behaupten. Die bald auch bei den Deutschen einsetzende nationale Abwehr bemühte sich um die Bewahrung und Entfaltung der kulturellen Substanz. Auch in den Organisationsrichtlinien der am 30. Dez. 1906 gegründeten „Ungarländisch Deutschen Volkspartei" war die Notwendigkeit der Gründung von Volksbildungs- und Kulturvereinen bei den Deutschen in Ungarn vorgesehen. Und im Dezember 1911 kam es in der Wohnung Viktor Orendi-Hommenaus zur Gründung eines Deutschen Kulturvereins. Adam Müller-Guttenbrunn, dem eine Einladung zur gründenden Versammlung zugeschickt worden war, reagierte in einem programmatischen Schreiben u. a. wie folgt:

„... Ich begrüße es mit großer Genugtuung, daß nach dieser Richtung etwas geplant wird. Doch würde ich nicht empfehlen, sogenannte Kulturvereine zu gründen. Volksbildungsvereine brauchen wir, in denen nicht politisiert, sondern nur geistig gearbeitet wird. Es gibt unendlich viel Schönes, Nützliches und Wissenswertes, von dem unser Volk keine Ahnung hat. Und doch liegen in diesen Dingen die Zusammenhänge mit dem großen deutschen Kulturvolk, das stetig fortschreitet, während der ungarische Bauer vereinsamt zurückbleibt. Das dürfen wir nicht länger mitansehen. Der Michel muß geweckt werden, sonst verschläft er den Anschluß und seine Kinder werden nicht einmal mehr die Gebetbücher der Eltern und Großeltern lesen können. Schaffen wir Volksbildungsvereine, geben wir den Mitgliedern ein Volksbildungsblatt in die Hand, gründen wir Büchereien und Zeitungen und Lesehallen, in denen nur deutsche Bücher und Zeitungen zur Verfügung sind, eröffnen wir dort Abendkurse für solche, die ihre ungenügende Schulbidung ergänzen wollen. Helfen wir den Halbanalphabeten, sich im Lesen, Schreiben und Rechnen zu vervollkommnen, wo das nötig sein sollte und bringen wir den Schwaben die Erkenntnis bei, daß dafür auch Opfer gebracht werden müssen... Wir brauchen einen Deutschen Volksbildungsverein mit ungezählten Ortsgruppen, wenn wir Schritt halten wollen mit den anderen Völkern Ungarns..."

Der 1911 gegründete Kulturverein konnte aber nicht verwirklicht werden, weil die Satzungen nicht anerkannt wurden. Nach dem Zusammenbruch wurde der Plan einer kulturellen Volksorganisation von den volksbewußten Donauschwaben in allen drei Nachfolgestaaten verwirklicht: es wurde am 9. Mai 1919 in Temeschburg der „Deutsch-Schwäbische Kulturverband", am 20. 6. 1920 in Neusatz der „Schwäbisch-Deutsche Kulturbund" und 1924 in Ofenpest der „Ungarländisch-Deutsche Volksbildungsverein" gegründet. Bei der Konstituierung des „Deutsch-Schwäbischen Kulturverbandes" am 9. Mai 1919 wurde sogleich auch eine Bundesleitung gewählt. Der gewesene deutsche Minister Johann Junker wurde Bundesobmann, Dr. Michael Kausch und Oberst Karl von Möller wurden zu geschäftsführenden Obmännern gewählt. Die übrigen Ämter erhielten: Dr. Ernst Heim und Josef Zauner als Schriftwart, Säckelwart Robert Angerbauer, Bücherwart Dr. Peter Schiff, Anwalt Dr. Stefan Frecot. Die praktische Arbeit des Kulturvereins begann durch Versammlungen auf dem Lande und durch Gründung von Ortsgruppen. In zahlreichen Artikeln wurden die Arbeitsgebiete behandelt: Musik und Gesang, Volksbücherei, Schule, Liebhabervorstellungen, Literatur, Theater, Wissenschaft. Der Kulturverein übte eine rege kulturelle Tätigkeit aus, die später von der neuen kulturellen Organisation unter dem Namen „Banater Deutscher Kulturverein" fortgesetzt wurde.

jvs

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?
Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

Es ist kein Vergnügen, selbst für jene nicht, die die geschichtlichen Ereignisse zwischen den beiden Kriegen in dem an Rumänien gefallenen Teil des Banats miterlebten, die merkwürdigen „Erinnerungen" des früheren Abgeordneten im Bukarester Parlament **Dr. Franz Kräuter** von Anfang bis zum Ende zu lesen: man empfindet Unbehagen ob der vielen „bewußten Irrtümer", der Vermischung von „Dichtung" und „Wahrheit", der ichbezogenen Darstellung der eigenen Verdienste und des offenbar biologisch bedingten Erinnerungsschwundes.

In diesen „Erinnerungen" werden politische Begriffe konstruiert, die es im Banat **niemals** gegeben hat; vielleicht um den Anschluß an den hier herrschenden „Zeitgeist" herzustellen. Aber auch da versagt das Urteilsvermögen des Autors: in der Bundesrepublik regiert **nicht mehr das „Zentrum"**, ja nicht einmal die „Christdemokraten" beherrschen allein das Feld. Im Banat gab es zwar „Klerikale", „Autonomisten", „Magyaronen", aber keine, **die sich in einer „christlich-demokratischen" Organisation zusammengefunden hätten.** Alle anderen Flaggen wehten dort während Dr. Kräuters „christlich-demokratischen Dienstzeit" und drehten sich nach dem jeweils wehenden Winde. Von der rot-weiß-grünen über die weiß-grüne bis zu der mit dem Hakenkreuz. Und man hatte immer **die Fahnenstange fest im Griff.**

Der Weg in die Politik

Dr. Franz Kräuter wurde im Jahre 1885 in einer ziemlich unbekannten, südöstlich von Temeschburg gelegenen kleinen Gemeinde mit dem Namen **Vulcovacz** geboren, wuchs in **Nitzkydorf** auf, kam nach Absolvierung seines Hochschulstudiums und längerer Lehrtätigkeit in einer Budapester Mittelschule nach dem Krieg, den er mitmachte, zurück in seine Banater Heimat; hier wurde er, obwohl er sich in Budapest — zumindest sind **keine** Unterlagen dafür vorhanden — **niemals mit Politik befaßte, Politiker.**

Gleich nach dem Zusammenbruch heiratete er die Nichte des damaligen bischöflichen Kanzleidirektors und späteren Josefstädter Pfarrers Stefan Pacha, dessen Bruder **Augustin Pacha** nach der Übersiedlung des Tschanader Bischofs Dr. Julius **Glattfelder** nach Ungarn zum Bischof ernannt wurde. Diese familiären Verbindungen und seine **Erziehung im Eötvös-Kollegium** bestimmten seine politische Haltung: er fand Anschluß an die vom Dompropst Prälat Franz **Blaskovics** und Dr. Kaspar **Muth** geführte Gruppe, die unter dem Namen „Autonomie-Partei" die ungarisch gesinnte Intelligenz, die sogenannten „Magyaronen" zur politischen Aktivität vereinigte. Durch Pakte und Wahlabkommen mit verschiedenen, **weltanschaulich oft völlig entgegengesetzten rumänischen Parteien gelang es ihm, von 1920 bis 1938 als Abgeordneter die Mehrheit des Banater Deutschtums im Bukarester Parlament zu vertreten.** Durch Unterstützung des Bistums gelang es ihm, das **katholisch-konfessionelle Schulwesen** im Banat zu reorganisieren und es wieder deutsch zu machen. Seine diesbezüglichen Verdienste sowie seine parlamentarische Tätigkeit sind **unbestritten** und werden auch von jenen anerkannt, denen die politische Richtung seiner Partei nicht zusagte.

Märtyrer der Kirche

Nach dem Zusammenbruch 1944 wurde Dr. Kräuter zunächst mit Dr. Muth und Dr. Eschker im **Barmherzigen Spital zu Temeschburg** „interniert", dann ließ man ihn wieder frei und im Jahre 1951, in der Zeit also, in welcher die **Zerstörung der katholischen Kirche** offenbar auf Weisung Moskaus in allen Ostblockstaaten: in Rumänien, Ungarn der Tschechoslowakei und Polen durch Verhaftung der höchsten katholischen Würdenträger, Massenverhaftungen von Geistlichen und führenden katholischen Laien durchgeführt wurde, kam auch Dr. Kräuter, dessen Beziehungen zur Aula ja bekannt waren, ins Gefängnis. Die Kommunisten, die bereits früher schon Bischof Dr. Pacha verurteilten, verurteilten ein Jahr später auch Dr. Kräuter zu 25 Jahren Zuchthaus.

Im Juni 1959 wurde Dr. Kräuter in die Bundesrepublik entlassen. Ohne Unterschied der früheren Parteizugehörigkeit **freuten sich hier im Westen alle Banater, daß das Martyrium dieses verdienstvollen Mannes zu Ende war und er in Freiheit seine verdiente Ruhe und Muße finden würde,** über die bewegten Jahre seiner zweieinhalb Jahrzehnte langen Politik nachzudenken. Man hoffte, daß die einstigen unheilvollen Machtkämpfe und provinziellen Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen Gruppen durch das **gemeinsam erlittene Leid, der erkannten und eingestandenen politischen Irrtümer, des deutlich gewordenen Mißbrauchs unserer gläubigen Liebe zum deutschen Volke — die alten Wunden vernarben ließen und in der Freude des erfolgreichen wirtschaftlichen Neubeginns unserer Landsleute hier und überall im Westen, wo man ihnen die Möglichkeit zur Arbeit bot — das christliche Verzeihen die Schuld des einzelnen milderte und die der Gesamtheit auslöschte.** Man erwartete von dem Manne, der zwanzig Jahre hindurch im Mittelpunkt des politischen Lebens der schwäbischen Volksgruppe im Banat stand, nicht nur **gültige Aussagen,** sondern daß er durch objektive Darstellung des wichtigsten, ja **schicksalhaften Zeitabschnittes** unserer Geschichte **für die kommenden Generationen den Weg in die Zukunft zeigen werde.**

Ein zweifelhaftes Weihnachtsgeschenk

Schon vor über drei Jahren wurde bekannt, daß Dr. Kräuter seinen **„Erlebnisbericht"** dem „Bundesarchiv" in Koblenz zur Verfügung stellte. Später, wenn die Rücksichtnahme auf seine in Rumänien lebenden Angehörigen nicht mehr notwendig sein werde, **sollten diese seine Erlebnisse der gespannt wartenden schwäbischen Öffentlichkeit mitgeteilt werden.** Nun geschah es. Besser es wäre unterblieben. Zu Weihnachten 1967 wurden diese umfangreichen „Erinnerungen" Dr. Kräuters an eine **auserwählte** Gruppe von Landsleuten verschickt. Ein Geschenk am Feste Christi — **ohne christliche Liebe, ohne glückhaftes Verzeihen** sondern mit **sehr viel Haß** und leichtfertiger Hinwegsetzung über das **achte Gebot Gottes.**

Mit diesen Erinnerungen" müssen wir uns ausführlich befassen. Um der **Wahrheit willen** und wegen der zukünftigen Geschichtsschreibung über unser geliebtes Banat. Und auch um der Toten willen, die nicht besser und nicht schlechter waren als der Autor selbst, die er so **unchristlich** schmäht. Gewiß, es werden harte Worte fallen: Götzen werden aber nicht mit Samthandschuhen zertrümmert.

Wie anders sind doch die Lebenserinnerungen des alten Vorkämpfers der deutschen Bewegung in Ungarn, Edmund **Steinacker!** Auch er hatte politische Gegner, mit denen er sich auseinandersetzt — aber **mit spitzer Feder, mit Geist und Eleganz, nicht mit dem Dreschflegel.** Wie traurig, daß Dr. Kräuter den ganzen politischen Mief der provinziellen geistigen Enge mit herüber schleppte und einen Stil gebraucht, der selbst die politischen Pubertätserscheinungen der „Kampfzeit" übertrifft.

Schlamm aus leergeschöpften Brunnen

Was Dr. Kräuter über die allgemeine Geschichte der ersten Jahre nach dem Zusammenbruch 1918 schreibt, wurde schon in unzähligen Veröffentlichungen, wenig guten und **viel schlechten,** geschildert. Aus dem längst **leergeschöpften Brunnen hebt er nur mehr Schlamm empor.** Was er an Neuem zu sagen hat, ist bedauerlicherweise so mit Haß und Eigenlob durchtränkt, daß es für eine sachliche Geschichtsschreibung kaum in Frage kommen dürfte. Und die Verunglimpfung der Toten, die einst mit ihm in gleicher Front im Kampfe um die Rechte unseres Volkes standen und den qualvollen Märtyrertod erlitten, ist **so maßlos traurig, daß einem das Wort „christlich" in der Feder stecken bleibt.** Und dann muß man sich doch fragen: **Cui bono — wem nützt es?** Am Rande des Grabes kann doch das Gefühl der Rache nicht so süß sein?! Und die **Denunzierung** der hier lebenden **jüngeren Kollegen** — wuchert da nicht der Spruchkammergeist längst vergessener Jahre?

Der „Geheimbund"

Oder ist es nicht Denunzierung, wenn es schon im Titel der „Erinnerungen" heißt, daß diese „insbesondere aus den Jahren der gegen Christentum und Demokratie **hinterhältig und hinterlistig verübten Anschläge eines Geheimbundes"** (stammen), „die im östlichen Teil des Banates gleich am Ende des ersten Weltkrieges begannen und in der Bundesrepublik und in Österreich bis auf den heutigen Tag fortdauern"?! So lautet der Untertitel der „Erinnerungen". Weder das „Christentum" noch die „Demokratie" ist aber dem „hinterlistigen Anschlag" dieses bösen „Geheimbundes" zum Opfer gefallen. Zum Opfer gefallen ist aber die **Glaubwürdigkeit des „Erinnerungen" fabrizierenden Autors!** Denn bis zur Volksratswahl im Jahre 1933 gab es **keine Demokratie,** sondern nur ein **antidemokratisches, halbdiktatorisch geführtes Einparteiensystem** — und was das Wort „Christentum" anbelangt, wurde es oft genug für politische und recht unheilige **Bankgeschäfte** mißbraucht. Darüber wird noch manches zu sagen sein.



Kirchweihfest im September 1967 in Neu-Arad, rum. Banat.

Tendenziöse Fotomontagen

Bevor wir uns mit dem Inhalt der „Erinnerungen" eingehender befassen, werfen wir einen Blick auf die erste Bildseite: sie ist an sich schon eine **tendenziöse Fotomontage.** Bild 1: Bischof **Pacha** im besten Mannesalter nach seiner Weihe; Bild 2: als alter, kranker, gebrochener Mann nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis unmittelbar vor seinem Tode; Bild 3: Bischof Pacha unter seinen jubelnden Gläubigen; Bild 4: Bischof Pachas Begräbnis. **Mitten** in diese bildliche Darstellung des Lebens Bischof Pachas hat Dr. Kräuter das Foto des einst **jüngsten schwäbischen Abgeordneten Hans Beller als junger Mann hinein montiert!** Unterschrift: **„Der Führer der Banater Los-von-Rom-Bewegung".** Auch im späteren Text wird er als Haupt des „verschwörerischen Geheimbundes" genannt, der sogar noch **vor seinem Tode,** der nach qualvoller Zuchthaushaft erfolgte, seinen „Nachfolger" **nominierte,** der die „hinterlistigen Anschläge nun **im Westen** fortsetzt". Abgesehen davon, daß von dem verleumderischen Text **kein einziges Wort wahr ist,** ist es eine unerhörte Pietätlosigkeit, die Tragödie des Bischofs der Banater Schwaben zur politischen Diskriminierung eines toten Kollegen zu mißbrauchen. **Womit kann Herr Dr. Kräuter seine unerhörte Anschuldigung beweisen? Das ist die Frage, die beantwortet werden muß!**

Die zweite Bildseite: **„Die christlichen demokratischen Führer"** — heißt die Überschrift. Da sehen wir friedlich vereinigt den liberalen Protestanten Rudolf **Brandsch,** den katholisch-konservativen **Bleyer,** das gewesene Mitglied der Partei des Grafen **Apponyi** und Bauernvereinspräses Prälat Franz **Blaskovics** und das einstige Mitglied der ungarischen 48er Partei, deren national-liberale Einstellung bekannt war: Dr. Kaspar **Muth,** und schließlich der konservativ-evangelische Christ Dr. Hans Otto **Roth.** Wenn aber Brandsch, der mit dem „Hauptverschwörer" Hans Beller bis zu seinem **im Zuchthaus erfolgten Tod nicht nur eng befreundet war, sondern auch die gleichen politischen Anschauungen vertrat, zu den „christlich-demokratischen Führern" zählt, so ist es unbegreiflich, wieso dann Beller ein „hinterlistiger Verschwörer" und „Führer des verschwörerischen Geheimbundes" sein konnte.**

Und sie starben ...

Dr. **Bleyer** starb infolge der **Hetze** ungarischer Chauvinisten, an deren Vernunft er allzulange glaubte, Prälat **Blaskovics** starb nicht ohne zu sehen, wie **seine einstigen engsten Parteigenossen in den Sog der „neuen Weltanschauung" kamen,** und Dr. **Muth** starb vor **zwei Jahren im Angesicht seines zertrümmerten Werkes,** von dem er nichts mehr wissen wollte. **Brandsch kam im Gefängnis um, Beller wurde als halbtoter Mann aus dem Zuchthaus entlassen und starb ein paar Wochen danach.** Dr. Hans Otto Roth ging im Gefängnis elend zugrunde **— gleiche Schicksale, die gleichen Tragödien ... Märtyrer der Deutschen in Rumänien und Ungarn und einstige Vertreter ihrer Rechte ...** Und Dr. Kräuter kategorisiert: **hier die „Guten", dort die „Schlechten";** er zitiert die Toten vor den Richterstuhl, ist **Ankläger und Richter zugleich. Wir werden die Angeklagten und die Wahrheit verteidigen und die verleumdeten Toten werden durch ihre Taten sprechen. Und anklagen!**

Warum ich Stellung nehme

In meiner fast zwanzigjährigen journalistische Tätigkeit (1923 — 1944) im Banat hatte ich Gelegenheit, alle die Akteure der Dr. Kräuter'schen „Erinnerungen" auch **persönlich** zu kennen: Johann **Röser,** Franz **Wettel,** Senator W. **Koppony,** Johann **Tengler,** Andreas **Damang,** Dr. **Kausch,** Karl v. **Möller,** Dr. Josef **Gabriel,** Otto **Alscher,** Dr. **Eschker, Orendi-Hommenau** usw. von der alten Deutschen Volkspartei, dann Prälat Franz **Blaskovics,** Dr. **Muth,** Dr. **Reitter,** Prof. **Striegl,** Dr. **Dutschak,** Hans **Donawell,** Dr. Josef **Ries,** Dr. **Neff,** Dr. **Schön,** Peter **Anton** usw., sowie Dr. Kräuter selbst. Mit Rudolf Brandsch und Hans Beller war ich **befreundet** und der Abgeordnete **Hügel,** der zwischen beiden Gruppen stand, war, wie Dr. Muth und Dr. Reitter, **mein engerer Landsmann.** Ich will **keine Geschichte** schreiben, sondern nur die unwahren, für das gesamte Geschichtsbild jener bewegten Zeit **schädlichen Behauptungen** Dr. Kräuters **richtigstellen.** Das ist der Grund, weshalb ich mich mit den „Erinnerungen" Dr. Kräuters ausführlicher beschäftigen werde. Gewiß eine **undankbare** Arbeit, doch weil die Reihen jener, die Zeugen dieser Zeit waren, stark gelichtet sind, muß es einer tun. (Fortsetzung folgt)

Beglaubigte Übersetzung
aller Urkunden
billig und sofort
aus der jugosl., rumän., ungar., tschech., slowak., poln., russ. und aus allen anderen Sprachen für ganz Deutschland und für das ganze Ausland durch gerichtlich beeidigte und geprüfte Dolmetscher.
Ratenzahlung.
Donauschwäbisches Übersetzungs- und Auskunftsbüro
A. Kreutzer
75 Karlsruhe, Hebelstr. 17/3

Donauschwäbische Gedenktage

19. Januar 1893:

Der Priester und Dichter Stephan Augsburger (1840—1893) gestorben

In der Zeit der fortschreitenden nationalen Überfremdung der Donauschwaben in Ungarn, — während sich ihr literarischer Erwecker und Streiter, Adam Müller-Guttenbrunn (1852—1923), gerade anschickte, sein kulturpolitisches Rettungswerk in Angriff zu nehmen — verstummte in einer donauschwäbischen Landgemeinde des Batscher Landes ein feinsinniger, lyrisch begabter Priester, der auch als Reichstagsabgeordneter in Budapest seinem Lande diente und in klassischer deutscher Sprache philosophische Gedanken über „Das natürliche Christentum" schrieb: Stephan **Augsburger,** der vor 75 Jahren, am 19. Januar 1893, in Batsch-Sentiwan gestorben ist. Was Augsburger zu Lebzeiten in deutscher Sprache schrieb, erschien in binnendeutschen oder österreichischen schöngeistigen Zeitschriften, weil es im donauschwäbischen Bereich solche nicht mehr gab. Bezeichnenderweise erschien es aber auch unter verschiedenen Decknamen. Es war bereits dem Erzbischof und Dichter Ladislaus **Pyrker** (1772—1847) zum Vorwurf gemacht worden, daß er als ungarischer Erzbischof in einer „fremden" Sprache schreibe. Selbst sein engerer Landsmann Vörösmarty lehnte ihn aus diesem Grunde ab. Fünfzig Jahre später, zwanzig Jahre nach dem Ausgleich, konnte ein donauschwäbischer Priester in Ungarn es nicht mehr wagen, unter seinem eigenen Namen Gedichte und Aphorismen in deutscher Sprache zu veröffentlichen. Deshalb erschienen Augsburgers beide Bücher auch erst 1894, nach nach seinem Tode, im Verlag Alfred Janssen, in Leipzig, unter dem Pseudonym Stefan Ronay.

Während Augsburgers Aphorismen „Das natürliche Christentum" im Jahre 1964 im „Donauschwäbischen Heimatverlag", Aalen, eine Neuauflage erfuhren, sind seine Gedichte, die 1908 in einer zweiten Auflage herauskamen, seither nicht wieder erschienen.

Über den Dichter hat sich Jakob Bleyer so geäußert: Augsburger war ein Dichter von Gottes Gnaden. Er war ein Meister der Sprache und von einem Gedankenflug, der nur echten Dichtern eigen ist. Leider aber verirrte er sich vielfach in irrationalistische Gedankengänge, was eine Verflachung seines dichterischen Schaffens zur Folge hatte. Was ich aber an ihm aus tiefstem Herzen bedaure, ist der Umstand, daß er sich irgendwie aus dem Atmosphärenkreis des Volkes begeben hat. Es breitete sich vor ihm der unausgenützte kulturelle, sittliche und geistige Ackerboden in seiner unberührten Jungfräulichkeit aus. Da hätte er den Pflug seines Geistes ansetzen und in die Scholle hineindrücken sollen. Als Dichter, ein Vorläufer Müller-Guttenbrunns, wäre er ein Prophet seines Volkes geworden. Das Zeug hat er dazu gehabt, aber vom Liberalismus seiner Zeit angekränkelt, ließ er seinen Geist in die Weite schweifen, obwohl das Gute in handgreiflicher Nähe vor ihm lag. Sein schönster Satz: „Nicht mit dem Schwerte, mit der Pflugschar erobert: Kinder des Friedens, Helden der Arbeit" scheint ihn dann und wann angewandelt zu haben, aber der gesellschaftliche und politische Einfluß des ungarischen Genius hat ihm den Blick von seinem schwäbischen Volke abgewendet.

Zum Gedenken folge sein Gedicht.

Laokoon

Von Stephan Augsburger

Wie Laokon,
Mein Schicksalsgenosse
Steh ich opfernd
An deinem Altar,
Strenge Gottheit!
Bin ich der Priester
Oder das Opfer selbst?
Entscheide du
Allwissender Geist!
Auf diesem Steine
Hab' ich geschlachtet
Mein heißes Herz.
Ich heb' empor
Den Opferkelch
Und bringe dir
Darin mein Herzblut:
Die Jugend, die Freiheit, die Liebe;
Was uns Sterblichen
Wert und teuer,
Ist dir geopfert.
Wehe mir, wehe!
Ich zage und zittre
Vor deiner Rache
Und deinem Gericht.
Unseliger ich
Habe geteilt mein Herz
Zwischen dir und deinem Geschöpf.
Für all die Entsagung
Wirst du mich lohnen
Mit deiner Verdammnis.
Hätte ich nie
Betreten dein Heiligtum,
Und niemals berührt
Den Opferaltar!
Ich fühle den Druck
Der späten Reue;
Sie packt mich, umschlingt mich,
Verzweifelt heb' ich
Und wehrend die Arme,
Kein Erbarmen!
Mein Schicksal erfüllt sich:
Die schreckliche Schlange
Wird mich erwürgen
Wie meinen unseligen Bruder
Laokoon!

jvs

15 Jahre volksdeutsche Landsmannschaften in Kärnten

Ansprache Dr. Tillgers anläßlich der Feierstunde der Volksdeutschen Landsmannschaften in Kärnten am 18. November 1967 in Klagenfurt

Über die Bretter dieses im 60. Regierungsjahr Kaiser Franz Josef I., im Jahre 1908, errichteten Jubiläumstheaters der Stadt Klagenfurt, ging schon manches Spiel. Hier wurde aber nicht immer Theater gespielt. Und auch wir, die Volksdeutschen Landsmannschaften in Kärnten, kamen heute nicht auf diese Bühne, um Theater zu spielen. Dafür ist das über uns hinweggegangene Schicksal viel zu hart und unser Erleben noch zu frisch und mit Tragik beladen. **Vielleicht findet sich in ferner Zeit ein Dichter oder ein Sänger, der das Epos vom Werden, Sein und Vergehen der heute als „Volksdeutsche" bezeichneten Gruppen festhält und bühnenreif macht.** Ich glaube, es kommt letztlich auf diese Gruppen, ja vielleicht auf jeden Einzelnen dieser volksdeutschen Menschen selbst an, ob aus diesem Bühnenstück eines Tages ein Heldenepos oder eine Komödie wird. Wir heutigen kennen nur den Anfang, das Ende wissen wir noch nicht. Aber eines wissen wir. Noch **schlimmer als in einer Komödie verewigt zu sein, wäre es, vergessen zu werden, ohne Spuren zu hinterlassen,** einfach **ausgelöscht zu sein.**

Daher glauben wir Volksdeutsche Landsmannschaften, als Verantwortliche für unsere Gruppen, es nicht nur uns und unseren Nachkommen, sondern vor allem auch den Menschen unserer Aufnahmeländer schuldig zu sein, stets darauf hinzuweisen: wer wir sind, woher wir kamen und welche Leistungen unsere Volksgruppen in Jahrhunderten unserer wechselvollen Siedlungsgeschichte vollbracht haben.

Meine sehr verehrten Festgäste! Vielen von Ihnen, die Sie dieser Feierstunde aus Anlaß des 15jährigen Bestandes der Volksdeutschen Landsmannschaften in Kärnten beiwohnen, und Ihnen, meine volksdeutschen Landsleute in Kärnten, den hier im Raum anwesenden Vertretern unserer Schwesterlandsmannschaften aus den Bundesländern (und vor allem unserer anwesenden Führungsschicht auf Bundesebene), haben wir mit unseren Darbietungen nichts neues sagen können. **Es wäre uns** aber **eine freudige Genugtuung, wenn wir der hier anwesenden Jugend und unseren neuen Gästen uns und damit auch unsere alte Heimat nähergebracht hätten; und ganz besonders würden wir uns freuen, wenn Sie aus diesen kurzen Darbietungen der Sudetendeutschen, der Untersteirer und Mießtaler, der Gottscheer, Donauschwaben und Siebenbürger Sachsen entnehmen konnten: Hier stehen ja keine Fremden vor uns, es sind Landsleute, Altösterreicher, Heimkehrer aus Teilen eines ehemals gemeinsamen Vaterlandes, einst abgetrennt durch die Diktate von St. Germain und Trianon, durch sogenannte „Friedensverträge".** Die Geschichte erwies jedoch, daß es sich um Vorläufer einer in nationale Unduldsamkeit ausartende Neuordnung in Mitteleuropa handelte, die uns vor fast 50 Jahren voneinander getrennt hatte.

Indem man das damals so hochgepriesene **Selbstbestimmungsrecht der Völker"** mißachtete, wurden wir durch vielfach willkürlich gesetzte und erzwungene Grenzen auseinandergerissen und auf neue entstandene oder schon bestehende fremde Staaten aufgeteilt: Die Sudetendeutschen kamen zur Tschechoslowakei, die Untersteierer, Mießtaler, Deutschkrainer und Gottscheer nach Jugoslawien, die Siebenbürger Sachsen wurden zweigeteilt — auf Ungarn und Rumänien — und die Donauschwaben sogar dreigeteilt auf Ungarn, Rumänien und Jugoslawien. Auch andere deutsche Bevölkerungsteile der Öst. Ung. Monarchie gingen damals bei Mißachtung des Selbstbestimmungsrechtes verloren; denken wir an das **Kanaltal** und an **Südtirol. Und hätte Kärnten damals nicht mit Waffengewalt in einem in die Geschichte eingegangenen Freiheitskampf das Selbstbestimmungsrecht in dem von Jugoslawen besetztgehaltenen Gebiet erzwungen, dann säße heute hier in unserer Mitte noch eine volksdeutsche Landsmannschaft, und die hieße: Landsmannschaft der Unterkärntner.**

Zurück blieb damals ein an allen Teilen gestuztes deutsches Österreich mit rund 6,5 Millionen Einwohnern, während ein größerer Teil seiner deutschen Menschen, rund 10 Millionen, miteingeschlossen das Deutschtum im ehemals ungarischen Raum, unter fremdnationale Herrschaft geriet. Sie wurden zu sogenannten „nationalen oder ethnischen Minderheiten" im fremdvölkischen Staate. Während die Sudetendeutschen, Südtiroler, Untersteirer und Deutschkrainer, Kanal- und Mießtaler Ausstrahler eines geschlossenen deutschen Siedlungsraumes waren und direkte Grenzen mit Österreich hatten, lebten die Donauschwaben, Siebenbürger Sachsen, die Gottscheer und die Galizien- und Bukowina-Deutschen räumlich getrennt vom deutschen Siedlungsraum und bildeten große deutsche Sprachinseln. Als teilweisen Ersatz für das diesen nationalen Minderheiten verweigerte Selbstbestimmungsrecht wurden sie in den sogenannten Pariser-Vorort-Verträgen vom Jahre 1919/20 mit Minderheiten-Schutzbestimmungen abgespeist, die die volkliche und kulturelle Existenz dieser deutschen Volksgruppen sichern sollten. **Es ist nicht unbekannt geblieben, daß wir — die sogenannten nationalen Minderheiten — trotz dieser international verankerten Schutzbestimmungen einen harten und steten Kampf mit dem jeweiligen Staatsvolk zu führen hatten, damit die uns staats- und völkerrechtlich zugesicherten Bestimmungen eingehalten werden.**

Wenn auch **menschliche Kontakte zum fremden Volkstum häufig** Härten mildern halfen und Freundschaften aus Kinder- und Jugendtagen oft harte Proben überstanden, hat **das offizielle Staatsdenken selten Brücken schlagen lassen und der kulturelle und wirtschaftliche Existenzkampf kam nie zur Ruhe.**

25 Jahre nach Zerschlagung der Öst.-Ung. Monarchie haben die Nachfolgestaaten den Ausgang des zweiten Weltkrieges dazu ausgenützt, ihre deutschblütigen Mitbürger auf unmenschliche und völkerrechtswidrige Weise aus den angestammten Heimatgebieten zu vertreiben; sie brachten es fertig, die nationale Frage auf eine Art zu behandeln, die hunderttausenden Volksdeutschen — durch verübte Unmenschlichkeiten und systematisch angeordnete Liquidierungen — das Leben kostete. Auch das gesamte in Jahrhunderten erarbeitete volksdeutsche Vermögen wurde entschädigungslos enteignet. Lediglich in Rumänien leben heute noch im siebenbürgisch-sächsischen und im banater Raum etwa 450 000 Volksdeutsche, weil dieser Staat von Anfang an in der deutschen Frage andere und vor allem menschlichere Wege ging, und auch in Ungarn vollzog sich das Schicksal unserer Volksgenossen in etwas milderer Form, wodurch etwa 300 000 von der Aussiedlung verschont blieben.

Heute, nach 22 bis 23 Jahren seit unserer Flucht und Vertreibung, sind wir in eine Wohlfahtsgesellschaft hineingewachsen, daß wir uns das Chaos, den Jammer und das Elend des Zusammenbruchsjahres 1945 gar nicht mehr vorstellen können. In jenen Jahren unseres Barackendaseins, der Elendsquartiere und Lebensmittelkarten, der Ungewißheit und Rechtlosigkeit war man schon für jedes mitfühlende Wort dankbar. **Wir konnten es damals nur schwer begreifen, daß wir altösterreichischen Heimkehrer unwillkommene Gäste in unserer neuen Umgebung waren, in einer Umgebung, die nach den harten Kriegsjahren in dieser Umbruchszeit kaum mit den eigenen Sorgen fertig wurde.**

Viele unserer Menschen suchten vorerst bei Bauern Arbeit und Unterschlupf, volksdeutsche Frauen und Mädchen waren willkommene Dienstboten in österreichischen Familien, während die Männer, ungeachtet ihres Berufsstandes, scharenweise Hilfs- und Aufräumungsarbeiten verrichteten. Wir erkannten erst später, daß gerade diese Kontakte zwischen Österreichern und volksdeutschen Heimatvertriebenen auf dem Arbeitsplatz, beim Bauern, in der Familie und Schulter an Schulter beim Wiederaufbau, uns die Herzen der einheimischen Bevölkerung öffneten und den Weg für ein gegenseitiges Verstehen frei machten; und dies in einer Zeit, in der wir bei den westlichen Besatzungsmächten noch als „geächtete Menschengruppe", als „5. Kolonne Hitlers" galten, was sich in den Lagern praktisch so auswirkte, daß unsere Menschen gegenüber den fremdstämmigen Flüchtlingen — den sogenannten DPs — bei Zuteilung von Lebensmitteln benachteiligt waren, von anderen Maßnahmen, wie etwa der damals sehr schwer empfundenen Auswanderungssperre, ganz zu schweigen.

Es würde viel zu weit führen, alle Probleme aufzuzeigen, vor denen wir Heimatlose damals standen. **Besonders demütigend empfanden wir es jedoch in jener Zeit der ärgsten Not, daß es uns heimatvertriebenen Volksdeutschen untersagt war, Vereine und Organisationen ins Leben zu rufen, um unser Schicksal zum Teil selbst zu meistern.**

Landsleute!

Je mehr Abonnenten eine Zeitung hat, desto durchdringender ihre Stimme! Stärkt Eure Heimatzeitung, werbt Neubezieher für den

„Donauschwaben"

Es konnte zwar ein Jahr nach unserer Vertreibung im Jahre 1946 in Kärnten der Verband der Altösterreicher, Untersteirer, Mießtaler, Gottscheer und Deutschkrainer gegründet werden, der seine hilfreiche Arbeit sofort aufnahm, doch die anderen großen Vertriebenengruppen aus dem Sudeten- und Donauraum **konnten erst Jahre später Hilfsvereine ins Leben rufen, aus denen heraus sich die Volksdeutschen Landsmannschaften entwikkelten, deren 15jähriges Bestandsfest wir mit dieser Feierstunde begehen. Die erste Aufgabe** unserer Vereine bestand darin, die Landsleute nach Herkunftsländern und Stammeszugehörigkeit zu erfassen, Zusammenkünfte abzuhalten, um aufzuklären und mitzuhelfen ärgste Not zu lindern. In diesem Zusammenhang hatten wir engsten Kontakt mit der zuständigen Abteilung IX., der Kärntner Landesregierung. Leider ist es uns hier in Kärnten, im Gegensatz zu Salzburg, Oberösterreich und der Steiermark, nicht gelungen, eine **Zentralberatungsstelle für volksdeutsche Heimatvertriebene** ins Leben zu rufen, wie sie auf Geheiß des Innenministeriums aus dem Jahre 1946 in allen Bundesländern errichtet werden sollte, wo es volksdeutsche Heimatvertriebene gab. Die Zentralberatungsstellen wurden mit Volksdeutschen aus den einzelnen Herkunftsländern besetzt **und konnten, mit den Verhältnissen vertraut, den vielfältigen Arbeitsbereich der damaligen Betreuung** — wo es, **angefangen von der Befriedigung elementarster Bedürfnisse, wie Essen, Kleidung, Wohnung, Heizung, Arbeitsbeschaffung, Familienzusammenführung, Dokumentenbeschaffung, Schule,** ja selbst in Fragen von Geburt und Tod, **wo es also um den ganzen Lebensbereich unserer Menschen ging — leichter bewältigen, als mit den Verhältnissen nicht vertraute Amtsstellen.** Die Zentralberatungsstellen haben in den genannten Landesteilen den mit diesen Agenden befaßten Regierungsstellen wertvollste Mitarbeit geleistet und zur Befriedigung der Interessen unserer Menschen viel beigetragen. **Die heute in den anderen Bundesländern noch bestehenden und mit öffentlichen Mitteln dotierten Zentralberatungsstellen hatten es in ihrer verantwortungsvollen Betreuungsarbeit viel leichter als wir hier in Kärnten, wo die gesamte Arbeit von den Landsmannschaften physisch und zum überwiegenden Teil auch kostenmäßig getragen werden mußte.**

Wenn ich Ihnen, meine sehr verehrten Festgäste und liebe volksdeutsche Landsleute, mit diesen Ausführungen Einblick gebe in unser hiesiges Werden, **soll all das,** was wir in der Folge unserer Tätigkeit **an Förderung und Unterstützung bei der Bewältigung unserer Aufgaben zur Eingliederung der hier in Kärnten seßhaft gewordenen Heimatvertriebenen seitens des Landes Kärnten,** seiner Behörden und Ämter, **sowie öffentlicher Organisationen und letztlich seiner Menschen in den zurückliegenden Jahren erfahren haben, nicht vergessen werden. Herausgreifen möchte ich hier die uns schon mehrfach gewährte Unterstützung aus dem Kinogroschenfonds und besonders die Aktion „Heimat in Kärnten", wo mit einer von der Kärntner Landesregierung übernommenen Ausfallshaftung 180 Darlehen zur Existenzgründung an volksdeutsche Vertriebene vergeben werden konnten, und ebenso die Hilfe des Kärntner Caritasverbandes, durch die viele Landsleute in die Lage versetzt wurden, ihre mit bescheidensten Mitteln begonnenen Häuser fertig zu bauen oder in menschenwürdige Wohnungen zu kommen.**

Die **uneigennützige Arbeit,** die in der Bewältigung aller mit der Eingliederung der volksdeutschen Heimatvertriebenen im Lande Kärnten **zusammenhängenden Aufgaben** von unseren Landsmannschaften geleistet wurde, hat nicht nur in unseren Kreisen, sondern auch in Kreisen der kärntner und österreichischen Öffentlichkeit **Anerkennung** gefunden, was die an einzelne langjährige Mitarbeiter verliehenen Ehren- und Verdienstzeichen beweisen.

Ein großer Abschnitt unseres Aufgabengebietes kann auch schon als abgeschlossen betrachtet werden, u. zw. die Seßhaftmachung und Eingliederung unserer Menschen in der neuen Heimat. Hier, im Lande Kärnten, sind auch wir schon zu Kärntnern geworden. Wenn auch unsere noch in der alten Heimat aufgewachsene Generation sprachlich nicht ganz mitkommt, so ist im Zwitschern unserer Jugend kein Fremdling mehr zu erkennen. **Es ist heute** vielleicht **der Anlaß festzustellen, daß wir hier schon tief Wurzel gefaßt haben und wir sind mit dem Boden, dem wir seit fast 23 Jahren unsere Toten übergeben, zutiefst verbunden. Denkmäler und Gedenkstätten — wie die Wallfahrtskirche in Krastowitz, die Gedenksteine am Kreuzbergl und am Ulrichsberg, sowie im ehemaligen Lagergebiet Feffernitz und das Heimatmuseum in Spittal an der Drau, erinnern an uns.** Unser Blut ist in den Kreislauf dieses Kärntner Grenzvolkes eingeflossen. Möge dieser Strom uns alle stets immer zu guten Taten bereit finden.

Doch sind unseren Landsmannschaften auch in Zukunft **noch große Aufgaben gestellt:** Diese bestehen nicht nur darin, **unser überliefertes Volks- und Kulturgut zu pflegen und zu bewahren,** sondern **das an uns** mit der völkerrechtswidrigen Vertreibung **begangene Unrecht solange in uns wachzuerhalten, bis die uns angelastete** und durch Zwecklügen untermauerte **Kollektivschuld von uns genommen wird;** und letztlich müssen wir mit noch größerem Einsatz als bisher alle uns zur Verfügung stehenden Mittel in Bewegung setzen, **um eine restlose Wiedergutmachung des uns geraubten Vermögens zu erreichen.**

In dieser **Feierstunde bitten** wir daher Sie, **unsere Landsleute** aus der alten Heimat, um Ihre Unterstützung und Sie, **unsere Kärntner Freunde** in der neuen Heimat, um Ihre Mitarbeit zur Erreichung unserer Ziele. **Wenn Sie, Kärntner Freunde, unsere Anliegen so zu den Ihrigen machen, wie wir ehemaligen Heimatvertriebenen und nunmehrigen Neubürger dieses Landes bereit sind, wenn die neue Heimat ruft, dann können wir miteinander schwören: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr."**

Paprika

sowie Tortenblätter, Franzbranntwein, Kakao, Mohn, geräucherte Bratwürste u. sämtliche Back- und Schlachtgewürze liefert billigst **Karl Putterer, Würzburg,** Frankfurter Str. 33a. Bei Paprika und Gewürzen ab 25,— DM portofrei.

Bruch-

Leidende, Heilungsmöglichkeit durch DB-Patent. Schrift über Bruchheilung kostenlos. Heilprakt. Josef Thalmaier, 82 Rosenheim, Innstraße 74

Verband der Donauschwaben gegründet

Aufruf an alle Donauschwaben in Oberösterreich!

Seit vielen Jahren herrscht Uneinigkeit und Streit in der Landesleitung Linz der Donauschwäbischen Landsmannschaft Oberösterreichs. Alle unsere Bemühungen, auf demokratische Art und Weise und auf der Grundlage der bestehenden Satzungen, eine Einigung zu erzielen, sind gescheitert.

Laut Mitteilung der Bundespolizeidirektion Linz — Staatspolizeiliche Abteilung — kann erst durch eine Gerichtsentscheidung der Vereinsvorstand der Donauschwäbischen Landsmannschaft Oberösterreichs mit dem Sitze in Linz festgestellt werden.

Da wir nicht gewillt sind auf Kosten der Landsleute Gerichtsprozesse zu führen, sondern unseren Landsleuten dienen wollen, haben wir uns entslchossen, eine neue Organisation zu gründen.

Wir sind uns der Folgen dieses Schrittes vollauf bewußt und haben übermenschliche Geduld aufgebracht, immer in der Hoffnung, doch noch zu einer Einigung, im Interesse aller Donauschwaben, zu gelangen. Doch leider wurde unsere Geduld nur mit neuem unsachlichen und satzungswidrigen Verhalten beantwortet.

Wir sahen daher, liebe Landsleute, keine andere Möglichkeit mehr, als den Schlußstrich zu ziehen und im Interesse aller Donauschwaben eine neue Organisation zu gründen.

Alle gesetzlichen Voraussetzungen sind geschaffen, die konstituierende Generalversammlung hat am 7. 1. 68 in Wels, unter offz. behördlicher Aufsicht, stattgefunden.

Zur Mitarbeit konnten eine sehr große Anzahl bekannter und erfahrener Funktionäre **aus allen Teilen Oberösterreichs** gewonnen werden. Die gewählten Funktionäre sind ein Beweis und eine Garantie für eine agile und segensreiche Tätigkeit.

Wir wollen uns mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln für eine rasche und gerechte Lösung unserer Probleme einsetzen. Insbesondere für die Entschädigung unseres in der alten Heimat zurückgelassenen Vermögens. Wir fordern eine diesbezügliche Gleichstellung mit unseren Brüdern und Schwestern in Deutschland.

Auch wollen wir uns besonders für die soziale Gerechtigkeit der ehemaligen Landwirte und Gewerbetreibenden einsetzen. Neue Initiative soll bei der Familienzusammenführung, insbesondere der Landsleute aus Rumänien, ergriffen werden.

Wir werden alles tun, um die Liebe unserer Landsleute zum ererbten Volks- und Brauchtum aufrechtzuerhalten.

Die durchgeführte Generalversammlung hat bewiesen, daß viele, sehr viele Landsleute aus allen Teilen Oberösterreichs bereit sind mitzuarbeiten. Darum gestatten wir uns, alle Donauschwaben Oberösterreichs herzlichst zum Beitritt und zur Mitarbeit aufzurufen.

Liebe Landsleute! Die neue Organisation trägt den Namen „Verband der Donauschwaben in Oberösterreich". Der Verband der Donauschwaben in Oberösterreich ist **in jeder Hinsicht unpolitisch,** wir wollen nur unseren Landsleuten dienen und für die gerechten Forderungen eintreten.

Die Betreuung der Mitglieder wird intensivst gepflogen werden. Ab sofort stehen **allen Donauschwaben Oberösterreichs** täglich von 8—12 Uhr (Mittwoch und Samstag geschlossen) Funktionäre des Verbandes und eine Schreibkraft kostenlos zur Verfügung. Wir geben gerne Rat und Hilfe. Seien Sie überzeugt, werte Landsleute, daß die gewählten Funktionäre alles tun werden, um einen vollen Erfolg zu erlangen.

Alle Donauschwaben sind zum Betritt in den Verband aufgerufen, ohne Rücksicht auf das Herkunftsland, den Glauben und die Weltanschauung.

Nochmals: Kommen Sie und helfen Sie mit im Interesse aller Donauschwaben. Unsere Anschrift lautet:

Verband der Donauschwaben in Oberösterreich, 4600 Wels, Kaiser Josef Platz 26/I., Tel. 5278.

Geben Sie uns Ihre Anschrift bekannt und wir senden Ihnen laufend unsere Rundschreiben und Bekanntmachungen zu.

In heimatlicher Verbundenheit!

Für den Verband der Donauschwaben in OÖ

Anton Tiefenbach, Jakob Loch, Dr. Hans Moser, Georg Mesarosch, Matthias Habenschuß, Josef Klauser, Sebastian Baumann, Andreas Werner, Johann Fischer.

Die Stütze Ihrer Gesundheit! ALPE FRANZBRANNTWEIN ORIGINAL Erzeugnis der ehem. ALPA Werke in BRÜNN ALPE-CHEMA CHAM/BAY

Mißglückte „Erinnerungen" eines alten Politikers

Stellungnahme zum Werk Dr. Kräuters / Was ging im Banat politisch vor?

Die neuzeitliche Geschichte des Banats vor dem Richterstuhl / Von Josef Gassner

(3. Fortsetzung)

Die Akteure der Politik

Dr. Kräuter stellt zunächst die Akteure vor, die auf der von ihm konstruierten Bühne seines schwäbischen politischen Theaters eine Rolle spielen. Die Reihenfolge der „Stars": Prälat und Dompropst Franz **Blaskovics** (1864—1936), Dr. Hans **Eschker**, Arzt (1884—1960), Josef **Striegl** (1875—?), Gymnasialprofessor, Verleger Franz **Wettel** (1860—1940?), Rechtsanwalt Dr. Josef **Gabriel** (1880—1959), Rechtsanwalt Dr. Kaspar **Muth** (1876—1966) und noch einige. Sie zählen alle zur **„positiven Auslese"**, zur schwäbischen **„Elite"**. Zu dieser zählte natürlich auch Dr. Franz **Kräuter.**

Und hier die **„Negativen"**: Dr. Michael **Kausch**, Direktor und Bauernführer Hans **Röser**, der Schriftsteller und Journalist Viktor **Orendi-Hommenau.** Zwischen den Positiven und Negativen pendelt je nach seiner jeweiligen Parteizugehörigkeit Karl von **Möller**; der **gefährlichste** aller „Negativen", der **„Widersacher des bischöflichen Vaters"** — und „der katholischen Kirche im Sinne des Führers der österreichischen **‚Los-von-Rom-Bewegung'** des Freiherrn von Schönerer und nach 1940 auch Banater Gauleiter" war aber Hans **Beller** — schreibt Dr. Kräuter. Diese Charakterisierung Hans Bellers muß auf harmlose katholische Gemüter geradezu furchterregend wirken, doch: **kein einziges dieser Worte über Hans Beller entspricht der Wahrheit**, was sich dokumentarisch belegen läßt — wie wir spänachweisen werden. Mehrere „Nebenfiguren" treten dann noch auf, von deren Existenz Herr Dr. Kräuter früher keine Ahnung hatte: denn sie spielten schon **vor** dem Zusammenbruch eine Rolle in der deutschen Bewegung Ungarns, die aber belanglos ist, zumal unsere nationale Geschichte **erst im Jahre 1918 beginnt** — für Dr. Kräuter und alle seine Gesinnungsgenossen, die der Sturm der Revolution zufällig in das „Fahrwasser" der deutschen Bewegung trieb.

Bei Herrn Dr. Kräuter vollzog sich der Sprung ins Lager der „Pangermanen" (dem er aber niemals wirklich angehörte) sehr einfach: Von der Front zurückgekehrt, gab er in seiner Geburtsgemeinde seiner „Empörung", daß die ‚konfessionelle Schule', die er einst besuchte, **„verstaatlicht"** und „durch die Madjarisierung als Unterrichtsanstalt entwertet wurde" Ausdruck. Sein Standpunkt **erregte** bei den **„Honoratioren"** (!) seiner Geburtsgemeinde Vulcovacz, die gewiß an den Fingern einer Hand abzuzählen waren, Unwillen. Ob dieses heldenhaften, natürlich reichlich späten „Widerstandes" wurde er zum „Pangermanen". Und so begann seine „christlich-demokratische Dienstzeit".

Darauf folgte die nächste **„deutsche Tat"**, die ihm dann den Weg schnurstracks in die Politik ebnete: er heiratete — wie er der interessierten schwäbischen Öffentlichkeit mitteilt — die Nichte des Josefstädter Abtpfarrers Stefan **Pacha** und des im Jahre 1918 zum Domherrn ernannten späteren Bischofs Augustin **Pacha**, und bei dieser Hochzeit geschah etwas **Unerhörtes** — berichtet Dr. Kräuter. „Die Brautleute waren ein Professor und eine Lehrerin, der eine der Trauzeugen war der Domherr, der andere ein Staatsbeamter, der Geistliche aber der andere Onkel der Braut und — siehe! — **weder** in der Predigt **noch** in den Tischgesprächen der Hochzeitsgäste **fiel ein madjarisches Wort.**" Das war eine **„pangermanische Herausforderung"**, stellten die „Patrioten" fest. (Wahrscheinlich, weil bis dahin **immer** nur ungarisch gesprochen wurde!) Wer waren wohl die „Patrioten", die aus dieser harmlosen Familienfeier eine **hochnotpeinliche „Staatsaktion"** machten? Dr. Kräuter gibt allerdings entschuldigend zu, daß mit **Rücksicht auf die Großmutter,** „die, obwohl eine Moritzfelder Schwäbin, **kein Wort madjarisch verstand"**, deutsch gesprochen wurde. „Und diese Geschichte wurde damals im Juli 1918 viel **kommentiert"** (es muß doch eine ungeheuer wichtige Angelegenheit für die Temeschburger Bevölkerung gewesen sein, zumal zu dieser Zeit in der Stadt ständig **Hunger- und Antikriegsdemonstrationen** stattfanden, daß diese Hochzeit alle Probleme überschattete, und das war ein Grund, daß **„der revolutionäre (?) Schwabenrat"** (na war das keine revolutionäre Tat?) „mich unter seine Mitglieder kooptierte" (also doch **nicht vom Volk gewählt!**).

Dann wurde Dr. Kräuter „Chefredakteur" der „Schwäbischen Volkspresse" (deren Lizenz übrigens der Sozialdemokrat Otto Roth erteilte) und Blaskovics unterstützte ihn **gegen Angriffe „patriotischer (?) Zeitungen"**. (Endlich mal etwas Humor in diesen traurigen „Erinnerungen"!) Dann verschaffte sich Herr Dr. Kräuter noch vom Budapester **ungarischen** Unterrichtsministerium eine **„Legitimation"**, um die „Wiederverdeutschung" der südungarischen Schulen zu **studieren** und dem Minister gutachtliche Meldung zu erstatten. Offenbar war der „revolutionäre Schwabenrat" doch **nicht so revolutionär, um die Verdeutschung der Schulen durchzuführen!** Das machte zunächst die Volkspartei unter Führung von **Röser, Kausch,** Dr. **Gabriel,** Oberst a. D. **Möller** und andere. Jedenfalls: Dr. Kräuters Karriere wurde durch diese dem deutschen Volke **geleisteten Dienste** für die Zukunft festgelegt: **Als Abgeordneter und „graue Eminenz" der Aula stand er bis zum bitteren Ende im „christlich-demokratischen Dienst".** Er zählte zur **„positiven Auslese"**, zur schwäbischen **„Elite" — der das schwäbische Volk 15 Jahre lang, ohne die demokratischen Grundsätze zu beachten, ausgeliefert war. Mitsamt den Banken, der Cliquenwirtschaft und dem widerlichen Kampf um die Futterkrippe!**

Die erste Äußerung des „Pangermanen" Dr. Kräuter finden wir in einem Artikel, der in der **„Temesvarer Zeitung"** vom 25. Dezember 1918 unter dem Titel **„Hie Bleyer — hie Brandsch"** erschien. Indem er die **Unterschiede** zwischen Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben hervorhebt, schreibt er hier wörtlich: „Von einem Mann, der zum Ungarn erzogen wurde, der sich gestern noch als Ungar bezeichnete, kann man nicht erwarten, daß er über Nacht alles umlernt ... Andererseits dürfen wir auch die sogenannten ‚Renegaten' **nicht verloren** geben, **denn sie sind die berufenen Führer des Volkes"**. Und sie führten als „positive Auslese" bis die „Volksgemeinschaft" — nicht von außen bedrängt, sondern im Innern morsch und faul geworden — zusammenbrach.

Am 4. März 1919 wurde in Budapest ein „Landesregierungsausschuß" für die besetzten Gebiete gebildet. Für die Batschka und das Banat war ein kleiner Ausschuß zuständig, dem neben Josef **Striegl** und Dr. Blasius **Schütz** auch Dr. Franz **Kräuter** angehörte. Seitens der Volkspartei gehörten dem Ausschuß u. a. an: Dr. Otto **Erling**, Otto **Alscher**, Franz Xaver **Kappus** und Edmund **Steinacker.**

Dr. Kräuter wurde auch von der in Arad gebildeten ungarischen „Gegenregierung", die gegen die Kommunisten ins Leben gerufen wurde und dann nach Szegedin übersiedelte, zum **Schulinspektor** ernannt. Dieser „Regierung", die — wie es damals hieß — aus einer **„Jagdgesellschaft"** gebildet wurde, gehörten die Temeschburger Waidmänner Dénes **Pálosi** (Professor der Handelsschule) als Ernährungsminister und der Piarist Tibor **Tubán** als Staatssekretär an. Die „Deutschen" wurden in ihr durch den Arader Rechtsanwalt Dr. Johann **Hemment** — er hatte die Funktion eines „Nationalitätenministers" — vertreten, der aber auch zu jenen schwäbischen Intelligenzlern gehörte, die, wie die vielen „neudeutschen" Politiker, ihre Muttersprache nicht mehr vollkommen beherrschten. Zu den Initiatoren dieser Regierung gehörte auch der frühere Temescher Obergespan Georg **Korossy**, ein einstiger 48er und Freund Dr. Muths.

Was Dr. Kräuter dann noch weiterhin über seine Tätigkeit berichtet, ist oft so lächerlich, daß es keinen Sinn hat, sich länger damit aufzuhalten: er macht nicht nur den Vorkämpfer der deutschen Bewegung, Dr. Kausch, zum **„Magyaronen"** und den alten Apponyianer Blaskovics zu einem **waschechten „Pangermanen"**; auch der arme Adam **Müller-Guttenbrunn** mußte sterben, ohne gewußt zu haben, daß Blaskovics, „der junge Theologie-Professor", „seine Ideen **schon seit 1894 verwirklicht hat**". (Zynismus oder ein billiger Witz?) Daß dann Dr. **Weber**, Mitglied des Bleyer'schen Volksrates und ein Zipser Sachse, der neben dem Nationalitätenminister **Kalmár** (Kalmár war niemals Minister, sondern nur Staatssekretär, übrigens jüdischer Abstammung und **Sozialdemokrat**, weshalb er auch von Prof. Bleyer abgelehnt wurde) „als orts- und sachkundiger Referent" ohne **„zwinglichen** Dienstgrad" Schulfragen bearbeitete, ihm angeblich mitteilte, daß Dr. Kausch von Schulverwaltungsangelegenheiten keine Ahnung habe, sei hier nur nebenbei bemerkt. Und was Dr. Kräuter dann noch über seine Tätigkeit aufzählt, ist genau so belanglos und unglaubwürdig wie vieles, was er schon vorher sagte. Die Darstellung der Heimkehr Dr. Kauschs und Rösers, denen er ihre Flucht vor der Machtübernahme Béla **Kuns** zum Vorwurf macht, während er selbst auch türmte, ist mehr als unfair. Aber die „positive Auslese" unterliegt eben einer anderen Beurteilung.

Die „negative Auslese"

Da Dr. Kräuter sich zur „schwäbischen Elite" und zu den **„Hyperpositiven"** rechnet, soll einer vorgestellt werden, der als der Typus der **„negativen Auslese"** gilt: der Dichter, Schriftsteller und Politiker Viktor **Orendi-Hommenau.** Über ihn schreibt Dr. Kräuter: „Er war **seines Zeichens Literat**; zu **wenig begabt** als Dichter, zu **unordentlich** und **bequem**, um als Journalist Verwendung zu finden. Die von ihm zumeist mit der Schere zusammengestellte Monatsschrift „Von der Heide" hatte nur wenig Abnehmer". (Jedenfalls dürfte sie Dr. Kräuter nie in der Hand gehabt haben!) „Brandsch verwendete ihn zu **kleinen politischen** Handlangerdiensten, z. B. Anwerbung von schwäbischen Stipendiaten des **Alldeutschen Verbandes** für die Hermannstädter Schulen." (Adam Müller-Guttenbrunn hielt aber diese Aktion zur Heranbildung einer **deutschbewußten Intelligenz** für eine außerordentlich wichtige Angelegenheit!) „Bei der Parlamentswahl von 1910 war er im Lippaer Wahlkreis nur „Zählkandidat", dann in eine Bestechungsaffäre verwickelt und gerichtlich verurteilt, und im Jahre 1921 durch eine „Zählkandidatur" rehabilitiert. Von den Rumänen wurde er sogar zum **Hilfsschulinspektor** ernannt — seine Ernennung mußte **rückgängig** gemacht werden, weil er außer seinen Volksschulzeugnissen **keine anderen Befähigungsurkunden nachweisen konnte.**" Daß Dr. Kräuter dann Orendi-Hommenau noch als **„Schmarotzer"** bezeichnet und ihn einen **„Schädling"** nennt, beweist seine von Haß verzerrte Gesinnung.

Wer war Orendi-Hommenau in Wirklichkeit?

Orendi-Hommenau war mit einer feinsinnigen Dame aus guter bürgerlicher Temeschburger Familie verheiratet, sie schenkte ihm drei Kinder. Sein Sohn Lothar praktizierte in der Redaktion der **„Banater Deutschen Zeitung"**, war dann später Dolmetscher im rumänischen Arbeitsministerium in Bukarest unter Minister **Danulescu**, nach 1945 Mitbegründer des Organs der Landsmannschaft der Banater Schwaben in der Bundesrepublik Deutschland und starb kaum 40 Jahre alt. Was der Dichter und Kämpfer Viktor Orendi-Hommenau für das Deutschtum des einstigen Ungarn geleistet und gelitten hat, kann Dr. Kräuter natürlich nicht wissen, **wie ihm ja der Schicksalskampf des schwäbischen Volkes, bevor es lohnende Pfründe gab, unbekannt war.** Aber Berufenere wissen es. So schreibt der alte Volkstumskämpfer Edmund **Steinacker** in seinen „Lebenserinnerungen": „Der in Temeschburg unter der **tüchtigen** Redaktion Viktor Orendis erscheinende „Deutschungarischer Volksfreund" (Organ der Ungarländischen Deutschen Volkspartei — Anmerkung der Redaktion) betreibt wirksam nationale Aufklärung und fördert das völkische Selbstbewußtsein." In einem anderen Teil der „Erinnerungen" Steinackers heißt es: „Im Zeichen des Erwachens für deutsches Geistesleben war zu Beginn des Jahres 1908 das **kühne** Unterfangen Orendis, eine literarische Monatsschrift **„Von der Heide"** herauszugeben. Sie war bestimmt, **den deutschen Gedanken und die Wertschätzung deutscher Kultur** in Kreise zu tragen, die für den politischen „Volksfreund" unzulänglich waren." (Zu jener Zeit machte noch Franz Blaskovics in seinem „Freimütigen" tüchtig Propaganda gegen die sogenannten „Pangermanen".) Daß Orendi-Hommenau in vielen Volksversammlungen zusammen mit Steinacker, Kremling, Brandsch, Stefan **Kraft**, Reinhold Heegn u. a. gesprochen hat, scheint Dr. Kräuter absichtlich zu verschweigen. „In Szegedin" — schreibt Steinacker — „wurde vom Südungarischen landwirtschaftlichen Bauernverein ein Konvikt für schwäbische Knaben errichtet, das ihnen nicht **bloß die madjarische Sprache, sondern auch die Verleugnung ihres Deutschtums beibrachte. Solche Renegaten stellen dann der deutschen Aufklärungszeit eifrige Propaganda entgegen. ‚Temesvári Hirlap'**, zu deren Gründung Dr. **Muth** 25 000 Kronen beitrug, jammerte, daß Temeschburg sich germanisiere." Steinacker war einer der Führer der Volkspartei und Abgeordneter im Budapester Parlament. In welche Kategorie der Dr. Kräuter'schen „Auslese" gehört er wohl?

Weiter schreibt Steinacker: „Als wir das ‚Tagblatt' nicht mehr halten konnten und uns mit der Herausgabe eines Wochenblattes, des ‚Ungarischen Volksfreundes', zur Verfechtung unserer völkischen Ziele begnügen mußten, übernahm der letzte Schriftleiter des ‚Tagblattes', Viktor Orendi-Hommenau, die Leitung des ‚Volksfreundes', an dessen **finanzieller Erhaltung** sich neben Karl und Otto **Erling** in Großkikinda auch Johann Röser aus Gyertyámos beteiligte. Orendi leitete die Zeitung unter **unglaublichen Schwierigkeiten.**"

Madjarische Nationalitätenjustiz

Im Juni-Heft 1927 des „Auslanddeutschen" heißt es: „Orendi äußerte sich im Volksfreund gegenüber dem Vorwurf der Aufreizung gegen das Madjarentum und die bestehende Staatsgewalt dahin, daß **nicht gegen die Madjaren aufgereizt wurde**, sondern gegen jene Madjaren und Renegaten, die sich **gegen das eigene Volk auf das hohe Roß setzen** — gegen Lehrer und Geistliche, die ihren Beruf mit **Madjarisierungsapostel** verwechseln." Und wie Orendi schon im Jahre 1910 verfolgt wurde, geht aus folgendem hervor.

Im Heft März 1910 von „Das Deutschtum im Ausland" lesen wir: „Viktor Orendi-Hommenau, der Schriftleiter des ‚Deutsch-Ungarischen Volksfreundes' in Temesvar, hatte durch die Aufnahme eines Reisebriefes aus dem Banat, der in **berechtigter Begeisterung die wirtschaftliche Tüchtigkeit der schwäbischen Bauern Südungarns, die Reinheit und kraftvolle Schönheit ihrer Frauen und Mädchen pries**, eine nach hinlänglich bekanntem Muster erhobene Anklage wegen **‚Aufreizung gegen die ungarische** (lies madjarische) **Nation'** sich zugezogen, obwohl diese in dem ganzen Artikel **mit keinem Wort** erwähnt worden war. Die erste Instanz der Temesvarer Richter hatte ihn freigesprochen, die zweite, das bei Nationalitätenprozessen allezeit ‚zuverlässige' **Geschworenengericht**, hatte ihn hingegen zu **zwei Monaten Staatsgefängnis und 400 Kronen Geldstrafe verurteilt**, obwohl der öffentliche Ankläger selbst zugeben mußte, daß der betreffende Artikel eine direkte Beleidigung der Madjaren **nicht** enthielt. Deren Absicht dürfe aber aus der **ganzen Haltung des Blattes** und der politischen Persönlichkeit seines Leiters gefolgert werden! Die letzte Instanz, die königliche Kurie in Pest, hat dies Urteil nach einer Beratung von knapp 10 Minuten bestätigt!" (Fortsetzung folgt)

Donauschwäbische Gedenktage

9. Februar 1908:

Großkundgebung der „Ungarländischen Deutschen Volkspartei" in Weißkirchen

Der nach dem Ausgleich (1867) in immer stärkerem Ausmaße über die Donauschwaben hereingebrochene nationale Notstand verlangte nach Abhilfe. Es mußte ein Ausweg gefunden werden, um die Überfremdung abzuwehren und zu überwinden. In diesem Bestreben trafen sich einige südungarische Schwaben mit Adam Müller-Guttenbrunn (1852—1923) und Edmund Steinacker (1839—1929), der nach seinem Ausscheiden aus dem ungarischen Reichstag seine Wirkungsstätte ebenfalls nach Wien verlegt hatte. Wien erwies sich als der geeignetste Ort, die volksbewußten und abwehrbereiten Kräfte der Donauschwaben zu sammeln und für eine national-kulturelle Aufbauarbeit zu organisieren. Als Frucht dieser Bemühungen entstand so zunächst die „Vereinigung deutscher Hochschüler aus den Ländern der ungarischen Krone" (1899), der gleichzeitig die Gründung der Zeitung „Deutsches Tagblatt für Ungarn" folgte, deren erste Folge am 15. Dezember 1900 in Temeschburg erschien.

Bald stellten sich auch andere Zeitungen des donauschwäbischen Siedlungsgebietes in den Dienst der volkspolitischen Aufklärungsarbeit. Inzwischen hatte man madjarischerseits versucht, die aufkeimende Bewegung der bisher völlig unpolitischen Donauschwaben zu unterdrücken. Eine Reihe von Presseprozessen gegen Redakteure des „Deutschen Tagblatts" und der ebenfalls deutschbewußten „Großkikindaer Zeitung" beraubte diese Organe durch Verhaftung und Ausweisung ihrer besten Leute.

Diese Rückschläge zwangen zu vorsichtigerem Vorgehen und verzögerten auch die Gründung der eigentlichen volkspolitischen Gemeinschaftsorganisation der Deutschen in Ungarn, die Edmund Steinacker mit einer Reihe von Mitarbeitern seit langem vorbereitete. Erst im Herbst 1905 war die politische Lage im Lande und die Stimmung in den donauschwäbischen Hauptsiedlungsgebieten für eine deutsche Parteigründung reif. Zunächst hatte man noch auf Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts gehofft, das die Zahl der Wahlberechtigten verdreifacht, vor allem die Wähler der Nationalitäten von den ungerechten Beschränkungen des ungarischen Zensuswahlrechts befreit hätte. Doch bald nach dem Zustandekommen der Regierungskoalition unter dem Ministerpräsidenten Weckerle (8. April 1906) erkannte man, daß die zugesicherte Wahlreform nur ein Lippenbekenntnis der Regierung gewesen war. Nun blieb auch für die Donauschwaben als einziger Ausweg, eine eigene politische Partei zu schaffen und über sie zur parlamentarischen Vertretung zu finden.

Am 3. Dezember 1906 kam es also zu jener entscheidenden Sitzung in Werschetz, auf der Steinacker und seine Mitarbeiter, Ing. Reinhold Heegn, Dr. Eduard Rittinger, Dr. Ludwig Kremling, Friedrich Heß, Josef Bolz u. a., die „Ungarländische Deutsche Volkspartei" ins Leben riefen. Die Gründung wurde aber aus Sorge vor madjarischen Repressalien vorderhand noch geheimgehalten. Erst nachdem innerhalb weniger Wochen unter den Gründungsaufruf 4800 Donauschwaben aller Siedlungsgebiete ihre Unterschrift setzten, wurden für den 10. März 1907 nach Billed/Banat und Bulkes im Batscher Land je eine Versammlung einberufen, auf denen die Gründung der Partei bekanntgegeben und die Satzungen veröffentlicht werden sollten. Obwohl beide Versammlungen verboten wurden, erfolgte doch die Bekanntgabe der Parteiziele in der Presse. Der gegen dieses Verbot eingereichte Rekurs wurde nach einer Interpellation des serbischen Abgeordneten Michael Polit zuletzt noch günstig erledigt. Inzwischen wurde aber die Organisationsarbeit der Partei fortgesetzt und am 2. Dezember 1907 konnte die „Ungarländische Deutsche Volkspartei" in Werschetz, im Gasthaus zur Weinrebe, zum erstenmal öffentlich auftreten und im Sinne ihres Programms ihre politische Arbeit ankündigen.

Die erste Großkundgebung der Partei fand aber erst am 9. Februar 1908 in Weißkirchen/Banat statt. Es versammelten sich zu dieser Veranstaltung 1200 Bürger und Bauern aus allen Teilen Südungarns, um mit offenem Freimut für das allgemeine geheime Wahlrecht und für die Einhaltung des Nationalitätengesetzes einzutreten. Unter dem Vorsitz von Hans Tipoweiler kamen neben dem Parteiobmann Dr. Ludwig Kremling (1861—1930) noch Reinhold Heegn, Viktor Orendi-Hommenau, Ottmar Ziffermayer, Hans Eidenmüller (aus Bulkes im Batscher Land) und Johann Röser zu Worte. In allen Ansprachen wurde der Aufruf und Wille der Donauschwaben verkündet, in volkspolitischer Eigenständigkeit mitzuwirken, dem Lande die Ordnung und die innere Ruhe auf der Grundlage wahrer Freiheit und tatsächlicher Gleichberechtigung zu geben. jvs

Berichtigung

In der letzten Fortsetzung des Artikels „Mißglückte ‚Erinnerungen' eines alten Politikers" wurde in der zweiten Spalte - zweiter Absatz - irrtümlich auch der Name Franz Wettels erwähnt, was hiermit berichtigt wird. Der Verfasser

So feierten die Kudritzer Fasching

Aus den Reihen der Burschen wurde ein Ballkönig gewählt

Kaum waren die Weihnachtslieder verstummt und hatte sich der Weihrauch der Hl. Drei Könige verflüchtigt, begannen in Kudritz eine ganze Reihe von Faschingsveranstaltungen. Die Schweine waren schon vor Weihnachten geschlachtet worden, das Fleisch, der Speck, die Würste hingen in der Räucherkammer oder in der Speis. Der neue Wein war eben ausgegoren. Die Arbeit auf dem Felde und im Hause ruhte. Das war Grund genug zum feiern. Die neuen Kleider lagen bereit. Die neuen Tanzschuhe standen geputzt im Schrank. In dieser Jahreszeit war es zwar grimmig kalt, aber die harten Kudritzer ließen sich von dem eisigen Ostwind nicht beeindrukken. Die Menschen gingen aus. Mal dahin, mal dorthin. Musik erklang, Lieder ertönten. Der feurige Wein blieb nicht ohne Wirkung. Hier seien die wichtigsten Unterhaltungen kurz beschrieben.

Zunächst unterhielt sich die „Freiwillige Feuerwehr" abwechselnd einmal in Rosenbergischen, dann im Kleinischen Gasthaus. Dieser Ball war immer sehr gut besucht, zumal ja die Feuerwehr einem allgemeinen Zweck diente. Zum Tanz spielte die Kempfische Kapelle aus Werschetz auf.

Der Weinproduzenten - Gesangverein veranstaltete im Kleinischen Gasthaus einen allgemeinen Maskenball für jung und alt. Die Masken waren immer sehr gelungen; ein Beweis für die Fantasie und das Geschick der Kudritzer Frauen. Die Kempfische Kapelle sorgte für Tanz und Unterhaltung. Hier sei noch der Faschingsball des Gewerbecasinos erwähnt, sowie auch der des Lesevereins.

Die bedeutendsten Bälle für die Kudritzer Jugend waren die Burschen-Bälle. Hier schlossen sich mehrere Geburtenjahrgänge zusammen, um gemeinsam zu tanzen. Dies war notwendig, weil ein Jahrgang zahlenmäßig zu schwach war, um allein die Kosten zu tragen. Die Mädchen bekamen schriftliche Einladungen. Daher waren auch die Veranstalter dafür verantwortlich, daß jedes Mädchen einen Tänzer fand, wenigstens am Anfang des Tanzes. Aus den Burschenreihen wurde ein Ballkönig gewählt. Gewöhnlich war es der Angesehenste — und es war eine große Ehre. Aber auch die Pflichten des Königs ließen auf sich nicht lange warten, denn er mußte sich um Lizenz, Saal und Musik kümmern. Sobald es aber einen König gab, mußte es auch eine Königin geben. Letztere wurde nicht gewählt, sondern der König erhob sein Mädchen selbst zur Königin. So war im allgemeinen der Name der Königin mit der Wahl des Königs schon bekannt, vorausgesetzt, daß es keine Überraschung gab.

Wie es auch in Kudritz üblich war, saßen die Mädchen und die Burschen nicht an Tischen beisammen, sondern die Mädchen promenierten zu zweien in dem Saal herum. Nun kam die Zeit, da der Ballkönig seine Auserkorene zum ersten Tanz, zum Ehrentanz, auffordern würde, und dadurch vor der Elternschaft seine Karten aufdecken mußte. Die Musik begann zu spielen. Der Herkuleswalzer ertönte. Die Umherstehenden räumten die Saalmitte. Das Gemurmel verstummte. Alle drängten sich an den Rand der Tanzfläche, um Augenzeuge zu sein, wen der Ballkönig zur Königin berufen wird. Ungeduldig warteten die Neugierigen. Nun kam der große Augenblick. Der Ballkönig, im Amte eines Allerhöchsten, faßte sich Mut und schritt ernsten Gesichtes auf seine Allerliebste zu. Dort angekommen, verbeugte sich der König vor seiner Partnerin und forderte sie mit „Erlaubt?" zum Tanz auf. Die Königin gab mit einem leichten Knicks ihr Einverständnis, trat aus der Reihe, und der Tanz begann. Nun war alles klar. Manchmal gab es Überraschungen und Enttäuschungen. Alle Augen waren auf das Paar gerichtet, das eine Runde nach der anderen mit jugendlichem Schwung drehte. Die Spannung im Saal löste sich. Viele zufriedene Gesichter sah man. Die hatten richtig geraten. Aber jetzt trat der Dorfklatsch in Aktion. Die eine Nachbarin sagte ganz ernst: „A schee Poa." Die zweite hat das gehört und fragte: „Ob den des a heiraten wird?" Jetzt kam die dritte und bestätigte: „Jo, sicher, die Stafier hot 's schon beisam, ich hob's selw gsegn." Die Tante der Königin verfolgte das Paar mit scharfem Blick und sagte zufrieden: „Schau mol, wie die zwa sich o'schaun un o'lachen!" Nun gab es auch böse Kritik, wie es schon am Dorfe üblich ist. Denn ein jeder kannte jeden. Man hörte, man tuschelte, daß der König die Königin heiraten müsse, weil ... die Mütter das so haben wollten. Während das Paar noch immer den Ehrentanz drehte, stand ein anderes Mädchen traurig und enttäuscht inmitten ihrer Freundinnen. Sie hatte doch gehofft ... Nun war alles aus. Für sie war eine Welt zusammengebrochen. Wenigstens in diesem Augenblick. Aber die Zeit heilt alle Wunden, auch diese.

Endlich ging der Ehrentanz zu Ende. Der Ballkönig führte seine Königin auf den Platz, verneigte sich und sagte „Danke". Erst jetzt durften die Untertanen des Königs tanzen. Eine Polka wurde aufgespielt. Alle Burschen eilten zu ihren Mädchen, und im Nu war auf der Tanzfläche kein Platz mehr. O weh! Zwei Mädchen blieben ohne Tänzer. Hierauf sprangen zwei aufmerksame und verständnisvolle Burschen auf, schlängelten sich durch das Gewühl von Tanzenden und baten die Mädchen zum Tanz. Die einen sprangen, die anderen drehten, Lust, Fröhlichkeit und Ausgelassenheit regierte im Saal. Tolle Späße wurden getrieben. Es war ja Fasching.

Auch die Pflichttänze gingen zu Ende. Nun konnten sich die Burschen jenem Mädchen widmen, das sie ins Herz geschlossen hatten. Die ganze Nacht wurde getanzt. Erst als sich die Geister ausgetobt hatten und die Tanzfreudigkeit nachließ, gingen die ersten Gäste heim. Nachdem die Mädchen heimgegangen waren, begaben sich die Burschen mit der Musik an der Spitze zur Ballkönigin und brachten ihr ein Ständchen. Die Anwesenden wurden vom Vater oder von der Mutter in das Haus gebeten und mit Getränk bewirtet. Noch viele Wochen danach unterhielten sich die Burschen und Mädchen über diesen Ball.

Der Pinkelball war eine Besonderheit unter den Faschingsveranstaltungen. — Ein Hausball. In früheren Zeiten fand der Pinkelball im ehemaligen Gasthaus Karl Berberich, Hauptgasse, statt. Später wurde er in die Häuser verlegt. Die eingeladenen Gäste brachten ihr Essen und Getränk in einem Pinkel mit. Eine Zieh-Harmonika und eine Geige sorgten für Stimmung und Tanz. So mancher Gast hatte mehr als er vertragen konnte getrunken und mußte, zum Ärger der Ehefrau, nach Hause getragen werden. Es war eben Fasching.

In den letzten Jahren erfreute sich der Trachtenball besonderer Beliebtheit. Derselbe wurde vom Kulturbund veranstaltet. Jung und alt, verheiratet oder unverheiratet, alles erschien in der Tracht eines deutschen Landes. So waren die Schwarzwälder, die Spreewälder, die Tiroler und noch viele andere vertreten. Sehr interessant war eine Trachtengruppe aus der Ansiedlungszeit, sowie auch eine Bürgerwache mittelalterlichen Stils. Die Trachten waren sehr originell und wirkten echt. Das beweist die hohe Geschicklichkeit und das handwerkliche Können der Kudritzer. Daß der gute Wein zur Fröhlichkeit beitrug, ist selbstverständlich. Einen guten Tropfen soll man nie verschmähen, aber besonders in der Faschingszeit nicht.

Am Letztfasching fanden die feucht-fröhlichen Tage ihr Ende. Der Umzug bewegte sich durch die Gassen. Ein allgemeines Maskentreiben fand in den Gassen und Häusern statt. Am Abend trafen sich zum letzten Male die närrischen Geister zum Kehraus. Es gab Freimusik. Die Zecher kamen noch einmal auf ihre Rechnung.

Nach strengem Brauch beendete der Wirt um 12 Uhr die verrückte Zeit. In einer feierlichen Handlung wurde die Fasching begraben. Es war aus. Das ganze Dorf freute sich. Ruhe und Stille kehrte wieder in die Gemeinde ein. Jetzt wurde nur noch vom Fasching geredet.

Seitdem die Kudritzer das Dorf verlassen haben, ruht die Fasching in heimatlicher Erde. Sie wird niemand mehr auferwecken.

Viele Menschen, die damals jubelten, ruhen in fremder Erde. Die neue Heimat bietet uns viele Möglichkeiten, den Fasching zu erleben. Aber für uns ältere gab es nur eine Fasching, und sie bleibt in unserer Erinnerung lebendig: die Fasching in Kudritz.

W. Hambeck, Oberlehrer



Kudritzer Trachtenball 1937.



Die Kudritzer „Bürgerwache" anläßlich eines Trachtenballes in der guten alten Zeit.

Der Leser greift zur Feder

Seit wir die Zeitung bestellt haben, trafen zwei Folgen bei uns ein. Wir erlauben uns, Ihnen mitzuteilen, daß wir auf jede weitere Nummer des „Donauschwaben" mit viel Freude und großem Interesse warten. Mit dieser Zeitung, so hat man das Gefühl, ist man der Heimat näher bzw. enger mit ihr verbunden. Es ist geradezu erquickend, im „Donauschwaben" Namen von Landsleuten zu lesen, die man kennt, jedoch mit ihnen persönlich nicht in Verbindung steht.

Eines tut uns sehr leid, nämlich daß wir den „Donauschwaben" nicht schon viel früher bestellten. Auf jeden Fall haben wir uns vorgenommen, jede Nummer aufzubewahren und unseren Kindern als Nachschlagewerk zu überreichen, denn das wird vielleicht das einzige sein, was sie an ihre Ahnen sowie deren Sitten und Gebräuche erinnern bzw. mit ihnen verbinden wird.

Unser herzlichster Dank an Sie, sowie an alle Ihre Mitarbeiter.

Katharina Schwager u. Fam.,
33682 Somerset Drive,
Warren/Mich., 48092, USA

„Genialer Gedanke" hatte ... üble Folgen

Schon als Schulkinder waren der Olwitz Jakob und ich unzertrennliche Freunde. Die Eltern vom „Jaki" waren bei uns Schnitterleute. So war es nicht verwunderlich, daß unsere Freundschaft immer enger wurde, denn wir waren ja Tag für Tag beisammen. Als mein Freund und ich aus der Schule entlassen wurden, mußten wir kräftig mithelfen, die Ernte einzubringen und die Felder zu bestellen. Beim Rübenvereinzeln, das uns ganz und gar nicht gefiel, kam uns ein „genialer" Gedanke. Wir hatten im damaligen „Deutschen Volksblatt", das mein seliger Vater regelmäßig bezog, eine Anzeige gelesen, daß bei der Fa. Kowatsch in Neusatz zwei Maschinenschlosserlehrlinge gesucht werden. Am nächsten Tag stand unser Entschluß, in die Lehre zu gehen, fest.

Bei unserem Ortsgeistlichen, Johann Ritter von Friedrich, besorgten wir uns die nötigen Taufscheine, die uns der Ortsgeistliche bedenkenlos gab. Einen Tag später ging es dann mit der ausgeschnittenen Zeitungsanzeige und etwas Taschengeld um 3.30 Uhr mit dem Zug unserem Lehrlingsplatz Neusatz entgegen. Herr Kowatsch stellte uns bedenkenlos ein, da wir ja die Taufscheine vorlegen konnten. Wir waren überglücklich, als uns unser Lehrherr 300 Dinar als Entlohnung versprach.

Am Ankunftstag hatten wir noch frei. Diese Gelegenheit wollten wir benutzen, um uns gründlich auszuschlafen. Aber in der uns zugeteilten Kammer erwartete uns eine böse Überraschung. Die Betten waren über und über mit Wanzen voll. Die Wanzen taten meinem Freund Jakob offensichtlich nichts, denn er schlief wie ein Murmeltier, während ich fast kein Auge zutun konnte.

Der nächste Tag war unser erster Lehrbubentag und was wir nie gedacht hätten, auch zugleich unser letzter. In unserem Heimatort Sarwasch galten wir nämlich inzwischen als vermißt. Es verbreiteten sich allerhand Gerüchte, unter anderem hieß es, daß wir von ausländischen Agenten entführt worden seien. Unser Lehrer Johann und dessen Ehefrau Johanna (genannt Krummsepp und Frau Orschel) waren da ganz anderer Meinung. Die Lehrersfrau hatte nämlich auch die Anzeige in der Zeitung gelesen und vermutete hier einen Zusammenhang mit unserem Verschwinden. Sofort ging sie zu meinen Eltern und siehe da, sie hatte recht, denn in der Zeitung meines Vaters war die Anzeige ausgeschnitten.

Auf Vorschlag des Lehrers „Krummsepp" fuhr mein Vater zu dem Geheimpolizisten Herrn Reiss aus Essegg. Zusammen mit ihm konnte er uns noch in der gleichen Nacht aufspüren und uns frisch und gesund wieder nach Hause bringen. Anstatt uns mit einer anständigen Tracht Prügel zu empfangen, schloß man uns überglücklich in die Arme, denn jeder war froh, daß wir wieder zu Hause waren. Wir aber waren glücklich, daß wir wieder in einem wanzenfreien Bett schlafen konnten. Als Dank unserem Lehrerpaar gegenüber beteiligten wir uns rege im Feuerwehrverein. Unser beliebter „Krummsepp" war nämlich dort zugleich Kommandant.

Leider lebt unser guter „Krummsepp" nicht mehr. Diese schmerzliche Nachricht mußte ich, als ich 1943 aus Rußland auf Heimaturlaub kam, erfahren.

Heute wohnt mein Freund Jaki in Bahnbrücken bei Karlsruhe. Er besitzt dort ein schmuckes Haus. Sein ganzer Stolz sind aber seine drei Weinberge, die er mit großer Liebe hegt und pflegt. Jedes Jahr lädt er uns zur Traubenlese ein. Vergangenen Herbst konnte er 1300 Liter in die Fässer bringen.

Ich aber wohne heute in Talheim, wo ich mir mit meiner Frau sowie einigen Landsleuten, hier möchte ich besonders die Familie Kramer erwähnen, ein nettes Eigenheim erstellen konnte. Die Hilfe meines Landsmannes werde ich nie vergessen, und ich freue mich jedes Mal, wenn mich einer von ihnen besucht.

Nun möchte ich alle meine Landsleute grüßen. Vielleicht kann sich der eine oder der andere an unsere Geschichte von damals erinnern. Als langjähriger Leser des „Donauschwaben", meiner geliebten Heimatzeitung, verbleibe ich

Euer alter Bauernheimwirt
Friedrich Pilger

Ergänzung

Der „Donauschwabe" hat schon vor längerer Zeit über das am 23. Juli 1967 abgehaltene Schlachtfest der donauschwäbischen Vereinigung in Argentinien berichtet, das zur Freude aller sehr harmonisch verlief. Es war in jeder Beziehung ein voller Erfolg. Außer den Landsleuten, die wir im „Donauschwaben" bereits seinerzeit nannten, haben noch folgende zum guten Gelingen beigetragen: Wwe. Anna Schmelz (B. Palanka), Frau Marianne und Peter Schlapp (B. Palanka), Frau Anni und Sepp Mischor (Apatin), Frau Edith und Seppl Schauss (Futog) und nicht zuletzt der Wirt der Donauschwaben in Casco, Sepp Stanko (B. Sentiwan).

Der Einsender obiger Ergänzung, José Stanko, C. C. 10, F. C. D. F. S., Buenos Aires, G-ral Rodriquez, Argentinien, richtet bei dieser Gelegenheit recht herzliche Grüße an alle Verwandten, sämtliche Sentiwaner und Hirschfelder.

Donauschwäbische Ortsneckereien (8)

Dr. Anton Peter Petri

Zwetschgendieb (tsweischpntiəb) (Budakeszer behaupten, daß die Budaörser bei ihnen Zwetschgen gestohlen haben); **Zwickelbracker** (tswiklprakə) (Die Burschen „prakken" einander oft auf den Hosenzwickel, d. h., sie raufen gerne); **Zwickeln** (tswikln) (Zwickel = keilförmiger An- oder Einsatz in einem größeren Ganzen; früher sollen die Budaörser Männer solche Einsätze an ihren Schürzen gehabt haben); Budaörser Frauen kauften für ihre Kirche eine **Heilig-Geist-Taube**; der Händler packte ihnen — ohne daß sie es merkten — eine lebende ein. Auf dem Heimweg wollte eine die Heilig-Geist-Taube sehen und öffnete das Paket. Daraufhin flog die Taube davon. Die Frauen riefen ihr nach: **„Häilichə Käist, nuər əf Wuudeəsch zu!"** (Heiliger Geist, nur nach Budaörs zu!).

44. **Buda-Rácváros** (Ofen-Raizenstadt), OB: **Muh** (muu) (Ruflaut der Kuh, sie sollen um 1850 eine Kuh gestohlen haben); **Rauchfangkehrer** (raufaungkhiərə) (hier wohnten früher viele Schornsteinfeger).

45. **Bukin**, Ba: **Bukiner Paprikabauern** (pokinər poprichpaurə) (in der Ortsmundart wird das o sehr häufig verwendet); **Bukiner Rohrspatzen** (pukinər roorschpatsə); **Bukiner Rohrwölfe** (pokinər roorwelf); **Bukiner, sagt er, was kocht er? Was macht seine Tochter?** (pokinr, sochtər, was khochtər? wos mocht sei tochtər?); **Der Bukiner ist hinter dem Schragen an einer Scholle gestolpert** (tər pokiinər is hindərm schroogl kschtorglt om schrolə); **Der Hans soll den Schragen anmachen, damit wir in die Rohrinsel jagen, um Rohr zu holen!** (tr hans sol tr schroogl oomachə, tas mər in tii roorinsl jooge roor hoolə!); **Der kann es, wie die Bukiner Musikanten** (täär khans, wii tii pokiinər musikante) (wenn einer kein Ende finden konnte); **Hans, mache den Schragen an den Wagen, dann fahren wir in der Morgasch** (Flurname) (hans, mach tər schroogl an tr woogə, tan foormər in tr morgaasch); **In der Bukiner Kirche bekommt man keine kalten Füße** (Bukiner wollten ihre Kirche etwas zurückschieben, der Ortsrichter legte an die Stelle, bis wohin man schieben wollte, einen Bunda / madj. bunda = Pelzmantel/; während die Männer an der Stirnseite der Kirche schoben, ging an der Rückseite ein Handwerksbursche vorbei und nahm den Mantel mit. Als der Dorfvorsteher bemerkte, daß der Mantel verschwunden war, glaubte er, seine Gemeindemitglieder hätten zu stürmisch geschoben und die Kirche stünde über dem Mantel. Seither bekommt man in der Bukiner Kirche keine kalten Füße mehr.)

Paprika

liefert billigst **Karl Putterer, Würzburg,** sowie Tortenblätter, Franzbranntwein, Kakao, Mohn, geräucherte Bratwürste u. sämtliche Back- und Schlachtgewürze Frankfurter Str. 33a. Bei Paprika und Gewürzen ab 25,— DM portofrei.

7 2459
Dr.Heinrich Zillich
Schießstättstr.12

E 2459 C

Der Donauschwabe

BUNDESORGAN DER HEIMATVERTRIEBENEN AUS JUGOSLAWIEN, RUMÄNIEN UND UNGARN

20. Jahrgang / Nummer 41 — 11. Oktober 1970

Hitler am Gängelband der ungarischen Politik

Aber Budapests maßloser Appetit konnte auch vom Dritten Reich nicht befriedigt werden / Von Johann Weidlein

Genaue Dokumente haben gezeigt, daß führende Staatsmänner Ungarns, u. a. Reichsverweser Nikolaus Horthy, die Ministerpräsidenten Gömbös, Bárdossy, Kállay, lauthals verkündet haben, Ungarn sei auf dem Gebiete des Antisemitismus der Wegweiser Europas gewesen. Gömbös brüstete sich auch damit, er sei der deutschen nationalsozialistischen Bewegung um Jahre voraus. Auch ist es bekannt, daß Hitler und Ludendorff in der Anfangszeit ihrer Bewegung von Horthy-Ungarn finanziert worden sind; desgleichen wurde wiederholt festgestellt, daß die Ungarndeutschen von Hitler 1933 den Assimilationsgelüsten des madjarischen Nationalismus ausgeliefert wurden. Die seit 1962 erschienen Dokumentationswerke über Ungarns Außenpolitik in der Hitlerzeit[1]) geben nicht nur über diese Fragen Aufschluß, die in erster Linie nur die ungarländischen Deutschen und Juden angehen, sondern zeigen auch mit aller Deutlichkeit, wie die ungarischen Regierungen, vor allem die Regierung des Julius Gömbös, es verstanden haben, Hitler und mit ihm die Reichsregierung in Ungarns Dienste zu beugen bzw. die Weichen der Hitlerschen Politik so zu stellen, daß daraus Ungarn den größtmöglichen Nutzen habe. Wenn die Historiker der ungarischen Volksdemokratie die Akteure Horthy-Ungarns als Verräter der Sache ihres Landes bezeichnen, die dem deutschen Imperialismus dienten, so ist diese Darstellung ebenso irrig, wie die immer wiederkehrende Behauptung der Emigrantenliteratur, Ungarn sei infolge seiner geopolitischen Lage und des Hitlerschen Druckes an Deutschlands Seite gedrängt worden, und es hätte keine andere Politik betreiben können, als es seine Politiker vor 1944 getan haben. Die Aktenstudien beweisen gerade das Gegenteil: Seine günstige geopolitische Lage ermöglichte es Ungarn, die Reichsregierung jahrelang unter Druck zu setzen und zu Handlungen zu veranlassen, die nicht den Interessen des Reiches, sondern denen Ungarns entsprachen bzw. von Handlungen abzuhalten, die Ungarns Interessen, namentlich seiner Revisionspolitik abträglich erschienen. — Die Verifizierung dieser neuartigen und überaus schwerwiegenden Feststellungen bereitet auf Grund der ungarischen Dokumentationen keine Schwierigkeiten.

Als Ausgangspunkt seiner Politik dem Reich gegenüber diente Gömbös die Zusage Hitlers und von Papens gelegentlich seines Besuches in der Reichshauptstadt im Sommer 1933, daß sie in bezug auf die politische Bedeutung Ungarns und sein Verhältnis zum Reich sich zur Bismarckschen Konzeption bekennen. Das stellte Gömbös in seinem Brief an Hitler am 14. 2. 1934 „mit inniger Freude" fest (Wilhelmstr. S. 67). Bismarck war nämlich bereit, der Illusion eines innerlich gefestigten ungarischen Nationalstaates auch die Ungarndeutschen zu opfern. Wie Gömbös sich die Bismarcksche Konzeption unter den veränderten Verhältnissen vorstellte, erläuterte er in dem erwähnten Brief wie folgt:

„Ein starkes, im Karpatenbecken liegendes, auf seinem historischen Gebiet verwurzeltes Ungarn ist wahrlich auch aus dem Gesichtspunkt der reichsdeutschen Interessen eine unbedingte Notwendigkeit, denn nur ein starker ungarischer Staat ist imstande, die unberechtigten Aspirationen der uns gegenüber feindlich gesinnten Völker mit Erfolg zurückzudrängen".

Damit waren die ungarischen Revisionsforderungen, die Gömbös schon 1932 zu den Grundelementen seiner Regierungspolitik gemacht hatte, zu Reichsinteressen gemacht worden. Mit zäher Hartnäckigkeit und nicht ohne Erfolg machte sich nun Gömbös daran, Deutschland in die Angelegenheiten des mittleren Donauraumes einzubeziehen, um der Kleinen Entente gegenüber eine stärkere Position zu gewinnen. Er war es auch, der sich seit 1933 bemühte, die Achse Berlin-Rom zustande zu bringen, — der Name „Achse" stammt auch von ihm. Mussolini gegenüber gab er am 13. März 1934 unumwunden zu (Allianz, S. 116), „Ungarn fühle sich dazu berufen, im Karpatenbecken eine eigene Politik zu betreiben, südlich der Donau auf Italien, nördlich der Donau auf Deutschland gestützt". Ungarn könne nicht gegen Deutschland auftreten, erklärte er dem Duce weiter, denn „gegen die Tschechoslowakei braucht Ungarn Deutschlands aktive Freundschaft". Damals gab es noch scharfe Meinungsverschiedenheiten zwischen Hitler und Mussolini wegen der Anschlußfrage. Für die ungarischen Staatsmänner bildete der Anschluß jedoch kein Problem. Gömbös erklärte diesbezüglich schon am 11. August 1933: „Den Anschluß kann man nicht verhindern. Da hilft keine politische Taktik, große weltanschauliche Kräfte kommen hier zur Geltung, daß dasselbe Volk, dasselbe Blut zusammenkomme" (Wilhelmstraße, S. 58).

Auch Horthy ließ immer wieder durchblicken, daß er die Lösung der österreichischen Frage im deutschen Sinne für notwendig halte. Übrigens war Ungarn das erste Land, das Hitler zum gelungenen Anschluß gratulierte (Dipl.-Schriften I. Nr. 421 vom 15. 3. 1938). Dabei war Österreich ein befreundetes und durch den Römischen Vertrag mit Ungarn verbündetes Land.

In den ersten Jahren der Hitlerzeit war die ungarische Regierung mit dem Ausbau der Achse Berlin-Rom beschäftigt. Dabei gab sie energisch acht, daß die Deutschen keinen „Verrat" (sic!) an Ungarns Interessen begehen, wo diese doch auf Grund des Hitler-Gömbös-Gesprächs mit denen des Reiches identisch sein sollten. Einen solchen Verrat beging vor allem Göring, der noch eine selbständige, von Ungarn unabhängige Reichspolitik im Südosten zu machen versuchte. Als er am 17. Oktober 1934 gelegentlich seines Besuches in Belgrad erklärt hatte, das Reich habe sich zu keinerlei Revisionspolitik verpflichtet, und diese sei auch kein deutscher, sondern ein italienischer Gedanke, drohte der ungarische Gesandte Masirevich dem Reichsaußenminister von Neurath am 17. November 1934, „wenn Deutschland in nächster Zukunft seine freundschaftlichen Beziehungen zu Jugoslawien nicht aufgibt, so wird sich Ungarn mit Österreich und der Tschechoslowakei in einer Donauföderation vereinigen und das Donaubecken vor dem Reich abschließen". Auch müßte Ungarn, — sollte das Reich mit Jugoslawien auch weiterhin freundschaftliche Beziehungen pflegen, — seine Vermittlerrolle zwischen Italien und dem Reich aufgeben. Nach Neurath sei diese Rolle Ungarns dem Reich schon oft lästig gewesen und darauf hinausgegangen, daß die Deutschen Mussolinis unfreundliche Gesten mit Umarmungen erwidern sollten. Es war also keinesfalls so, daß die ungarischen Regierungen im Auftrage der Reichsregierung sich um eine Verständigung mit Italien bemüht hätten.

ČSR - „dieses Krebsgeschwür Europas"

Als Hitler sich in seiner Rede vom 7. März 1936 bereit erklärte, mit allen Nachbarn des Reiches, einschließlich der Tschechoslowakei, einen Nichtangriffspakt zu schließen, kam wieder ein an Nötigung grenzender ungarischer Protest: Ein solcher Vertrag hätte eine gewaltige innenpolitische Erschütterung Ungarns zur Folge, denn die deutschfreundlichen Politiker müßten dann ihren Platz den anderen überlassen, die sich nach Frankreich und der Kleinen Entente orientieren; er bedeutete einen Schlag für die traditionelle und seit der Machtergreifung Hitlers konsequente deutschfreundliche Außenpolitik Ungarns (Dipl.-Schriften I, Nr. 87 vom 15. 4. 1936). Auch Horthy hielt Hitlers Nichtangriffspakt-Absichten für so gefährlich, daß er am 22. August 1936 bereits die Vernichtung der Tschechoslowakei, „dieses Krebsgeschwürs Europas" vorschlug: Deutschland und Ungarn sollten gemeinsam die Tschechoslowakei überrennen, wobei Ungarn zwei Drittel seiner Militärmacht einsetzen würde. Auch ein Fernziel gab Horthy in demselben Atemzuge an: „Es gibt für die Menschheit keinen Frieden, keine Sicherheit und kein Glück, solange wir die Sowjets nicht zertreten haben" (Geheimschriften, S. 166 ff.). Der ungarische Vorstoß hatte durchschlagenden Erfolg: Am 23. Sept. 1936 teilte von Neurath dem ungarischen Ministerpräsidenten Darányi mit, das Reich werde sich der Tschechoslowakei ohne vorheriges Wissen Ungarns nicht nähern (Dipl.-Schriften II, S. 163). Und am 30. Oktober schon konnte Baron Neurath den ungarischen Gesandten beruhigen: Er habe die Annäherungsversuche der Tschechoslowakei zurückgewiesen (Dipl.-Schriften I, Nr. 168). Sehr richtig stellen die Herausgeber der Geheimschriften Horthys über die deutsch-ungarischen Verhandlungen dieser Jahre zusammenfassend fest (S. 167), ein immer wiederkehrendes Thema sei das militärische und politische Anerbieten der ungarischen Führer zu einer Aktion gegen die Kleine Entente, besonders gegen die Tschechoslowakei gewesen. „Damals waren es die deutschen faschistischen Führer, welche die drängenden, aggressiven Anregungen der ungarischen Regierungskreise mit Bestimmtheit mäßigten", heißt es hier. Wir werden sehen, daß es auch später in erster Linie die Reichsregierung war, welche die kriegslüsternen ungarischen Politiker zu mäßigen suchte, ihren ständigen Erpressungen jedoch letzten Endes immer wieder nachgab.

In Südosteuropa bestimmte Ungarn die Politik der Achse

Einen gewissen Rückschlag in der Entwicklung bedeutete Rosenbergs Artikel mit dem Titel „Unterdrückte Völker und Revisionen", der im Völkischen Beobachter vom 15. November 1936 erschienen ist. Darin wandte sich Rosenberg gegen Revisionsforderungen in jeder Richtung und betonte, Deutschland könne nicht die Gebietsforderungen aller Länder und Völker unterstützen. Dieser Artikel, sowie die auch weiterhin bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zu Jugoslawien und Rumänien scheuchten die Regierung und die öffentliche Meinung in Ungarn wieder auf, so daß der ungarische Gesandte in Berlin am 6. Febr. 1937 dem Reichsaußenminister zu verstehen gab, daß Ungarn, wenn es von Deutschland nicht genügend unterstützt wird, auch einen anderen Weg einschlagen kann, denn „viele solche Stöße, wie in der jüngsten Vergangenheit, könnten wir nicht aushalten, ohne daß die ungarische Öffentlichkeit sich enttäuscht von der Deutschfreundschaft vollends abwende.... In dem Falle, wenn es mit keinem Verständnis von seiten Deutschlands mehr rechnen kann, könne Ungarn auch eine andere Politik verfolgen, z. B. könnte es sich mit seinen Nachbarn zu jeder Zeit versöhnen" (Dipl.-Schriften II, S. 200). Solche Pläne, die eine Verständigung im Donauraum erstrebten, gab es damals tatsächlich (Tardieu-Plan, Hodscha-Plan), doch scheiterten diese alle am Widerstand Ungarns, weil sie seine Revisonsforderungen nicht beachteten. Am 12. Febr. 1938 berichtete D. Sztójai, der neue Gesandte Ungarns in Berlin, dem Außenminister Kánya, er habe von Neurath gegenüber wieder mit größtem Nachdruck betont, „welche katastrophalen Folgen es für das deutsch-ungarische Verhältnis hätte, wenn der status quo Rumäniens von Deutschland in irgendeiner Form anerkannt werden sollte" (Dipl.-Schriften II, S. 277). Nur den vereinten Bemühungen Italiens und Deutschlands war es gelungen, die ungarische Regierung zu der Einsicht zu bringen, daß es notwendig sei, sich mit Jugoslawien zu versöhnen und mit Rumänien ein modus vivendi anzustreben. Ängstlich achteten aber beide Mächte darauf, daß sie ohne Ungarns Zustimmung mit den Balkanstaaten der Kleinen Entente ja keine Vereinbarungen treffen. Das in jeder Hinsicht ganz unten liegende Ungarn hat es verstanden, die Politik zweier Großmächte in seinem Bereich zu gängeln. Einige Daten hierzu:

1. „Italien werde seine guten ungarischen Freunde niemals für gute italienisch-jugoslawische Beziehungen opfern", erklärte Graf Ciano am 15. Nov. 1936 dem Außenminister Kánya, deshalb werde es mit Ungarn Fühlung aufnehmen, wenn es sich zu einem wichtigen Schritt entschließen sollte (Allianz, S. 137).

2. Am 21. Mai 1937 versicherte Ciano den Regierungsmitgliedern Darányi und Kánya von neuem, „er werde mit Bukarest nicht verhandeln, bis ihm Kánya nicht erkläre, daß er die rumänisch-italienische Annäherung für wünschenswert halte... Kánya teilte Ciano auch mit, daß Baron Neurath vor kurzem ebenfalls habe sagen lassen, er mache die deutsche Annäherung an Rumänien von Ungarns Placet abhängig" (Ebda, S. 142).

3. Gelegentlich einer Besprechung zwischen Neurath und denselben ungarischen Herren erzählte ersterer über seinen Besuch in Rom: Graf Ciano habe ihm gesagt, „daß Mussolini die Annäherung an Rumänien von Ungarn abhängig mache, worauf er (Neurath) in ähnlichem Sinne geantwortet habe" (Ebda, S. 149).

4. Am 10. Juli 1940 erklärte Hitler bei der Unterredung der Regierungschefs der drei Länder, er werde dem rumänischen König Carol auf dessen Freundschaftsangebot sagen, „politisch werde ich nur dann in der Lage sein, mit Rumänien in einen engeren Nexus zu treten, wenn sich Rumänien vorher mit Ungarn über dessen territoriale Forderungen einige" (Ebda, S. 274).

Vorerst aber mußte die Tschechoslowakei, dieses „Krebsgeschwür Europas", in einem Präventivkrieg überrannt werden, wie es Horthy vorgeschlagen hatte. Seit 1937 drängten die ungarischen Staatsmänner auf deutsch-ungarische Generalstabsbesprechungen, und als die deutsche Lokomotive gehörig unter Dampf gesetzt war und alle Anzeichen dafür sprachen, — namentlich seit Mitte August 1938, — daß der Überfall auf dieses Land unmittelbar bevorstand, war die Zeit für den Absprung Ungarns gekommen. Freilich hatte man es vorher verstanden, auch Polen für den Angriff zu begeistern. So ließ Kánya dem Ministerpräsidenten Polens „in aller Aufrichtigkeit" erklären, daß Ungarn entschlossen sei, „an jeder, eventuell notwendig werdenden, gegen die Tschechen gerichteten Aktion teilzunehmen"; auch sei er erfreut darüber, daß Polen bei diesem Vorhaben die polnisch-deutsch-ungarische Zusammenarbeit für notwendig hält (Allianz, S. 163). Als dann Hitler am 21. August 1938 Ungarns Rolle beim Angriff auf die Tschechoslowakei mit Horthy, Imrédy und Kánya besprechen wollte, platzte die ungarische Bombe: Gleich zu Beginn der Besprechungen wurde bekannt gegeben, daß Ungarn mit den Staaten der Kleinen Entente in Bled einen Vertrag geschlossen hat, worin sich diese Staaten verpflichteten, im Geiste des Kellogg-Pakts auf Gewaltanwendung gegeneinander zu verzichten. Das hinderte jedoch Ungarn nicht daran, im Oktober 1938 die Tschechoslowakei unter Kriegsdrohungen zur Herausgabe der Südslowakei zwingen zu wollen, später Italien wiederholt Hilfsangebote in einem erhofften Krieg gegen Jugoslawien zu machen und wiederholt gegen Rumänien zu mobilisieren.

Ständig mit Erpressungen gearbeitet

Die ständigen Kriegsdrohungen gegen die Staaten der Kleinen Entente gehörten ebenso zur ungarischen Taktik, Hitler gefügig zu machen, der seit der tschechoslowakischen Krise 1938 immer wieder betont hat, das Reich brauche Ruhe und Frieden auf dem Balkan, wie die stets wiederholten Treuebeteuerungen der Achsenpolitik gegenüber, solange Italiens oder oder Deutschlands Verhalten Ungarn gegenüber keine Veranlassung bietet, einen anderen Weg einzuschlagen (Dipl.-Schriften I, Nr. 337, vom 13. 1. 38), d. h. solange sich die Achsenmächte der ungarischen Revisionspolitik entsprechend verhalten. Dabei handelte Ungarn dauernd gegen die Interessen der Achsenmächte, indem es versuchte, diese in seinem Interesse in einen Krieg im Donauraum zu bewegen. Schon 1936 befürchtete die Reichsregierung, Ungarn könnte sich in ein Kriegsabenteuer stürzen, in welches es infolge seiner hoffnungslosen Unterlegenheit das Reich hineingezogen hätte (Allianz, S. 129, vom 1. 8. 1936). Und auch später konnten die säbelrasselnden Herren Ungarns nur mit dem Hinweis von abenteuerlichen Unternehmungen zurückgehalten werden, daß man ihnen sagen ließ, das Reich gewähre ihnen zu ihren kriegerischen Absichten keinerlei Unterstützung. Da man aber in Budapest nur zu gut wußte, daß das Reich im Südosten den Frieden unter allen Umständen erhalten wollte, ge-

(Fortsetzung auf Seite 4)

[1] Diplomáciai iratok Magyarország külpolitikájához 1936—1945 (Diplomatische Schriften zu Ungarns Außenpolitik 1936—1944). Redigiert von László **Zsigmond.** Budapest, seit 1962. In mehreren Bänden. — Horthy Miklós titkos iratai (Geheimschriften N. Horthys), Budapest 1962. Red. von **Szinai-Szücs. — Adám-Juhász-Kerekes,** Allianz Hitler, Horthy-Mussolini. Budapest 1966. — A Wilhelmstraße és Magyarország (Die Wilhelmstraße und Ungarn). Deutsche diplomatische Schriften über Ungarn 1933—1944. Budapest 1968. Red. von **Ránki-Pamlényi-Tilkovszky-Juhász.**

Vertriebenenstatistik vom Jahre 1969

Der Mikrozensus 1969 erbrachte für die Bundesrepublik 9,1 Millionen Vertriebene und einen Anteil an der Gesamtbevölkerung von 15,1 Prozent. Es muß darauf hingewiesen werden, daß in dieser Erhebung nur derjenige als Vertriebener gilt, der im Besitz eines Bundesvertriebenenausweises ist. Man rechnet damit, daß leicht über 15 Prozent der Vertriebenen keinen Ausweis besitzen. Die wirkliche Zahl der Vertriebenen lag demnach 1969 bei 10,7 Millionen; der wirkliche Anteil an der Gesamtbevölkerung betrug mithin 16,1 Prozent. Prozentual die meisten Vertriebenen besitzt immer noch Schleswig-Holstein mit 26 vom Hundert, gefolgt von Niedersachsen mit 25 vom Hundert. Der absoluten Zahl nach steht Nordrhein-Westfalen mit 2,3 Millionen Ausweisinhabern an der Spitze, gefolgt von Bayern mit 1,7 Millionen und Niedersachsen mit fast gleich viel Vertriebenen. (opr)

Vertriebene sind eine politische Größe

An die Verantwortlichen in der Bundesrepublik Deutschland hat BdV-Vizepräsident Dr. Herbert Hupka den Appell gerichtet, die Bedeutung der Vertriebenen nicht zu unterschätzen, da sie nach wie vor „eine politische Größe in unserer freiheitlichen Politik" seien. In einem am Wochenende in Bonn veröffentlichten Interview mit der Monatszeitschrift DIALOG wandte sich Hupka gegen Versuche, die Vertriebenen als „Revanchisten" abzustempeln und sie in die Nähe des Rechtsextremismus und des Nationalismus zu drängen. „Die Vertriebenen sind manchem im Lande unbequem, darum möchte man sie abschütteln, sie in die Ecke manövrieren, mundtot machen, ihnen bestimmte Stempel, von denen viele aus dem Osten geliefert werden, aufdrücken." Zur politischen Aktivität der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge meinte Hupka, wenn sie sich nur mit ihrer heimatlichen Kultur- und Kunstpflege begnügten, so wären sie bald so etwas wie „allgemein belächelte Museumshüter". (opr)

Der 75 000. Aussiedler in Nürnberg

Zu Beginn dieser Woche ist der 75 000. Aussiedler aus osteuropäischen Staaten in der Nürnberger Durchgangsstelle für deutsche Aussiedler eingetroffen, die seit Ende 1960 besteht. Der 29jährige Mann kam mit seiner Frau und 2 Kindern, seinen Eltern, 2 Brüdern und seiner Schwiegermutter aus dem siebenbürgischen Bistritz. Die meisten der 75 000 Aussiedler kamen aus der CSSR (53 129). Nach offiziellen Angaben steigt das Aussiedlerkontingent aus Rumänien kräftig an. (opr)

Symptome einer verhängnisvollen Entwicklung

Friedenspreis für Gunnar Myrdal, Goethepreis für Georg Lukacs!

Am 25. Januar 1946 lieferte das neutrale Schweden 3000 deutsche Soldaten und 146 Balten, darunter Frauen und Kinder, die gegen Ende des zweiten Weltkrieges nach Schweden geflüchtet oder schon vorher dort interniert worden waren, an die Sowjetunion aus.

Aus Verzweiflung und um ihre Auslieferung zu verhindern, nahmen zahlreiche Deutsche und Balten Selbstverstümmelungen vor. „Männer stachen sich in die Brust, zerschnitten Gelenke und Brust mit Rasierklingen, stachen sich mit Dolchen in Hals und Bauch, schluckten abgebrochene Löffel und Pfeifenstiele und stachen sich Augen aus."

Zur Ehre des schwedischen Volkes muß erwähnt werden, daß sich in ihm sofort Protest und Widerstand gegen die Auslieferung erhob, vor allem seitens der Kirche und der Armee. Seine sozialdemokratische Regierung setzte sich jedoch darüber hinweg, obwohl sie durch nichts, auch nicht durch äußeren Druck, dazu gezwungen oder genötigt war. Die sowjetische Gesandtschaft in Stockholm hatte lediglich vorgeschlagen, die deutschen Soldaten, die nach dem 8. Mai 1945, also nach der Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde, von der sowjetisch-deutschen Front geflohen waren, an die UdSSR auszuliefern. „Die Mehrzahl hatte vor der Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde Schweden erreicht und wäre somit für eine Auslieferung nicht in Frage gekommen." Daß die Auslieferung trotzdem erfolgte, erklärte man sich in Schweden mit dem schwedisch-sowjetischen Handelsabkommen, das die Regierung „unter Dach und Fach" bringen wollte, und mit den „polnischen Kohlen", die sie zu bekommen trachtete.

In seinem jüngst erschienenen dokumentarischen Roman „Die Ausgelieferten" hat der schwedische Autor Per Olov Enquist dieses Verbrechen gegen die Menschlichkeit seinen Landsleuten neu in Erinnerung gerufen und einer breiten europäischen Öffentlichkeit erstmalig bekanntgemacht. Das Buch hat in Schweden wie im Ausland großes Aufsehen erregt. Der Staatsminister Tage Erlander schrieb darüber, daß es für ihn das literarische Erlebnis des Jahres gewesen sei.

Bloß in der Bundesrepublik Deutschland scheint es in gewissen Kreisen notorische Ignoranten zu geben, die, weil sie die Passivität ihrer durch die Umerziehung moralisch niedergebügelten Mitbürger kennen, offenbar glauben, solche Enthüllungen souverän übergehen zu können. So haben sie beschlossen, die Kette ihrer Preisverleihungs-Provokationen, die sie aus der Staatssteuerkasse finanzieren, in die u. a. auch die Angehörigen jener Auslieferungsopfer zahlen, am Sonntag, dem 27. September 1970, dadurch fortzusetzen, daß sie Herrn Gunnar Myrdal gemeinsam mit seiner Gemahlin Alva in der Paulskirche zu Frankfurt am Main den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verleihen. Der für den Friedenspreis auserkorene Herr Gunnar Myrdal gehörte als Minister von 1945 bis 1947 jener Regierung an, die die Verantwortung für das Auslieferungs-Verbrechen an 3000 Deutschen und 146 Balten trägt.

Die letzte Preisverleihung, die ebenfalls eine ungeheure Provokation darstellte, ehrte den Altbolschewisten und Volkskommissar für Kultur Georg Lukacs, als der er dem Béla Kun-Mörderregime von 1918/19 in Ungarn angehörte. Georg Lukacs erhielt den Goethe-Preis für seine Tätigkeit als intellektueller Tschekist und marxistischer Durchschnüffler der deutschen Geistesgeschichte, in der er den auf Adolf Hitler und Alfred Rosenberg hinauslaufenden „irrationalistischen Irrweg" aufgedeckt haben will. Nach ihm hat „über die gespenstisch und diabolisch gewordenen Mythen des Irrationalismus" die „konkret und praktisch gewordene Vernunft" gesiegt, von der die „Sowjetvölker" in ihren „heldenhaften Taten inspiriert waren". (Siehe: Georg Lukacs „Von Nietzsche zu Hitler oder Der Irrationalismus und die deutsche Politik", Fischer Bücherei 1966).

Die „heldenhaften Taten der Sowjetvölker" sind, soferne sie das deutsche Volk und die Völker Osteuropas betreffen, in zahlreichen grauenvollen und jedermann zugänglichen Dokumentationen festgehalten. Sie sind die bleibenden Zeugnisse jener „konkret und praktisch gewordenen Vernunft" wie Georg Lukacs sie versteht. Es ist zweifellos anzunehmen, daß das deutsche Preisgericht auf Grund der genauen Kenntnis dieser Dokumente sich zur Verleihung des Goethe-Preises an Georg Lukacs veranlaßt sah.

Pfr. Gerd Zikeli, Stallikon

Per Olov Enquist: „Die Ausgelieferten". Aus dem Schwedischen übersetzt von Hans-Joachim Maass. 464 Seiten, gebunden 19,80 DM. Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg.

Ceausescus Wiener Marginalien

Siebenbürger Sachsen begrüßten den rumänischen Staatschef mit Salz und Brot

Das Fähnlein der „Siguranţa", der rumänischen Sicherheitspolizei, war offensichtlich umsonst mit nach Österreich gereist, um Staatschef Ceauşescu vor Attentaten zu schützen. Alle auf Bukarests Wunsch getroffenen Vorkehrungen erwiesen sich als unnötig, denn nicht einmal die Emigration nahm die Gelegenheit wahr, um ihre Gegnerschaft gegen das kommunistische Regime in ihrem Heimatland zum Ausdruck zu bringen — und sei es auch nur mit Hilfe papierener Proteste. Haben doch viele der in Österreich lebenden Emigranten ihren Frieden mit Ceauşescu gemacht, der als erster der kommunistischen Staatsmänner den Interessen seines Landes Vorrang vor jenen des sozialistischen Lagers gibt. Und daher ist es kein Wunder, daß etwa der alte Führer der rumänischen Sozialdemokraten, Gherman, in diesem Sommer unbehelligt zu Besuch nach Bukarest kam, obwohl er rechtens zu 15 Jahren Kerker verurteilt ist. Die in Österreich lebenden Siebenbürger Sachsen aber begrüßten Ceauşescu mit Brot und Salz — eine Geste, die sonst keinem der kommunistischen Staatsmänner seitens der Volksdeutschen zuteil werden würde.

In Wien erwies sich der energische rumänische Staatsmann als ein gewandter Politiker, der wohl weiß, daß Phrasen im Westen nicht verfangen. Im Gespräch mit den österreichischen Regierungsmitgliedern zeigte er sich zwar vorsichtig, verstand es aber dennoch, seine Marginalien anzubringen. So, als er etwa unverhohlen Genugtuung darüber zeigte, daß „andere sozialistische Staaten" nun eine viel umfangreichere Zusammenarbeit mit Bonn ins Auge faßten, als es seinerzeit Rumänien getan habe, dem man darob Vorwürfe machte. Sonst erwähnte Ceauşescu die Sowjetunion nur noch einmal im Zusammenhang mit dem Nahostkonflikt, wo er sich als Anwalt der palästinensischen Befreiungsbewegung zu erkennen gab, aber trotzdem ein Eingreifen der Großmächte verlangte, selbst wenn dies nicht die Zustimmung der Israelis und Araber finden sollte.

Viel hält Rumäniens Staatschef offensichtlich von China, ohne das die Abrüstung nicht zu verwirklichen sei. Daher sollte man Peking endlich in die Vereinten Nationen aufnehmen, wenn möglich, sogar noch heuer. Wobei er noch anmerkte, daß China schließlich eine große Rolle im Gleichgewicht der internationalen Politik spielen würde. Trotz aller Freundschaftsbeteuerungen, wie sie immer wieder gegenüber Moskau abgegeben werden, blieb auch in Wien der Eindruck bestehen, daß Rumäniens Drängen nach der Sicherheitskonferenz einen anderen Grund hat, als er immer wieder angegeben wird: die Gewißheit eines kleinen Landes, in Zukunft seinen eigenen Weg gehen zu können, ohne Furcht vor Feinden und Verbündeten.

Wolfgang Oberleitner

Realistischer als angenommen

Die Bezeichnung „DDR" für den anderen Teil Deutschlands findet bei der wahlberechtigten Bevölkerung der Bundesrepublik noch immer wenig Widerhall. Eine repräsentative Umfrage der Wickert-Institute in Tübingen ergab, daß sich mehr als ein Drittel (35 Prozent) für „Ostdeutschland" und ein Viertel der Befragten für „Mitteldeutschland" ausspricht. Die Bezeichnung „Sowjetzone" befürworten dagegen 22 Prozent und „DDR" 18 Prozent. Eine gleiche Wickert-Umfrage vor einem Jahr (welche Bezeichnung wäre nach Ihrer Ansicht für den anderen Teil Deutschlands angesichts der politischen Situation dort die richtige?) ergab damals „Ostdeutschland" 40 Prozent, „Mitteldeutschland" 28 Prozent, „Sowjetzone" 8 und „DDR" 4 Prozent. (HuF)

Termin beachten!

Alle Geschädigten des Zweiten Weltkrieges können nur noch bis zum 31. Dezember 1970 Anträge für die Feststellung von Vertreibungs-, Kriegssach- oder Ostschäden beim örtlichen Ausgleichsamt stellen. Ausgenommen von dieser Regelung sind lediglich die Anmeldungen von Schäden im Bereich Mitteldeutschlands; in diesem Fall gilt die Frist bis zum 31. Dezember 1972. Ein bereits gestellter Feststellungsantrag kann nach dem 31. Dezember 1970 auch nicht mehr durch eine zusätzliche Anmeldung von Schäden ergänzt werden. Diese Frist gilt jedoch nicht für Spätaussiedler. Für diejenigen, die erst nach dem 31. Dezember 1967 ihren ständigen Aufenthalt im Bundesgebiet oder in West-Berlin genommen haben, endet die Antragsfrist grundsätzlich erst drei Jahre nach Beginn des Aufenthalts. Für alle Vertriebenen, Aussiedler und Flüchtlinge gilt aber grundsätzlich: Je eher der Antrag eingereicht wird, desto eher besteht Aussicht auf Bearbeitung.

Auch für die Anmeldung von Schäden nach dem Währungsausgleichsgesetz für Sparguthaben Vertriebener endet die Antragsfrist am 31. Dezember 1970. Dabei handelt es sich aber nur um grundsätzliche Voraussetzungen für Fristen. Vom Ausgleichsamt werden weitere sachliche Voraussetzungen geprüft. Darum sollten alle Geschädigten sich bei ihrem zuständigen Lastenausgleichsamt offiziellen Rat holen. Die Ausgleichsämter sind zur Auskunft verpflichtet. (dod)

Tscherwenka 1944 — 1969

Notizen von Adam Schmitt

(50. Fortsetzung und Schluß)

Hilfsbereite Männer zogen die Totentruhen auf Handwagen zum Friedhof. Für den Leichenwagen fehlten Pferde. Die Bestattungen vollzogen Angehörige, Nachbarn oder Bekannte. Kein Glockenklang verkündete die Erlösung von Jammer, Elend, Einsamkeit und Verlassensein. Mitunter sprachen Frauen am Grabe Gebete. Überlebende beneideten die Toten um ihren Heimgang aus Qual und Hölle des Daseins. Nun vollziehen seit Jahren wiederum Priester die Beisetzungen.

Tscherwenkaer Kriegsgefangene, die ihre Unfreiheit einige Zeit in ihrem Heimatort verbüßten, stellten umgestürzte Grabsteine wieder auf. Das Haupttor steht noch unversehrt mit der Marmortafel darüber. Der von Lindenbäumen umsäumte Hauptweg sowie einzelne Gruften werden von Bekannten und Freunden der Verstorbenen gepflegt. Die Seitenwege sind gekennzeichnet durch ein Höchstmaß an Verwahrlosung. Wo nicht gefräßiges Gestrüpp wuchert, bedeckt dichter Buschwald die Gräber und Gruften. Der „Urwald" ist so dicht, daß die „Neukolonisten" nicht einmal mehr ihr Vieh weiden lassen können, wie noch vor Jahren. Meterhohes Gras, Büsche, Kletten, Disteln. Akaziendornhecken, zusammengestürzte Gruften, umgefallene Grabsteine und Kreuze erschweren das Vorwärtskommen auf Seitenwegen. Die Grabsteine verschwinden. Marmor hat einen hohen Wert, steht hoch im Kurs. Abgeschliffene Marmorobelisken sind im blühenden Schwarzhandel gesuchte Ware. Wie lange wird es noch dauern, bis auch diese letzten Spuren deutscher Vergangenheit in Tscherwenka verschwunden sein werden?

Die Zugezogenen legten ihren eigenen Gottesacker an und bauten eine neue Leichenhalle.

Nachwort

Tscherwenka erfuhr im letzten Vierteljahrhundert in jeder Hinsicht die radikalste und totalste Umstrukturierung, die man sich nur denken kann. Das einst fast reindeutsche Dorf mit seinen 9900 Einwohnern hat sein früheres Gesicht verloren und ist nun slawisch und „sozialistisch" geworden.

Die Schönheitsoperation am Dorf ist im Wesentlichen auf das Zentrum beschränkt, während die Peripherie ihr altes Gesicht bewahrt hat. Alle Erinnerungen an das deutsche Tscherwenka, sämtliche Spuren der deutschen Vergangenheit, werden zielbewußt, systematisch und konsequent ausgelöscht. Sogar die Zuckerfabrik erhielt ein neues Aussehen. Lediglich die reformierte Kirche erinnert noch an das Gestern.

Die in den Balkanwäldern und in den Balkanbergen geschulten Stalinlakaien kannten nur die Sowjet-Form des Kommunismus und führten sie in den Jahren nach dem Umbruch radikal und rücksichtslos ein, ohne die katastrophalen Folgen zu bedenken. Es ging nicht gut. Die Rätewirtschaft machte bankrott. Die Kaufleute, Handwerker und Bauern waren unzufrieden. Die Arbeiter krakeelten. Die gesamte Wirtschaft stagnierte. Mit der Liberalisierung der Wirtschaft besserte sich die Versorgung. Nun gibt es wieder Privatgeschäfte, Privathandwerker und genossenschaftlich organisierte Privatbauern.

Der später gegründete „Bund der Werktätigen" (Gewerkschaft) führte die Selbstverwaltung, die Teilnahmeberechtigung und Mitbestimmung ein. Die Fähigkeit, die Leistung, das Können waren nicht entscheidend, sondern das Parteibuch und die Kriegsdekorationen der Kriegsheroen. Was konnte die Belegschaft der Zuckerfabrik und der Ziegelei über Kredit-, Investitions- und Exportfragen mitreden? Was wußte der einfache, unkundige, unerfahrene Landarbeiter von der rationellen Bewirtschaftung der Kollektiv-Güter „7. Juli", „Budućnost" und „Industrie-Kombinat-Crvenka"?

Der Einfluß der Arbeiterschaft bei der Sozialisierung war gering und geht mehr und mehr zurück, der der Direktoren, der Wirtschaftsmanager, gewinnt an Gewicht. Die heutigen sach- und fachkundigen Direktoren sind akademisch gebildet und überragen die Arbeitnehmer an Wissen und Können.

Mit der wirtschaftlichen Liberalisierung hält die politische Liberalisierung Schritt. Die Einschränkung der freien Meinungsäußerung ist gelockert. Positive Kritik an der Kommune und ihren Institutionen ist erlaubt. Die bisher übliche Bevormundung der Bevölkerung ist nicht mehr so streng wie ehedem. Der allmächtige Parteiapparat milderte seine Zwangsherrschaft und seine Eingriffe in das private Leben der Einwohner. Die Bürger können sich freier entwickeln als vor Jahren. Die Entfaltung darf sich allerdings nur im Rahmen des kommunistischen Parteiprogramms vollziehen.

Das Leben hat sich normalisiert. Lebensmittel und andere Konsumgüter sichern die Versorgung der Dorfbevölkerung.

Gesellschaftlich und kulturell entwickelt sich ein neuer Lebensstil. Je mehr sich die wirtschaftliche Situation konsolidiert, um so mehr wenden sich die Bürger von der proletarischen Weltanschauung ab und schließen sich dem freiheitlichen, westlichen Geistesleben an. Die weitdenkenden und -sehenden Bürger lassen sich nicht mehr vom Titoismus gängeln. In der Konfrontation mit der Praxis des Marxismus begriffen sie längst, daß der Kommunismus als Prinzip ein schrecklicher Irrtum ist, der Menschen in Not, Elend und Unfreiheit führt.

Die Geistesfreiheit der Intelligenzschicht hat einen höheren Lebensstandard bei gehobenen Volksschichten zur Folge. Die „Neukolonisten" vom Balkan streiften ihre herkömmlichen Volkstrachten ab, kleiden sich besser, und geben mehr Geld aus. Ein gewisser Wohlstand zob in die Häuser ein. Mit dem Zunehmen der „Glücksgüter" schwindet der proletarische Lebensstil. Selbst hartgesottene Parteibonzen richten ihr Sinnen und Trachten auf kapitalistisch-bürgerlichen Wohlstand und individuellen Lebensgenuß. Das eigene Wohl geht über das Heil des Titoismus.

Es treten — wie vormals im deutschen Tscherwenka — die Klassengegensätze zwischen Arm und Reich, Vornehm und Gering, Gebildet und Ungebildet zu Tage. Abermals entsteht ein soziales Gefälle. Wieder gibt es Bemittelte und Unbemittelte, Herren und Knechte. Aber die Partei bemüht sich, die Standesunterschiede zu nivellieren.

Ein Magyare, von jugend auf rot gesinnt, der sich vom Sallaschknecht zum Maschinisten emporarbeitete: „Ich habe mir den Kommunismus, von dem ich stets träumte, an dessen Verwirklichung ich arbeitete, ganz, ganz anders vorgestellt: menschlicher, gerechter, sozialer, freier — als er in Wirklichkeit ist. Der Kommunismus ist nichts anderes als ein Staatskapitalismus, der die Arbeiter noch mehr ausbeutet als der Privatkapitalismus. Der Kommunismus ist ein einziger Betrug am armen Volke." — So denken und urteilen auch Intellektuelle, die einst mit dem Marxismus sympathisierten, für ihn schwärmten. Aber in der Konfrontation mit der kommunistischen Praxis gaben sie ihre Sympathien enttäuscht auf.

Das Vorkriegs-Tscherwenka lebt im Bewußtsein der Alt-Tscherwenkaer weiter. Die Zukunft für das andere Tscherwenka hat begonnen.

Hitler am Gängelband der ungarischen Politik

(Fortsetzung von Seite 1)

bärdete sich die ungarische Regierung um so kriegerischer. So erklärte Außenminister Csáky dem deutschen Gesandten am 2. Juli 1940 stolz und verantwortungslos: „Was wir tun wollen, wollten wir aus eigener Kraft tun ... Wenn wir uns zum Handeln entschließen, dann werden wir auf jeden Fall handeln und kümmern uns nicht viel um die Folgen" (Allianz, S. 267). Das war die Sprache, mit welcher man Hitler zum Eingreifen im Sinne einer „friedlichen" Revision bewegen konnte!

„Mindent vissza!", d. h. alles zurück, was nach dem ersten Weltkrieg verloren gegangen war, war die Losung nicht nur der ungarischen Regierung, sondern auch der ungarischen Öffentlichkeit. „Ungarns Appetit ist zu groß", erklärte M. Hodscha am 30. 4. 1937 (Dipl.-Schriften I, Nr. 244), und auch Graf Ciano versuchte vergebens, „den ungarischen Appetit dem Fassungsvermögen des ungarischen Magens anzupassen" und der Budapester Regierung klar zu machen, daß die Macht ihres Landes nicht ausreicht, eine imperialistische Politik zu betreiben. Das wußte man wohl auch in Ungarn, und darum versuchte die Regierung immer wieder die Einschaltung der Achsenmächte in die Verhandlungen über das Schicksal des mittleren Donauraumes. Auf Ungarns Drängen hin übernahmen die Außenminister der Achsenmächte die undankbare Rolle der Schiedsrichter im ersten Wiener Schiedsspruch am 2. Nov. 1938, worin die ungarische Regierung durch ihre Unterschrift die neue Grenze gegen die Tschechoslowakei als endgültig anerkannte.

Einige Wochen später wollte Ungarn jedoch bereits die Karpatoukraine überfallen, und nur mit vereinten Kräften konnten Berlin und Rom das ungarische Vorhaben verhindern. Diesmal sprach man in Budapest nicht mehr vom ethnischen Prinzip, worauf das Münchener Abkommen bzw. der Wiener Schiedsspruch beruht hatten, sondern nur noch vom historischen Recht, von geographischen und wirtschaftlichen Interessen. Trotz dieses ersten Fiaskos gab Ungarn seinen Plan nicht auf. Im Mittelpunkt der Außenpolitik der Regierung Teleki stand auch weiterhin die Gewinnung der Karpatoukraine. Man bestürmte Hitler mit den verlockendsten Angeboten. Den entscheidenden Anstoß zur endgültigen Zerschlagung der Tschechoslowakei scheint das Auftreten Csákys am 3. März 1939 gegeben zu haben. Der ungarische Außenminister schrieb nämlich an den Berliner Gesandten Sztójai an diesem Tag:

„Bitte, teilen Sie in entsprechender Form in der Wilhelmstraße folgendes mit:

Das ethnische Prinzip wird aufgegeben

Die Achsenmächte sind nach allgemeiner Ansicht in die Defensive gedrängt worden, was auch unsere öffentliche Meinung empfindet. Wirtschaftlich befinden sich die beiden Achsenmächte ebenfalls in einer schwierigen Lage, deren Auswirkungen Ungarn ebenso verspürt. **Unter diesen Umständen wäre von Deutschlands Seite irgendeine entsprechende Geste notwendig, damit es der ungarischen Regierung ermöglicht wird, die intimsten Beziehungen weiter auszubauen. Eine solche Geste würde ich im Zusammenhang mit der Karpatounkraine für möglich halten."** Ungarn könne nicht tatenlos zusehen, daß die Regierung dieses Ländchens die Wälder der Karpaten abholze. Die ungarische Regierung werde gezwungen sein, „zwischen der Untätigkeit und dem darauffolgenden Selbstmord oder dem Handeln zu wählen, und wahrscheinlich werde sie sich für die letztere Möglichkeit entscheiden." Sollte aber Ungarns Appell vergeblich sein, „dann greifen wir zur Selbsthilfe", schrieb Graf Csáky als verantwortlicher Außenminister Ungarns in dem erwähnten

Werbt neue Bezieher für den „DONAUSCHWABEN"

Brief an Sztójai. Vergebens war Hitlers Erklärung gegenüber Csáky am 16. Januar 1939, wonach er mit Mussolini einer Meinung sei, daß sie einige Jahre Ruhe benötigten, damit sie vielerlei aus- und aufbauen könnten (Wilhelmstraße, S. 344), die ungarische Regierung gab nicht nach und drohte von neuem mit dem Krieg gegen die Tschechoslowakei, der angesichts der schlechten Aufrüstung Ungarns nur mit einer beschämenden Niederlage bzw. mit dem bewaffneten Eingreifen des Reiches an Ungarns Seite hätte enden können. Nun übernahm Hitler die Argumentation Ungarns bezüglich des historischen und geographischen Prinzips und der wirtschaftlichen Interessen, besetzte Böhmen und Mähren, und willigte auch in die Besetzung der Karpatoukraine durch Ungarn ein. Welche verhängnisvolle Folgen für die weitere Entwicklung der Dinge dieser Prinzipienwandel hatte, ist allgemein bekannt.

Am Krieg gegen Polen nahm Ungarn nicht teil, aber es mobilisierte sein Heer am 5. September — gegen Rumänien! Erschrocken erkundigte sich das Auswärtige Amt bei Csáky, was diese Mobilisierung wohl bedeuten solle. „Ihre dringende Bitte war nur, Rumänien nicht anzugreifen. Sie glaubten, der ungarisch-rumänische Krieg stehe vor der Tür. In dieser Hinsicht habe ich sie beruhigt", schrieb Csáky an Teleki am 8. Sept. 1939 (Allianz, S. 246). In Berlin hatte man noch immer nicht erkannt, daß die ungarische Regierung den starken Mann nur markiert, um die Reichsregierung zum Eingreifen zu Ungarns Gunsten zu bewegen. Im Sommer 1940 gingen Ungarns Kriegsdrohungen von neuem los. Schon am 8. April 1940 hatte Teleki einen Versuch unternommen, die Initiative zu ergreifen und Deutschland und Italien ganz offen in Ungarns Revisionskarren einzuspannen (Allianz, S. 259), so aber, daß die gegen Rumänien kämpfenden deutschen Truppen unter ungarischen Befehl kommen, damit es nicht heiße, die Deutschen würden Siebenbürgen für Ungarn erobern! Vergebens ließ Hitler wieder erklären, Deutschland verfolge auf dem Balkan nur wirtschaftliche Interessen, es möchte Ruhe und Frieden auf dem Balkan nicht gestört sehen, Ungarn trieb seine Kriegspolitik unentwegt weiter. Am 4. Juli 1940 umriß eine Verbalnote Ribbentrops den Standpunkt der Reichsregierung noch einmal deutlich: Das Reich werde Ungarn bei seinem geplanten Krieg gegen Rumänien „nicht nur keinen militärischen Beistand leisten, sondern bei aller Konsequenz, die sich bei einem solchen gewaltsamen Vorgehen Ungarns ergeben könnte, Ungarn sich selbst überlassen" (Allianz, S. 269). Und dennoch hatte die ungarische Regierung ihr wahres Ziel erreicht, denn in derselben Note kündigt die Reichsregierung ihren Beschluß an: Sie werde im Benehmen mit der italienischen Regierung nunmehr das Problem der Revision auf dem Balkan nach jeder Richtung hin einer eingehenden Prüfung unterziehen. Und am 10. Juli desselben Jahres äußerte sich Hitler im Sinne der ungarischen Regierung, wie oben bereits zitiert wurde. Die Gebietsfrage sollte vorerst auf Grund zweiseitiger Verhandlungen geregelt werden, da diese aber gescheitert waren und „die Deutschen und Italiener sich überzeugt hatten, daß die ungarische Armee kämpfen will" (Vgl. Protokoll des Ministerrats vom 28. August 1940), kam es zum zweiten Wiener Schiedsspruch, in welchem der Reichsaußenminister nur widerstrebend die Rolle des Schiedsrichters übernahm. Wenn die Folgen des ersten Wiener Schiedsspruchs schon eine deutschfeindliche Kampagne in Ungarn war, — man schrieb von der „Niederträchtigkeit Deutschlands", weil Ungarn nicht „alles" zurückbekam, — so riefen Sprechchöre am Abend des zweiten Wiener Schiedsspruchs vor dem Haus der deutschen Botschaft: „Arad, Temesvár, Brassó, becsapott a mázoló", d. h. Arad, Temesvár, Brassó, der Anstreicher hat uns betrogen! Man wollte eben alles zurückekommen, doch hätte man ohne Hilfe des Reiches keine einzige Ackerfurche zurückerhalten. Dadurch, daß Hitler sich von Ungarn für dessen Revisionspolitik mißbrauchen ließ, verlor das Reich jede Sympathien jener Länder, die infolge seines Eintretens für Ungarn an dieses Gebiete abtreten mußten, gewann aber nicht die Liebe und Dankbarkeit der Madjaren, denn ihr maßloser Appetit konnte auch von Hitler nicht befriedigt werden.

In den Krieg gegen UdSSR gedrängt

In den Krieg gegen Rußland drängte sich Ungarn ungebeten hinein. Als Ministerpräsident Bárdossy Ungarns Eintritt in den Krieg am 26. Juni 1941 der deutschen Botschaft mitteilte, machte er dem Botschaftsrat Werkmeister heftige Vorwürfe, „daß die deutsche Regierung Ungarn nicht dieselbe Möglichkeit zum gemeinsamen Auftreten gegeben hatte wie Rumänien und der Slowakei" (Allianz, S. 318). Und am nächsten Tag telegraphierte er an Sztójai in demselben Sinne:

„... Ich will zwar nicht annehmen, daß sie (Anm.: die Reichsregierung) uns trotz unseres Drängens nicht in die damals bereits endgültig entschiedene Entwicklung der Angelegenheit haben einweihen wollen. Das habe ich gestern auch dem deutschen Gesandten gesagt und ihn gebeten, es zu berichten ... Die Konsequenzen aus dem Angriff auf die Sowjetunion haben wir trotzdem ohne alle Umschweife sofort gezogen ..."

Welche Überlegungen Ungarn in den Krieg gegen die Sowjetunion eintreten ließen, erfährt man aus der Denkschrift des Generalstabschefs an den Ministerpräsidenten vom 14. Juni 1941, worin dieser einen sicheren und schnellen Sieg der deutschen Armee voraussagt und u. a. noch schreibt:

„Wir können auf eine weitere Vergrößerung unseres Landes nur dann hoffen, wenn wir weiter treu zur Politik der Achse halten, als deren Belohnung wir sicher das gesamte Territorium des historischen Ungarn zurückerhalten ... Würde aber unsere Teilnahme ausbleiben, dann müßten wir vielleicht nicht nur auf ewig unsere gegen Rumänien gehegten weiteren Revisionsansprüche aufgeben, sondern auch die bisherige Vergrößerung unseres Landes könnte verlorengehen".

So trat Ungarn in den Krieg gegen die Sowjets ein, und als er dann verlorenging, mußten die Ungarndeutschen vertrieben werden, denn sie waren eben an allem schuld ...

Im Jahre 1964 erschien in Ungarn das Werk György **Ránkis**, Memoiren und Wirklichkeit über die Rolle Ungarns im zweiten Weltkrieg.[2]) Auf Grund der zeitgenössischen Dokumente, somit auch der ungarischen und deutschen diplomatischen Schriften widerlegt er zahllose unwahre Behauptungen der Emigrantenliteratur, kommt dann aber zu der sonderbaren Feststellung, die ungarische Außenpolitik habe in gewissem Maße die Rolle des Sturmbockes gespielt und den Deutschen unmittelbare Unterstützung gewährt (S. 28). Die Tatsachen beweisen eben das Gegenteil: Die ungarische Außenpolitik hat die deutsche Macht gegängelt und für ihre eigenen Zwecke mißbraucht. Das geht aus unseren wohlfundierten Ausführungen einwandfrei hervor.

Gibts auch Gegenargumente?

Wir wollen nur noch auf einige wichtige Tatsachen hinweisen, die als Gegenargumente zu unseren Feststellungen angeführt werden könnten. Auch Historiker der ungarischen Volksdemokratie haben nachgewiesen, daß Ungarn freiwillig, ohne dazu aufgefordert worden zu sein, den Antikomintern-Pakt unterschrieben hat und ebenso freiwillig und als erstes Land dem Dreimächteabkommen beigetreten ist. Überhaupt war Ungarn immer stolz darauf, „primus inter pares", der erste unter den kleineren Staaten zu sein, die der Achse nahestehen. Am 10. Dezember 1940 unterzeichnete Csáky ein Übereinkommen mit Jugoslawien, dessen erster Punkt lautete: „Zwischen dem Königreich Ungarn und dem Königreich Jugoslawien werden ständiger Friede und ewige Freundschaft herrschen". Dieser Freundschaftspakt kam auf deutsche Initiative zustande, der Text wurde von Ribbentrop vorher gutgeheißen (Allianz, S. 76), vom ungarischen Parlament im Februar 1941 ratifiziert. Er entsprach ganz und gar der Friedenspolitik des Reiches, wie sie seit 1933 auch von Hitler auf dem Balkan verfolgt wurde. Als sich Hitler aber infolge des Belgrader Militärputsches genötigt sah, gegen Jugoslawien Maßnahmen zu ergreifen, war die ungarische Regierung wieder eifrig bei der Sache, sah sie doch wieder die Möglichkeit weiterer Landgewinne. Auch Ministerpräsident Graf Teleki hatte dem Eintritt Ungarns in den Krieg zugestimmt, nachdem er aber erfahren hatte, daß England Ungarns Teilnahme am Krieg gegen Jugoslawien als Casus belli ansehen würde, verlor er die Nerven und beging am 3. April 1941 Selbstmord. In seinem Abschiedsbrief versetzte er den Deutschen noch einen Tritt, nannte sie „gazember", d. h. Spitzbuben, Gauner, obwohl er es war, der die Deutschen seit Jahren an der Nase herumgeführt hatte und sich beim Rasieren wegen seines Verhaltens ihnen gegenüber ins Gesicht spucken wollte. So konnte man es vor Jahren in einem madjarischen Emigrantenblatt lesen. Ungarn hat noch niemals einen Vertrag oder ein Gesetz beachtet, wenn diese seine nationalen Ambitionen irgendwie einengten. Gerade Teleki hatte sowohl die freiwillig angenommenen Bestimmungen des Wiener Schiedsspruchs durch die Kriegsdrohungen gegen die Karpatoukraine und den Überfall auf die Ostslowakei verletzt und auch den Vertrag von Bled leichtfertig über Bord geworfen, als sich die Möglichkeit bot, neue Gebietserwerbungen zu machen. Ebenso leicht setzten sich dann Horthy und die Nachfolger Telekis über den ewigen Freundschaftsvertrag mit Jugoslawien hinweg.

[2]) Ránki György, Emlékiratok és valóság Magyarország második világháborús szerepéről. Budapest 1964, 303 S.

Preyer

165 Jahren geboren
hier sein Werk

Preyer veranlaßt haben, längere Zeit nicht mehr in die Öffentlichkeit zu treten. Im Jahre 1858 trat er in den einstweiligen Ruhestand und hatte die Absicht, sich mit seiner Familie in **Gmunden** ansässig zu machen, kehrte jedoch mit dem politischen Umschwung des Jahres **1861 nach Temesvar zurück,** wurde im Dezember desselben Jahres zum Gerichtsrat beim Temeser Komitatsgerichte und als die Komitatsgerichte 1872 aufgelassen wurden, zum Temesvarer königl. Gerichtshof als Gerichtsrat und zum Stellvertreter des Gerichtspräsidenten ernannt. In dieser Eigenschaft wirkte Preyer, der sein Amt mit pedantischer Genauigkeit führte, bis 1876 und kam dann, nach **42jähriger Dienstzeit,** um seine Pensionierung ein. (Nachdem er eine Wohnung im ersten Stock des ehemaligen Gabrielschen Hauses Mercygasse Nr. 1 im Servitutswege inne hatte, wollte er in stiller Zurückgezogenheit ganz den Musen leben und den Rest seiner Tage an der Stätte seines Wirkens verbringen.) Die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse widerten Preyer, **der nach Abstammung, Bildung und Gesinnung ein Deutscher war,** immer mehr an und ließen schließlich in ihm den Wunsch aufkommen, seine Heimat zu verlassen.

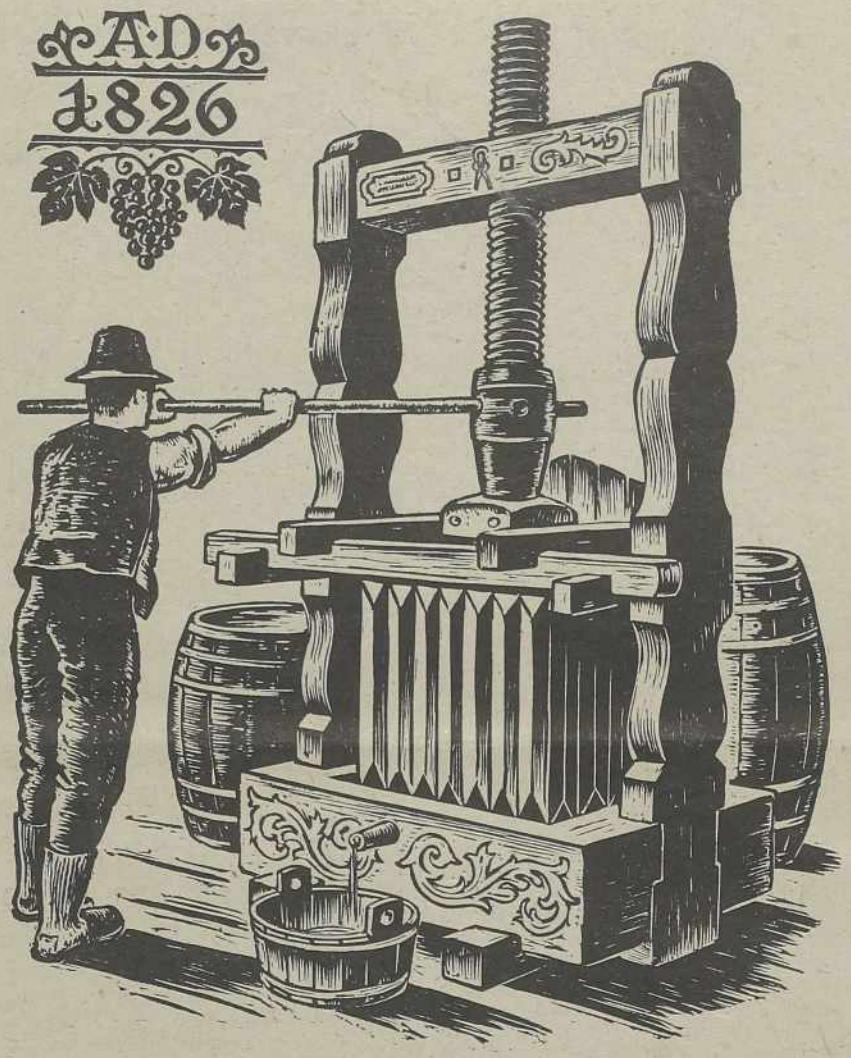
Eine Reise im Jahre 1880 führte ihn, angeblich nur zu Besuch zu seiner Tochter, verehelichte Hauptmann **Tisch** nach Kirchberg a. Wechsel in Niederösterreich, von wo er nicht mehr zurückkehrte.

In Kirchberg gewann Preyer Muse, um verschiedene dramatische Arbeiten zu Ende zu führen und trat nach **28jährigem** Schweigen mit seinem umfangreichen Trauerspiel „Hannibal" wieder vor die Öffentlichkeit. Dasselbe erschien im Verlag von Gerold in Wien und mag eine gute Aufnahme gefunden haben, weil es im Buchhandel sehr bald vergriffen war. Da auch die Kritik mit dem Beifall nicht kargte, wurde Preyer zu einem weiteren Versuch ermuntert und ließ bald darauf sein Trauerspiel „Hunyadi Láßlo" ebenfalls bei Gerold folgen. Die kühle Aufnahme desselben mag den Dichter bewogen haben, **in der Folge keine seiner Arbeiten mehr zu veröffentlichen.**

Fern der Heimat gestorben

Seine letzten Jahre verlebte Preyer in stiller Zurückgezogenheit in Kirchberg, wo er ein freundliches Heim eingerichtet hatte, im Kreise seiner Angehörigen ruhig und zufrieden weiter. Hochbetagt, aber geistig ungeschwächt, verschied er nach längerem und schmerzvollem Leiden am 11. Oktober 1888 **im 83. Lebensjahr.** Auf dem Ortsfriedhofe in Kirchberg wurde der Verblichene bestattet.

Über Preyers Leben und seine äußere Erscheinung wurde folgende Schilderung bekannt: Die



Alte Weinpresse aus Karantsch. (Holzschnitt von Hans Roch.)

Lebensweise des Dichters war ziemlich einfach. Er war zweimal verheiratet. Aus seiner ersten Ehe mit Josefine **Moheda** ist ihm eine Tochter, Isabella, entsprossen; die zweite Ehe mit Hermine, Tochter des einstigen Temesvarer Festungskommandanten FML Karl **Fischer von See,** blieb kinderlos. Von Gestalt war Preyer mittelgroß, hager und stramm, von Gesicht wohlgebildet und geistreich. Im Verkehr war er von einer Geradheit, Männlichkeit und Pünktlichkeit, die jedem, der mit ihm zu tun hatte, das Gefühl einflößte, daß er es mit der Rechtschaffenheit selbst zu tun habe. Daß er viel in Offizierskreisen verkehrte, mag ihm von mancher Seite verübelt worden sein, doch brachten das die Familien- und damaligen Zeitverhältnisse mit sich.

Über die dichterische Bedeutung Preyers für die deutschbanater Literatur urteilt einer unserer namhaftesten Literaturhistoriker folgendermaßen: „Im Rahmen einer großen übernationalen Literaturdarstellung ist der Eklektiker ohne Einfluß auf die Entwicklung des Ganges der deutschen Literatur. Anders steht es, wenn wir ihn vom **deutschbanatischen** Standpunkt aus betrachten. Hier steht er als einer der **ersten,** wenn nicht als **erster überhaupt, der als Dramatiker das Deutschtum unserer Heimat dem Deutschtum in seiner Gänze anzugliedern versucht.** In seinem „Hunyadi Láßlo" versucht er die Geschichte Ungarns für das deutsche Drama fruchtbar zu machen, wie es vormals **Lenau** und **Beck** mit dem ungarischen Leben in Lyrik und Epik, und wie es sein Zeitgenosse Martini und insbesondere nun die jüngere Banater Dichtergeneration in Roman und Novelle tun. Er war damals allein geblieben ohne Mitstrebenden und ohne Schüler. Und wenn darum seine Wirkung auf spätere Dramatiker des Banates nur gering war, sei es ihm dennoch gedankt, daß er so früh das Panier hoher, **deutscher Kunst** im Banat aufpflanzte. Eine Geschichte des deutschen Geisteslebens im Banat wird ihm auch fürder ein pietätvolles Gedenkblatt weihen müssen."

Franz Wettel ist auch schon seit über 33 Jahren tot und auch seine Verdienste als Historiker und Kämpfer für die Rechte des Banater Deutschtums fallen allmählich der Vergessenheit anheim.

(J. G.)

Sprichwörter und Redensarten

Is dr Tippe noch so schepp,
findt sich immr e Deckl drzu.

E Trinker hat e Igl im Magen:
schwimmt'r net, so stecht'r!

Dem wer ich mol die Lewite lese.

Wer zlescht in de Sack schluppt,
kummt 's erscht raus.

Bis der kummt, is de Haas schun lang iiwr d'r Heck.

Anton von **Zammer,** welche interessante Daten über die Geschichte der Stadt Temesvar enthielt, wurde Preyer angeregt, seine 1853 im Druck erschienene **Monographie der königl. Freistadt Temesvar zu schreiben.** Wenn man von der damals üblichen Schilderung des Mittelalters absieht und die Aufnahme jener Fälschung, wohl die plumpste, die je gewagt wurde, betreff das angeblich vom 8. März 1582 datierte und an den Papst gerichtete Schreiben des „Hertzeg István, Temesvári föbiró", als Beilage I. der Monographie, der **Vertrauensseligkeit** des Poeten zuschreibt, wird man dem Buche die Anerkennung keinesfalls versagen können. Seine Mitbürger bezeigten ihren Dank für dieses, später wiederholt ausgebeutete Werk durch Überreichung des **Ehrenbürgerdiplomes der Stadt Temesvar.**

Noch in demselben Jahre erschien bei **Brockhaus in Leipzig** sein erstes Drama „Canova", welches die Liebe und Entsagung Canovas darstellt. Seiner vorherrschend lyrischen Stimmung wegen übte dieses Werk auf die gebildete Leserschaft eine erhebliche Anziehungskraft aus und durch die Anerkennung, welche ihm von der Kritik zuteil geworden war, wurde Preyer ermuntert, auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren. Schon im folgenden Jahre erschien, ebenfalls bei Brockhaus, sein Trauerspiel „Die Sulioten". Obschon dasselbe Szenen hohen Reizes nicht entbehrt und von der Kritik nicht ungünstig beurteilt wurde, wurde es vom Publikum nicht einhellig aufgenommen. Dieser Umstand mag

Ferdinand Riester ist nicht vergessen

Der Volksmann von Ruma / Nach ihm ist in Traun eine Straße benannt

Heuer ist es 45 Jahre her, seit auf dem Grabe Ferdinand Riesters in Ruma das ihm von der Volksgruppe gewidmete Grabmal enthüllt worden ist, verbunden mit einer Gedächtnisfeier, zu der sich eine überaus große und herzlich verbundene Gemeinde zusammengefunden hatte, begrüßt vom Abgeordneten zum Belgrader Parlament Dr. Stephan Kraft.

Ernste Musik leitete die Feier ein im Gedenken an Ferdinand **Riester,** von dem das „Deutsche Volksblatt für Syrmien" schrieb: „Riester war ein echter deutscher Volksmann vom Scheitel bis zur Sohle. Seine markante breitschultrige, echt bajuwarische Gestalt imponierte unserem Volke. Noch mehr aber sein biederer Charakter. Treu und rechtschaffen und von besonderer Güte, eroberte er sich schnellstens die Herzen aller Volksgenossen."

Mit 59 Jahren, Anno 1906, wurde Ferdinand Riester, der in seinem Leben stets ein leuchtendes und reines Beispiel dafür war, wie man in strengster und klarster Sauberkeit im politischen Ringen vor seinem Volke steht, zum Bürgermeister von Ruma gewählt und wenig später auch zum Landtagsabgeordneten des Wahlkreises Ruma-India. Riester war der erste und einzige deutsche Abgeordnete im kroatischen Landtag gewesen. Dieser ordnete ihn dann in den Budapester Reichstag ab.

Schon damals war Ruma als „Hochburg des Deutschtums im Südostraum" bekannt. Im Jahre 1903 wurde dort der „Verlag Deutscher Bücher und Zeitschriften" gegründet, der seit 1. Jänner 1904 die Wochenzeitung „Deutsches Volksblatt für Syrmien" herausgab. Bald darauf wurde die „Deutsche Volksbank AG" errichtet und 1905, vor genau 65 Jahren also, der Deutsche Turnverein ins Leben gerufen, der erste in diesem Raum der Monarchie. Dahinter standen beherzte Männer, wie Josef Serwatzy, Robert Weninger, Ernest Götz, Jakob Koch, Andreas Wagner und Josef Brendl, geführt von Karl Stürm und zusammengeschweißt von Ferdinand Riester, der 1908 mit noch größerer Stimmenmehrheit in den Agramer Landtag wiedergewählt wurde. Ihm ist unter anderem zu danken, daß die schon fast völlig kroatisierten Volksschulen in Ruma, India und anderen Orten des kroatisch-slawonischen Lebensraumes wieder zu deutschen Schulen wurden. Auch im Vereinsleben von Ruma war Riester führend tätig, so als Oberkommandant der Freiwilligen Feuerwehr und als Obmann im Deutschen Gesang- und Musikverein. Er starb am 18. August 1911 im Alter von 64 Jahren.

Bei seiner Beerdigung kam es so recht zum Vorschein, wie stark Riester im Volke wurzelte. Sein Lebenswerk ist 1944/45 ins Massengrab gesunken. Aber nicht gestorben ist der zeitlose Geist völkischer Erneuerung, dem er diente, nicht gestorben ist der Lebenswille des Syrmiendeutschtums, der immer wieder in lebendigen Formen seine Gestaltung findet, so im oberösterreichischen Traun, der heutigen Hauptsiedlung der Rumaer, wo eine Straße Ferdinand Riesters Namen trägt und also beweist, daß der Tote in den Herzen seiner Landsleute noch lebendig ist und es immer bleiben wird.

Riester ist eingegangen in das stete Gedenken der donauschwäbischen Volksgruppe als eines der größten und besten Vorbilder menschlicher und politischer Sauberkeit. Wo Männer mit deutschem Charakter genannt werden, darf man Ferdinand Riester nicht vergessen. Er war einer der Ehrlichsten und Treuesten des Volkes gewesen.

Als im August 1912 unter Vorsitz des Universitätsprofessors Dr. Kaindl aus Czernowitz die Karpatendeutschen in Ruma tagten, zogen nach einem feierlichen Requiem alle Tagungsteilnehmer zum Grabe Riesters, wo A. H. Voltmann einen Kranz niederlegte und die Abgeordneten Brandsch und Dr. Kraft Worte des Gedenkens sprachen. Übers Jahr wurde mit dem Sitz in Ruma der „Bund der Deutschen in Kroatien und Slawonien" gegründet.

h. patz

Der Donauschwabe, Aalen
27.7.1969

27. Juli 196

Zitat entnommen: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, München, 1969, Seite 194/195 und 208

ERKLÄRUNG

Die unterfertigten ehemaligen Mitarbeiter, Kenner der Banater Verhältnisse und Freunde von Dr. Franz **Kräuter**, früherer deutscher Abgeordneter im rumänischen Parlament und Mitbegründer von mehreren deutschen röm.-kath. Schulen im Banat, haben beim Lesen des von ihm kurz vor seinem Tode veröffentlichten Buches **„Erinnerungen aus meiner christlich-demokratischen Dienstzeit ..."** festgestellt, daß das, was der Verfasser besonders im Nachtrag der 2. Ausgabe über einige verdiente Persönlichkeiten, über das Südostdeutsche Kulturwerk und die Südostdeutschen Vierteljahresblätter schrieb, nicht immer stichhaltig ist. **Nicht Stichhaltiges schrieb er namentlich über die Herren: Schriftsteller Dr. Dr. h. c. Heinrich Zillich, Starnberg am See; Chefredakteur a. D. Josef Gassner, München; Oberstudienrat Hans Diplich, Frankenholz/Saar; Direktor Kaspar Hügel, Lochau und Franz Hamm, Bad Godesberg.**

Da Dr. Franz Kräuter tot ist und die oben genannten Herren sich mit ihm nicht mehr auseinandersetzen können, fühlen sich die Unterfertigten veranlaßt, zu erklären, daß sie es **aufrichtig bedauern, daß er über sie persönlich und ihre Tätigkeit, über das Südostdeutsche Kulturwerk und über die Südostdeutschen Vierteljahresblätter irrtümliche und unzutreffende Behauptungen machte.**

Die Unterfertigten wollen mit dieser Erklärung etwas zur Genugtuung der obengenannten Herren beitragen.
Die Unterfertigten erwarten im Interesse der Sache der Volksgruppen, daß die Diskussionen um dieses Buch in der Öffentlichkeit aufhören.

Freiburg im Breisgau im Monat Mai 1969.

Ministerialrat Michael **Stocker**, Prof. Dr. Franz Hieronymus **Riedl**, Prälat Josef **Nischbach**, Monsignore Matthias **Bittenbinder**, Oberstudienrat Dr. Hans **Weresch**, Dozent Nikolaus **Engelmann**.

Zur Erläuterung obiger Erklärung

Obige Erklärung erschien in der letzten Ausgabe der in München erscheinenden Zeitschrift **„Südostdeutsche Vierteljahresblätter"** (Schriftleiter Dr. Dr. Heinrich **Zillich**, Herausgeber Oberstudienrat Hans **Diplich**), die zu der Erklärung folgende **Erläuterung** veröffentlichte:

„Dr. Franz Kräuter, in den 50er-Jahren lange in Rumänien eingekerkert, erlangte seine Freiheit 1959 zusammen mit dem Prälaten **Nischbach** und anderen Leidensgefährten, nachdem sich in Westdeutschland außer der katholischen Kirche die Sprecher der Banater Schwaben und der Siebenbürger Sachsen, Peter **Ludwig**, und Dr. Heinrich **Zillich**, immer wieder dafür eingesetzt hatten. Dr. Kräuter fand im Lioba-Kloster bei Freiburg i. Br. seinen Alterssitz. 1967 veröffentlichte er „Erinnerungen aus meiner christlich-demokratischen Dienstzeit, insbesondere aus den Jahren der gegen Christentum und Demokratie hinterhältig und hinterlistig verübten Anschläge eines Geheimbundes, die im östlichen Teil des Banates gleich nach dem Ende des Ersten Weltkrieges begannen und, in der Bundesrepublik und in Österreich, bis auf den heutigen Tag fortdauern". Schon der absonderliche Titel entlarvt die **Fragwürdigkeit** des Inhalts. Der „Geheimbund", den es **nie** gab und den Kräuter auch Mafia nennt — wie er überhaupt ungehemmt viele ehrenhafte Menschen verlästert — sei von Schönerer geschaffen worden, der allerdings schon 1921 gestorben ist. Josef **Gaßner nahm in etwa 50 Aufsätzen Kräuters Phantastereien in der Zeitung „Der Donauschwabe", Aalen, unter die Lupe und schuf dabei den sehr erwünschten Rohentwurf zu einer Geschichte der Banater Schwaben nach 1918.** Da Kräuters „Erinnerungen" als Privatdruck von ihm selbst an bestimmte Personen, Ämter, Büchereien, Archive verschickt wurden, auch an Dr. Heinrich **Zillich**, dem er seine **Verehrung bezeugte**, ein öffentlicher Verkauf aber nicht stattfand, ließen wir den Band unbeachtet. Der von Kräuter besonders arg angegriffene Schulmann Kaspar **Hügel** veröffentlichte in den „Donauschwäbischen Lehrerblättern", München, Folge 2 und 3/1968, eine „Stellungnahme zu den Erinnerungen Dr. Kräuters", **die er Punkt für Punkt widerlegt.** Kräuter wollte 1967 einen 100 Seiten langen, gegen verstorbene Banater Politiker gerichteten Aufsatz in unseren Blättern abdrucken lassen, was Zillich **ablehnen** mußte. Erbost darüber, schrieb Kräuter einen langen Anhang zu seinen „Erinnerungen", in welchem er auf den von ihm eben noch verehrten Zillich in **krankhafter Maßlosigkeit** Injurien und abstruse Verleumdungen ablud, die er auch dem „Südostdeutschen - Kulturwerk", unserer Zeitschrift, Franz **Hamm** und Hans **Diplich** nicht ersparte. **Es ehrt seine Freunde, daß sie gegenüber solchem Wahnwitz des inzwischen Verstorbenen die Wahrheit bezeugen, wofür wir ihnen danken."**

27. Juli 1969

Temeschburg – einst

Eine Chronik der Hauptstadt der Banater Schwaben

(4. Fortsetzung und Schluß)

Dem Theater genau gegenüber steht die orthodoxe rumänische Kathedrale, ein Prunkbau, der sich sehen lassen kann. Die mit kostbaren Holzschnitzereien versehenen Eingangstüren und das reich mit Gold verzierte Interieur haben schon viele Touristen in Staunen versetzt.

Kommt man aus der Inneren Stadt in Richtung Kathedrale, findet man auf der rechten Seite noch einige stilvoll ausgeführte Bauten, darunter ist besonders das Gebäude des Café Palace hervorzuheben.

Auf der rückwärtigen Seite der Lloydzeile stehen neuzeitliche Bauten, ihnen gegenüber der mächtige Bau des Piaristen-Gymnasiums, von dem wir kürzlich ein Foto veröffentlichten.

Die Bebauung der anderen Seite der Lloydzeile begann mit der Errichtung eines Gebäudes an der Ecke gegenüber dem Lloyd-Palais. Dieser aus drei Teilen bestehende Komplex wurde von der Fam. Löffler errichtet und heißt auch Löffler-Palais. Die drei Gebäudekomplexe sind mit den Buchstaben A, B, C bezeichnet. Der Bau hat eine sehr schön ausgeführte Fassade. Im Anschluß an den Löffler-Palais befindet sich das Gebäude der Handelskammer im klassischen Stil und schließlich ein aus drei Fronten bestehendes Eckgebäude, in dem viele Läden untergebracht sind.

Die Mitte der Lloyd-Zeile weist farbenprächtige Blumenanlagen auf und wiederum in der Mitte davon befindet sich ein Springbrunnen in Form eines Sowjetsternes. Der Brunnen wird abends beleuchtet und bietet einen zauberhaften Anblick.

Nicht unerwähnt sei die in der Nähe des Springbrunnens stehende „Romulus und Remus-Säule", ein Geschenk der italienischen Nation, die nach dem Wiener Schiedsspruch im Jahre 1940 von den erbosten Rumänen ins Museum verfrachtet wurde. Neuerdings steht sie aber wieder auf ihrem früheren Platz.

Die Stadt Temeschburg besitzt etwas, dessen sich nur wenige Städte Rumäniens rühmen können: herrliche Parkanlagen. Entlang der Bega — beginnend mit dem bereits erwähnten Apollo-Park in der Fabrikstadt — zieht sich eine wunderbare Anlage bis zur Kathedrale hin. Ein Teil dieser Anlage ist der „Rosengarten", oder wie er jetzt auf rumänisch genannt wird: „Parcul de Cultură" (Kulturpark) mit einer Freilichtbühne am Begaufer. Hervorzuheben ist hier auch noch der besonders schöne Ausbau des Bega-Ufers.

Im letzten Jahrzehnt wurde in der Hauptstadt des rumänischen Banats eine verhältnismäßig rege Bautätigkeit entfaltet. Vor allem ist in diesem Zusammenhang die sogenannte Universitätsstadt zu nennen. Sie liegt zwischen der Bega, dem Bulevardul Mihai Viteazul, acht dreigeschossige Heime für Hochschüler beider Geschlechter. In Richtung Bega erstreckt sich eine Grünfläche, die allmählich zu einer Parkanlage ausgebaut werden soll.

Als zweite große Baufläche sei der einstige Militärübungsplatz zwischen der Eisenbahnlinie und dem Bulevardul Leontie Săläjan erwähnt, wo ein neues Stadtviertel entstand, nämlich Cartierul Tipografilor. Auf dem Bulevardul Săläjan wurden auch einige zehngeschossige Hochhäuser gebaut.

In letzter Zeit entstand ein Wohnkomplex auf der Circumvalaţiunii gegen die Mehela, der zur Inneren Stadt gehört.

Das Gebiet der Inneren Stadt war an mehreren Stellen noch unbebaut, doch inzwischen hat man hier so manche Gebäude errichtet, so daß jetzt überall die Straßen voll ausgebaut sind.

Für größere Sportveranstaltungen wurde in der Elisabethstadt ein Stadion für 100 000 Zuschauer aus dem Boden gestampft. Die zumeist ebenerdigen Häuser vom Joserfstädter Bahnhof gegen die Bega

Guttenbrunn-Plakette für Prälat Nischbach

Das Südostdeutsche Kulturwerk verlieh auf Grund des einstimmigen Vorstandsbeschlusses dem Prälaten Josef **Nischbach** die Adam-Müller-Guttenbrunn-Plakette des Südostdeutschen Kulturwerks.

zu wurden abgetragen und dafür errichtete man große Wohnblocks, so daß der frühere, ungünstige Eindruck beseitigt wurde.

Soweit meine Schilderung über die Bautätigkeit während des letzten Jahrzehnts in Temeschburg.

Einiges wäre aber noch über die administrative Einteilung der Stadt zu berichten. Wie bereits erwähnt, wurden zunächst die beiden Vorstädte Fabrik und Josefstadt der Festung angeschlossen, später erfolgte die Eingliederung der Mayerhöfe unter der Benennung „Elisabethstadt", schließlich nach Beendigung des 1. Weltkrieges die Mehala, in welche auch die Siedlung Ronatz einbezogen wurde. Somit bestand die Stadt Temeschburg aus fünf Bezirken, und zwar: Innere Stadt, Fabrik, Josefstadt, Elisabethstadt und Mehala. Durch die Eingemeindung der umgebenden Orte und Siedlungen erhöhte sich die Zahl der Stadtbezirke auf zehn. Die hinzugekommenen Neubezirke heißen: Neukischoda (oder wie er amtlich heißt: Fratelia) als VI. Bezirk; Freidorf mit Neufreidorf als VII. Bezirk; Pappelweiler (oder wie er amtlich heißt: Plopi) als VIII. Bezirk; Neughiroda (oder wie er amtlich heißt: Ghiroda Nouă) als IX. Bezirk; Rote Tscharda (oder wie er amtlich heißt: Cearda Roşie) als X. Bezirk.

Mit

E 2459 C

Der Donauschwabe

BUNDESORGAN DER HEIMATVERTRIEBENEN AUS JUGOSLAWIEN, RUMÄNIEN UND UNGARN

20. Jahrgang / Nummer 41 — 11. Oktober 1970

Hitler am Gängelband der ungarischen Politik

Aber Budapests maßloser Appetit konnte auch vom Dritten Reich nicht befriedigt werden / Von Johann Weidlein

Genaue Dokumente haben gezeigt, daß führende Staatsmänner Ungarns, u. a. Reichsverweser Nikolaus Horthy, die Ministerpräsidenten Gömbös, Bárdossy, Kállay, lauthals verkündet haben, Ungarn sei auf dem Gebiete des Antisemitismus der Wegweiser Europas gewesen. Gömbös brüstete sich auch damit, er sei der deutschen nationalsozialistischen Bewegung um Jahre voraus. Auch ist es bekannt, daß Hitler und Ludendorff in der Anfangszeit ihrer Bewegung von Horthy-Ungarn finanziert worden sind; desgleichen wurde wiederholt festgestellt, daß die Ungarndeutschen von Hitler 1933 den Assimilationsgelüsten des madjarischen Nationalismus ausgeliefert wurden. Die seit 1962 erschienen Dokumentationswerke über Ungarns Außenpolitik in der Hitlerzeit[1]) geben nicht nur über diese Fragen Aufschluß, die in erster Linie nur die ungarländischen Deutschen und Juden angehen, sondern zeigen auch mit aller Deutlichkeit, wie die ungarischen Regierungen, vor allem die Regierung des Julius Gömbös, es verstanden haben, Hitler und mit ihm die Reichsregierung in Ungarns Dienste zu beugen bzw. die Weichen der Hitlerschen Politik so zu stellen, daß daraus Ungarn den größtmöglichen Nutzen habe. Wenn die Historiker der ungarischen Volksdemokratie die Akteure Horthy-Ungarns als Verräter der Sache ihres Landes bezeichnen, die dem deutschen Imperialismus dienten, so ist diese Darstellung ebenso irrig, wie die immer wiederkehrende Behauptung der Emigrantenliteratur, Ungarn sei infolge seiner geopolitischen Lage und des Hitlerschen Druckes an Deutschlands Seite gedrängt worden, und es hätte keine andere Politik betreiben können, als es seine Politiker vor 1944 getan haben. Die Aktenstudien beweisen gerade das Gegenteil: Seine günstige geopolitische Lage ermöglichte es Ungarn, die Reichsregierung jahrelang unter Druck zu setzen und zu Handlungen zu veranlassen, die nicht den Interessen des Reiches, sondern denen Ungarns entsprachen bzw. von Handlungen abzuhalten, die Ungarns Interessen, namentlich seiner Revisionspolitik abträglich erschienen. — Die Verifizierung dieser neuartigen und überaus schwerwiegenden Feststellungen bereitet auf Grund der ungarischen Dokumentationen keine Schwierigkeiten.

Als Ausgangspunkt seiner Politik dem Reich gegenüber diente Gömbös die Zusage Hitlers und von Papens gelegentlich seines Besuches in der Reichshauptstadt im Sommer 1933, daß sie in bezug auf die politische Bedeutung Ungarns und sein Verhältnis zum Reich sich zur Bismarckschen Konzeption bekennen. Das stellte Gömbös in seinem Brief an Hitler am 14. 2. 1934 „mit inniger Freude" fest (Wilhelmstr. S. 67). Bismarck war nämlich bereit, der Illusion eines innerlich gefestigten ungarischen Nationalstaates auch die Ungarndeutschen zu opfern. Wie Gömbös sich die Bismarcksche Konzeption unter den veränderten Verhältnissen vorstellte, erläuterte er in dem erwähnten Brief wie folgt:

„Ein starkes, im Karpatenbecken liegendes, auf seinem historischen Gebiet verwurzeltes Ungarn ist wahrlich auch aus dem Gesichtspunkt der reichsdeutschen Interessen eine unbedingte Notwendigkeit, denn nur ein starker ungarischer Staat ist imstande, die unberechtigten Aspirationen der uns gegenüber feindlich gesinnten Völker mit Erfolg zurückzudrängen".

Damit waren die ungarischen Revisionsforderungen, die Gömbös schon 1932 zu den Grundelementen seiner Regierungspolitik gemacht hatte, zu Reichsinteressen gemacht worden. Mit zäher Hartnäckigkeit und nicht ohne Erfolg machte sich nun Gömbös daran, Deutschland in die Angelegenheiten des mittleren Donauraumes einzubeziehen, um der Kleinen Entente gegenüber eine stärkere Position zu gewinnen. Er war es auch, der sich seit 1933 bemühte, die Achse Berlin-Rom zustande zu bringen, — der Name „Achse" stammt auch von ihm. Mussolini gegenüber gab er am 13. März 1934 unumwunden zu (Allianz, S. 116), „Ungarn fühle sich dazu berufen, im Karpatenbecken eine eigene Politik zu betreiben, südlich der Donau auf Italien, nördlich der Donau auf Deutschland gestützt". Ungarn könne nicht gegen Deutschland auftreten, erklärte er dem Duce weiter, denn „gegen die Tschechoslowakei braucht Ungarn Deutschlands aktive Freundschaft". Damals gab es noch scharfe Meinungsverschiedenheiten zwischen Hitler und Mussolini wegen der Anschlußfrage. Für die ungarischen Staatsmänner bildete der Anschluß jedoch kein Problem. Gömbös erklärte diesbezüglich schon am 11. August 1933: „Den Anschluß kann man nicht verhindern. Da hilft keine politische Taktik, große weltanschauliche Kräfte kommen hier zur Geltung, daß dasselbe Volk, dasselbe Blut zusammenkomme" (Wilhelmstraße, S. 58).

Auch Horthy ließ immer wieder durchblicken, daß er die Lösung der österreichischen Frage im deutschen Sinne für notwendig halte. Übrigens war Ungarn das erste Land, das Hitler zum gelungenen Anschluß gratulierte (Dipl.-Schriften I. Nr. 421 vom 15. 3. 1938). Dabei war Österreich ein befreundetes und durch den Römischen Vertrag mit Ungarn verbündetes Land.

In den ersten Jahren der Hitlerzeit war die ungarische Regierung mit dem Ausbau der Achse Berlin-Rom beschäftigt. Dabei gab sie energisch acht, daß die Deutschen keinen „Verrat" (sic!) an Ungarns Interessen begehen, wo diese doch auf Grund des Hitler-Gömbös-Gesprächs mit denen des Reiches identisch sein sollten. Einen solchen Verrat beging vor allem Göring, der noch eine selbständige, von Ungarn unabhängige Reichspolitik im Südosten zu machen versuchte. Als er am 17. Oktober 1934 gelegentlich seines Besuches in Belgrad erklärt hatte, das Reich habe sich zu keinerlei Revisionspolitik verpflichtet, und diese sei auch kein deutscher, sondern ein italienischer Gedanke, drohte der ungarische Gesandte Masirevich dem Reichsaußenminister von Neurath am 17. November 1934, „wenn Deutschland in nächster Zukunft seine freundschaftlichen Beziehungen zu Jugoslawien nicht aufgibt, so wird sich Ungarn mit Österreich und der Tschechoslowakei in einer Donauföderation vereinigen und das Donaubecken vor dem Reich abschließen". Auch müßte Ungarn, — sollte das Reich mit Jugoslawien auch weiterhin freundschaftliche Beziehungen pflegen, — seine Vermittlerrolle zwischen Italien und dem Reich aufgeben. Nach Neurath sei diese Rolle Ungarns dem Reich schon oft lästig gewesen und darauf hinausgegangen, daß die Deutschen Mussolinis unfreundliche Gesten mit Umarmungen erwidern sollten. Es war also keinesfalls so, daß die ungarischen Regierungen im Auftrage der Reichsregierung sich um eine Verständigung mit Italien bemüht hätten.

ČSR - „dieses Krebsgeschwür Europas"

Als Hitler sich in seiner Rede vom 7. März 1936 bereit erklärte, mit allen Nachbarn des Reiches, einschließlich der Tschechoslowakei, einen Nichtangriffspakt zu schließen, kam wieder ein an Nötigung grenzender ungarischer Protest: Ein solcher Vertrag hätte eine gewaltige innenpolitische Erschütterung Ungarns zur Folge, denn die deutschfreundlichen Politiker müßten dann ihren Platz den anderen überlassen, die sich nach Frankreich und der Kleinen Entente orientieren; er bedeutete einen Schlag für die traditionelle und seit der Machtergreifung Hitlers konsequente deutschfreundliche Außenpolitik Ungarns (Dipl.-Schriften I, Nr. 87 vom 15. 4. 1936). Auch Horthy hielt Hitlers Nichtangriffspakt-Absichten für so gefährlich, daß er am 22. August 1936 bereits die Vernichtung der Tschechoslowakei, „dieses Krebsgeschwürs Europas" vorschlug: Deutschland und Ungarn sollten gemeinsam die Tschechoslowakei überrennen, wobei Ungarn zwei Drittel seiner Militärmacht einsetzen würde. Auch ein Fernziel gab Horthy in demselben Atemzuge an: „Es gibt für die Menschheit keinen Frieden, keine Sicherheit und kein Glück, solange wir die Sowjets nicht zertreten haben" (Geheimschriften, S. 166 ff.). Der ungarische Vorstoß hatte durchschlagenden Erfolg: Am 23. Sept. 1936 teilte von Neurath dem ungarischen Ministerpräsidenten Darányi mit, das Reich werde sich der Tschechoslowakei ohne vorheriges Wissen Ungarns nicht nähern (Dipl.-Schriften II, S. 163). Und am 30. Oktober schon konnte Baron Neurath den ungarischen Gesandten beruhigen: Er habe die Annäherungsversuche der Tschechoslowakei zurückgewiesen (Dipl.-Schriften I, Nr. 168). Sehr richtig stellen die Herausgeber der Geheimschriften Horthys über die deutsch-ungarischen Verhandlungen dieser Jahre zusammenfassend fest (S. 167), ein immer wiederkehrendes Thema sei das militärische und politische Anerbieten der ungarischen Führer zu einer Aktion gegen die Kleine Entente, besonders gegen die Tschechoslowakei gewesen. „Damals waren es die deutschen faschistischen Führer, welche die drängenden, aggressiven Anregungen der ungarischen Regierungskreise mit Bestimmtheit mäßigten", heißt es hier. Wir werden sehen, daß es auch später in erster Linie die Reichsregierung war, welche die kriegslüsternen ungarischen Politiker zu mäßigen suchte, ihren ständigen Erpressungen jedoch letzten Endes immer wieder nachgab.

In Südosteuropa bestimmte Ungarn die Politik der Achse

Einen gewissen Rückschlag in der Entwicklung bedeutete Rosenbergs Artikel mit dem Titel „Unterdrückte Völker und Revisionen", der im Völkischen Beobachter vom 15. November 1936 erschienen ist. Darin wandte sich Rosenberg gegen Revisionsforderungen in jeder Richtung und betonte, Deutschland könne nicht die Gebietsforderungen aller Länder und Völker unterstützen. Dieser Artikel, sowie die auch weiterhin bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zu Jugoslawien und Rumänien scheuchten die Regierung und die öffentliche Meinung in Ungarn wieder auf, so daß der ungarische Gesandte in Berlin am 6. Febr. 1937 dem Reichsaußenminister zu verstehen gab, daß Ungarn, wenn es von Deutschland nicht genügend unterstützt wird, auch einen anderen Weg einschlagen kann, denn „viele solche Stöße, wie in der jüngsten Vergangenheit, könnten wir nicht aushalten, ohne daß die ungarische Öffentlichkeit sich enttäuscht von der Deutschfreundschaft vollends abwende.... In dem Falle, wenn es mit keinem Verständnis von seiten Deutschlands mehr rechnen kann, könne Ungarn auch eine andere Politik verfolgen, z. B. könnte es sich mit seinen Nachbarn zu jeder Zeit versöhnen" (Dipl.-Schriften II, S. 200). Solche Pläne, die eine Verständigung im Donauraum erstrebten, gab es damals tatsächlich (Tardieu-Plan, Hodscha-Plan), doch scheiterten diese alle am Widerstand Ungarns, weil sie seine Revisonsforderungen nicht beachteten. Am 12. Febr. 1938 berichtete D. Sztójai, der neue Gesandte Ungarns in Berlin, dem Außenminister Kánya, er habe von Neurath gegenüber wieder mit größtem Nachdruck betont, „welche katastrophalen Folgen es für das deutsch-ungarische Verhältnis hätte, wenn der status quo Rumäniens von Deutschland in irgendeiner Form anerkannt werden sollte" (Dipl.-Schriften II, S. 277). Nur den vereinten Bemühungen Italiens und Deutschlands war es gelungen, die ungarische Regierung zu der Einsicht zu bringen, daß es notwendig sei, sich mit Jugoslawien zu versöhnen und mit Rumänien ein modus vivendi anzustreben. Ängstlich achteten aber beide Mächte darauf, daß sie ohne Ungarns Zustimmung mit den Balkanstaaten der Kleinen Entente ja keine Vereinbarungen treffen. Das in jeder Hinsicht ganz unten liegende Ungarn hat es verstanden, die Politik zweier Großmächte in seinem Bereich zu gängeln. Einige Daten hierzu:

1. „Italien werde seine guten ungarischen Freunde niemals für gute italienisch-jugoslawische Beziehungen opfern", erklärte Graf Ciano am 15. Nov. 1936 dem Außenminister Kánya, deshalb werde es mit Ungarn Fühlung aufnehmen, wenn es sich zu einem wichtigen Schritt entschließen sollte (Allianz, S. 137).

2. Am 21. Mai 1937 versicherte Ciano den Regierungsmitgliedern Daránvi und Kánya von neuem, „er werde mit Bukarest nicht verhandeln, bis ihm Kánya nicht erkläre, daß er die rumänisch-italienische Annäherung für wünschenswert halte... Kánya teilte Ciano auch mit, daß Baron Neurath vor kurzem ebenfalls habe sagen lassen, er mache die deutsche Annäherung an Rumänien von Ungarns Placet abhängig" (Ebda, S. 142).

3. Gelegentlich einer Besprechung zwischen Neurath und denselben ungarischen Herren erzählte ersterer über seinen Besuch in Rom: Graf Ciano habe ihm gesagt, „daß Mussolini die Annäherung an Rumänien von Ungarn abhängig mache, worauf er (Neurath) in ähnlichem Sinne geantwortet habe" (Ebda, S. 149).

4. Am 10. Juli 1940 erklärte Hitler bei der Unterredung der Regierungschefs der drei Länder, er werde dem rumänischen König Carol auf dessen Freundschaftsangebot sagen, „politisch werde ich nur dann in der Lage sein, mit Rumänien in einen engeren Nexus zu treten, wenn sich Rumänien vorher mit Ungarn über dessen territoriale Forderungen einige" (Ebda, S. 274).

Vorerst aber mußte die Tschechoslowakei, dieses „Krebsgeschwür Europas", in einem Präventivkrieg überrannt werden, wie es Horthy vorgeschlagen hatte. Seit 1937 drängten die ungarischen Staatsmänner auf deutsch-ungarische Generalstabsbesprechungen, und als die deutsche Lokomotive gehörig unter Dampf gesetzt war und alle Anzeichen dafür sprachen, — namentlich seit Mitte August 1938, — daß der Überfall auf dieses Land unmittelbar bevorstand, war die Zeit für den Absprung Ungarns gekommen. Freilich hatte man es vorher verstanden, auch Polen für den Angriff zu begeistern. So ließ Kánya dem Ministerpräsidenten Polens „in aller Aufrichtigkeit" erklären, daß Ungarn entschlossen sei, „an jeder, eventuell notwendig werdenden, gegen die Tschechen gerichteten Aktion teilzunehmen"; auch sei er erfreut darüber, daß Polen bei diesem Vorhaben die polnisch-deutsch-ungarische Zusammenarbeit für notwendig hält (Allianz, S. 163). Als dann Hitler am 21. August 1938 Ungarns Rolle beim Angriff auf die Tschechoslowakei mit Horthy, Imrédy und Kánya besprechen wollte, platzte die ungarische Bombe: Gleich zu Beginn der Besprechungen wurde bekannt gegeben, daß Ungarn mit den Staaten der Kleinen Entente in Bled einen Vertrag geschlossen hat, worin sich diese Staaten verpflichteten, im Geiste des Kellogg-Pakts auf Gewaltanwendung gegeneinander zu verzichten. Das hinderte jedoch Ungarn nicht daran, im Oktober 1938 die Tschechoslowakei unter Kriegsdrohungen zur Herausgabe der Südslowakei zwingen zu wollen, später Italien wiederholt Hilfsangebote in einem erhofften Krieg gegen Jugoslawien zu machen und wiederholt gegen Rumänien zu mobilisieren.

Ständig mit Erpressungen gearbeitet

Die ständigen Kriegsdrohungen gegen die Staaten der Kleinen Entente gehörten ebenso zur ungarischen Taktik, Hitler gefügig zu machen, der seit der tschechoslowakischen Krise 1938 immer wieder betont hat, das Reich brauche Ruhe und Frieden auf dem Balkan, wie die stets wiederholten Treuebeteuerungen der Achsenpolitik gegenüber, solange Italiens oder oder Deutschlands Verhalten Ungarn gegenüber keine Veranlassung bietet, einen anderen Weg einzuschlagen (Dipl.-Schriften I, Nr. 337, vom 13. 1. 38), d. h. solange sich die Achsenmächte der ungarischen Revisionspolitik entsprechend verhalten. Dabei handelte Ungarn dauernd gegen die Interessen der Achsenmächte, indem es versuchte, diese in seinem Interesse in einen Krieg im Donauraum zu bewegen. Schon 1936 befürchtete die Reichsregierung, Ungarn könnte sich in ein Kriegsabenteuer stürzen, in welches es infolge seiner hoffnungslosen Unterlegenheit das Reich hineingezogen hätte (Allianz, S. 129, vom 1. 8. 1936). Und auch später konnten die säbelrasselnden Herren Ungarns nur mit dem Hinweis von abenteuerlichen Unternehmungen zurückgehalten werden, daß man ihnen sagen ließ, das Reich gewähre ihnen zu ihren kriegerischen Absichten keinerlei Unterstützung. Da man aber in Budapest nur zu gut wußte, daß das Reich im Südosten den Frieden unter allen Umständen erhalten wollte, ge-

(Fortsetzung auf Seite 4)

[1] Diplomáciai iratok Magyarország külpolitikájához 1936—1945 (Diplomatische Schriften zu Ungarns Außenpolitik 1936—1944). Redigiert von László **Zsigmond.** Budapest, seit 1962. In mehreren Bänden. — Horthy Miklós titkos iratai (Geheimschriften N. Horthys), Budapest 1962. Red. von **Szinai-Szücs. — Adám-Juhász-Kerekes,** Allianz Hitler, Horthy-Mussolini. Budapest 1966. — A Wilhelmstraße és Magyarország (Die Wilhelmstraße und Ungarn). Deutsche diplomatische Schriften über Ungarn 1933—1944. Budapest 1968. Red. von **Ránki-Pamlényi-Tilkovszky-Juhász.**

Vertriebenenstatistik vom Jahre 1969

Der Mikrozensus 1969 erbrachte für die Bundesrepublik 9,1 Millionen Vertriebene und einen Anteil an der Gesamtbevölkerung von 15,1 Prozent. Es muß darauf hingewiesen werden, daß in dieser Erhebung nur derjenige als Vertriebener gilt, der im Besitz eines Bundesvertriebenenausweises ist. Man rechnet damit, daß leicht über 15 Prozent der Vertriebenen keinen Ausweis besitzen. Die wirkliche Zahl der Vertriebenen lag demnach 1969 bei 10,7 Millionen; der wirkliche Anteil an der Gesamtbevölkerung betrug mithin 16,1 Prozent. Prozentual die meisten Vertriebenen besitzt immer noch Schleswig-Holstein mit 26 vom Hundert, gefolgt von Niedersachsen mit 25 vom Hundert. Der absoluten Zahl nach steht Nordrhein-Westfalen mit 2,3 Millionen Ausweisinhabern an der Spitze, gefolgt von Bayern mit 1,7 Millionen und Niedersachsen mit fast gleich viel Vertriebenen. (opr)

Vertriebene sind eine politische Größe

An die Verantwortlichen in der Bundesrepublik Deutschland hat BdV-Vizepräsident Dr. Herbert Hupka den Appell gerichtet, die Bedeutung der Vertriebenen nicht zu unterschätzen, da sie nach wie vor „eine politische Größe in unserer freiheitlichen Politik" seien. In einem am Wochenende in Bonn veröffentlichten Interview mit der Monatszeitschrift DIALOG wandte sich Hupka gegen Versuche, die Vertriebenen als „Revanchisten" abzustempeln und sie in die Nähe des Rechtsextremismus und des Nationalismus zu drängen. „Die Vertriebenen sind manchem im Lande unbequem, darum möchte man sie abschütteln, sie in die Ecke manövrieren, mundtot machen, ihnen bestimmte Stempel, von denen viele aus dem Osten geliefert werden, aufdrücken." Zur politischen Aktivität der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge meinte Hupka, wenn sie sich nur mit ihrer heimatlichen Kultur- und Kunstpflege begnügten, so wären sie bald so etwas wie „allgemein belächelte Museumshüter". (opr)

Der 75 000. Aussiedler in Nürnberg

Zu Beginn dieser Woche ist der 75 000. Aussiedler aus osteuropäischen Staaten in der Nürnberger Durchgangsstelle für deutsche Aussiedler eingetroffen, die seit Ende 1960 besteht. Der 29jährige Mann kam mit seiner Frau und 2 Kindern, seinen Eltern, 2 Brüdern und seiner Schwiegermutter aus dem siebenbürgischen Bistritz. Die meisten der 75 000 Aussiedler kamen aus der CSSR (53 129). Nach offiziellen Angaben steigt das Aussiedlerkontingent aus Rumänien kräftig an. (opr)

Symptome einer verhängnisvollen Entwicklung

Friedenspreis für Gunnar Myrdal, Goethepreis für Georg Lukacs!

Am 25. Januar 1946 lieferte das neutrale Schweden 3000 deutsche Soldaten und 146 Balten, darunter Frauen und Kinder, die gegen Ende des zweiten Weltkrieges nach Schweden geflüchtet oder schon vorher dort interniert worden waren, an die Sowjetunion aus.

Aus Verzweiflung und um ihre Auslieferung zu verhindern, nahmen zahlreiche Deutsche und Balten Selbstverstümmelungen vor. „Männer stachen sich in die Brust, zerschnitten Gelenke und Brust mit Rasierklingen, stachen sich mit Dolchen in Hals und Bauch, schluckten abgebrochene Löffel und Pfeifenstiele und stachen sich Augen aus."

Zur Ehre des schwedischen Volkes muß erwähnt werden, daß sich in ihm sofort Protest und Widerstand gegen die Auslieferung erhob, vor allem seitens der Kirche und der Armee. Seine sozialdemokratische Regierung setzte sich jedoch darüber hinweg, obwohl sie durch nichts, auch nicht durch äußeren Druck, dazu gezwungen oder genötigt war. Die sowjetische Gesandtschaft in Stockholm hatte lediglich vorgeschlagen, die deutschen Soldaten, die nach dem 8. Mai 1945, also nach der Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde, von der sowjetisch-deutschen Front geflohen waren, an die UdSSR auszuliefern. „Die Mehrzahl hatte vor der Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde Schweden erreicht und wäre somit für eine Auslieferung nicht in Frage gekommen." Daß die Auslieferung trotzdem erfolgte, erklärte man sich in Schweden mit dem schwedisch-sowjetischen Handelsabkommen, das die Regierung „unter Dach und Fach" bringen wollte, und mit den „polnischen Kohlen", die sie zu bekommen trachtete.

In seinem jüngst erschienenen dokumentarischen Roman „Die Ausgelieferten" hat der schwedische Autor Per Olov Enquist dieses Verbrechen gegen die Menschlichkeit seinen Landsleuten neu in Erinnerung gerufen und einer breiten europäischen Öffentlichkeit erstmalig bekanntgemacht. Das Buch hat in Schweden wie im Ausland großes Aufsehen erregt. Der Staatsminister Tage Erlander schrieb darüber, daß es für ihn das literarische Erlebnis des Jahres gewesen sei.

Bloß in der Bundesrepublik Deutschland scheint es in gewissen Kreisen notorische Ignoranten zu geben, die, weil sie die Passivität ihrer durch die Umerziehung moralisch niedergebügelten Mitbürger kennen, offenbar glauben, solche Enthüllungen souverän übergehen zu können. So haben sie beschlossen, die Kette ihrer Preisverleihungs-Provokationen, die sie aus der Staatssteuerkasse finanzieren, in die u. a. auch die Angehörigen jener Auslieferungsopfer zahlen, am Sonntag, dem 27. September 1970, dadurch fortzusetzen, daß sie Herrn Gunnar Myrdal gemeinsam mit seiner Gemahlin Alva in der Paulskirche zu Frankfurt am Main den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verleihen. Der für den Friedenspreis auserkorene Herr Gunnar Myrdal gehörte als Minister von 1945 bis 1947 jener Regierung an, die die Verantwortung für das Auslieferungs-Verbrechen an 3000 Deutschen und 146 Balten trägt.

Die letzte Preisverleihung, die ebenfalls eine ungeheure Provokation darstellte, ehrte den Altbolschewisten und Volkskommissar für Kultur Georg Lukacs, als der er dem Béla Kun-Mörderregime von 1918/19 in Ungarn angehörte. Georg Lukacs erhielt den Goethe-Preis für seine Tätigkeit als intellektueller Tschekist und marxistischer Durchschnüffler der deutschen Geistesgeschichte, in der er den auf Adolf Hitler und Alfred Rosenberg hinauslaufenden „irrationalistischen Irrweg" aufgedeckt haben will. Nach ihm hat „über die gespenstisch und diabolisch gewordenen Mythen des Irrationalismus" die „konkret und praktisch gewordene Vernunft" gesiegt, von der die „Sowjetvölker" in ihren „heldenhaften Taten inspiriert waren". (Siehe: Georg Lukacs „Von Nietzsche zu Hitler oder Der Irrationalismus und die deutsche Politik", Fischer Bücherei 1966).

Die „heldenhaften Taten der Sowjetvölker" sind, soferne sie das deutsche Volk und die Völker Osteuropas betreffen, in zahlreichen grauenvollen und jedermann zugänglichen Dokumentationen festgehalten. Sie sind die bleibenden Zeugnisse jener „konkret und praktisch gewordenen Vernunft" wie Georg Lukacs sie versteht. Es ist zweifellos anzunehmen, daß das deutsche Preisgericht auf Grund der genauen Kenntnis dieser Dokumente sich zur Verleihung des Goethe-Preises an Georg Lukacs veranlaßt sah.

Pfr. Gerd Zikeli, Stallikon

Per Olov Enquist: „Die Ausgelieferten". Aus dem Schwedischen übersetzt von Hans-Joachim Maass. 464 Seiten, gebunden 19,80 DM. Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg.

Realistischer als angenommen

Die Bezeichnung „DDR" für den anderen Teil Deutschlands findet bei der wahlberechtigten Bevölkerung der Bundesrepublik noch immer wenig Widerhall. Eine repräsentative Umfrage der Wickert-Institute in Tübingen ergab, daß sich mehr als ein Drittel (35 Prozent) für „Ostdeutschland" und ein Viertel der Befragten für „Mitteldeutschland" ausspricht. Die Bezeichnung „Sowjetzone" befürworten dagegen 22 Prozent und „DDR" 18 Prozent. Eine gleiche Wickert-Umfrage vor einem Jahr (welche Bezeichnung wäre nach Ihrer Ansicht für den anderen Teil Deutschlands angesichts der politischen Situation dort die richtige?) ergab damals „Ostdeutschland" 40 Prozent, „Mitteldeutschland" 28 Prozent, „Sowjetzone" 8 und „DDR" 4 Prozent. (HuF)

Termin beachten!

Alle Geschädigten des Zweiten Weltkrieges können nur noch bis zum 31. Dezember 1970 Anträge für die Feststellung von Vertreibungs-, Kriegssach- oder Ostschäden beim örtlichen Ausgleichsamt stellen. Ausgenommen von dieser Regelung sind lediglich die Anmeldungen von Schäden im Bereich Mitteldeutschlands; in diesem Fall gilt die Frist bis zum 31. Dezember 1972. Ein bereits gestellter Feststellungsantrag kann nach dem 31. Dezember 1970 auch nicht mehr durch eine zusätzliche Anmeldung von Schäden ergänzt werden. Diese Frist gilt jedoch nicht für Spätaussiedler. Für diejenigen, die erst nach dem 31. Dezember 1967 ihren ständigen Aufenthalt im Bundesgebiet oder in West-Berlin genommen haben, endet die Antragsfrist grundsätzlich erst drei Jahre nach Beginn des Aufenthalts. Für alle Vertriebenen, Aussiedler und Flüchtlinge gilt aber grundsätzlich: Je eher der Antrag eingereicht wird, desto eher besteht Aussicht auf Bearbeitung.

Auch für die Anmeldung von Schäden nach dem Währungsausgleichsgesetz für Sparguthaben Vertriebener endet die Antragsfrist am 31. Dezember 1970. Dabei handelt es sich aber nur um grundsätzliche Voraussetzungen für Fristen. Vom Ausgleichsamt werden weitere sachliche Voraussetzungen geprüft. Darum sollten alle Geschädigten sich bei ihrem zuständigen Lastenausgleichsamt offiziellen Rat holen. Die Ausgleichsämter sind zur Auskunft verpflichtet. (dod)

Ceausescus Wiener Marginalien

Siebenbürger Sachsen begrüßten den rumänischen Staatschef mit Salz und Brot

Das Fähnlein der „Siguranţa", der rumänischen Sicherheitspolizei, war offensichtlich umsonst mit nach Österreich gereist, um Staatschef Ceauşescu vor Attentaten zu schützen. Alle auf Bukarests Wunsch getroffenen Vorkehrungen erwiesen sich als unnötig, denn nicht einmal die Emigration nahm die Gelegenheit wahr, um ihre Gegnerschaft gegen das kommunistische Regime in ihrem Heimatland zum Ausdruck zu bringen — und sei es auch nur mit Hilfe papierener Proteste. Haben doch viele der in Österreich lebenden Emigranten ihren Frieden mit Ceauşescu gemacht, der als erster der kommunistischen Staatsmänner den Interessen seines Landes Vorrang vor jenen des sozialistischen Lagers gibt. Und daher ist es kein Wunder, daß etwa der alte Führer der rumänischen Sozialdemokraten, Gherman, in diesem Sommer unbehelligt zu Besuch nach Bukarest kam, obwohl er rechtens zu 15 Jahren Kerker verurteilt ist. Die in Österreich lebenden Siebenbürger Sachsen aber begrüßten Ceauşescu mit Brot und Salz — eine Geste, die sonst keinem der kommunistischen Staatsmänner seitens der Volksdeutschen zuteil werden würde.

In Wien erwies sich der energische rumänische Staatsmann als ein gewandter Politiker, der wohl weiß, daß Phrasen im Westen nicht verfangen. Im Gespräch mit den österreichischen Regierungsmitgliedern zeigte er sich zwar vorsichtig, verstand es aber dennoch, seine Marginalien anzubringen. So, als er etwa unverhohlen Genugtuung darüber zeigte, daß „andere sozialistische Staaten" nun eine viel umfangreichere Zusammenarbeit mit Bonn ins Auge faßten, als es seinerzeit Rumänien getan habe, dem man darob Vorwürfe machte. Sonst erwähnte Ceauşescu die Sowjetunion nur noch einmal im Zusammenhang mit dem Nahostkonflikt, wo er sich als Anwalt der palästinensischen Befreiungsbewegung zu erkennen gab, aber trotzdem ein Eingreifen der Großmächte verlangte, selbst wenn dies nicht die Zustimmung der Israelis und Araber finden sollte.

Viel hält Rumäniens Staatschef offensichtlich von China, ohne das die Abrüstung nicht zu verwirklichen sei. Daher sollte man Peking endlich in die Vereinten Nationen aufnehmen, wenn möglich, sogar noch heuer. Wobei er noch anmerkte, daß China schließlich eine große Rolle im Gleichgewicht der internationalen Politik spielen würde. Trotz aller Freundschaftsbeteuerungen, wie sie immer wieder gegenüber Moskau abgegeben werden, blieb auch in Wien der Eindruck bestehen, daß Rumäniens Drängen nach der Sicherheitskonferenz einen anderen Grund hat, als er immer wieder angegeben wird: die Gewißheit eines kleinen Landes, in Zukunft seinen eigenen Weg gehen zu können, ohne Furcht vor Feinden und Verbündeten.

Wolfgang Oberleitner

Tscherwenka 1944 — 1969

Notizen von Adam Schmitt

(50. Fortsetzung und Schluß)

Hilfsbereite Männer zogen die Totentruhen auf Handwagen zum Friedhof. Für den Leichenwagen fehlten Pferde. Die Bestattungen vollzogen Angehörige, Nachbarn oder Bekannte. Kein Glockenklang verkündete die Erlösung von Jammer, Elend, Einsamkeit und Verlassensein. Mitunter sprachen Frauen am Grabe Gebete. Überlebende beneideten die Toten um ihren Heimgang aus Qual und Hölle des Daseins. Nun vollziehen seit Jahren wiederum Priester die Beisetzungen.

Tscherwenkaer Kriegsgefangene, die ihre Unfreiheit einige Zeit in ihrem Heimatort verbüßten, stellten umgestürzte Grabsteine wieder auf. Das Haupttor steht noch unversehrt mit der Marmortafel darüber. Der von Lindenbäumen umsäumte Hauptweg sowie einzelne Gruften werden von Bekannten und Freunden der Verstorbenen gepflegt. Die Seitenwege sind gekennzeichnet durch ein Höchstmaß an Verwahrlosung. Wo nicht gefräßiges Gestrüpp wuchert, bedeckt dichter Buschwald die Gräber und Gruften. Der „Urwald" ist so dicht, daß die „Neukolonisten" nicht einmal mehr ihr Vieh weiden lassen können, wie noch vor Jahren. Meterhohes Gras, Büsche, Kletten, Disteln. Akaziendornhecken, zusammengestürzte Gruften, umgefallene Grabsteine und Kreuze erschweren das Vorwärtskommen auf Seitenwegen. Die Grabsteine verschwinden. Marmor hat einen hohen Wert, steht hoch im Kurs. Abgeschliffene Marmorobelisken sind im blühenden Schwarzhandel gesuchte Ware. Wie lange wird es noch dauern, bis auch diese letzten Spuren deutscher Vergangenheit in Tscherwenka verschwunden sein werden?

Die Zugezogenen legten ihren eigenen Gottesacker an und bauten eine neue Leichenhalle.

Nachwort

Tscherwenka erfuhr im letzten Vierteljahrhundert in jeder Hinsicht die radikalste und totalste Umstrukturierung, die man sich nur denken kann. Das einst fast reindeutsche Dorf mit seinen 9900 Einwohnern hat sein früheres Gesicht verloren und ist nun slawisch und „sozialistisch" geworden.

Die Schönheitsoperation am Dorf ist im Wesentlichen auf das Zentrum beschränkt, während die Peripherie ihr altes Gesicht bewahrt hat. Alle Erinnerungen an das deutsche Tscherwenka, sämtliche Spuren der deutschen Vergangenheit, werden zielbewußt, systematisch und konsequent ausgelöscht. Sogar die Zuckerfabrik erhielt ein neues Aussehen. Lediglich die reformierte Kirche erinnert noch an das Gestern.

Die in den Balkanwäldern und in den Balkanbergen geschulten Stalinlakaien kannten nur die Sowjet-Form des Kommunismus und führten sie in den Jahren nach dem Umbruch radikal und rücksichtslos ein, ohne die katastrophalen Folgen zu bedenken. Es ging nicht gut. Die Rätewirtschaft machte bankrott. Die Kaufleute, Handwerker und Bauern waren unzufrieden. Die Arbeiter krakeelten. Die gesamte Wirtschaft stagnierte. Mit der Liberalisierung der Wirtschaft besserte sich die Versorgung. Nun gibt es wieder Privatgeschäfte, Privathandwerker und genossenschaftlich organisierte Privatbauern.

Der später gegründete „Bund der Werktätigen" (Gewerkschaft) führte die Selbstverwaltung, die Teilnahmeberechtigung und Mitbestimmung ein. Die Fähigkeit, die Leistung, das Können waren nicht entscheidend, sondern das Parteibuch und die Kriegsdekorationen der Kriegsheroen. Was konnte die Belegschaft der Zuckerfabrik und der Ziegelei über Kredit-, Investitions- und Exportfragen mitreden? Was wußte der einfache, unkundige, unerfahrene Landarbeiter von der rationellen Bewirtschaftung der Kollektiv-Güter „7. Juli", „Budućnost" und „Industrie-Kombinat-Crvenka"?

Der Einfluß der Arbeiterschaft bei der Sozialisierung war gering und geht mehr und mehr zurück, der der Direktoren, der Wirtschaftsmanager, gewinnt an Gewicht. Die heutigen sach- und fachkundigen Direktoren sind akademisch gebildet und überragen die Arbeitnehmer an Wissen und Können.

Mit der wirtschaftlichen Liberalisierung hält die politische Liberalisierung Schritt. Die Einschränkung der freien Meinungsäußerung ist gelockert. Positive Kritik an der Kommune und ihren Institutionen ist erlaubt. Die bisher übliche Bevormundung der Bevölkerung ist nicht mehr so streng wie ehedem. Der allmächtige Parteiapparat milderte seine Zwangsherrschaft und seine Eingriffe in das private Leben der Einwohner. Die Bürger können sich freier entwickeln als vor Jahren. Die Entfaltung darf sich allerdings nur im Rahmen des kommunistischen Parteiprogramms vollziehen.

Das Leben hat sich normalisiert. Lebensmittel und andere Konsumgüter sichern die Versorgung der Dorfbevölkerung.

Gesellschaftlich und kulturell entwickelt sich ein neuer Lebensstil. Je mehr sich die wirtschaftliche Situation konsolidiert, um so mehr wenden sich die Bürger von der proletarischen Weltanschauung ab und schließen sich dem freiheitlichen, westlichen Geistesleben an. Die weitdenkenden und -sehenden Bürger lassen sich nicht mehr vom Titoismus gängeln. In der Konfrontation mit der Praxis des Marxismus begriffen sie längst, daß der Kommunismus als Prinzip ein schrecklicher Irrtum ist, der Menschen in Not, Elend und Unfreiheit führt.

Die Geistesfreiheit der Intelligenzschicht hat einen höheren Lebensstandard bei gehobenen Volksschichten zur Folge. Die „Neukolonisten" vom Balkan streiften ihre herkömmlichen Volkstrachten ab, kleiden sich besser, und geben mehr Geld aus. Ein gewisser Wohlstand zob in die Häuser ein. Mit dem Zunehmen der „Glücksgüter" schwindet der proletarische Lebensstil. Selbst hartgesottene Parteibonzen richten ihr Sinnen und Trachten auf kapitalistisch-bürgerlichen Wohlstand und individuellen Lebensgenuß. Das eigene Wohl geht über das Heil des Titoismus.

Es treten — wie vormals im deutschen Tscherwenka — die Klassengegensätze zwischen Arm und Reich, Vornehm und Gering, Gebildet und Ungebildet zu Tage. Abermals entsteht ein soziales Gefälle. Wieder gibt es Bemittelte und Unbemittelte, Herren und Knechte. Aber die Partei bemüht sich, die Standesunterschiede zu nivellieren.

Ein Magyare, von jugend auf rot gesinnt, der sich vom Sallaschknecht zum Maschinisten emporarbeitete: „Ich habe mir den Kommunismus, von dem ich stets träumte, an dessen Verwirklichung ich arbeitete, ganz, ganz anders vorgestellt: menschlicher, gerechter, sozialer, freier — als er in Wirklichkeit ist. Der Kommunismus ist nichts anderes als ein Staatskapitalismus, der die Arbeiter noch mehr ausbeutet als der Privatkapitalismus. Der Kommunismus ist ein einziger Betrug am armen Volke." — So denken und urteilen auch Intellektuelle, die einst mit dem Marxismus sympathisierten, für ihn schwärmten. Aber in der Konfrontation mit der kommunistischen Praxis gaben sie ihre Sympathien enttäuscht auf.

Das Vorkriegs-Tscherwenka lebt im Bewußtsein der Alt-Tscherwenkaer weiter. Die Zukunft für das andere Tscherwenka hat begonnen.

Johann Nepomuk Preyer

Dichter und Bürgermeister Temeschburgs / Wurde vor 165 Jahren geboren
Der Banater Historiker Franz Wettel schildert hier sein Werk

Im Oktober werden es 165 Jahre, daß der einstige große Bürgermeister Temeschburgs, Johann Nepomuk **Preyer** geboren wurde, ein Grund sich seiner zu erinnern, umsomehr, als die neue Geschichtsschreibung im Banat bemüht ist, das Wirken dieses bedeutenden Banater-deutschen Bürgers in die gegenwärtigen politischen Strömungen des Banates einzufügen.

Zweifellos war J. N. Preyer von glühender Freiheitsliebe beseelt, doch als Bürgermeister vertrat er das ausgleichende Prinzip, als der Vertreter der Gesamtbevölkerung zu wirken.

Der Altmeister der Banater Historiker, Franz **Wettel,** veröffentlichte vor 48 Jahren in der „Temesvarer Zeitung" eine Skizze über Preyer, der wir einige Stellen entnehmen, die das Bild dieses bedeutenden Mannes wahrheitsgetreu vermitteln. Bemerkenswert ist das Eintreten des „Städters" Preyer für den Bauernstand, dem er große wirtschaftliche Bedeutung beimaß.

Paprika u. Salonzucker

sowie Tortenblätter, Franzbranntwein, Kakao, Mohn, geräucherte Bratwürste u. sämtliche Back- und Schlachtgewürze liefert billigst **Elisabeth Keller, vorm. K. Putterer,** Paprika- und Gewürzversand, **Würzburg,** Frankfurter Str. 31 a. Bei Paprika und Gewürzen ab 25,— DM portofrei.

Den Lebensweg des Dichters und Schriftstellers Preyer soll dieser Aufsatz skizzieren:

Preyer, der von seiner frühesten Jugend bis ins höchste Greisenalter **dichterisch** tätig war, hatte sich in seiner Jugendzeit mit Vorliebe der epischen Dichtung zugewandt und erst in reiferen Jahren zum Drama gefunden. Von seinen Arbeiten sind leider nur vier Werke: „Canova", „Die Sulioten", „Hannibal" und „Hunyadi-Láßlo" im Druck erschienen und dadurch weiteren Kreisen bekannt geworden. Das Gemeinsame derselben ist edle Gesinnung und Sprachgefühl, insbesondere erhebt sich die Sprache in „Canova" nicht selten zu lyrischem Schwunge, der Adel der Sprache im 5. Akt des „Hannibal" gemahnt an Grillparzer. Wie so mancher unserer deutschbanater Dichter ist auch Preyer, der als eine lautere, nach Edlem strebende Persönlichkeit geschildert wird, heute beinahe vergessen.

Johann Nepomuk Preyer erblickte in Lugosch, wo sein Vater als kameralherrschaftlicher Beamter lebte, am **28. Oktober 1805** das Licht der Welt. Die erste Erziehung erhielt der Knabe in seiner Vaterstadt und wurde dort auch in einer Privatschule, die ein Priester des Minoritenordens leitete, für das Gymnasium vorbereitet. Nachdem sein Vater als kameralherrschaftlicher Rentmeister im Jahre 1816 in **Rekasch gestorben war,** kam der Sohn an das **Piaristengymnasium** nach Temeschburg und hier wurde sein lebhafter Sinn für deutsche Dichtung mit dem Studium der griechischen und römischen Dichter erweckt. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien, denen sich zwei Jahre Philosophie am Lyceum in Szegedin anreihten, bezog er auf ein Jahr die Akademie in Großwardein, um sich dem Studium der Rechte zu widmen und beendete dasselbe an der Rechtsakademie in Preßburg. Seine Rechtspraxis begann er als Praktikant beim Temeser Komitate und zugleich in einer Advokaturskanzlei. Nach diesen Vorbereitungen ging er im Jahre 1827 nach Pest und wurde daselbst zur weiteren Ausbildung in das königliche Rechtsdirektorat aufgenommen. Nachdem er im Jahre 1828 in Pest die Advokatursprüfung ehrenvoll bestanden hatte, ließ er sich in Temeschburg nieder und eröffnete eine Advokaturskanzlei. Etwa zwei Jahre später trat er als zweiter Rechtsanwalt in die Dienste der königl. Freistadt Temesvar und bekleidete nachher die Stelle eines Magistratsrates und Stadtrichters. Während dieser Zeit entstand ein ebenso zeitgemäßes als interessantes Werk unter dem Titel: „Des ungarischen Bauers früherer und gegenwärtiger Zustand nebst Darstellung der Folgen und Wirkungen desselben" von J. N. Preyer, ung. ‚Reichs- und Gerichtsadvokaten', welches 1838 bei C. A. **Hartleben** in Pest im Druck erschien. Den Inhalt deses Buchs erklärt der Titel zur Genüge. **Wie sehr Preyer den in jener Zeit wenig geachteten Bauernstand und den Wert der Landwirtschaft für den ungarischen Staat zu schätzen wußte, ergibt sich aus der folgenden, dem Vorworte entnommenen Stelle: Jenes Staates Wohlstand, der auf Ackerbau, diesen unversiegbaren Schatz Goldes, dies dauernde Glück, dies bleibende Geschenk der gütigen Natur gegründet ist, beruht auf der sichertsen Grundlage. Der Ackerbauende ist aber der Bauer. Dieser nicht genug zu achtende Stand, ohne welchen alle anderen Staatsbürger nicht bestehen könnten; der für alle Stände das Brot erzeugt, der das Heer mit Soldaten versieht und erhält — ist gewiß wert, die allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln."**

Herbst im Kukuruzfeld

Schon glüht der Berg im fernen Osten,
auf kühlen Wellen kommt ein Strahl,
umzüngelt alle Meilenpfosten, —
dann dämmert es im Tale fahl.

In weiten dürren Kukuruzstücken
erbebt der Wind, es ächzt und kracht,
die Bauern, die sich bückend pflücken,
erzählen sich seit Mitternacht.

Die Kolben fallen in die Schürzen,
die Lieschen knirschen hart und rauh,
und wie die Strahlen bergab stürzen,
erglänzt das Feld im Morgentau.

Peter Barth, Ferdinandsberg

Im Jahre 1844 wurde Preyer fast **einstimmig** zum Bürgermeister gewählt; er bekleidete diese Stelle bis zum 9. Februar 1858. Sein gewissenhaftes, ehrliches Wirken wird am besten dadurch gekennzeichnet, daß unter seiner Bürgermeisterschaft die Bewohner **keinerlei Gemeindesteuern zahlten, die Stadt bei seinem Scheiden aus dem Dienste keinen Kreuzer Schulden hatte und die Kammeramtskassa einen in der damaligen Zeit ziemlich namhaften Barvorrat aufwies.** Durch die im Jahre 1839 im Druck erschienene „Geschichte der Pest im Temesvarer Banat" von Anton von **Zammer,** welche interessante Daten über die Geschichte der Stadt Temesvar enthielt, wurde Preyer angeregt, seine 1853 im Druck erschienene **Monographie der königl. Freistadt Temesvar zu schreiben.** Wenn man von der damals üblichen Schilderung des Mittelalters absieht und die Aufnahme jener Fälschung, wohl die plumpste, die je gewagt wurde, betreff das angeblich vom 8. März 1582 datierte und an den Papst gerichtete Schreiben des „Hertzeg István, Temesvári föbiró", als Beilage I. der Monographie, der **Vertrauensseligkeit** des Poeten zuschreibt, wird man dem Buche die Anerkennung keinesfalls versagen können. Seine Mitbürger bezeigten ihren Dank für dieses, später wiederholt ausgebeutete Werk durch Überreichung des **Ehrenbürgerdiplomes der Stadt Temesvar.**

Noch in demselben Jahre erschien bei **Brockhaus in Leipzig** sein erstes Drama „Canova", welches die Liebe und Entsagung Canovas darstellt. Seiner vorherrschend lyrischen Stimmung wegen übte dieses Werk auf die gebildete Leserschaft eine erhebliche Anziehungskraft aus und durch die Anerkennung, welche ihm von der Kritik zuteil geworden war, wurde Preyer ermuntert, auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren. Schon im folgenden Jahre erschien, ebenfalls bei Brockhaus, sein Trauerspiel „Die Sulioten". Obschon dasselbe Szenen hohen Reizes nicht entbehrt und von der Kritik nicht ungünstig beurteilt wurde, wurde es vom Publikum nicht einhellig aufgenommen. Dieser Umstand mag Preyer veranlaßt haben, längere Zeit nicht mehr in die Öffentlichkeit zu treten. Im Jahre 1858 trat er in den einstweiligen Ruhestand und hatte die Absicht, sich mit seiner Familie in **Gmunden** ansässig zu machen, kehrte jedoch mit dem politischen Umschwung des Jahres **1861 nach Temesvar zurück,** wurde im Dezember desselben Jahres zum Gerichtsrat beim Temeser Komitatsgerichte und als die Komitatsgerichte 1872 aufgelassen wurden, zum Temesvarer königl. Gerichtshof als Gerichtsrat und zum Stellvertreter des Gerichtspräsidenten ernannt. In dieser Eigenschaft wirkte Preyer, der sein Amt mit pedantischer Genauigkeit führte, bis 1876 und kam dann, nach **42jähriger Dienstzeit,** um seine Pensionierung ein. (Nachdem er eine Wohnung im ersten Stock des ehemaligen Gabrielschen Hauses Mercygasse Nr. 1 im Servitutswege inne hatte, wollte er in stiller Zurückgezogenheit ganz den Musen leben und den Rest seiner Tage an der Stätte seines Wirkens verbringen.) Die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse widerten Preyer, **der nach Abstammung, Bildung und Gesinnung ein Deutscher war,** immer mehr an und ließen schließlich in ihm den Wunsch aufkommen, seine Heimat zu verlassen.

Eine Reise im Jahre 1880 führte ihn, angeblich nur zu Besuch zu seiner Tochter, verehelichte Hauptmann **Tisch** nach Kirchberg a. Wechsel in Niederösterreich, von wo er nicht mehr zurückkehrte.

In Kirchberg gewann Preyer Muse, um verschiedene dramatische Arbeiten zu Ende zu führen und trat nach **28jährigem** Schweigen mit seinem umfangreichen Trauerspiel „Hannibal" wieder vor die Öffentlichkeit. Dasselbe erschien im Verlag von Gerold in Wien und mag eine gute Aufnahme gefunden haben, weil es im Buchhandel sehr bald vergriffen war. Da auch die Kritik mit dem Beifall nicht kargte, wurde Preyer zu einem weiteren Versuch ermuntert und ließ bald darauf sein Trauerspiel „Hunyadi Láßlo" ebenfalls bei Gerold folgen. Die kühle Aufnahme desselben mag den Dichter bewogen haben, **in der Folge keine seiner Arbeiten mehr zu veröffentlichen.**

Fern der Heimat gestorben

Seine letzten Jahre verlebte Preyer in stiller Zurückgezogenheit in Kirchberg, wo er ein freundliches Heim eingerichtet hatte, im Kreise seiner Angehörigen ruhig und zufrieden weiter. Hochbetagt, aber geistig ungeschwächt, verschied er nach längerem und schmerzvollem Leiden am 11. Oktober 1888 **im 83. Lebensjahr.** Auf dem Ortsfriedhofe in Kirchberg wurde der Verblichene bestattet.

Über Preyers Leben und seine äußere Erscheinung wurde folgende Schilderung bekannt: Die Lebensweise des Dichters war ziemlich einfach. Er war zweimal verheiratet. Aus seiner ersten Ehe mit Josefine **Moheda** ist ihm eine Tochter, Isabella, entsprossen; die zweite Ehe mit Hermine, Tochter des einstigen Temesvarer Festungskommandanten FML Karl **Fischer von See,** blieb kinderlos. Von Gestalt war Preyer mittelgroß, hager und stramm, von Gesicht wohlgebildet und geistreich. Im Verkehr war er von einer Geradheit, Männlichkeit und Pünktlichkeit, die jedem, der mit ihm zu tun hatte, das Gefühl einflößte, daß er es mit der Rechtschaffenheit selbst zu tun habe. Daß er viel in Offizierskreisen verkehrte, mag ihm von mancher Seite verübelt worden sein, doch brachten das die Familien- und damaligen Zeitverhältnisse mit sich.

Über die dichterische Bedeutung Preyers für die deutschbanater Literatur urteilt einer unserer namhaftesten Literaturhistoriker folgendermaßen: „Im Rahmen einer großen übernationalen Literaturdarstellung ist der Eklektiker ohne Einfluß auf die Entwicklung des Ganges der deutschen Literatur. Anders steht es, wenn wir ihn vom **deutschbanatischen** Standpunkt aus betrachten. Hier steht er als einer der **ersten,** wenn nicht als **erster überhaupt, der als Dramatiker das Deutschtum unserer Heimat dem Deutschtum in seiner Gänze anzugliedern versucht.** In seinem „Hunyadi Láßlo" versucht er die Geschichte Ungarns für das deutsche Drama fruchtbar zu machen, wie es vormals **Lenau** und **Beck** mit dem ungarischen Leben in Lyrik und Epik, und wie es sein Zeitgenosse Martini und insbesondere nun die jüngere Banater Dichtergeneration in Roman und Novelle tun. Er war damals allein geblieben ohne Mitstrebenden und ohne Schüler. Und wenn darum seine Wirkung auf spätere Dramatiker des Banates nur gering war, sei es ihm dennoch gedankt, daß er so früh das Panier hoher, **deutscher Kunst** im Banat aufpflanzte. Eine Geschichte des deutschen Geisteslebens im Banat wird ihm auch fürder ein pietätvolles Gedenkblatt weihen müssen."

Franz Wettel ist auch schon seit über 33 Jahren tot und auch seine Verdienste als Historiker und Kämpfer für die Rechte des Banater Deutschtums fallen allmählich der Vergessenheit anheim.

(J. G.)



Alte Weinpresse aus Karantsch. (Holzschnitt von Hans Roch.)

Sprichwörter und Redensarten

Is dr Tippe noch so schepp,
findt sich immr e Deckl drzu.

E Trinker hat e Igl im Magen:
schwimmt'r net, so stecht'r!

Dem wer ich mol die Lewite lese.

Wer zlescht in de Sack schluppt,
kummt 's erscht raus.

Bis der kummt, is de Haas schun lang iiwr d'r Heck.



Piaristenkirche in Temeschburg, I. Bezirk.

Ferdinand Riester ist nicht vergessen

Der Volksmann von Ruma / Nach ihm ist in Traun eine Straße benannt

Heuer ist es 45 Jahre her, seit auf dem Grabe Ferdinand Riesters in Ruma das ihm von der Volksgruppe gewidmete Grabmal enthüllt worden ist, verbunden mit einer Gedächtnisfeier, zu der sich eine überaus große und herzlich verbundene Gemeinde zusammengefunden hatte, begrüßt vom Abgeordneten zum Belgrader Parlament Dr. Stephan Kraft.

Ernste Musik leitete die Feier ein im Gedenken an Ferdinand **Riester,** von dem das „Deutsche Volksblatt für Syrmien" schrieb: „Riester war ein echter deutscher Volksmann vom Scheitel bis zur Sohle. Seine markante breitschultrige, echt bajuwarische Gestalt imponierte unserem Volke. Noch mehr aber sein biederer Charakter. Treu und rechtschaffen und von besonderer Güte, eroberte er sich schnellstens die Herzen aller Volksgenossen."

Mit 59 Jahren, Anno 1906, wurde Ferdinand Riester, der in seinem Leben stets ein leuchtendes und reines Beispiel dafür war, wie man in strengster und klarster Sauberkeit im politischen Ringen vor seinem Volke steht, zum Bürgermeister von Ruma gewählt und wenig später auch zum Landtagsabgeordneten des Wahlkreises Ruma-India. Riester war der erste und einzige deutsche Abgeordnete im kroatischen Landtag gewesen. Dieser ordnete ihn dann in den Budapester Reichstag ab.

Schon damals war Ruma als „Hochburg des Deutschtums im Südostraum" bekannt. Im Jahre 1903 wurde dort der „Verlag Deutscher Bücher und Zeitschriften" gegründet, der seit 1. Jänner 1904 die Wochenzeitung „Deutsches Volksblatt für Syrmien" herausgab. Bald darauf wurde die „Deutsche Volksbank AG" errichtet und 1905, vor genau 65 Jahren also, der Deutsche Turnverein ins Leben gerufen, der erste in diesem Raum der Monarchie. Dahinter standen beherzte Männer, wie Josef Serwatzy, Robert Weninger, Ernest Götz, Jakob Koch, Andreas Wagner und Josef Brendl, geführt von Karl Stürm und zusammengeschweißt von Ferdinand Riester, der 1908 mit noch größerer Stimmenmehrheit in den Agramer Landtag wiedergewählt wurde. Ihm ist unter anderem zu danken, daß die schon fast völlig kroatisierten Volksschulen in Ruma, India und anderen Orten des kroatisch-slawonischen Lebensraumes wieder zu deutschen Schulen wurden. Auch im Vereinsleben von Ruma war Riester führend tätig, so als Oberkommandant der Freiwilligen Feuerwehr und als Obmann im Deutschen Gesang- und Musikverein. Er starb am 18. August 1911 im Alter von 64 Jahren.

Bei seiner Beerdigung kam es so recht zum Vorschein, wie stark Riester im Volke wurzelte. Sein Lebenswerk ist 1944/45 ins Massengrab gesunken. Aber nicht gestorben ist der zeitlose Geist völkischer Erneuerung, dem er diente, nicht gestorben ist der Lebenswille des Syrmiendeutschtums, der immer wieder in lebendigen Formen seine Gestaltung findet, so im oberösterreichischen Traun, der heutigen Hauptsiedlung der Rumaer, wo eine Straße Ferdinand Riesters Namen trägt und also beweist, daß der Tote in den Herzen seiner Landsleute noch lebendig ist und es immer bleiben wird.

Riester ist eingegangen in das stete Gedenken der donauschwäbischen Volksgruppe als eines der größten und besten Vorbilder menschlicher und politischer Sauberkeit. Wo Männer mit deutschem Charakter genannt werden, darf man Ferdinand Riester nicht vergessen. Er war einer der Ehrlichsten und Treuesten des Volkes gewesen.

Als im August 1912 unter Vorsitz des Universitätsprofessors Dr. Kaindl aus Czernowitz die Karpatendeutschen in Ruma tagten, zogen nach einem feierlichen Requiem alle Tagungsteilnehmer zum Grabe Riesters, wo A. H. Voltmann einen Kranz niederlegte und die Abgeordneten Brandsch und Dr. Kraft Worte des Gedenkens sprachen. Übers Jahr wurde mit dem Sitz in Ruma der „Bund der Deutschen in Kroatien und Slawonien" gegründet.

h. patz

Hitler am Gängelband der ungarischen Politik

(Fortsetzung von Seite 1)

bärdete sich die ungarische Regierung um so kriegerischer. So erklärte Außenminister Csáky dem deutschen Gesandten am 2. Juli 1940 stolz und verantwortungslos: „Was wir tun wollen, wollten wir aus eigener Kraft tun ... Wenn wir uns zum Handeln entschließen, dann werden wir auf jeden Fall handeln und kümmern uns nicht viel um die Folgen" (Allianz, S. 267). Das war die Sprache, mit welcher man Hitler zum Eingreifen im Sinne einer „friedlichen" Revision bewegen konnte!

„Mindent vissza!", d. h. alles zurück, was nach dem ersten Weltkrieg verloren gegangen war, war die Losung nicht nur der ungarischen Regierung, sondern auch der ungarischen Öffentlichkeit. „Ungarns Appetit ist zu groß", erklärte M. Hodscha am 30. 4. 1937 (Dipl.-Schriften I, Nr. 244), und auch Graf Ciano versuchte vergebens, „den ungarischen Appetit dem Fassungsvermögen des ungarischen Magens anzupassen" und der Budapester Regierung klar zu machen, daß die Macht ihres Landes nicht ausreicht, eine imperialistische Politik zu betreiben. Das wußte man wohl auch in Ungarn, und darum versuchte die Regierung immer wieder die Einschaltung der Achsenmächte in die Verhandlungen über das Schicksal des mittleren Donauraumes. Auf Ungarns Drängen hin übernahmen die Außenminister der Achsenmächte die undankbare Rolle der Schiedsrichter im ersten Wiener Schiedsspruch am 2. Nov. 1938, worin die ungarische Regierung durch ihre Unterschrift die neue Grenze gegen die Tschechoslowakei als endgültig anerkannte.

Einige Wochen später wollte Ungarn jedoch bereits die Karpatoukraine überfallen, und nur mit vereinten Kräften konnten Berlin und Rom das ungarische Vorhaben verhindern. Diesmal sprach man in Budapest nicht mehr vom ethnischen Prinzip, worauf das Münchener Abkommen bzw. der Wiener Schiedsspruch beruht hatten, sondern nur noch vom historischen Recht, von geographischen und wirtschaftlichen Interessen. Trotz dieses ersten Fiaskos gab Ungarn seinen Plan nicht auf. Im Mittelpunkt der Außenpolitik der Regierung Teleki stand auch weiterhin die Gewinnung der Karpatoukraine. Man bestürmte Hitler mit den verlockendsten Angeboten. Den entscheidenden Anstoß zur endgültigen Zerschlagung der Tschechoslowakei scheint das Auftreten Csákys am 3. März 1939 gegeben zu haben. Der ungarische Außenminister schrieb nämlich an den Berliner Gesandten Sztójai an diesem Tag:

„Bitte, teilen Sie in entsprechender Form in der Wilhelmstraße folgendes mit:

Das ethnische Prinzip wird aufgegeben

Die Achsenmächte sind nach allgemeiner Ansicht in die Defensive gedrängt worden, was auch unsere öffentliche Meinung empfindet. Wirtschaftlich befinden sich die beiden Achsenmächte ebenfalls in einer schwierigen Lage, deren Auswirkungen Ungarn ebenso verspürt. **Unter diesen Umständen wäre von Deutschlands Seite irgendeine entsprechende Geste notwendig, damit es der ungarischen Regierung ermöglicht wird, die intimsten Beziehungen weiter auszubauen. Eine solche Geste würde ich im Zusammenhang mit der Karpatounkraine für möglich halten."** Ungarn könne nicht tatenlos zusehen, daß die Regierung dieses Ländchens die Wälder der Karpaten abholze. Die ungarische Regierung werde gezwungen sein, „zwischen der Untätigkeit und dem darauffolgenden Selbstmord oder dem Handeln zu wählen, und wahrscheinlich werde sie sich für die letztere Möglichkeit entscheiden." Sollte aber Ungarns Appell vergeblich sein, „dann greifen wir zur Selbsthilfe", schrieb Graf Csáky als verantwortlicher Außenminister Ungarns in dem erwähnten

Werbt neue Bezieher für den „DONAUSCHWABEN"

Brief an Sztójai. Vergebens war Hitlers Erklärung gegenüber Csáky am 16. Januar 1939, wonach er mit Mussolini einer Meinung sei, daß sie einige Jahre Ruhe benötigten, damit sie vielerlei aus- und aufbauen könnten (Wilhelmstraße, S. 344), die ungarische Regierung gab nicht nach und drohte von neuem mit dem Krieg gegen die Tschechoslowakei, der angesichts der schlechten Aufrüstung Ungarns nur mit einer beschämenden Niederlage bzw. mit dem bewaffneten Eingreifen des Reiches an Ungarns Seite hätte enden können. Nun übernahm Hitler die Argumentation Ungarns bezüglich des historischen und geographischen Prinzips und der wirtschaftlichen Interessen, besetzte Böhmen und Mähren, und willigte auch in die Besetzung der Karpatoukraine durch Ungarn ein. Welche verhängnisvolle Folgen für die weitere Entwicklung der Dinge dieser Prinzipienwandel hatte, ist allgemein bekannt.

Am Krieg gegen Polen nahm Ungarn nicht teil, aber es mobilisierte sein Heer am 5. September — gegen Rumänien! Erschrocken erkundigte sich das Auswärtige Amt bei Csáky, was diese Mobilisierung wohl bedeuten solle. „Ihre dringende Bitte war nur, Rumänien nicht anzugreifen. Sie glaubten, der ungarisch-rumänische Krieg stehe vor der Tür. In dieser Hinsicht habe ich sie beruhigt", schrieb Csáky an Teleki am 8. Sept. 1939 (Allianz, S. 246). In Berlin hatte man noch immer nicht erkannt, daß die ungarische Regierung den starken Mann nur markiert, um die Reichsregierung zum Eingreifen zu Ungarns Gunsten zu bewegen. Im Sommer 1940 gingen Ungarns Kriegsdrohungen von neuem los. Schon am 8. April 1940 hatte Teleki einen Versuch unternommen, die Initiative zu ergreifen und Deutschland und Italien ganz offen in Ungarns Revisionskarren einzuspannen (Allianz, S. 259), so aber, daß die gegen Rumänien kämpfenden deutschen Truppen unter ungarischen Befehl kommen, damit es nicht heiße, die Deutschen würden Siebenbürgen für Ungarn erobern! Vergebens ließ Hitler wieder erklären, Deutschland verfolge auf dem Balkan nur wirtschaftliche Interessen, es möchte Ruhe und Frieden auf dem Balkan nicht gestört sehen, Ungarn trieb seine Kriegspolitik unentwegt weiter. Am 4. Juli 1940 umriß eine Verbalnote Ribbentrops den Standpunkt der Reichsregierung noch einmal deutlich: Das Reich werde Ungarn bei seinem geplanten Krieg gegen Rumänien „nicht nur keinen militärischen Beistand leisten, sondern bei aller Konsequenz, die sich bei einem solchen gewaltsamen Vorgehen Ungarns ergeben könnte, Ungarn sich selbst überlassen" (Allianz, S. 269). Und dennoch hatte die ungarische Regierung ihr wahres Ziel erreicht, denn in derselben Note kündigt die Reichsregierung ihren Beschluß an: Sie werde im Benehmen mit der italienischen Regierung nunmehr das Problem der Revision auf dem Balkan nach jeder Richtung hin einer eingehenden Prüfung unterziehen. Und am 10. Juli desselben Jahres äußerte sich Hitler im Sinne der ungarischen Regierung, wie oben bereits zitiert wurde. Die Gebietsfrage sollte vorerst auf Grund zweiseitiger Verhandlungen geregelt werden, da diese aber gescheitert waren und „die Deutschen und Italiener sich überzeugt hatten, daß die ungarische Armee kämpfen will" (Vgl. Protokoll des Ministerrats vom 28. August 1940), kam es zum zweiten Wiener Schiedsspruch, in welchem der Reichsaußenminister nur widerstrebend die Rolle des Schiedsrichters übernahm. Wenn die Folgen des ersten Wiener Schiedsspruchs schon eine deutschfeindliche Kampagne in Ungarn war, — man schrieb von der „Niederträchtigkeit Deutschlands", weil Ungarn nicht „alles" zurückbekam, — so riefen Sprechchöre am Abend des zweiten Wiener Schiedsspruchs vor dem Haus der deutschen Botschaft: „Arad, Temesvár, Brassó, becsapott a mázoló", d. h. Arad, Temesvár, Brassó, der Anstreicher hat uns betrogen! Man wollte eben alles zurückekommen, doch hätte man ohne Hilfe des Reiches keine einzige Ackerfurche zurückerhalten. Dadurch, daß Hitler sich von Ungarn für dessen Revisionspolitik mißbrauchen ließ, verlor das Reich jede Sympathien jener Länder, die infolge seines Eintretens für Ungarn an dieses Gebiete abtreten mußten, gewann aber nicht die Liebe und Dankbarkeit der Madjaren, denn ihr maßloser Appetit konnte auch von Hitler nicht befriedigt werden.

Gibts auch Gegenargumente?

Wir wollen nur noch auf einige wichtige Tatsachen hinweisen, die als Gegenargumente zu unseren Feststellungen angeführt werden könnten. Auch Historiker der ungarischen Volksdemokratie haben nachgewiesen, daß Ungarn freiwillig, ohne dazu aufgefordert worden zu sein, den Antikomintern-Pakt unterschrieben hat und ebenso freiwillig und als erstes Land dem Dreimächteabkommen beigetreten ist. Überhaupt war Ungarn immer stolz darauf, „primus inter pares", der erste unter den kleineren Staaten zu sein, die der Achse nahestehen. Am 10. Dezember 1940 unterzeichnete Csáky ein Übereinkommen mit Jugoslawien, dessen erster Punkt lautete: „Zwischen dem Königreich Ungarn und dem Königreich Jugoslawien werden ständiger Friede und ewige Freundschaft herrschen". Dieser Freundschaftspakt kam auf deutsche Initiative zustande, der Text wurde von Ribbentrop vorher gutgeheißen (Allianz, S. 76), vom ungarischen Parlament im Februar 1941 ratifiziert. Er entsprach ganz und gar der Friedenspolitik des Reiches, wie sie seit 1933 auch von Hitler auf dem Balkan verfolgt wurde. Als sich Hitler aber infolge des Belgrader Militärputsches genötigt sah, gegen Jugoslawien Maßnahmen zu ergreifen, war die ungarische Regierung wieder eifrig bei der Sache, sah sie doch wieder die Möglichkeit weiterer Landgewinne. Auch Ministerpräsident Graf Teleki hatte dem Eintritt Ungarns in den Krieg zugestimmt, nachdem er aber erfahren hatte, daß England Ungarns Teilnahme am Krieg gegen Jugoslawien als Casus belli ansehen würde, verlor er die Nerven und beging am 3. April 1941 Selbstmord. In seinem Abschiedsbrief versetzte er den Deutschen noch einen Tritt, nannte sie „gazember", d. h. Spitzbuben, Gauner, obwohl er es war, der die Deutschen seit Jahren an der Nase herumgeführt hatte und sich beim Rasieren wegen seines Verhaltens ihnen gegenüber ins Gesicht spucken wollte. So konnte man es vor Jahren in einem madjarischen Emigrantenblatt lesen. Ungarn hat noch niemals einen Vertrag oder ein Gesetz beachtet, wenn diese seine nationalen Ambitionen irgendwie einengten. Gerade Teleki hatte sowohl die freiwillig angenommenen Bestimmungen des Wiener Schiedsspruchs durch die Kriegsdrohungen gegen die Karpatoukraine und den Überfall auf die Ostslowakei verletzt und auch den Vertrag von Bled leichtfertig über Bord geworfen, als sich die Möglichkeit bot, neue Gebietserwerbungen zu machen. Ebenso leicht setzten sich dann Horthy und die Nachfolger Telekis über den ewigen Freundschaftsvertrag mit Jugoslawien hinweg.

In den Krieg gegen UdSSR gedrängt

In den Krieg gegen Rußland drängte sich Ungarn ungebeten hinein. Als Ministerpräsident Bárdossy Ungarns Eintritt in den Krieg am 26. Juni 1941 der deutschen Botschaft mitteilte, machte er dem Botschaftsrat Werkmeister heftige Vorwürfe, „daß die deutsche Regierung Ungarn nicht dieselbe Möglichkeit zum gemeinsamen Auftreten gegeben hatte wie Rumänien und der Slowakei" (Allianz, S. 318). Und am nächsten Tag telegraphierte er an Sztójai in demselben Sinne:

„... Ich will zwar nicht annehmen, daß sie (Anm.: die Reichsregierung) uns trotz unseres Drängens nicht in die damals bereits endgültig entschiedene Entwicklung der Angelegenheit haben einweihen wollen. Das habe ich gestern auch dem deutschen Gesandten gesagt und ihn gebeten, es zu berichten ... Die Konsequenzen aus dem Angriff auf die Sowjetunion haben wir trotzdem ohne alle Umschweife sofort gezogen ..."

Welche Überlegungen Ungarn in den Krieg gegen die Sowjetunion eintreten ließen, erfährt man aus der Denkschrift des Generalstabschefs an den Ministerpräsidenten vom 14. Juni 1941, worin dieser einen sicheren und schnellen Sieg der deutschen Armee voraussagt und u. a. noch schreibt:

„Wir können auf eine weitere Vergrößerung unseres Landes nur dann hoffen, wenn wir weiter treu zur Politik der Achse halten, als deren Belohnung wir sicher das gesamte Territorium des historischen Ungarn zurückerhalten ... Würde aber unsere Teilnahme ausbleiben, dann müßten wir vielleicht nicht nur auf ewig unsere gegen Rumänien gehegten weiteren Revisionsansprüche aufgeben, sondern auch die bisherige Vergrößerung unseres Landes könnte verlorengehen".

So trat Ungarn in den Krieg gegen die Sowjets ein, und als er dann verlorenging, mußten die Ungarndeutschen vertrieben werden, denn sie waren eben an allem schuld ...

Im Jahre 1964 erschien in Ungarn das Werk György **Ránkis**, Memoiren und Wirklichkeit über die Rolle Ungarns im zweiten Weltkrieg.[2]) Auf Grund der zeitgenössischen Dokumente, somit auch der ungarischen und deutschen diplomatischen Schriften widerlegt er zahllose unwahre Behauptungen der Emigrantenliteratur, kommt dann aber zu der sonderbaren Feststellung, die ungarische Außenpolitik habe in gewissem Maße die Rolle des Sturmbockes gespielt und den Deutschen unmittelbare Unterstützung gewährt (S. 28). Die Tatsachen beweisen eben das Gegenteil: Die ungarische Außenpolitik hat die deutsche Macht gegängelt und für ihre eigenen Zwecke mißbraucht. Das geht aus unseren wohlfundierten Ausführungen einwandfrei hervor.

[2]) Ránki György, Emlékiratok és valóság Magyarország második világháborús szerepéről. Budapest 1964, 303 S.

Bayerns Dank an die Vertriebenen

Haus des Deutschen Ostens in München

Mit einem feierlichen Festakt im Festsaal der Akademie der Wissenschaften in Anwesenheit des Ministerpräsidenten Alfons Goppel, zahlreicher prominenter Ehrengäste und einer großen Zahl Vertreter aller Landsmannschaften, der Parteien, Verbände und Einrichtungen eröffnete der bayerische Arbeitsminister Dr. Fritz Pirkl das „Haus des Deutschen Ostens". Wie der Minister ausführte, dient das Haus zunächst der Pflege und Fortentwicklung des Kulturgutes aller deutschen Vertreibungsgebiete, dann als Begegnungsstätte der verschiedenen deutschen Stammeskulturen und wird sich auch in einem besonderen Maße der Kontaktpflege mit den anderen Kulturkreisen Ost- und Südosteuropas verpflichtet wissen. Eine „große und zukunftweisende Funktion" als Brücke zwischen dem ganzen deutschen Volk und den ost- und südosteuropäischen Völkern sei den Heimatvertriebenen anvertraut, sagte der Minister.

„Kultur und Heim — sind das nicht zwei Worte für ein und denselben Begriff?" fragte Ministerpräsident Goppel, der auch als Schirmherr der sudetendeutschen Volksgruppe, die als vierter Stamm Bayerns gilt, sprach. Das „Haus des Deutschen Ostens" sei „der sichtbare Dank für die wirtschaftliche und politische Aufbauleistung der Vertriebenen. Die Vertreibung habe ungeheures seelisches und materielles Leid gebracht, das der Lastenausgleich nur zum Teil habe ausgleichen können. Die „innere Not" solle durch das neue Haus wenigstens zum Teil gelindert werden. Goppel sah in der „landsmannschaftlichen Idee" eine Entsprechung zum deutschen und europäischen Föderalismus.

In seinem Festvortrag „Der Osten in der deutschen Geschichte" kam der Universitätsprofessor Dr. Karl **Bosl** zu dem Ergebnis, Einrichtungen wie Häuser des Deutschen Ostens hätten nicht nur eine nützliche Funktion und Aufgabe, sondern seien darüber hinaus auch eine gesellschaftspolitische und zwischenmenschliche Notwendigkeit".

Der Vorsitzende des BdV in Bayern, Walter **Richter**, dankte der Staatsregierung und dem bayerischen Volk für diese Stätte der Begegnung. Mit dem neuen Haus beginne eine Gemeinschaftsarbeit Einheimischer und Vertriebener für Bayern, für die alte Heimat und für ein neues Verstehen der Völker in Mitteleuropa.

Das „Haus des deutschen Ostens" ist in einem jetzt renovierten und für seine neue Zweckbestimmung ausgestatteten ehemaligen Klostergebäude, das später Behördenzwecken diente, untergebracht, hat Räume für eine Begegnungsstätte, für Ausstellungen, eine Bibliothek, Geschäfts- und Tagungsräume. Ein aus 29 Mitgliedern bestehendes Kuratorium aus Vertretern des Staates, des Landtags, der landsmannschaftlichen Verbände, der Kirchen, der kommunalen Spitzenverbände und der Erzieherschaft, ein fünfköpfiges Präsidium sowie ein Geschäftsführer sind die Organe der Institution, die der Aufsicht des bayerischen Arbeitsministeriums unterstehen.

Bei der ersten Sitzung des Kuratoriums im Haus des Deutschen Ostens wurde Min.-Dir. a. D. Dr. Ludwig **Gillitzer** zum Vorsitzenden gewählt, seine beiden Stellvertreter sind: RA Ulrich **Haewert** (Pommer) und Dr. Franz **Böhm** (Sudetendeutscher). Dem Kuratorium gehören vier Südostdeutsche an: Josef Volkmar **Senz** und Arch. Arthur **Kostelecky**, als Vertreter der beim Bund der Vertriebenen, Landesverband Bayern, organisierten landsmannschaftlichen Gruppe der Südostdeutschen, Hptl. Josef **Schmidt**, als Vertreter der LAG für Ostkunde im Unterricht und Kirchenrat Dr. Oskar **Wagner** für die Evang.-Luth. Landeskirche Bayern.

Zum Abschluß des Festaktes gab der Ministerpräsident im Antiquarium der Residenz einen großen Empfang. jvs

Die Wände wollten sich biegen

Frohe donauschwäbische Jugend

Chicago/USA. — Für Mitte September hatte die donauschwäbische Jugendgruppe in Chicago zu ihrem jährlichen Traubenfest eingeladen. Schon in den frühen Abendstunden kamen Gäste ins Heim der Donauschwaben, um sich passende Sitzplätze zu sichern. Diese Vorsicht war dieses Jahr besonders gut angebracht, denn schon nach zwei Stunden war der große Saal mit allen Nebenräumlichkeiten so dicht besetzt, daß ab 10 Uhr keine weiteren Gäste mehr eingelassen werden konnten.

Die Gesichter der Jugendlichen — Mädchen und Jungen — strahlten glückliche Zufriedenheit aus beim Anblick eines so vollen Hauses. Und mit ihnen strahlten die anwesenden Eltern, Verwandte und Freunde dieser Jugend, weil sie sehen durften, mit welcher Freude sich gerade unsere donauschwäbische Jugend im Eigenheim versammelt, wie in einem vertrauten großen Familienkreis.

Umsichtig und schön war der große Saal mit prächtigen Trauben geschmückt, so verlockend, daß kaum jemand der Versuchung widerstehen konnte, Trauben zu „stehlen". Und jeder hoffte, nicht erwischt zu werden bei diesem „Diebstahl" im hellbeleuchteten Saal. Doch die Jugendgruppe hatte eine Auswahl ihrer besten „Polizisten" in strategischen Positionen, so daß kaum einer stehlen konnte, ohne erwischt und ins „Gefängnis" abgeführt zu werden. Auch dem Präsidenten der Donauschwaben, Nikolaus Schneider, blieb dieses Schicksal nicht erspart; er wurde beim „Stehlen" ertappt und mußte ins „Kittchen". Entlassen aus der Haft wurden die „Diebe" erst nach Bezahlung einer zünftigen „Strafe". Die einlaufenden „Strafgelder" hat der stets wachsame Finanzsekretär der Jugendgruppe sofort der Vereinskasse zugeführt. Gegen die „Urteile" wurde keine einzige Beschwerde erhoben.

Zahlreiche Abordnungen befreundeter Vereine befanden sich unter den Festgästen. Herbert Austen, Leiter der Jugendgruppe des DANK, und Willi Krämer, Jugenddirektor des Spielmannszuges des DANK, gaben ihrem Erstaunen über soviel Aktivität der donauschwäbischen Jugend Ausdruck. Es erübrigt sich zu betonen, daß alle Sitzplätze, die Bar und der Tanzboden unterbrochen besetzt waren. Die Kapelle „Viktoria" spielte fast pausenlos und bot ihr Bestes, um alle zu unterhalten. In der Küche aber hatte Frau Barbara Winter das Wort und versorgte umsichtig und schnell mit ihren Helferinnen die hungrigen Gäste. Ihr Mann, Franz Winter, hatte als Festpräsident ebenfalls alle Hände voll zu tun.

Das Weinlesefest der donauschwäbischen Jugend in Chicago neigte sich dem Ende zu und hat viele Erinnerungen an die alte Heimat ausgelöst. Noch lange werden die Teilnehmer an dieses Fest der frohen Stimmung denken. A.

Wir, die alten Parlamentarier, hatten die allerbesten Beziehungen zu den Rumänen, weil wir immer nur eine aufbauende Opposition betrieben. Hier nur ein Beispiel: Der Erzfreind unserer Minderheit war die Liberale Partei. Und trotzdem; bei der Beratung über den Gesetzentwurf für die Umschuldung sagte mir Dinu Bratianu im Ausschuß wörtlich folgendes: „Ich möchte eine gewisse Abänderung des Gesetzentwurfes durchsetzen, jedoch befürchte ich, daß eine solche Abänderung durch mich bei unseren Wählern böses Blut erzeugen würde. Wie wäre es, wenn Sie meinen Abänderungsantrag stellten? Ich würde dafür die Vertretung eines Ihrer vitalen Wünsche übernehmen." Nun, ich sagte zu und so wurde ein Artikel ins Gesetz aufgenommen, welcher bestimmte, daß auch solche Schulden bevorzugt werden, die unsere Bauern dadurch bei ausländischen Banken kontrahierten, weil ein rumänisches Institut seine Forderungen an eine ausländische Bank abtrat. Die Folge davon war, natürlich erst nach langwierigen Prozessen, daß die Holländische Buitenlandbank den Zinsfuß unserer Banater Hypothekarschulden bedeutend ermäßigen mußte.

*

Dr. Hans Otto Roth ging eines Tages in Bukarest mit Parlamentskollegen zum Mittagstisch. Als die Gruppe einen kleinen Platz vor der Calea Victoriei erreichte, sah sie diesen voller Menschen, die Straßenbahnwagen standen blockiert, jeder Verkehr war gesperrt. Aber alles Volk starrte auf den ersten Straßenbahnwagen, auf dessen Puffer ein Ordensgeschmückter in Claque und Frack hockte! Es muß wohl ein sehr hoher — unter Alkoholeinwirkung stehender — Würdenträger gewesen sein, denn kein Polizist getraute sich, diesen Mann von seinem unbequemen Sitz zu entfernen. Stolz blickte er um sich, bemerkte dann Dr. Hans Otto Roth, stand auf, befahl mit einer majestätischen Geste dem Straßenbahnführer weiterzufahren, und stürzte freudestrahlend mit dem Ausruf: „Aah, Hans Otto..." auf Dr. Roth und umarmte ihn.

*

Behördliche Versuche, Flurbereingungen (Kommassierungen) durchzuführen, zeitigten oftmals Ungerechtigkeiten gegenüber den Bauern. Ja, es kamen dabei selbst Mißbräuche vor. Diese Handlungsweisen beeinträchtigten in Ernährungskrisenzeiten die Produktion auf Jahre hinaus und boten selbstverständlich reichlich Gelegenheit zur Benachteiligung der Minderheiten. Es ist einem Banater schwäbischen Senator zu verdanken gewesen, daß diese Aktion gestoppt und ein Artikel in das Gesetz über die Organisation und Förderung der Landwirtschaft aufgenommen wurde, welcher bestimmte, daß hinfort alle Tauschverträge und Eingaben, die die Arrondierung eines Feldbesitzes bezweckten, von Stempel- und anderen Gebühren befreit sind.

Als derselbe Parlamentarier (Dr. Emmerich Reitter. — Die Redaktion) sein langes Referat über das obenerwähnte Gesetz vor der Kammer halten wollte, geriet er in eine peinliche Lage. Vor Beginn der Debatte meldete sich eine Studenten-Delegation der Tierärztlichen Hochschulen bei ihm und bat, er möge in seiner Rede bzw. in seinem Referat auch ihren Wunsch vortragen; daß nämlich die Bezirksagronomenstellen hinkünftig nur noch von Diplomierten ihrer Branche besetzt werden sollten. Kaum hatten sich diese entfernt, als auch schon wieder eine Delegation aufkreuzte, diesmal von der Landwirtschaftlichen Akademie, die ihrerseits denselben Wunsch hatte. Natürlich konnte der Banater schwäbische Parlamentarier nur versprechen, daß er diese Wünsche dem Minister mitteilen werde. Und nicht genug damit, als er sich anschickte, die Rednertribüne zu betreten, ersuchte ihn noch der Vorsitzende, Vizepräsident des Senates, ein besonderes, ihn persönlich berührendes Problem in seinem Sinne zu erörtern.

Daß die rumänische Regierung denselben Parlamentarier bzw. Senator aus dem Banat dreimal mit diplomatischen Missionen in Fragen der Doppelbesitzer nach Belgrad entsandte, daß ferner der Kommandant des einst so berühmten Radautzer Gestüts in der Bukowina denselben schwäbischen Parlamentarier um Intervention bei der Regierung ersuchte (er litt nämlich ständig unter Pferdefuttermangel, weil ihm das dazugehörende Gut enteignet und für die Futterbeschaffung keine Geldmittel gewährt wurden), die schließlich auch zum Erfolg führte, gehört auf dasselbe Blatt. Selbstverständlich haben auch die anderen Banater schwäbischen Parlamentskollegen ähnliche Erfolge erzielt.

*

Unsere Nachfolger waren bei den Rumänen verhaßt. Im Winter 1943/44 besuchte ich als Privatmann mehrere Ministerien in Bukarest und fand überall diese Stimmung vor. Das war die Folge des selbstherrlichen Auftretens der nationalsozialistischen Volksgruppenführung allen Rumänen, ja selbst dem Ministerpräsidenten gegenüber. Man schilderte mir dies in den Ministerien und bedauerte, daß das deutsche Minderheitsvolk in Rumänien nicht mehr von uns betreut und vertreten wird.

*

Und zum Schluß noch etwas Interessantes: Wie wurde Dr. Kaspar Muth Obmann des Verbandes der Deutschen in Rumänien? — Eines Tages meldete sich bei Dr. Hans Otto Roth, dem damaligen Vorsitzenden unserer Deutschen Parlamentspartei, ein Redakteur der großen jüdischen Tageszeitung „Dimineatza", und zeigte ihm einen Artikel, den eine englische Importfirma in seiner Zeitung veröffentlicht haben wollte. Es war ein vehementer Angriff gegen einen hohen rumänischen Beamten und dessen Mittelsmann — Rudolf Brandsch. Und zwar handelte es sich um bezahlte aber nicht gelieferte Ware. Der jüdische Redakteur fragte nun Dr. Hans Otto Roth, ob die Deutsche Parlamentspartei mit der Veröffentlichung dieses Artikels einverstanden sei. Dr. Hans Otto Roth besprach sich sodann mit den übrigen Abgeordneten unserer Parlamentspartei und so antworteten wir dem Redakteur mit „Nein!" Wir konnten ja diese schwere Kompromitierung des Deutschtums in Rumänien nicht zulassen. Also unterblieb die Veröffentlichung, aber das Verhältnis zu Brandsch wurde sehr kühl. Dann fand die Jahreshauptversammlung des Verbandes statt. Hierbei legte Brandsch die Abrechnung über eine Geldhilfe in Höhe von 600 000 Lei vor, die von uns übrigen beanstandet und zur Überprüfung einemUnterausschuß übergeben wurde. (Diesem Unterausschuß gehörte auch Dr. Emmerich Reitter an. — Die Redaktion.) Nach erfolgter Überprüfung berichtete der Ausschuß: Die Abrechnung kann unmöglich gutgeheißen werden. Nähere Gründe brauchen hier nicht erwähnt zu werden. Jedenfalls setzte daraufhin die Vollversammlung Brandsch von seiner Obmannstelle ab und wählte einstimmig den Lovriner Dr. Kaspar Muth zum Obmann des Verbandes der Deutschen in Rumänien!

Übersetzungen

von Urkunden, Dokumenten, Rentenunterlagen, Unterlagen für den Lastenausgleich aus folgenden Sprachen: Serbo-Kroatisch, Ungarisch, Rumänisch, Tschechisch, Slowakisch, Polnisch und Russisch durch beeidigten Dolmetscher

Johann Sabo
Übersetzungsbüro
68 Mannheim 1
Tattersallstraße 43
(Direkt am Wasserturm)
Postfach 2002 - Tel. 2 15 00

Aus den Lebenserinnerungen des Banater Schwäbischen ehe. Abg. Dr. Emmerich Reitter, gest. 1971, 96 Jahre alt. Aus „Der Donauschwabe", Aalen, 28-11-1971.

sondern sie mußten dafür dem Freiherrn 500 Joch Feld reinigen. Hierbei entfielen auf den Bauer 9½ zu putzende Joch, auf den halben Bauer 4¼. Als Lohn für diese mühevolle Arbeit bekam der ganze Bauer 30, der halbe 16 Joch ins Eigentum, freilich nicht, ohne daß zum Beispiel der Vollbauer noch 10 Jahre lang hindurch dem Herrn hatte jährlich 10 Gulden Zins entrichtem müssen. Als Hausplatz be-

ser.

Aus den jungfreulichen Feldern aber holte man vornehmlich Weizen, Korn, Hafer, Gerste und Kartoffeln. Mais baute man bloß für den Hausgebrauch: sein Verkauf lohnte damals nicht. Auch Hanf baute man: für das Haustuch, aus dem die Bäuerin sich, den Kindern und dem Bauern wie wohl auch den Knechten die Kleidung fertigte. Manches Haus wob bis 800 Ellen

Buchbesprechungen

„Was mir das Herz bew

Hans von Hunoltstein (Ivo Bunjevac): „Was mir das Herz bewogen", Lyrische Gedichte und Balladen, Prosa — erschienen als Privatdruck 1970.

Obwohl die Rolle, die der deutsche und deutschschreibende Adel in Kroatien und Slawonien im Kulturleben des Landes und im deutschen Kulturleben ihrer Zeit spielte, noch nicht erforscht ist, kann man doch feststellen, daß einige seiner Vertreter gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts durch ihr literarisches Schaffen bekannt wurden. Auf zwei sei hier nur hingewiesen: Graf Richard Sermage, der den Roman „Die Verlassenen" veröffentlichte, und Graf Markus Bombelles, dessen Roman „Das Fräulein von Kamenica" im Wiener „Fremdenblatt" 1891 erschien.

Hans v. Hunoltstein (Ivo H. Bunjevac), den ehemaligen Schülern der deutschen Gymnasien in Essegg und Ruma als ihr Lehrer wohlbekannt, vermehrt nun diese Reihe schreibender und dichtender Adeliger in Kroatien, und er schließt sie wahrscheinlich ab. In 2. Auflage hat er vor kurzem eine Sammlung seines literarischen Schaffens unter obigem Titel veröffentlicht. Schon der Untertitel „lirske pesme i balade" in Cyrillik gedruckt, zeigt an, daß das Buch außer deutschen noch Gedichte und Prosa in kroatischer und serbischer Sprache enthält, aber nicht nur solche, sondern auch in englischer und spanischer Sprache (1 Gedicht).

Wahrlich ein seltenes Buch, wahrlich ein seltener Dichter, der in so vielen Sprachen dichtend zu Hause sein will! Aber der in Bayern geborene, in Kroatien auf Schloß Jaškovo bei Karlstadt aufgewachsene, von der kroatischen und serbischen Dichterwelt stark beeinflußte Hans von Hunoltstein hat, neben der wohl notwendigen Portion Selbstvertrauen, eine umfassende sprachliche Ausbildung, und so fällt es einem schwer, zu entscheiden, in welcher Sprache er mehr zu Hause ist, wobei das Englische vom Rezensenten, der eigenen Unvollkommenheit wegen, gar noch ausgeklammert werden muß.

Die deutschen Gedichte, etwa ein Drittel des Buches, besingen in bunter Folge das Gefühlsleben des Dichters, Landschafts- und Zeiteindrücke, bringen gute Ratschläge und auch manche herbe Klage des sich unverstanden fühlenden Dichters, der sich dafür aber erhaben und voll Verachtung von der Welt der Masse, den Banausen, wendet: „Bleib du bei deinen Dummheitshoroskopen und laß beraten dich von kleinsten Geistern! Ich ließ mich nie von den Banausen meistern und nie belehren von den falschen Popen!" Wieviel schöner ist es da in Jaškovo, „ein graues Haus im Grünen mit ziegelrotem Dach, zwar jetzt verlassen, öd und leer", das aber in der

etwa: „gavran grakće nesuvislo, te mi srce rani; zar toi nije kao da mi smrt proricat kani?" Das erinnert an Branko Radičevićs Elegie: „Kad mlidijah umreti", ist aber so eigen — zweifellos Dichtung! Manchmal freilich scheint Pegasus denn doch in verwegenem Galopp mit dem Dichter davonzulaufen; wenn er etwa den Slawen, frei übersetzt, so besingt: „Ich bin ein Slawe, ein Mensch des Südens, den nur das Süße, das ewig Schöne berührt. Wisse: Pest sind für mich Streit und Krieg — der wahre Himmel sind für mich des Weibes Reize!" Nun ja, das mit des „Weibes Reizen" mag ja widerspruchslos hingenommen werden, aber sonst? Dichtung und Wahrheit sind halt oft zwei grundverschiedene Dinge.

Trotzdem oder gerade deswegen — interessierten Landsleuten sei das Buch empfohlen. Es ist für 10,— DM Vorauszahlung zu beziehen bei: Hans-Ivo von Hunoltstein-Bunjevac, 87 Würzburg 7, Fr.-Koenig-Straße 4.

Observer

Zwischen Lafnitz und Leitha

Mathes Nitsch: Zwischen Lafnitz und Leitha. — Kurzgeschichten aus dem Burgenland. Kartoniert, 88 Seiten. Eisenstadt, 1971. Verlag Oliver Ledermüller, München 15, Landwehrstraße 65.

Mathes Nitsch, 1884 in Straß-Sommerein (Hegyeshalom) in West-Ungarn geboren, stammt aus einer deutschen Heidebauernfamilie. Da er für die schwere Bauernarbeit zu schwach erschien, absolvierte er nach dem Besuch der damals noch deutschsprachigen Volksschule seines Heimatortes das evangelische Lyzeum in Preßburg. Auf die Matura folgte ein juristisches Studium an der Universität Budapest.

Ausgeübt hat Nitsch die Juristerei aber nie; er wurde, da ihm schon von Jugend an und auf der Universität das deutsche Schrifttum in seinen Bann gezogen hatte, Schriftsteller. Von 1910 bis 1944 war er außerdem Redakteur, zuletzt Hauptschriftleiter beim „Pester Lloyd" in Budapest.

Das literarische Schaffen von Mathes Nitsch umfaßt seit 1920 bisher 36 Titel, leider sind davon erst 8 in Buchform herausgekommen. Eine ganze Reihe seiner Erzählungen, Märchen und Gedichte, deren Stoffe fast immer aus der Heimat des Verfassers, dem größeren Burgenland (umfassend die ehemaligen ungarischen Grafschaften Preßburg, Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg), stammen, erschienen verstreut in Zeitschriften oder Zeitungen.

Für dieses seiner Heimat gewidmete dichterische Werk erhielt Nitsch im Sommer 1970 von der Burgenländischen Landesregierung das Große Goldene Ehrenzeichen und im November 1970 von der Landesregierung Baden-Württemberg den Donauschwäbischen Kulturpreis.

In dem vorliegenden Bändchen, dessen Vorwort von dem burgenländischen Kulturpolitiker Dr. Fred Sinowatz (Eisenstadt) stammt und für welches Josef Hinko (Stuttgart) ein instruktives Nachwort geschrieben hat, bringt eine kleine Auswahl aus den Kurzgeschichten von Mathes Nitsch, welche vor allem auf den Sagen, der wechselvollen Geschichte, sowie den Volks- und Heimatbräuchen des Burgenlandes fußen. Sie geben einen guten Einblick in sein dichterisches Schaffen und dürften ihm und dem Burgenland neue Freunde gewinnen.

Leopold Harhammer

Mitteilungen der Südosteuropa-Gesellschaft, Nr. 1/2, 11. Jahrgang, Januar bis Juni 1971. Herausgeber: Südosteuropa-Gesellschaft, München 22, Widenmayerstraße 49. Jahresbezug: 11,— DM.

Auch dieses neueste Heft der „Mitteilungen der Südosteuropa-Gesellschaft" enthält wieder eine Fülle interessanter Abhandlungen und Berichte über den südosteuropäischen Raum. Hervorzuheben sind besonders die folgenden Beiträge:

Wolfgang Kessler: Südosteuropa im Lehrangebot der Hochschulen der Bundesrepublik Deutschland.

Dusan Lopandić: Die Veränderungen im politischen und wirtschaftlichen System Jugoslawiens.

Lajos Kerekes: Ungarische Kulturarbeit im Ausland.

Prof. Dr. Vasile Rausser: Probleme des Außenhandels Rumäniens mit Westeuropa.

Anton Schwob: Festschrift und Festakt für Prof. Dr. Franz Hiernoymus Riedl (zu dessen 65. Geburtstag).

Eine Reihe von Tagungsberichten, Kurzberichten und Buchbesprechungen beschließt das 124 Seiten starke Heft, das allen Interessierten empfohlen werden kann.

Leopold Harhammer

Sammelbecken und Koordinator

Zehntes Stiftungsfest der SUEVIA-PANNONICA

Prominente Gäste und zahlreiche Bundesbrüder führte das zehnte Stiftungsfest der SUEVIA-PANNONICA, Vereinigung ungarndeutscher Akademiker, in Stuttgart-Bad Cannstatt zusammen. Der 1. Vorsitzende, Dr. Adam Schlitt, konnte als Ehrengäste begrüßen: Regierungsdirektor Helmut Haun, Ministerialdirektor a. D. Dr. Autenrieth und in Vertretung des Gesamtverbandes der Vereine Deutscher Studenten Hans Kern, Tübingen.

In seiner Begrüßungsansprache kam Dr. Schlitt, Gründer und Leiter der Vereinigung, auf den Geist zu sprechen, der diese Gemeinschaft prägt und dem sie dient; er führte Leistungen auf, die teils von ihr, teils mit ihr geschaffen wurden. Hier wies er auf das „Archiv der Suevia-Pannonica", das eigene repräsentative Verbandsorgan hin, von dem ein neuer Jahrgang erschienen ist, während sich ein weiterer in Vorbereitung befindet. Die positiven Leistungen der ungarndeutschen landsmannschaftlichen Organisationen seien auch der Stolz der SUEVIA, deren Bundesbrüder dabei führend mitwirkten. Hervorragende wissenschaftliche Leistungen um das Ungarndeutschtum haben die Bundesbrüder Dr. Johann Weidlein und Dr. Anton Tafferner mit ihren glänzenden Veröffentlichungen erbracht; ihnen gratulierte Dr. Schlitt nachträglich zum 65. bzw. zum 60. Geburtstag. Ein Förderer der SUEVIA-PANNONICA ist Pfarrer Franz Gressl, der mit seinem geschichtlichen Werk über das Ungarndeutschtum hervorgetreten ist. Sodann erwähnte der Vorsitzende die Arbeitsgemeinschaft Donauschwäbischer Lehrer, in der auch ungarndeutsche Pädagogen mitwirken, und deren Vorsitzenden Josef Senz, sowie das Gerhardswerk unter Prof. Josef Haltmayer, das seit 20 Jahren erfolgreich wirkt. Weitere Jubilare, die aus Anlaß runder Geburtstage beglückwünscht und in ihren Verdiensten hervorgehoben wurden, sind Pfarrer Friedrich Spiegelschmidt, Theologe und Schriftsteller, akademischer Maler Josef de Ponte, dessen neuestes großes Steinmosaik die Autobahnraststätte Sinsheim ziert und dessen Illustrationen eines neuen Werkes über den Heiligen Franz von Assisi großen Beifall finden, sowie Dr. Rudolf Hartmann, der im Herbst sein 70. Lebensjahr vollendet.

Die Festansprache über Sinn und Aufgabe der SUEVIA-PPANNONICA hielt Professor Dr.-Ing. Gallus Rehm, München, der in seinen Ausführungen zunächst auf die neuere Geschichte dieses Verbandes einging. Bescheidene Ziele: Erinnerung, Besinnung, Versöhnung und Sammlung seien zunächst angestrebt worden, die Persönlichkeit Jakob Bleyers und die Erinnerung an sein Wirken vermochte es, nach einem Vierteljahrhundert alte Suevianer zusammenzuführen, denen Adam Schlitt mit seinen richtungsweisenden Ausführungen „Nachklang und Auftakt" neue Ziele setzen konnte. Wenn es auch kaum gelungen sei, die studierende Jugend zu gewinnen, weil sich die Bedürfnisse der Alt-Suevianer von den Wünschen junger Akademiker unterschieden, so besteht doch weiter die Aufgabe, eine gemeinsame Plattform zu schaffen und sie mit Leben zu erfüllen. Der SUEVIA-PANNONICA komme es zu, verhärtete Fronten nicht bestehen zu lassen, sondern Brücken zu schlagen, Toleranz zu praktizieren. Jeder ist aufgerufen, an einer zusamenfassenden Darstellung der geschichtlichen Leistung, die noch fehlt, mitzuwirken: die SUEVIA könne Sammelbecken und Koordinator dieser Aufgabe sein.

Während Regierungsdirektor Haun als Vertreter des Staatssekretärs Schwarz die Grüße des Patenlandes Baden-Württemberg übermittelte, sprach Ministerialdirektor Dr. Autenrieth ein warmes, persönlich gehaltenes Dankeswort. Die Grüße des VVDSt überbrachte Hans Kern.

Musikalische Einlagen servierte Bbr. Josef Michl, Komponist und Kenner der Volksmusik. Die erste offizielle Aufführung des von ihm vertonten Suevia-Pannonica-Marsches wurde mit jubelndem Beifall begrüßt. Alois Sarközy leitete den Kantus, der zum Festball hinüberführte, bei dem die Bundesbrüder bei Tanz und Gespräch noch lange zusammenblieben.

Vorausgegangen war am Nachmittag der Konvent der Suevia-Pannonica, der zugleich als Konvent des Altherrenbundes des VVDSt durchgeführt wurde, mit einem ausführlichen Rechenschaftsbericht des 1. Vorsitzenden Dr. Adam Schlitt. Dabei wurde auch der verstorbenen Bundesbrüder Heinrich Stephan und Leo Küffer sowie des Altbundesbruders Dr. Franz Kußbach gedacht. Im Verlaufe des Konvents referierte Heinrich Reitinger über die Patenschaft mit der Stadt Backnang und die angestrebte Patenschaftsverbindung mit Sindelfingen, während Dr. Ginder über die Patenschaft mit Gerlingen berichtete. An der Aussprache beteiligten sich zahlreiche Bundesbrüder.

Grußbotschaften erreichten das Stiftungsfest von Ministerpräsident Filbinger, Innenminister Krause, Staatssekretär Schwarz, Ministerialdirigenten Hasenöhrl, den Abgeordneten Fritz Baier MdB. und Ernst Merz MdL., den Stadtoberhäuptern der Patenstädte Gruber, Sindelfingen, und Eberhard, Gerlingen, dem Vorsitzenden des Gesamtverbandes des VVDSt Peter Feldmann, Hamburg, von Prof. Josef Haltmayer, Gerhardswerk, Dr. Adam Krämer, OStR. Hans Diplich, weiteren Mitgliedern des Patenschaftsrates, Prof. Dr. F. H. Riedl, Eugen Schusteritsch und den an der Teilnahme verhinderten Bundesbrüder Dr. Weitzel, Schmidt-Tomka, Josef Schmidt, Frau Reitinger, Stefan Rettig, Franz Schunbach, Norbert Mischung, Ing. Kronfuss, Dr. Christ, Dr. Lackner, Jakob Huber, Matz Huber und Dr. Michael Müller sowie weiteren Freunden. Ein besonderer Dank für die Verwaltung des Verbandes wurde Bbr. W. Riener ausgesprochen. JAS

ikgs

erzen

lt Gelnhausen

Lieben lassen mußten. Ebenso nicht vergessen werden die Angehörigen, die auf den Friedhöfen in der alten Heimat ruhen. Viele der Alsonaner haben Gelegenheit, die alte Heimat zu besuchen und sie versäumen dann nicht, die Ruhestätten ihrer Angehörigen zu besuchen.

Wenn dieses Treffen der Alsonaner dazu beigetragen hat, bei der anwesenden Jugend ein gutes Andenken an die alte Heimat ihrer Eltern und Großeltern zu bewahren und das eines Tages an ihre Nachkommen weitergeben, hat das Treffen seine volle Berechtigung gehabt. Möge die Jugend daran denken, welche Gründe es waren, die ihre Urahnen bewogen hatten, die Heimat zu verlassen und nach Ungarn auszuwandern. Die alte Heimat hatte zu jener Zeit ihnen schwierige und traurige Arbeitsverhältnisse geboten. Dazu kamen die ständigen Kriege. Viele standen noch unter der Leibeigenschaft. In der neuen Heimat wurden sie Haus- und Feldbesitzer und dazu frei. Die österreichische Regierung jener Zeit hat unsere Urahnen nicht getäuscht, sondern sie tat noch viel mehr als sie versprach. Trotzdem soll nicht vergessen werden, daß die Auswanderung für sie eine schwierige Angelegenheit war. Nicht vergessen möge die Jugend, warum das unsere Urahnen getan hatten. Gewiß nur ihren Nachkommen zulieb. Interessant ist auch, daß aus dem Kreis Gelnhausen viele Familien nach Ungarn auswanderten. Darüber schrieb Altbürgermeister J. Frey in den Geschichtsblättern für Stadt und Kreis Gelnhausen (1965) über die „Auswanderung aus den Kreisen Gelnhausen und Büdingen im Jahre 1766" wie folgt:

„Schon bald, nachdem der österreichische Feldherr Prinz Eugen



„Haus der Donauschwaben" in Sindelfingen (7032 Sindelfingen, Goldmühlestr. 30, Bundesrepublik Deutschland). Eingangshalle, Museum, Bücherei, Bauernstube.

Neue Farbpostkarte vom Haus der Donauschwaben in Sindelfingen

Der Ansichtskartenverlag W. Feldmann in Sindelfingen hat nun im Auftrag des Vereins Haus der Donauschwaben die zweite Farbpostkarte herausgebracht. Während die erste Karte eine Außenaufnahme des Hauses brachte, zeigt die jetzt erschienene als Fotomontage Ansichten der Innenräume, und zwar die Eingangshalle, den Ausstellungsraum, die Bücherei und die Bauernstube.

Nachdem die erste Karte so gut wie vergriffen ist, legt der Vereinsvorstand einen besonderen Wert darauf, auch diese weiter zu verbreiten, um so den Landsleuten eine Vorstellung davon zu geben, wie das Haus beschaffen ist — oder aber zu einem Besuch anzuregen.

Die Karte wird zu 30 Pfennig abgegeben. Sie kann auch gegen Vor-

gen ein, und zwar aus folgenden Städten:

am Samstag, dem 27. Mai, waren es über 40 Personen, die aus **Schwetzingen** und Umgebung, angeführt von Landsmann Fix aus Oftersheim, gekommen waren;

Sonntag, dem 28. Mai, sind aus **Neutraubling** bei Passau 46 Personen nach Sindelfingen gekommen, die Landsmann Peter Wellenreiter angeführt hat;

am Nachmittag des gleichen Tages kamen zwei Busse mit 67 Personen aus dem Kreis **Hechingen**, darunter fast der ganze Kreisvorstand der Landsmannschaft;

am letzten Sonntag trefen 32 Personen aus **St. Georgen** im Schwarzwald ein, die der dortige Ortsvorstand Johann Wimmer, begleitete.

Die einzelnen Gruppen wurden vom Leiter des Patenschaftsbüros und von Landsmann ORR Ludwig Schumacher durch das Haus geführt, die den Besuchern ausführliche Erklärungen gaben.

Die Neutraublinger Gruppe, unter der sich mehrere Apatiner Landsleute befanden, überbrachte eine Zunftfahne aus der Heimat und eine Zunftlade. Alle Gruppen haben sich für die Führung herzlich bedankt und gaben ihrer Freude darüber Ausdruck, daß es so etwas wie ein Haus der Donauschwaben gibt, in dem sich alle recht wohl fühlen.

i k g

itz Jung (Bulkes)

r Stimmen wiedergewählt

und Bürgermeister einer aufstrebenden Gemeinde.

Bürgermeister Jung mußte nach der Rückkehr aus russischer Kriegsgefangenschaft, schwer verwundet, nochmals die Schulbank

E 2459 CX

POSTVERTRIEBSST.GEB. BEZAHLT
ZILLICH HEINRICH 10087120
8130 STARNBERG
SCHIESS STAETTSTR.12

Der Donauschwabe

BUNDESORGAN DER HEIMATVERTRIEBENEN AUS JUGOSLAWIEN, RUMÄNIEN UND UNGARN

Jahrgang 25 / Nummer 41 | Donauschwäbischer Heimatverlag · D-7080 Aalen · Postfach 1680 | 12. Oktober 1975

Feierliche Versprechen wurden nicht eingelöst

Die Beschwerden der deutschen Minderheit im ehem. Königreich Jugoslawien und die faktische Lage der Volksgruppe

Von Johann Wüscht, Kehl am Rhein

Den Beschuldigungen und Anklagen, die jugoslawischerseits gegen die deutsche Volksgruppe erhoben wurden, stelle ich nun die Klagen und Beschwerden der deutschen Volksgruppe gegenüber, wobei es dem kritischen, unvoreingenommenen Leser anheimgestellt ist, darüber zu urteilen, in welchem ursächlichen Zusammenhang die jugoslawischen Anklagen und die volksdeutschen Beschwerden zueinander standen, um selbst zu befinden, was im volksdeutschen Geschehen Ursache und was Wirkung (Folge) war. – Die minderheitenfeindliche Einstellung der jugoslawischen Staatsführung widersprach dem feierlichen Versprechen der Großen Nationalen Versammlung in Neusatz am 25. 11. 1918, die ohne Beteiligung der zahlenmäßig stärkeren Deutschen, Magyaren u. a. Nichtslawen den Anschluß der Wojwodina an Serbien aussprach. Nach dem bekannten serbischen Völkerrechtler Univ.-Prof. Zivojin Perić war dieser Akt völkerrechtswidrig, da er sich nicht auf das Selbstbestimmungsrecht der Bevölkerung dieses Gebietes gründete. Gerade unter Berufung auf dieses Selbstbestimmungsrecht verlangte auch das Manifest des Schwäbischen Volksrates in der Volksversammlung vom 8. 12. 1918, an der Vertreter von 138 schwäbischen Gemeindeorganisationen des Banats und der Batschka teilnahmen, eine geheime Volksabstimmung über das Schicksal dieser Gebiete. Im Punkt 2 des Manifestes hieß es: „Obiger Grundsätze zufolge kann das schwäbische Volk die Befugnis weder der Neusatzer serbischen noch der Karlsburger rumänischen Nationalversammlung anerkennen, über die staatliche Zugehörigkeit des Banats und der Batschka einseitig und eigenmächtig zu verfügen." Diese große serbische Nationalversammlung in Neusatz sicherte den Nichtslawen alle Rechte zu „. . . mit denen sie als Minderheiten ihre nationale Eigenart erhalten und entwickeln wollen." Das feierliche Versprechen wurde aber nicht eingelöst. Das ergibt sich aus folgenden Tatsachen:

1. Die Deutschen wurden aus der Verwaltung ihres Hauptsiedlungsgebietes vollständig ausgeschlossen, so z. B. in der Wojwodina (= Batschka, Baranja, Banat), wo sie mit 325 000 Seelen nicht ganz ein Viertel der Gesamtbevölkerung des Gebietes ausmachten und von den 330 politischen Gemeinden in 77 die absolute und in 8 die relative Mehrheit besaßen. Sie hatten keine Gemeindenotäre, Landräte. Von den etwa 630 Beamten der Banalverwaltung waren nur 2–3 Deutsche, von den 130 Beamten der Finanzdirektion in Neusatz ein einziger (Anfang 1940).

2. Die nationalen Minderheiten empfanden das im Februar 1933 erbrachte Gemeindegesetz und die beiden Novellen zum Wahl- und Versammlungsgesetz als eine der schwersten Beeinträchtigungen ihrer verfassungsmäßig garantierten Grundrechte. **Durch die Abschaffung der freien Beamtenwahl bzw. die Ernennung ausschließlich slawischer (hauptsächlich serbischer) Gemeindenotäre u. a. Verwaltungspersonals wurde die Selbstverwaltung der Gemeinden praktisch unmöglich gemacht.** An Stelle der bodenständigen autonomen Verwaltungseinrichtung der Volksgruppen wurde eine Verwaltungszentralisation eingeführt, die Belgrad ein entscheidendes Übergewicht über die Selbstverwaltung der Banschaften, Bezirke und Gemeinden gab. **Dem volksfremden slawischen Verwaltungspersonal wurde die Möglichkeit direkter Einflußnahme in fast allen deutschen Lebensbezirken gegeben.** Das Gemeindegesetz bedrohte durch seine Bestimmungen über die Art der Aufstellung der Kandidatenlisten, über die Abstimmung bei der Wahl der Gemeindevertretungen und über die Verteilung der Mandate die gleichberechtigte Teilnahme der nationalen Minderheiten an der Verwaltung ihrer eigenen Gemeinden.

In noch viel stärkerem Maße als das Gemeindegesetz nahm die Novelle zum Wahlgesetz und die Novelle zum Vereins- und Versammlungsgesetz den Minderheiten die Möglichkeit einer politischen Vertretung. Das Wahlgesetz ließ nur Parteien zu, die nicht „regional, stammespolitisch oder konfessionell" beschränkt sind und die in der Hälfte sämtlicher administrativen Bezirke des Staates, das ist in 182 Bezirken, die auf wenigstens sechs verschiedene Banschaften (von insgesamt neun) verteilt sein müssen, aufgestellt werden. Ebenso ließ das Vereinsgesetz nur politische Vereine und Parteien zu, die diesen Erfordernissen entsprachen. **Damit war den nationalen Minderheiten ein selbständiges Auftreten bei den Wahlen und die Gründung politischer Parteien unmöglich gemacht und ihnen das politische Koalitionsrecht, als Grundrecht der Bürger in einem verfassungsmäßigen Staat entgegen dem Grundsatz der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung und den Bestimmungen des Minderheitenschutzvertrages entzogen.**

3. Die Deutschen waren ausgeschlossen aus allen anderen staatlichen und halbstaatlichen Institutionen (Post, Verkehrswesen, Privilegierte Ausfuhrgesellschaft – Prizad, Agrarbank, Industrie-, Handels-, Gewerbe- und landwirtschaftlichen Kammer usw. usw.), obwohl der deutsche Anteil in der Wojwodina an der Gebietsbevölkerung

an Bodenbesitz	31,2 v. H.
an der Industrie	46,7 v. H.
am Handwerk	40,0 v. H.
am Bankkapital	30,8 v. H.

betrug. **Die Deutschen hatten an der Produktion des Gebietes den relativ stärksten Anteil. Ihr Anteil am gesamten Ntionaleinkommen der Wojwodina lag zwischen 50 und 55 v. H., ebenso stark war ihr Anteil an den Gesamtsteuerleistungen.** Diese ihre starke wirtschaftliche Position hatten sie sich weit vor der Errichtung des Königsreiches Jugoslawien, dem sie nur 23 Jahre angehörten, in fast 200 Jahren mit ungeheurem Fleiß, Sparsamkeit und rationeller Bewirtschaftung redlich erarbeitet.

Ziel war die Vernichtung der deutschen Intelligenz

4. Zwanzig Jahre lang, seit dem Bestehen des Staates, arbeitete man planmäßig daran, die deutsche Intelligenzschicht zu vernichten, indem man

a) ihren Angehörigen die Aufnahme und den Aufstieg im staatlichen und kommunalen Dienst erschwerte bzw. unmöglich machte und

b) der deutschen Volksgruppe keine ihrer Zahl und ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Bedeutung entsprechende Zahl von Mittel- und Hochschulen gab. Der Ausschluß der Volksgruppenangehörigen aus dem öffentlichen Dienst mußte – auf die Dauer gesehen – die gesamte soziologische Struktur der Volksgruppe und das organische Wachstum ihres Sozialkörpers empfindlich stören und ihre konstruktive Mitarbeit an der Staatsverwaltung ausschließen.

Dieses Verfahren verstößt gegen das Grundgesetz des Staates und die völkerrechtlichen Schutzbestimmungen, die die Zulassung zu öffentlichen Ämtern und Tätigkeiten ohne Unterschied der Religion, Rasse (Volkszugehörigkeit) und Sprache vorsehen.

5. Von den verschiedenen Arten von Minderheitenschulen war in den deutschen Mehrheitsgemeinden der Schultyp der Parallelklassen eingeführt, das sind Volksschulen mit der Minderheitssprache als Unterrichtssprache, **die an Volksschulen mit der Staatssprache als Abteilungen angeschlossen waren.** In den Streusiedlungen bestand der Minderheitsunterricht, und zwar Lese- und Schreibunterricht sowie Religionsunterricht in der Minderheitssprache. Aber auch die Schulabteilungen mit deutscher Unterrichtssprache waren nur dem Schein nach „deutsche Schulen", denn es fehlten ihnen jegliche Merkmale einer eigenständigen deutschen Schule, wie eigene Lehrmittel, Schul- und Lehrerbüchereien, eigene Lehrpläne, eigene Schulaufsichtsbehörden usw.

Die Regelung des deutschen Schulwesens erfolgte bis 1929 wohl auf dem Gesetzeswege, **dessen Wert aber durch minderheitenfeindliche Verordnungen unwirksam gemacht wurde. Bis dahin bestand also ein quasi gesetzloser Zustand für die Minderheiten, in dem behördliche Willkür durch Erlasse und Verordnungen, oft Rundschreiben und geheime Anweisungen herrschte, die sich gegenseitig ergänzten, widersprachen und aufhoben.** Das am 5. 2. 1929 erbrachte erste Volksschulgesetz, das auch Bestimmungen über den Unterricht der nationalen Minderheiten enthielt, **genügte keiner einzigen wesentlichen Forderung der Minderheiten.** Die deutschen Schulforderungen gingen im wesentlichen dahin, die Schulabteilungen mit deutscher Unterrichtssprache zu verselbständigen und ihnen einen eigenen Stand sprachlich und erzieherisch befähigter deutscher Lehrkräfte zuzuweisen.

Der „Entwurf einer zusammenfassenden Schulverordnung zur Regelung der Schulverhältnisse der deutschen Volksgruppe in Jugoslawien in Anlehnung an die **jugoslawisch-rumänische Schulkonvention vom 10. März 1933** und die geltenden Bestimmungen des Volksschulgesetzes vom 9. Dezember 1929 sowie die dazu ergangenen Verordnungen des Unterrichtsministers" wurde von den deutschen Abgeordneten im Janur 1938 dem Ministerpräsidenten Dr. Milan **Stojadinović** überreicht. Diese forderten „eine Regelung der Minderheitenfrage **im Geiste europäischer Solidarität** auf Grund zwischenstaatlicher bzw. zweiseitiger Vereinbarungen".

Vor dem Finanzausschuß bei Verhandlung des Staatsvoranschlages für das Finanzjahr 1938/1939 wandte sich der deutsche Sprecher in der Skupština, Dr. Stephan **Kraft**, mit folgenden bezeichnenden Worten gegen einen vorgebrachten Vergleich der deutschen Schulverhältnisse in Jugoslawien mit denen der Slowenen im österreichischen Kärnten:

„Wenn nun Vergleiche angestellt werden, so will ich zunächst erklären, daß es mir fern liegt, irgendeinen f r e m d e n Staat in dieser Hinsicht in Schutz zu nehmen. Hier handelt es sich um ein Problem, das nicht nur auf dieses oder jenes Land beschränkt ist, **es handelt sich um Fragen, welche die Solidarität aller europäischen Völker angehen . . .**"

Die Zugeständnisse der jugoslawisch-rumänischen Schulkonvention enthielten: Errichtung von selbständigen Volksschulen an Stelle von Parallelklassen, Zuziehung ausländischer (rumänischer) Lehrkräfte, **die Lehrpersonen und die Schulaufsichtsbeamten müssen der rumänischen Minderheit angehören, jede rumänische Gemeinde hat ihr nationales Schulkomitee,** welches das Budget feststellt und durchführt, die Errichtung eines rumänischen nationalen Schulkomitees für das gesamte rumänische Siedlungsgebiet, welches den Betrieb und die Verwaltung der rumänischen Minderheitenschulen beaufsichtigt und den Schulinspektor nominiert, **auf dessen Vorschlag die Lehrer angestellt werden u. a. m.**

Das wurde nicht erreicht. Völlig unzulässige Besetzung der Lehramtsstellen an den deutschsprachigen Volksschulabteilungen dagegen, Versetzung deutscher Lehrer in slawische Gegenden. **Das Verbot des deutschen Privatunterrichts wurde durch das neue Volksschulgesetz nicht aufgehoben.** Dieses verstärkte vielmehr den bisher bestehenden Zustand dadurch, daß es die nationalkulturelle Selbsthilfe durch Knebelung der letzten verbliebenen Möglichkeiten zur Eröffnung von Privatunterrichtsanstalten grundsätzlich unmöglich machte, wodurch besonders das Deutschtum in der Streulage sehr schwer getroffen wurde.

Trotz des seit 1929 bestehenden einheitlichen Volksschulgesetzes für das ganze Land wurde das Schulwesen der Minderheiten auch weiterhin größtenteils durch die Verordnungsgewalt des Unterrichtsministers geregelt, da bei Erbringung des neuen Gesetzes die unterschiedlichen Verhältnisse in den einzelnen Landesteilen nicht genügend berücksichtigt wurden. Das aber hatte zur Folge, daß sich der Minister gezwungen sah, auch Verordnungen zu erlassen, Entscheidungen zu treffen und Erläuterungen zu geben, die im Widerspruch zu den gesetzlichen Bestimmungen standen (Dr. Fritz Schneider, a. a. O.,).

Diese staatliche Schulpolitik mußte sich in den deutschen Streusiedlungen besonders ungünstig auswirken, weniger in den geschlossenen deutschen Hauptsiedlungsgebieten, wo man unverrückbare Tatsachen einfach nicht ignorieren konnte.

Besonders trostlos war die Lage des deutschen Schulwesens in Slowenien:

Die nach amtlicher Zählung 11 000, nach privaten deutschen Erhebungen aber 33 000 Deutschen der Untersteiermark hatten 1940 nur mehr an **drei** Orten, die Gottscheer mit rd. 13 000 Deutschen nur an **vier** Orten deutsche Parallelklassen. Von den 1653 deutschen Gottscheer Kindern erhielten nur 167, d. h. 10 Prozent deutschen Unterricht.

Zu bemerken ist, daß im „Gottscheer Landle" bei Beendigung des ersten Weltkrieges in 32 Ortschaften deutsche Volksschulen mit 71 Klassen bestanden haben.

Wie hier die „Schulpolitik" unter slowenischer Herrschaft betrieben wurde, möge an drei Beispielen gezeigt werden:

a) Der slowenische Schulleiter in der Gemeinde Stalzern berichtete der slowenisch-nationalen Organisation „Slovenska straža" über seine patriotische Tätigkeit folgendes:

„Der deutschen Schule sind die Stunden bereits gezählt"

„Es ist sehr erfreulich, daß die Zukunft des Gottscheerlandes slowenisch sein wird . . . In der letzten Zeit habe ich mit einem energischen Zug die Mehrheit der Kinder aus der deutschen Klasse herausgezogen. Nun sehe ich, daß ich erst den ärmeren Teil des hiesigen Deutschtums gewonnen habe. Das ist klar. Die guten starken deutschen Besitze werden nicht verkauft, auch sind sie vom deutschen Kapital erfaßt worden . . . Als ich im Jahre 1932 nach Stalzern versetzt wurde, fand ich in der slowenischen Klasse nur 22 Kinder, in der deutschen 86. Ich begann langsam zu nationalisieren, so daß ich aus zwei Klassen drei Klassen, zwei slowenische und eine deutsche, errichtete. Der deutschen sind die Stunden bereits gezählt. Heute zählen die slowenischen genau 80 Kinder. Dies alles machte ich schön langsam und planmäßig, so daß von keiner Seite Proteste, Streiks und Dummheiten gemacht wurden, **die unser slowenisches Volk in den Augen des Auslandes kompromittieren könnten . . .**". (Bericht des slowenischen Lehrers Rudolf **Brabić** vom 29. 7. 1937.)

b) Nicht minder interessant und aufschlußreich ist das Dankschreiben, das der Vorsitzende der „Slovenska straža", ein katholischer Geistlicher namens **Karl Skulj,** an den Referenten für das Schulwesen im Belgrader Unterrichtsministerium, **Franz Erjavec,** am 19. 9. 1936 richtete:

„Die Slovenski straža, in Gottschee als wachsame Beschützerin nationaler Interessen, bringt Ihnen hiermit ihren innigsten Dank für **alle Versetzungen Gottscheer deutscher Lehrer zum Ausdruck.** Mit größter Freude nahmen unsere Mitglieder diese Nachricht zur Kenntnis, denn mit der Versetzung dieser Gottscheer Lehrer in national weniger bedrohte Gebiete haben Sie unserer Arbeit und unserem Kampf sehr viel geholfen. Wir versichern Ihnen erneut im Namen aller Gottscheer Slowenen unseren aufrichtigen Dank und grüßen Sie

(Fortsetzung auf Seite 8)

Rumänien-Nachrichten aus NW und NBZ

Rumänien-Besuch seitens der Landsmannschaft der Banater Schwaben in Österreich

Von dem Rumänien-Besuch des Vorstandes und des Kulturreferenten der Landsmannschaft der Banater Schwaben in Österreich berichteten NBZ und NW in gleichem Wortlaut: „Auf Einladung der Vereinigung ‚România' besuchten der Vorsitzende der Landsmannschaft der Banater Schwaben in Österreich, Dr. h. c. Hans Androwitsch, und Prof. Nikolaus Engelmann, Kulturreferent, mit ihren Gattinnen unser Land. Während ihres Rumänien-Aufenthaltes führten die Gäste Gespräche mit den Leitungsmitgliedern der Vereinigung ‚România' und wurden beim Munizipalvolksrat Temeswar und beim Temescher Kreisrat der Werktätigen deutscher Nationalität empfangen. Die österreichischen Gäste besuchten desgleichen die Schriftleitungen der Publikationen ‚Tribuna României', ‚Neuer Weg', ‚Neue Banater Zeitung' und den Kriterion Verlag. Ferner besichtigten sie sozialkulturelle und Wirtschaftsobjekte sowie touristische Ziele in der Hauptstadt, im Kreis Temesch und im Munizipium Temeswar."

Nr. 8 der Zeitschrift „Neue Literatur" brachte folgende Beiträge: „Karl Grünn, ein Banater Dichter" von Franz Heinz, „Rumäniendeutsche Lyrik-Reflexion (1944–1974)" von Peter Motzan, ein Gespräch mit dem DDR-Dichter Heinz Czechowski sowie die Fortsetzung des Briefwechsels Thomas Manns mit seinem Verleger Bermann-Fischer.

„NBZ-Kulturbote" vom 18. 9. gab an erster Stelle ein Gespräch wieder zwischen Wolfgang Johannes und dem Dozenten an der Architekturabteilung des Temeswarer Polytechnikums und stellvertretenden Vorsitzenden des Bundes der Architekten Rumäniens, Architekt Hans Fackelmann, über Temeswar im Jahr des europäischen Denkmalschutzes. – Unter dem Titel „Kleines NBZ-Kunstlexikon" behandelte Annemarie Podlipny-Hehn die Banater Maler des 19. Jahrhunderts Anselm Wagner, Karl Brocky, Adolf Humborg und Johann Wälder. – Von der „Bildhaftigkeit der Redensarten in unserer schwäbischen Mundart" schrieb Josef Dinier. – Über seine „Begegnung mit Bela Bartok" berichtete Josef Brandeisz aus Anlaß des 30. Todestages des Komponisten. – Neben einem von Franz Ahlisch übertragenen Gedicht von Dusan Petrovici enthielt die Beilage noch Anekdoten und kulturelle Kurzberichte aus der Sowjetunion, der Bundesrepublik Deutschland und Italien.

In Uihel boten die Jugendlichen aus Lenauheim „vor einem zahlreichen Publikum ein Programm, das mit reichem Beifall belohnt wurde". Es umfaßte „Volkslieder, gesungen von Linde Messmer und Erwin Parison, die Szenette ‚Die Leit im Dorf verzähle', gespielt von Anneliese Heim und Helmut Vollmer, sowie Schlager (Erna Riesz, Erwin Parison und Heinz Messmer). Die Ansage und die humoristischen Einlagen bestritt Prof. Mathias Messmer."

Temeswarer Deutsches Staatstheater hat seine Ausfahrten wieder aufgenommen und spielte in Nitzkydorf Lessings „Minna von Barnhelm" und in Bakowa sowie in Tschakowa „In Buxtehude ist der Teufel los".

Seit 20 Jahren deutsche Abteilung am Staatstheater in Hermannstadt. Während das Temeswarer Deutsche Staatstheater seit 1953 als selbständiges Theater besteht, kam zwei Jahre später die deutsche Abteilung am Hermannstädter Staatstheater hinzu. Aus Anlaß der 20. Wiederkehr dieser Gründung war unter dem Titel „Theaterjubiläum in der Stadt am Zibin" in NW zu lesen: „Am 1. November 1975 sind es 20 Jahre seit der Gründung der deutschen Abteilung des Staatstheaters Sibiu, einer Institution, die heute aus dem Kulturleben der Stadt am Zibin nicht mehr wegzudenken ist. Somit kann die in einigen Tagen beginnende Saison als eine Jubiläumsspielzeit bezeichnet werden." Der Regisseur der Abteilung, Hans Schuschnigg, meinte, man könnte den Jubiläumsspielplan unter das Motto „Gesellschaft und Familie" zusammenfassen.

„Donauschwaben"-Leser wissen mehr!

Aber auch auf dem Gebiet des Theaters verwischen sich die Sprachgrenzen immer mehr. Das Arader Staatstheater – es spielt nur in rumänischer Sprache – wolle „diesjahr nebst Lippa, Pankota, Schiria, Ineu, Sebisch und Curtici auch in **Schöndorf** eine ständige Spielzeit eröffnen", berichtete NBZ am 17. 9., zählte dann die zwölf Stücke des Repertoires auf und schloß mit der Bemerkung: „Um das aktuelle Theatergeschehen den Liebhabern aus der Maroschstadt näherzubringen, hat man Aussprachen mit den Zuschauern im Waggonbau- und Drehbankunternehmen sowie in der Konfektionsfabrik vorgesehen. Junge Schauspieler, die heuer zum Arader Staatstheater kamen, sind Virgil Müller, Absolvent des Neuarader Lyzeums, und seine Frau Mariana Müller."

Der Temeswarer Schubert-Chor nahm nach der Sommerpause seine Tätigkeit im Probesaal der Lenau-Schule wieder auf. Es werde „als erstes ein Volksliederabend vorbereitet, der im ersten Teil finnische, französische, israelische, italienische, mexikanische, polnische, russische und ungarische Tanzlieder, mehrere davon im Originaltext, im zweiten Teil aber eine Suite deutscher Volkslieder umfaßt. Nach der Aufführung dieses Liederprogramms Ende November nimmt der Chor die Arbeit zu einem Schubert-Lieder-Abend auf, der im Frühjahr auf die Bühne kommen soll."

Schüler im Wirtschaftsprozeß: „Das Temescher VKL-Kreiskomitee hat in Zusammenarbeit mit dem Kreisschulinspektorat den Plan zur Verteilung der Schüler als Erntehelfer bei der diesjährigen Herbstkampagne ausgearbeitet. Rund 4500 Schüler der Allgemeinschulen vom Land sowie die Jahrgänge I bis IV der allgemeinbildenden und Fachlyzeen werden heuer auf den Feldern der Landwirtschaftseinheiten und in Industriebetrieben ab heute ihr zweiwöchiges Praktikum leisten. Die Lenauschüler sind den LPG von Mehala und Dumbrăviţa zugeteilt, wo je eine Gruppe von 60 Schülern tätig sein wird, sowie der Konservenfabrik ‚Fructus', wo vormittags und nachmittags je eine Gruppe von 150 Schülern arbeiten wird." – Ergänzend dazu ein Bericht aus Lovrin: „Damit sich die Mitglieder der Orts-LPG um die Mais- und Zukkerrübenernte kümmern können, stehen die Schüler der V., VI. und VII. Klasse der Lowriner Allgemeinschule schon die ganze Woche im Arbeitseinsatz im LPG-Gemüsegarten. Sie ernten die Paprikaschoten, sortieren sie und machen sie versandbereit." – Und aus Großsanktnikolaus: „460 Schüler der Lyzealklassen halfen während der Sommerferien bei den verschiedenen Feldarbeiten mit und erwirtschafteten rund 300 000 Lei. – In den ersten Wochen des neuen Unterrichtsjahres werden die Lyzealschüler in den Landwirtschaftseinheiten der Stadt bei der Mais- und Gemüseernte mithelfen.

Über Versorgungsschwierigkeiten in Josefsdorf berichtete NBZ am 12. 9.: „Vor vier Monaten hat Anni Schmidt die Sachverwaltung des Josefsdorfer Konsumladens übernommen und damit auch das Erbe der schon ewig währenden Warenknappheit angetreten. In vier Monaten traf ein einziges Mal Hefe ein, Maismehl gab es überhaupt keines, Weizenmehl ist Mangelware, – und selbst Essig wurde nur nach mehrmaligem Vorsprechen geliefert. Nach Gewürzen oder bestimmten Textilien wie Vorhänge und Teppiche fragen die Leute gar nicht mehr. Auf lebensnotwendige Artikel wollen und können sie aber nicht verzichten. Auf Butter beispielsweise. Oder auf Petroleum, das seit Wochen fehlt. Übrigens gab es vor der Kerwei, da die Leute ihre Häuser in Ordnung bringen wollten, nicht einmal Farbe für den Sockel. Der Laden . . . führt auch das tägliche Brot, allerdings nur einmal in der Woche, mittwochs, und wird dann mit dem Pferdewagen aus Topolovăţul Mare hergebracht. Doch wenn auch der Tag halbwegs sicher ist, die Zeit, wann es ankommt, und selbst die bestellte Menge hängt von der Bäckerei ab. Denn mal ist das Brot noch nicht gebacken, mal noch zu heiß, mal wird nicht genug oder statt weißes Mischbrot aufgeladen, was – viel Ärger verursacht.

Aus Berichten über Kirchweihfeste, die diesjahr in sehr vielen Ortschaften in die Ferienzeit vorverlegt wurden, um Studenten und Schülern die Teilnahme zu ermöglichen. Ohne sie wäre wohl in vielen Fällen die erwünschte Zahl der Teilnehmer nicht zustande gekommen. Marienfeld, 37 Trachtenpaare; Darowa, 35 Trachtenpaare; Ebendorf, 10 Paare; Großscham, 20 Trachtenpaare; Josefsdorf, 21 Trachtenpaare; Neuarad, 21 Trachtenpaare; Traunau, 14 Trachtenpaare; Wiesenhaid, 19 Trachtenpaare; Dolatz, 30 Trachtenpaare aus Gier, Reschitza, Ottlak und Dolatz selbst; Knes, 9 Paare.

K. H.

„Notwendige Klarstellung" der SPD

BdV-Präsident Dr. Czaja hatte in einem Artikel behauptet, die menschlichen Erleichterungen infolge der „neuen Ostpolitik" seien minimal. Dazu stellte der Vorsitzende des Beirates für Vertriebenen- und Flüchtlingsfragen beim Parteivorstand der SPD, Karl Hofmann MdB, fest, daß seit dem Abschluß des Warschauer Vertrages immerhin 58 961 Aussiedler und weitere zehntausende Deutsche als Besuchsreisende in die Bundesrepublik kamen und daß außer Polen auch andere Ostblockstaaten zahlreiche Bürger deutscher Nationalität in die Bundesrepublik Deutschland reisen ließen. So konnten seit der Unterzeichnung des Moskauer Vertrages bisher 19 191 Deutsche aus der Sowjetunion in die Bundesrepublik übersiedeln. Die Bedeutung dieser Zahl wird deutlich, wenn man beachtet, daß insgesamt in den letzten 20 Jahren nur 41 759 Deutsche aus der UdSSR ausreisen durften. Hofmann wies auch darauf hin, daß aus Rumänien von insgesamt 52 066 Aussiedlern der letzten 20 Jahre zwei Drittel, nämlich 35 935 Personen, seit der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Bonn und Bukarest in die Bundesrepublik übersiedelt sind.

s.u.e.

Antonescu-Buch wird vehement verteidigt

Auf einen der umstrittensten Titel der rumänischen Buchproduktion der letzten Jahre ging erstmals die offizielle Bukarester Presse ein und verteidigte vehement das in sowjetischen Zeitschriften heftig kritisierte Werk.

„Delirul", Erstlingsroman des jungen Schriftstellers Marin Preda, behandelt – wie wir bereits berichteten – in einer breiten historischen Freske die faschistische Periode der rumänischen Geschichte, ohne die Person Marschall Antonescus der kompromißlosen Kritik zu unterwerfen, der dieser in den Medien des kommunistischen Rumänien traditionsgemäß ausgesetzt ist. Preda unterstreicht im Falle Antonescus, kaum verschleierte Nebenfigur in seinem Roman, den Einfluß seiner nationalistischen Politik im Interesse des rumänischen Heimatlandes.

Der Roman, dessen vor etwa einem Jahr erschienene erste Ausgabe ebenso wie die zweite, vor kurzem publizierte, innerhalb weniger Tage vergriffen war, führte in sowjetischen Medien zu überaus heftiger Kritik. Die offizielle Parteizeitung „Scînteia" bezeichnet nun den Roman als „breite epische Öffnung auf die problemreichsten individuellen und kollektiven Schicksale des Landes und seiner Bevölkerung".

Das Romanwerk stelle sich auf einen „leichten und sterilen Gedankengängen diametral entgegengesetzten Standpunkt" und habe den „ernsten Weg der Verantwortlichkeit" gewählt, heißt es in der Würdigung von „Delirul". Es sei dies ein „gewundener und schwieriger Weg", der jedoch allein dem Talent des Autors entspreche.

Indirekt wird Predas Werk von „Scînteia" der Sowjetunion gegenüber mit der Erklärung verteidigt, der Schriftsteller habe den „allzuleichten Ausweg des Ästhetizismus" abgelehnt und vielmehr den Entschluß gefaßt, eine „realistische, somit politische, somit antifaschistische Literatur" zu schaffen.

AFP

Die Kleinhäusler in den Banater deutschen Dörfern

Von J. Kupi

(Fortsetzung und Schluß)

Wie kam es zu den vielen Kleinhäuslern und Kleinbauern? Wenn man bedenkt, daß bei der Ansiedlung allen ausreichend Feld zugeteilt worden war, so könnte man annehmen, daß alles seine Ordnung wie am ersten Tag beibehält. Wie schon erwähnt, waren es sicher die Tüchtigen, die gleich nach der Ansiedlung mit Zähigkeit und Fleiß zielbewußt nach mehr Besitz strebten. Nun, es gab wie überall auch hier im Laufe der 200 Jahre Veränderungen, die kräftig rüttelten und schüttelten, damit es niemandem zu wohl wurde. Waren es in der Ansiedlungszeit Krankheit und Überschwemmungen, so waren es bei späteren Generationen die Überbevölkerung und die Revolution in Ungarn, die die „Freiteilbarkeit" des Grundbesitzes brachte. Mit ihr begann die Aufteilung der Höfe auf die Kinder. So wurden immer mehr Kleinbauern und Besitzlose. Ein Teil konnte noch aufgefangen werden durch den Zukauf von Feldern auf den Hottern der Nachbargemeinden, aber nur dann, wenn sie andersnational waren. Diese Situation hatte eine drastische Geburteneinschränkung zur Folge. Die reichsten Bauern hatten zuerst die Mittel und Wege gefunden, um höchstens bei einem oder zwei Kindern zu bleiben, sie also so durch Heirat den Besitz noch vergrößern konnten. Bei den Kleinhäuslern hielt der Kindersegen weiter an.

Zum Glück setzte vor dem Ersten Weltkrieg eine starke Abwanderung nach Amerika ein. Viele Bauernsöhne und vor allem Handwerker und Kleinhäusler, die in den Dörfern keine Existenz finden konnten, wanderten aus. Nach dem Ersten Weltkrieg setzte die Auswanderungswelle wieder ein und erreichte 1924 ihren Höhepunkt.

Die Zahl der Kleinhäusler wuchs mit jedem Kind, das in einer solchen Familie das Licht der Welt erblickte. So wurde der alte Ortskern immer mehr von Kleinhäuslern umbaut. Es gab Dörfer, wo neue Straßen und Ortsteile entstanden. „Neuegasse" und „Neue-Welt". Ihre Häuser und Hausplätze waren längst nicht so groß, wie die Bauernhäuser und Höfe. Sie hatten zwei Zimmer, eine Küche, eventuell eine kleine Vorratskammer (die sogenannte „Speis") und die Stallungen für eine Kuh, Schweine und Geflügel (Hühner, Enten und Gänse). Es gab kleinere und größere Häuser, je nach Herkunft der Besitzer und der wirtschaftlichen Verhältnisse der Familien. Anfangs der Dreißigerjahre wurde der größte Teil dieser Häuser mit Lehmziegeln und Backsteinen gemischt gebaut. In den ärmeren Gegenden des Banates haben die Familien ihre Häuser noch zum Teil aus Lehm gestampft. Innen waren sie auch mit Lehm ausgeschmiert, nur selten waren die Fußböden mit Holzbrettern ausgelegt. Keller waren in diesen Häusern weniger vorhanden, dafür aber das „Kühlloch" in der Speisekammer.

Die Innenausstattung der Häuser war nicht üppig. Es gab keinen Überfluß. An Extra- oder Paradezimmer war nicht zu denken. Viele Kleinhäusler waren nach der Eheschließung nicht in der Lage, neue Möbel zu kaufen. Und wenn sie die Absicht hatten zu bauen, erst recht nicht. Sie fingen mit Erbstücken von den Eltern und Großeltern an. Wenn sie als junge Eheleute im elterlichen Haus blieben, änderte sich nichts, weder am Mobiliar noch im häuslichen Umgang miteinander. Nur ganz selten gab es Familientrennung im gleichen Haus. Die Räume der Häuser und das Mobiliar wurden von den Familien stets ganz bewohnt und in Anspruch genommen. Die Hof- und Gartenanlage war wie bei den Bauernhäusern, allerdings kleiner. Im Vorderhof gabs, dort wo der Platz ausreichte, einen Blumengarten mit einem oder zwei Weinstöcken, die den offenen „Gang" am Haus zurankten, ferner einen Brunnen zum Viehtränken. Hinten befand sich der Stalleingang. Die Tenne war nötig, um das Stroh, Maislaub, Heu und die Dunglege (Misthaufen) aufzunehmen. Die Schweine- und Geflügelställe waren ebenfalls dorthin gebaut. An die Tenne schloß sich der Hausgarten an, in dem bei den allermeisten Familien Gemüse nur für den Eigenbedarf angepflanzt wurde.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kleinhäusler waren sehr stark von der Lage der Dörfer und deren Wirtschaftsstruktur abhängig. In einem Teil der Banater Gemeinden war es möglich Sonderkulturen, wie Tabak, Wein, Hanf und Gemüse, letzteres hauptsächlich in Stadtnähe, anzubauen. Industrie war selten anzutreffen. Es gab Dörfer, in denen Trockenanlagen für Heilkräuter betrieben wurden. Es war dies eine saisonbedingte Arbeit für Kleinhäusler. Ebenso die Dreschmaschine nach der Ernte. Hierbei verdienten viele ihr Brot für das ganze Jahr sowie das Futter (Gerste und Hafer), mit dem sie ihr Vieh – Kühe und Schweine – fütterten. Was sonst an Arbeitsmöglichkeit blieb, war das „verdingen" als Knecht, was nur ledige Burschen taten, oder der Taglohn während der Saisonsarbeit, Kukuruzhacken und -häufeln, die Erntezeit und Kukuruzbrechen. Das Laubschneiden wurde sehr oft um die Hälfte von den Bauern übernommen. Man brauchte es als Winterfutter für die Kühe. Wer einige Joch Feld hatte, war gezwungen dazuzupachten oder um die Hälfte anzubauen. Solche Familien hielten sich auch ein Pferd. Sie taten sich mit anderen „Einspännern" zusammen („zammspannen"), um so die nötige Zugkraft für Pflug und Wagen zu haben.

Mit Beginn des Genossenschaftswesens begann für einen Teil eine wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung. Es wurde in immer mehr Dörfern möglich, täglich einige Liter Milch und paar Eier zu verkaufen, damit war das Klein- oder Hausgeld gesichert. Ein großer Teil blieb weiterhin im Selbstversorgerstadium stecken und vermochte nicht mit eigener Kraft, den Markt mit überschüssiger Ware zu beliefern. Viele Kleinhäusler suchten den Weg in die Stadt, um dort als Kaufleute, Gewerbetreibende und Arbeiter in der Industrie eine sichere Existenz zu finden.

Nach dem Anschluß des Banates an Rumänien (1919) bemühte sich die völkische Bewegung (die Volksgruppenführung) zusammen mit dem Genossenschaftswesen das kulturelle, wirtschaftliche und soziale Problem der Deutschen im Banat zu lösen. Die Erfolge waren nicht zu übersehen.Leider war die damalige rumänische Regierung nicht bereit und in der Lage, ihren Bürgern einen kulturellen und sozialen Aufstieg zuzubilligen(!?). Die Korruption trieb Blüten und die wenigen Reichen im Lande dachten nicht an eine Reform, die den Bürgern des Nötigste zu geben bereit war. Da die Deutschen im Banat Bürger dieses Staates waren, traf für einen Teil von ihnen Gleiches zu.

Über das Bildungswesen der Kleinhäusler gibt es nichts Gutes zu berichten. Wer den Werdegang des Banater Schulwesens kennt, weiß, daß nicht einmal der Bauernstand seine studierenden Söhne dem Deutschtum erhalten konnte. Auch hier brachte der Erste Weltkrieg mit der Teilung des Banates eine Wende. Nach erfolgter Neugliederung der Landwirtschafts- und Bauernvereine nahmen diese ihre Tätigkeit auf. Damit begann wenigstens für die Bauernjugend ein Aufwärts auf dem Bildungssektor. 1927 wurde die erste (Deutsche) Ackerbauschule in Wojtek eröffnet. Für den Bauernstand im Banat ein großer Fortschritt. Was aber geschah für die Töchter und Söhne der Handwerker und Kleinhäusler? So gut wie nichts. Auch von Staats wegen nicht. So blieb die Mehrheit dieser Gruppe bei einer mehr oder minder guten Volksschulausbildung. Nach der Schule gab es nur hartes Arbeiten. An eine Weiterbildung oder höhere Schule war nicht zu denken. Die Verhältnisse waren so, daß die Kinder nach Beendigung der Schule kaum noch zum Lesen und Schreiben kamen. Kein Brief wurde geschrieben und kein Buch gelesen. Es fehlten Anregungen und die Mittel, um die damals teuren Bücher zu kaufen. Für sie gab es keine Organisation und keinen Verein, der für eine Fortbildung gesorgt hätte. Sie hatten keine Möglichkeit, in das kulturelle Geschehen entscheidend einzuwirken und es direkt mitzugestalten. Was Schule und die Kirche nicht vermochten, gelang der Erneuerungsbewegung mit dem Volkstumskampf Mitte der Dreißigerjahre. Die Jugend wurde hellhörig und bekannte sich immer mehr zu ihrem Deutschtum als zur Standesdünkelei, die immer nur trennendes Element war. In wenigen Jahren – von 1935 bis 1939 – hatten die jungen Menschen zusammengefunden und fragten nicht mehr nach arm und reich, sie waren Deutsche. Leider war die Zeit bis zum Zusammenbruch 1944 zu kurz, um diese menschlichen Kontakte so zu festigen, daß sie bis in unsere Tage wirksam gewesen wären.

Feierliche Versprechen wurden nicht eingelöst

(Fortsetzung von Seite 1)

mit nationalem Gruß: „Gott und Volk!"

c) In der Huaptversammlung der „Slovenska straža" in Marburg am 9. 5. 1937 entwickelte der Delegierte aus Gottschee das große nationale „Kulturprogramm" der Slowenen in der kleinen deutschen Sprachinsel".

„Wem der Wunsch am Herzen liegt, daß die Slowenen im Gottscheerland gestärkt werden und besser Fuß fassen können und daß den slowenischen Eltern nicht nur Knechte und Hirten geboren werden, der wird immer und überall nur eines verlangen: Je mehr kulturelle Institutionen in diese Insel zu werfen. **Die Insel dürfte bei einer unparteiischen, planmäßigen Nationalpolitik nach 19 Jahren des Bestandes unseres Volksstaates gar nicht mehr bestehen . . .**

Wir fordern im Gottscheerland in allen Schulen den Unterricht in slowenischer Sprache . . . **Wir fordern, daß den Pfarrämtern ohne Aufschub strengstens befohlen wird, in allen Pfarren den Gottesdienst mindestens zur Hälfte zu slowenisieren.**

Wir fordern, daß die öffentlichen Aufschriften der Mehrheit der Bevölkerung angepaßt werden und **daß die Rechtschreibung der slowenischen Namen geordnet wird.**

Das ist das Kulturprogramm unserer Arbeit für das kommende Jahr, und wenn wir das erreichen, so ist die Zeit nicht mehr weit, wo der Slowene aus Reifnitz und der Slowene aus Fara an der Kupa die Hand über den slowenischen Gottscheer Boden reichen werden, von wo ich ihnen den schönsten Gruß überbringe. Mit Gott für das Volk". (Gottscheer Zeitung vom 22. Mai 1941.)

Wie weit die behördliche Willkür gehen kann, zeigt die Anordnung der Banalverwaltung des Draubanats (Slowenien), die den § 45 des Volksschulgesetzes von 1929 dahingehend auslegte, **daß die Nationalität der Schulkinder nicht nach ihrem Schreibnamen, sondern nach der Abstammung zu bestimmen sei, d. h., es ist bei den einzelnen Schülern ihre deutsche Abstammung in den letzten zwei Generationen festzustellen.** In der Praxis genügt es, wenn nur einer der vier Großeltern Slowene war, **um das Kind auch gegen den Willen seiner Eltern in die slowenische Abteilung einzuschreiben.**

Wir haben uns mit der Schilderung der Verhältnisse in Slowenien etwas länger aufgehalten, um zu zeigen, wie das Recht, die elementarsten Ansprüche auf die Pflege und Achtung der wichtigsten geistigen Güter einer nationalen Minderheit in den Streusiedlungen und an der Grenze mißachtet wurden. So wie es in Slowenien war, war es im großen und ganzen auch in den deutschen Streusiedlungen im kroatischen Raum.

Wieweit eine zufriedenstellende Regelung von der staatlichen Toleranz abhängt, zeigt eine Gegenüberstellung der deutschen Schulverhältnisse im kroatischen Raum, u. zw. vor 1941 und nach der Errichtung des Unabhängigen Staates Kroatien. Die rd. 171 000 Deutschen dieses Gebietes hatten folgende Lehranstalten:

Zeit	Orte	Volksschulen Klassen	Volksschulen Lehrer	Mittelschulen	Fachschulen
1940	71	155	?	–	–
1943	254	622	383	12	1

Auch die Mittelschulen waren verstaatlicht. Es wurden wie bei den Volksschulen nur deutsche Parallelklassen an staatlichen Mittelschulen zugelassen. Im Mittelschulgesetz von 1929 wurde der nationalen Minderheiten mit keinem Wort gedacht. Doch gelang es, im Rahmen der im Jahre 1930 durch ministeriellen Erlaß genehmigten „Schulstiftung der Deutschen des Königreichs Jugoslawien" im Verordnungswege drei private deutsche Bürgerschulen (= „écoles primaires supérieures", eine Art höherer Volksschule), ebenso viele Gymnasien und eine Lehrerbildungsanstalt auf Kosten der Volksgruppe zu unterhalten, **die aber auf keiner soliden rechtlichen Grundlage fußten.** Denn sie waren Privatschulen, **nach dem Gesetz aber waren private Schulanstalten nicht zugelassen.** Sie konnten zu jeder Zeit wieder geschlossen werden. **Das war die Tür für den politischen Kuhhandel.** Der Endeffekt dieser Schulpolitik war:

daß mindestens die Hälfte aller volksschulpflichtigen deutschen Kinder in Jugoslawien den staatsgrundgesetzlich gewährleisteten muttersprachlichen Volksschulunterricht entbehrten (wobei zugegeben werden muß, daß in vielen deutschen Streusiedlungen die objektiven Voraussetzungen zur Errichtung von deutschen Parallelabteilungen mehr oder weniger fehlten), und

daß von allen deutschen Schülern, die eine Mittelschule besuchten, in den Bürgerschulen, nach dem Stand von 1939/40, bloß 24,8 Prozent, in den Gymnasien 2,8 Prozent einen deutschsprachigen Unterricht erhielten.

Im Schuljahr 1940/41 schnellte der Prozentsatz in den Bürgerschulen plötzlich auf 26,1 Prozent, in den Gymnasien auf 30,4 Prozent. Die Ursache des plötzlichen Anstieges lag aber keineswegs in besseren pädagogischen Erkenntnissen oder in einem grundsätzlichen Wandel in der Stellungnahme zu den Minderheitenproblemen, sondern im Kurswechsel der jugoslawischen Außenpolitik, die sich nach Frankreichs Niederlage Mitte 1940 nach Deutschland orientierte. Diesen außenpolitischen Erwägungen ist es zuzuschreiben, daß auch die Private Deutsche Lehrerbildungsanstalt durch eine Verordnung mit Gesetzeskraft des Ministerrates vom 23. 8. 1940 als eine ständig bestehende Anstalt mit allen gesetzlichen Rechten, die auch andere private Lehrerbildungsanstalten haben, anerkannt wurde. Bis dahin hatte die durch eine Entscheidung des Unterrichtsministers vom 1. 9. 1930 bewilligte und seit dem 29. 8. 1931 tätig gewesene deutsche Lehrerbildungsanstalt als eine private Schuleinrichtung keine gesetzliche Grundlage **und konnte jederzeit wieder geschlossen werden. Sie schwebten in der Luft.** Aber auch durch die o. e. Verordnung scheint die Rechtsgrundlage der deutschen Lehrerbildungsanstalt nach den positiven Bestimmungen des Schulgesetzes von 1929 nicht restlos gesichert zu sein.

Worauf es aber bei der jugoslawischen Schulpolitik ankam, war ihre absolut minderheitsfeindliche Tendenz, die eine Parallelerscheinung zu den Drosselungsbestrebungen der Staatsführung auf dem Gebiete der Wirtschaft und des gesellschaftlichen Lebens darstellte. **Sie war ein Teil eines Systems.**

6. **Im öffentlichen Dienst war ausschließlich die Staatssprache zugelassen.** In Eingaben an die Verwaltung und in notariellen Urkunden, in Verhandlungsprotokollen, Entscheidungen, Gesetzespublikationen, im Sprachverkehr in den Selbstverwaltungskörperschaften, der Post, Eisenbahn, auf den Firmentafeln und Geschäftspapieren **war die deutsche Muttersprache ausgeschlossen.** Die Verwaltungspraxis beschränkte das Recht der autonomen Behörden, der Vertretungskörper und der öffentlichen Körperschaften zur freien Bestimmung ihrer Geschäfts- und Verwalltungssprache ohne Rücksicht auf den Prozentsatz der nationalen Minderheiten an der Gesamtbevölkerung, ja selbst in reindeutschen Gemeinden. (Schluß folgt)

Ich rufe auf!

Wer kennt die gegenwärtige Anschrift der Fam. **Michael Schneider** aus **Batsch-Sentiwan?** Lm. Schneider hat sich **vom 30. 12. 1945 bis Anfang Juni 1947** in **Ungarn** aufgehalten und ist dann nach **Österreich** geflohen, wo er auch gewohnt hat oder wohnt. – Um Nachricht bittet Josef Goll, 6703 Limburgerhof, Kantstr. 4.

ALPE FRANZBRANNTWEIN Die Stütze Ihrer Gesundheit ORIGINAL-Erzeugnis der ehem. ALPA-Werke in BRÜNN ALPE-CHEMA·CHAM/BAY

E 2459 CX

POSTVERTRIEBSST.GEB. BEZAHLT
ZILLICH HEINRICH 10087120
8130 STARNBERG
SCHIESS STAETTSTR.12

Der Donauschwabe

BUNDESORGAN DER HEIMATVERTRIEBENEN AUS JUGOSLAWIEN, RUMÄNIEN UND UNGARN

Jahrgang 25 / Nummer 42 · Donauschwäbischer Heimatverlag · D-7080 Aalen · Postfach 1680 · 19. Oktober 1975

Feierliche Versprechen wurden nicht eingelöst

Die Beschwerden der deutschen Minderheit im ehem. Königreich Jugoslawien und die faktische Lage der Volksgruppe

Von Johann Wüscht, Kehl am Rhein

(Fortsetzung und Schluß)

7. Die Agrarreform enteignete zwar deutsche Besitzer und Gemeinden (rd. 40 000 ha in der Wojwodina), **aber kein einziger Deutscher bekam auch nur einen Quadratmeter Boden zugewiesen,** obwohl

a) mehr als 80 v. H. der Deutschen auf dem Lande wohnten,

b) etwa 40 v. H. der deutschen Bevölkerung der landlosen Arbeiterschaft angehörten und

c) mehr als die Hälfte der bäuerlichen deutschen Bevölkerung landarme Zwergbesitzer ohne ausreichende Ackernahrung waren.

Besonders schwer traf die Agrarreform die ärmsten Volksschichten der nationalen Minderheiten. Tausende deutsche Arbeiter (Taglöhner, Saisonarbeiter, Anteiler, Pächter) verloren durch sie ihre Existenz und verließen ihre Heimat. **Den relativ größten Prozentsatz der Auswanderer stellten die Deutschen.** Ihr Wanderungsverlust zwischen 1900 und 1938 betrug in der Batschka 22 Prozent des Bevölkerungsstandes und 60,1 Prozent des Geburtenüberschusses, im Banat 31 Prozent des Bevölkerungsstandes und 91,3 Prozent des Geburtenüberschusses. Viele deutsche Gemeinden wurden ihrer Einnahmequellen aus ihrem Gemeinde-Bodenbesitz beraubt, die bisher zum größten Teil der Erhaltung der Schulen, Kulturanlagen, sozialen Einrichtungen u. a. gemeinnützigen Gemeindeanstalten dienten. Das hatte eine beträchtliche Erhöhung der Gemeindesteuern zur Folge.

Diese Benachteiligung der nationalen Minderheiten durch die Bodenreform verfolgte offensichtlich das Ziel, die wirtschaftliche und ethnische Position der nationalen Minderheiten zugunsten der Staatsmehrheit zu schwächen und stellte einen staatsrechtlichen und völkerrechtlichen Rechtsbruch schwerster Natur dar. – Sie verstößt gegen das Prinzip der Gleichberechtigung aller Staatsbürger beim Wechsel von Eigentum und Besitz an Grundstücken und bei Siedlungsmaßnahmen. (Beschlüsse der Botschafterkonferenz vom 20. Oktober 1921, Art. 75, Abs. II.)

8. Hatte schon die Agrarreform die Bodenständigkeit der nationalen Minderheiten auf ihren jahrhundertealten Hauptsiedlungsgebieten schwer erschüttert, so war es **die slawische Kolonisation,** d. h. die Verpflanzung slawischer, vorwiegend serbischer



Nach der Weinlese vor dem Weinkeller der Fam. Welsch in Tscherwenka/Batschka im Jahre 1941.

Elemente aus den Südgebieten: Montenegro, Makedonien, Alt-Serbien, Dalmatien, auf die enteigneten Bodenflächen, welche die Siedlungsverhältnisse in den nördlichen Landesteilen grundlegend veränderte. Seit 1919 sind auf diese Weise etwa 130 000 Slawen in die Wojwodina eingewandert. Viele nichtslawische Gemeinden gaben 20, 30, 40 v. H. und noch mehr ihres Bodenbesitzes an serbische Zuwanderer (Kolonisten) gezwungen ab, wodurch der ursprüngliche ethnische Charakter dieser Gemeinden und ihre soziale Struktur verändert wurde. Die Kolonisation hatte nach der Niederwerfung Jugoslawiens im April 1941 tragische Nachwirkungen. Plötzlich, über Nacht, wurden die serbischen Kolonisten aus ihren kaum entstandenen Niederlassungen in Kroatien, Ungarn (Batschka und Baranja), Kosovo Metohija u. a. Gebieten unter unmenschlchen Umständen vertrieben, soweit sie nicht von der autochtonen nicht-serbischen Bevölkerung ermordet wurden.

Volksgruppenangehörige öffentlich als minderberechtigte Staatsbürger erklärt

9. **Überaus hart traf die nationalen Minderheiten die Einschränkung des Liegenschaftsverkehrs in den Grenzgebieten.** Die Gesetzesverordnung von 1936 für Slowenien und die von 1938 für die anderen Hauptsiedlungsgebiete der nationalen Minderheiten, die kennzeichnenderweise auf Art. 26 des Finanzgesetzes 1937/38 beruht, der den Liegenschaftsverkehr für fremde Staatsbürger regelt, sahen die Verweigerung der Übertragungsgenehmigung von Liegenschaften (Boden, Wohngebäuden, Fabriken u. a.) vor, falls „das betreffende Rechtsgeschäft gegen die allgemeinen Staatsinteressen gerichtet wäre . . ." Damit war der dehnbare, in der Minderheitenpraxis unliebsam bekannte Rechtstitel gegeben, den nationalistische Willkür stets gern zum Vorwand seiner Intervention nahm. Eine weitere Verordnung mit Gesetzeskraft vom 7. 9. 1939 über Befestigungen und befestigte Räume bestimmt für Ausländer und Minderheitenangehörige bei Liegenschaftsübertragungen die vorherige Genehmigung der zuständigen Militärbehörden. **In dieser letzteren Verordnung wurden die Volksgruppenangehörigen zum ersten Mal öffentlich als minderberechtigte und unter Ausnahmebestimmungen stehende Staatsbürger erklärt und rechtlich mit Ausländern gleichgestellt;** eine Ansicht, die übrigens seit je im Rechtsbewußtsein der herrschenden slawischen Bevölkerung lebte. Slawische (serbische) Zeitungen forderten ganz offen, daß die Eigentumsübertragung von Grundstücken aus slawischen in nicht-slawische Besitze gesetzlich verboten werden. **Diese Verordnungen machten den Deutschen jeden Liegenschaften-Kauf und -Verkauf an andere, außer den Slawen, in mehr als 80 v. H. der deutschen Gemeinden praktisch unmöglich.**

Unter die Einschränkung des Besitzverkehrs fiel ganz Slowenien und die Gebietsteile im Bereich der Appellationsgerichte in Novisad und Zagreb mit den Gebieten, die in die Zuständigkeit der Gerichtshöfe in Belacrkva, Petrovgrad, Velika Kikinda, Subotica und Sombor, sowie der Bezirksgerichte von Cakovac, Prelog, Koprivnica, Djurdjevac, Virovitica, Slatina und Donji Miholjac, die den Gerichtshöfen in Varaždin, Bjelovar und Osijek angegliedert sind (s. Verordnung mit Gesetzeskraft über die Einschränkung der Veräußerung von unbeweglichem Besitz auf dem Gebiete der Appellationsgerichte in Novisad und Zagreb, Art. 1. Erschienen im Deutschen Volksblatt vom 27. Februar 1938).

In der Rechtspraxis ging man so weit, daß **selbst Kaufverträge in rein deutschen Gemeinden zwischen Geschwistern, ja sogar Testamente nicht gutgeheißen wurden.** Auch die Verpachtung von landwirtschaftlichen Grundstücken war einem Bewilligungszwang unterworfen. Der Staat behielt sich das Vorkaufsrecht. Das Ziel dieser Verordnungen war klar und eindeutig: **die Zerstörung und Vernichtung der Existenzgrundlage der nationalen Minderheiten, die zum überwiegenden Teil eine bäuerliche Bevölkerung waren.** In wenigen Generationen wären sie an den Bettelstab gebracht worden. Eine minderheitenfeindliche Staatspolitik, die durch Agrargesetze die „Nationalisierung" des Volksbodens, durch erbgesetzliche Änderung die Zerstörung der bäuerlichen Familienwirtschaft und damit gleichfalls die Loslösung von Boden zur Folge hat, kann bis zur brutalen Vernichtung ganzer Volksgruppen führen.

Selbst die KPJ fand für diese Methoden schärfste Kritik. In der Resolution der V. Landeskonferenz vom Oktober 1940 heißt es: „In Makedonien, Montenegro, Metohija und Kosovo, der Wojwodina usw. hat sich der Prozeß des Zerfalls der bürgerlichen Parteien infolge nationaler Unterdrükkung und sozialer Ausbeutung noch fühlbarer gemacht. Das Bauerntum der unterdrückten Völker **und der nationalen Minderheiten wurde furchtbar ausgebeutet, es wurden ihnen Böden und Wälder genommen,** dagegen wurden gewisse zugewanderte Elemente favorisiert . . ." (zit. nach Nikola Milovanović: „Der Militärputsch und der 27. März", S. 16, Belgrad.) In einer Akte des Auswärtigen Amtes, Pol. IV. 62 Innere Politk vom 5. Mai 1939 bis 29. Dezember 1939, in der Anlage zum Schreiben des Reichsinnenministers vom 2. Dezember 1939 wird über folgenden Fall berichtet:

„Der serbische Großgrundbesitzer v. Maksimović wollte 13 $^{1}/_{2}$ Kat. Joch Ackerland (etwa 8 ha) an acht deutsche Bauern verkaufen. Er selbst sprach beim zuständigen Divisionsgeneral in Osijek-Essegg, General Svetomir **Djukić,** vor, um die Gutheißung der Kauf- und Verkaufsverträge im Sinne der Grundverkehrsordnung zu erwirken. Der General versprach ihm zwar die Bearbeitung des Antrages, machte aber darauf aufmerksam, daß die Absicht bestehe, den Volksdeutschen nicht nur jeden Grunderwerb unmöglich zu machen, sondern sie auch von hier (Slawenien) völlig zu verdrängen.

10. Bei der Ausfolgung von Gewerbescheinen, den Meister- und Gesellenprüfungen, wurden zuungunsten deutscher Kandidaten Unterschiede gemacht. Das Diskretionsrecht der obersten Verwaltung (Banalverwaltung) wurde zum Schaden der Deutschen gebraucht, insbesondere bei Gründung von Aktiengesellschaften. Die Firmen mußten auf Anordnung des Innenministers den zuständigen Handels- und Gewerbekammern die Zahl der „fremdstämmigen" Personen (Arbeiter und Angestellte), die in ihren Betrieben beschäftigt wurden, bekanntgeben. Interessant war, daß das Innenministerium als Deutsche all jene Personen ansah, die sich bei der letzten Volkszählung als Deutsche bekannten, das Kultusministerium dagegen erkannte das freie Bekenntnis nicht an, sondern bestimmte **auf Grund der Namensanalyse** oder oft sehr merkwürdiger Begründung (ob der Betreffende einem deutschen oder slawischen Kulturverband angehörte, seine Kinder in die deutsche oder slawische Schule schickte u. a. m.) die Nationalität. Diese Methode wurde besonders in Slowenien praktiziert. Der Banus dieses Verwaltungsgebietes zog sogar in seinem amtlichen Bericht vor dem Banschaftsrat einen Trennungsstrich zwischen Jugoslawen und „Angehörigen fremder Nationen", unter welchen er die Deutschen und Juden jugoslawischer Staatsbürgerschaft verstand. So berichtet er, daß in den Jahren 1926 bis 1938 aus deutschen und jüdischen Händen 1265 ha Boden in die Hände der Jugoslawen übergingen, „aus nationalem Besitz in fremden Besitz aber nur 177 ha . . .". (Handelsblatt „Trgovinski List" vom 14. Februar 1940.) Mit diesen Angaben wollte sich der Banus gegen die Vorwürfe über unzulänglichen Schutz des „nationalen Besitzes" rechtfertigen.

Staats- und völkerrechtlich absolut unzulässige Diskriminierung

11. Diese staats- und völkerrechtlich absolut unzulässige Diskriminierung der nationalen Minderheiten durch die Behörden nahm noch drastischere Formen an. So wurde unter Aktenzeichen „Dj. Br. Nr. 7268/39" des Generalstabs die Entfernung der Deutschen und Magyaren aus den Offiziersschulen angeordnet. **Mitte 1940 wurden deutsche Reserveoffiziere ohne Angabe des Grundes degradiert.** Die Kommandanten der Gendarmerieposten wurden angewiesen, personelle Daten über deutsche Rechtsanwälte, Notare und Ingenieure, ob sie Mitglieder einer deutschen Organisation waren, weiter Angaben über ihre öffentliche Tätigkeit und Vermögensverhältnisse einzuheben. (Bezirkshauptmannschaft in Celje-Cilli, Akt.-Z.: 1 491/1 vom 15. Juni 1939, s. a. Auswärtiges Amt, Pol.Abtlg. IV, Deutschtum in Jugoslawien, Bd. 1.) In jeder Gemeinde wurden Geheimlisten „unzuverlässiger" Personen angelegt, die im Mobilisations- oder Kriegsfalle sofort in Haft zu setzen oder in einem anderen Ort zu internieren waren. Bei Ausbruch des Balkankrieges wurden auf Grund dieser Listen tausende deutsche Geiseln ausgehoben.

12. Durch geschickte Wahlbezirksabgrenzungen und brutalen Terror seitens der Behörden und slawischer nationalistischer Organisationen (Orjuna, Sokol, Naronda Odbrana, Majster Legion, Slovenski straža u. a. m.) wurde erreicht,

a) daß die freie politische Willensäußerung der Minderheiten unterdrückt wurde,

Wie die „freien Wahlen" in der sog. demokratischen Zeit vor der Königsdiktatur 1929 vor sich gingen, belehrt uns die Rede des deutschen Abgeordneten Dr. **Moser** in der Sitzung der

(Fortsetzung auf Seite 5)

20 Jahre „Demokratischer Verband der Deutschen" in Ungarn

Die ungarische Zeitschrift Magyar Hirlap hat in ihrer Ausgabe vom 20. September einen Artikel zum 20. Jahrestag der Gründung des Demokratischen Verbandes der Deutschen in Ungarn veröffentlicht. Darin heißt es: „In Ungarn leben 220 000 Deutsche. Sie stellen die größte nationale Minderheit im Lande dar. Zur Zeit gibt es in Ungarn 160 Chöre, Musik- und Tanzgruppen sowie 20 Schauspielgruppen der deutschen Minderheit unter der Leitung von Antal Reger. Seit dem Jahre 1969, als der neue Erlaß über den Sprachunterricht für nationale Minderheiten herauskam, in dem es heißt, daß Unterricht in der Muttersprache erteilt werden muß, wenn die Eltern von 15 Schülern einer Klasse dies beantragen, ist es zu einer raschen Zunahme der Zahl der Schüler gekommen, die in deutschen Klassen und Schulen Unterricht erhalten. Heute wird Deutschunterricht in 50 Kindergärten, 156 allgemeinen Schulen und drei Gymnasien erteilt." Aus Anlaß des 20. Jahrestages des Verbandes der Deutschen in Ungarn wurde in Pecs (Fünfkirchen) eine Ausstellung eröffnet, die dem Leben und der Volkskunst der deutschen Minderheit in Ungarn gewidmet ist.

s.u.e.

Friedlandhilfe braucht Bekleidung und Kinderspielzeug

„Siebenköpfige Familien verlassen uns mit drei Zahnbürsten. Für viele haben wir nicht einmal Oberbetten, und Kinder sehen mit traurigen Augen auf die wenigen Spielsachen, die wir zu bieten haben." Mit diese Schilderung und der Bitte um Hilfe hat sich das Geschäftsführende Vorstandsmitglied der Friedlandhilfe, Johanna Büchting, an die Öffentlichkeit gewandt. Für die in Friedland eintreffenden Aussiedler und Rückkehrer aus dem polnischen Machtbereich, der Sowjetunion und anderen osteuropäischen und überseeischen Ländern fehle häufig das Nötigste. „Gegenwärtig treffen monatlich etwa 1000 Menschen im Lager ein. Ich weiß gar nicht, was werden soll, wenn im Herbst die angekündigten großen Transporte aus Polen kommen", sagte sie. Vor allem mangelt es an Toilettenartikeln – von der Zahnbürste über den Rasierapparat bis zum Waschlappen. Außerdem fehlt Unter- und Oberbekleidung in allen Größen. Kinderkleidung sei so gut wie keine mehr im Lager.

Der zuständige niedersächsische Minister Herbert **Hellmann** hat den Spendenaufruf der Friedlandhilfe begrüßt. Er wies darauf hin, daß die Aussiedler zwar ausreichend Bargeld erhielten, um Güter des persönlichen Bedarfs, wie Mittel zur Körperpflege, Tabakwaren usw., erwerben zu können. Dennoch sei die Friedlandhilfe auf Spenden angewiesen, um gegebenenfalls die Ausstattung der Aussiedler ergänzen zu können. opr S

Rumänien-Nachrichten aus NW und NBZ

Viktor Orendi-Hommenau – Otto Alscher – Adam Müller-Guttenbrunn

Eine ausführliche Würdigung Viktor Orendi-Hommenaus und seiner Zeitschrift „Von der Heide" veröffentlichte Walter Engel in NW vom 20. September. Dabei stellt er an den Anfang, was Franz Brümmer, Verfasser eines „Deutschen Dichterlexikons", 1918 zur Kennzeichnung der „Heide" schrieb: „Mir ist Ihr Blatt ganz unentbehrlich geworden. Wie viele und zuverlässige Nachrichten über deutsch-ungarische Dichter und Schriftsteller habe ich ihm schon entlehnt, die man sonst in keinem anderen Blatt findet. Es ist für den Literaturhistoriker eine bedeutende Quellenschrift, welche die größte Beachtung verdient." Alle Banater deutschen Autoren und nicht wenige Siebenbürger Sachsen hätten in der „Heide" publiziert, stellt sodann Engel fest und vermerkt weiterhin, daß es ein Verdienst Orendi-Hommenaus sei, den Banater Lesern jener Jahre zugleich auch die wichtigsten binnendeutschen Dichter seiner Zeit und der Vergangenheit bekannt gemacht zu haben. Besonders breiten Raum hätte Müller-Guttenbrunn eingenommen. „Ein Guttenbrunn-Biograph wird die ‚Heide' nicht entbehren können. Hommenau druckte nämlich alles ab, was Guttenbrunns Wirken in jener Zeit (1909–1923) betraf und brachte Rückblenden aus dem Leben und Schaffen dieses Autors, mit dem er vorübergehend im Briefwechsel stand." Unter den Prosaautoren der „Heide" ragen weiterhin „Otto Alscher und Franz Xaver Kappus als besondere Begabungen heraus, letzerer ist auch als Lyriker vertreten. Alschers Texte zählen zum Besten, was die Zeitschrift überhaupt veröffentlicht hat. Ein elementares Verhältnis zwischen Mensch und Landschaft prägt seine Prosa, die sich vom idyllisch-verniedlichenden Naturerlebnis der meisten Heide-Autoren vorteilhaft abhebt. Otto Alscher hat sich auch als Kritiker betätigt."

Auch nachstehender Brief Müller-Guttenbrunns an Professor Andreas Friedrich wird von Engel im Wortlaut wiedergegeben: „Sehr geehrter Herr Professor! Mit den Gefühlen aufrichtigen Dankes habe ich Kenntnis genommen von ihrem schönen Vortrag über mich, den Sie an dem Festtag in Guttenbrunn gehalten haben. Solch sachliche Vorträge über die dichterischen Ziele meiner Heimatbücher erscheinen mir besonders wertvoll, da die Neigung vorzuherrschen scheint, mich mehr politisch als ästhetisch einzuschätzen. Ich weiß, das liegt in der Zeit und den glücklichen Zufällen, die meinen Büchern zustatten gekommen sind, ich weiß es, aber ich kann nicht früh genug betonen, daß ich mich lieber als den dichterischen Kulturgeschichtsschreiber meines Volkes eingeschätzt sehe, als wie den prophetischen Politiker. Die Arbeit vieler Jahre, ich kann sagen Jahrzehnte, liegt in diesen 12 Heimatbüchern eingebettet, und ich möchte gerne glauben, meinen Schwaben ein dauerndes Vermächtnis gestiftet zu haben. Es wird die Sache der heimatlichen Germanisten und Ästhetiker sein, diesen Besitz zu pflegen und nutzbar zu machen für die nachwachsenden Geschlechter. Und weil ich Sie, verehrter Herr Professor, auf diesem Wege sehe, darum hat mich Ihr Vortrag im Kulturverband so gefreut. Der Germanist an unserer ersten deutschen Mittelschule ist mir ein willkommener Herold meiner Werke. Haben Sie Dank, Herr Professor, und seien Sie bestens gegrüßt von Ihrem ergebenen Adam Müller-Guttenbrunn."

Müller-Guttenbrunns Lenau-Trilogie in neuer Auflage. „Im Facla-Verlag", berichtete NW, „wird in Kürze der erste Band (‚Sein Vaterhaus') der Trilogie ‚Lenau. Das Dichterherz der Zeit' von Adam Müller-Guttenbrunn erscheinen. Die Neuausgabe des Bandes besorgten die beiden Hochschullektoren Karl Streit und Herbert Bockel. Die zwei weiteren Bände der Trilogie, ‚Dämonische Jahre' und ‚Auf der Höhe' wird der Facla-Verlag voraussichtlich 1976 herausbringen."

Auch deutsche Literaturkreise wieder tätig. „Die Temeswarer Schriftstellervereinigung hat dieser Tage die Leiter ihrer Literaturkreise für das Arbeitsjahr 1975/76 bestimmt. Dem rumänischen Literaturkreis steht Anghel Dumbrăveanu, dem ungarischen Zoltán Franyó, dem serbischen Vladimir Ciocov vor. Ehrenvorsitzender des Adam-Müller-Guttenbrunn-Kreises ist wieder Franz Liebhard, der Leiter des Kreises Hans Kehrer. Der deutsche Literaturkreis nimmt seine

„Donauschwaben"-Leser wissen mehr!

Arbeit Ende Oktober auf, bei der ersten Zusammenkunft soll über die Beschäftigung mit dem Werk Adam Müller-Guttenbrunns im Ausland sowie über Fragen der heutigen Mundartliteratur im deutschen Sprachraum berichtet werden. Die Arbeitssitzung im November ist Ludwig Schwarz anläßlich seines 50. Geburtstages gewidmet, im Dezember wird Johanna Schneider-Rückert aus ihren Gedichten lesen." (NW 26. 9.)

Das Temeswarer Deutsche Staatstheater setzte seine Ausfahrten fort und besuchte mit dem Lustspiel „In Buxtehude ist der Teufel los" die Ortschaften Alexanderhausen, Lowrin und Perjamosch.

Richard-Oschanitzky-Abend. Am 25. September fand am Sitz der Kreisbibliothek in Temeschburg eine dem Komponisten Richard Oschanitzky gewidmete musikalische Veranstaltung statt. Es sprach Wolfgang Binder vom Temeswarer Deutschen Staatstheater, dem Oschanitzky jahrelang als Mitglied angehörte. Nach dem Vortrag wurden zwei Lenau-Vertonungen des Komponisten, ein rumänisches Chorlied sowie die „Burleske für Cello und Klavier" zu Gehör gebracht.

Vortrag über rumäniendeutsche Literatur in Hatzfeld. „Die Reihe der vom Elternkomitee des Lyzeums von Jimbolia veranstalteten Kulturabende wird am kommenden Dienstag wieder aufgenommen. Auf der Zusammenkunft wird NBZ-Redakteur Eduard Schneider über ‚Banater Beiträge zur rumäniendeutschen Literatur' sprechen", kündigte NW am 21. 9. an.

„Mehr als nur ein Stückchen Heimatkunde", schrieb NBZ am 23. 9., sei das in **Kreuzstätten** von Nikolaus Schuller und Direktor-Lehrer Helmuth Buchert verwirklichte Heimatmuseum. „Wer den Hof des Hauses mit der Nummer 9 betritt, stößt noch nicht auf Außergewöhnliches. Erst wenn die schwere Eingangstür zur Bauernküche aufspringt, fühlt man sich in vergangene Zeiten versetzt: der Herd, auf dem Dreifuß, tönerne Schnapsflasche und Krüge stehen, rechts die ‚Klumpe', dann Petroleumlicht, Butterglas, ‚Krammlpreß', ferner die Waschbretter und andere Utensilien – alles Originalstücke, genau wie die Sammlung schöner altdeutscher Teller. Einige Schritte und man betritt die gemächliche Bauernstube mit den behäbigen Betten . . ., dann Truhe . . . ,das stilechte Spinnrad in der Ecke, in der Mitte der Tisch mit der Griffeltafel und anderen Requisiten und vielem Hausrat . . . Rechts, nebenan, das Trachtenzimmer, in dem 20 Puppen die Entwicklung der Kreuzstättener Tracht veranschaulichen . . . An den Wänden Bilder von Kerweien, Blaskapellen, Schulgenerationen, Häuser aus längst vergangenen Tagen sowie der Parzellierungsplan des 1771 im Entstehen begriffenen Dorfes, als 62 Familien die Gefahren der Waldungen und Sümpfe zu beseitigen begannen. – Im letzten Raum sind Geräte untergebracht, die von der harten unermüdlichen Arbeit der Menschen zeugen, die diesen Flecken Erde wesentlich verändert haben."

Tagessoll auch am Sonntag. Im SLB von Sanktandreas „war der vergangene Sonntag", hieß es in NBZ vom 23. 9., „ein ausgesprochener Arbeitstag. Schon in den frühen Morgenstunden summten die Gloria-Mähdrescher bei der Kolbenmaisernte, fuhren die Sämaschinen bei der Gersten- und Weizenaussaat ihre Runden. – Überall war Hochbetrieb. Außer den 350 SLB-eigenen Arbeitskräften beteiligten sich 300 Schüler des Temeswarer Sportlyzeums und 120 des Orzidorfer Ackerbaulyzeums an den laufenden Arbeiten. – Die von den Mähdreschern nicht erfaßten Maiskolben wurden von zahlreichen Schülern der hiesigen Allgemeinschule nach jeder Fahrspur operativ gesammelt."

Rüben, Gurken – und Schüler. Bezeichnend für die Art, wie der „freiwillige" Arbeitseinsatz der Schüler und Lehrer gelenkt wird, ist folgende Meldung des NW vom 24. September: „Etwa 680 Schüler des Lyzeums helfen in diesen Tagen täglich bei der Ernteeinbringung mit. Laut stellvertretendem Direktor Michael Göpfrich sind die 7. und 8. Klasse in der LPG, der I. und II. Jahrgang der CLF und die 5. und 6. Klasse im Schulhof tätig. An einem einzigen Tag wurden allein 1600 kg Gurken geerntet und rund 15 Tonnen Kartoffeln sortiert. Besonders hervorzuheben sind die Schüler der 8. Klasse (Klassenlehrer: Hans Kling, Inge Chirescu und Rozalia Martini). In der nächsten Woche wird die Schule 5 Hektar Rüben einbringen."

Über „Kerwei"-Feste wurde berichtet aus **Orzidorf** mit 18 Paaren in der Ortstracht und aus **Busiasch,** wo man anscheinend eine folkloristische Schau in Kerweiform mit 25 Paaren in Trachten aus Nitzkydorf, Bakowa, Lowrin und anderen Ortschaften bot, bei der auch Bürgermeister Gheorghe Leucuța das Wort ergriff und „zusammen mit anderen Stadtobrigkeiten das Volksfest, das ganz Busiasch vereinte, mitfeierte." K. H.

1,6 Millionen Suchanträge

Der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes konnte in der Zeit von 1950 bis zum 30. Juni 1975 insgesamt 1 629 612 Suchanträge nach vermißten Wehrmachtsangehörigen, Zivilgefangenen und Kindern abschließen. In dieser Zeit, so gab das Deutsche Rote Kreuz am 18. September in Bonn bekannt, wurden allein 284 764 von den insgesamt 291 063 Suchanträgen von Eltern, die ihre Kinder suchten und Kindern, die nach ihren verschollenen Eltern fragten, geklärt. Aber über dreißig Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg ist das Schicksal von 602 736 deutschen Soldaten noch immer ungeklärt. Nach 153 584 verschollenen Zivilgefangenen wird auch noch gesucht und 6299 Suchanträge von und nach Kindern sind noch offen. Auch für 1662 namenlose Kinder sucht das Deutsche Rote Kreuz heute noch nach Angehörigen. s.u.e.

Übersetzungen

von Urkunden, Dokumenten, Rentenunterlagen, Unterlagen für den Lastenausgleich aus folgenden Sprachen: Serbo-Kroatisch, Ungarisch, Rumänisch, Tschechisch, Slowakisch, Polnisch und Russisch durch beeidigten Dolmetscher

Johann Sabo

Übersetzungsbüro
68 Mannheim 1
Tattersallstraße 43
(Direkt am Wasserturm)
Postfach 2002 - Tel. 2 15 00

Sprachstelle für Aussiedler

Aussiedler haben jetzt die Gelegenheit, den Stand ihrer deutschen Sprachkenntnisse objektiv zu überprüfen. In der Durchgangsstelle Nürnberg hat eine Sprachteststelle für Aussiedler des Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverbandes ihre Arbeit aufgenommen. Sie ist die erste Institution dieser Art in der Bundesrepublik Deutschland und wird vom Bayerischen Arbeitsministerium finanziert. Das Testergenis ist Grundlage einer ersten Beratung zur schulischen, beruflichen und gesellschaftlichen Eingliederung. Die erforderlichen Unterlagen, das Testzeugnis und einen Beratungsbogen erhalten die Aussiedler sofort nach Prüfungsende. opr S

Genuß und Reue

Der Urlaub, bei dem wir
gern weit verreisen
und oftmals fremde
Genüsse preisen,
er lehrt uns immer
wieder aufs Neue:
je toller der Genuß,
um so sicherer die Reue.

Konrad Gerescher

Im Winter nach Rumänien gefahren

„Die Zollkontrolle war so streng, wie ich sie noch nie erlebt hatte"

In der Oktober-Ausgabe des „Rundbriefes der Dobrudscha-Deutschen" ist nachfolgender Bericht erschienen, den wir unseren Lesern zur Kenntnis bringen möchten, weil er sehr aufschlußreich ist:

Nachdem ich für 380 DM die Hin- und Rückfahrkarte nach Ploeşti bezahlt hatte, trat ich die Bahnfahrt am 18. 12. 1974 von Stuttgart aus an. Mit meinen drei Koffern fand ich kaum noch Platz, denn der Zug war von Urlaubern überfüllt. In Budapest hieß es umsteigen! Für 20 DM fand ich einen Gepäckträger, der nur für DM zu helfen bereit war. An der rumänischen Grenze spielten sich Szenen ab, die ich nie vergessen werde. Zum Glück hatte ich genügend Geld bei mir und konnte für die geplanten drei Wochen Aufenthalt pro Tag 26 DM (= 10 Dollar) einwechseln. Andere standen aber ohne Geld da und wurden zurückgewiesen. Sie mußten umkehren und zurückfahren. Die Zollkontrolle war so streng, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Alle Koffer mußten geöffnet werden und wurden dann gründlich durchsucht. Als man mein Kofferradio entdeckte, das ich mit hinunternehmen und wieder zurückbringen wollte, hatte ich 50 DM zu zahlen. Bei der Weiterfahrt schneite es so stark, daß wir bei Kronstadt-Braşov nicht mehr weiterkamen. So kam es, daß die Reise 48 Stunden dauerte. In Ploeşti konnte ich bei meinen zwei verheirateten Schwestern wohnen. Es geht beiden nicht schlecht. Der eine Schwager, ein Metzgermeister, verdient monatlich 2000 Lei, der andere, ein Rentner, hat 800 Lei monatlich. Den Wert des Geldes kann man ermessen, wenn man für einen Anzug 1800 Lei, und für ein Paar Herrenschuhe 800 Lei hinlegen muß. Lebensmittel sind zu bekommen, wenn man sich morgens um 4 Uhr anstellt für Brot, Maismehl etc. Fast peinlich war es mir, daß ich beim Vorzeigen meines deutschen Passes an der Schlange der Wartenden vorbeigehen und mich bevorzugt bedienenlassen konnte. Es waren keine freundlichen Blicke, die mich begleiteten, aber gemurrt hat niemand.

Unbegreiflich war mir, als am ersten Weihnachtstag morgens um 4 Uhr Frauen antreten und beim Teeren der Straßen mithelfen mußten. Man hat sich dort schon daran gewöhnt, daß Weihnachten kein offizieller Feiertag ist – nur der Neujahrstag ist als solcher anerkannt.

Gerne bin ich wieder in unsere Bundesrepublik zurückgekehrt und weiß nun noch mehr das zu schätzen, was wir hier haben.

Friedrich Schmolke, Faurndau

Zur Strategie der UdSSR im Frieden

Brief Lenins an den Kommissar für auswärtige Angelegenheiten Tschitscherin (1921)

„Als Ergebnis meiner Beobachtungen während der Jahre meines Exils mußte ich feststellen, daß die sogenannten kulturellen Führungsschichten West-Europas und Amerikas einfach unfähig sind, die gegenwärtige politische Lage und die tatsächlichen Machtverhältnisse richtig zu beurteilen. Diese Führungsschicht ist stumm und taub (taubstumm), und unser Verhalten ihr gegenüber sollte auf dieser Voraussetzung beruhen.

Revolution entwickelt sich niemals in einer geraden Linie oder in einem ununterbrochenen Entwicklungsprozeß. Sie bildet eine Folge von Sprüngen nach vorn und zurück, eine Serie von Angriffen und Phasen der Beschwichtigung. In dieser Periode wächst die Stärke der Revolution und bereitet den Endsieg vor. Es handelt sich um einen langwierigen Prozeß, den die sozialistische Revolution durchmachen muß. Daher ist es notwendig, auf bestimmte Manöver zurückzugreifen, die das Tempo unseres Sieges beschleunigen können:

a) Um die ‚Taubstummen' zu beschwichtigen, müssen wir erklären, daß eine Trennung (fiktiv) zwischen unserer Regierung und den Regierungsorganen einerseits und der Partei, dem Politbüro und der Komintern andererseits besteht. Das letztere muß besonders hervorgehoben werden, nämlich, daß es auf dem Gebiet der UdSSR unabhängige politische Gruppierungen gibt. Die ‚Taubstummen' werden uns das glauben!

b) Wir müssen unseren Wunsch zum Ausdruck bringen, sobald wie möglich Beziehungen mit den kapitalistischen Ländern aufzunehmen, und zwar auf der Grundlage der absoluten Nichteinmischung in ihre inneren Angelegenheiten. Die ‚Taubstummen' werden uns auch das glauben!

Sie werden entzückt darüber sein und werden uns die Türen öffnen. Durch diese Türen werden wir so schnell wie möglich die Emissäre der Komintern und der Partei schleusen, und zwar unter dem Deckmantel diplomatischer, kultureller und wirtschaftlicher Vertreter.

– Die Wahrheit sagen ist ein bourgeoises Vorurteil.

– Eine Lüge wird durch das zu verfolgende Ziel gerechtfertigt.

– Die Kapitalisten und ihre Regierungen werden gegenüber unseren Aktivitäten die Augen verschließen. Auf diese Weise werden sie nicht nur taubstumm, sondern auch noch blind werden.

– Sie werden uns Kredite zur Verfügung stellen, die uns dazu dienen werden, die kommunistischen Parteien in ihren Ländern zu unterstützen.

– Sie werden uns das Material und das technische Wissen liefern, das uns fehlt.

– Sie werden unsere Rüstungsindustrie wiederaufbauen, die wir benötigen für unsere zukünftigen siegreichen Angriffe auf unsere ‚Versorger'.

– Mit anderen Worten: Sie werden sich anstrengen, um ihren eigenen Untergang vorzubereiten!"

(Belegstelle: Bulletin of the Institute for the Study of the UdSSR, München, Jg. 9, 5/1962, S. 23).

Feierliche Versprechen wurden nicht eingelöst

(Fortsetzung von Seite 1)

jugoslawischen Nationalversammlung vom 26. März 1925. Daraus folgender Ausschnitt:

„Der Beginn des illegalen Kampfes gegen unsere Partei der Deutschen des Königreichs SHS fällt in die Zeit der Tätigkeit des Staatsausschusses gleich nach Ausschreibung der Wahlen. Dem Ausschuß waren vom Innenministerium mangelhafte und unrichtige Ziffern über die Zahl der Wähler vorgelegt worden; weiter stellte dasselbe Ministerium ganz willkürliche Anträge über die Aufstellung von Wahlplätzen. **Eine Unzahl von Gemeinden mit über 800 bis 2000 Wählern sollte nach diesen Anträgen ohne Wahlplätze bleiben.** Nur der hartnäckigen Tätigkeit unserer Partei ist es zu danken, daß der Staatsausschuß auf Grund des von uns ihm vorgelegten geschichtlichen Materials in einigen Orten diesen Angriff gegen die elementaren Vorschriften des § 50 des Wahlgesetzes korrigierte und in einigen größeren Gemeinden Wahlplätze errichtete. Aber trotzdem ließ auch er eine bedeutende Zahl von Gemeinden mit ganz erheblichen Wählerzahlen **ohne eigene Wahlplätze** und verwies die Wähler dieser Gemeinden auf Wahlplätze in anderen Gemeinden, **die 15 bis 20 Kilometer entfernt waren.** So hatten keine Wahlplätze die (deutschen) Gemeinden Knićanin mit 765 Wählern, Budisava mit 559 Wählern (mit 366 Wählern aus Kać II zusammen 895 Wählern in einem Wahlplatz konzentriert), Cib mit (604 Wählern, Nova Gajdobra mit 244 Wählern, Bačko Novoselo mit 345 Wählern, also große Gemeinden, **während in Nord- und Südserbien 51 Wahlplätze unter 100 Wählern zählen, 537 unter 200 und 683 unter 300. Diese unsere Gemeinden mußten in anderen, serbischen Orten abstimmen, nur damit sie einen um so größeren Terror, Einschüchterungen und Behinderungen ausgesetzt würden . . .**"

Am Wahltage fuhren serbische Terroristen durch die deutschen Gemeinden, wild um sich herumschießend, die zur Urne schreitenden Bürger verprügelnd unter Duldung und Assistenz der Behörde. Die Wählerversammlungen wurden versprengt, die Kandidaten mit Stöcken und Eisenstangen niedergeknüppelt, darunter auch die beiden deutschen Führer Dr. Kraft und Dr. Grassl, die sogar von einer Gruppe unverantwortlicher Elemente unter der Führung eines Gemeindeangestellten überfallen und lebensgefährlich verletzt wurden (Dr. Kraft). Die Taten blieben trotz Interpellation in der Skupština und Anzeige bei der Staatsanwaltschaft ungesühnt.

War die Unterdrückung der freien politischen Willensäußerung der nationalen Minderheiten in der „demokratischen Aera" mehr die Folge einer sträflichen Methode, einer verfassungswidrigen Auslegung bestehender Gesetze, so wurde sie nach 1931 bis zum Zusammenbruch des Königreiches zur Staatsmaxime. Ein Engländer schrieb 1937 über die jugoslawische Verfassung die charakteristischen Sätze nieder:

„Es genügt festzustellen, daß diese Verfassung weder das Vorhandensein von Minderheiten überhaupt, noch deren Rechte, wie sie in dem Minderheitenvertrag des Jahres 1919 festgelegt waren, anerkannte. Tatsächlich ist es den Minderheiten Jugoslawiens unmöglich, politische Gruppen oder Parteien zu bilden, um den Schutz und die Sicherung der ihnen von der Welt zuerkannten Rechte zu gewähren . . ." (Sir Robert Gower: The Hungarian Minorities in the Successions States, London 1937, S. 55 ff.)

b) ihre Einflußnahme auf die kommunale und staatliche Amtshoheit in Sachen der Minderheiten zur Bedeutungslosigkeit herabsank, und

c) ihre kulturelle Einrichtungen zum Gegenstand parteipolitischen Kuhhandels und behördlicher Repressalien gemacht wurden.

In die Abwehr gedrängt, versuchte die deutsche Bevölkerung ihre staats- und völkerrechtlich garantierten Rechte durch die Mittel der politischen und gesellschaftlichen Isolation zu schützen. Ob dies angesichts der traditionallen Abneigung der Südslawen gegenüber jeder auf nationaler und stammesmäßiger Grundlage errichteten politischen Blockbildung taktisch richtig war, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls widersprach der politische Selbstschutz keineswegs den demokratischen Grundsätzen.

Den prozeßrechtlichen Weg beim Völkerbund hatte die deutsche Minderheitenführung nicht gewählt, weil sie hoffte, die Verbesserung des materiellen Rechts durch Einflußnahme auf die innerstaatliche Gesetzgebung bzw. Gesetzesausformung doch noch erreichen zu können.

In einem einzigen Fall wurde der Völkerbund von volksdeutscher Seite mit einer Beschwerde beschäftigt. Die Landesregierung in Ljubljana/Laibach verfügte am 8. September 1919 die Auflösung des Vereins „Deutsches Haus" in Celje-Cilli, worauf der Obergespan von Marburg die Übergabe des gesamten beweglichen und unbeweglichen Vermögens des Vereins an den slowenischen Verein „Celjski Dom" anordnete, weil es einem „unmoralischen Zweck", d. h. der Unterbringung deutscher Vereine und Gesellschaften diente. Da die Klage des Vereins „Deutsches Haus" auch in der letzten jugoslawischen Instanz 1930 abgewiesen wurde, wandte sich dessen Rechtsvertreter mit einer Petition an den Völkerbund wegen Verletzung der Art. 7 und 8 des Minderheitenschutzvertrages. Der Rechtsfall wurde jedoch später durch gegenseitiges Übereinkommen beider Parteien – die Jugoslawen zahlten eine entsprechende Entschädigungssumme – friedlich beigelegt.

Bei der Aufzählung der Unrechtstatbestände haben wir uns nur auf die schwerwiegendsten beschränkt. Von der kleinen Politik der Schikanierung im täglichen Leben, wie dem mangelnden Schutz gegen den Terror chauvinistischer Vereine, der Verweigerung von Gewerbescheinen, Konzessionen und Lizenzen, dem Verbot der Minderheitssprache auf öffentlichen Schildern, Plakaten, Briefen, Waren, Packungen und der Namens- und Ortsbezeichnungen in der Minderheitensprache, von grundlosen Verhaftungen, Vorenthaltungen von Heimatscheinen oder Pässen usw., usw. soll hier nicht näher gesprochen werden, obwohl an ihnen viele Einzelschicksale zerbrochen sind. Sie allesamt stellen mehr oder weniger grobe Verletzungen der in den Minderheitenschutzverträgen und in den positiven Vorschriften der Verfassung Jugoslawiens verbürgten Gleichheitsrechte aller Staatsbürger ohne Unterschied der Nationalität und des allgemeinen Rechtsgrundsatzes des Verbotes **der rassischen Diskriminierung dar.**

13. Als der deutsch-jugoslawische Krieg (Balkanfeldzug) ausbrach, den die Umsturzregierung des Generals Simović mutwillig provozierte, wurden Hunderte volksdeutsche Geiseln, darunter auch Frauen und Geistliche, ohne Angabe der Gründe, verschleppt und mißhandelt, obzwar sich die Angehörigen der Volksgruppe in den kritischen Tagen völlig loyal und eingeschüchtert verhielten und in keiner Weise die serbische Kriegsstimmung durch Verbreitung von Greuelnachrichten schürten, die der reichsdeutsche Rundfunksender ununterbrochen ausstreute, **„. . . nicht aus Quellen stammten, die sich in Jugoslawien befanden."** (s. „Archiv der Gegenwart 1941"), die volksdeutschen wehrfähigen Männer waren zum jugoslawischen Militär zur Kriegsdienstleistung eingezogen und die volksdeutschen Führer haben sich zur Vermittlung zwischen Belgrad und Berlin zur friedlichen Lösung der Krise angeboten. Die Liste der auszuhebenden Geiseln lag im Rathaus der Gemeinden seit langem vorbereitet vor, ein Beweis dafür, daß der Krieg und Terror auch gegen die Volksdeutschen schon vorher geplant und beabsichtigt war."

14. In meinem Buch „Jugoslawien und das Dritte Reich", 1969, S. 20 bis 32, Seewald-Verlag, Stuttgart, befaßte ich mich ausführlicher mit dem Entstehen Jugoslawiens und wies darin nach, **daß das Ziel der Neugründung des Staates nicht nur die Verteidigung des neugeschaffenen Staates und dessen Freiheit gegen österreichische „Unterdrückung" war, sondern daß das Kriegsziel laut dem Beschluß der serbischen Nationalversammlung in Niš am 7. 12. 1914 war, alle in der alten österreichisch-ungarischen Monarchie „unterdrückten" südslawischen Völker der Serben , Kroaten und Slowenen von ihrem Joch zu befreien und sie in einem einheitlichen Staate zu vereinigen.** Das Kriegsziel, für das Kleinserbien 1914 auf der Seite der Entente-Mächte in den Krieg eintrat, war also die Verwirklichung aller Forderungen, **die bereits lange vorher** auf dem politischen Programm der herrschenden „Radikalen Partei" standen, **und die Gewinnung von Gebieten bezweckten, auf die die Serben weder vom historischen, noch vom ethnischen und kulturellen Standpunkt ein Recht hatten. Der Erste Weltkrieg war also für die Serben kein reiner Defensivkrieg, sondern ein auf Eroberung fremder Gebiete und Aggression eingestellter imperialistischer Raubzug für die Schaffung eines „Großserbiens", das sein nach dem Kriege fünffach vergrößertes Staatsgebiet mit wahren kolonialpolitischen Methoden zu beherrschen gedachte.**

Ihre Hegemonie leiteten die neuen Machthaber zunächst mit einem auf zwei Jahre eingeführten **Optionsrecht** ein, das die nationalen Minderheiten in dieser Zeit aus der Teilnahme am Staatsaufbau völlig ausschloß. Die deutsche Minderheit hatte in dieser Zeit **kein Wahlrecht, kein Mitspracherecht am Ausbau ihres Vereins- und Schulwesens, an ihrer örtlichen Verwaltung und keine sonstigen Koalitionsrechte, mit deren Hilfe sie ihre eigenen Einrichtungen ausbauen oder fördern konnte. In dieser Zeit der totalen Rechtsentmündung der Deutschen wurden die Verfassung des Staates und andere Grundgesetze geschaffen, die Schulen verstaatlicht und die freien Bildungsstätten durch kümmerliche Schulabteilungen mit Namensanalyse ersetzt, Agrarreformen ins Leben gerufen, die die deutsche Minderheit schwer trafen, das Vereinswesen geknebelt und andere Einrichtungen errichtet, an denen die deutsche Minderheit lebensgesetzlich interessiert war.** Die hochintelligenten Deutschen hatten nicht einmal so viel staatsbürgerliche Rechte wie das fahrende Volk der Zigeuner. Deutsche Bauern wurden mit Maschinengewehren und Feuerwaffen von ihrem, seit vielen Jahren vorher von Großgrundbesitzern käuflich erworbenen, aber grundbuchmäßig noch nicht auf ihren Namen übertragenen Boden rücksichtslos vertrieben. Deutsche Jungen, die sich in der von den serbischen Behörden angeordneten Optionszeit gegen ihre illegale Rekrutierung auflehnten, wurden rücksichtlos niedergeschossen (in der rein deutschen Großgemeinde Torža (Torschau) fielen bei einer Gelegenheit 14 junge Burschen der schießwütigen serbischen Gendarmerie zum Opfer). Daß derartige brutale Gewaltmaßnahmen der Behörden entsprechende Ressentiments zur Folge hatten, die sich in den späteren Umsturztagen auswirkten, kann man sich leicht vorstellen. **Die „Option" erwies sich in Wirklichkeit als ein übles Manöver zum Hintergehen der Bestimmungen der nach dem Ersten Weltkrieg getroffenen und von der jugoslawischen Regierung akzeptierten Verpflichtungen.**

*

Diese Aufzählung der Unrechtstatbestände zeigt zugleich auch den Sinn und den Weg der politischen Bestrebungen der deutschen Minderheit in Jugoslawien. Diese forderte, gemäß den internationalen Schutzverträgen und der innerstaatlichen Gesetzgebung, ein Dreifaches:

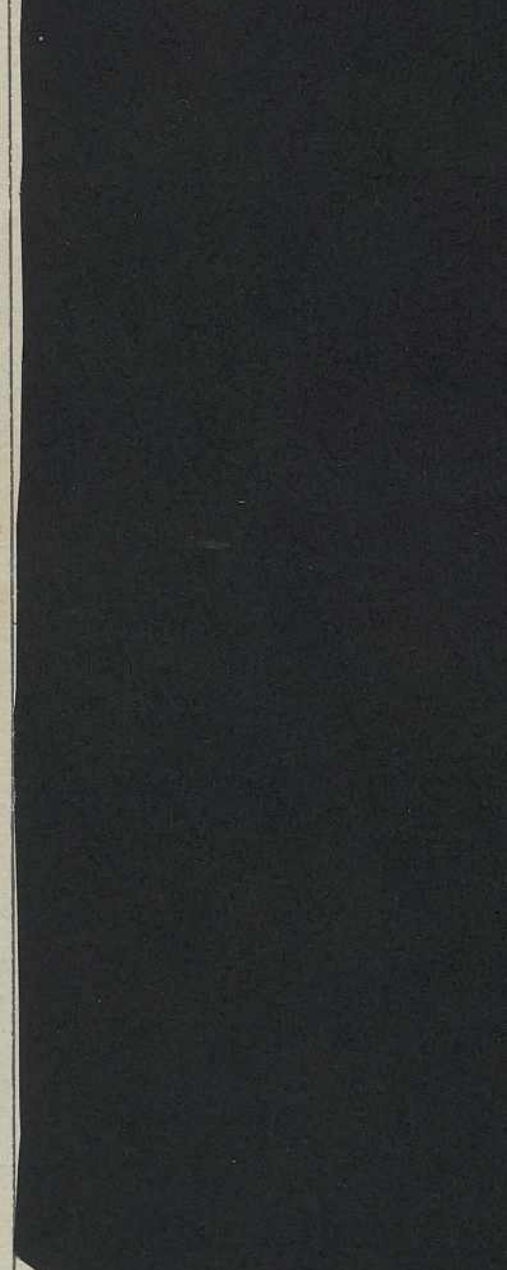
a) staatsbürgerliche Gleichberechtigung,

b) allgemeine Gleichberechtigung durch den verwaltenden und richtenden Staat, und

c) freien Gebrauch der deutschen Muttersprache, soweit nicht der Staat als Hoheitsperson mit ihr verhandelt.

Noch konkreter: **Die deutsche Minderheit kämpfte nicht um einen „Staat im Staate" oder den territorialen Anschluß an Deutschland, das tausend Kilometer von ihren Hauptsiedlungsgebieten entfernt lag. Ihre geographische Lage und Siedlungsstruktur stempelten derartige Konzeptionen zu purem Unsinn.**

Sie kämpfte vielmehr um die Erhaltung ihrer nationalen Substanz, die sie durch staatliche Maßnahmen ernstlich gefährdet sah: um die Rechte der Muttersprache und der Erziehung, die



Wahrung ihres geistigen und materiellen Besitzstandes, um das Recht auf die Gestaltung ihres völkischen Lebens, die Selbstverwaltung ihrer Gemeinden und gegen die Verdrängung aus ihren Lebensräumen, **dies alles: im Rahmen des bestehenden Staates und auf Grund seiner Gesetze.**

Durch keinen Landesverratsprozeß konnte auch nur ein Schatten auf die staatsrechtliche Sauberkeit ihrer Kampfmittel und -methoden geworfen werden! Deshalb erwartete sie mit Recht, daß die loyale Beobachtung ihrer Pflichten gegenüber dem Staate mit einer ebenso loyalen Achtung ihrer Rechte seitens des Staates und seiner Behörden erwidert werde. Denn beide bedingen sich gegenseitig.

Hinter Schloß und Riegel

Was unschuldige Volksdeutsche in Rumänien erleben können

Von Georg Schuffer

(4. Fortsetzung und Schluß)

Ich kam in einen Raum, in dem etwa 40 Personen eingesperrt waren. Nach zwei Wochen teilte man mir unter vier Augen mündlich das Urteil mit, und zwar für die angebliche Spionagetätigkeit (Vatikan plus Bundesrepublik Deutschland) 15 Jahre, für die in der Phantasie des Untersuchungsrichters erfundene subversive Tätigkeit gegen die sozialistische Gesellschaftsordnung im Lande 16 Jahre und für die antisozialistische Propaganda 10 Jahre, zusammen 41 Jahre mit schwerster Zwangsarbeit, sowie Beschlagnahme des gesamten Vermögens. Ich habe das Schriftstück, welches man mir vorlegte, um zu unterschreiben, daß ich das Urteil zur Kenntnis genommen habe, nicht unterschrieben. Meine Freunde bekamen kleinere Strafen: 3 bis 8 Jahre.

Im Gefängnis in Temeswar

Körperlich und geistig gebrochen, brachte man mich nach der Gerichtsverhandlung in das Gefängnis, das sich in demselben Gebäude befindet, in dem die politischen Prozesse stattfanden. Ich habe, wie oben bereits erwähnt, während der Untersuchungshaft 8 Monate lang gehungert, nächtelang nicht schlafen dürfen, tagelang im eisigen Karzer verbringen müssen und die Prügel und Folter taten den Rest. Das Gefängnis war im Vergleich zur Untersuchungshaft für mich ein Erholungsort. Ich konnte wenigstens sieben Stunden lang ungestört schlafen und brauchte keine Angst zu haben, zum Verhör gerufen zu werden. Auch ausgepeitscht, gefoltert und mißhandelt wurde ich hier nicht. Ein Paradies war das Gefängnis für uns Häftlinge natürlich auch nicht. Hier gab es unzählige sinnlose Vorschriften, die eingehalten werden mußten. Ich war in einer Gefängniszelle, die ständig 40–50 Häftlinge beherbergte. Hier waren alle Nationalitäten und sozialen Schichten vertreten. Ich war noch keine drei Stunden in der Zelle, mußte ich meine Zivilkleider ausziehen und sie den Gefängniswärtern übergeben. Dafür bekam ich eine gestreifte, zerrissene Häftlingskluft aus Matratzenstoff, die vor mir schon von vielen Häftlingen getragen worden war. Wir durften nichts bei uns behalten, was unser privates Eigentum bildete, z. B. keine Uhr, kein Messer, kein Geld, kein Schreibzeug, kein Rasierzeug, keine Schere, nicht einmal ein Taschentuch. Die nahtlose Abschirmung hatte unsere Geschichte in den sicheren Würgegriff bekommen. Der Verkehr der Häftlinge zwischen den Zellen war untersagt. Jede Zelle bildete eine für sich isolierte Einheit. Woche für Woche fand einmal eine strenge Leibesvisite statt. Die Häftlinge mußten sich im Gang bis auf die Haut ausziehen. Die Wärter untersuchten die Kleider, ob nicht etwa eine Waffe oder ein anderer Gegenstand in die Zelle geschmuggelt wurde. Für die Gefängnisleitung war das Ideal, daß die politischen Häftlinge keinen eigenen Willen haben sollen, keine Entscheidungen zu treffen hätten – das Denken und Lenken mögen sie der Direktion überlassen. Besuche von Angehörigen waren verboten. Meine Frau wußte Jahre hindurch nicht, wo ich mich befinde, ob ich noch lebe oder nicht. Die wichtigste Vorschrift: niemand durfte erfahren, wo sich der politische Strafgefangene befand. Auch wenn jemand schon zehn oder noch mehr Jahre eingesperrt war, durfte er kein Lebenszeichen von sich geben. Starb jemand in der Zelle, wurde er sofort entfernt. Niemand durfte wissen, was mit ihm weiter geschah. Die Angehörigen wurden nicht verständigt.

Zwischen den Stammeinwohnern des Zuchthauses und den Neuangekommenen wurde ein Unterschied gemacht. Diese durften sich am Anfang nicht unter jene mischen. Was ein namhafter Ausländer war oder eine allzu bekannte Person, oder ein geheimer Gefangener, konnte unter keinen Umständen offen in der Zelle des Zuchthauses präsentiert werden. Im Gefängnis gab es Menschen verschiedener politischer Anschauung. Die Gleichgesinnten pflegten zwar untereinander den Kontakt, hatten aber nicht den Mut, sich zu Gemeinschaften zusammenzuschließen. Im Allgemeinen kann man sagen, eine jede Person suchte die Reinheit ihrer Fahne zu wahren. Wie ich bereits oben erwähnte, lautete mein Urteil: Freiheitsentzug von 41 Jahren, bei gleichzeitiger Verhängung schwerster Zwangsarbeit, sowie Beschlagnahme des gesamten Vermögens. Zwangsarbeit leisteten die Häftlinge im Wald, im Bergwerk oder in einer Möbelfabrik. Zwölf Stunden lang täglich. Vorübergehend mußte auch ich in einer großen Möbelfabrik arbeiten, die an das Zuchthaus angeschlossen war. Meistens mußte ich Möbel polieren, was keine leichte Arbeit war. Den in der Politur befindlichen Giftstoff 12 Stunden lang einzuatmen, war wirklich kein Vergnügen. Mit der Zeit wurde ich kleinmütig, hilflos, schicksalsergeben.

Unser Tagesprogramm war: 5 Uhr Aufstehen, nachher Betten machen und in der Zelle für Ordnung und Reinlichkeit sorgen. Anschließend mußten wir uns im Waschraum von Kopf bis Fuß waschen, abtrocknen und in die Zelle zurückkehren. Hier gabs gleich nachher Frühstück. Woraus bestand es? Aus einem Schöpflöffel voll schwarz gefärbtem heißen Wasser, natürlich ohne jedwelche Zutaten. Zucker oder richtiges Brot haben wir nie zu sehen bekommen. Die Wärter nannten das schwarz gefärbte Wasser Kaffee. Beim Frühstück bekamen wir auch ein Stück nicht immer gut ausgebackenes Maisbrotes, das für drei Mahlzeiten eingeteilt werden mußte. Nach dem Frühstück waren wir in der Regel „frei". Um 10 Uhr: Spaziergang im Hof des Gefängnisses. Die Dauer des Spaziergangs war 15 Minuten. In Gänsereihe gingen wir in einem Kreis herum. Während des Spaziergangs herrschte absolutes Sprechverbot. Wir durften weder rechts noch links schauen sondern nur auf die Erde. Nach dem Spaziergang führte man uns in die Zelle zurück. Hier herrschte den ganzen Tag lang ein strenges Regime. Jede zweite bis dritte Minute erschien am Guckloch ein Wärter und kontrollierte die Häftlinge. Auf den Betten durfte man wededer sitzen noch liegen. Während wir in der Zelle waren, gingen wir in ihr auf und ab oder setzten uns auf Bänke, sofern Platz war. Bloßes Husten konnte einem den Karzer einbringen. Wegen einer Kritzelei an der Wand wurden sämtliche Zellenbewohner bestraft. Um 12 Uhr gab es Mittagessen, das aus einer Bohnen-, Erbsen-, Linsen-, Rüben-, oder Sojabohnensuppe bestand. Diese hatte zwei Eigenschaften, und zwar, daß sie heiß und durchsichtig war, so daß man in ihr die Bohnen, Erbsen, Linsen etc. sehen und zählen konnte. Hatte einer z. B. 8 Bohnen in seiner Suppe, freute er sich, weil der andere nur 6 hatte. Mehr als 10 Bohnen gab es in der Suppe nie. Nach der Suppe folgte der „2. Gang". Er bestand meistens aus Kraut, Bohnen, Kartoffeln oder einem Brei. Es gab nie Fleisch, nie frisches Gemüse – außer Kraut, nie Milch oder Milchprodukte. Es war kein Wunder, wenn die Häftlinge monatlich um einige Kilogramm leichter wurden. Gab es mittags Kraut, waren es abends Bohnen, Erbsen, Sojabohnen oder Linsen. Alles suppig ohne Fette. Wer in den sechziger Jahren im Gefängnis saß, hatte unentwegt Hunger. Die Luft war ebenfalls rationiert, die Lüftungsklappen hatten Vorhängeschlösser und wurden nur während des Spazierganges geöffnet. Im Winter war es in den Zellen sehr kalt. Es wurde schwach oder gar nicht geheizt. Mit der Erlaubnis der zuständigen Behörde durften die deutschen Häftlinge, sieben an der Zahl, im Temeswarer Gefängnis in ihrer freien Zeit sich auf einen Platz setzen und dort wissenschaftliche Gespräche miteinander führen. Wir haben uns zuerst zum Ziel gesteckt, die uns bekannten deutschen Sprichwörter zu sammeln, sie zu analysieren und nachher chronologisch zu ordnen. Aufgabe war auch, uns die gesammelten Sprichwörter zu merken und zu wissen, welche Zahl es hat, so hatte z. B. das Sprichwort „Wer rastet, der rostet" die Zahl 12, „Ohne Fleiß kein Preis" die Zahl 4. Zuletzt hatten wir über 500 solche Sprichwörter beisammen. Sich die entsprechende Zahl dazuzumerken, war nicht leicht. Wir prüften uns gegenseitig und vertieften auf diese Weise unser Wissen. Nach den deutschen Sprichwörtern sammelten wir rumänische. Bei diesen sind wir über die Zahl 300 gekommen. Auch lateinische und ungarische Sprichwörter sammelten wir. Außer mit Sprichwörtern beschäftigten wir uns auch mit der deutschen Grammatik. Indem wir uns vormittags zwei Stunden und nachmittags drei Stunden lang mit geistigen Fragen auseinandersetzten, verging die Zeit schneller und wir erweiterten unser Wissen und schärften unser Gedächtnis.

In Gherla

Das Temeswarer Gefängnis war für politische Gefangene nur ein Durchgangsgefängnis. Hier blieb ein Häftling höchstens vier bis sechs Monate. Von da brachte man ihn unter strengen Sicherheitsvorkehrungen in die Zuchthäuser: Aiud, Gherla oder Jilava. Ich kam nach Gherla, wo ich den Rest meiner Strafe abbüßen sollte. Die Fahrt von Temeswar nach Gherla wurde in Großwardein unterbrochen, wo ich eine Woche lang unter den schwersten Bedingungen in einer Einzelzelle hausen mußte. Hier fragte mich der Direktor der Haftanstalt spöttisch: „Na, Erzschwabenführer, hast dein Ziel erreicht? Wir werden dafür sorgen, daß du die Sonne nicht mehr sehen wirst!"

In Gherla gab es in einem kleineren Raum als in Temeswar 70 Häftlinge. Dies waren lauter Intellektuelle: 7 Bischöfe, 6 Domkapitulare, 12 höhere Offiziere, 8 Ärzte, 18 Professoren und Lehrer, 14 Rechtsanwälte, 3 ehemalige Minister und andere. Zwischen dem Tagesprogramm in Gherla und dem in Temeswar gab es keinen Unterschied. Auch das Essen war nicht besser. In den Strohsäcken war in Gherla kein Stroh, sondern Sand. Als ich in Gherla ankam und einige Tage dort war, merkte ich, daß es zwischen den Häftlingen andauernd Zank und Streit gab. Ich bereitete diesem Zustand ein Ende. Ich bat den für uns zuständigen Sicherheitsbeamten, ob ich für die Häftlinge vormittags zwei und nachmittags drei Stunden lang wissenschaftliche Vorträge halten dürfe. Der Mann der Sicherheitsbehörde war mit meinem Vorschlag einverstanden. Er stellte mir eine Bedingung, und zwar: die Stoffe mögen im marxistischen Geiste vermittelt werden. Ich lud ihn zu den Vorträgen ein, und er nahm öfters teil. Er fragte mich, welche Gegenstände ich vorzutragen gedenke. Ich sagte ihm, rumänische Geschichte, Weltgeschichte, rumänische Literatur, Weltliteratur, Marxismus (dialektischen und historischen Materialismus) und den wissenschaftlichen Sozialismus, Philosophie und Psychologie. Der Hauptmann der Sicherheitsbehörde fragte mich, welcher Volkszugehörigkeit ich bin. Ich sagte ihm: Deutscher. „Und Sie sind in der Lage, diese Disziplinen alle in rumänischer Sprache vorzutragen?" Ich antwortete ihm mit „Ja". Er fragte mich, ob er dem ersten Vortrag beiwohnen dürfe. Ich antwortete ihm mit Ja und begann auch schon die rumänische Geschichte vorzutragen. Als ich mit dem ersten Vortrag fertig war, begann ich mit den Häftlingen über den vermittelten Stoff zu diskutieren, was dem Hauptmann besonders gefiel. Ich verwandelte die Zelle, in der ich verhaftet war, in eine Schule und die Häftlinge gehörten zu den bravsten und diszipliniertesten Schülern, die ich je hatte. Lebhaft und lehrhaft waren die Diskussionen. Viele von den Häftlingen beteiligten sich an ihnen. Groß war das Interesse für die Weltgeschichte und Weltliteratur. Mit Shakespeare, Goethe, Schiller, Eminescu und anderen großen Persönlichkeiten beschäftigten wir uns monatelang. Vom Marxismus wollten viele nichts hören. Erst als ich den Häftlingen versicherte, daß ich selbst kein Kommunist bin und daß ich nicht die Absicht habe, sie zu Marxisten zu machen, waren sie mit den Vorträgen über den Marxismus einverstanden. Keiner von den Häftlingen hatte die wissenschaftlichen Voraussetzungen, um zu beurteilen, ob ich die Vorträge wirklich im marxistischen Geiste hielt. Nur wenn ein Mann von der Sicherheitsbehörde dort war, war ich bestrebt, im marxistischen Sinne zu sprechen. Sonst bemühte ich mich in allen Vorträgen, die christliche Ideologie herauszuarbeiten, um auf die Häftlinge erzieherisch zu wirken. Immer waren meine Vorträge von Worten der Liebe, der Menschlichkeit, der Ehrfurcht, der Toleranz und der Treue durchflochten. Wir vereinbarten fünf Vortragstage in der Woche. Fast vier Jahre lang trug ich die oben erwähnten Fächer regelmäßig vor, bis zu dem Tag unserer Begnadigung und Entlassung, die für mich am 28. Juli 1964 erfolgte.

Abschließend kann ich sagen, daß es im Gefängnis nicht schön war. Aber immer noch besser als in der Untersuchungshaft. Wir ließen unsere Köpfe nicht hängen, sondern gestalteten unser Leben zwischen den vier Wänden so inhaltsreich wie nur möglich. Wir hatten reichlich Gelegenheit, unser Wissen und unsere Erfahrungen zu erweitern und auszutauschen. Meine 52 Monate lange Haftzeit lehrte mich, der Grund für eine neue Welt wird gelegt nicht auf dem treibenden Sand von Korruption und Kompromissen sondern auf dem felsenfesten Charakter gottgeführter Menschen und Nationen. In der Untersuchungshaft war ich oft der Todesstunde nahe. Ich habe mehrere Male Gelegenheit gehabt, dem Tod ins Gesicht zu schauen und bei diesen Gelegenheiten erkannte ich, daß ein jeder Mensch in der Todesstunde bereit wäre, ein anderes, ein reines, ein von seinem ersten Dasein grundverschiedenes Leben zu gestalten.

Nach meiner Heimkehr aus dem Gefängnis sagten mir meine Freunde, daß nach der Verhaftung unserer Gruppe die deutsche Bevölkerung im Banat verstummte. Umsicht und Vorsicht wurden zur Lebenshaltung, frühere Beziehungen, ehemalige Bekanntschaften verkümmerten, alle beseelte Angst und Mißtrauen, und das wollte die Sicherheitsbehörde mit unserem Prozeß erreichen. Der Panzer, in dem ich 52 Monate lang in der Haft schmachtete, mußte bis zur letzten Schuppenrippe gesprengt werden, ehe ich in vollem Sinne des Wortes wieder ein Mensch sein wollte. Die Träume meiner Kerkerhaft waren lange in mir lebendig. Auch erkannte ich im Kerker, daß es nur **ein** Lebe gibt und jedes Wesen, das amtmet, ist ein Teil davon.

Und meine Frau?

Für meine Frau begannen sowohl nach meiner ersten als auch nach meiner zweiten Verhaftung lange Monate eines zerrütteten, verwüsteten Lebens. Ich konnte von mir nichts hören lassen, und sie durfte mir weder Briefe schreiben noch Pakete schicken. Sie wußte während meiner ersten Verhaftung zwei Jahre und sechs Monate und gelegentlich meiner zweiten Haftzeit vier Jahre und vier Monate lang nichts von mir. Sie und ich hatten unschuldig ein schweres Schicksal zu tragen. Sie außerhalb und ich innerhalb des Kerkers. Verhöre, Verfolgungen und Drohungen waren auch bei ihr auf der Tagesordnung. Es gab keine Woche, in der sie nicht wenigstens einmal zur Sicherheitsbehörde gerufen wurde. Was wollten sie von ihr? Sie zwingen, Unwahrheiten im Zusammenhang mit meinem Prozeß auszusagen. Es interessierte sie ganz besonders, wer in unserem Hause verkehrte und wer meine Freunde waren. Monate lang drohte man ihr, daß man sie verhaften werde, falls sie nicht sagt, wer die Mitglieder der „Erzschwaben-Organisation" waren. Von ihr hofften sie, zu „Material" für diesen Punkt des Prozesses zu gelangen. Der Untersuchungsrichter behauptete, daß die Zusammenkünfte der Mitglieder der oben erwähnten Organisation bei uns im Hause stattgefunden hätten. Auch die Hausmeisterin und die Einwohner des Hauses wurden in diesem Zusammenhang öfters verhört. Der Untersuchungsrichter versicherte meiner Frau, daß es für sie sinnlos wäre zu behaupten, daß es keine Erzschwaben-Organisation" gegeben hätte. Er habe Zeugen dafür. Entschlossen antwortete meine Frau: „Das können nur falsche Zeugen sein!" Ich muß meiner Frau nachträglich das Zeugnis ausstellen, daß sie sich mit der Sicherheitsbehörde tapfer geschlagen hat. Sie ließ sich durch die schärfsten Drohungen nicht einschüchtern.

Große Sorgen machten ihr und ihrer Mutter die Fragen der Lebensexistenz. Meine Frau wollte arbeiten und für beide Geld verdienen. Sie konnte nicht, weil sie nirgends eine Stelle bekam. Sie ging von Fabrik zu Fabrik, von Unternehmen zu Unternehmen und überall bekam sie die gleiche Antwort: „Für die Frau eines Vaterlandsverräters haben wir keinen Posten." Die Sicherheitsbehörde verständigte sämtliche Unternehmen in der Stadt, meine Frau nicht zu beschäftigen. Was blieb ihr anderes übrig, als als Putzfrau schwarz zu arbeiten? In dieser Eigenschaft verdiente sie aber zu wenig. Darum war sie gewzungen, von unserem Hausrat ein Stück nach dem anderen zu verkaufen. Als nichts mehr da war, bat meine Schwiegermutter beim Sozialamt der Stadt in der Städtischen Küche für Hilfsbedürftige essen zu dürfen. Diese Bitte wurde ihr gewährt. Meiner Frau nicht. Was machten sie? Sie teilten eine Portion in zwei Teile. Was eine Frau, deren Mann politischer Häftling ist, in Rumänien mitmachen muß, darüber könnte man dicke Bücher schreiben.

Am 2. August 1964 wurden die letzten politischen Häftlinge aus den Haftanstalten des Landes entlassen. Nach einem Monat etwa kam der Staats- und Parteichef Ceauşescu nach Temeswar. Er ließ auf dem Platz vor dem Theater eine große Versammlung einberufen. In dieser redete nur er. Er beschäftigte sich zunächst mit der Frage der Sicherheitsbehörde im Lande, d. h. er sprach über ihre Bedeutung und ihre Notwendigkeit im Interesse des Staates. Nachher kam er auf die Sicherheitsbehörde in Temeswar zu sprechen. Er übte an ihr harte Kritik. Er bewies mit konkreten Daten, daß er über alle Vorgänge in dieser staatlichen Einrichtung genau unterrichtet war. Er beschrieb alle Folterarten, die die Untersuchungsrichter entweder selber angewendet hatten oder durch die Wärter durchführen ließen. Er verurteilte die Methoden der Temeswarer Sicherheitsbeamten und bezeichnete sie öffentlich als Unmenschen. Ceauşescu ergriff in seiner Rede die Partei der politischen Häftlinge, die unschuldig durch die Unmenschlichkeit und Verantwortungslosigkeit der Untersuchungsrichter ins Gefängnis gekommen sind. Er rehabilitierte die Häftlinge öffentlich und versprach, daß von nun an ein anderer Wind bei der Temeswarer Sicherheitsbehörde wehen wird. Am Ende seiner Rede suspendierte er alle schuldigen Sicherheitsbeamen in Temeswar und verurteilte sie zu „muncă de jos" (eine minderwertige Arbeit auf dem Lande mit einem kleinen Lohn).

Die Geischtrreitr

Sie liege wach . . . mit weituffene Auge . . .
Sinn uffgscheicht warre, gaach aus Gräwrruh.
Die Erd henn gschpiirt sie voll mit Blut sich sauge,
un trample gheert dr wilde Horde Schuh.

Drowe henn mol urbar gmacht sie's Land.
Aus Marascht dr Tod, die Not bezwunge.
Garwe hot am End gebunne ihre Hand,
un henn drfaar uff Knie Gott Dankesliedr gsunge.

Die Noochkumme stolz-ehrbar weitrgmacht,
getrei vrpflicht 'm Erb un ihrem Gott.
Doch blutrot oogebroche is a Nacht . . .
Die Trei un Fleiß hot gfihrt mr uff's Schafott!

Vreint tun Ahne jetz die Schmooch bekämpfe
un vischpre schwowisch zu sich's Losungswart.
Hinnr dr Hand tun sie die Stimme dämpfe,
um jählings zuzuschlage gnadelos un hart.

Dr Kinnr Blut, was'ne ins Grab is gschtreemt,
tun troppeweis sie haamlich alles räche.
Vun Geischtrreitr nachts mol's Land erdrehnt.
Dr Vaarfahr will den Ritt nit unnrbreche.

Kolonne gjagtr Geischtr halte Schritt
un tausend Hufe stampe iwrs Feld.
Im Sattl reite toti Ahne mit
un a paar Fremdi henn sich zu'ne gsellt.

A jedr Halm, was Brot hätt sellte bringe,
werd neigedruckt un eigwuhlt tief in Dreck.
Zuruck ins Grab kann koons die Geischtr zwinge.
Sie reite, wenn sie selwr welle, weg.

Erscht wenn dr Schuldausgleich im Herz is ihne gstillt
un alli Ackrfurche decke Lohm un Schlamm,
ka Brot mehr aus dem schwerentehrte Bode quillt,
noo ruhgt far ewich aus dr Schowe Geischtrstamm.

Eva Mayer-Bahl

E 2459 CX

Der Donauschwabe

BUNDESORGAN DER HEIMATVERTRIEBENEN AUS JUGOSLAWIEN, RUMÄNIEN UND

Jahrgang 35 / Nummer 3 | Donauschwäbischer Heimatverlag D-7080 Aalen Postfach 1680 | 20. Januar 1985

ZILLICH DR.HEINRICH 03
HIRSCHANGER 1
8130 STARNBERG

Postvertriebsstück · Gebühr bezahlt
G 11647-210647/40298

Gisela, Gemahlin des Staatengründers Skt. Stefan, vor tausend Jahren geboren

Sie wurde in der Klosterkirche zu Passau-Niedernburg begraben
Sie sollte die Schutzheilige der Heimatvertriebenen sein!

Von Johann Weidlein

Gisela, die Gemahlin Sankt Stefans, des ersten Ungarnkönigs, Schwester des Kaisers Heinrich des Heiligen, Mutter Emmerichs des Heiligen, starb als Äbtissin des Benediktinerinnenklosters zu Niedernburg bei Passau am 7. Mai 1065. Ihr Grab, das Giselagrab, im rechen Querarm der Klosterkirche, steht an erster Stelle der vielen künstlerischen und historischen Denkmäler der Kirche dieses altehrwürdigen Klosters. Sie selbst wurde in Niedernburg, zum Teil auch in Ungarn, seit alters als Selige verehrt, Rom aber hat erst im Jahre 1975 die offizielle Kultanerkennung für Gisela ausgesprochen. Ihr Name bedeutet „Kind edler Abkunft". Das Schicksal und die Bedeutung dieser Frau ist kaum bekannt, völlig unbekannt aber ist der Weg, der sie, eine bayerische Prinzessin, vom ungarischen Königsthron zurück nach Bayern, in das Kloster zu Passau-Niedernburg geführt hat.

Gisela war die Tochter des Bayernherzogs Heinrich II., die Großnichte Kaiser Ottos des Großen. Sie wurde 985 wahrscheinlich in Regensburg geboren. Ihr älterer Bruder war Herzog Heinrich IV., als Kaiser Heinrich der Heilige, der jüngere Bruder, Bruno, wurde Bischof von Augsburg, die Schwester Birgid Äbtissin des Benediktinerinnenklosters zu Mittelmünster in Regensburg. Auch Giselas Herzenswunsch war es, ins Kloster einzutreten, als aber der eben getaufte Thronfolger von Ungarn namens Stefan – sein heidnischer Name war Bajk (Wajk) – bei ihrem herzoglichen Bruder 996 um sie warb, entsagte sie dem himmlischen Bräutigam und zog an den ungarischen Fürstenhof, „um das Volk Christi zu vermehren". Im Jahre 1000 wurde Gisela in Anwesenheit zahlreicher bayerischer und ungarischer Würdenträger mit Stefan vermählt. (Ungarische Historiker meinen, die Vermählung habe bereits 996 oder 997 stattgefunden, als Gisela elf Jahre alt war). Nach der glanzvollen Hochzeit in Bayern zog sie mit einem stattlichen Gefolge von Edlen, Rittern, Priestern und „300 wohlbewehrten Bayern" donauabwärts in ihre neue, heidnische Heimat. Darin liegt die welt- und kirchenpolitische Bedeutung dieser Heirat, daß Ungarn dadurch politischen Anschluß an den Westen, nicht an das östliche Byzanz fand, es wurde der römischen Kirche gewonnen. Stefan erbat sich von Rom die Königskrone, die ihm von dem deutschen Mönch Ascherik überbracht wurde. (Heute würde dieser Name Escherich lauten.)

Gemeinsam mit ihrem Gemahl wurde Gisela zu Weihnachten des Jahres 1000 gekrönt und gesalbt: Sie wurden Könige „von Gottes Gnaden". (Giselas mit Edelsteinen reich verzierte Krone wurde von König Andreas II. um 1220 verkauft.)

Mit Hilfe der deutschen Ritter und der anderen „wohlbewehrten Bayern" schlug Stefan die Heidenaufstände nieder – sein Heerführer war der Ritter Wenzel von Wasserburg –, mit Hilfe deutscher Priester unter Führung Ascheriks bekehrte er sein Volk. Ascherik selbst war Bischof des Bekehrungserzbistums von Kalocsa; mit Hilfe bayerischer Rechtsgelehrter baute er seinen Staat nach bayerischem Muster auf: Die Hauptquelle zu seinen Gesetzen war die Lex Baiuvariorum, das Bayerische Gesetz, die christliche Kirche Ungarns organisierte er unter der Leitung Ascheriks, seine kirchlichen Vorschriften schließen sich dem Inhalt und der Form nach an bekannte Synodalbeschlüsse des fränkischen Reiches an.

Alle Chronisten rühmen ihre Sorge für die Kirche

Die Eingliederung Ungarns in das Abendland ist zwar Stefans eigene Leistung, doch hätte er das Werk trotz aller seiner hervorragenden Herrschereigenschaften kaum vollbracht ohne die starke, heiligmäßige Frau an seiner Seite. Ohne ihre unermüdliche Mitarbeit wäre das große Werk Stefans nicht denkbar gewesen. In Begleitung ihres Gemahls unternahm Gisela zahlreiche beschwerliche Reisen durch das Land, fast alle Gotteshäuser besuchten sie persönlich, beschenkten die Kirchen mit Grund und Boden, mit Einkünften und Geräten für den Gottesdienst. Alle Chronisten rühmen Giselas Freigiebigkeit und Sorge für die Kirchen Ungarns. Mit Altardecken und Meßgewändern wurden sie von Gisela und ihren Hofdamen prunkvoll ausgestattet. Eines dieser Meßgewänder, welches von den deutschen Nonnen des Weißbrunner Klosters 1031 verfertigt und dem Dom zu Stuhlweißenburg geschenkt worden war, diente den ungarischen Königen bis zuletzt als Krönungsmantel. Ein anderes kunstvolles Meßgewand wurde für den Papst Johannes XXI. verfertigt: Bis zur großen Revolution wurde es in Frankreich aufbewahrt.

Giselas Leben war jedoch von persönlichen Unglücksfällen überschattet. Ihre beiden ersten Kinder starben früh, zwei Töchter folgten früh ihren Gatten in die Fremde, sie sah sie nicht wieder. Ihr Sohn Emmerich aber wurde kurz vor seiner Krönung zum Mitregenten 1031 auf einer Jagd getötet. Mit Emmerich, den die Kirche als Heiligen verehrt, verlor das Königspaar sein letztes Kind, Stefan auch den Erben des Reiches. Dieser neue Schicksalsschalg ließ den bereits kranken König um so rascher dahinsiechen. Einen Mordanschlag seines Neffen Vászoly (Vazul) ließ Stefan durch Blendung des Täters grausam, obwohl gerecht, bestrafen. Als der König den Tod nahen fühlte, bestimmte er seinen Neffen Peter, Sohn seiner Schwester und des Dogen von Venedig namens Otto Orseolo, zu seinem Nachfolger. Diesen und die Großen seines Reiches ließ er kurz vor seinem Tode 1038 schwören, die Rechte Giselas nicht anzutasten und ihr allzeit ehrerbietig zu begegnen. Offensichtlich hatte er Sorgen wegen der Unzuverlässigkeit Peters und des Hochadels.

Nach dem Hinscheiden Stefans am 15. August 1038 wurde Gisela von Peter sofort von der Mitregentschaft ausgeschlossen, überwacht, der Verschwendung bezichtigt wegen ihrer Fürsorge für die Armen, deshalb ihrer Besitztümer beraubt, zuletzt sogar auf einer Burg wie eine Gefangene behandelt.

Der Hochadel nahm sich der Sache Giselas an. Unter der Führung des Schwagers von Stefan, namens Aba Samuel, wurde Peter vertrieben, Aba Samuel zum König erhoben. Sofort beseitigte dieser die Anordnungen Peters, doch vergaß er, Gisela in ihre alten Rechte wieder einzusetzen, obwohl er sein Auftreten gegen Peter mit dessen Verhalten gegenüber der Königinwitwe begründet hatte. Peter floh zum Kaiser Heinrich III. und bat ihn um Hilfe. Nachdem er dem Kaiser den Vasalleneid geleistet hatte, kam Heinrich mit einem Heer nach Ungarn und besiegte Aba Samuel; Peter versprach auch, sich Gisela gegenüber seinem alten Schwur gemäß zu verhalten. Diese aber bitter enttäuscht sowohl von dem wortbrüchigen Peter wie auch von dem Hochadel – auch die Heidenmadjaren hatten sich wieder zu Wort gemeldet –, zog es vor, das Land zu verlassen und mit Heinrich III. nach Deutschland zurückzukehren.

In Passau trat sie in das Benediktinerinnenkloster zu Niedernburg ein. Damit erfüllte sich für sie nach einem apostolischen Leben, das ganz der Christianisierung der noch recht ungebärdigen Madjaren gewidmet worden war, endlich der stille Traum ihrer Jugend, ihren Lebensweg in einem Kloster beschließen zu dürfen. Schon nach einem Jahr ihres Aufenthaltes im Kloster wurde sie zur Äbtissin gewählt und als solche starb sie am 7. Mai 1065. Dieser Tag ist in unserem Kalender der seligen Gisela geweiht.

Über die Wirkung Giselas als Äbtissin ist nicht viel bekannt. Die Verehrung ihrer Person wie auch ihres Grabes hat bereits im 11. Jahrhundert begonnen. Ihre um das Jahr 1770, also während der Regierungszeit Maria Theresias, angestrebte Überführung nach Ungarn kam trotz Zustimmung des damaligen Passauer Fürstbischofs Kardinal Leopold Ernst von Firmian (1763–1783) nicht zur Ausführung. In neuerer Zeit nahm die Verehrung Giselas in Passau einen Aufschwung dank der Untersuchungen ihrer Grabstätte im Jahre 1908 und durch die 1000-Jahr-Feier zu Ehren ihres heiligen Gemahls im Jahre 1938. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren es vor allem die Exilungarn, die am Grab ihrer ersten Königin knieten und weinten.

In Ungarn ist die Rolle Giselas dank einer vor 900 Jahren begangenen Geschichtsfälschung nicht unbestritten. Die mit dem ersten Ungarnkönig und seinen Nachfolgern zusammenhängenden Ereignisse wurden in der ersten Ungarnchronik, der Gesta Ungarorum, am Hofe des Königs Sankt Ladislaus (1077–1095), eines Enkels des geblendeten Vazul, zum ersten Male festgehalten. Aus begreiflichen Gründen wurden die Ereignisse zugunsten Vazuls umgedeutet: Die Schuld an den Greueln (und ihre Ursache) wurde den Deutschen, namentlich der Gemahlin Stefans, der frommen Gisela, zugeschoben. Laut dieser Chronik war es Gisela, die den Attentäter Vazul, den Großvater des regierenden Königs Ladislaus, so schwer mißhandeln ließ, und sie sei es auch gewesen, die den König Peter gegen die Madjaren aufhetzte. Die madjarischen Aufstände gegen Peter und das Christentum galten somit der „deutschen Frau" und ihrem Anhang, zu welchem ja auch Peter gehört haben soll: Er wurde in der Chronik Giselas Bruder oder auch Sohn, jedenfalls zu einem Deutschen, obwohl er mit den Deutschen überhaupt nichts zu tun hatte, auch aufgewachsen war er in Venedig. Die deutsche Geschichtsschreibung kennt diese Zusammenhänge nicht, während Bálint Hóman in der großen Ungarischen Geschichte (Magyar történet, Band I, S. 235 ff.) die auf die Kosten Giselas und der Deutschen in der Gesta Ungarorum durchgeführte Machenschaft aufgedeckt hat. Dieses „Geschichtswerk" aus dem 11. Jahrhundert ist zwar nicht erhalten geblieben, aber die späteren Chronisten Ungarns haben die darin enthaltenen Verleumdungen Giselas übernommen und weitergegeben.

In Passau selbst wird Giselas Andenken geehrt: Ein Gymnasium und eine Realschule tragen ihren Namen. Aber nirgendwo schmückt ihr Name eine Kirche, d. h. Gisela wurde nirgendwo die Schutzheilige einer Kirche in Bayern oder in Ungarn. Sie ist eine Vertriebene, die erste Heimatvertriebene aus Ungarn, die nur wegen ihres Deutschtums verfolgt, entrechtet, ins Gefängnis geworfen wurde und Ungarn verlassen mußte, um weiteren Verfolgungen zu entgehen. Es geziemt sich, daß wir uns im Jahre 1985 an Gisela erinnern, an die Frau des heiligen Stefan, die vor tausend Jahren geboren wurde und die nach einer segensreichen Tätigkeit für Ungarn und sein Volk das Land verlassen mußte. Sie sollte als Schutzheilige der Südostdeutschen, und nicht nur dieser, sondern aller Vertriebenen betrachtet werden!

Literatur

Hóman-Szekfü, Magyar történet (Ung. Geschichte), Budapest 1935–1936, 2. Aufl.

W. M. Schmid, Das Grab der Königin Gisela von Ungarn. 1912.

H. H. A. Grüneis, Die Königin und Äbtissin Gisela und ihr Grab in der Klosterkirche von Niedernburg. (Ohne nähere Angaben).

Prof. Dr. August Leidl, Die selige Gisela, Königin von Ungarn. (Artikel aus dem Bistumsblatt, 1975).

Das uralt kaiserliche Benediktinerinnenstift in Passau-Niedernburg auf seinem Weg durch die Zeiten. Ein Überblick über seine Geschichte von der Gründung bis zur Gegenwart (etwa 730 bis 1964). Nähere Angaben fehlend. Verf. dürfte Dr. M. Bernarda Wagner sein.

Dr. Gottfried Schäffer, Kloster Niedernburg. In der Reihe „Kleine Kunstführer" Nr. 1407 des Verlags Schnell und Steiner, München 65, Postfach 112. Erste Auflage 1983.



Zur Erinnerung an meine so früh verstorbene Cousine Evi Helfrich-Schulz aus Glogon/Reutlingen. Man sieht sie hier als Taufgodl bei Herle Lentschi.
(Franziska Kirschner)

Wegen ihres Deutschtums verfolgt, entrechtet, vertrieben

Überall werden Partisanen-Denkmäler gesprengt

Ausdruck des allgemeinen Protestes

In der Heiligen Nacht wurde die Stille der Ortschaft Metković durch eine Explosion gestört. Bislang unbekannte Täter hatten im nahegelegenen Dorf Vid ein vor vier Jahren errichtetes Partisanendenkmal in die Luft gesprengt. Metković ist eine fast rein kroatische Gemeinde von etwa 20000 Einwohnern; erst kürzlich war auch in der kroatischen Küstenstadt Split ein Partisanendenkmal in die Luft gesprengt worden, das in einem Park lag, der der Erinnerung an Tito dienen soll. Damit setzt sich eine Bombenserie fort, die inzwischen von Slowenien hoch im Norden Jugoslawiens bis weit in den äußersten Süden, ins überwiegend albanisch besiedelte Kosovo-Gebiet, reicht, aber auch Serbien erfaßt hat, wo in einer Ortschaft ein Tito-Denkmal gleich zweimal nacheinander durch Explosionen schwer beschädigt wurde. Es handelt sich also nicht um eine einheitlich wirkende Widerstandsbewegung, die es unter den vielen Völkern mit ihren eigenen Interessen nicht geben kann, sondern um einen Ausdruck des allgemeinen Protestes gegen die fortwährende Herrschaft der alten Partisanen und ihrer Zöglinge von den Parteihochschulen. Menschen kamen bei der Bombenserie bisher nicht ums Leben. (Ost-Dienst)

Lest und verbreitet den volksbewußten „Donauschwaben"

Rumänien-Nachrichten aus NW und NBZ

Mußliebe für den Generalsekretär / Todesnachrichten Redaktionsnachrichten / Kultur und Sport

In jedem NW vom 9. bis zum 16. 12.v. J., das war vorerst das letzte Zeitungsexemplar, das uns erreicht hat, war Nicolae Ceauşescu zumindest mit einem Bildnis, manchmal waren es auch zwei, auf Seite 1 vertreten. Mühevoll auf jung getrimmt bzw. retuschiert wird er in fast jeder Zeitung vor einem großen Kreis von Zuhörern gezeigt, die allesamt andächtig seinen Ausführungen lauschen. Sofern dies überhaupt noch möglich ist, scheint der Ceauşescu-Kult in Rumänien eine noch immer ansteigende Tendenz aufzuweisen. So müssen seit geraumer Zeit alle Redner bei den zahllosen Veranstaltungen, in deren Mittelpunkt N. Ceauşescu steht, ihre Diskussionsbeiträge mit der Anrede „Sehr geehrter, **lieber** Genosse Generalsekretär Ceauşescu!" beginnen. Gesondert haben sie sich dann auch noch an die niemals fehlende Präsidentengattin Elena Ceauşescu zu wenden und anschließend werden die restlichen „werten Genossen" angesprochen. Dem gleichfalls im Saal anwesenden Ministerpräsidenten wird die Ehre einer gesonderten Anrede niemals zuteil; Dăscălescu soll mit Ceauşescus angeblich nicht verwandt sein.

Das Bukarester sozialistische Hofzeremoniell verlangt, daß die Redner an den Anfang ihrer Ansprachen eine Würdigung Ceauşescus setzen. Diese einführenden Passagen bringt Rumäniens Zentralpresse dann im vollen Wortlaut. Zur Veranschaulichung, wie solch lobende Einleitungen aufgemacht sind, wird weiter unten der erste Satz der Rede des Parteiobersten des Kreises Temesch, Cornel Pacoste, zitiert, den er bei einem ZK-Plenum gesprochen hat (NW vom 12. 12.): „Die ganze Partei, unsere ganze Nation steht noch unter dem starken und mitreißenden Eindruck der Begeisterung, des hohen patriotischen und revolutionären Stolzes, die die Arbeiten des großen Forums der Kommunisten gekennzeichnet haben, als in einer vollen Einheit des Denkens und Fühlens als hohe Wertschätzung der großartigen Erfolge in der goldenen Epoche der Geschichte des Vaterlandes, der höchste Wille des rumänischen Volkes zum Ausdruck gebracht wurde, den **liebsten** (Hervorhebung H. S.) und geschätztesten Sohn des Volkes, den hervorragenden Politiker der zeitgenössischen Welt, Sie, sehr geehrter und **lieber** (Hervorhebung H. S.) Genosse Nicolae Ceauşescu, wieder mit der Leitung seiner Geschicke zu betrauen."

Um alle Zweifel auszuräumen, steht hier die Versicherung, daß es sich um keinen Lese- oder Schreibfehler handelt, die obenstehende Wortaneinanderreihung ist an keiner Stelle durch einen Punkt, nicht einmal mittels Strichpunkt getrennt. Aus Raumgründen konnte das Zitat nicht auch auf den zweiten Platz ausgedehnt werden, denn er ist fast ebenso lang wie der erste und sein Ideengehalt bewegt sich auf derselben Ebene. Die Ansprachen der restlichen elf Lobredner, die der NW am selben Tag veröffentlicht, natürlich auch. Das gehört in Rumänien zum politischen Geschäft, wie einstmals das Amen zum Vaterunser. Wer lobt, der lebt, und zwar nicht schlecht. Wer nicht lobt, oder gar versucht, eigene Ideen zu entwickeln, der wird geköpft. Cornel Pacoste, der Temescher Kreisgewaltige, kennt und befolgt diese Lehre der näheren Vergangenheit. Er baut vor.

Corneliu Mănescu tödlich „verunglückt", meldet die in Canada erscheinende rumänische Monatszeitung „Cuvântul Românesc" in ihrer Novemberausgabe 1984. Corneliu Mănescu war Rumäniens zweifellos bekanntester Außenminister nach dem Kriege und während einer Sitzungsperiode. In den frühen 70er Jahren hatte er auch das Amt des Präsidenten der UNO-Vollversammlung inne. Wegen Unstimmigkeiten mit der Herrscherfamilie – insbesondere Frau Elena Ceauşescu soll der ausnehmend hübschen Frau Mănescu gram gewesen sein – wurde ihm das Ministeramt entzogen. Mănescu wurde Botschafter in Paris und, nach seiner Rückberufung in die Heimat, weiter zurückversetzt (rumänisch: „Trimis la munca de jos"). Die canadische Zeitung bemerkt zu seinem Unfall: „Im Rahmen dieser Arbeit ist C. Mănescu zufällig durch einen Traktor zu Tode gekommen. Die Behörden haben ihr Bedauern ausgedrückt, aber die Gerüchte wollen nicht verstummen, daß der Unfall nicht unbedingt ein solcher war."

Es soll an dieser Stelle daran erinnert werden, daß z. B. auch die Anführer des Bergarbeiterstreiks im Schiltal von 1978, denen die Behörden bei den Verhandlungen Straffreiheit zugesichert hatten, schon bald danach bei „Verkehrsunfällen" zu Tode kamen.

Stefan Voitec ist tot. Am 6. 12. brachte der NW in großer Aufmachung die Nachricht von St. Voitecs Tod. Er war trotz seiner 84 Jahre beim Parteikongreß im November noch einmal zum ZK- und Politbüromitglied bestimmt worden. Voitec war ursprünglich Sozialdemokrat und hat mit Lothar Rădăceanu (Wurzler) an dem Untergang der rumänischen Sozialdemokratie, über den Zusammenschluß mit den Kommunisten, aktiv mitgewirkt. Dafür wurde er durch hohe Ämter belohnt. Er stand verschiedenen Ministerien vor, war auch Parlamentspräsident und zuletzt Stellvertretender Vorsitzender des Staatsrates. Vor einigen Jahren munkelte man, es hätte zwischen ihm und Ceauşescu Meinungsverschiedenheiten gegeben. Die neuerliche Politbüro-Mitgliedschaft vom vergangenen November beweist, daß diese Gerüchte keine reelle Grundlage hatten oder daß sich Voitec zum soundsovielten Male in seinem langen Leben mit der Herrschaft geschickt arrangiert hat.

„Wirtschaftstagung Rumänien – BRD". Die Arbeiten der XII. Tagung der rumänisch-deutschen Regierungskommission für wirtschaftliche, industrielle und technische Zusammenarbeit fand am 13. und 14. Dezember in Bonn statt, meldet der NW vom 16. 12. „Geprüft wurde der Stand des Austausches und der Wirtschaftskooperation zwischen den beiden Ländern. Gleichzeitig wurden neue Möglichkeiten der Kooperation auf bilateraler Ebene und auf Drittmärkten… ermittelt."

Strom sparen. Ebenso wie zum Parteitag Jubelrufe, so gehören zum Wintereinbruch in Rumänien die patriotischen Aufrufe, heldisch Energie zu sparen. Das wiederholt sich seit Jahren mit ermüdender Regelmäßigkeit… Heuer war der Aufwand und die Lautstärke allerdings überraschend schwach. Erst am 2. 12. kam in der NBZ das langerwartete Signal: „Es ist strengstens untersagt, in Betrieben und Haushalten für die zusätzliche Beheizung elektrische Warmspender zu verwenden. Zuwiderhandelnde werden gerichtlich belangt." Wie ein elektrischer Warmspender aussieht, erklärt kein Lexikon. Hoffentlich dürfen die von der Kälte Geplagten zumindest Wärmespender zuschalten…

Erwin Lessl ist NBZ-Chefredakteur. In derselben Art, in der der langjährige Chefredakteur Nikolaus Berwanger aus dem Impressum der NBZ verschwunden ist, nämlich ohne jedwelche Ankündigung oder Begründung im Innern oder auf der Titelseite des Blattes, tauchte E. Lessl am 29. 11. als Hauptschriftleiter auf. Zum stellvertretenden Chefredakteur aufgerückt ist Frau Maria Stein. Erwin Lessl, Jahrgang 1929, kommt aus den Meierhöfen (Temeschburg-Elisabethstadt) und hat, soweit dies während seiner Schulzeit möglich war, deutsche Schulen besucht. Bei der NBZ war er „von Anfang an" dabei. Herausragende Parteiämter hat er niemals bekleidet. Er ist kein Apparatschik und sein mangelnder Rückhalt bei der allmächtigen Partei könnte sich in dem schwierigen Amt – dem Banater Restdeutschtum zu helfen und der Partei treu zu dienen – als seine größte Unzulänglichkeit erweisen.



Donauschwäbischer Trachtenverein Augsburg e. V., dessen 1. Vorsitzender Franz Minnich ist.

„Reschitzaer Nachrichten" entlassen langjährige Mitarbeiter aus dem Redaktionskollektiv. Zweiwöchentlich – Donnerstag – erscheint die dritte NBZ-Seite als „Reschitzaer Nachrichten" mit Mitteilungen und Ereignissen für das Banater Bergland. Diese Seite hat ihr eigenes Impressum. Wie bei der NBZ als Ganzes, so auch bei den Bergland-Nachrichten: Aus dem Redaktionskollektiv, das am 29. 11. angeführt wird, fehlen drei langjährige (freiwillige) Mitarbeiter: Dipl.-Ing. Oskar Ferch, Raimund Rosteck und Hans Toth. Abgewanderte Angehörige, oder der eigene Wunsch auszuwandern, dürften auch in diesem Falle bei der Änderung des Impressums Pate gestanden haben. O. Ferch war lange Jahre hindurch Leiter der Reschitzer deutschen Operettengruppe, die Grundstein und Sammelpunkt deutschen Kulturlebens in der Stadt bildete. Seit geraumer Zeit gibt es über diese Gruppe keine Meldungen mehr in den Zeitungen, sie dürfte aufgehört haben zu bestehen.

Eine Würdigung Otto Keins. Seit vielen Jahren bringt der jede zweite Woche erscheinende NBZ-Kulturbote regelmäßig seine Spalte „Lexikon – Banatdeutsche Persönlichkeiten". In loser alphabetischer Reihenfolge wurden in dieser Spalte schon viele Banater deutsche Persönlichkeiten mit viel Liebe und Verständnis gewürdigt. Am 25. 11. war die Reihe an Dr. Otto Kein (1904–1939). Über ihn schreibt die NBZ u. a.: „…In Fachkreisen Deutschlands galt er als einer der namhaftesten Schellingforscher. Aufsehen erregte auch sein Werk ‚Die Universalität des Geistes im Lebenswerk Goethes und Schellings' (Berlin 1933), eine 520 Seiten umfassende Arbeit, die als seine größte Leistung gilt… sein früher Tod wurde als schwerer Verlust für das Leben der Banatdeutschen bezeichnet…"

Die DDR-Kulturtage in Rumänien (vom 6. bis 13. Dezember) wurden von der NBZ am 30. 11. angekündigt. Im Kreis Temesch gastierte das Volkskunstensemble des Keramikwerks Hermsdorf (Bezirk Gera), das „ein schönes, thüringische Volkslieder und -tänze umfassendes Programm dar(bot)" (NBZ vom 7. 12.). Die Hermsdorfer hatten Darbietungen in Lugosch, Lowrin, Triebswetter, Hatzfeld, Lenauheim, Großsanktnikolaus, Marienfeld, Warjasch und Temeschburg angekündigt. Außerdem war in Temeschburg noch eine Buch- und eine Graphikausstellung zu sehen. Wichtigste Veranstaltung der Kulturtage im Banat war ein Ballettabend des Tanzensembles der Komischen Oper Berlin. Man hatte hervorragende Kräfte von der Spree nach Rumänien entsandt. Über Tom Schilling, den Chefchoreographen, und seine Gruppe von Tänzern war sowohl die NBZ (am 11. 12.) als auch der NW nach der Bukarester Vorstellung (am 15. 12.) voll des Lobes. Im Museum der Kunstsammlungen in Bukarest wurde im Rahmen der Kulturtage noch eine „Ausstellung über die Musik in der bildenden Kunst der DDR" gezeigt.

Die erfolgreiche Turnerin Emilia Eberle beendet ihre aktive Laufbahn. In einer ausführlichen Reportage berichtet der NW vom 7. 12. über den letzten Auftritt der Araderin Emilia Eberle von einem Schauturnen in ihrer Heimatstadt anläßlich der rumänischen Jugendmeisterschaften. 3000 begeisterte Zuschauer waren gekommen, um jene Turnerin zu sehen und zu ehren, die nach der Turnkönigin Nadia Comăneci – sie war bei der Abschiedsvorstellung auch anwesend – wohl die erfolgreichste Turnerin Rumäniens war. die 20jährige Emilia Eberle soll künftig in Arad Jugendtrainerin werden. HS

Nochmals Herta Müllers „Niederungen"

Auf Kosten eines sterbenden, wehrlosen Volksstammes

Den beiden Beiträgen zum Thema Herta Müller in dieser Zeitung, möchte ich meinen hinzufügen, und zwar aus der Sicht eines Lesers, der die umstrittene Autorin der „Niederungen" persönlich kennt.

Herta Müller habe ich als einen fröhlichen Menschen kennengelernt. Irgendwann jedoch hat es in ihrem Leben einen Wendepunkt gegeben. Gleich einem Kind, dem man rät, schreckliche Gestalten aus seinen Alpträumen zu zeichnen, um die Furcht zu überwinden, malt Herta Müller aus eigenem Antrieb Bilder. Sie sind grau in grau, stellen Friedhofszenen und entsetzte, schreiende Menschen dar. Auf meine Frage, warum sie diese Menschen so gemalt hat, erhalte ich die Antwort, daß sie die Menschen so sähe. Und dann kommt irgendwann der literarische Ausbruch. Die in der schweren Kindheit wurzelnden psychischen Probleme werden ihr unerträglich und sie greift vehement ihre Familie und deren Umfeld an.

Nach dem Motto „mach kaputt, was dich kaputt macht" baut sie ihre Frustrationen literarisch ab. Dies auf Kosten eines sterbenden, wehrlosen Volksstammes zu tun, ist meiner Meinung nach verwerflich und ungerecht. Um so mehr, als Herta Müllers Werk vom nationalkommunistischen rumänischen Staat zur Verunsicherung und Diskreditierung der Rumäniendeutschen mißbraucht wird, mit dem Endziel des Aufgehens der Deutschen in der einheitlichen, sozialistischen rumänischen Nation. In einem im Rundfunk gesendeten Interview bezeichnet Herta Müller alle Banater Schwaben im Alter von über fünfzig Jahren als Nazis. Solche pauschalen Vorhaltungen disqualifizieren von sich aus den Urheber. Das ausgeprägte Nationalgefühl der Rumäniendeutschen hat im Laufe der Jahrhunderte dieser Minderheit ein Überleben im andersnationalen Mehrheitsvolk gesichert. Für die raffinierte Propaganda des Dritten Reiches waren die Rumäniendeutschen die leichteste Beute, aber auch gleichzeitig das unschuldigste Opfer.

In demselben Interview im Bayerischen Rundfunk beklagte sich Herta Müller, daß sie unter den eigenen Landsleuten kaum Anerkennung findet, obwohl sie in deren Sprache und für sie schreibt. Herta Müller hat für sich allein geschrieben. Sie hat sich dadurch von der seelischen Last, die sie bedrückte, befreit. Was dabei entstanden ist, könnte man als „Dichtung und Wahrheit", vielleicht auch als „Dichtung und Wahnsinn" bezeichnen, wenn man nicht literarische Maßstäbe anlegt. Man sollte jedoch Herta Müllers Werk nur vom literarischen Standpunkt betrachten. Dann hat man nämlich die vom Förderer – der nationalkommunistischen rumänischen Propaganda – gewollte Wirkung neutralisiert und es bleibt nur noch Sache des Geschmacks, ob man Herta Müllers Geschichten liest oder nicht. Nach meinem Geschmack ist die Fäkaliensprache nicht. Weder als Umgangssprache noch auf literarischer Ebene. Trotzdem finde ich Herta Müllers Sprache sehr aussagekräftig und originell. Da ich nicht vom Fach bin, maße ich mir kein literarisches Urteil an. In den bisherigen Beiträgen wurde nur Unästhetisches zitiert. Deshalb möchte ich anschließend auf folgende Zeilen aus den „Niederungen" aufmerksam machen: „Weiter im Tal, im grauen Puder des Feldwegs stehen Hagebutten und haben Sonnenstich in ihren roten Köpfen. Und die Schlehen nebenan bleiben blau und kühl."

In der „Dorfchronik" wird die Realität in der kommunistischen Landwirtschaft ironisch aufs Korn genommen. Inwiefern die Aufnahme dieser Erzählung in den Band ein Propagandatrick ist oder nicht, sei dahingestellt. Schließlich könnte es ja sein, daß die wirklichkeitsnahe Beschreibung der in der Landwirtschaft Rumäniens herrschenden Zustände als Beweis für die Authentizität der Darstellung des banaterdeutschen Dorfes und seiner Einwohner in derselben und anderen Geschichten des Buches gelten soll.

Originell und treffend finde ich Herta Müllers Vergleich von oft im Leben wiedererzählten Erlebnissen mit dem Quaken eines inneren Frosches: „Jeder hat bei der Einwanderung einen Frosch mitgebracht . . . Auch Mutter hatte aus Rußland einen Frosch mitgebracht."

Ich selbst habe auch einen Frosch. Manchmal quakt er, wenn ich gefragt werde, wie ich nach Deutschland gekommen bin und die Zuhörer erfahren, daß ich mehr als drei Jahre auf meine Familie warten mußte. Herta Müllers Frosch quakt aus ihren „Niederungen". Ihr Frosch sieht anders aus als die Frösche der übrigen Banater Schwaben und er hört sich auch anders an. Aber er quakt dennoch! Lassen wir doch unsere Frösche munter quaken, wenn das uns Erleichterung schafft!

Der grüne Herr Delius hat in seiner Rezension im „Spiegel" aus den Geschichten in Herta Müllers „Niederungen" geschlossen, daß alle Banater Schwaben, ja alle Rumäniendeutschen so sein müssen wie die beschriebenen Personen. Kein vernünftiger Mensch wird auf den Gedanken kommen, daß alle Briten Mörder, alle Franzosen Diebe und alle Italiener Terroristen sind, nur weil in den Boulevardzeitungen in den betreffenden Ländern oft entsprechende Schlagzeilen geboten werden.

Es ist lächerlich, aus erdichteten Geschichten mit umstrittenem literarischen Wert ein Politikum zu machen. Wenn jedoch von interessierter Seite – hier und dort – fortgesetzt wird, diese oder ähnliche Geschichten zu politischen Zwecken zu mißbrauchen, dann wird sich der quakende Frosch in einen bissigen Hund verwandeln. *M. W. Karl*

Achtung, Neu- und Groß-Skt.-Peter!

Zu Pfingsten, also am 25. und 26. Mai 1985, findet unser Heimattreffen wieder in der Sängerhalle in Karlsruhe-Knielingen statt. Dazu sind alle Landsleute herzlichst eingeladen. Bitte diesen Termin bei Euren Urlaubsplanungen zu berücksichtigen! Und kommt alle nach Karlsruhe!

Die HOG

Übersetzungen

von Urkunden, Dokumenten, Rentenunterlagen, Unterlagen für den Lastenausgleich aus folgenden Sprachen: Serbo-Kroatisch, Ungarisch, Rumänisch, Tschechisch, Slowakisch, Polnisch und Russisch durch beeidigten Dolmetscher.

Johann Sabo
Übersetzungsbüro
68 Mannheim 1
Tattersallstraße 43
(Direkt am Wasserturm)
Postfach 2002 – Telefon 2 15 00